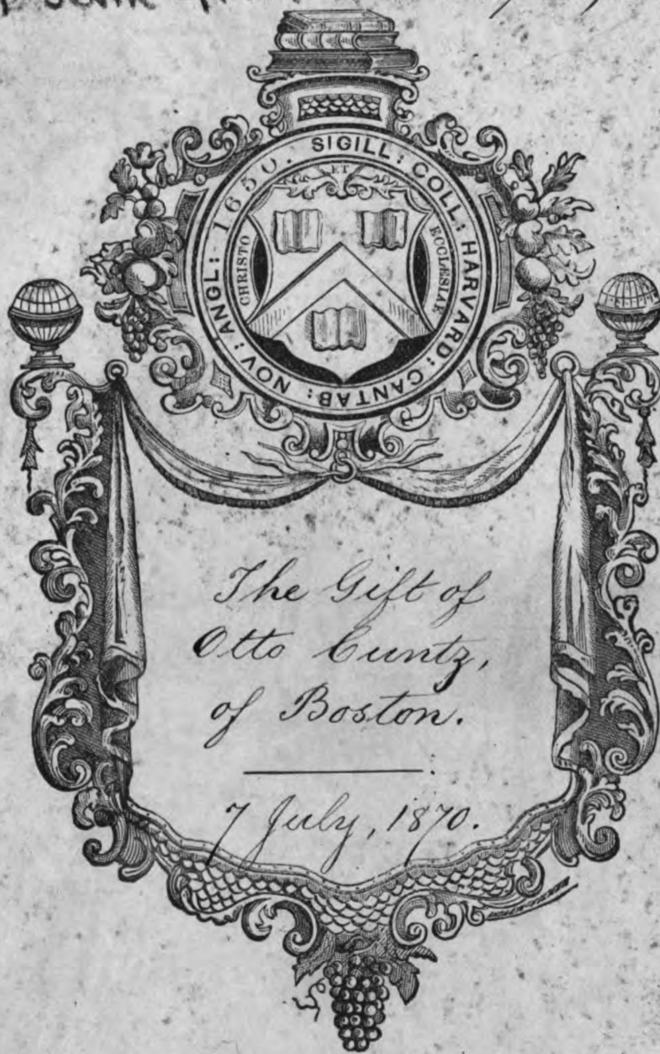
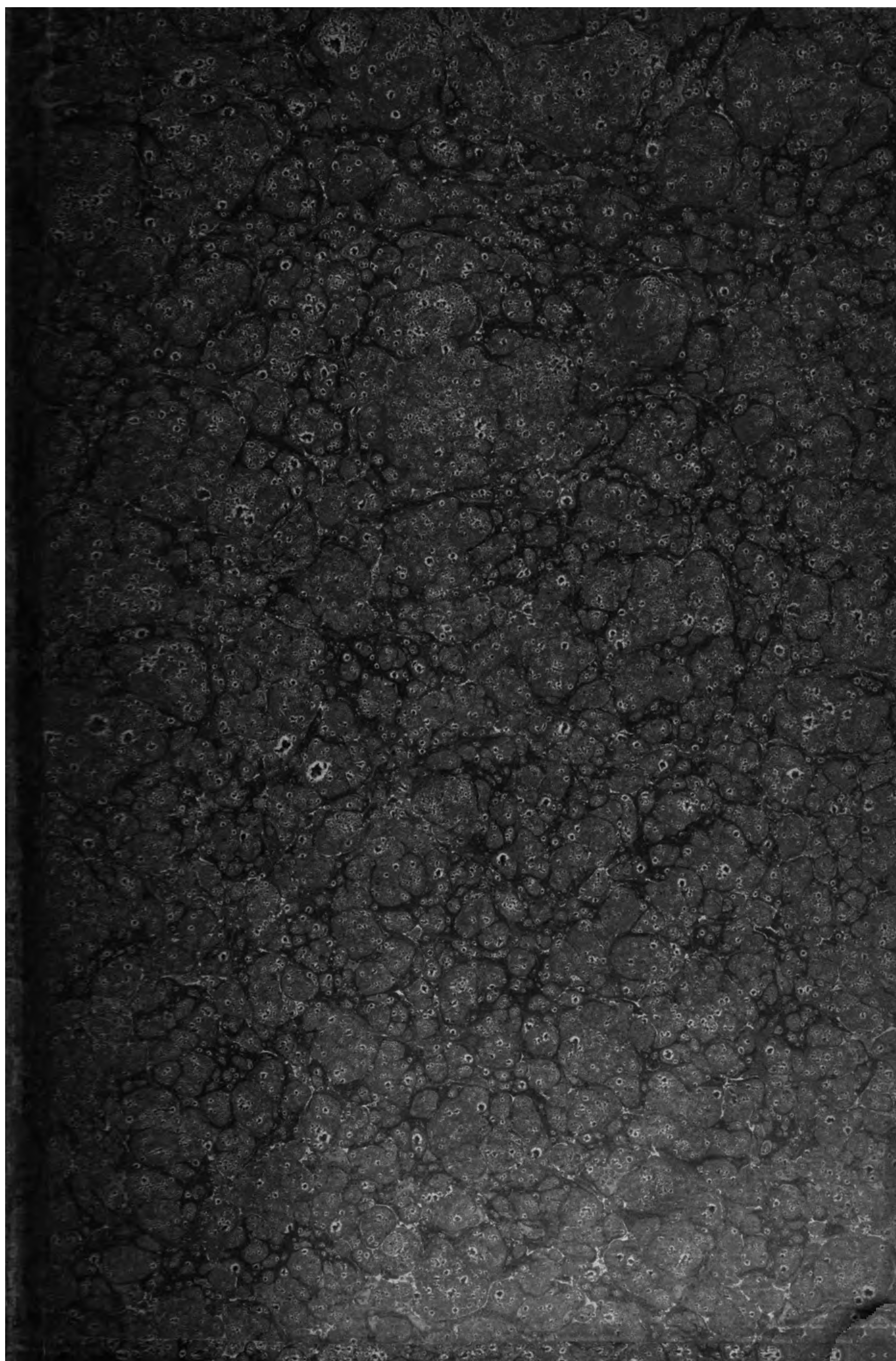



SIGILL: COLL: HARVARD: CANTAB: NOV: ANGL: 1650.
CHRISTO ET ECCLESIAE
The Gift of
Otto Cuntz,
of Boston.
7 July, 1870.




Jahrbuch
der illustrirten deutschen
Monatshefte
24 Band.
BRAUNSCHWEIG
George Westermann.

Westermann's Jahrbuch

der

Illustrirten Deutschen Monatshefte.

Ein Familienbuch

für

das gesammte geistige Leben

der Gegenwart.

Vierundzwanzigster Band.

Der neuen Folge achter Band.

April 1868 — September 1868.

Braunschweig,

Druck und Verlag von George Westermann.

1868.

Verzeichniß der Mitarbeiter

am

vierundzwanzigsten (der neuen Folge achten) Bande

der

Illustrirten Deutschen Monatshefte.

Inhalt

des vierundzwanzigsten (der neuen Folge achten) Bandes.

Namen- und Sachregister

zum vierundzwanzigsten (der neuen Folge achten) Bande.

Nro. 43 der zweiten Folge. April 1868. Der ganzen Reihe Nro. 139.

Westermann's illustrirte deutsche Monats-Hefte

für das gesammte geistige Leben der Gegenwart.



Braunschweig. George Westermann.

New-York, 440 Broadway. B. Westermann & Co.

Preis für die Vereinigten Staaten $ 4. 40 Gold per Jahr. — Einzelne Hefte 60 Cents Currency inclusive

April 1868.

Nro. 43 der zweiten Folge. — Der ganzen Reihe Nro. 139.

Inhalt.

Nro. 43 der zweiten Folge. Der ganzen Reihe **Nro. 139.**

Westermann's

Illustrirte Deutsche Monatshefte.

April 1868.



Untreu aus Mitleid.

Roman in sieben Büchern

von

Julius Grosse.

Die nachfolgenden Blätter stammen aus den Aufzeichnungen eines Flüchtlings; sie enthalten jedoch keine Geschichte von irgendwie politischem Charakter, auch betrifft die Erzählung eigentlich nicht den Verfasser selbst. Fedor Kamienski — wie wir ihn nennen wollen — stammt aus einer deutsch-polnischen Familie und hat seine Erziehung theils in Paris, theils in Deutschland erhalten. Die Entdeckung einer jener zahlreichen aussichtslosen Verschwörungen, wobei er sich mit verzeihlicher Verblendung betheiligte hatte, nöthigte ihn zu schleuniger Flucht. Was darüber seine Blätter enthielten, war äußerst dürftig und wich in keinem Punkte von dem Gewöhnlichen ab, weshalb wir es vollständig übergehen.

Kamienski floh, während seine Besitzungen confiscirt wurden und er selbst in contumaciam verurtheilt ward, in die Hauptstadt eines der kleinern deutschen Reiche, wo er mit andern Unglücksgefährten die kümmerliche Existenz eines Emigranten führte, angewiesen auf seine kleinen Talente, auf die Wohlthätigkeit seiner Verwandten und seiner Familie, welche selbst nur mit Mühe der Verfolgung entging. Mit der Zeit hat er sich aus den mißlichen Verhältnissen herausgearbeitet. Was er in jener deutschen Residenz erlebte, das bildet den Inhalt des vorliegenden Romans. Den seltsamen Ton von Pedanterie und Naivetät, welcher seine Darstellung zuweilen in auffallendstem Grade färbt, glaubten wir nicht verwischen zu dürfen, da dieses „Grau“ einen trefflichen Hintergrund und Contrast für die eigentlichen Hauptfiguren der Geschichte bietet, die nur mittelbar mit Kamienski in Berührung standen.

Erstes Buch.



Es war in den schönen Tagen, als ich meine Braut nur vom Sehen kannte, so erzählt Fedor Kamienski, der zu Anfang der fünfziger Jahre als Flüchtling in D. lebte. Unsere Lage glich vielfach jener der Emigranten in Koblenz, denn auch wir hofften täglich auf eine Aenderung der Dinge in der Heimath, aber leider hofften wir wie sie vergebens.

Von allen Unglücksgefährten, mit denen mich die Ereignisse zusammengeführt hatten, waren nur noch einige Wenige geblieben, die treu zusammenhielten. Wir waren, so viel ich mich erinnere, unser sechs oder sieben: zuerst der junge Graf von L., ein eleganter, fein gebildeter Herr, der schon vielfach im Leben herumgeworfen war. Mehrere Jahre hatte er sich zu Paris aufgehalten, dann Victor von U., vormals Artillerieofficier im Corps der Insurgenten, endlich ein junger Geistlicher, die beiden Brüder Sz., Alfons Kl., ein armer Teufel, und meine Wenigkeit — so glichen wir einem Haufen Schiffbrüchigen, die an den Strand eines fremden Landes geworfen, auf die Zukunft, auf das Glück warteten.

Um unsere bedrängten Umstände besser zu verbergen, aßen wir gemeinsam in einem bescheidenen Kosthause, das manche Aehnlichkeit mit einem amerikanischen Boarding-House besaß. Der Wirth, ein hochgewachsener corpulenter Mann, dem es lange sehr übel gegangen, die Frau Wirthin, welche einst eine Schönheit gewesen sein konnte — beide liebten uns mit einer Art von elterlicher Zärtlichkeit und gaben uns auf Monate und Jahre unbeschränkten Credit — den auch, ich kann es mit Beruhigung sagen, Niemand von uns mißbraucht hat. Sehr natürlich war es, daß wir Mittags und Abends, ja oft den größten Theil des Tages, in den behaglichen Räumen verweilten und sie gleichsam als einen Theil unserer Wohnung betrachteten.

Aber das alte Haus mit seinen gewölbten Bogen im Erdgeschoß, mit seinen dunklen steilen Treppen und luftigen laubenbesetzten Hinterhöfen hatte noch einen andern Vorz g. Gegenüber nämlich lag ein ansehnliches Patricierhaus, in dessen Fenstern ab und zu anmuthige Mädchenköpfe erschienen, und ich mache kein Geheimniß daraus, daß ich mich für eine dieser Huldinnen besonders interessirte. Da der Sommer sehr warm, standen die Fenster meist offen, und da die Straße nicht sehr breit, konnte man bequem bis in die Tiefe der Zimmer sehen. Mein Interesse für die schöne Wally war meinen Leidensgefährten kein Geheimniß geblieben, und sie neckten mich um so schonungsloser, als kein Einziger von ihnen Neigung zeigte, nach so niederschmetternden Erfahrungen und in so düsterer Lage Verhältnisse anzuknüpfen, die vielleicht auf die Dauer an diese fremde Stadt fesseln mußten.

Ich berühre meine eigene Geschichte hier nur vorübergehend, da sie höchst einfach ist. Die schöne Wally beschäftigte mich von Tage zu Tage mehr, aber was konnte ein armer Flüchtling, ein Ausgestoßener ihr bieten, als leere Hoffnungen. Auch ich durfte an kein ernstes Band denken, sondern begnügte mich mit dem süßen Trost ihres holdseligen Anblicks, ohne zu merken, daß sich daraus das innere Interesse immer stärker und lebendiger entfaltete und mich mit Fäden umspann, die immer unzerreißbarer wurden. Wally erschien nur selten am Fenster, schloß es dann, und nahm hinter den kleinen Vorhängen Platz, wo sie las oder irgend eine weibliche Arbeit vornahm, plötzlich stand sie auf, musterte mit flüchtigem Blick die belebte Straße und verschwand wieder.

Ihre ganze Art hatte etwas Bescheidenes, Nachdenkliches und Lauschiges, nur wenn sie mit Freundinnen sprach, die zuweilen in dem Hause erschienen, wurde sie lebendiger, aufmerksamer und unbefange-

ner; für gewöhnlich schien sie in sich selbst versunken, so daß es natürlich war, wenn die jungen Leute und auch meine Gefährten sie trotz ihrer Schönheit eigentlich für unbedeutend hielten.

Wie gesagt, war es nicht Wally allein, welche an den Fenstern jenes Hauses erschien. Außer jenen Freundinnen, mit denen sie plauderte und scherzte, wurden auch zuweilen kleinere Schwestern sichtbar, die, wie ich später erfuhr, in einem Kloster erzogen wurden und sich damals in der Ferienzeit zu Hause befanden. Mehr als diese Alle aber interessirte namentlich meine Freunde eine andere, und zwar die ältere Schwester Wally's, Namens Sidonie, welche regelmäßig Mittags um Zwölf am Fenster erschien und ziemlich lange verweilte.

Es war eine auffallende, in ihrer Art eigenthümliche Erscheinung. Da sie kurzsichtig war, bediente sie sich einer in Perlmutter gefaßten Lorgnette, mit welcher sie bei offenem Fenster das Treiben der Straße und der Nachbarschaft betrachtete. Zuweilen spielte sie mit ihren Fingern auf der Fensterscheibe, als übe sie eine Sonate und man sah, daß sie eine außerordentlich kleine, feine aristokratische Hand besaß. Ihr Costüm war stets höchst ausgewählt und mit ausgesuchtem Geschmack zusammengestellt; niemals erschien sie im Hauskleid wie Wally, sondern immer en grande tenue. Ihre Figur war nur mittelgroß, aber von jener elastischen Fülle, wie sie in Deutschland bei jungen Mädchen nur selten vorkommt. Unwillkürlich dachte man sich diese graziöse Gestalt mit dem länglich ovalen Gesicht, das von aschblonden kurzen Löckchen umkränzt war, in das Costüm der Rococozeit. Mit dem Typus jener Epoche, wie er in zahlreichen Porträts bekannt ist, stimmten auch die starken dunklen Augenbrauen, die feingeschnittenen Lippen, die energisch modellirte Nase und der feste selbstbewußte Blick der grauen Augen. Ihre ganze Art hatte etwas Herausforderndes, und ich kann es nicht verschweigen, daß Manche meiner Tischgenossen nicht die höchste Meinung von dieser Schönen hegten. Man nannte sie ganze offen eine Cokette, obgleich ich diesem Verdammungsurtheil nicht beistimmen konnte. Gefallsüchtige Damen haben nicht diesen schwermüthigen Ernst, diese geistige und körperliche Knappheit à quatre épingles, diese vornehme Schweigsamkeit, wie Sidonie, die weder mit ihrer Schwester, noch mit sonst Jemand sprach; sie kam stets allein und verließ sofort das Fenster, sobald andere Mitglieder der Familie herzutraten.

Es braucht wohl nicht vorausgeschickt zu werden, daß mein Interesse an dieser allerdings „romanhaften" und „pikanten" Erscheinung ein durchaus unpersönliches war; denn die Holdseligkeit und echte Weiblichkeit der jüngern Schwester übte von Tage zu Tage einen unwiderstehlicheren Zauber auf mich; und ich konnte endlich den Gedanken nicht mehr abweisen, mich auf irgend eine schickliche Art in jene Familie einzuführen. Nach den Erkundigungen, die mir, ohne daß ich sie suchte, von unserm dicken Wirth zukamen, erfuhr ich Folgendes:

Jene Familie war erst seit einigen Jahren in diese Stadt gezogen. Ursprünglich am Rhein begütert, hatte man die Besitzungen aufgegeben, nachdem der Vater auf einer Reise nach Paris durch die Ereignisse des Jahres 1848 ein unerwartetes Ende gefunden hatte. Er war bei der großen Junischlacht als unbetheiligter Zuschauer von einer Kugel der Legionen Cavaignac's getroffen worden. Seitdem hatte sich die Wittwe mit ihrer zahlreichen Familie nach D., ihrer Heimathstadt, zurückgewendet, um im Kreise ihrer Verwandten ein behagliches Leben zu führen. Ferner erfuhr ich, daß Sidonie bereits verlobt sei und zwar gegen den Willen der Familie. Ihr Bräutigam, hieß es, sei ein junger Mediciner aus einem benachbarten Herzogthum, der nur seine Anstellung erwarte, um zur Heirath zu schreiten.

Diese Aufschlüsse entrückten die schöne Sidonie sofort den frivolen Bemerkungen meiner Tischgenossen; denn eine Braut hat unzweifelhaft das Recht einer größern Selbständigkeit und Sicherheit, als ein sogenannter Backfisch. Sidonie also war verlobt, und obwohl wir niemals den geheimnißvollen Bräutigam an ihrer Seite sahen, so erklärte sich doch die ungemeine Gleichgiltigkeit und die stolze Geringschätzung, mit welcher sie die Männer völlig zu ignoriren schien. Als ich ihr einmal in der Stadt begegnete, maß sie mich mit so kaltem herausfordernden Blicke, als kenne sie alle unsere anzüglichen Bemerkungen. Dies Mal sah ich sie

zum ersten Male ganz in der Nähe, und ich kann nicht leugnen, daß sie einen höchst imponirenden Eindruck auf mich machte. Ueberhaupt — seitdem wir wußten, daß sie sich gegen den Willen der Familie verlobt habe, konnte man ihr eine gewisse Bewunderung nicht versagen. Einer großen Familie Trotz zu bieten und seinen Willen in aller Güte durchzusetzen, ist nicht Sache jedes Mädchens. Außerdem war ihr Erkorener weder reich, noch sonst bevorzugt — es war ein voller, reiner Sieg der Liebe. Dieser Umstand gab mir selbst ein gewisses Vertrauen, denn ich bildete mir ein, daß vielleicht auch die Schwester etwas von dieser Selbständigkeit und Charakterfestigkeit habe, um im günstigsten Falle den Muth zu zeigen, einen einstweilen aussichtslosen Verbannten nicht aus äußern Gründen abzuweisen.

Der Sommer verstrich unterdessen, der Winter kam, aber eine Gelegenheit, die nähere Bekanntschaft jener Familie zu machen, wollte sich schlechterdings nicht finden. Bälle besuchte man nicht. In Concerten wie im Theater sah ich Wally zwar öfter, aber ich verachte die Zudringlichkeit jener Abenteurer, welche den Ruf eines Mädchens nicht scheuen, um sich an sie zu drängen. Die Städte haben in diesem Punkte verschiedene Sitten, ebenso wie das Reich der „Poesie" und die unbarmherzige oder besser engherzige Wirklichkeit. In D. ist der Ruf einer Dame für immer ruinirt, welche im Theater oder im Concert die Anrede eines ihr unbekannten Herrn erwidert oder gar seine Begleitung annimmt, selbst in Gegenwart ihrer Duenna.

Plötzlich — es war bereits im Mai — erfuhr ich, daß die Familie schon in den nächsten Tagen aus gewissen Gründen die Stadt verlassen werde, um eine Villa in Walbach zu beziehen. Das Dörfchen dieses Namens, anmuthig durch seine Sauberkeit und Wohlhabenheit, umgeben von hochstämmigem Wald und fruchtreichen Gärten, lag eine Stunde vor der Stadt dicht am Strom, der dort in zahllosen Armen reizende waldreiche Inseln umfluthet. Diese Kunde versetzte mich in große Aufregung, und jetzt erst, da ich den Anblick der Holdseligen verlieren sollte, merkte ich, wie feste Fäden die süße Gewohnheit bereits um mich geschlungen hatte. Ich beschloß einen Schritt zu wagen, und wenn er abenteuerlich erschien, durfte man einem Flüchtling, einem Emigranten wohl manches verzeihen, und mit seiner Unbekanntschaft der dortigen Sitten entschuldigen.

In England und Amerika verkehren junge Leute — Damen und Herren — ohne alles Bedenken auf der öffentlichen Straße; dort in D. ist die Sitte, wie erwähnt, so streng, daß eine junge Dame sofort ihren Ruf ruiniren würde, wenn sie sich einfallen ließ, mit einem Herrn, selbst wenn er aus dem Kreise ihrer Bekannten wäre, auf öffentlicher Straße zu reden. Gleichwohl war ich entschlossen, Wally's Bekanntschaft um jeden Preis zu machen. Ich wußte, daß sie zu gewissen Zeiten die kleine Capelle einer entfernteren Stiftskirche besuchte, wohl mehr, um unbemerkt Almosen an die alten Frauen des Stifts auszutheilen, als weil die Capelle wegen ihres Gnadenreichthums in besonderm Rufe stand.

Dorthin ging ich ihr nach; vielleicht ergab sich eine Gelegenheit, sie anzureden, auf die Gefahr hin, wie Doctor Faust heimgeschickt zu werden. Aber es kam nicht so weit. Das Fräulein schien meine Absicht zu merken und entfloh in die nahe Wohnung einer ihrer Freundinnen, deren Vater einen hohen Posten bekleidete. Der mißlungene Versuch trieb mich jedoch weiter, ich schrieb ein kurzes Billet — trunken und verzweifelt wie meine Stimmung war — schwärmerisch und heiß, wie die Romeos aller Nationen in solcher Lage empfinden.

Diese Zeilen steckte ich dem Bedienten ihres Hauses zu, der zuweilen zu unserm dicken Wirth herüberkam. Aus der willfährigen Art, wie er sie annahm, schöpfte ich sofort die ausschweifendsten Hoffnungen, und das Glockengeläut des Pfingstmorgens, welcher auf den nächsten Tag fiel, tönte mir wie die feierliche Einläutung meines Glückes. Allein ich sollte bald enttäuscht werden. Der Sonntag verging und die beiden nachfolgenden Tage. Wally war vom Fenster verschwunden, der alte Bediente ließ sich ebenfalls nicht sehen, endlich am Abende des dritten Tages traf ich ihn zufällig unter den Bogen des Erdgeschosses, und machte ihm die offensten Vorwürfe, daß er meine Zeilen entweder unterschlagen oder der Mutter ausgeliefert habe.

Der alte Mann schwor Stein und Bein, daß er am Pfingstmorgen meinen Auftrag

ausgerichtet, und es traten ihm die Thränen in die Augen, daß ich ihn, der bereits seit dreißig Jahren im Hause diente, für unehrlich halten könne. Fräulein Wally werde schon selbst mit ihrer Mutter gesprochen haben.

Am andern Abend fand sich der alte Mann wiederum ein, und überreichte mir ein kleines zierliches Briefchen zum Beweis, daß er treu gewesen sei.

Hastig riß ich das Blatt auf und las —

„Geehrter Herr. Nur um die Treue eines alten Dieners unseres Hauses nicht im falschen Lichte erscheinen zu lassen, sehe ich mich gezwungen, Ihnen mitzutheilen, daß ich Ihre Zeilen empfangen habe. Offen gestanden, begreife ich nicht, was Ihnen das Recht verlieh, mir in dieser Weise von Ihren Gesinnungen Kenntniß zu geben, da ich weder die Ehre habe, Sie zu kennen, noch Ihnen jemals auch nur den leisesten Anlaß gegeben habe, Voraussetzungen zu hegen, welche Sie zu diesem auffallenden Schritt ermuthigen konnten. Da wir in Kurzem die Stadt verlassen, um unsere Villa in W. zu beziehen, hoffe ich, daß Sie sehr bald von Ihrer Aufregung zurückkommen werden, deren Veranlassung mir völlig fremd ist. Wally S."

Ich gestehe, der erste Eindruck dieser mit fester, klarer Hand geschriebenen Zeilen war ein niederschmetternder — aus jedem Worte schien mir ein versteckter Hohn hervorzublitzen, den ich in diesem harmlosen Kinde gar nicht gesucht hätte. Als ich am andern Morgen die Zeilen nochmals durchlas, erschienen sie mir in ganz anderm Lichte. Genau genommen war es keine Abweisung, sondern nur ein Beweis von Unzufriedenheit mit dieser Art der Anknüpfung, ein Mißtrauensvotum in den Ernst meiner Absichten, die man nur für eine „Aufregung," eine vorübergehende Laune ansah. Alles in Allem genommen, konnte Wally selbst im allergünstigsten Falle gar nicht anders schreiben.

Mein Muth kehrte zurück, aber der Tag, der trüb und regnerisch war, verging in unfruchtbaren Ueberlegungen. Endlich gegen Abend befand ich mich unbewußt abermals in der bekannten verhängnißvollen Straße. Die Sonne war endlich durchgedrungen und ein goldrother Glanz, eine feierliche Glorie schwebte um die Gebäude. Die ganze Familie S. war an den offenen Fenstern.

Ohne lange zu überlegen, was ich that, trat ich jetzt entschlossen in das schöne Haus mit den grünen Jalousieläden. Im Hausflur kam mir der alte Diener entgegen, diesmal freundlicher als gestern.

Ich wünsche die Frau S. zu sprechen.

Der Diener verschwand, ich hörte im obern Stockwerk mehrere Thüren gehen, und eine lebhafte Bewegung. Es dauerte nicht lange, so kam der Bediente zurück und winkte mir, ihm zu folgen. Wir stiegen eine dunkle schmale Treppe hinan, und plötzlich stand ich in einem großen dreifenstrigen Zimmer, dessen Wände von zahllosen Epheuranken bedeckt waren; die sich vorn am Fenster so dicht verschlangen, daß sie fast das Zimmer verdunkelten.

„Sie wünschen mich zu sprechen," sagte eine milde, wohlthuende Stimme ganz in meiner Nähe, ich sah jetzt, daß Wally's Mutter bereits im Zimmer war. Es war eine Frau von mittlerer Größe, in ihrer Jugend von seltener Schönheit, und noch jetzt anmuthig und begehrenswerth. Ihre klaren durchdringenden Augen, welche forschend auf mir ruhten, verriethen ebenso viel Welterfahrung als Charakterfestigkeit, nur ihre weiche Stimme stand damit in Contrast, denn es klang darin eine Fülle von Herzensgüte und Wohlwollen, welche mir sofort Ruhe und Vertrauen gaben.

„Sie wissen ohne Zweifel, gnädige Frau," sagte ich, „daß ich vor einigen Tagen an Ihre Tochter geschrieben habe."

„Allerdings, Wally setzte mich sofort in Kenntniß, und sie hat mit meiner Bewilligung darauf geantwortet."

„Eben diese Antwort ist es, die mich beunruhigt. Ich bin fremd in dieser Stadt, unbekannt mit den hiesigen Sitten und ohne alle Verbindung, die es mir erleichtert hätte, in Ihr Haus eingeführt zu werden. Bei der Aufrichtigkeit meiner Absichten und bei der Zartheit solcher Angelegenheiten, wünsche ich vor Allem keinen falschen Schritt zu thun. Sagen Sie selbst, wie hätte ich es machen sollen, um mich Wally zu nähern?"

„Daß Sie direct zu mir kommen, entschuldigt alles Vorhergehende," sagte sie mit gütigem Lächeln. „Sie haben bis jetzt in ganz loyaler Weise gehandelt, und da Sie von aufrichtigen Absichten reden, wer-

den wir uns bald verständigen. Darf ich bitten, Platz zu nehmen," und sie deutete auf die grünsammetenen Fauteuils, welche um marmorne Pfeilertischchen unter der Epheulaube am Fenster standen.

Unmöglich kann ich heute die ganze lange Unterredung wiederholen, welche stattfand. Ich sprach zunächst von meiner persönlichen Lage, von meiner traurigen Vergangenheit, von den mancherlei Aussichten, die sich mir gegenwärtig boten, um ein neues Leben zu beginnen, auch von den Verhältnissen meiner Familie.

„Es stimmt Alles mit den Erkundigungen," sagte sie, „die ich selbst bereits von Ihnen habe. Es mag Alles gut und schön sein. Ich mache keine Bedingungen, als eine äußere anständige Existenz und vor Allem die Neigung meiner Tochter, die Sie ja gar nicht kennen."

„Doch, wenn es möglich ist, aus einzelnen Charakterzügen sich ein ganzes Bild zu entwerfen. Ich habe jetzt Wally über Jahr und Tag beobachtet, und habe einen unzerstörbaren Eindruck empfangen; sie gehört zu jenen klaren Naturen, die ewig kindlich bleiben, leutselig gegen die Untergebenen, hilfreich gegen die Leidenden, die Lieblinge der Familie sind, die Welt nur durch den Schleier der eigenen Herzensgüte und Frömmigkeit kennen. Doch damit Sie nicht glauben, ich wolle die Rolle eines Schmeichlers spielen, setze ich hinzu, Wally hat ein Temperament, wie der Monat April, unberechenbar in ihren Launen und Stimmungen; dabei scheint sie geneigt zu selbstquälerischen Grübeleien und Sorgen, mit denen sie leicht sich und Andern das Leben sauer macht."

„Sie malen etwas scharf, aber nicht ganz unrichtig," sagte die Mutter. „Ich selbst verstehe oft meine Tochter nicht; sie hat mehrere der vortheilhaftesten Partien ausgeschlagen, aber ich glaube wohl, daß sie, auf rechte Weise behandelt, in ihrem innersten Wesen verstanden, schließlich ihre Einwilligung nicht versagen würde."

Am Schluß der Unterredung bat ich, die Familie zuweilen besuchen zu dürfen, doch um jedes Gerede abzuschneiden, erst so bald der Umzug in die Villa bewerkstelligt sei. Dort würde man unbehelligt von den Augen der Nachbarschaft und der Enge der Stadt Raum und Zeit haben, sich gegenseitig kennen zu lernen. Die Bitte wurde mit Freundlichkeit entgegengenommen und die Erlaubniß in aller Form ertheilt. Ich ging, ohne Wally nur gesehen zu haben.

So war denn das sogenannte „Verhältniß" auf die „solideste," eigentlich philisterhafteste, spießbürgerlichste, zopfigste Manier eingeleitet, würdig des strengen Ceremoniels des vorigen Jahrhunderts, als man noch Freiwerber schickte und Vater und Mutter mit „Sie" anredete. Hätte ich jetzt irgend einem meiner Freunde gesagt, daß ich eigentlich in aller Form um die Hand einer jungen Dame angehalten, ohne noch ein Wort mit ihr gesprochen zu haben, er hätte mich für den leichtsinnigsten Abenteurer, den keckten Gil Blas dieser gesegneten Zeit halten dürfen, und dennoch waren die Umstände so, daß ich nicht anders handeln konnte.

Am Tage darauf erschien Wally abermals wie sonst am Fenster, und siehe, sie blühte wie eine Rose und scherzte in übermüthigster Weise mit ihren jüngern Schwestern, die sie abküßte, als hätte man sich seit Jahren nicht gesehen.

Zwei Tage darauf stand das Haus gegenüber öde und verfallen. Die Gardinen waren herabgenommen, die Blumenstöcke entfernt; man war auf die Villa übergesiedelt. Am folgenden Tage machte ich mich gegen fünf Uhr Nachmittags selber auf den Weg, der fast ununterbrochen am Strome hingeht in einer schönen Allee uralter Ulmen und Kastanien, dazwischen einzelne Villen und bäuerliche Anwesen, endlich biegt ein Flußarm ab, man geht über eine Brücke, die Gegend wird waldiger und siehe, dicht am Strom mitten in einem wohlgepflegten Garten stand die Villa in jenem beliebten Schweizerstil erbaut, mit Schnitzwerk, weit überstehendem Dache und ringsherumlaufender Altane. Das Ganze war kein Neubau, sondern aus einem ältern Schlößchen kunstvoll hergestellt, nur der Seitenflügel, etwas niedriger und länger, war neu. Oft schon hatten mich früher meine Spaziergänge hier vorübergeführt, und immer war mir das saubere idyllische Landhaus aufgefallen, dessen Façade von Weinranken dicht überdeckt war.

Als ich näher trat, sah ich unter einer laubumrankten Veranda mehrere Mädchenköpfe und hörte laute Stimmen; kaum erreichte ich die Thür, als sich eine der Ge-

stalten erhob und mir entgegenkam. Es war aber nicht Wally, sondern Sidonie, die mit artigen Worten ihre Schwester entschuldigte. In der Villa seien einige alte Hausfreunde der Mutter und Wally habe für die Küche zu sorgen, ich möchte indeß Platz nehmen.

Jetzt bemerkte ich im Schatten des schindelgedeckten Dachs der Veranda die jüngern Schwestern. Vor ihnen auf dem Tisch lag ein großer Berg abgepflückten spanischen Flieders, dessen kelchartige Blüthen die Kinder in einander steckten und so eine Art von Guirlanden, Halsketten und Kränzen flochten, womit sie sich schmückten; es ist ein bekannter kindischer Zeitvertreib, und ich half ihnen dabei.

Die ungenirte und zutrauliche Art, wie diese jungen Persönchen sich benahmen und mit mir sprachen, da ich ihnen bis dahin wildfremd war, hatte etwas ungemein Gewinnendes. Ich fühlte mich, so zu sagen, sofort wie zu Hause, wie unter den Meinigen.

Endlich kam auch Wally heraus — in weißer Küchenschürze und in der Hand noch den Kochlöffel. Das Gesicht erschien wie erhitzt vom Herdfeuer. Sie stammelte halb lachend und halb verlegen einige Worte, und ehe ich noch Zeit gehabt, ihre großen, braunen Rehaugen, das lange Oval ihres Gesichts mit den sammtenen Wangen und dem wellenförmig reichen schwarzen Haar wie etwas Fremdes, nie Gesehenes meinem Gedächtniß einzuprägen, war sie wieder verschwunden. Es ist nicht selten, daß schöne reizende Gesichter, die man nur aus der Entfernung kannte — wie z. B. auf der Bühne, in der Nähe, wo alles Individuelle bestimmter und so zu sagen, älter erscheint, den entgegengesetzten Eindruck machen; hier war es vollkommen umgekehrt, und ich staunte, welche seltene, ungeahnte, zaubervolle Schönheit diese Holde besaß, welche jetzt vor mir stand, während sie sonst — über die Straße gesehen, allenfalls für leiblich hübsch gelten konnte. Was die Küchenschürze und den Kochlöffel betraf, dachte ich mir gleich, daß dieser Aufzug nur eine schelmische Komödie sei, um über die Verlegenheiten der ersten Vorstellung hinauszukommen — was sich auch in der Folge bestätigte.

Sidonie, welche eine gewisse Gemessenheit und ernste Würde auszeichnete, führte ausschließlich, gleichsam an Mutterstelle, das Gespräch. — Das Lob dieser anmuthigen Besitzung veranlaßte sie, mich hinauf in den Salon zu führen, welcher sich in dem Anbau befand. Es war ein großer dunkler, mit Behaglichkeit und Pracht eingerichteter Raum. An der Wand des Vorzimmers hing eine Reihe von Ahnenbildern aus den beiden letzten Jahrhunderten. Ein hoher Bücherschrank, an dem wir vorüber gingen, enthielt die Werke Voltaire's, Rousseau's, Shakespeare's, Montesquieu's und Goethe's — grade wie im Zimmer meines Vaters; ich befand mich wie zu Hause. Auf dem Kamine standen chinesische Vasen, auf einem alten reichgeschnitzten Büffet ein ganzes Sortiment venetianischer Gläser, alter Porcelangruppen im Rococogeschmack. Die geschweiften Füße der Tische und schweren Sammtstühle vervollständigten den Eindruck des vorigen Jahrhunderts.

Unter den Ahnenbildern waren viele Frauenköpfe, in denen der Typus von Sidonien wiederkehrte. Ich konnte mich der Bemerkung nicht enthalten, daß das Fräulein selbst mich immer an das vorige Jahrhundert und noch mehr an den Typus der überrheinischen Völker erinnere. Zugleich drückte ich mein Staunen aus, in einer deutschen Bürgerfamilie so viel Geschmack, Kunstsinn und Interesse für die französische Literatur zu finden.

„Das hat seine natürlichen Gründe," sagte sie, „besonders was das erste betrifft, unser Großvater war ein geborener Franzose, und aus seinem Besitz stammt fast Alles, was Sie hier sehen, jetzt sind wir aber die besten Deutschen geworden." — Und sofort entspann sich ein Gespräch über die Ereignisse, die in ihrer sowie in meiner Familie seit einem halben Jahrhundert sich zugetragen hatten. Währenddessen entdeckte ich in einer Ecke plötzlich ein anziehendes Bild, das Wally merkwürdig ähnlich sah, nur trug es kurzes Haar, hatte tiefliegende Augen und schmale Wangen. Zugleich war der Ausdruck dieses Kopfes, unter dem die Hand gestützt war, unendlich schwermüthig. — Fragend wandte ich mich zu meiner Begleiterin.

„Wer war dies?" — sie lächelte.

„Wer es war? — Fragen Sie lieber, wer es ist — es ist das Porträt meiner Schwester selbst, wie sie im vorigen Jahre aussah, als sie sich von einem heftigen Nervenfieber erhoben hatte."

Ich konnte mich lange nicht von dem schwermüthigen, anziehenden Bilde trennen und lauschte Sidoniens Worten, welche Vieles zum Lobe ihrer Schwester sagten, aber beifügten, daß „Manches in der Welt nicht so leicht sei, wie man sich im Voraus vorstelle," — namentlich seien die Lieblingskinder der Mütter am schwersten zu gewinnen.

Das Alles sagte sie mit dem mütterlichen Ton einer Beschützerin; ich sah, sie hegte Wohlwollen gegen mich und theilte die Eigenthümlichkeit glücklicher Bräute, sich durch die Förderung von Anderer Herzensgeschichten als milde Huldinnen hochverdient zu machen. Ich fühlte es, ich hatte in ihr eine treue Freundin gewonnen.

So hatte ich allen Grund, mit den goldensten Hoffnungen zu scheiden. Während wir noch an den Fenstern des Salons standen und auf den Garten und den Strom hinaussahen, ließ sich plötzlich ein wunderbarer Gesang vernehmen. Es war eine herrliche volle Baritonstimme, welche das bekannte Lied vom Abendstern aus Wagner's Tannhäuser sang. Süß und ehern zugleich quollen die lang austönenden Klänge des unbekannten Sängers — ich konnte nicht einmal bestimmen, woher der seltsame Gesang kam, der die ganze Luft um die Villa mit Wohllaut durchfluthete. Als ich mich umsah, war Sidonie nicht mehr an meiner Seite. Ich mußte allein den Rückzug antreten, und wußte nicht, was ich von dieser auffallenden Unterbrechung denken sollte. — Nur die kleinen Schwestern saßen noch im Garten, aber auch sie wußten mir keine Auskunft zu geben, sondern deuteten kichernd nach einem Pavillon, der ungefähr sechzig bis achtzig Schritte entfernt war und zu dem öffentlichen Sterngarten von Walbach gehörte.

Als ich dort vorüber kam, grüßte mich Jemand aus dem offenen Fenster. Ich sah hinauf und erkannte Herrn Violet von der Oper. Es war ein vorzüglicher Sänger, der vor Kurzem aufgetaucht war und bedeutendes Aufsehen in der Stadt machte. Ich kannte ihn vom Sehen, und wir hatten uns wohl auch schon flüchtig gesprochen. Diesmal grüßte er herzlicher und vertraulicher als sonst. Da ich Kopf und Herz selbst voll hatte von meinen eigenen Angelegenheiten, achtete ich damals nicht weiter auf dies Begegniß; da jedoch Herr Violet nachträglich eine so bedeutende Rolle in der Familie meiner Braut spielen sollte, will ich hier gleich erwähnen, was ich von ihm wußte. Im Grunde ist es wenig, aber eines war bezeichnend. Herr Violet, aus der französischen Colonie in Berlin stammend, war im Punkt des Geschmacks ein wahres Musterbild für die Stadt. Seine weiße Wäsche, sein höchst elegantes Costüm bis zu den Lackstiefeln und dem Charivari seiner Uhrkette war das Neueste und Modernste, was zu finden war. Er aß und trank stets nur das Feinste und Kostbarste, was die Jahreszeit bot, ohne daß man sagen konnte, daß er verschwendete, denn so viel verlautete, besaß er selbst ein bedeutendes Vermögen. Persönlich zeichnete ihn das gewandteste artigste Benehmen aus. Er wußte seine Rede mit Verbindlichkeiten zu würzen, ohne die feine Grenze des Schicklichen je zu überschreiten, und wer den ganzen Menschen mit seinen cavalieren Manieren, seinem stets freundlichen Lächeln auf den Lippen, seinem festen männlichen Auftreten und geschmackvoller Toilette betrachtete, konnte ihn für einen geborenen Edelmann halten.

Aber er gewann noch mehr, wenn man ihn näher kennen lernte — ich traf ihn, wie gesagt, zuweilen bei dem französischen Restaurant. Sein Auge hatte jenen trunkenen Ausdruck einer Seele, die, von Idealen erfüllt, in Hoffnungen und Träumen eingewiegt, Phantasiegebilden und innern Entzückungen hingegeben ist, so daß sie für die Wirklichkeit und irdische Realität wenig Sinn zu haben scheint. In der That sah ich ihn nur einmal heftig und jähzornig werden, als ein junger Baron, ein Habitué des Theaters, von nichts zu reden wußte, als von Pferden und Hunden. Violet war nicht nur bei Allen, die ihn kannten, sondern auch beim großen Publicum sehr beliebt, und überall rühmte man seine Gefälligkeit, seine Bescheidenheit, sein nobles, ehrenhaftes Wesen, und was selten ist, seinen höchst anständigen, fleckenlosen Lebenswandel. Wie alle Schauspieler und Sänger, war auch er stets rasirt, und seine Haut hatte auf der vollen Wange und am breiten Kinn jenen bläulichen Ton, den, wie man sagt, die Damen so anziehend finden. Sein dunkelblondes Haar war gelockt, seine Stirn breit, sein halbverschleiertes großes Auge voll Tiefe und Glanz,



Endlich kam auch Wally heraus — in weißer Küchenschürze und in der Hand noch den Kochlöffel.

nur selten gewann es einen stechenden oder schwermüthigen Ausdruck. — Alles in Allem war Herr Violet ein Gentleman, und jedenfalls durfte sich das Mädchen für das reizendste und vollkommenste Geschöpf halten, welches er einst heimführen würde.

Die Zeit verging. Seit jenem ersten Tage war ich ein paarmal in der Woche draußen in Walbach zu Fuß oder zu Pferde, zu Schiffe oder zu Wagen, wie es die Gelegenheit bot. Ich wurde stets freundlich empfangen, so daß ich mich bald in die Illusion wiegte, als sei ich bereits zu einem Mitgliede der Familie geworden. Am liebenswürdigsten war die Mutter Wally's selbst, und wenn man daraus, daß sie mir beim Abschied zuweilen einen Strauß frischer Rosen mitgab, einen Schluß ziehen durfte, so war sie meine beste Verbündete bei der eigenen Tochter.

Trotzdem konnte ich mit der schönen Wally nicht recht vorwärts kommen. Zwar kargte sie nicht mit ihrer Gegenwart, aber sie schien die Beute einer grenzenlosen Unruhe zu sein. Bald hatte sie mit den Dienstboten, bald mit den Bauerkindern des Dorfes, bald im Keller, bald in der Küche zu thun. Obwohl sie freundlich war und zum Lachen allezeit aufgelegt, vermied sie doch, mit mir allein zu sein. Häufig auch waren Verwandte und Bekannte aus der Stadt anwesend, und es gab eine gemischte Unterhaltung, welche alles Andere begünstigte, nur nicht sich näher zu kommen.

Was wollte ich machen, um der holden Wally nicht dauernd ein Fremder zu bleiben? Der unglückliche Umstand, daß ich vor meinem Eintritt in die Familie meine Absichten hatte erklären müssen, raubte dem sogenannten „Verhältniß“ das allmälige Wachsen, den süßen Zauber des Geheimnisses, die Unbefangenheit der Freiheit und die innere Ruhe; kurz, ich war in jeder Beziehung im Nachtheil. Um überhaupt der brutalen Aeußerlichkeit des Verkehrs einen tiefern Inhalt zu geben, begann ich eine Correspondenz mit Wally, das heißt, nach jedem Besuch brachte ihr die Botenfrau, welche ein paarmal wöchentlich von dem Dorf in die Stadt ging, einen dicken Brief, in dem ich dem Mädchen Alles sagte, was ich vor andern Augen und Ohren nicht hätte sagen können.

Wally beantwortete diese Briefe nicht, was ich auch nicht erwartete; aber ihr strahlendes Auge, der wärmere Ton ihrer Sprache, die holde, schämige Schüchternheit ihres Wesen waren Zeichen genug, daß diese Art des Umgangs sie ganz glücklich mache. Leider sollte dieser stille Verkehr, der das Mädchen mir vermeintlich mehr und mehr zu eigen machte, keine lange Dauer haben; er ward jählings unterbrochen.

Sidonie hatte bis dahin meine Aufmerksamkeit wenig geweckt. Gewöhnlich saß sie abseits in irgend einer Laube, auf einem Schaukelstuhl oder hinter dem Holzschuppen versteckt und — las Romane. War sie unter der Veranda zugegen, so war sie einsilbig, bleich und in Nachdenken versunken. Man sah es ihr an, es gährte etwas Namenloses in ihr, sie war nicht zufrieden mit sich selbst, und dies Mädchen hielt man für eine glückliche Braut.

Seltsam, ich kam bereits sechs Wochen lang hinunter in die Villa, aber nicht ein einziges Mal hatte ich ihren „Bräutigam“ zu Gesicht bekommen. Welch ein curioses Verhältniß? Kam sie etwa an andern Orten mit ihm zusammen? Oder war ihm trotz der erklärten Verlobung einstweilen das Haus verboten? Ich fand keine Erklärung.

Ein Tag sollte mir über diese Dinge Aufschluß geben, der mich indessen noch mehr verwirrte und schwerere Räthsel enthielt, als die Zeit zuvor.

Ich kam eines Sonnabends hinunter, es war ein wolkenbedeckter stiller, warmer Julitag. Die Schwestern saßen wieder unter der Veranda, stickten und nähten, musterten und probirten allerlei Bänder, Blumen und Spitzen, als stände ein großer Ball bevor.

Hinter dem Hause lag eine mit Obstbäumen bepflanzte Wiese, durchschnitten von schönen Kieswegen. Dort sah ich in einiger Entfernung Sidonien nebst ihrer Mutter mit einem hochgewachsenen jungen Mann, den ich noch niemals hier angetroffen, auf- und niedergehen.

Wally nannte den Namen des Doctor Arnold.

Das also war Sidoniens Bräutigam; ich faßte ihn näher in das Auge. Es war ein breitschultriger Mann, mit entschiedenen Manieren und einer Art von militärischer Haltung. Sein langes schwarzes Haar und sein voller dunkler Bart ließen das

schmale, edle Gesicht noch kleiner erscheinen, als es ohnehin war. In Einklang damit stand das große brennende Auge und eine fliegende Röthe auf den Wangen, die ebenso auf ein geheimes Brustleiden deuten konnte, als auf die Aufregung des Augenblicks.

Alle drei gingen im lauten Gespräch auf und nieder, endlich kam Sidonie erhitzt und im höchsten Grade erregt an unserm Tisch vorüber, sie schien sich in das Haus zu flüchten, während ihre Mutter noch mit Arnold auf der Wiese verweilte. Sind das glückliche Brautleute? fragte ich mich.

Gleich darauf kam Arnold selbst, und fragte nach seiner Braut. Wir wurden einander vorgestellt und wechselten einige flüchtige Worte, wobei mir besonders seine tiefe glockentönige Baßstimme auffiel. Als er Sidonien nicht bei uns fand, ging er ihr in das Haus nach.

Offenbar schwebte ein Gewitter über dem Himmel dieser Liebenden, ich erkundigte mich bei Wally nach der Ursache dieser „Scene."

„Ich weiß nicht," sagte sie, „ich glaube, sie sind beide nicht recht klug."

„Man will doch nicht das Verhältniß brechen?"

Wally zuckte fast geringschätzig die Schultern.

Die Sache kam mir unbegreiflich vor. „Man hat mir gesagt, daß es dem Doctor viel Mühe gekostet habe, die Zustimmung der Familie zu erringen, und ich habe Sidoniens Entschiedenheit dabei immer bewundert. Sollten etwa neue Hindernisse sich jetzt in den Weg stellen?"

„O, bewahre!" rief Wally, „aber eben deshalb, weil gar kein Hinderniß da ist. Es gibt eben Leute, die Muth und Kraft und guten Willen zeigen, so lange sie Widerstand finden, ist er aber überwunden, so verliert die Sache an Reiz für sie. Uebrigens ist er ebenfalls Schuld mit seiner unerträglichen Tyrannei und Eifersucht. Denken Sie nur, er will Sidonien verbieten, den nächsten ländlichen Ball zu besuchen, zu dem wir heute eingeladen worden sind. Wer weiß, was geschieht, ich verstehe solche Capricen nicht."

In diesem Augenblick kam der Doctor Arnold wieder aus dem Hause. Sein letzter Versöhnungsversuch schien nicht besonders glücklich abgelaufen zu sein. Die Mutter trat ihm entgegen und suchte ihn zu beschwichtigen, aber Arnold's Zorn schien nur zu höhern Flammen aufzulodern.

„Sie kennen meinen Willen!" rief er. „Sidonie soll einmal diesen verwünschten Ball nicht besuchen. Wenn sie mich liebt, muß sie meinem Befehl Gehorsam zeigen."

„Aber Arnold," sagte die Mutter, „seit wann befiehlt man denn einer Braut?"

„Ich habe meine Gründe dazu, und Sidonie kennt sie."

„Wenn es vernünftige Gründe sind, wird sie gewiß darauf achten," sagte die Mutter, „aber sehen Sie sich vor. Sie können auf diese Art wirklich ihre Neigung wieder verscherzen."

In diesem Tone ging das Gespräch noch eine Weile hin und her. Arnold wurde ruhiger. Sidonie erschien wieder unter der Thür des Hauses, und ihr Verlobter eilte auf sie zu.

„Meine Sibby, Du bist mein!" rief er mit leidenschaftlicher stürmischer Zärtlichkeit, indem er das Mädchen in seine Arme zog, „aber ich beschwöre Dich, quäle mich nicht mit Deinem Eigensinn, ich kann einmal den Gedanken nicht ertragen, der mich verfolgt!"

Sidonie schmiegte sich an ihn und lächelte verlegen.

„Also wenn Du mich liebst, befolgst Du meinen Wunsch und läßt den Ball Ball sein."

Dies Zurückkommen auf den Grund des Streites empörte die Mutter von Neuem. „Wer ist nun der Störenfried?" rief sie. „Meine Tochter oder Sie selbst. Jetzt wünsche ich ausdrücklich, daß Sidonie den Ball besucht, meine Tochter soll sich Ihrer Grillen halber nicht jede Jugendfreude versagen."

„Aber Madame," rief Arnold, „Sie kennen meine Gründe, und ich werde doch nicht annehmen dürfen, daß Sie Sibby's Capricen unterstützen; sie selbst machte sich nichts aus dem Ball, sie hat nie davon gesprochen, erst seit gestern und seit sie sah, daß ich dagegen war, hat sie sich es auf einmal in den Kopf gesetzt — sie muß also geheime Absichten haben."

„Absichten!" rief Sidonie und stieß Arnold's Arm von sich weg. Der Streit loderte von Neuem auf.

„Sie haben Sidonien gegen unsern Willen für sich gewonnen," sagte die Mut-

ter, „sehen Sie nun auch zu, wie Sie mit ihr fertig werden."

„Wir verstehen uns nicht, wir verstehen uns nicht!" rief er wieder. „Ich verehre Sie, Madame, ich vertraue Ihnen, ich denke nicht daran, Ihren Widerstand jetzt noch übel zu nehmen, im Gegentheil, ich war Ihnen dankbar dafür, aber Sie werden doch jetzt nicht Sidoniens Wahl und Willen eine nochmalige Alternative stellen. Sie wissen, was ich meine — jener Mensch im Pavillon!" und er deutete zum Sterngarten, wo ich neulich Herrn Violet gesehen hatte.

„Darin haben Sie Recht," sagte die Mutter mit größter Entschiedenheit. „So lange ich lebe, werde ich solche Menschen in meinem Hause nicht dulden!"

„Und Du, Sidonie?" wandte er sich zu seiner Braut, die ihm unwillig den Rücken drehte.

„Wozu es zum hundertsten Male wiederholen," sagte sie, „mir ist der Mensch im höchsten Grade fatal, und alle Deine Anspielungen sind Beleidigungen für mich. Ich will nichts mehr davon hören."

„Dann bin ich beruhigt," sagte Arnold, „und Ihr werdet erlauben, daß ich diesen Burschen ein für alle Mal ersuche, den Platz dort zu räumen. Diese Posse muß ein Ende nehmen. Meinethalben besuche den Ball, jetzt habe ich nichts mehr dagegen, aber wenn Du mich liebst, so bleibst Du zu Hause! Gute Nacht, süße Sibby!"

Damit ging er, seine Braut gab ihm diesmal keine Antwort, und es schien, als ob dennoch nicht Alles ausgeglichen zwischen ihnen sei.

Theils um abzulenken, theils um mich nicht in diese räthselhaften Beziehungen eines Romans zu mischen, der hier hinter den Coulissen zu spielen schien, machte ich eine Promenade durch den Garten. Es dauerte nicht lange, so befand sich Wally's Mutter an meiner Seite. Wir schritten durch einen dämmernden Laubengang, der in der Art der italienischen Pergolen hergestellt war. Von Pfeiler zu Pfeiler schlangen sich die Ranken und bildeten auf den Querstäben ein dichtes Dach, welches nur eine dämmernde Helle hereinließ.

„Sie schreiben an meine Tochter," sagte sie urplötzlich ohne alle weitere Einleitung zu mir.

„Allerdings — ich finde kein anderes Mittel, diesem scheuen holden Kinde näher zu kommen, Sie wissen also darum?"

„Sie werden doch nicht erwarten," erwiederte sie befremdet, „daß meine Wally jemals ein Geheimniß vor mir haben wird. — Sie liefert mir jeden Ihrer Briefe aus, und wir lesen sie zusammen."

„Das ist ja vortrefflich!" rief ich, obschon nicht sehr erbaut von diesem Uebermaß kindlichen Gehorsams, denn wer flüstert unbefangen seine geheimsten Empfindungen, wenn er weiß, daß er Lauscher hat?

Die Mutter mochte meine Gedanken errathen und fuhr mit einem nachdrucksvollen Ernst fort. „Meine Wally ist stets ein gehorsames Kind gewesen und wird nie etwas wider meinen Willen thun."

„Das freut mich," sagte ich, „eine desto bessere Frau wird sie werden."

„Ihre Briefe," fuhr sie fort, „enthalten nichts Verbotenes und zeugen von braver Gesinnung; trotzdem möchte ich Sie bitten, diese Art von Verkehr zu unterlassen. Sie regen das Mädchen auf, aber sie schüchtern sie zugleich ein. Wenn es Ihnen nicht gelingt, durch persönliche Einwirkung ihre Neigung zu gewinnen, so wird doch alles Andere vergeblich sein. Die Naturen sind verschieden, und das Herz eines Mädchens, wie Wally ist, erringt man nicht auf dem Papier."

Ich dankte der klugen wohlwollenden Mutter für diesen Wink und versprach, ihrem Wunsche zu folgen.

Unmittelbar darauf kam sie auf meine persönliche Lage zu sprechen. Ich theilte ihr mit, daß man mir neuerdings Hoffnungen gemacht habe, meine Ausweisung aus dem Vaterlande zurückzunehmen, wenn ich ausdrücklich darum nachsuchen wolle.

„Und Sie werden es doch jedenfalls thun, um wieder in den Besitz Ihrer Güter zu kommen."

„Nein, Madame, um den Preis der Verleugnung meiner politischen Gesinnungen verschmähe ich die Amnestie. Auch wenn ich zugebe, daß wir in der Verblendung der Jugend zu weit gegangen und selbst mit nichtswürdigen extremen Parteien uns zu tief eingelassen haben, kann ich dennoch nicht widerrufen, denn es hätte den Anschein, als wäre ich mit den blutigen Maßregeln einer herzlosen, rachsüchtigen Reaction einverstanden. Diese Leute werden ewig meine Feinde bleiben!"

„Aber ich sehe nicht ein, wie Sie dann jemals festen Boden gewinnen wollen.“

„O, daran wird es mir nicht fehlen. Ich habe Empfehlungen an den Herzog eines benachbarten Landes. Lassen Sie mir nur Zeit bis zum Herbst — es ist nicht unmöglich, daß meine Familie selbst hierher kommt — Wally wird meine Mutter, meine Schwester kennen lernen, erst nach ihrer Abreise würde ich meine Hoffnungen als gescheitert aufgeben.“

Wally's Mutter hörte meine Mittheilungen und überschwänglichen Versicherungen ruhig an, ohne etwas darauf zu erwidern; sie schien immer noch auf etwas zu warten, da es aber nicht kam, brach sie plötzlich das Gespräch ab, das im Ganzen keinen sehr tröstlichen Eindruck auf mich machte; ich mußte mir sagen, daß meine Hoffnungen keineswegs auf so festen Fels gebaut seien, als ich mir einbildete.

Als wir noch schweigend neben einander gingen, holte uns Sidonie ein und flüsterte ihrer Mutter einige Worte zu, ich verstand so viel davon, daß Besuch angekommen sei. Dabei streifte sie mich mit einem sprechenden Blick, in dem zugleich eine Art von Mitleid und Warnung lag; ihre Mutter hatte sich eilig zum Hause zurück begeben, um den „Besuch“ zu empfangen; ich war jetzt mit Sidonien allein. Wir kamen sogleich in ein anregendes Gespräch über die Musik, speciell über Beethoven und Chopin. Da ich damals ebenfalls für die edle Kunst schwärmte, verstanden wir uns leicht.

In meiner Heimath war damals die Phantasie eines berühmten Tonsetzers Mode geworden. Es stellte unter dem Titel: „La femme du marin,“ musikalisch ein Gemälde dar, wie die Frau eines Seemanns am Meeresstrande, die Rückkehr des Mannes erwartet, während die Wogen in eintöniger gewaltiger Melodie rollen und heulen — ein ergreifendes Bravourstück, das damals noch nicht in diese Stadt, noch weniger in diese ländliche Einsamkeit gedrungen war. Sie hörte mit großer Aufmerksamkeit meine Schilderung, und ich versprach auf ihre Bitte, ihr das nächste Mal diese Composition mitzubringen.

Dann sprang sie plötzlich ab und fragte mich: „Wie gefällt Ihnen Arnold?“

Diese Frage setzte mich in Verlegenheit, denn ich kannte diesen brüsken Mann noch wenig. Als ich ihr dies sagte, nahm sie heftig meinen Arm.

„Ach, wenn ich nur einen Freund hätte, der mir rathen könnte. Was werden Sie von mir denken? Ich bin die unglücklichste Person auf der Welt! — Kann man so seinen Willen verlieren und sein Urtheil!“

Ich verstand damals diese räthselhaften Worte nicht. Die Entschiedenheit Sidoniens, die glühende Leidenschaft Arnold's und dennoch etwas Fremdes zwischen ihnen? Hier schien ein undurchdringliches Räthsel zu walten, denn ich dachte keineswegs so gering von den Frauen, um eine Verlobte, eine Braut für fähig zu halten, auch nur in Gedanken ihr Wort zu brechen und nach einem Andern zu schielen. Ich hätte sie verachten müssen, denn in solchen Dingen war ich Rigorist.

Als wir zur Veranda zurückkamen, fanden wir einen ältlichen, etwas schwerhörigen Herrn, mit dem Wally laut sprach. Es war ein weitläufiger Verwandter der Familie, sehr begütert und bekleidete eine hervorragende Stellung bei der Stadtverwaltung, ich glaube, sie nannten ihn Herr Vetter Syndicus. Er selbst sprach wenig und murmelte höchstens in seinen „Bart,“ den ein breites permanentes Lächeln umglänzte.

Da Wally ein kräftiges sonores Organ besaß, übernahm sie allein die Mühe der Unterhaltung, und ihr ganzes Benehmen war offenbar von der reinsten Theilnahme und Herzlichkeit beseelt; sie erschien schöner und liebenswürdiger, indem sie sich dieses Schwerhörigen annahm, mit dem nicht leicht ein Anderer reden konnte.

Der Herr Vetter Syndicus war zugleich gekommen, um Antwort auf seine Einladung zu dem ländlichen Ball zu holen, denn von ihm als Mitvorstand einer städtischen Gesellschaft „Zur Harmonie,“ war die Einladung ausgegangen, welche natürlich mit großem Jubel von den jungen Mädchen aufgenommen wurde.

Auch für Wally und für mich war diese Einladung in vieler Beziehung entscheidend, denn im Fall der Annahme und meiner Begleitung war mein „Verhältniß“ zu Wally gleichsam öffentlich vor der Welt erklärt, denn die Gesellschaft war sehr zahlreich.

Die Mädchen waren begreiflich alle in der größten Aufregung. Wally's kindliches

Gesicht strahlte vor Entzücken und Freude, sie ließ auf mir ihre leuchtenden Blicke ruhen, als wenn dieses Fest eines der bedeutungsvollsten in ihrem ganzen Leben sei.

„Kinder,“ sagte jetzt die Mutter mit bedächtigem und sorglichem Tone, „Ihr wißt, was auf dem Spiele steht. Mir wäre es dennoch lieb, wenn Ihr Euch dies Mal überwinden könntet. Mir liegt gar nichts daran, Euch auf diesen Ball zu führen. Die Gelegenheit kommt noch oft genug wieder, aber —“ und sie hielt ein, als sie in Wally's schönen Augen Thränen bemerkte. „Allerdings,“ fuhr sie fort, „ich habe es vor Wochen schon meiner Wally versprochen — meinetwegen, versucht Euer Glück und Euer Schicksal, ich sage mich von der Verantwortung der Folgen los, was Sidonien betrifft, so kennt sie die Wünsche ihres Bräutigams, dem ich, obschon wir ihm die Erlaubniß abgerungen, eigentlich nur Recht geben kann. Dein Eigensinn muß seiner Eifersucht immer neue Nahrung geben, und ich begreife nicht, was Du eigentlich willst auf dem Ball.“

„Es wird sich entscheiden,“ flüsterte Sidonie, „und vielleicht früher, als Ihr ahnt.“ Damit verschwand sie wieder in dem Hause.

Wally hatte gesiegt, das Lieblingskind ihrer Mutter. Die aufsteigenden Besorgnisse wegen des Verbots meiner Briefe sowie ein flüchtiger Verdacht wegen des außerordentlich galanten Benehmens des unverheiratheten, vermögenden Vetters Syndicus waren verscheucht. Ich schied in der gehobensten hoffnungsreichsten Stimmung, und trat Abends meinen Heimweg an.

Wie ein Glück nicht allein kommt, war mir auch heute noch eine erfreuliche Ueberraschung aufgespart. Ich fand zu Hause die Nachricht, daß ein alter Großonkel aus meiner Heimath angekommen sei, der mir von meiner Familie die erfreulichsten Nachrichten mitbrachte. Meine Mutter und meine Schwester hätten unter zahlreichen Gefahren endlich glücklich die Grenze erreicht, um diesseits im schönen Deutschland ein Asyl zu suchen. Auch der bedeutendste Theil des Familienvermögens war glücklich in Sicherheit gebracht worden. Der Großonkel war in frühern Jahren unser Vormund gewesen, und so pflegte ich ihn auch heute noch zu nennen.

Sofort beschloß ich, den alten Herrn, einen ausgedienten Militär von derben Formen, aber ein Ehrenmann durch und durch, mit zu jenem Balle zu nehmen und ihn meiner künftigen Schwiegermutter vorzustellen. Als Verbannter und Flüchtling hatte ich bisher der Familie Wally's nicht die geringste Garantie bieten können, und einer vorsichtigen Mutter konnte ich es nicht übel nehmen, wenn sie ihr Lieblingskind nicht an den ersten besten Fremdling wegwerfen wollte. Ich meldete diese meine Absicht der Frau S. und bat um die Erlaubniß, den alten Oberst in die Gesellschaft „Zur Harmonie“ einführen zu dürfen.

Noch einen Umstand muß ich hier erwähnen oder vielmehr ein Begegniß, auf welches ich damals allerdings kein Gewicht legte. — Als ich nämlich an dem Pavillon des Sterngartens vorüberkam — es war schon neun Uhr Abends und die Dämmerung bereits eingetreten, begegnet mir plötzlich Herr Violet; er hatte einen schwarzen Frack an und der weißen Halsbinde entsprachen die weißen Glacéhandschuhe. Diesmal grüßte er nicht nur, sondern blieb stehen und reichte mir die Hand.

„Viel Glück, Herr Kamienski,“ sagte er, als wenn er um alle meine Herzensgeheimnisse wüßte.

Ich sah ihn fragend an.

„Ist man dort noch zu Hause und im Garten?“ fragte er weiter und deutete auf die Villa.

„Sie wollen doch nicht jetzt dort Besuch machen?“ fragte ich.

„Warum nicht? Kennen Sie den ersten Stern nicht, der am Abend leuchtet — heute oder niemals! Adieu!“

Ich ließ den exaltirten Menschen, der auf bestem Wege war, sich einen Korb zu holen, laufen, ohne weiter über seine möglichen Absichten und Aussichten zu grübeln. Erst später fiel mir das Zusammentreffen wieder ein. Der Weg Violet's sollte in der Folge einen wichtigen Ring in der Kette der Ereignisse bilden.

* * *

Der Tag des Balles war gekommen. Die „Harmonie“ war eine geschlossene Gesellschaft, welche ein großes Lesezimmer hielt, außerdem Concerte, Bälle, dramatische Aufführungen und Unterhaltungen aller Art veranstaltete, zu den letztern gehörte in erster Linie auch ein ländlicher Ball. Zu der Gesellschaft zählten die angesehen-

sten Familien der Stadt, und Zutritt zu erlangen, galt immer als eine Ehre und Auszeichnung. Als Festplatz hatte man diesmal eine waldige Anhöhe eine Stunde von der Stadt ausgewählt. Die Tannen und Eichen waren mit Fahnen, Festons und Girandolen verziert. In der Mitte war ein lustiger Tanzplatz aufgeschlagen; unter den Bäumen improvisirte Tische und Bänke hergestellt. Es war ein lebhaftes Treiben, ein buntes malerisches Bild.

Mein alter Vormund fuhr gern mit mir hinaus, er sehnte sich nach Zerstreuungen und war begierig zu sehen, was für ein „deutsches Stumpfnäschen“ sich sein Neffe ausgesucht haben würde. Ich hatte ihn von Allem unterrichtet, doch leider nicht den erwünschten Wiederhall gefunden. Der alte Herr war nicht geneigt zu glauben, daß diese stürmische Zeit geeignet sei zu Heirathen, außerdem hatte er noch allerlei nationale und politische Nebenrücksichten. Ich placirte ihn unter einer schönen Eiche auf einer etwas erhöhten Stelle, so daß er das Ganze bequem übersehen konnte. Der Ball war bereits im vollen Gange; lange konnte ich die Eine nicht finden, welche ich suchte. Plötzlich ging sie dicht an unserm Tisch vorüber, sie trug ein weißes einfaches Tüllkleid, im Haar Jasmin und Rosen, an ihrem Arme schritt der Herr Vetter Syndicus, der sie zum Tanze führte.

Wally sprach kein Wort mit ihm, ihre Augen schweiften voll Unruhe rings in dem Gewühl; als sie mich sah, flog ein Strahl der Freude über ihr Gesicht, und sie erwiederte unsern Gruß. Ich folgte ihr mit den Augen, um endlich zu erfahren, wo ihre Familie sich aufhielt.

Wally's Mutter hatte an einem großen ganz von Gebüsch umgebenen Tische mit ihren Töchtern Platz genommen; ich eilte sofort hin, um mich vorzustellen; allein ich fand kaum Beachtung. Die Dame saß inmitten von Verwandten und alten Hausfreunden in flüsterndem lebhaftem Gespräch, als gälte es die wichtigsten Unterhandlungen. Die mancherlei alten Herren, welche sich förmlich ablösten, machten die gravitätischsten Mienen, wie Bürgermeister und Oberinquisitionsrichter; und hatten sie einmal Platz genommen, so dachten sie sobald nicht wieder daran, aufzustehen. Frau S. gehörte zu den angesehensten Frauen der Stadt.

Als ich Wally endlich begrüßte, die sich wie ein Kind dem Vergnügen hingab, wollte es mir scheinen, als sei sie zerstreut und in reizbarer Stimmung.

„Nun, Sidonie ist ja doch mitgekommen und wie ich sehe, ihr Bräutigam auch, also hat man sich völlig wieder versöhnt?“

„Bewahre,“ flüsterte Wally, „es hat gestern Abend noch einen schrecklichen Auftritt gegeben, als Sie schon fort waren, ach Gott, wenn nur Alles gut abläuft. Sidonie ist nur mitgefahren auf Befehl Mamas; sie wollte sie nicht allein im Hause lassen — und nun ist die Vorsicht doch vergebens gewesen, denn er ist hier.“

„Wen meinen Sie?“ fragte ich.

„O, Sie werden ihn schon sehen.“

Als ich beim Aufbruch zum Tanzplatz Wally an dem Tische vorüberführen wollte, wo der alte Vormund saß, um sie zwanglos vorzustellen und mit ihm bekannt zu machen, stand Wally plötzlich still und sagte: „Nein, nicht diesen Weg, ich müßte sonst an jener Tanne vorüber — ich fürchte mich vor ihm. Wir haben ihn längst gesehen. Kommen Sie lieber mit Ihrem Vormund auf unsere Villa hinaus. Es war ein recht dummer Streich, daß wir zu diesem Ball gefahren sind.“ Bei diesen Worten waren wir wieder an ihrem Platz angelangt.

Sidonie saß neben ihrer Mutter auffallend blaß und in sich gekehrt. Auf meine Anrede, warum sie nicht tanze, erwiederte sie, das sei das letzte, woran sie denke.

„Und das nächste?“ fragte ich.

„Vielleicht eine weite Reise,“ erwiederte sie. „Es gefällt mir nicht mehr in der Stadt.“

Auch Doctor Arnold kam jetzt, um sie zum Tanze zu holen, und ihr Artigkeiten zu sagen, aber sie antwortete nicht; als er dringender wurde, stieß sie hervor:

„Sie haben mir gestern das Tanzen verboten — bleiben wir nun auch dabei.“

Der Doctor trat betroffen zurück, sein Antlitz röthete sich und gewann einen Ausdruck von Ingrimm und Erbitterung. Dann sprach er heftig leise in das Mädchen hinein, seine Stimme war zwar mühsam unterdrückt und gedämpft, doch immer noch so laut, daß die Gäste an den nächsten Tischen aufmerksam wurden.

Sidoniens Mutter endlich glaubte „interveniren“ zu müssen, wie die Diplomaten sagen.

„Ich muß Sie bitten, Herr Doctor, meine Tochter hier nicht zu behelligen. Ich habe Ihnen gestern Abend noch den Gefallen gethan, den sie allenfalls wünschen konnten. Sidonie wollte durchaus zu Hause bleiben, wie Sie befohlen haben, aber aus gewissen Gründen habe ich sie mitgenommen. — Verstehen Sie wohl, ich habe es gewünscht, also sparen Sie jeden Vorwurf, Ihre herrische Art ist unerträglich."

Da soeben wieder die Instrumente zum Tanz riefen, machte ich den Versuch, die peinliche Scene abzukürzen und forderte mit Bewilligung des Doctor Arnold Sidonien zum Tanz auf; ihm hatte sie es abgeschlagen, mir folgte sie mit einer Leidenschaft, als erlöse ich sie von einem Alp.

Ohne daß ich es merkte, führte sie mich an jener Tanne vorüber, vor welcher Wally eine so große Scheu bezeigte. Ich sah unter dem Baum an einem einsamen Tischchen Violet sitzen, den Sänger. Er war fahl wie ein Gespenst und stierte mit starrem Auge vor sich hin. Als Sidonie an ihm vorüberging, hellte sich seine Stirn auf wie ein Morgenhimmel. Fast war es, als hätten sich beide gegrüßt.

Als wir gleich darauf den Tanzplatz betraten, hatte Sidonie die Augen voll Wasser.

Es war eine Française, welche begann. Sidonie wählte einen Platz, von wo sie bequem jene „Tanne" im Auge behalten konnte. Sie machte die Touren des Tanzes übrigens so nachlässig und zerstreut, daß es zum Verzweifeln war und mehrmals die vollständigste Unordnung einriß, wir mußten aufhören, am Tanze theilzunehmen. Glücklicherweise war die Anzahl so groß, daß diese Unterbrechung nicht auffiel.

Ich bat Sidonien, mir zu erklären, was dies Alles zu bedeuten habe.

„Ach Gott," seufzte sie, „Sie werden Alles noch erfahren und mich dann vielleicht nicht begreifen können. Denken Sie von mir, was Sie wollen, aber verdammen Sie mich nicht, wollen Sie mir das versprechen? Und dann habe ich noch eine Bitte," fuhr sie fort. „Seien Sie mir freundlich, entziehen Sie mir Ihr Vertrauen nicht. Führen Sie mich nachher zu meinem Platz zurück und dann gehen Sie zu ihm," ihre Augen schweiften zu der Tanne, „sagen Sie ihm, ich ließe ihn bitten, sich sofort zu entfernen, hören Sie, bitten ließ ich ihn; er würde Weiteres erfahren. Ich wäre nicht Schuld an dem gestrigen Auftritt, er solle nichts thun, bevor ich ihn gesprochen; wenn er noch einen Funken von Ehrgefühl besäße, solle er mich schonen und vorsichtig sein."

Diese Worte waren rasch und heftig geflüstert. Der Tanz endete so eben mit der grande chaîne, und ich führte sie durch das Gewühl zu ihrer Mutter zurück. Sofort begab ich mich dann wieder in die Nähe der Tanne; kaum hatte mich jedoch Violet erspäht, als er aufsprang, auf mich zukam und ohne Umstände mich mit sich fortriß, bis wir außerhalb des Gewühls im grünen stillen Walde waren.

„Sie haben mir etwas mitzutheilen," sagte er dann mit einer Bestimmtheit, als kenne er bereits Sidoniens Worte, die ich ihm so getreu wie möglich — gleichsam mechanisch wiederholte.

„Ja wohl, ja wohl," lachte er wild auf. „Sie spüren den Wolf in der Hürde, darum stecken sie die Köpfe zusammen und mein Anblick ist ihnen ein Greuel. Uebrigens bringen Sie einen schönen Gruß zurück, mein Herr, ich weiß, was ich zu thun habe. Ich bin nicht der Wütherich, wie man vermuthet, ich denke nicht daran, irgend einen Auftritt zu spielen. Es ist ja nur ein Abschied, ein letzter Abschied — und morgen, dann — sie wird es erfahren, sie wird es erfahren, denn man wird davon reden, man wird lange davon reden — heute keinen Vorwurf, keine Anklage, mein Herr, es ist keine Ursache vorhanden. Es ist wahr, ich habe der Familie und ihr einen Streich spielen wollen, einen bösen Streich, aber man wird es mißdeuten und mich beschimpfen. Es kann auch anderswie geschehen. Sie, mein Herr, sind Sidoniens Vertrauter, wollen Sie mir einen Gefallen thun? Hier habe ich einige Zeilen an sie — ich sehe es ein, sie kann nicht anders, sie ist gebunden, ich bin ein Elender, ein Niederträchtiger, mich in fremde Verhältnisse drängen zu wollen. Geben Sie ihr das — und keinen Vorwurf, mein Herr, Sie werden den Zusammenhang später einmal erfahren."

Ich bedachte mich einen Augenblick, ob ich diesem Ansinnen folgen dürfe. „Hat die Sache Eile?"

„Eile — o nein," erwiederte er. „Sie

können das Blatt aufheben, bis Sie es selbst für gut finden, es ihr zu geben. Es ist ein letzter Abschied, sie wird mich niemals wiedersehen. — Hier nehmen Sie, nehmen Sie — ich bin ganz vernünftig, ich bin ganz vernünftig. Seien Sie glücklich mit Wally — meine Partie ist verloren. Adieu! Adieu!"

Damit drückte er mir das Blatt in die Hand und war in der nächsten Minute schon verschwunden. Mir machte dieser confuse Mensch einen unheimlichen Eindruck heute, und ich verwünschte im Stillen meine Unbesonnenheit, Sidoniens Wunsch erfüllt zu haben. Nun wurde ich wider Willen in eine „Geschichte" hineingerissen, die mich gar nichts anging und deren Fäden mir völlig unbekannt waren. Um zu überlegen, was zu thun sei, ging ich jetzt zu meinem alten Großonkel zurück, der in ziemlicher Verstimmung war. Für den Augenblick konnte ich ihm nur sagen, daß wir eine spätere Stunde zur Vorstellung abwarten müßten, jetzt sei Frau S. von Hausfreunden belagert.

„Was habt Ihr denn?" sagte der Vormund. „Deine Schöne scheint sehr zerstreut zu sein. Du hättest sie mir wohl einmal bringen können, aber sie schien nicht zu wollen, höre einmal, die Geschichte will mir nicht gefallen."

„Nur eine Stunde Geduld, lieber Vormund, dann wird sich Alles finden."

„Nun, meinetwegen," sagte er gutmüthig, „laß Dich nicht stören, ich sehe wohl, so ein Kesselchen über dem Feuer will seine Zeit haben. Alte Leute müssen geduldig sein. Geh' nur hin, mein Junge, und schmiede Dein Eisen."

Einige Minuten später war ich wirklich wieder bei Wally's Familie. Jetzt war es anders, als vorher. Arnold saß in ruhigem Gespräche mit seiner Braut. Sie sah mich fragend, mit durchdringendem Blicke an, ich war einigermaßen in Verlegenheit, die unwürdige, aufgedrungene Rolle eines sogenannten Vertrauten — eines Zwischenträgers zu spielen, doch ich war einmal gefangen. Wally tanzte soeben eine Mazurka, sie war in meiner Abwesenheit von einem Andern engagirt.

Plötzlich sagte Sidonie zu ihrem Verlobten: „Arnold, mir ist entsetzlich heiß, bitte, hole mir ein Glas Limonade."

Der gehorsame glückliche Bräutigam, der mit Befriedigung die Entfernung Violet's gesehen hatte, gehorchte. Kaum hatte er den Rücken gewendet, als Sidonie sich mit Exaltation zu mir wandte.

„Nun, was hat er erwiedert?"

„Er würde Ihren Befehlen gehorchen, außerdem redete er allerlei verwirrtes Zeug. Er hat mir auch einige Zeilen an Sie übergeben, die ich Ihnen später überliefern sollte."

„Später! Weshalb später? Sie werden Sie mir auf der Stelle geben!"

„Aber bedenken Sie doch."

„Ich verstehe, Sie geniren sich vor fremden Augen, gut, ich werde mein Taschentuch fallen lassen, Sie heben es auf und überreichen mir zugleich das Billet. Keine Widerrede weiter, mein Herr, Sie haben kein Recht auf fremdes Eigenthum, und außerdem haben Sie mir versprochen, mein Freund zu sein."

Was wollte ich machen? Die Dame war in so fiebernder Erregung, daß diese Abschiedszeilen vielleicht einen Trost gewähren konnten. Ich that, wie Sie mir geheißen; kaum hatte Sidonie die Zeilen in ihrer Hand, als sie sich zu ihrer Mutter wandte und ihr mittheilte, daß die beiden Fräulein Eisenmann auch hier seien, ihre besten Freundinnen, dort in einer bedeckten offenen Halle, sie wolle auf einige Augenblicke hinübergehen, um ihnen einen Besuch zu machen — natürlich um dort ungestört und unbeobachtet die Zeilen Violet's zu lesen.

Inzwischen kam auch Arnold mit der Limonade zurück, die jetzt überflüssig war. Wir sprachen einige Augenblicke mit einander, eigentlich zum ersten Male. Er war wirklich kein übler Mann. Seine Ausdrucksweise zeugte von umfassender Bildung und festem männlichen Charakter. Allerdings mochte es die Frage sein, ob die stoßweise heftige Art seines cholerischen Temperaments Jedem gefallen konnte. Die düstere Falte zwischen den buschigen Augenbrauen deutete auf mancherlei Gemüthsleid und Kummer, aber auch auf große Widerstandskraft.

„Kennen Sie Violet näher?" fragte er im Lauf des Gesprächs mit etwas spitzigem Ausdrucke.

„Ich kann es nicht behaupten," erwiederte ich. „Wir sahen uns zuweilen an öffentlichen Orten."

„Stellen Sie sich vor,“ fuhr er fort, „dieser kecke Patron hat gestern Abend die unglaubliche Frechheit gehabt, ganz offen um die Hand meiner Braut anzuhalten.“

„Aber wie ist das möglich?“

„Die Sache hat eine merkwürdige Vorgeschichte, und er konnte meinen, ein Recht dazu zu haben, denn ich hatte ihm gleichsam die Erlaubniß gegeben, natürlich im Spott, und dieser Mensch nahm es als Ernst. Uebrigens hat er die Erfahrung gemacht, die ich wünschte.“

„Ich verstehe, er ward abgewiesen.“

„Hinausgeworfen hat man ihn, die ganze Familie hat ihm einstimmig die Thür gewiesen. Lieber in ein Kloster, als eine Tochter dieses Hauses an einen Komödianten wegwerfen. Man hat es ihm unverblümt gesagt, und die Sache schien abgemacht. Unter solchen Umständen hatte ich auch nichts mehr dagegen, daß Sidonie den Ball besuchte. Und nun hat der Unverschämte die Stirn, sich hier abermals einzufinden. Was will denn dieser Bursche noch? Verlangt er etwa einen öffentlichen Scandal, so wäre er an den Unrechten gekommen, ich würde ihn tractiren, wie er es verdient, ihn und Alle, die für ihn Botendienste gehen!“

Noch ehe ich eine Antwort auf diesen Ausfall gefunden, kam plötzlich eine der Fräulein Eisenmann herüber und flüsterte mit Sidoniens Mutter. Sidonie war ernstlich unwohl geworden. Arnold eilte sofort hinüber, wo seine Braut, blaß wie der Tod, sich soeben von einer Ohnmacht erholte.

Es entstand eine allgemeine Bewegung, auch ich folgte Wally hinüber zu der offenen Halle.

Sidonie athmete schwer und verlangte nichts, als sofort nach Hause. War es die Wirkung jener Zeilen oder das Benehmen Violet's überhaupt, ich bereute es jetzt wiederholt, mich in diese Sache gemischt zu haben.

Die Folge war, daß die ganze Familie plötzlich aufbrach und den Wagen bestieg, um nach Hause zu fahren. Jedenfalls das beste Mittel, um dem Bedauern der Freunde, der Zudringlichkeit der Neugierigen, dem Geflüster der Stadtfraubasen zu entkommen.

Als ich zum Vormund zurückkam, um ihm mitzutheilen, daß heute eine Vorstellung unmöglich geworden sei, musterte er mich mit einem eigenthümlichen Blicke. „Höre,“ sagte er dann, „wenn Du Deiner Sache nur sicher bist, ich will hoffen, daß mein Neffe den guten Namen seiner Familie nicht einer Lächerlichkeit preisgeben wird. Mir kommt es vor, als wenn da nicht Alles richtig wäre, und als ob Du nur das fünfte Rad am Wagen spieltest, um nichts Schlimmeres zu sagen.“

Ich beschwor und bat den alten Herrn, nicht Urtheile auszusprechen und Verhältnisse zu deuten, bevor er die Familie selbst kennen gelernt hätte. „Es wird uns nichts übrig bleiben, als in den nächsten Tagen auf die Villa hinauszufahren.“

Der Vormund schwieg auf diesen Vorschlag, als sei er unter seiner Würde. Auch wir verließen früher diesen ländlichen Ball, als man sonst pflegt. Mir war die Lust verdorben, und der alte Herr brummte verstimmt vor sich hin.

Es vergingen einige Tage. Meine Unruhe war unbeschreiblich. Was konnte inzwischen nicht Alles draußen auf der Villa vorgegangen sein. Meine Tischgesellschaft zum „Goldenen Eber“ besuchte ich schon lange nicht mehr, theils weil das gegenüberliegende Haus seine Anziehungskraft verloren hatte, theils um den Neckereien der Freunde zu entgehen, denen mein Unternehmen kein Geheimniß geblieben war; überdies hatte ich meine Wohnung verändert.

Endlich gelang es mir, den alten Großonkel zu überreden, meinem Vorschlag Gehör zu schenken und mit mir hinauszufahren.

„Mein lieber Freund,“ sagte der alte Herr, „was soll ich eigentlich draußen in der Familie, so lange das Mädchen nicht wirklich Deine Braut ist? Willst Du mich nur als Deinen Elephanten vorreiten, dazu ist Dein alter Vormund doch wirklich zu gut, und eine andere Absicht kann ich nicht finden.“ Ich bot alle meine Ueberredungskunst auf, um ihn von dieser boshaften Idee zurückzubringen. Es handelte sich ja meiner Meinung nach nur um eine einzige Unterredung mit Wally, um das Eis zum Durchbruch zu bringen, und eine entscheidende Erklärung herbeizuführen.

„Aha, die alten Komödienscenen,“ lachte der Vormund, als ich dies andeutete, „während der Onkel die Mama beschäftigen soll,

will der Herr Neveu abseits die Sturmleiter anlegen. Junge, wozu willst Du meine grauen Haare mißbrauchen? Nun, meinetwegen, wenn Du versprichst, Dich als ein tapferer Ritter zu benehmen und mit dem Kindskopf in's Reine zu kommen, daß ich gleich darauf als Freiwerber bei der Mutter auftreten kann, so mag's sein, aber das sage ich Dir — nimm Dich zusammen!"

Ich hatte nicht nöthig, noch besondere Versprechungen zu geben, mich selbst drängte es ja, diesem peinlichen Zustande ein Ende zu machen.

Wir kamen an. Trotzdem den Tag zuvor alle Schleusen des Himmels geöffnet gewesen, war es nach dem tüchtigsten Platzregen doch wieder ein drückend heißer Sommertag. Die Luft war von Gewitterschwüle überladen, und der blendende Sonnenschein war in einem allgemeinen weißen Dunst erloschen, der den ganzen Horizont wie mit einem Schleier umspannte, ohne Hoffnung auf Regen oder Gewitter zu geben. Im Hochsommer kommen in diesem Flußthale häufig solche Tage vor, die gleichsam die Höhe der heißen Jahreszeit bilden und die sich ansammelnden Gewitter entweder wochenlang verzögern oder ohne Wirkung vorübergehen lassen.

Als wir ankamen, stand die Gitterthür des Gartens offen. Im Garten selbst war keine Seele zu sehen. Die Wege, sonst so reinlich gehalten, zeigten sich heute nicht geharkt, die Beete nicht begossen, eine leise Spur von Vernachlässigung schwebte über dem Ganzen. Die Thür des Hauses, sonst offen, war heute verschlossen, und wir setzten umsonst die Hausglocke in Bewegung. Es schien Niemand daheim zu sein.

Mein alter Herr machte eine kritische, ziemlich ironische Miene. Ich durcheilte den ganzen Garten, endlich schlug eine bekannte Stimme an mein Ohr.

Es war Wally, die weitab hinter einem Gartenhäuschen am Wasser saß, neben ihr eine ältliche Dame, die sie mir als eine weitläufige Verwandte vorstellte, ohne daß sie sich selbst von ihrem Sitz erhob; erst als ich meinen Vormund brachte und vorstellte, erhob sich das Mädchen aus ihrer Zerstreuung und stammelte verlegen einige gewöhnliche Redensarten.

Ich fragte nach ihrer Mutter.

Die Mutter sei krank, hieß es, zwar nicht bedeutend, aber doch so, daß sie für Niemand sichtbar sei.

Ich fragte nach Sidonien.

Auch Sidonie sei krank, erwiederte Wally, indem sie noch blasser wurde als zuvor, kurz Niemand der Familie war zu sprechen. Es befiel uns Alle eine sonderbare Befangenheit; um darüber hinwegzukommen, zog ich ein Notenblatt aus der Tasche, es war jene Phantasie für Clavier „La femme du marin" von Kalkbrenner, welche ich Sidonien mitzubringen versprochen hatte.

Wally nahm das Notenblatt, rollte es auf und wickelte es dann gleich wieder zusammen. Dabei warf sie mir einen unsäglich schmerzlichen Blick zu, als hätte ich mit diesem harmlosen Notenblatt, oder sei es auch mit der Wahl dieser schwermüthigen Phantasie, ein unverzeihliches Verbrechen begangen.

Wir hatten inzwischen Platz genommen. Das Gespräch stockte; offenbar hatten wir die beiden, Wally und ihre „Tante," in irgend einer Berathung unterbrochen. Es kamen jetzt gewöhnliche Stadtgeschichten auf das Tapet, und die alte Tante führte dabei das Wort. Merkwürdig war es, es wurden lauter traurige Dinge erzählt.

Der Cavallerielieutenant von M. sei gestern in einem Duell mit dem Grafen von K. getroffen und habe nur noch zwei Tage zu leben. — Auf dem Strom einige Meilen aufwärts sei am letzten Sonntag ein Schiff untergegangen mit einer lustigen Gesellschaft — die Namen wurden alle aufgezählt. Wally's Augen standen dabei voll Wasser — endlich, als wenn ihn der Teufel plagte, stimmte der alte Vormund auch in diesen Ton ein und erzählte, daß bei irgend einem Eisenbahnbau ein Tunnel eingestürzt und über fünfzig Arbeiter verschüttet worden seien — kurz, es war, als wenn wir uns verschworen hätten, einander zu Thränen zu rühren.

Um das Maß voll zu machen, erschien auch der schwerhörige Vetter Syndicus und erzählte mit feierlicher respectvollster Miene, daß man Gensdarmen abgeschickt habe auf ich weiß nicht, welche Flüchtlinge. Da brach Wally in lautes Schluchzen aus und reichte dem Vetter Syndicus ihre Hand mit einem Ausdruck von Innigkeit, Leid und Liebe, daß mir ganz schwül wurde. Später begann er, ihr in einiger Entfernung eine leise und hastige Mittheilung zu

machen, wobei er heftig gesticulirte und dann wieder das Mädchen bei den Händen ergriff.

Mein alter braver Vormund sah mich mehrmals mit bedeutsamen Blicken an; er versuchte auch wiederholt, Wally in ein directes Gespräch zu ziehen, aber bei ihrer grenzenlosen Zerstreutheit waren alle diese Versuche vergebens.

Ja, als er am Schluß in Aussicht stellte, daß ich, sein Neffe, wohl auf einige Zeit verreisen müsse, um meine Mutter und Schwester in Karlsbad zu sehen und sie dann hierher mitzubringen, wünschte sie mir mit auffallender Ruhe glückliche Reise.

Zwar ging sie beim Abschied bis an das äußerste Gitterthor mit und reichte mir zum ersten Male die Hand; aber es geschah Alles so zufällig, so zerstreut, daß es allen Werth verlor. Mir war das Herz wie zusammengeschnürt von dieser Erfahrung. Das war also das Ende dieses Tages, auf den ich so große Hoffnungen, ja Alles gesetzt hatte. Statt einer Entscheidung die vollständigste Entnüchterung. Aber nicht ich allein, auch mein alter würdiger Großonkel war gründlich compromittirt, denn es sah nicht anders aus, als ob die Familie sich vor uns verleugnen lasse und überhaupt nichts mit uns zu thun haben wolle.

Mein Vormund knöpfte mehrere Male sein Gilet auf und zu und übereinander — immer ein Zeichen seines schwersten Zornes.

„Junge,“ sagte er dann, „ich hoffe, Du weißt jetzt, was Deine Pflicht ist; diese Leute führen Dich nur am Seil, bist Du denn blind, taub und vollständig zum Cretin geworden. Dieses Mädchen denkt gar nicht an Dich, sage ich Dir, es gefiel ihr vielleicht einige Zeit, sich den Hof machen zu lassen, aber sobald die Sache Ernst werden soll, lacht sie Dich aus.“

„Aber, lieber Vormund, wenn ich Ihnen die Versicherung gebe, daß hier andere Dinge vorgefallen sein müssen — ich habe Wally niemals so zerstreut, so außer aller Fassung und Haltung gesehen wie heute. Ich bleibe dabei, es muß etwas vorgefallen sein.“

„Dummes Zeug, so würde man doch Alles gesagt haben — warum steht dieser Vetter Syndicus in besserem Vertrauen, als Du? Nein, mein Sohn, so benimmt sich keine junge Dame gegen ihren begünstigten Verehrer. Gib mir das Versprechen, dieses unsinnige Verhältniß abzubrechen, und zwar so rasch als möglich. In unserer Familie spielt man keine sentimentalen Romane, in unserm Stande darf man sich auf keine Probezeit einlassen, ohne sich lächerlich zu machen, in unserer Zeit macht man solche Sachen rasch und glatt ab. Entschuldige sie nicht mit Eigenschaften, die Du ihr andichtest, um Dich selbst zu täuschen. Die Mädchen sind überall dieselben. Welche Bürgschaften hast Du für Deine sogenannte innere Ueberzeugung von ihrer Neigung? Ich bin unbetheiligt und seh' mit kaltem Blute zu, Du wirst mir deshalb wohl ein richtigeres Urtheil beimessen, als Deiner Selbstverblendung. Uebrigens hast Du Pflichten gegen Deine Familie, und ich dulde es einmal nicht, daß Du Deine Zeit und Jugend hier vergeudest. Reise morgen mit mir nach Karlsbad — mach' Dir Zerstreuung, Du wirst vergessen und wieder Sinn für die Welt bekommen —“

Und in diesem Tone gingen die Vorstellungen des alten welterfahrenen Herrn fort, der dabei blieb, daß kein Mädchen in der Welt ehrlich genug sei, um ihren Bewerbern Täuschungen zu ersparen, auch die unschuldigsten, harmlosesten wären in diesem Punkt Schlangen genug, um an dem Leid ihrer Opfer ein gewisses grausames Vergnügen zu haben. „Siehst Du denn nicht,“ schloß er, „daß diesem holden Kind — wie Du es nennst — andere Eigenschaften viel pikanter erscheinen, weil sie rührender sind — o die Desdemonen sind nicht ausgestorben —“

„Wie meinst Du das, Vormund?“

„Blinder, hast Du nicht gesehen, wie gern sie sich Mühe gab, mit dem schwerhörigen Vetter zu sprechen — o, solche kleinen Leiden sind gefährlich für ein gutherziges Ding. Unversehens schleicht sich das Mitleid ein, und bis zur Liebe ist es dann nur noch ein Schritt, also entschließe Dich und komme, ich hoffe, Du wirst jetzt zur Einsicht gekommen sein —“

„Zur Einsicht!“ ich war vernichtet, und gab dem Vormund das Versprechen, zwar nicht das Verhältniß abzubrechen, aber eine Reise zur Zerstreuung mit ihm zu machen.

* * *

Der alte Herr hatte Recht. Es war besser, sich die ganze Geschichte aus dem

Kopf zu schlagen, doch das war freilich leichter gerathen und beschlossen, als ausgeführt.

Es gibt zwar in Liebesangelegenheiten eine Stimme, die mächtiger ist, als alle objectiven Urtheile und Erfahrungen. Es ist die Stimme der Natur, so zu sagen der Vorherbestimmung, und diese sagte mir mit unbeugsamem Trotz: Wally wird dennoch Deine Frau, und keine andere — alle Bedenklichkeiten und Einwände sind Lug und Trug dagegen — aber allerdings — das Benehmen der Familie war so sonderbar und auffallend, daß des Vormunds Schlüsse wohl erklärlich schienen. Ich beschloß, ihm zu folgen, aber mehr in der Hoffnung, meine Mutter und meine Schwester zu sehen, und diese zu meinen Verbündeten zu machen. Ein Frauenauge sieht doch richtiger und tiefer als ein alter Hypochonder von Militär. Zudem lag es nur im Gebot der guten Sitte, die beiden Familien einander bekannt zu machen.

So fuhren wir denn den herrlichen Strom aufwärts mit dem Dampfschiff Morpheus. Mir war keineswegs so schwer und verzweifelt zu Muth, daß ich mich etwa in die Fluthen stürzen wollte, aber der alte Onkel beobachtete mich unausgesetzt, als wäre ich des Schrecklichsten fähig. So kamen wir nach Böhmen, und der Raum zwischen mir und der Geliebten wurde immer größer.

Der Onkel hatte die List gebraucht, mir vorzuspiegeln, ich würde die Meinigen schon in Karlsbad, dann in Prag finden, aber es waren eitle Vorwände, und er schleppte mich immer weiter. Als ich sein Spiel merkte, gerieth ich in Verzweiflung und dachte an Flucht, aber nun war es zu spät. Der Onkel, dem meine Erbitterung kein Geheimniß war, redete mir freundlich zu; er bat mich, nur noch einige Zeit bei ihm auszuhalten, und schon meiner Gesundheit halber eine Gebirgstour in die Schweiz nicht vor der Zeit abzukürzen.

Wenn er gehofft hatte, mich zu zerstreuen, so schlug seine Absicht gänzlich fehl. Die gewaltige Alpennatur ist nur für den Glücklichen schön und erhaben, mich erdrückten diese schweren Massen. Das Gemüth des Hoffenden will unbegrenzte Weite und Ferne, nur das Meer selbst ist in seiner Unendlichkeit, mit seinem Wogenschlag und seinem unermeßlichen Horizont der getreue Spiegel der Sehnsucht und Hoffnung — hier aber war die Welt mit starren Wänden umschlossen, und ebenso schien es mir das ganze Leben zu sein — überall unwegsame Wildniß, Felsen und Nebel, finstere Hohlwege und drohende Abgründe. Eine Schwermuth ohne Gleichen bemächtigte sich meiner, zugleich schien mir diese Art, wie ich als ungehorsames Söhnchen gleichsam in Gefangenschaft mitgeschleppt wurde, eines Mannes unwürdig zu sein, und ich war überzeugt, daß ich auch in Wally's Augen eine höchst lächerliche Rolle gespielt haben würde. Ich begann meinen Vormund, der es so gut mit mir meinte, tödtlich zu hassen.

Ein Vorfall endlich entschied über meine Schwäche und gab mich mir selbst wieder zurück.

Es war noch in den ersten beiden Wochen, wir befanden uns in Vevey am Genfersee. An der offenen Wirthstafel befanden sich viele Fremde. Kaufleute und Touristen, Flüchtlinge aus Frankreich und Deutschland, bescheidene Reisende und vornehme Engländer mit ihren Familien.

Da fiel in meiner Nähe der Name der Stadt D. und da ich so innige Beziehungen zu diesem Ort hatte, den mein Liebstes auf der Welt umschloß, so mischte ich mich in das Gespräch, ja ich machte kein Geheimniß daraus, daß wir direct aus jener Stadt kämen.

„A propos," rief ein kleiner Mann mit dreieckigem Kopfe, „Sie kommen von D., was ist denn das Wahre an der merkwürdigen Stadtgeschichte, die man erzählt, ich bin sehr oft im Jahre dort, so auch vor vierzehn Tagen, konnte aber der Sache nicht auf den Grund kommen."

„Ich weiß nicht, welche Stadtgeschichte Sie meinen," erwiederte ich.

„Besinnen Sie sich doch — die berühmte Entführungsgeschichte."

„Welche Entführungsgeschichte?"

„Eh — ich muß glauben, daß Sie gar nicht in D. waren. — Alle Welt wußte ja davon zu erzählen, ich weiß nicht mehr die Namen, aber es handelte sich um ein Fräulein aus sehr gutem Hause, die mit einem Sänger vom Theater durchgegangen war, warten Sie — sein Name klang französisch."

Ich sprang auf: „Herr im Himmel, doch nicht Violet?"

„Ganz recht, Violet — nun sehen Sie, daß Ihnen die Geschichte doch nicht unbekannt ist, jetzt fällt mir auch der Name des Fräuleins ein, sie ist aus einem Hause S. — die bekannte Familie in Walbach."

Wie vom Schlage getroffen, sank ich auf den Stuhl zurück und erlebte jenen Zustand, den die Deutschen so barock, aber so treffend bezeichnen: daß Einem der Verstand still stehe.

„Nun, das ist köstlich," sagte wieder der Mann mit der dreieckigen Stirn, „Sie wohnen in D. und scheinen doch nichts davon zu wissen, es ist ja schon vierzehn Tage her und alle Spatzen zwitschern davon auf den Dächern, ich dachte neue Einzelheiten von Ihnen zu erfahren, die Sache interessirt mich, denn ich kannte vor Jahren den Vater dieser Familie, ein höchst ehrenwerther und allgemein hochgeachteter Mann."

„Ich bitte Sie," rief ich endlich, „was wissen Sie, was erzählt man, ich will nicht leugnen, daß ich die Familie kenne, ja daß ich ein dringendes Interesse habe, Alles zu erfahren."

Der Dreieckige musterte mich mit sonderbarem, fast mitleidigem Blicke und sagte: „Sind Sie vielleicht —? Doch ich wage keine Vermuthung. Das Fräulein, sagte man mir, war bereits verlobt — mit einem jungen Arzte — es ist doch gewissenlos, so sein Wort zu brechen. Ich wünsche Ihnen recht guten Tag!" — Damit stand er plötzlich auf und verließ das Zimmer. Offenbar hielt er mich für den Doctor Arnold, und aus Discretion wollte er mir das Entsetzliche verschweigen.

„Was man erzählt," fuhr ein Anderer fort, — es war der Nachbar des Dreieckigen und zeichnete sich durch einen ungewöhnlich breiten Mund aus, als sei er an das Reden gewöhnt — wie ich später erfuhr, ein Gymnasiallehrer aus Wally's Vaterstadt, — „das kann ich Ihnen schon sagen. Der Sänger Violet sollte vor vierzehn Tagen den Zampa singen, aber er fehlte schon in der Probe. In der Besorgniß, daß er krank sei, schickte man zu ihm in seine Wohnung. Man findet sie aber leer; seine Hausleute wußten nichts zu sagen oder wollten nichts sagen und verheimlichten die Wahrheit, auf einmal entdeckte man auf dem Tische einen gepackten Koffer, adressirt an seine Familie in Berlin. Daneben lag ein Brief. Ein Freund von ihm glaubte das Recht zu haben, ihn zu öffnen und ihn zu lesen. Es soll ein Abschiedsbrief gewesen sein. Sofort gerieth man auf die Vermuthung, daß er sich erschossen habe; denn er hatte schon in den letzten Tagen ein auffallendes Benehmen gezeigt. Man durchsucht die Umgegend, man schickt Boten aus, Alles vergebens. Plötzlich kommt eine Anzeige zur Polizei, daß eine junge Dame fehle. Sie hatte am Tage vorher das Haus ihrer Mutter draußen in Walbach verlassen und war nicht zurückgekommen. Jetzt, da die Sache bekannt geworden, kam so zu sagen die ganze Stadt in Bewegung. Man brachte sofort das Verschwinden der jungen Dame mit Violet in Verbindung. Sie müssen doch davon erfahren haben, wenn Sie in D. waren."

„Ich bitte Sie, fahren Sie fort, ich habe mich damals um nichts gekümmert."

„Endlich nach den mühseligsten Forschungen wird ein Kutscher ausfindig gemacht, der die Erklärung abgibt, daß er am genannten Tage Herrn Violet und eine Dame zum Thor hinausgefahren habe und zwar nach dem einige Stunden entfernten Lustschlosse Sandheim. Dort seien sie ausgestiegen. Weiter habe ich nichts erfahren, denn ich verließ an jenem Tage die Stadt. Wir glaubten, Sie könnten uns Weiteres mittheilen, denn Sie sind länger dort gewesen."

„Aber in aller Welt, was vermuthet man denn."

„Ich weiß nicht," sagte der Lehrer, „Einige glauben, daß das junge Mädchen einfach durchgegangen ist und von Sandheim aus einen andern Weg eingeschlagen habe, Andere fürchten, daß man ihre Leichen finden werde; vielleicht auch ist das Mädchen allein das Opfer des gewissenlosen jungen Mannes."

„Aber warum kommt man auf so entsetzliche Vermuthungen," fragte der Großonkel.

„Sehr einfach, es heißt, daß zwei Pistolen, welche Violet besaß, und die in seinem Schlafzimmer hingen, nicht mehr gefunden wurden."

„Sagen Sie, an welchem Tage fehlte Violet?" fragte ich.

„Am Dienstag vor acht Tagen."

Ganz recht — jetzt ging mir ein Licht

auf. Am Montag war jener ländliche Ball gewesen, am Dienstag war jenes furchtbare Unwetter, und am Mittwoch darauf waren wir in der Villa draußen. Damals also fehlte Sidonie — deshalb die angebliche Krankheit der Mutter, deshalb die Verstörtheit und sonderbare Befangenheit Wally's, deshalb ihre Thränen, deshalb das Geflüster mit ihrer Tante und dem Syndicus. Die ganze Stadt wußte bereits davon, und wir hatten nicht die geringste Ahnung.

Wie lächerlich, wie neugierig, wie herzlos mußten wir, sowohl mein Vormund als ich, in Wally's Augen erschienen sein, daß wir grade an diesem Tage kamen und keine Silbe des Bedauerns, kein Wort der Theilnahme äußerten.

Ich erhob mich wie zerschlagen vom Tische und suchte die Einsamkeit, um mit mir zu Rathe zu gehen, was jetzt zu thun sei. Zwar — ein Stein war mir vom Herzen genommen, daß Wally nämlich nichts gegen mich hatte, gleichwohl fühlte ich, wie fremd ich diesem ganzen Kreise gegenüber stand, da man es nicht der Mühe für werth gehalten hatte, mir auch nur die leiseste Andeutung zu geben. Hier hatte eine lange verwickelte Geschichte hinter den Coulissen gespielt, und von fremden Leuten, in weiter Ferne erst mußte ich davon erfahren.

Mir war, als müßte ich auf der Stelle wieder umkehren, um die abgerissenen Fäden wieder anzuknüpfen. Wie ein Träumender griff ich nach meinem Hute, um zur Post zu gehen, und mich einschreiben zu lassen, da faßte mich eine starke Hand am Arme. Es war der Onkel.

„Wohin mein Junge?“

„Wohin Vormund — ich muß heimreisen.“

„Dageblieben! sag' ich. Wer hat jetzt Recht, mein verliebter Schäfer, Du oder ich. Du denkst, weil Dein armes Lamm an der Geschichte unschuldig, könnte jetzt der Roman wieder weitergehen. Nichts da! Diese Familie ist einmal im Mund der Leute. Du kannst Dich mit Ehren zurückziehen, es bringt kein Glück, sich mit solchem Hause zu verbinden!“

„Entschuldige, lieber Vormund, darin denke ich anders. Eben um diesen Schein zu vermeiden, muß ich zurück, grade weil jetzt die bösen Zungen entfesselt sind, muß ich zu ihnen halten, so gebietet es mir die Ehre.“

„Die Ehre, ja wohl — das sähe eher einem tollen Engländer ähnlich. In England freilich würde das Mädchen hundert Freier finden, weil die Geschichte so interessant ist. Wir handeln nach andern Grundsätzen.“

„Das kann nicht Ihre wahre Ansicht sein, lieber Vormund. Halten wir nicht die Leute für erbärmlich, die sich bloß nach dem Klatsch der gemeinen Welt richten? Nennen wir die nicht herzlos, miserabel, niedrig denkend, die bloß dem Glück huldigen, sich aber scheu zurückziehen, sobald das Unglück kommt. — Und jetzt, da ein solcher Fall vorliegt, wollen wir ebenso handeln — nein, heute noch kehre ich zurück.“

„Alles recht schön gesagt, junger Held, wenn wir nicht darauf angewiesen wären, unter und mit den Menschen zu leben, sie werden es Dich schon empfinden lassen.“

„Möglich, eine Zeit lang, nachher geräth die Sache in Vergessenheit. Kann denn Wally etwas dafür, daß sie eine solche Schwester hat — ist es die Schuld der Mutter, daß die Sache so kam — ich denke, lieber Vormund, es gibt gar keine Familie in der Welt, die nicht irgend ein weniger gerathenes Mitglied aufzuweisen hat. Compromittirt — seit meinem Exil und meiner Verurtheilung bin ich es ja nicht weniger — ich denke, wir hätten einander nichts vorzuwerfen.“

„Gleich viel,“ brauste der alte Mann auf, „eine Familie, in der solche Dinge vorkommen, ich wiederhole es, bringt kein Glück. Zudem wissen wir ja gar nicht, was eigentlich vorgefallen. Ist es zu einem Selbstmord gekommen, so mischen sich die Gerichte hinein, und man wird auch Dich belangen. Du hast ja einen Brief bestellt, und Deine Hände mit im Spiel gehabt, wie Du mir erzählt hast. Du siehst, es ist jedenfalls besser, fern vom Schuß zu sein. So lange ich zu befehlen habe, lasse ich Dich nicht davon. Morgen oder in den nächsten Tagen treffen wir Deine Mutter, ich hab' ihr mein Wort gegeben, Dich richtig abzuliefern. Dies Wort werde ich halten, nachher könnt Ihr immer noch thun, was Ihr wollt, wenn die Thorheit einmal ihr Kälbchen austreiben will.“

Diese harten Worte verwundeten mich auf das Tiefste, aber ich verbarg meine

Empörung, denn ich war bereits entschlossen, selbständig zu handeln und mich von dem Vormund loszumachen. In dieser Absicht schlug ich am nächsten Tage eine Bergpartie vor und erreichte auch meine Absicht, den alten Herrn tüchtig zu ermüden. Er begab sich früh zu Bette und ich hatte gewonnenes Spiel. — Noch in der Nacht machte ich mich zu Fuß auf und durchpilgerte die ganze Schweiz. Zur Vorsicht vermied ich die große Touristenstraße, und schlug mich glücklich bis zum Bodensee durch. Die Geschichte dieser Irrfahrten würde allein ein Buch füllen, doch ich muß mich kurz fassen. Nach mehr als einer Woche erreichte ich Schwaben und pilgerte nach Norden. Entblößt von Mitteln, mußte ich meine Uhr verkaufen, um nur weiter zu kommen. In Heidelberg endlich traf ich glücklicherweise einen alten Unglücksgefährten und Freund unserer Familie, der mir die Mittel zur Weiterreise gab.

So langte ich endlich ziemlich abgerissen und ein Bild des Elends wieder in D. an, aber ich hütete mich, meine Wohnung aufzusuchen, denn der grimmige Vormund konnte längst vor mir angekommen sein, um mich wieder in Beschlag zu nehmen.

Zur Vorsicht suchte ich einen meiner Tischgenossen vom goldenen Eber auf; zwar traf ich ihn nicht zu Hause, aber seine Hausleute kannten mich und hatten kein Arg, daß ich meine Garderobe mit der des Freundes vervollständigte und mich nothdürftig wieder zu einem anständigen Menschen herausstaffirte. Dann eilte ich sofort zu dem geliebten Dörfchen hinaus. Es waren im Ganzen grade drei Wochen verflossen, seitdem ich mit dem Großonkel abgereist war.

Bevor ich an die Villa kam, trat ich in eine Meierei, wo ich zuweilen ein Glas Milch genommen hatte, und wo auch Wally häufig aus- und einging. Ich dürstete jedoch mehr nach Nachrichten und hoffte von der Bäuerin, die sich immer zuvorkommend und artig bewiesen hatte, etwas zu erfahren; aber, obwohl sie mich gesehen, war sie rasch auf den Hof hinausgegangen und in irgend einem Stall verschwunden.

„Aha, der Herr ist auch wieder da —" sagte der Knecht, als er mir auf mein Begehr ein Glas Milch brachte, und wollte wieder davon.

„Holt mir die Bäuerin auf der Stelle, ich muß sie sprechen." Eine Cigarre machte endlich den spröden Schlingel gefügiger, und er versprach die Frau zu holen.

Nach langem Warten endlich sah ich sie eintreten.

„Was will denn der Herr von mir?" fragte sie barsch, indem sie sich mit eingestemmten Armen dicht vor mich hinstellte.

„Wissen will ich, was drunten vorgefallen ist. Ich war auf Reisen und komme heute erst zurück."

„Vorgefallen — ich weiß von nichts," sagte sie mürrisch, während der Knecht draußen kicherte und seine Sense dengelte. „Da hätte man viel zu thun," fuhr sie in demselben Tone fort, „allen Neugierigen Red' zu stehen. Ja, wenn die Leut' Honig haben, da fliegen die Bienen zu, brennt aber das Haus, gute Nacht Freundschaft! Das kennen wir schon, seid's auch Einer von denen, — laßt mir meine Ruh." Damit wollte sie wieder zur Thür hinaus.

Ich vertrat ihr aber den Weg. „Schwatzt nicht so albernes Zeug, Bäuerin, ich sag' Euch, ich mußte eine Reise machen, jetzt erfahre ich allerhand Gerüchte, sagt mir ehrlich, was Ihr wißt."

„So geh' doch der Herr hinunter, da werdet's Alles haarklein erfahren."

„Ich will auch hinuntergehen, aber zuvor beantwortet mir nur zwei Fragen. Ist Jemand gestorben?"

„Gestorben — ja, wenn's noch solches Glück hätten."

„Noch solches Glück — also etwas Schlimmeres?"

„Na, wenn das bei uns passirte — davonlaufen mit einem Komödianten — na, diese Schande — nicht wahr, Herr? Die Schande!" setzte sie mit einem Ausdruck von Schlauheit hinzu.

„Also leben doch beide — Gott sei Dank." —

„Leben — was liegt am Leben, das wär' das wenigste, aber mit Gensdarmen sind sie zurückgebracht worden."

„Gott sei Dank, Gott sei Dank, und jetzt —?"

„Und jetzt haben's das Mädel in den Keller gesperrt, damit's die Sonne net bescheint; gelt, das ist abscheulich, da darf sich kein ehrlicher Mensch hintrauen?"

„Ihr sprecht unsinnig," rief ich, „gleich geh' ich hinunter, wenn die Dinge so stehen, so läßt sich ja Alles gut machen."

„Und der Herr will wirklich wieder anbandeln?"

„Warum denn nicht, mich genirt die Sache nicht."

Jetzt erst wurde die Bäuerin auf einmal freundlich.

„Nehmt's net übel, Herr, ich hielt Euch auch für so einen — Ihr seid brav und ich gönn' Euch das Fräulein Wally, wenn's noch zu haben ist — !"

„Wenn sie noch zu haben ist — was soll denn das wieder heißen?"

„Nu, ich will nichts gesagt haben," sagte die Bäuerin lachend — und ein Ausdruck von Schelmerei blitzte aus ihren kleinen grauen Augen. „Wisset," fuhr sie fort: „Das Fräulein sitzt manchen lieben langen Tag hier und weint sich die Augen aus — nicht als ob sie keinen Schatz hätt', das dürft Ihr net glauben, er macht eine hübsche Figur und hat Heidengeld, aber ein bissel schwer hören thut er, und da ist der Discurs eine harte Sache."

„Ihr meint doch nicht den Vetter Syndicus?"

„Ja, so etwas ist er — ah, es ist ein braver Herr sonst und verdient's schon, wenn ihm Keiner sonst das Madel wegschnappt. Nächstens wird wohl der Verspruch sein."

„Ist's schon so weit." Ich sprang auf und eilte davon. Fünf Minuten später trat ich in den Garten der Villa. Wieder war Alles einsam und leer und wie ausgestorben. Die Thüren standen offen. Ich ging hinauf, ich trat in das Wohnzimmer. Niemand war zu sehen, auf dem Tische stand ein riesiger, kostbarer Blumenstrauß in einer Vase. Endlich kam die alte Köchin aus dem hintern Theile des Gartens herauf, wo sie Gemüse gepflückt hatte. Sie schien unwirsch und verdrießlich, als sie mich sah.

„Wo ist Fräulein Wally, wo ist ihre Mutter."

„Fortgefahren sind sie vor zwei Stunden."

„Wohin?"

„Das weiß ich nicht, uns wird auch nicht Alles auf die Nase gebunden."

„Kommen sie bald zurück?"

„Schon möglich, denn sie haben das Abendessen bestellt wie gewöhnlich.

„Und was bedeuten die Blumen?"

„Ach, die sind vom Herrn Vetter Syndicus, Fräulein Wally's Geburtstag ist heute, da müssen sich die Herren zeigen, die sie gern haben."

Damit war die alte Magd wieder hinaus, nachdem sie mir einen giftigen Blick zugeworfen hatte.

Es blieb also nichts übrig, als zu warten.

„Ich blieb im Zimmer und blätterte in einigen umherliegenden Büchern. Dann ging ich durch den Garten, die Fensterläden des Parterres und des Nebenbaues waren geschlossen. Wie mir die Zeit vergangen, ich weiß es nicht, ich war in einer namenlos verzweifelten Stimmung. Nur zu kommen, um zu sehen, daß Alles verloren und daß meine Reise das albernste Unternehmen von der Welt gewesen; eine unendliche Reue und Traurigkeit ergriff mich, ich hätte weinen können wie ein Kind und verwünschte hundertfach den alten vorsichtigen Vormund, der jetzt in meinen Augen an Allem schuld schien.

Endlich nach geraumer Zeit hörte ich das Geräusch eines Wagens. Ich war oben im Zimmer und spähte wie ein Dieb durch die Gardinen. Der Wagen hielt. Es war Wally und ihre Mutter, welche aus dem Wagen stiegen. Beide waren in schwarzer Seide und hatten so feierliche und ernste Mienen, als kämen sie von einem Begräbniß. Fast bereute ich es, grade jetzt ihnen entgegen treten zu müssen. Dem ersten Wagen folgte bald ein zweiter, in welchem einige Verwandte des Hauses saßen. — Von Sidonien oder von Violet keine Spur. Auch vom Vetter Syndicus war nichts zu sehen.

Uebrigens wäre es auch zu spät gewesen, unbemerkt wieder zu gehen. Die kleinen Schwestern Wally's waren bereits heraufgestürmt und hatten mich bemerkt. Blitzschnell eilten sie zu Wally zurück, um diese Entdeckung ihr mitzutheilen.

Ich sah, wie ihre ernste Miene sich plötzlich aufhellte, und ehe noch die Andern folgen konnten, war sie heraufgeeilt und drückte mir die Hände — wenig hätte gefehlt, so lagen wit uns in den Armen.

„Willkommen, tausendmal willkommen.

Daß Sie heute grade zurückkehren, ist das Glücklichste, was wir seit lange erfahren haben — so hab' ich doch eine Ueberraschung zu meinem Geburtstage." Diese Anspielung rief mir jenen Blumenstrauß wieder in die Erinnerung zurück.

„Sie sind unbillig gegen Andere," sagte ich, indem ich auf den Strauß deutete — „hätte ich den Tag gewußt, so würde ich diese kleine Aufmerksamkeit nicht versäumt haben."

„Soll ich ihn zum Fenster hinauswerfen?" sagte sie schelmisch. „Doch nein," setzte sie besonnen hinzu, „das würde den Absender doch allzusehr kränken und das will ich nicht," — aber sie nahm den Strauß und trug ihn in das anstoßende Zimmer, um ihn mir aus den Augen zu bringen.

„Woher kommen Sie denn, Wally?" fragte ich, von ihrer Aufmerksamkeit ermuthigt.

„Von einer Trauung," flüsterte sie hastig, „aber sagen Sie Niemand etwas davon."

„Von einer Trauung?"

„Ja, leider Gottes. Es ist eben keine Ehre für uns, aber es ist noch der einzige Ausweg. Wir wollen nichts mehr von ihnen wissen. Wir sind geschiedene Leute, aber sie hat es selbst so gewollt."

„Von wem reden Sie eigentlich, Wally?"

„Von wem sonst, als von Sidonien und Violet. Heute in aller Stille sind sie ein Paar geworden. Mögen nun die Leute reden, was sie wollen, ich denke, in ein paar Wochen spricht kein Mensch mehr davon — ja, ja, sie hat es so gewollt, mag sie nun die Folgen tragen, mir thut Niemand leid dabei, als meine arme Mutter. —"

Noch ehe sie mir weitere Aufklärung geben konnte, traten die Verwandten und Wally's Mutter in das Zimmer. Die letztere hatte graue Haare bekommen und schritt gebeugt, als wäre sie um zehn Jahre älter geworden. Sie blieb auch still und in sich gekehrt und begrüßte mich kaum, als sie mich bemerkte. Auch die andern Verwandten, unter denen jene weitläuftige Tante das Wort führte, schienen kurz angebunden und betrachteten mich mit mißtrauischen Augen.

„Gehen Sie jetzt," flüsterte mir Wally zu, „ich erzähle Ihnen morgen Alles, wie es gekommen. Sie bleiben doch jetzt wieder in der Stadt?"

„O, hätte ich sie niemals verlassen, aber jetzt soll mich nichts mehr forttreiben —" sie begleitete mich hinunter; als wir an die Gartenthür gekommen waren, dort wo ein Fliederbusch mit herabhängenden schattigen Zweigen steht, drängte sich die zurückgehaltene Empfindung dennoch auf die Zunge, ich wagte es anzudeuten, daß ich die Zeit nahe glaube, wo ich eine entscheidende Frage wagen müsse, denn so könne es nicht lange mehr fortgehen; ich deutete ihr mit wenig Worten an, welche unsägliche Qualen ich in den letzten Wochen ausgestanden — aber jetzt sei es, als müsse Alles gut werden.

Wally schlug die Augen zu Boden und drückte mir heftig die Hand, dann eilte sie rasch davon, als brenne der Boden unter ihren Füßen.

Wirklich schien nun Alles gut zu werden. Als ich gegen Abend in meine Wohnung kam, erfuhr ich, daß vor einer Woche schon zwei „Damen" nach mir gefragt hätten und seitdem täglich wiedergekommen seien, ob man noch nichts von mir wisse. Auch ein Billet hatten sie zurückgelassen. Wer beschreibt meine freudigste Ueberraschung, als ich die Hand meiner theuren Mutter erkannte. Schon seit einer Woche also waren die Meinigen angekommen, während der böse, heimtückische Vormund mich in der Irre herumführte.

Nach den Zärtlichkeiten des ersten Wiedersehens sagte meine Mutter, indem sie auf meine Angelegenheit zu sprechen kam: „Ich wünsche Dir Glück, mein Sohn und gebe meine Einwilligung im Voraus. Alles, was ich erfahren habe, lautet vortrefflich, ich begreife den Vormund nicht im mindesten, denn ich theile seine Vorurtheile nicht, allerdings, was jenen Scandal betrifft —"

„So ist er beendet," unterbrach ich sie, „denn heute sind Sidonie und Violet in aller Form kirchlich getraut worden."

„Damit wird die Geschichte nicht zu Ende sein," sagte meine Mutter nachdenklich. „Was so stürmisch begann, wird auch stürmisch enden."

Zweites Buch.



In der That sollte meine Mutter in der Folge nur zu recht behalten.

Inzwischen lernte ich das junge Ehepaar selbst kennen, welches für die erste Zeit und bis die Einrichtung ihrer Wohnung vollendet war, einige möblirte Zimmer in der Vorstadt bezogen hatte. — Dort wohnten sie nach ihrer Hochzeit wie Fremde, wie Flüchtlinge in tiefster Verborgenheit. Niemand ihrer Familie mochte die schöne junge Frau besuchen, welche so eigenmächtig und abenteuerlich über ihr Schicksal entschieden hatte. Gleichwohl, wenn das junge Paar, was selten geschah, durch die Straße schritt, erregte die Schönheit und Schüchternheit der jungen Frau Aufmerksamkeit und Theilnahme; schienen sie doch beide aufgeblüht zu sein, wie junge Rosen, die man aus dem Schatten in die warme Sonne bringt.

Einige Wochen später bezogen sie eine elegante Wohnung in der Nähe des großen Parks. Hohe dunkle Tannen umstanden das Haus, welches reizend gelegen zur Einsiedelei eines glücklichen Ehepaars wie geschaffen war. Nur die Schatten der hochwipfligen Bäume und der Mangel an Sonne gaben dem Hause einen etwas düstern, fast melancholischen Charakter.

Dort besuchte ich das junge Ehepaar in der Folge, da mich meine schwankende und peinliche Lage nach Rath und Beistand umsehen ließ; es liegt ja in der Natur der Frauen, daß glücklich Verheirathete auch Andere in den „Hafen“ der Ehe bringen möchten und sich ihrer Herzensnöthe annehmen, wie viel mehr unter Schwestern.

Als ich die Wohnung betrat, staunte ich zunächst über die prachtvolle und luxuriöse Einrichtung. Kostbare Tische mit Marmorplatten, hohe Spiegel, geschmackvolle Candelaber aus Bronce, reiche Teppiche und Sammettapeten, daneben mehrere treffliche Oelgemälde, Porträts und Copien nach alten Meistern, Statuetten aus Alabaster, Nippes aus Porcellan, schließlich ein eleganter Flügel inmitten des Salons — kurz Alles schien vereinigt, um zu blenden und zu überraschen. — Füge ich noch dazu, daß im Messingbauer ein Canarienvogel schmetterte, während in einem andern Gehäus ein Eichhörnchen neugierig hin- und herfuhr und ein großer schwarzer Neufundländer sich behaglich auf einem Rehfell dehnte, so habe ich das Bild jenes anmuthigen Aufenthalts vollendet. Mein Staunen stieg, als ich vernahm, daß jene Porträts, Studien und Copien, die in breitem Goldrahmen die Wände schmückten, von Violet selbst gemalt seien und als Zeugen einer frühern Lebensepoche aufbewahrt würden. Welche Vergangenheit mochte dieser vielseitige junge Mann haben, der jetzt die Welt als Sänger entzückte.

Zunächst interessirte mich jedoch mehr seine Frau, die schöne „treulose“ Sidonie. Ich mußte endlich wissen, wie dies seltsame, so ungleiche Paar zusammengekommen und aus welchen Gründen sich Sidonie zu einem so auffallenden, rücksichtslosen Treubruch entschließen konnte. Ich versuche zusammen zu stellen, was ich darüber theils von ihr selbst, theils aus Violet's eigenem Munde erfahren habe.

Das erste Mal, als ich einen Besuch wagte, traf ich die junge Frau allein, und wie es schien, war ihr mein Besuch nicht unwillkommen. Mit einer gewissen Herzlichkeit und Freude kam sie mir entgegen und nöthigte mich, Platz zu nehmen; zugleich konnte sich in ihren forschenden Augen eine gewisse Verlegenheit nicht verbergen.

Während ich, wie es geboten schien, mich meiner Glückwünsche zu ihrer Vermählung zu entledigen versuchte, ergriff sie das Wort, ohne mich ausreden zu lassen, und fragte angelegentlich nach ihrer Mutter und ihren Schwestern.

„Ich weiß, Sie kommen täglich hinaus und gehören ja schon ganz zu unserer Familie. Uns besucht Niemand; wir sind ganz verlassen, selbst meinen kleinen Schwestern ist es verboten, unser Haus zu betreten.“

Dabei sah sie weg, denn ihre Augen standen voll Thränen. Ich versuchte sie mit allerlei Betrachtungen zu trösten. Die Glücklichen bedürfen ja Niemand, den meisten andern jungen Eheleuten geht es ja ebenso, zumal wenn sie die Vaterstadt verlassen haben und in der Ferne ganz auf sich angewiesen sind.

„Besser es wäre so," sagte Sidonie, „dann wäre unsere Einsamkeit doch natürlich, aber an einem und demselben Orte zu leben und sich ausgestoßen zu wissen, es ist entsetzlich und unsere Familie ist es nicht allein, auch meine anderen Verwandten benehmen sich nicht besser."

„Aber warum wollen Sie plötzlich solches Gewicht auf das Urtheil der Welt legen? Sie wissen ja, daß sie nur nach dem Schein —"

„Und der Schein ist gegen mich — wollen Sie sagen — weil ich anders handelte, als man erwartete, weil ich die Formen der Schicklichkeit verletzen mußte — ich verstehe, auch Ihnen bin ich eine Rechtfertigung schuldig, denn ich habe ja das Schwerste begangen, dessen sich ein Mädchen schuldig machen kann, ich habe meinem Verlobten die Treue gebrochen, und deshalb verurtheilt man mich — ist es nicht so?"

Diese directe Frage setzte mich in einige Verlegenheit. „Ich kenne Ihre Beweggründe nicht, gnädige Frau," sagte ich, „erlaube mir also auch kein Urtheil."

„Sie sind sehr gütig," erwiederte sie, „aber nicht Alle denken so schonungsvoll. O, wenn Sie Alles wüßten, wie es hat so kommen müssen, wie ich nicht anders handeln durfte und konnte, ohne ein Menschenleben auf das Spiel zu setzen, Sie würden anders über mich denken, als mich bloß zu schonen."

„Ich bin sehr begierig zu hören, gnädige Frau, aber ich will mich durchaus nicht in Ihr Vertrauen drängen."

„Nein, nein, es thut mir wohl, daß ich mich einmal frei aussprechen darf. Und da Sie ja doch in unsere Familie treten wollen, sollen Sie auch Alles wissen."

Und sie begann zu erzählen, leicht, anmuthig und in malerischer Ausführlichkeit. Die Zeit verging. Einige Stunden später kam Violet selbst; ich blieb zu Tische und noch den ganzen Nachmittag. Unmöglich kann ich heute ihre Worte so getreu wiedergeben, ihre ganze Art schildern, wie sie sprach, sich unterbrach, sich besann und nach Abschweifungen wieder fortfuhr. Ich zeichne es so auf, wie die Geschichte seit langer Erinnerung in mir lebt und sich abgerundet hat. Auch Violet's spätere Mittheilungen, Einschaltungen und Ergänzungen kommen mir dabei zu Hilfe, insofern sie Sidoniens Erzählung bestätigten und mir die Bürgschaft gaben, daß Alles auf buchstäblicher Wahrheit beruhe.

„Sie wissen vielleicht," begann sie, „daß ich seit einem Jahr ungefähr mit dem Doctor Arnold verlobt war. Dieser Schritt hatte meiner Familie gegenüber einige Mühe gekostet, denn er war ein Ausländer und vorläufig auch noch ohne Aussichten einer festen Existenz. Leider mißbrauchte Arnold seinen Sieg auf unverantwortliche Weise. Nicht, daß er mich einer strengen Geisteszucht unterwarf — wie er es nannte — nicht, daß ich lateinisch lernen, seine Studien theilen, seine Auszüge aus wissenschaftlichen Werken machen mußte — das Alles hätte ich gern ertragen, aber er ging weiter, selbst in Fragen der Toilette und des häuslichen Lebens mußte ich mich seinen Launen fügen, die sehr oft einen excentrischen Charakter annahmen. In der Möblirung meines Zimmers, in dem Schnitt meiner Kleider, in der Coiffure meines Haars — nichts war ihm recht, was er nicht selbst angeordnet hatte. Wir wohnten, wie Sie wissen, in einer sehr belebten Straße, und das Treiben der Menschen, die Gesichter der Nachbarn, die vorüberziehende tägliche Wachtparade — das Alles waren sehr unschuldige Zerstreuungen für uns junge Mädchen. Seit dem Tage meiner Verlobung aber durfte ich mich nicht einmal am Fenster zeigen, ohne mich den heftigsten Vorwürfen seinerseits auszusetzen. Weder im Theater, noch in Concerten oder an öffentlichen Orten durfte ich den Gruß eines Herrn erwiedern oder gar mit Jemand reden. Tanzen und Singen, meine Lieblingspassionen, mußte ich aufgeben, denn es schicke sich nicht mehr für mich, wie er sagte. Allein auszugehen ohne ihn ward mir verboten, selbst die Kirche zu besuchen erlaubte er mir nur in Gesellschaft meiner Mutter, kurz, er belauerte jeden meiner Schritte, jeden meiner Gedanken, jeden meiner Wünsche, er unterjochte so vollständig meinen Willen, meine Freiheit, daß ich mich selbst nicht mehr be-

saß und in einer Tyrannei ohne Gleichen gefangen war.

Trotzdem wäre alles das, so ungerechtfertigt und unpassend es für einen Bräutigam war, noch kein Grund gewesen, mein Wort zurückzunehmen. Wir lieben ja das am heftigsten, was uns am meisten Thränen gekostet. Er war eben nur ein Pedant und seines Glückes allzu sicher — im Uebrigen war er ein Ehrenmann und ein Charakter, zu dem ich mit Ehrfurcht aufsah, ich vergab ihm auch gern jene kleinen Quälereien, weil seine herrische Manier, die einem übertriebenen Gelehrtenstolze entsprang, mir halb drollig, halb grillenhaft, immer aber imponirend erschien, und zwar um so mehr, je weniger ich die Gründe einsah. Wann fragte auch Liebe nach Gründen? Bisweilen zwar erhob sich in mir die Stimme des Widerspruchs, aber immer ward die beginnende Spannung durch die Blindheit meiner Liebe und die Unbeugsamkeit seines Willens ausgeglichen.

Da kam ein verhängnißvoller Zufall, der mir plötzlich die Augen öffnete.

Eines Nachmittags befanden wir uns draußen auf dem Landhause, ich und meine Schwester Wally. Wir saßen auf dem Balcon und stickten. Man sieht von dort auf den Strom hinaus und auf den Pavillon des Sterngartens mit seinem Schlößchen und schönen Bäumen. Es war ein warmer, sonniger Tag und wir plauderten und scherzten, wie seit lange nicht mehr. Auch von Ihnen sprachen wir, und Wally nahm mir meine kleinen Neckereien beinah übel, denn ihr Herz schien schon nicht mehr frei zu sein.

Auf einmal sagt Wally: Sieh doch, da ist ja dein Arnold und deutete hinüber in den Sterngarten. Wirklich saß er dort an dem Pavillon und starrte unbeweglich herüber. Es war übrigens nichts Auffallendes, ihn dort zu sehen. Arnold hatte auch im Dorfe Praxis und pflegte bisweilen im Sterngarten zu übernachten, wenn der Fall bedenklich war, oder wenn es zu spät geworden, um zurückzukehren. Diesmal konnte er nicht wissen, daß wir im Landhause waren, denn wir hatten uns erst Mittags entschlossen, hinauszufahren. Auffallend allein war mir seine Ruhe und Unbeweglichkeit, denn er schien uns doch bereits bemerkt zu haben. Um ihm ein Zeichen zu geben, schwangen wir unsere Spitzentücher und nickten ihm zu.

Gleich darauf zog auch er sein Tuch, es war ein gelbseidenes, und schwang es. Auch dieser Umstand war mir auffallend, denn ich wußte, daß er gelbseidene Tücher nicht leiden mochte. Dann stand er auf, verneigte sich mit komischer Würde und warf uns Küsse herüber. — Ich wunderte mich immer mehr, denn solche freie Manieren waren sonst nicht seine Art, sondern ihm in den Tod zuwider.

Auf einmal — der Garten war an jenem Tage menschenleer, und auch sonst war Niemand in der Nähe zu sehen — begann er eine Arie zu singen, jene berühmte aus dem Tannhäuser.

Beim ersten Ton erschrak ich.

Um Gotteswillen, rief Wally, das ist ja Arnold nicht, das ist ja Violet von der Oper, nun, das ist eine schöne Geschichte! Wäre ich allein die Ursache des Irrthums gewesen, so hätte ich mich kaum gewundert, meine Augen sind nicht besonders. — Aber daß sich auch Wally so täuschen konnte, war doch unerhört. Allerdings sehen sich beide aus der Ferne in Wuchs und Haltung etwas ähnlich, aber nur auf den ersten Blick. Im Aerger glaubte ich anfangs, daß mir Wally absichtlich diesen Streich gespielt habe, zumal sie mich ganz ungenirt auslachte; und ohne zu wissen, was ich that, gab ich ihr, die wir immer noch als ein Kind betrachteten, eine mütterliche Ohrfeige; so daß ihr Lachen sich in Weinen verwandelte. Natürlich zogen wir uns sofort zurück; aber Violet faßte dies kleine Abenteuer ganz anders auf. Er blieb und trieb sich den ganzen Nachmittag im Garten und am Stromufer herum, sang eine Arie nach der andern und benahm sich so auffallend, daß er die Aufmerksamkeit der Knechte und Mägde des Amtspächters erregte, die auf der benachbarten Wiese Heu einheimsten.

Es war kein angenehmer Nachmittag, denn ich wußte schlechterdings nicht, was ich beginnen sollte. Erst gegen Abend kam mein Bräutigam selbst hinaus, und ich unterrichtete ihn sofort von dem Vorgefallenen, damit es ihm nicht von andern Zungen zugetragen würde. Sie können sich seinen Zorn vorstellen. Er schickte Violet sofort einen Beauftragten, um Erklärungen von ihm zu verlangen. Violet gab sie in so

discreter und nobler, versöhnender Weise, daß die Sache beigelegt schien; ja, er versprach freiwillig, sich niemals mehr in Walbach sehen zu lassen.

Einige Wochen darauf nöthigte mich ein heftiges Gewitter in der Stadt, unter den Bögen des Rathhauses Zuflucht zu suchen, zwar hatte ich nicht vergessen, den Regenschirm mitzunehmen, wohl aber hatte ich ihn in meiner grenzenlosen Zerstreutheit in irgend einem Laden stehen gelassen. Kaum war ich einige Minuten in Sicherheit, als Violet vorüberging, der eben aus der Theaterprobe kam. Er erkannte mich, grüßte und erbot sich, mich nach Hause zu begleiten. Um nicht länger auszubleiben und Arnold's Argwohn von Neuem zu reizen, nahm ich unvorsichtig genug sein Anerbieten an. Uebrigens war ich auch dazu gezwungen. Die wenigen Miethswagen, welche sich sonst auf dem Platze befanden, waren in Folge des plötzlichen Gewittersturms bereits von Andern in Anspruch genommen. Erlassen Sie mir zu sagen, was er unterwegs zu mir sprach. Er war keineswegs unbescheiden oder zudringlich, vielmehr vermied er mit Zartgefühl und Tact Alles, was an seine neuliche Verwegenheit erinnern konnte, statt dessen erzählte er mir Einiges aus seinem Leben, und ich kann nicht leugnen, daß mich seine Mittheilungen auf das Höchste interessirten. Er war ein Unglücklicher, den ein Mädchen betrogen hatte und zwar unter sehr eigenthümlichen Verhältnissen. Violet selbst zählte sich zu den Geächteten und Unehrlichen, denen sich jedes anständige Haus noch heute verschließt, wie im Mittelalter, denn Sänger und Schauspieler würden noch immer zu den Gauklern gerechnet, sagte er; jenes Mädchen, das er in einer benachbarten Handelsstadt kennen gelernt, gehörte einer angesehenen und reichen Familie an. Seine Bewerbungen wurden Anfangs nicht abgewiesen, aber man erklärte ihm schließlich, daß er nur unter einer Bedingung Aussicht auf Erfolg habe — wenn er nämlich seinen Stand ändern wolle, denn einen Sänger, einen Menschen vom Theater werde man niemals in der Familie aufnehmen. Alles das erklärte ihm seine Angebetete selbst und gelobte ihm Treue. — Violet war auf viel härtere Bedingungen gefaßt und ging mit Freuden auf jenen Vorschlag ein; er beschloß Maler zu werden und warf sich mit der ganzen Energie der Leidenschaft auf diese neue Bahn. Im Lauf von zwei Jahren hatte er es auch durch unermüdlichen Fleiß und bei seiner reichbegabten Natur so weit gebracht, daß sein Meister in Dresden sich überflügelt von ihm erklärte. Eine Composition gewann auf öffentlicher Ausstellung der Akademie den Preis und Aufträge flossen ihm in reicher Menge zu. Alle diese Bilder, im Salon wie im Nebenzimmer, stammen aus jener Zeit; kurz, er hatte sein Ziel erreicht und sich eine neue Existenz geschaffen. Als er nun aber zurückkehrte, um seine Braut heimzuführen, war dieser die Zeit zu lang geworden, er fand sie als die Frau eines Andern. Sein Opfer und seine riesenhaften Anstrengungen waren umsonst gewesen, seine Treue war mit Verrath belohnt worden, ich weiß nicht mehr, was ihm die folgenden Jahre brachten, er muß Unendliches gelitten haben. Als er wieder dem Leben zurückgegeben war, verbarg er die Zeugen seines Elends, jene Bilder, auf dem Speicher, die besten verschenkte oder vernichtete er; dann betrat er die Bühne wieder als Sänger wie zuvor, aber mit einem Menschenhaß, der sich oft bis zum Vorsatz des Selbstmordes steigerte. Er fühlte sich ausgestoßen von den Menschen und als nutzlos und unberechtigt auf der Welt. Wie es scheint, kam er an jenem Nachmittage in einer ähnlichen verzweifelten Stimmung nach Walbach. Da war es unser irrthümlicher Gruß, der, wie er sagt, wieder der erste Sonnenstrahl in seinem Leben gewesen sei, um sich dann abermals als höhnische Täuschung, als trügerische Fata Morgana seines Schicksals zu erweisen.

Alles dies erzählte er in so einfach rührender Weise, ohne die leisesten Ansprüche zu machen, oder sich Freiheiten zu erlauben, daß ich tiefergriffen nach Hause kam.

Diesmal glaubte ich es meinem Verlobten nicht schuldig zu sein, ihm abermals Mittheilungen zu machen, ich vermied es, um den Bemitleidenswerthen nicht neuen Verwicklungen und Demüthigungen auszusetzen, oder die Eifersucht meines Bräutigams unnöthigerweise zu reizen. Allein am Tage darauf erfuhr es Arnold dennoch. Wir waren nicht unbemerkt geblieben, und ein dienstfertiger Freund hatte rasch meinen Bräutigam davon in Kenntniß setzen zu

müssen geglaubt. Die Folge davon war eine Reihe von heftigen Auftritten, die mich zum ersten Mal zur Vergleichung beider brachten. Der Charakter meines Bräutigams erschien mir plötzlich unerträglich und unverbesserlich, während die ritterliche Art und verehrungsvolle Bescheidenheit Violet's mir noch in der Erinnerung wohlthaten. Die Verstimmungen wurden häufiger und fast jeder Tag endete mit den peinlichsten Streitigkeiten. Arnold ließ Violet sagen, daß er ihn erschießen würde, wenn er jemals wieder eine Annäherung versuche. Zur Antwort richtete Violet alle seine Arien im Theater zu unserer Loge. Arnold beschwor meine Mutter, die Stadt zu verlassen oder mich zu entfernten Verwandten zu schicken, bis die Hochzeit möglich sei, die nur von der Regulirung seiner Familienverhältnisse, sowie von seiner erwarteten Anstellung abhängig war. Um ihn zu beruhigen, zogen wir auf unser Landhaus nach Walbach, wir brachten ihm das Leben in der Stadt zum Opfer und gaben sogar unsere Loge im Theater auf. Zur Antwort darauf miethete Violet jenen Pavillon im Sterngarten, wo er Tage und Nächte zubrachte, nur um in meiner Nähe zu sein.

Sein Treiben dort war ein höchst absonderliches. Bei Tage las er und zeichnete, nur in stiller Nacht begann er seine Arien zu singen. Blumen und Früchte schickte er mir täglich, obgleich sie nicht angenommen wurden und in den Händen der Dienstboten blieben, die alle von ihm bestochen waren, nicht in gewöhnlichem Sinne, sondern durch seine Leutseligkeit und Freundlichkeit, die im scharfen Gegensatz zu Arnold's Barschheit stand. Mehrere Leute, wie auch die Armen des Ortes, waren förmlich entzückt von dem Fremden.

In jener Zeit kamen Sie zuerst hinauf nach Walbach. Sie können sich meine Stimmung vorstellen, in welcher ich damals war. Mein Verlobter war mir in seinem Zorn, seiner Rücksichtslosigkeit, seiner tobenden Eifersucht allmälig unausstehlich geworden, und ich pries bereits die Tage glücklich, an denen er nicht erschien. Allerdings war er streng genommen im Recht, und ich unterließ durchaus nicht den Versuch, ihn wieder zu besänftigen, denn ich dachte keineswegs daran, ihm untreu zu werden und hielt mich den größten Theil des Tages in meinem Zimmer eingeschlossen, ohne Violet's Anstrengungen, sich bemerklich zu machen, zu beachten.

Leider beschleunigte Arnold selbst die Entscheidung.

An demselben Tage, wo Sie mich mit ihm auf der Wiese sahen und wo man uns die Einladung zu dem ländlichen Balle überbrachte, begab sich Arnold zu Violet, um auf das Bestimmteste von ihm zu verlangen, daß er den Pavillon aufgeben und sich in die Stadt zurückziehen solle.

Violet entgegnete ihm, daß so lange ich nicht verheirathet sei, Jedermann um mich werben könne, denn er erkenne jene Verlobung nicht an.

Arnold glaubte ihn durch Geringschätzung zu demüthigen und suchte ihm bemerklich zu machen, daß weder ich noch unsere Familie die geringste Notiz von ihm nähmen, daß er völlig die Rolle eines Narren spiele und dergleichen; auch fragte er ihn, worauf er denn eigentlich warte und wie er zu seinem Ziel zu kommen gedenken — ja, um der Sache ein Ende zu machen, erlaubte er Violet — mein Bräutigam erlaubte dem Sänger, sein Glück bei mir zu versuchen und ausdrücklich um meine Hand anzuhalten, aber dann müsse diese lächerliche Posse ein für alle Mal ein Ende haben.

Violet entgegnete ihm ziemlich kurz, er werde die ertheilte Erlaubniß nicht unbenutzt lassen; aber er bedinge sich dann ein sofortiges Zurücktreten Arnold's ohne alle weitern Umstände aus. Sie werden zugeben, daß eine solche Erlaubniß meines Bräutigams eine starke Tactlosigkeit, ja eigentlich eine empfindliche Kränkung für mich sein mußte. Sein Uebermuth wähnte seine Macht über mich so unerschütterlich, daß er mich in die Lage bringen wollte, seinem Nebenbuhler die Thür zu weisen, während es seine Pflicht gewesen wäre, Jenen gar nicht so weit kommen zu lassen.

Noch am selben Abend vor dem Ball wagte Violet in der That das Verwegenste, ich glaube, Sie sind ihm damals begegnet. Wir waren an dem langen warmen Abende noch spät im Garten versammelt, als plötzlich Violet erschien in schwarzem Anzug und weißer Cravatte. Ich floh sofort in mein Zimmer hinauf, wo ich übrigens jedes Wort hören konnte.

Meine Mutter trat dem Kecken entgegen und fragte nach seinem Begehr.

Er brachte mit wohlgesetzten Worten seinen Antrag um meine Hand vor.

Meine Mutter war empört, daß er es wagen könne, um die Braut eines Andern anzuhalten.

„Ich weiß recht wohl," sagte er ganz ruhig, „daß dies nicht der gewöhnliche Weg ist, allein Doctor Arnold hat mir ausdrücklich die Erlaubniß zu diesem Schritt gegeben und in Sidoniens Händen ruht mein Schicksal; von ihrem Munde allein werde ich die Entscheidung vernehmen." Er fügte dann wie beiläufig noch einige Bemerkungen über seine Vermögensverhältnisse hinzu, die ihm gestatteten, auf jede Aussteuer zu verzichten.

Natürlich wies ihm meine Mutter entrüstet die Thür und setzte hinzu: „Auch wenn Sidonie noch frei wäre, würde ich niemals einen Menschen vom Theater in unsere Familie aufnehmen."

„Entschuldigen Sie," sagte Violet fast mit lachendem Tone, „dasselbe Stückchen ist mir schon einmal begegnet, zweimal geht der Vogel nicht auf die Leimruthe. Ich habe damals meinen Stand geändert, weil man uns, ebenso wie Sie, für die Parias der menschlichen Gesellschaft hielt. Was hat mir das Opfer geholfen, ich wurde auf das Schmählichste betrogen, es war vielleicht nur ein Vorwand, um mich los zu werden, jetzt biete ich der Verachtung kühn die Stirn und bin stolz darauf, nichts als ein Sänger zu sein. Ich werde bleiben, bis Sie Sidonien rufen lassen."

Heftig fielen ihm jetzt meine Schwestern in's Wort, besonders Wally; denn sie fühlte sich gleichsam mitschuldig, weil es durch ihren ersten Irrthum nun so weit gekommen war. Daß die Mädchen ihre Worte nicht erst auf die Goldwage legten und auch keinen Grund der Schonung hatten, können Sie wohl natürlich finden. Er aber behielt vollkommen seine Ruhe und blieb.

Um dem Auftritt ein Ende zu machen, begab ich mich selbst hinunter, aber er ließ mich gar nicht zu Worte kommen.

„Mein Fräulein," sagte er, „Sie wähnen sich gebunden durch Ihr Wort, und ich respectire Ihre Gewissenhaftigkeit, es halten zu wollen, ich aber sage Ihnen zugleich, daß Sie im Irrthum sind, wenn Sie glauben, mit Jenem jemals glücklich werden zu können, und da ich weiß, daß wahre Liebe keinerlei fremde Rechte anerkennt, da ich weiß, daß nur Sie mir bestimmt sind und keine sonst auf Erden, da ich weiß, daß Sie nicht so vorurtheilsvoll und so unbarmherzig sind, einen Künstler zu verachten, weil man ihn in finstern Jahrhunderten zum fahrenden Volk zählte, weil Sie im Gegentheil selbst Ehrfurcht vor der Kunst haben, deshalb lege ich mein Leben und Sterben in Ihre Hand. — Entscheiden Sie aus eigenem freien Willen. Ihr Bräutigam hat mir selbst die Erlaubniß gegeben, Sie zur Schiedsrichterin zu wählen."

Was sollte ich thun. Ich kann mich mit keinem Gedanken anklagen, je eine solche Situation herbeigeführt zu haben, ich wußte mich schuldlos daran, ihn zu einem solchen Schritt verleitet zu haben, und nichts in meinem Benehmen konnte ihm auch nur das leiseste Recht gegeben haben, so aufzutreten und mir diese Verlegenheit zu bereiten. Das Alles sagte ich ihm und schloß, daß ich auch meinem Bräutigam nicht das Recht zugestehen könne, überhaupt eine solche Erlaubniß zu geben; ich könne mich auch deshalb auf keine Entscheidung einlassen. Wenn er so sicher sei, mich und keine andere zu besitzen, so müsse das der Himmel selbst auf eine unbegreifliche Weise herbeiführen, ich selbst könne und wolle nicht dazu mitwirken, ein bestehendes Verhältniß aufzulösen. Wohl hätte ich ihm noch härtere Worte sagen können, denn ich kannte ja diesen fremden Menschen kaum — aber ich weiß nicht, wie es kam, die Erinnerung an sein trauriges Schicksal, an seine erschütternde Erfahrung mit seiner Verlobten und dann auch ein gewisser Respect vor seiner Entschlossenheit, alles wirkte zusammen, um mir Mitleid und Schonung zur Pflicht zu machen. So vermied ich, ihm die Strenge und Entschiedenheit zu zeigen, welche meine Familie und Arnold vielleicht hätten erwarten dürfen.

Violet hatte inzwischen ungenirt Platz genommen, jetzt sprang er auf und rief: „O, ich verstehe Sie wohl, Sidonie, Sie wagen nicht mich offen abzuweisen, aber auch nicht anzunehmen aus Furcht vor Ihren Verpflichtungen, aus Furcht vor jenem Manne, aus Furcht vor Ihrer Familie, Sie sind eine kleine, muthlose schwankende Seele, ich habe Sie größer und freier gedacht, aber ich sage Ihnen, es wird ein Tag kommen, wo Sie diese Stunde zurück-

wünschen, vielleicht schon bald. Leben Sie wohl!"

Damit eilte er davon, und wir glaubten schon diesen Sturm glücklich abgeschlagen zu haben; obwohl mir meine Mutter Vorwürfe machte, daß ich ihn nicht noch entschiedener abgewiesen und obwohl ich auf Arnold im höchsten Grade erbittert war, daß er die Veranlassung zu diesem peinlichen Auftritt gegeben, trotzdem war es mir, als wenn ein Stein von meinem Herzen genommen sei.

Am andern Tage fand jener ländliche Ball statt, an dem wir eigentlich nur Wally's und Ihrethalben Theil nahmen. Sie wissen, daß Violet zugegen war. Sie selbst brachten mir seine Abschiedszeilen, warten Sie, ich habe das Blatt aufgehoben, denn es war ein verhängnißvoller Ring in der Kette der Ereignisse."

Die junge Frau schloß ihren Schreibtisch auf und nahm aus einer Mappe ein zerknittertes Blättchen hervor, welches sie mir zu lesen gab. Es waren nur wenige Zeilen.

„Leb' wohl, theure Sidonie. Ich habe eingesehen, daß Du nicht anders handeln kannst. Dein Anblick hat meine letzten Lebenstage wie ein holdes Abendroth verschönt. Mit Dir wäre ich glücklich und ruhig geworden und meine Seele hätte Genesung gefunden. Es sollte nicht sein. Die Wogen meines Schicksals gehen hohl und schlagen um das gescheiterte Wrack. Brett um Brett wird zersplittert, die nächste Welle wird mich hinwegspülen. Leb' wohl, Geliebte, noch einmal wollte ich Dich sehen, um in Deiner Nähe, unter Deinen Augen zu sterben, aber Dein Anblick hat mein Dunkel wieder mit Sonnenglanz erfüllt, ich will es Euch nicht zu Leide thun, in Eurer Anwesenheit das Schauspiel der letzten Dinge aufzuführen. Einen stillen Winkel will ich mir suchen, wie der wunde Hirsch, der im Walde an kühler Quelle verendet, von Niemand gesehen, von Niemand verhöhnt, von Niemand bemitleidet. Leb' wohl, sei tausendmal glücklich, noch eine Nacht und ein Tag, dann gibt es für mich keinen Morgen mehr."

Sidonie war hinausgegangen, während ich diese merkwürdigen Zeilen las und wiederholt las; statt mir den Charakter Violet's zu erläutern, machten sie ihn nur noch unverständlicher — entweder war der ganze Brief nur eine grobe Schlinge, um ein unerfahrenes Mädchenherz zu verwirren oder irgend ein Punkt in Violet's Leben und Gemüthsstimmung war verschwiegen. Es gibt verschiedene Lebenslagen, in denen selbst die Verzweiflung und der Selbstmord als natürlicher Schluß einer verhängnißvollen Kette erscheint. Eine verlorene Schlacht, Vermögensverlust, ein Todesurtheil, Entehrung, Wahnsinn, materielle Noth — auch von unglücklicher Liebe wissen die Dichter zu singen, aber von alledem — nicht einmal von letzterer sah ich hier etwas, um den Entschluß oder vielmehr die Drohung des Selbstmordes erklärlich zu finden. Violet kannte ja Sidonien kaum, hatte kaum einige Worte mit ihr gesprochen — welches Recht in der Welt konnte er haben, sich umzubringen, weil die Braut eines Andern nicht ihm gehörte — auf jeden Fall war hier eine Lücke in der psychologischen Kette, vorausgesetzt, daß Violet nicht ein Narr war.

Alle diese Bedenken äußerte ich vor Sidonien, als sie nach einiger Zeit wieder erschien. Die junge Frau wurde keineswegs verlegen; sie hätte ja sagen können, daß es eben eine wahnsinnige Liebe war, welche Violet zu ihr ergriffen hatte, aber sie besaß diese Eitelkeit nicht, sie sagte: „Allerdings war auch mir Vieles unerklärlich und ist es bis heute geblieben. Hätte ich nicht seine Vorgeschichte gekannt, hätte ich nicht den klagenden Ton seiner Stimme, den Ausdruck innerster Verzweiflung vernommen, als er von seiner frühern Liebe erzählte, so wäre dieser Brief ganz ohne Eindruck auf mich geblieben, ich hätte darüber gelacht und ihn für einen schlechten Scherz genommen, ich wollte mich auch wirklich dazu überreden, aber es gelang mir nicht, ich sah immer nur den vernichteten Menschen, den rettungslos Verlorenen — allein wenn Sie so streng urtheilen, so werden Sie im Folgenden manches noch unbegreiflicher finden."

„Bitte, fahren Sie fort," sagte ich, und es wollte mir scheinen, als ob mir die schöne Frau meine Bedenken beinahe übel genommen hätte.

„Sie können denken," fuhr sie fort, „wie mich jene schrecklichen Zeilen aufregten. Wir mußten den Ball verlassen, ich kämpfte bald mit Ohnmachten, bald mit dem Versuch, einen Entschluß zu fassen, denn Etwas mußte geschehen, ich gehöre nicht zu denen, die im Stande sind, ein Menschenleben

leichtsinnig auf das Spiel zu setzen und sich nachher wohl noch selbstgefällig ihrer Opfer zu rühmen. Violet war ein Unglücklicher, ohne meine Schuld, aber es ist entsetzlich, sich sagen zu müssen, daß man unfreiwillig mitschuldig an fremdem Unglück werden kann. Die Nacht verging mir schlaflos, endlich gegen Morgen sank ich in unruhigen Schlummer, aber ein schrecklicher Traum jagte mich wieder empor. Ich sah Violet entstellt mit blutiger Stirn, das Haar von Moos und Wasserpflanzen und Schlamm bedeckt, den Mund blau und verzogen, die offenen gläsernen Augen starr auf mich gerichtet — plötzlich erhob sich der Leblose aus dem Röhricht und ergriff mich am Arm, um mich hinabzuziehen.

Mit einem Schrei erwachte ich, und die Täuschung des Traums war so vollkommen, daß ich geraume Zeit brauchte, um mich zu überzeugen, daß ich in meinem mütterlichen Hause sei. Der Tag graute eben und die Nachtigallen sangen im Garten. Meine Mutter hatte neben mir gewacht. Daß sie jene Zeilen Violet's in meinem Kleide gefunden, wußte ich damals nicht, hatte deshalb auch keine Ahnung, daß sie entschlossen war, mich nicht aus den Augen zu lassen, denn sie kennt meinen Kopf und weiß, daß durch Widerstand mein Wille nur gesteigert wird. Aber was sollte ich jetzt thun, ihm schreiben, ihn beschwören, ihn an die Vorschriften der Religion erinnern? Alles schien mir lächerlich und fruchtlos zu sein, um ihn von einem entsetzlichen Schritte zurückzuhalten. Es verflossen einige Stunden, ich sah, daß meine Mutter vor Ermüdung endlich eingeschlafen war, während meine Schwestern unten beim Frühstück saßen.

Ohne recht zu wissen, was ich that und wollte, warf ich mich eilig in die Kleider. Eine namenlose Angst verließ mich keinen Augenblick. — Ach, ich habe es nie geglaubt, aber ich habe es an jenem Tage erfahren; es gibt Lagen im Leben, wo man selbst im Wachen gleichsam schlafwandelnd handeln kann, gehorsam einem fremden Willen — wo man ohne Schwindel über Abgründe schreitet und gefährliche Wege wählt, daß die Welt vor Entsetzen aufschreien würde, wenn sie es sähe.

Nachdem einige Zeit vergangen war, wunderte ich mich, daß eine Menge Gegenstände, Bäume und Hügel, Hecken und Mauern, wohlbekannte Häuser und Straßen an mir vorüberzogen. Es war, als wenn Regen um mich strömte, aber ich achtete nicht darauf. Plötzlich befand ich mich in der Neustadt vor Violet's Wohnung, und ich sah, wie meine Hand im Begriff war, die Klingel zu ziehen. Erst indem ich dies thun wollte, kam ich auf einmal völlig zu mir selbst und sah mit Schrecken, wohin ich, unbewußt und gleichsam wie getrieben von einem Verhängniß, gegangen war. Die ohnehin einsame Straße war noch ziemlich menschenleer, es war möglich, daß mich Niemand gesehen, ich konnte noch umkehren, und so stand ich einige Minuten in heftigem Kampfe. Aber mein Schicksal war erfüllt. Eben als ich besonnen und entschlossen mich zum Rückweg wenden wollte, öffnete sich die Hausthür und eine alte Magd trat eilig heraus, die ohne mich zu beachten murmelnd und hüstelnd den Weg nach der Hauptstraße einschlug, dabei vergaß sie die Thür wieder zu schließen. Das Benehmen dieser alten und wie ich später erfuhr tauben Person, kam mir so scheu und auffallend vor, daß mich von Neuem jene namenlose Angst überfiel, als sei das Entsetzliche schon geschehen, und die Alte laufe nach Arzt und Polizei, um Hilfe und Beistand zu holen.

Angstvoll huschte ich die Treppe hinauf. Ich war niemals in meinem Leben in diesem Hause gewesen. Es ist ein einstöckiges langhingestrecktes Haus, in der Mitte nur mit einer obern Etage. Unten wohnt eine alte Gärtnerfamilie, die von Gemüsebau lebt, der obere Stock war an Violet vermiethet. Trotzdem ich von alledem und von der Bauart des Hauses keine Kenntniß hatte, fand ich mich doch darin zurecht, als wäre ich längst in dem Hause einheimisch.

Kein Laut regte sich. Ich schlich die Treppe hinauf. Auch hier wie unten war die Thür nur angelehnt, die Stubenthür zu Violet's Wohnung. Es war eine Todtenstille im ganzen Hause, als sei es längst ausgestorben; meine Angst schnürte mir die Brust zusammen und ich zitterte, vorwärts zu gehen, als müßte ich etwas Entsetzliches sehen; dennoch zog es mich unwiderstehlich weiter.

Als ich wagte, durch die angelehnte Thür in das Zimmer zu blicken, sah ich eine Gestalt auf einem Lehnstuhl sitzen, bewegungs-

los der Morgensonne zugekehrt. Ich konnte nicht unterscheiden, ob es ein Lebender oder ein Todter war, aber der Muth kam mir, näher zu treten und ich gab nicht mehr Acht darauf, meine Gegenwart zu verbergen.

Als ich eintrat, knarrte die Thür bemerklich. Sofort wandte jene Gestalt den Kopf. Es war Violet. Er sprang auf, sein Haar sträubte sich vor meinem Anblick, seine Augen traten aus ihren Höhlen und seine Lippen bewegten sich, ohne einen Laut hervorzubringen; war es aus Schrecken, als glaube er eine Erscheinung vor sich zu sehen oder nur Ueberraschung, sich in seinem Vorhaben gestört zu sehen, ich weiß es nicht; aber seine Fassungslosigkeit gab mir meine Besinnung und meinen Muth zurück. Ich trat näher auf ihn zu. Sein Aussehen war erbarmungswürdig. Er war wachsbleich und seine Augen brannten wie im Fieber. Dabei bemerkte ich, daß er ein höchst seltsames Costüm trug. Es war ein Habit von grobem Leinen, weißblau gestreift. In jeder andern Situation hätte ich darüber lachen müssen, aber hier war mir das Weinen näher.

„Gott sei Dank," sagte ich zu ihm, „daß Sie leben, Violet. Denken Sie nichts Uebles von mir, daß ich eines Mannes Wohnung betrete, aber ich hielt es nach Ihren gestrigen Zeilen für meine Pflicht, Sie von einer unüberlegten That abzuhalten."

Da stürzte er auf mich zu und umschlang mich leidenschaftlich. „Sidonie, Du bist es selbst, keine Täuschung, keine Vision — Du selbst mein süßes Leben bei mir, dem Verachteten, in der Höhle des Paria eine himmlische Göttin, o daß Du mir das noch gethan, daß Du mir diese Gnade noch erwiesen, was kann ich mehr vom Himmel erflehen und wie soll ich dafür danken!" Dann riß er mich zum Licht an das Fenster, und die helle Morgensonne fiel auf mein Gesicht, das er mit hundert süßen Namen liebkoste.

Plötzlich aber stieß er mich heftig von sich. „Ja wohl," rief er, „es wäre des Dankes noch werth, wenn es nicht der grausamste Hohn wäre. Geh' fort, sag' ich Dir, ich habe es nicht verdient. Tod und Hölle, ich habe es nicht verdient, oder meintest Du, meine Hand zu lähmen und mich wankend zu machen in meinem Entschluß, dann hättest Du Dich getäuscht!" Dabei ging er mit großen Schritten im Zimmer auf und nieder.

Ich sah mich jetzt in der Stube um, die behaglich und mit alterthümlichen Möbeln eingerichtet war. An den Wänden hingen zahlreiche Bilder mit und ohne Rahmen. Auf dem Sopha und den Stühlen lag allerlei zerstreut und ordnungslos umher; es sah aus wie bei Jemand, der ausziehen will. Auf dem Tisch lag ein gesiegelter Brief und daneben stand ein gepackter Koffer, wie wenn sich Violet zur Abreise gerüstet hätte. Schon war ich beruhigt, denn ich glaubte, er sei auf andere Gedanken gekommen und näherte mich dem Tische, auf welchem außerdem noch eine halbgeleerte Flasche und herabgebrannte Kerzen standen. Auch Violet schien keine Nachtruhe gehabt zu haben.

Wie unwillkürlich hatte ich den Brief vom Tische genommen und las, daß der Koffer an seine Familie in Berlin adressirt war. Gleichzeitig bemerkte ich daneben ein polirtes Kästchen, mechanisch griff ich darnach und öffnete es, aber ehe ich noch gesehen, daß es zwei Terzerole enthielt, sprang Violet herbei und riß es mir aus der Hand.

„Unglückliche, was thust Du!" Dann lachte er auf. „Sieh sie nur an, die schönen Instrumente gegen Zahnweh und Herzklopfen, das ist kein Spielzeug für Kinder wie Ihr seid." Damit schlug er das Kästchen zu.

Ich blickte auf und sah ihm in die Augen, die er unsicher zu Boden schlug; dann aber sagte er rasch und heimlich, als dürfe Niemand sein Geheimniß außer mir hören. „Glauben Sie ja nicht, daß es mich reute, was ich thun muß, aber —" und er wurde fast verlegen. „Sehen Sie, ich hab' es mir die Nacht durch überlegt, wie es am besten zu machen sei. Man muß auch an seine Nebenmenschen denken, leider nun ist der alte Mann unten krank, und der Schrecken könnte ihm leicht schaden. Die Leute haben mir so viel Aufmerksamkeiten erwiesen, daß ich auch ihnen einige Rücksicht schuldig bin, sie sind hauptsächlich auf die Vermiethung dieser Wohnung angewiesen, aber bei der allgemeinen Narrheit der Menschen würden sie keinen Abnehmer mehr finden, wenn hier etwas passirt wäre; ich habe deshalb um einen Wagen geschickt, er muß gleich kommen."

„Violet," sagte ich, „so lange ich lebe, dürfen Sie dies Verbrechen nicht begehen."

„Ich kann nicht auf Ihren Tod warten, mein Fräulein," erwiederte er und wies meine Hand zurück. Mir kam die ganze Lage so peinlich und überspannt vor, daß ich vergeblich nach Worten suchte, um auf diesen völlig zerstörten Menschen zu wirken, ich glaube sogar, ich bin vor ihm auf die Knie gefallen und habe ihn beschworen, das Schreckliche aufzuschieben, ich fände ja in meinem ganzen Leben keine Ruhe mehr, wenn ich mir sagen müßte, deinetwillen ist ein Mensch zu Grunde gegangen — deinetwillen.

„Sei ruhig, Sidonie," sagte er. „Deinetwillen geschieht es wahrlich nicht. Diese letzte Erfahrung war nur der letzte Tropfen, der das Gefäß zum überfließen bringt. Es ist zuviel zusammengekommen, ich bin lebensmüde, ich sehe kein Ziel vor mir und keine Aufgabe. Alle Becher, die mir das Leben bot, sind abgestanden und schal geworden. Der letzte Sonnenblick selbst, der wie zum Hohn in mein Elend hereinleuchtet, läßt es mich nur ganz übersehen, zeigt mir nur, wie dunkel die Nacht ist, die mich umfängt. Es ist Zeit, ein Ende zu machen."

Ich wußte nicht mehr, was ich dachte, noch was ich sprach, wie unbewußt entfuhren mir die Worte: „Und wenn ich dem Doctor Arnold entsagen könnte —"

„Dazu ist es zu spät," sagte er, „und würde uns beiden nichts helfen."

„Violet, und wenn ich Deine Frau werde!" rief ich außer mir.

„Du würdest es bereuen, Sidonie, Dein gütiges Geschick hat Dich bewahrt vor einem so unbesonnenen Streich."

„Warum unbesonnen, Violet, ich verstehe Dich immer weniger."

„Ach, Sidonie, wenn ich Dir das erklären könnte, es wäre Dir doch fremd. Sieh, da drinnen ist Alles Moder und Asche. Ein junges Mädchen, wie Du, braucht einen jungen Mann, der noch an das Leben und seine Täuschungen glaubt, ja, an seine Täuschungen. Ich bitte Dich, gibt es etwas Vollkommenes auf Erden; wo ist es? ich sehe nichts. An jedem Glück ist ein geheimer Schaden, den die Welt nicht sieht, den man zu verbergen strebt, um andere zu täuschen, sich selber betrügt man nicht. Wo ist ein Ruhm ohne Dornen, eine Zufriedenheit ohne Faulheit, wo ein Reichthum ohne Ueberdruß, eine Liebe ohne Gefühlsheuchelei — man kann sich nicht immer auf der Höhe halten und die Wirklichkeit verschlechtert Alles, was im Gedanken schön und rein war. Die besten Menschen sterben jung, umsonst hatte die Natur ihre Gaben an sie verschwendet, die besten Frauen werden vom Zufall verkuppelt oder bleiben sitzen im Elend, dem Haß und der Verbitterung zur Beute. Die besten Talente werden in den Staub getreten, denn der Schwindel florirt, die edelsten Geschöpfe werden der Schande geweiht, und die sorglosesten schaffen sich rasch selbst ihre Felsen von Sorgen und Krankheiten; es gibt keine Vollkommenheit! Ja, wenn wir Götter sein könnten, frei vom Fluch der Zeit, des Alters, der Vergänglichkeit, aber so sind wir nur werth, daß wir zu Grunde gehen. — Und Du meine Frau, Du Thörin, wir würden verachtet von den Menschen, gehaßt von Deiner Familie, verdammt von den Tugendhaften sein, denn sie würden mit Fingern auf Dich deuten: da ist Eine, die die Treue gebrochen hat, um einem Komödianten, einem Gaukler nachzulaufen; nein, solche Zumuthung darf ich Dir nicht machen, so lange Du mir noch etwas giltst."

In diesem Augenblicke hielt der Wagen vor der Thür. Ich sah, daß Violet fort wollte und vertrat ihm den Weg, aber er schob mich mit kräftigem Arme bei Seite.

„Unglückliche," rief er, „schon jetzt hast Du Deinen Ruf mir zum Opfer gebracht und hast Dich vergebens compromittirt. Was willst Du noch hoffen von den Menschen. Wenn Du Muth hast, so stirb wenigstens mit mir, da wir nicht zusammen leben konnten."

Damit steckte er das Kästchen zu sich und legte den Brief auf den Koffer, den er in die Mitte des Zimmers setzte. Die alte taube Magd kam herauf, um den Wagen zu melden, sie machte freilich curiose Augen, als sie Besuch fand. Aus Verlegenheit schlug ich den Schleier meines Hutes herab und ohne zu überlegen, was ich that, ohne zum Entschlusse zu kommen, was eigentlich geschehen sollte, saß ich wenige Minuten später neben Violet im Wagen. Ich hatte bei meiner Flucht aus dem Mutterhause nichts mitgenommen, als meinen Strohhut und eine seidene Mantille."

Die junge Frau hatte diese letzten Sce-

nen immer rascher erzählt, so daß sie jetzt erschöpft innehielt. Nach einer Pause der Sammlung wandte sie sich zu mir, und ihre Mienen kämpften mit dem Ausdruck der Verlegenheit und des Bedürfnisses, sich zu rechtfertigen.

„Nun, was sagen Sie dazu?“ fragte sie.

Offen gestanden berührte mich diese Frage keineswegs angenehm. Der Fall, daß ein junges Mädchen so ungenirt und gewissenlos alle Rücksichten der guten Sitte bei Seite setzen konnte, um einem fremden jungen Mann nachzulaufen und dann mit ihm durchzugehen — dieser Fall erschien mir, trotzdem ich jetzt die Einzelheiten kannte, von Neuem so bedenklich und gravirend, daß ich fast meine Interesse für die „Dame“ verlor und aufstand um zu gehen; ich war zu sehr an reine Verhältnisse gewöhnt, um vor solchen Abenteuern Respect zu haben, auch wenn man sie bewundert im Reich der Poesie.

Sidonie mochte meine Gedanken errathen und vertrat mir den Weg, ja sie nahm wie in flehender Bewegung meine Hand. „Bitte, gehen Sie nicht, hören Sie mich erst zu Ende, bevor Sie mich verurtheilen. Allerdings, wenn ich heute darüber nachdenke, mir heute Alles vergegenwärtige, so begreife ich selbst nicht, woher ich die Kraft und den Muth zu solchen Schritten nahm. Aber Sie werden es vielleicht selbst noch erleben, daß man in gewissen Lebenslagen mehr Werkzeug einer höhern Macht, als Herr seiner eigenen Entschlüsse und Thaten ist. Ich lief fort mit dem Gedanken, ein Unglück zu verhüten. Welches Mädchen, und wäre es das stolzeste, bliebe ruhig, wenn es weiß, daß Jemand im Begriff ist, sich ihrethalben das Leben zu nehmen. Schicken konnte ich Niemand, mein Verlobter war abwesend, einen Bruder hatte ich nicht, und meine Familie in Anspruch zu nehmen, schien mir nutzlos. Nein, ich folgte meinem eigenen Gefühl, meinem eigenen Gewissen, und dieses spricht mich frei. Wenn ein Ertrinkender um Hilfe ruft, ist nicht Jeder verdammenswerth, der schwimmen kann und nicht in die Wogen springt, um jenen zu retten? Nun und zur Noth kann ich es mit jenen Wogen aufnehmen, die man die Welt nennt. Damals war mir Alles gleichgiltig geworden. Verdammen Sie mich immerhin, aber hören Sie mich weiter.“

Bevor die junge Frau dazu kam, erschien Violet selbst, der von der Morgenprobe kam. Er begrüßte mich herzlich und achtungsvoll und lud mich ein, mit zu Tisch zu bleiben. Ich nahm es an. Um den Faden der Erzählung nicht zu unterbrechen, füge ich jetzt bei, was ich von dem Ausgang jener seltsamen Fahrt weiter erfuhr. Bald nahm Violet selbst das Wort, bald erzählte Sidonie, beide ergänzten einander und fügten oft bezeichnende Einzelheiten ein, welche dem einen oder andern Theil schon entschwunden waren. Ich gewann auf diese Weise ein vollständig klares und durchsichtiges Bild jener Vorgänge, die in der Folge eine so verschiedene Beurtheilung erfahren mußten, da Niemand die ganze Wahrheit kannte, welche vielmehr durch allerlei Entstellungen, Erfindungen und Uebertreibungen in ein völlig schiefes Licht gerückt worden war.

So fuhren also beide damals in die Welt hinein. Der Regen strömte. Das Wasser plätscherte in den Straßen; graue farblose Dämmerung herrschte in dem Wagen, dessen angelaufene Fenster von den bekannten Straßen der Stadt nichts sehen ließen, als ein Gewirr von sternartigen Tropfen, die in kleinen Bächen herunterflossen. Plötzlich wich die graue Dämmerung einem kalten hellen Lichte, das Rasseln des Wagens hörte auf, man war außerhalb der Stadt. Der Wagen hielt, eine dunkle rothnasige Gestalt beugte sich vom Kutscherbocke gegen das Fenster herab.

„Wohin befehlen die Herrschaften?“

„Wohin Du willst, Schwager,“ sagte Violet, „fahr immer zu, fahr immer zu, wir behalten Dich den ganzen Tag und Dein Schade soll's nicht sein.“ Brummend wandte sich der Kutscher um und hieb auf die Pferde.

Sidonie sah in beklommener Stimmung durch die graue regnerische Dämmerung in die weite Landschaft hinaus, denn die Fenster hatte man jetzt geöffnet. Die Fahrt ging auf einer gut erhaltenen Chaussee vorwärts. Wie Gespenster schienen die Pappeln vorüberzufliegen, welche die Straße säumten. Dann kamen Hügel und Waldungen, wo Sidonie als Schulmädchen einst manchen Ausflug mit dem Lehrer und ihren Gespielinnen gemacht hatte, jetzt tauchte der Thurm einer Dorfkirche aus dem Grün; Sidonie hatte für den Altar derselben einst

einen Teppich gestickt — auch sie verschwand. Jetzt hörte sie den Fluß rauschen, der Wagen donnerte über eine steinerne Brücke, unten auf dem Strom sah sie ein Dampfschiff vorüberziehen, ein Passagier winkte mit weißem Tuche herauf, nicht lange, so zog ein Regiment Soldaten vorüber, welche von einem Manöver heimkehrten. Sidonie sah flüchtig das Gesicht des Obersten, welcher von seinem Pferde herab neugierig den Wagen musterte. Gleich darauf kam ein schwerer Frachtwagen mit derben langmähnigen Gäulen. Der Fuhrmann ging verdrossen auf der Straße nebenher, paffte seinen Taback und schwang zuweilen die Peitsche durch den Regen. — Wie zerflossene Bilder eines Märchenbuchs, das im Wasser gelegen, so zogen die wechselnden Eindrücke vor dem Mädchen vorüber. Aber noch eintöniger als das Rauschen des Regens und das Rollen des Wagens tönte Violet's Stimme, der sich in halblauten Monologen seinen düstern Phantasien überließ, die ihm ununterbrochen aus der Seele quollen.

„Das ist das Leben," sagte er, „Chausseen, aufgeschüttet vom Staub der Jahrhunderte, wo die träge Masse vorwärts zieht von Wirthshaus zu Wirthshaus, von Schlagbaum zu Schlagbaum, einem unbekannten Ziel entgegen. Ueber Brücken geht der Weg, wenn man sie findet, andere müssen schwimmen und ihr Leben riskiren, wenn sie an einen Strom gelangen. Wir kommen an Kirchen vorbei und an Altären, wo vordem unsere Vorfahren getauft wurden, die nun wieder im Nichts wohnen und einst unsere Nachkommen, die vielleicht ein Recht haben, uns zu fluchen, daß wir sie nicht in Ruhe ließen — ungeboren im großen stillen Nichts. Weiter kommen Viehheerden und bewaffnete Heere. Wer nicht selber Leithammel sein kann, muß der Masse folgen zum Scheren und zur Schlachtbank, und wer den Muth hat, Gladiator zu werden, schwört zum kalten Eisen und bildet sich ein, vielleicht für eine Idee zu sterben, wo er nur Kanonenfutter ist für Zwecke, von denen er nie etwas erfahren hat, noch jemals erfahren wird. Trug und Blödsinn überall. Von den tausendmillionen Menschen, die die Erde bewohnen, sterben jeden Tag hunderttausend und hunderttausend kommen zum Lichte; jede Stunde gebiert eine Million schlechter Streiche, jede Stunde eine Million Küsse und tausend Millionen Worte, thörichte und weise, wer sie zugleich hören könnte — wie viel Lärm um nichts und wieder nichts — wer die Gedanken sehen könnte, die in Millionen von Gehirnen jeden Augenblick aufleuchten und zerblitzen in's Nichts, wie der Regen auf dem Weltmeer. — Ja, was ist die ganze Menschheit anders als ein großer permanenter Platzregen, der die Wolke nicht kennt, daraus er fällt, den Staub nicht löscht, in dem er versickert — und was ist der Einzelne mehr als ein Tropfen? Ein Tropfen, existirend so lang er in der leeren Luft ist, zerfließend, sobald er den Boden berührt. Und dieser Schwindel soll der Mühe werth sein, ihn mitzumachen — bah, man müßte ewig Kind bleiben oder ewig Narr, um an die Täuschungen zu glauben."

Und in diesem Tone gingen seine Betrachtungen fort. „Jetzt erst sah ich," erzählte Sidonie damals, „wie tief zerrüttet dieses reiche Gemüth war. Ich verglich ihn unwillkürlich mit Arnold, dessen Uebermuth vom Glück verwöhnt war. Er brauchte eben eine Frau, sobald er angestellt war, und dafür konnten ihm hundert andere ebenso genügen; es war nur ein Zufall, daß grade ich seine Braut geworden war, hier aber galt es eine Seele zu retten, einen Dämon zu bezwingen, der einen edlen Menschen zum Abgrund des Verderbens fortriß. — Mitleid und Grauen erfüllte mich zugleich und doch wurde mir wohl und leicht und die Ruhe des guten Gewissens überkam mich, daß ich recht gethan und im Begriff sei, ein gutes Werk zu vollbringen. Das Wort, welches ich vorher nur in Angst und Verwirrung hingeworfen, das Wort, seine Frau zu werden, wurde jetzt zum festen Entschluß und ich hielt es für mehr als eine bloße Samariteraufgabe, diesen Unglücklichen von seinen traurigen Ideen abzubringen und mit neuem Muth ein neues Leben beginnen zu lassen."

Nach einer Fahrt von mehreren Stunden, die Sidonien eine Ewigkeit dünkten, hielt der Wagen. Der Himmel hatte sich etwas aufgehellt und der Regen hatte nachgelassen. Beide stiegen aus und Violet gab dem Kutscher eine reichliche Belohnung, mit der Weisung, eine Stunde zu warten und dann wieder zurückzufahren. Er ging nämlich auf die Voraussetzung des Kutschers ein, der

das Paar wahrscheinlich für Engländer hielt, die gekommen seien, die Merkwürdigkeiten dieser berühmten Gegend zu besehen. Er glaubte ihnen also einen Dienst gethan zu haben, wenn er sie zu einem der frühern Lustschlösser des Grafen B. geführt hatte.

Das Schloß, ursprünglich ein Jagdhaus des Kurfürsten und später erst in B.'s Hand gekommen, ist jetzt verödet und verfallen; obschon die Zeit die Pracht des Rococostils nicht ganz hat verwischen können. Eine Kurfürstin soll dort ihre alten Tage als Einsiedlerin verträumt haben, später hat ein kunstliebender Herr dort eine prachtvolle Gemäldegalerie zusammengebracht, die noch immer einen gewissen Ruf behauptet. Es ist jetzt zwar ein Castellan da und eine Wirthschaft, aber das Ganze bröckelt dem Verfall entgegen und der große herrliche Park mit seinen moosübersponnenen Statuen und Pavillons mit seinen versumpften Bassins und grünen Taxwänden, seinen Alleen und Bosquets wuchert verwahrlost zu einer Wildniß zusammen. Glückliche Liebespärchen, welche ungestört einen Festtag verplaudern wollen, weit hergereiste Kunstkenner, zuweilen auch übernächtige Ballgäste, die nach den Strapazen officieller Bälle blauen Montag machen wollen im Freien, dergleichen Leute kommen zuweilen hierher, um unbeobachtet ihrem Glück, ihrem Forschungstrieb, ihrer Erholung zu leben. Bisweilen kommen auch die Zöglinge weiblicher Pensionate und Erziehungsinstitute, Schüler und Cadetten in den Ferien hierher, um sich einen guten Tag zu machen, sonst haben im Lauf des Jahres die Hühner und Tauben des Hofes wenig zu befürchten. Die Wirthschaftszimmer im Seitengebäude sind deshalb auch selten geöffnet, und in ihren mit Geweihen verzierten Räumen herrscht eine muffige kellerartige Luft.

Dort finden wir die beiden Flüchtlinge wieder. Um bei den Wirthsleuten kein besonderes Aufsehen zu erregen, bestellte Violet ein Frühstück, das jedoch weder er noch Sidonie berührte. Nur von einer Flasche sauren Landweins, der vermuthlich an den Gestaden der Saale gewachsen war, nahm Violet ein Glas voll.

„Da sitzen wir nun," sagte er, „zwei Verlorene, zwei Ausgestoßene aus der Welt. In der Stadt wird es morgen heißen, wir seien als Liebespärchen durchgegangen, bis ihnen die Wahrheit offenbar wird. Im vorigen Jahre entführte ein Eleve der Akademie die Frau seines Meisters. Einige Wochen später fand man sie im Riesengebirge erschossen im Schnee. Die Mädchen und Frauen der nächsten kleinen Stadt zogen in großer Procession hinauf und kränzten den Ort mit Blumen. Die Geistlichkeit bestand darauf, die Unglücklichen außerhalb der Kirchhofsmauer zu begraben, und so ist es auch geschehen, aber noch jetzt bezeichnen Kränze den Ort, wo sie ruhen, ich war in vorigem Frühjahr oben. Fürchtest Du oder freust Du Dich, wenn uns Gleiches geschehen wird?"

Sidonie war unfähig, eine Antwort zu geben. Die Kehle war ihr wie zugeschnürt, und der starre steinerne Mensch mit seinen brennenden Augen und seinen eiskalten Worten kam ihr schrecklicher vor, als jemals. Wenn es ihr nicht gelang, ihn zu überreden, war sie selbst verloren, denn sie war jetzt vollkommen in seiner Gewalt und Gnade durfte sie nicht mehr erwarten, nachdem sie so weit einmal mitgegangen war. Violet's Antlitz hatte einen verzweifelt entschlossenen Ausdruck angenommen, und der Ausflug, statt ihn zu zerstreuen, hatte ihn vielmehr auf sich selbst zurückgeführt.

„Gehen wir," sagte er endlich und erhob sich. „Draußen ist's frei und still. Niemand soll Ursache haben, sich zu beklagen, daß wir seine Ruhe und seinen eingerosteten Schlendrian störten mit etwas Ungewöhnlichem."

Damit nahm er Sidoniens Arm und trat in den Park, sie fühlte, daß die Stunde der Entscheidung gekommen war.

Offenbar war es Violet's Absicht, einen Platz im Walde zu suchen, wo er seine unglückselige That ausführen konnte.

„Du zauderst, Du bist feig!" rief er, als Sidonie seinen raschen Schritten nicht folgen konnte, sie mußte sich Mühe geben, ihren Gang zu beschleunigen, um den Aufgeregten nicht noch mehr zu reizen.

Nach mehreren Umwegen kam man auf einen freien Platz. Eine uralte Eiche beschattete eine steinerne Bank und ihre dunkeln Wipfel spiegelten sich in der klaren Fläche eines Bassins, das von Marmor eingefaßt war; eine breite Treppe führte hinab, zwei Sphinxe in ägyptischem Stile lagerten auf den Treppenwangen.

„Hier muß es geschehen,“ sagte Violet, setzte sich auf die Stufen der Treppe und öffnete das Kästchen. Erst jetzt konnte Sidonie Athem gewinnen, den sie bei dem raschen Gehen verloren hatte.

„Violet,“ sagte sie, „ehe wir sterben, beantworten Sie mir noch einige Fragen, da wir doch nicht wissen können, ob wir uns dort noch Fragen stellen können.“

„Mit Vergnügen,“ antwortete Violet, „fragen Sie.“

„Warum schrieben Sie mir gestern, daß Sie an meiner Seite Ruhe und Genesung gefunden hätten? Warum hielten Sie um meine Hand an und forderten von mir — nicht von sich — die Entscheidung Ihres Schicksals, wenn Sie mich nicht wahrhaft liebten —“

„Warum — curiose Frage — das Leben muß ein letztes Capriccio haben — warum ich es that, vielleicht weil ich zweifelte, Erhörung zu finden. Aller Zweifel reizt mich, alle Gewißheit lähmt mich, und übrigens war das Ende nicht so, meine Zweifel zu lösen; ich hatte Unrecht, die Entscheidung von irgend Jemand Anderm zu verlangen als von mir selbst — und dahin sind wir nun gekommen!“

„Ich denke, Violet,“ sagte Sidonie mit bebender Stimme, „ich habe Alles gethan, Ihre Zweifel zu widerlegen. Wenn ich Sie nicht liebte, nicht innig liebte, wäre ich Ihnen wohl schwerlich hierher gefolgt. Aber womit beweisen Sie mir Ihre Liebe, wenn Ihr Brief und Ihre Worte nicht bloße Redensarten waren.“

Violet lächelte seltsam. „Ich glaube, der Beweis ist triftig genug, wenn ich Sie zugleich mit mir von jener elendesten schwersten Last befreie, welche die Menschen das Leben nennen.“

Sidonie schauderte, aber sie errang ihre Fassung wieder. „Sie glauben also, Violet, ich würde Sie niemals glücklich gemacht haben?“

„Oh!“ rief er, „so glücklich wie die Sonne, die mich wärmt, wie das Meer, das mich trägt, wie die Erdscholle, die mich einst auflöst. Aber was hätte ich Ihnen dafür bieten können! Kann ich die Sonne belohnen dafür, daß sie mich bescheint, kann ich dem Wasser danken, weil es mich badet, dem Baume, weil er mich beschattet, der Luft, weil sie mein Blut erquickt — den Elementen kann man nicht danken — auch Ihr Weiber seid nur Elemente, und ich fürchte, Sie wären sehr unglücklich mit mir geworden, Sidonie —“

„Das wäre lediglich meine Verantwortung gewesen, Violet. Wenn Sie zugestehen, daß Sie ruhig und glücklich an meiner Seite werden können, so bin ich es ja auch und verlange keinen Dank weiter. Doch noch eine Frage, Violet, sind Sie ein Christ?“

„Aha, das Faustische Examen, zwar etwas wenig neu, aber es paßt zur Situation, leider kann ich mich auf Faust's Antwort nicht besinnen; ich weiß es selbst nicht gewiß, ob ich ein Christ bin, aber zum Philosophen habe ich noch weit weniger Talent; als Kind war ich sehr fromm, natürlich der Pfarrer nahm mich schon frühzeitig zum Chorknaben — er ist nun längst todt, er hatte eine rothe Nase und eine Warze auf der Stirn, wenn er wirklich unsterblich ist, werde ich auch die Warze wiedersehen. Damals, ja damals war ich fromm und vielleicht auch ein Christ, aber später habe ich es zu luxuriös gefunden, Unsummen von Menschenliebe täglich zum Fenster hinauszuwerfen; sie verdienen es nicht und seit ich sah, daß Niemand Lust hatte, christlich an mir zu handeln, bin ich von meiner Narrheit zurückgekommen und habe mich besser befunden beim Menschenhaß als mit aller Religion.“

„Sagen Sie das nicht, Violet, Sie haben mehr Religion, als Sie zugeben. Warum verließen Sie Ihre Wohnung, als um die armen Leute zu schonen und ihnen keinen Schaden zuzufügen durch eine Gewaltthat. Ich will mit Ihren Erfahrungen nicht streiten, aber ich frage Sie, was denken Sie, daß eigentlich Bestimmung des Lebens sei. Den Eltern Noth und Sorge machen bis man herangewachsen, herangepflegt und herangebildet ist mit Wissenschaft und Kunst und schöner Sitte, und dann schließlich zu sagen: es war Alles nichts; dann aus Ueberdruß und Vorurtheil vor der Bahn zurückscheuen, wo man die Kräfte und Fähigkeiten zeigen soll, die der Himmel Einem verliehen — nein, Violet, Sie können nicht Ihren alten Vater betrügen wollen um die Erwartungen, die er auf Sie setzt, Sie können nicht sagen, das sei unsere Lebensbestimmung. Wäre ich ein Prediger, würde ich Ihnen zurufen: Du sollst wirken und arbeiten



Ich schwöre es vor seinem Angesichte, Dir eine treue, liebevolle Frau zu sein.

und Dir Mühe geben, so lange es Tag ist; die Liebe wird Deine Tage verschönen und die Zeit wird Deine Wunden heilen, denn sie sind beide allmächtig — ich bin aber nur ein armes Mädchen und sage, schone Dich, erhalte Dich für mich, Violet!"

„Wirklich, man könnte wieder Schulknabe werden," sagte Violet mit Sarcasmus, „wenn man Deinen lehrreichen Worten zuhört."

„Und ein Schulknabe bist Du auch!" rief Sidonie erzürnt, „ein Knabe, der das Buch zerreißt, weil er die Mühe scheut, lesen zu lernen, ein Knabe, der seine Hände erfrieren läßt, um seinen Vater zu ärgern. Weißt Du," fuhr sie mit milderm Tone fort, „was man morgen sagen wird in der Stadt: Violet war ein feiger Mensch, weil er den Doctor Arnold fürchtete, er hatte wohl den Muth, die Braut des letztern zu entführen, aber sie zu behaupten und diesen Schritt männlich zu verantworten — das wagte er nicht!"

Violet fuhr auf, aber Sidonie ließ ihn nicht zum Worte kommen. „Man wird auch sagen, Violet war ein schlechter Mensch, weil er lieber zwei Familien trostlos und unglücklich machen wollte, weil er es süßer fand, seinen alten Vater in die Grube zu stoßen, statt den Versuch zu machen, ein neues glücklicheres Leben zu beginnen. Seine Schlechtigkeit war größer als sein Unglück!"

„Hör' auf, Sidonie, es ist nicht wahr, ich bin kein schlechter Mensch!" Aber das Mädchen ließ sich nicht stören.

„Und endlich wird man sagen: Violet war gar kein Künstler, er war nur ein Dilettant, kein Genie, nur ein kleines Talent, denn an seiner Kunst und an seinem Ruhm lag ihm nichts, da er aus feiger Laune ihr den Rücken drehte und die Flinte in's Korn warf, um seinen Verehrern einen schadenfrohen Streich zu spielen. Bilde Dir auch nicht ein, daß Deine Collegen von der Oper Dir etwa ein Grabgeleit geben, Deine Gruft mit Blumen schmücken oder Deiner mit Achtung und Liebe gedenken werden. Verachten werden sie Dich und Deinen Namen beschimpfen, wenn er nur genannt werden sollte!"

Violet war aufgesprungen und ging mit großen Schritten auf und nieder. Diese letzten Gründe erschütterten ihn heftiger, als alles Andere — er rang die Hände.

In diesem Augenblicke fiel ihm Sidonie um den Hals: „Laß uns leben, Violet, laß uns nicht so schimpflich zu Grunde gehen, ich kann noch nicht sterben, ich will noch nicht sterben, ich bin noch jung, ich glaube noch an die Liebe, an das Leben, das mir noch so wenig geboten hat, meine Seele sehnt sich nach Liebe, und Du hast mir bei allen Deinen schönen Worten noch keinen einzigen Beweis gegeben. Gieb mir den einen: für mich zu leben, Violet — Glaubst Du, ich hätte umsonst mit den Meinigen gebrochen, hätte umsonst meinen Verlobten verlassen, um nichts erobern zu wollen, als eine Leiche — nein, Violet, ich liebe Dich, ich liebte Dich von jenem ersten Tage an, wo Du zu mir sprachest und von Deinem Leid erzähltest. Es ist kein Zufall, der uns so zusammengeführt hat. Die Vorsehung hat es selbst so gewollt, daß wir einander gehören sollen. Glaubst Du an ein Schicksal, so ehre auch seinen Willen, der uns durch diese traurige Flucht weiter gebracht, als es jemals im gewöhnlichen Lauf der Dinge möglich gewesen wäre —"

Violet bedeckte bei diesen Worten sein Gesicht mit seinen Händen, als blende ihn die wiederaufleuchtende Sonne des Lebens.

„Sidonie, Du weißt nicht, was Du begehrst, noch ein Mal in diesen Strudel der Welt zurückkehren, dem wir kaum glücklich entronnen. Was wird die Welt sagen, was werden die Leute reden — man wird mit Fingern auf Dich weisen, man wird Deinen guten Namen in den Schmutz ziehen — es wäre nicht zu ertragen!"

„Was geht mich die Welt an!" rief Sidonie. „Mögen sie sagen, was sie wollen, wenn ich Dich habe. Ich denke an Niemand in der Welt, denn Dir allein gehöre ich!"

„Aber Deine Familie, Dein Verlobter."

„Sie werden begreifen lernen, daß ich hier ein verlorenes Leben, ein gequältes Herz retten konnte, und sie werden mir verzeihen —"

„Du hast eine himmlische Seele, Sidonie, aber Du wagst ein gefährliches Spiel, Du weißt nicht, mit wem Du es aufnimmst. Da brinnen wohnt ein Dämon — hier, ich fühle ihn, ich sehe ihn manchmal, hüte Dich, hüte Dich, Deine Hand in diesen Käfig zu stecken, ich fürchte, er

wird zuletzt noch seinen Wärter zerreißen und Dich mit ihm!"

„Ich verstehe Deine Worte nicht," sagte Sidonie, indem sie ihn aufmerksam betrachtete, „ich denke, die wahre Liebe hat schon schlimmere Geister gezähmt, als Deine Schwermuth es ist. Du mußt ein neues Leben beginnen. Dein sogenannter Dämon ist Dein guter Genius, der Dir zürnt, weil Du ihn so oft vernachlässigt, so oft beleidigt, so oft auf seine Mahnungen nicht gehört hast, darum quälte er Dich mit schwarzen Gedanken. Aber so wenig es Genien in Wahrheit gibt, so wenig existiren Dämonen. Es gibt nur einen allwaltenden Vater im Himmel, Violet, wir wollen ihn anrufen, wenn unser Glück bedroht ist, wir wollen beten zu ihm und ihn anflehen, daß er uns rechte Liebe, rechten Muth, rechtes Gottvertrauen geben möge, um dieses große Räthsel: „Leben" noch ein Mal zu lösen. Wir wollen ein einfaches, frommes, thätiges Leben führen, ich will es versuchen, Deiner Seele Ruhe und Frieden zurückzubringen und ihre Wunden zu heilen. Der Himmel wird uns seinen Segen nicht versagen. Ich schwöre es vor seinem Angesichte, Dir eine treue, liebevolle Frau zu sein." Und sie sank auf die Knie nieder.

In diesem Augenblicke brach die Sonne durch die Wipfel der Eiche, und aus weiter, weiter Ferne hallte ein schwaches Glockengeläut durch die feierliche grüne Einsamkeit.

Sidonie erhob sich wieder und weinte vor innerer Bewegung am Halse Violet's. Da geschah es, daß seine Arme sich wie mechanisch um sie schlossen, sein Haupt sich zu ihr beugte und eine heiße Thräne aus seinen Augen auf ihren Nacken fiel. Das Eis war gebrochen.

„Du hast gesiegt, Sidonie," sagte er mit leiser Stimme, „wohl, es soll noch ein Mal versucht sein, um Deinetwillen will ich leben, Sidonie, mögest Du es niemals bereuen, was Du an mir gethan hast, auch Dir schwöre ich vor Gott Treue und Liebe und bete zu ihm, daß er unsern Bund segnen möge."

Als er jetzt auffah, war sein Gesicht ruhiger, und von seiner Stirn strahlte es wie ein Glanz. Er umarmte und küßte seine junge Braut. Eine Weile saßen sie in feierlichem seligen Schweigen, als gebe es keine Rückkehr in die Welt und zu ihren Menschen. Es war eine jener seltenen Stunden, welche Ewigkeit zu enthalten scheinen, eine jener Stunden der Unschuld und Seligkeit, die in das goldene Zeitalter der Menschheit zurückzuführen scheinen. Beide ahnten nicht, daß, wer einmal die Welt herausfordert, ihr auch Rechenschaft schuldig ist, denn ihrer Gerichtsbarkeit kann sich Niemand entziehen. Die bürgerliche Gesellschaft fragt bei solchen „Ereignissen" niemals nach dem innern Recht, nach den innern Beweggründen, sondern sie richtet nach der Form, und auch Violet und Sidonie mußten es erfahren.

Erst das Singen und Peitschenknallen eines Fuhrmanns, welcher auf der fernen Landstraße vorüberzog, erweckte beide aus der träumerischen Selbstvergessenheit, sie erhoben sich, um zu dem Schlosse zurückzukehren. Dort sollte Sidonie an ihre Mutter schreiben, ihre Rückkunft wie ihre Entschließung ankündigen, und die Bitte hinzufügen, Alles im Stillen abzumachen. So war Violet's Wunsch, aber Sidonie mochte keine Stunde Verzögerung, sie hoffte den Wagen noch zu finden, um sofort allein zurückzukehren, ihrer Mutter Alles anzuvertrauen, und ihr Verhältniß zu Arnold zu lösen. Erst dann sollte Violet erscheinen und die Mutter Sidoniens nochmals um ihre Hand bitten.

Violet gab diesem klugen und vorsichtigen Vorschlage endlich nach. Als er ihr folgen wollte, fiel ihm das Kästchen mit den Waffen in das Auge. „Warte einen Augenblick," sagte er, „wir wollen wenigstens ein Erinnerungszeichen an diesen Tag hinterlassen."

Damit nahm er die Pistolen aus dem Etui und schoß beide in den Stamm der Eiche ab. „Erst sollten sie uns den Tod geben, jetzt sollen es Freudenschüsse des neuen Lebens sein."

Rollend und knatternd dröhnte der Schuß in den Wald, daß erschreckt ein Schwarm Krähen aufflog, der sich krächzend und plappernd in den Kronen des nächsten Gehölzes niedergelassen hatte. Auch ein Hirsch, der neugierig auf die Lichtung herausgetreten war, entfloh mit gewaltigen Sprüngen.

(Fortsetzung folgt.)

Römische Skizzen.

Von

P. J. Lindau.

„Beim Carlin."

Wenn man sich einmal gewöhnt hat, gewissen mit der deutschen Natur verwachsenen Bedürfnissen und Ansprüchen zu entsagen, wird man in jeder der bedeutendern römischen Trattorien einen guten Mittagstisch finden. Man braucht bloß einen Blick auf die kräftigen Stiere zu werfen, die allwöchentlich von ihren berittenen speerbewaffneten Begleitern durch die Straßen zur Schlachtbank getrieben werden, und man wird alsbald ein sehr compactes Vertrauen zur römischen Fleischkost gewinnen, die außerdem noch durch gutes Schöpsenfleisch, zahmes und noch mehr wildes Schweinefleisch und treffliches Geflügel einen sehr beachtenswerthen Zuwachs erhält und zu den wenigen Dingen in Rom gehört, mit welchen man so leicht nicht geprellt wird, weil sie, obgleich je nach der Beschaffenheit des Ortes, wo man sie genießt, bald billig, bald theuer, durchgängig gut ist. An die römische Küche, von der Suppa di caccia, einem eigenthümlichen Suppengemisch von Fleisch, Kohl u. s. w., bis zur etwas schwerfälligen Torta di mela, oder der duftigen Arancia, habe ich mich schneller gewöhnt, als an alle andern Eigenthümlichkeiten des Lebens. Ich war bald im Stande — wenn es nicht anders sein konnte — mit der Todesverachtung eines Römers eine Foglietta trüben „Acerbo" zu leeren, dessen erste Kostung mich mit Grauen erfüllte, genoß aber auch mit um so größerer Dankbarkeit gegen die italienische Sonne den schwelgerischen, süßen, duftigen Saft von Orvieto und Montefiascone, wenn mich ein trauliches Beisammensein mit einem Bekannten nach der Palombella oder nach der Campanella, der alten Goethekneipe, in dem Theater des Marcellus führte.

In der ersten Zeit bin ich bald dieser bald jener Empfehlung gefolgt und habe bald im „Falcone" am Pantheon, bald beim Lepre in der Via Condotti, bald im Café Nuovo am Corso und selbst bei dem elegantesten Restaurant Roms, dem Nazzari auf der Piazza di Spagna mein Diner gesucht, bin aber doch immer wieder (namentlich der für mich sehr bequemen Lage wegen) in die schlichte Trattorie zurückgekehrt, in welche ich gleich am ersten Abend meiner Ankunft eingeführt wurde. Seitdem gehörte ich, einzelne Tage ausgenommen, zu den stehenden Tischgästen dieser Trattorie. Das Aeußere dieser Wirthschaft, die an der Ecke der Piazza Barberini, Bernini's wasserspritzenden Tritonen gegenüber liegt, ist wenig einladend. Ein kleines Schild trägt die Aufschrift: „Deutsche Küche." Ich glaube, es ist das einzige deutsche Schild dieser Art, das man in Rom findet. Man öffnet eine kleine Glasthür, schlägt einen „weißen" innerhalb derselben befindlichen Vorhang zurück und tritt in die schlichte Speisehalle, wo uns der Duft eines auf dem steinernen Fußboden stehenden mächtigen Kohlenbeckens und der verschiedenen „Legumi" und „Arosti" empfängt. Der Eigenthümer dieser Trattorie, „beim Carlin" genannt, ist zwar ein Deutscher, ein Baier, wenn ich nicht irre, derselbe ist aber, da er vorzugsweise in dem dunklen Reiche seiner Küche waltet, in den eigentlichen Gasträumen selten sichtbar und überläßt die Bedienung seiner, vorzugsweise aus deutschen Künstlern bestehenden Gäste seinen zwei Kellnern, die sehr im Widerspruche mit dem deutschen Aushängeschilde nicht ein Wort deutsch verstehen. Auch die Kost ist, obgleich kräftig und wohlschmeckend, doch nichts weniger als deutsch, sondern von echt römischer Art. Wenn aber die weit verbreitete Meinung, daß Sauerkraut zum Wohlbehagen eines Deutschen unentbehrlich sei, einige Begründung hat, so muß man dem Wirthe allerdings zugestehen, daß er seinem deutschen Schilde gerecht zu werden sich bemüht, indem er jene Speise als eine Reminiscenz seiner deutschen Abkunft oft genug auf seiner Speisekarte figuriren läßt. „Sauerkraut" ist aber auch das einzige deutsche Wort, dessen der lange geschmeidige Kellner Lorenzo mächtig ist. Wenn aber sein Gaumen gegen das Gericht selber in derselben Weise sich sträubt, wie seine italienische Zunge gegen die Aussprache der deutschen Doppellaute dieses Wortes, so muß er in der That keinen sonderlichen Begriff von deutschem Feinschmack haben. Trotzdem läßt er es sich nicht nehmen, so oft jenes edle Gericht einen Artikel seiner Speisekarte bildet, das barba-

rische Wort mit besonderer Betonung und mit aller ihm eigenen einschmeichelnden Selbstgefälligkeit zu verkündigen, als wäre er überzeugt, damit den Hauptschlüssel zu den Herzen seiner deutschen Gäste und zum sprachlichen Verkehr mit denselben in der Hand zu haben. Wenn ich von einer Speisekarte gesprochen habe, so ist das nur bildlich zu nehmen. Ein gastronomischer Comfort dieser Art, der uns gestattet, mit der Speisekarte in der Hand, vor der Entscheidung hinsichtlich der Bestandtheile unseres Diners behaglich vorschmeckend die beiden Kammern unserer physischen Natur — Gaumen und Magen — über die Bill verhandeln zu lassen, ist uns hier nicht vergönnt. Man muß sich vielmehr befleißigen, so schnell als möglich die Bedeutung der italienischen Speisenamen kennen zu lernen, die uns Lorenzo als lebendige Speisekarte mit rapider Schnelligkeit vorsagt, wenn wir unsern Appetit nicht auf ein sehr beschränktes Repertoir setzen wollen. Der andere Kellner hat nichts weiter zu thun, als daß er, nachdem wir an einem der gedeckten Tische Platz genommen haben, mit der Frage: „Prende vino, Signore?“ unsere Weinbestellung fordert und unser Gedeck, Messer, Gabel, ein halbes Weißbrot und eine Serviette hinlegt, die, wenn sie zufällig rein ist, immer eine vorsichtige Benutzung zur Pflicht macht, indem die zarte Haut der Lippen Gefahr läuft, durch Schiefer verletzt zu werden. Alsbald tritt nun Lorenzo zu uns heran und überfluthet uns mit seinem Suppenregister: „Suppa di montone, suppa di caccia, suppa de' vermicelli“ u. s. w. Doch da fällt mir ein, daß seine Kenntniß der deutschen Sprache wirklich umfänglicher ist, als ich angegeben habe; er weiß auch seine „vermicelli“ zu verdeutschen und empfiehlt uns Deutschen seine „suppa de Nudele“ mit derselben Vorliebe wie sein „Saorkraot.“ Während man die erwählte Suppe verzehrt, hat man Zeit, auf den Tellern der Tischgenossen die Speisekarte des Tages in natura zu studiren, damit man nicht ganz unvorbereitet ist, wenn Lorenzo wiederkehrt und uns mit der langen Liste seiner Fleischspeisen und Gemüse bestürmt: „Manzo und montone, mongana und porcina, grasso oder magro, cinghiale, lepre und gallinacci mit den beliebten Kohlkeimchen (broccoli) oder Blumenkohl, Kartoffeln, Erbsen und Salaten. Es fehlt nie an reichlicher Auswahl und haben wir uns endlich versorgt und auch zugleich den üblichen Nachtisch bestellt, so können wir uns endlich mit Muße dem lohnenden Geschäfte unseres pranzo und wohl auch einem gemüthlichen Verkehr mit unsern Tischnachbarn überlassen, die zwar an den verschiedenen Tischen sehr häufig wechseln, aber eben deshalb vielfache Gelegenheiten zu Bekanntschaften mit flüchtig oder dauernd in Rom weilenden Persönlichkeiten aus der Künstler- oder Gelehrtenwelt bieten. Wenn man längere Zeit hier aus- und eingeht, kann man allmälig fast alle bedeutenden und unbedeutenden deutschen Künstler und Gelehrte, die Rom beherbergt, kennen lernen, denn ein oder einige Mal besucht wohl Jeder die „deutsche Küche“ beim Carlin. Freilich bietet zu derartigen Bekanntschaften „die deutsche Colonie“ oder der deutsche Künstlerverein im Palazzo Poli an der Fontana Treve bequemere Gelegenheit. Dort konnte man eine Zeit lang selbst Franz Liszt während seines römischen Noviziats allabendlich Whist spielen sehen. Aber ich habe beim Carlin oft genug auch mit ganz andern Leuten als Künstlern und Gelehrten friedlich meine Mahlzeit verzehrt — mit päpstlichen Zuaven, die in nicht geringer Zahl deutschen Blutes sind, mit geheimen Agenten Franz' II. und mit noch geheimern Agenten und Agigatoren des „freien Italiens.“ In einem kleinen Nebengemache versammeln sich vorzugsweise die jüngern deutschen Künstler und in einer besondern Ecke des großen Speisegemachs haben die Scandinavier — Dänen, Schweden und Norweger — ihre streng abgeschlossene Ansiedelung begründet. Sie zeichnen sich dadurch aus, daß einige von ihnen auch ihre Frauen mitbringen, woraus man erkennen mag, wie schwer es einer fremden Hausfrau in Rom werden würde, eigene Küche zu halten — und ihr Senior, ein langer Schwede mit mächtigem grauen Bart, ein bekannter Bildhauer, der in der Nähe sein Studio hat, ist in seiner künstlerischen Nonchalence zu so glücklicher Selbstvergessenheit gelangt, daß er einen buntcarrirten sehr verkürzten Schlafrock als faltenlose Gewandung seiner eigenen Statue erwählt hat.

In dieser deutschen Küche wird auch der deutsche Mittag eingehalten. Die Tafel

beginnt hier um zwölf Uhr, sobald der Kanonenschuß der Engelsburg erfolgt ist, womit die Franzosen, seitdem sie hier sind, den Römern in eindringlicher Weise eine neue Zeitrechnung einprägen zu wollen scheinen. Man stellt nun zwar nach der französischen Kanone alle römischen Uhren, im gewöhnlichen Leben aber ist man der alten Zeitrechnung treu geblieben und scheidet den Tag, bis zu vierundzwanzig zählend, nicht nach Mittag, sondern nach Abend, obgleich man auch von der sogenannten französischen Uhr recht gut Bescheid weiß. Auch die Zifferblätter der Uhren an Kirchen u. s. w. sind fast durchgängig noch italienischer Art. Wenn Abends, eine halbe Stunde nach Sonnenuntergang, von allen Glocken Ave Maria geläutet wird, ist in Rom der Tag mit seiner Arbeit und seinen Mühen vollbracht und es werden — der Zeit nach um fünf Uhr — alle amtlichen und geschäftlichen Büreaus und Expeditionen, die Post nicht ausgenommen, geschlossen, nachdem sie von früh neun Uhr ohne mittägige Unterbrechung geöffnet gewesen sind. Damit ist zugleich für einen großen Theil der römischen Bevölkerung die Stunde des „pranzo“ gekommen. Wenn man erst um diese Zeit sein Mittagsmahl „beim Carlin“ suchen wollte, würde uns Lorenzo — wenn nicht auch für ihn schon die Stunde gekommen ist, wo er zum eleganten Stutzer entpuppt, seinen Tagesfreuden nachgeht — achselzuckend vielleicht nur ein improvisirtes Beefsteak zu verkündigen haben.

Berühmte Liebespaare.

Von

F. von Hohenhausen.

I.

Die Herzogin von Longueville und der Herzog von Larochfoucauld.

Anna Genoveva von Bourbon-Condé, Herzogin von Longueville war die gefeiertste und stolzeste Erscheinung der französischen Hofcirkel, in denen zu Anfang des siebzehnten Jahrhunderts die Blüthenzeit des feinen Tons und der höchsten Bildung anbrach. Die rohen Kräfte des Mittelalters waren in wohlthätige Schranken geleitet worden, der staatskluge Cardinal Richelieu hatte die letzten Spuren der Feudalzeit ausgelöscht, den Adel gebändigt und, wo es sein mußte, gedemüthigt. Ein neues verfeinertes Ritterthum wuchs in Frankreich empor, schwelgend in Jugendlust, Kriegsglück, Poesie und Frauencultus.

Der Geist des Adels verband sich auf das Innigste mit dem Adel des Geistes; die lorbeergekrönten Häupter der Dichter zeigten sich in der aristokratischen Gesellschaft des tonangebenden Frankreichs. Das Hotel Rambouillet war der Freundschaftstempel, wo sich die Auserwählten der Bildung und des Geistes zusammenfanden.

Auf diesem glänzenden Piedestal erhob sich die schöne Herzogin von Longueville zur berühmtesten Frau ihrer Zeit. Im Krieg und im Frieden durchtönte ihr Name die gebildete Welt; ihre Liebeshändel und ihre Schicksale wurden schon damals in Romanen geschildert und könnten noch jetzt ergiebigen Stoff dazu liefern.

Ein merkwürdiger Charakterzug der interessanten Frau ist es, daß sie als junges Mädchen eine unüberwindliche Scheu vor dem Eintritt in die große Welt empfand; wahrscheinlich hatte sie eine Vorahnung von den Kämpfen und Versuchungen, welche ihrer darin harrten. Sie wollte durchaus in ein Kloster gehen, als aber ihre Mutter sie mit Gewalt in die Welt einführte, ergab sie sich mit Leib und Seele dem Reiz derselben. Nonne und Weltdame haben immerdar in dem wandelbaren weiblichen Herzen dicht neben einander gestanden!

In Frankreich lagen Kloster und Salon damals so nahe beisammen, daß es begreiflich ist, wie das junge Mädchen so schnell den Uebergang von ersterm zum letztern finden konnte. Port royal und Hotel Rambouillet sind verwandt wie Ursache und Wirkung; sie werden in allen Geschichtswerken damaliger Zeit zusammengestellt und sind gewissermaßen die Namen für die beiden vorherrschenden Richtungen der französischen Gesellschaft im siebzehnten Jahrhundert.

Im Hotel Rambouillet wurde die Herzogin von Longueville als junges Mädchen noch mehr vergöttert, wie die Besitzerinnen selbst. Die Schöngeister machten noch mehr Verse zum Preise ihrer Schönheit, als in dem berühmten Werk Julien's „Guirlande“ enthalten sind. Namentlich hat

Voitüre, der eigentliche Hofpoet der Damen von Rambouillet, ihre Reize in folgendem Gedicht treffend geschildert:

De perles, d'astres et de fleurs
Princesse, le ciel fit tes couleurs
Et mit dedans tout ce mélange
L'esprit d'un ange! *

Unter den jungen Hofcavalieren und angehenden Helden, den schönen Geistern und hohen Geistlichen, die in der gelehrten Gesellschaft des Hotel Rambouillet sich um die reizende junge Prinzeß drängten, war auch Moritz von Coligny, der eine tiefe glühende Leidenschaft für sie empfand, die auch noch nach ihrer Vermählung von sich reden machte und ihm später in einem Duell mit einem andern Verehrer der gefährlichen Schönheit den Tod brachte.

Bei den Unterhandlungen wegen einer standesmäßigen Vermählung für die Prinzessin Bourbon-Condé vergaß man die Liebeswerbungen und zarten Verhältnisse, die sich wie Blumenketten um die Gäste des Hotel Rambouillet schlangen, denn alle diese ritterlichen und schöngeistischen Verehrer durften nicht daran denken als Freier einer so hochgeborenen jungen Dame aufzutreten. Anfangs war ein jugendlicher und schöner Herzog von Guise zum Gemahl derselben ausersehen, aber er starb, ehe das Bündniß vollzogen werden konnte und es dauerte ziemlich lange, bis die stolzen Eltern eine andere passende Partie ausfindig gemacht hatten.

Endlich fiel die Wahl auf den Herzog von Longueville, der zwar kein junger liebenswürdiger Freier war, aber doch dem Familienehrgeiz in jeder Hinsicht genügte. Die junge Herzogin besaß eine gute Portion davon und rechnete es ihrem Gemahle hoch an, daß er im Range unmittelbar nach den Prinzen von Geblüt folgte und seiner Frau die Bevorzugung verschaffte, bei Hofe auf einem Tabouret sitzen zu dürfen, eine Ehre, die der französische Adel so hoch anschlug, daß viele seiner Mitglieder aus Aerger über die Versagung derselben sich in den Krieg der Fronde stürzten. Dem Herzoge von Longueville kam sogar die Würde eines Souveräns zu, denn er besaß die Fürstenthümer Neufchatel und Valengin, die im folgenden Jahrhundert, nämlich 1701, direct aus der Familie Longueville durch Erbvertrag auf das preußische Herrscherhaus übergingen.

Eine schriftstellernde Prinzessin damaliger Zeit, Mademoiselle d'Orleans, schildert dies Ehebündniß als eine harte Schickung für die Herzogin von Longueville, die jung und schön wie ein Engel war, während ihr Gemahl schon siebenundvierzig Jahre zählte und noch dazu einen unmoralischen Lebenswandel führte. Er hatte ein höchst anstößiges Liebesverhältniß mit Frau von Montbazon, derselben üppigen Schönheit, deren Tod den Abbé de Rancé in das Kloster von La Trappe trieb.

Die junge Herzogin von Longueville hatte unter dem Neid und der Feindschaft der Geliebten ihres Gemahls viel zu leiden, es ist ganz unzweifelhaft, daß diese das Duell veranlaßte, wodurch Moritz Coligny den Tod fand, und wodurch zuerst dem Rufe der Herzogin ein Flecken zugefügt wurde. Sie war damals jedoch durchaus schuldlos und hegte für keinen ihrer zahlreichen Verehrer eine Bevorzugung, sie strebte sogar mit Ernst, und wie die Zeitgenossen versicherten, mit „Tapferkeit" darnach, das Herz ihres Gemahl zu gewinnen und ihm eine liebevolle Gattin zu sein. In dieser Zeit war es auch, wo sie denselben in Münster, während der Verhandlungen zum westphälischen Frieden, besuchte und die Macht ihrer Reize auf die zähen Diplomaten wirken ließ, wozu sie freilich eigentlich durch die schlaue Politik des zweiten Cardinal-Königs von Frankreich, Mazarin, officiell autorisirt war.

In Münster wurde sie als „Friedensengel" besungen und ihr Bildniß, vom berühmten Porträtmaler Van Hull gemalt, erhielt einen Ehrenplatz unter den Gesandten aller Großmächte. Bei ihrer Rückkehr fand man in Paris sie sehr verändert; ihre Schönheit war womöglich noch reicher entfaltet, aber der Ausdruck ihrer Züge hatte etwas Finsteres, Ruheloses bekommen. Dem Frieden der ersten Jugend und Unschuld war ein leidenschaftlicher Drang nach Aufregung und Genuß gefolgt. Sie hatte soeben den Mann kennen gelernt, der auf ihr Leben den folgenschwersten Einfluß gewann und der ihr ganzes Wesen umgestaltete. Der Herzog von Larochfoucauld, damals noch Prinz von Marsillac, war der

* Aus Perlen, Sternen und Blumen mischte der Himmel Deine Farben, o Fürstin, und mitten hinein setzte er den Geist eines Engels!

einzige Cavalier, der das Herz und den Geist der Herzogin von Longueville erfüllte. Sein scharfer Verstand imponirte ihr; er wollte ihr gefallen, verbarg es aber künstlicher wie eine Cokette. Seine schwarzen klugen Augen hatten den zauberhaften Blick einer Klapperschlange, der allen Willen und Widerstand in den auserlesenen Opfern zu besiegen versteht. Sein glänzender Geist spielte in den Farben des fabelhaften Chamäleons, jede Schattirung zeigend, die für den Augenblick die passendste war. Seine Sprache erging sich bald in dichterischem Schwung, bald in witzigen Scherzen. Er sprach nie in Gemeinplätzen, er war immer neu und fesselnd.

Er ließ oft ein warmes Herz ahnen und gefiel sich gleich darauf wieder in Aeußerungen unnahbarer Kälte; sein Benehmen hatte dabei den Anschein vollkommenster Natürlichkeit und beruhte doch auf feiner Berechnung. Die Lebhaftigkeit seines Geistes und die Beweglichkeit seiner Empfindungen entfernte jeden Verdacht von Heuchelei oder Künstlichkeit von ihm.

Seine äußere Erscheinung war nicht minder fesselnd, als sein geistiges Uebergewicht. Er besaß den feinsten Anstand und echt ritterliche Höflichkeit gegen Frauen. Seine Gestalt war wohlgebildet und kräftig, seine Gesichtszüge schilderte er selbst in einem „Porträt,“ wie es damals im Hotel Rambouillet gebräuchlich war, von sich oder seinen genauen Bekannten zu entwerfen. Er sagt darin: Ich habe eine braune aber glatte Haut, eine hohe, vernünftige Stirn, schwarze, tiefliegende Augen, starke Brauen, die schön geschwungen sind; von der Nase weiß ich weiter nichts zu sagen, als daß sie etwas zu groß ist. Mein Mund ist nicht klein, aber er hat wohlgeformte rothe Lippen und weiße Zähne; mein Kinn findet man oft zu stark. Ich habe schwarzes, reiches langes Haar, natürlich gelockt, so daß ich meinen Kopf eigentlich hübsch nennen muß. Ich sehe stolz und traurig aus,



Herzogin von Longueville.

werde aber sehr lebhaft, wenn ich spreche, so daß man mir vorwirft, ich gesticulirte zu viel. — Das Bild, welches der kluge Herzog von seinem Innern entwirft, ist unendlich viel schmeichelhafter, aber gewiß weniger richtig, denn sein Charakter wird durch seine Handlungsweise in Politik und Liebe nicht in das beste Licht gestellt und seine berühmten Maximen beweisen, daß er viel Verstand, aber auch viel Bosheit besaß. Er galt dafür, ein Günstling der Königin Anna von Oesterreich, der schönen, vielfach verdächtigten Mutter Ludwig des Vierzehnten gewesen zu sein; die Freundin derselben, die intrigante Herzogin von Chevreuse, stand jedenfalls auch eine Zeitlang in einem verbotenen Verhältniß zu ihm. Er konnte sich nach einem so bewegten Leben wohl mit Recht den Schein von Uebersättigung und Gleichgültigkeit geben und dadurch die Herzogin von Longueville reizen, ihn zu gewinnen. Er liebte sie indessen wirklich schon lange, ehe sie es merkte; ihre bezaubernde Schönheit und ihre hohe Stellung, besonders aber ihr großer Einfluß auf ihren berühmten Bruder, den Feldherrn — le grand Condé — machten sie für den ehrgeizigen und leidenschaftlichen Mann zu einer sehr wünschenswerthen Beute. Da sie durch Huldigungen verwöhnt war, so vermied er es sorgfältig, ihr diese Lockspeise darzubieten. Er war doppelt herbe, wo sie Süßigkeiten erwartete, er wagte oft einen kühnen Tadel, der sie erfrischte und mehr interessirte, als die übertriebenen Lobsprüche, an die sie gewöhnt war. Er wußte sie zu beschäftigen durch politische Intriguen und gewann in kurzer Zeit vollkommene Gewalt über sie. Es ist unzweifelhaft, daß sie sich ihm mit Leib und Seele ergeben hat und in frevelhaftem Leichtsinn das Schicksal ihrer Familie und ihres Vaterlandes zum Spielball seiner ehrgeizigen Pläne machte. Er benutzte auch ihre Schönheit, um die Männer seiner Gegenpartei zu bestricken, namentlich



Herzog von Larochfoucauld.

mußte sie dem tapfern Türenne Fallen stellen, in die er auch Anfangs hineinging, denen er später aber zu widerstehen wußte. Als die Kämpfe der Frondeurs machtlos wurden, verließ plötzlich Larochfoucauld die Herzogin von Longueville, behauptend, sie sei ihm untreu geworden. Ein junger Graf, St. Maure, hatte sie auf einer Meerfahrt gerettet und allerdings auch geliebt, aber sie nicht ihn. Larochfoucauld verläumdete die einstige Geliebte und trieb sie zur Verzweiflung. Sie endete als Büßerin im Kloster Port royal.

Literarisches.

Vom Hallberger'schen Verlage in Stuttgart sind kürzlich mehrere größere belletristische Werke versandt worden, die nicht ohne Berücksichtigung bleiben können. — Der dreibändige Roman **„Abu Telfan oder die Heimkehr vom Mondgebirge“** von Wilhelm Raabe, ist namentlich in den ersten Theilen voll poetischer Schönheiten. Man empfängt oft in kurzen Schilderungen vortreffliche Stimmungsbilder und die ironischen Seitenblicke auf menschliche Eigenheiten und daraus entstehende Zustände sind geistvoll und treffend. Dagegen tritt doch ein gewisser Hang nach dem Absonderlichen nachgrade zu stark hervor und man fühlt sich dadurch nicht mehr genügend für den Mangel eigentlicher Charakteristik entschädigt. Die Anschauungsweise und Ausdrucksform der Gestalten erinnert gar sehr an Personen aus den früheren Romanen Raabe's. — Schärfer treten uns die Figuren in Dingelstedt's zweibändiger Erzählung, **„Die Amazone,“** entgegen, obgleich die glänzende Aeußerlichkeit hier auch nicht ganz befriedigt. Darüber, wie die Hauptpersonen sich entwickelt haben, huscht die Erzählung leicht hinweg, wogegen ihre Stellung als gefeierte Typen der Gesellschaft mit größter Virtuosität in Scene gesetzt wird. Wenn bei Raabe der Dämmerschein philosophischer Träumerei der realistischen Darstellung im Wege steht, so erscheint sie bei Dingelstedt gar zu sehr im grellen Schimmer des Lampenlichtes; kein Wunder daher, daß die „Theaterprinzeß“ als die gelungenste Gestalt in seiner Erzählung erscheint, der man eigentlich auch nur den Rang einer sehr fein geschriebenen und mit den aristokratischsten Airs ausgerüsteten Theaternovelle beilegen kann. Die Idee, daß in Roland und Seraphine die Kunst als Vereinigungspunkt der gesellschaftlichen Extreme triumphirt, ist glänzend darin durchgeführt. — Der zweibändige Roman **„Zwölf Zettel,“** von Hackländer, bietet eine jener Productionen, die des Abends in der Ladenstube und nach der Näharbeit mit Genuß gelesen werden. Eine Büglerin, die eigentlich eine vornehme Dame ist, ihr Enkel, der als Commis in einem Bankiergeschäfte von der Tochter des Principals geliebt und einem verkommenen Grafen vorgezogen wird, dazu unterschlagene und schließlich doch „zu Stande gebrachte“ Documente, das sind Herrlichkeiten, bei denen die einsamen Herzen wie lockere Semmel aufgehen. Hackländer ist so recht mit dem Sinn für das Gangbare begabt und der gute Absatz macht es ihm leicht, sich über das Nasenrümpfen der Kritik hinwegzusetzen.

Das Erlöschen der Verlagsberechtigung, welche einzelne Verlagsfirmen seither auf unsere vorzüglichsten classischen Schriftsteller besaßen, hat im Laufe des vergangenen Jahres eine Art Wettkampf veranlaßt, zu welchem viele der bekanntesten deutschen Verleger sich einfanden. Man bot dem Publicum die Werke unserer Classiker für kaum begreifliche Preise und suchte sie dabei doch noch möglichst gut auszustatten. Außer den Gesammtausgaben wurden auch Einzelausgaben oder Werke in gewisser Auswahl geboten. Von den Gesammtausgaben der Classiker sind außer der Cotta'schen besonders die des Bibliographischen Instituts in Hildburghausen, sodann die bei Hempel in Berlin, bei Prochaska in Teschen und bei Ph. Reclam jun. in Leipzig zu nennen. Die Hildburghausen'sche Ausgabe ist sehr würdig ausgestattet. Sie wird von dem bekannten Literarhistoriker Heinrich Kurz geleitet und mit Anmerkungen versehen. Die billigste dieser Gesammtausgaben dürfte die Reclam'sche sein. Außerdem gibt Brockhaus in Leipzig eine „Bibliothek der deutschen Nationalliteratur“ heraus, in welcher die hervorragenden Werke der Classiker und zwar von bekannten Schriftstellern der Gegenwart, wie H. Hettner, M. Carriere, Julian Schmidt u. A., eingeleitet und mit Anmerkungen versehen, geboten werden. Eine sehr schöne, mit Holzschnitten gezierte Ausgabe einzelner Werke bietet auch die Verlagshandlung von Grote in Berlin, wobei in den vorliegenden Lieferungen die Illustrationen zu „Hermann und Dorothea“ von Goethe, und die zu Vossens „Louise“ sehr hübsch sind, während die Bilder zum „Faust“ nicht so gut erscheinen. Auch eine „Theaterbibliothek,“ worin die renommirten dramatischen Werke der Classiker und anderer Dichter (auch Kotzebue und Iffland sind darunter), geboten werden, erscheint bei Hoffmann in Stuttgart. Von den Gesammtausgaben dürfte wohl die Hildburghausen'sche, von den Einzelausgaben die Brockhaus'sche den Vorzug verdienen.



Skizzen aus den Regentschaften Tunis und Tripolis.

Von

Heinrich von Maltzan.

I.

Aerztliche Praxis unter den Tunisern.

Unter den vielen falschen Begriffen, welche die Araber von uns Europäern haben, ist auch der, daß sie jeden, wenigstens jeden Gebildeten, für der Medicin kundig halten. Die Folge davon ist, daß der Reisende sich ihren Bitten um ärztlichen Beistand oft gar nicht entziehen kann. Auch ich kam mehrmals in den Fall, wider meinen Willen den Arzt spielen zu müssen. Einmal geschah dieses in Kef, der größern westlichen Grenzstadt Tunisiens, unter folgenden Umständen.

Schon vor Sonnenaufgang war mein Zelt abgebrochen, und eben sollte der Tagesritt beginnen, als plötzlich eine Verzögerung eintrat. Die Araber pflegen früh aufzustehen, und auch der Kaja (Vicegouverneur) von Kef, was immer seine sonstigen Fehler sein mochten, war kein Langschläfer, sondern pflegte die frühesten Morgenstunden, ja eigentlich nur diese, zum Ausgehen zu benutzen. Heute sollte sein Besuch mir gelten. Er kam mit einigen Angehörigen seiner Familie, welche drei Generationen vorstellten, nämlich seinem Bruder, seinem Sohn und Enkel, und zwar nicht als bloße Staatsvisite, sondern in der egoistischen Absicht, um meine vermeintlichen ärztlichen Kenntnisse zu Rathe zu ziehen. Ich mußte also, wollend oder nicht wollend, den Arzt spielen, was oft nur durch geduldiges Anhören von Krankheitsklagen und durch Verabreichung von Brausepulver, englischem Pflaster, Schwefelpomade und andern unschuldigen Dingen geschah. Ich führte für solche Fälle neben meiner wirklichen Reiseapotheke eine kleine Sammlung von illusorischen Mitteln bei mir, durch deren Verabreichung ich die Araber befriedigen konnte, ohne in die Gefahr zu kommen, ihnen etwas Schädliches zu geben. Zwar oft schon hatte ich es mit Homöopathie versucht, von der man bekanntlich sagt, daß, wenn sie nichts nutzt, sie doch wenigstens nicht schaden kann. Aber diese unendlich kleinen Dosen fanden nur Ungläubige unter den Eingebornen, so daß die Homöopathie bei diesen Menschen völliges Fiasco machte. Die Araber wollen handgreifliche, in die Augen fallende Arzneien. Deshalb enthielt meine für dieses Volk berechnete kleine Apotheke einen Schatz von Pillen, Mixturen und Pulvern, die in Wirklichkeit nur aus Brod, Obstsäften, gewöhnlichem Zucker, Zimmt, Ingwer, selbst gemahlenem Kaffee und dergleichen bestanden, die aber, nach der Behauptung meiner Patienten, welche sie im Glauben an ihre Heilkraft nahmen, oft die günstigsten Heilerfolge hatten. War

dies Charlatanismus, so konnte er wenigstens Niemand schaden. Wirkliche Medicinen führte ich zwar auch mit mir, gab sie aber nur in den allerseltensten Fällen, wenn mir gar kein Zweifel über die Krankheitsform blieb und wenn ich die Wirksamkeit des Heilmittels aus an mir selbst gemachter Erfahrung kannte.

Nun war ich gezwungen, die Krankheitsschilderungen des Kaja, seines Bruders und seines Sohnes anzuhören; denn alle drei schienen meine Anwesenheit benutzt zu haben, um plötzlich krank geworden zu sein. Aber gerechte Götter! Was waren das für sonderbare Krankheiten! Noch nie hatte ich bei Männern von ähnlichen Symptomen gehört. Ich traute meinen Ohren kaum, als mir der Sohn des Kaja seinen vermeintlichen Zustand schilderte. Dieser Zustand besaß alle Symptome, welche eine Frau in gesegneten Umständen an sich gewahr wird. Der sechzigjährige Kaja erzählte mir von einer Krankheit, welche ich seiner Beschreibung nach für Hysterie halten mußte. Der beinahe ebenso alte Bruder des Würdenträgers wollte gar an Bleichsucht leiden.

Ich sah die Männer verdutzt an und fragte mich, ob sie mich nicht zum Narren halten wollten. Endlich ging mir ein Licht auf. Diese Männer consultirten mich im Namen ihrer Frauen, Schwestern und Töchter, nur verbot ihnen die moslimische Eifersucht und die heuchlerische falsche Schamhaftigkeit der Araber, die Personen zu nennen, weil diese dem unnahbaren weiblichen Geschlecht angehörten. Ein Vorschlag von meiner Seite, mich zu den Patientinnen selbst zu führen, wurde mit Entrüstung zurückgewiesen, ja der dreißigjährige Sohn des Kaja erröthete bei demselben wie eine schamhafte Jungfrau. Die Leute fuhren sogar, ungestört durch meine Bemerkung, in der einmal begonnenen Komödie fort, und sprachen nach wie vor in der ersten Person, als ob sie selbst an den besagten Frauenkrankheiten litten. So machten sie es ähnlich, wie bei den Arabern der Advocat der Braut, im Namen derselben und in der ersten Person sprechend, sich mit dem Advocaten des Bräutigams verlobt. Um nicht länger von meiner Abreise abgehalten zu werden, mußte ich auf die seltsame Marotte dieser Leute eingehen. Seit ich den Schlüssel zu diesem Räthsel gefunden hatte, konnte ich ganz offen mit dem Kaja von seiner vermeintlichen Hysterie, mit dessen Bruder von seinem zartjungfräulichen Leiden, mit dem Sohn von seinen interessanten Umständen reden. Ohne Heilmittel empfangen zu haben, wollten sich die Drei nicht entfernen. Da ich mir aber in der Behandlung von Frauenkrankheiten, namentlich solcher Frauen, die sich nur durch Procuration curiren ließen, nicht die gehörige Erfahrung zutraute, so nahm ich meine Hilfe zu der illusorischen Apotheke, und gab den Dreien völlig gleichgiltige Dinge, dem Einen ein wenig Himbeersaft, in Wasser aufgelöst, in einem sehr apothekarisch aussehenden Arzneiglase, dem Andern ein Pulver, aus Zucker, Zimmt und gestoßenem Kaffee gemischt, dem Dritten ein Schächtelchen voll vergoldeter Brodpillen, und sie schieden hochbeglückt.

Das Komischste bei der Sache war, daß ich drei Wochen später in Tunis ein sehr höfliches Schreiben des Kaja erhielt, in welchem sich derselbe herzlich bei mir für die dargereichten Mittel bedankte und ihre guten Erfolge pries. Hysterie und Bleichsucht waren verschwunden, und der andere Zustand so normal geworden, als nur wünschenswerth sein konnte.

Ein anderes Mal kam ich in den Fall, wirkliche Arznei verabreichen zu müssen, und zwar in Kalibia, einer östlichen Hafenstadt Tunisiens. Als ich hier die auf dem Hügel über der Stadt gelegene Citadelle besuchte und dem Agha (einem alten Unterofficier, der den pomphaften Titel Festungscommandant führt) meine Aufwartung machte, war ich erstaunt, außer diesem Würdenträger, der sich die Langeweile mit einem Strickstrumpf vertrieb, nur einen einzigen Mann in der Festung zu gewahren. Da dieser jedoch auch ein Officier zu sein behauptete, so war mir die Abwesenheit aller Mannschaft desto auffallender. Ich erkundigte mich deshalb danach, wie stark die Garnison sei und wo sie sich gegenwärtig befinde. Wer beschreibt aber mein Erstaunen, als mir nun geantwortet wurde, die Garnison ist krank. Mein Erstaunen wurde jedoch bald in Mitleid mit dem Verfall der hiesigen militärischen Zustände umgewandelt, als ich den wahren Sachverhalt vernahm. Die Garnison bestand nämlich zur Zeit, außer den beiden Commandanten, nur aus einem einzigen

Soldaten, und da dieser krank war, so war der Ausdruck des Commandanten buchstäblich wahr. Schließlich wurde ich gebeten, der kranken Festungsmannschaft meinen Besuch abzustatten.

Ich fand diese aus einem Mann bestehende Garnison in einem ungeheuren länglichen Saal (denn das Fort ist nicht klein), in welchem auf beiden Längenseiten große hölzerne Bänke von der Breite von Bettstellen angenagelt waren. Diese Bretter bilden die Betten der Garnison und sollen auf fünfhundert Mann berechnet sein, welche Stärke die hiesige Besatzung auch in früheren Zeiten besaß. Der einzige gegenwärtige Occupant dieses ungeheuren Schlafsaales lag wie verloren in einem Winkel desselben. Er war auf dem Kopf mit einem fürchterlich großen Turban, am übrigen Körper aber fast gar nicht bekleidet, beiläufig gesagt, eine bei Arabern sehr gewöhnliche Verfahrungsweise, da sie die bei uns gangbare hygienische Regel, „Kopf kühl, Füße warm," umkehren. Natürlich mußte ich nun mit meinem ärztlichen Rath herhalten. Die Garnison schien jedoch ganz stumpfsinnig zu sein und gab nur höchst verworrene Antwort. Fieber hatte sie übrigens nicht, der Puls ging nur etwas hoch, die Zunge war stark belegt; der Kerl klagte über Uebelkeit, und als ich ihn fragte, welcher Körpertheil ihn schmerze, antwortete er: „der Kopf." Als ich nun den Rath ertheilte, den erstickenden Turban mit einem leichtern zu vertauschen, schüttelte die Garnison das Haupt und meinte, das sei kein guter Rath. Da mir das ganze Leiden ein verdorbener Magen zu sein schien, so gab ich ein leichtes Brechmittel, welches der Mensch augenblicklich nahm und das auch nach erstaunlich kurzer Zeit schon wirkte. Nun wurde mir wie durch einen Blitzstrahl der wahre Zustand des vermeintlich Kranken klar, denn aus den Erbrechungen entwickelte sich ein solcher Branntweinsgeruch, daß es offenbar war, der Mensch sei eigentlich nur todtbetrunken gewesen. Als das Brechmittel vollständig ausgewirkt hatte, erklärte die Garnison, sie befände sich viel wohler, legte sich, ohne mich weiter zu beachten, auf's Ohr, und schlief augenblicklich ein. Möge der süße Schlummer die Kur vollendet haben!

II.

Ein tunisischer Räuberstamm.

Auf meiner Reise von Keiruan nach dem Beled-ul-dscherid, kam ich am zweiten Tage aus dem Gebiet des Selaßstammes in das der Faraschisch-Beduinen, Leute, welche womöglich in noch schlechterem Rufe stehen, als ihre nördlichen Nachbarn, die Selaß, und ihre östlichen, die Ssauassa. Ich fragte meine Leute, ob einer von ihnen über diesen Stamm etwas wisse. Von meinen Dienern Bedari und Brahim, eingefleischten Städtlern, war natürlich keine Auskunft zu bekommen, da ein Stadtaraber so wenig Interesse für die Landschaft und ihre Bewohner hegt, daß, hätte er selbst das Land von Ost nach West, von Nord nach Süd, hundertmal durchzogen, es ihm das hundertunderste Mal noch ebenso neu sein würde, als hätte er es nie gesehen. Anders war dies jedoch mit meinem alten Maulthiertreiber, einem recht wackern Dorfaraber aus der Nähe von Tunis, der das Städteleben haßte und sein Dasein in Streifzügen in der ganzen arabischen Welt zugebracht hatte, ja der noch heute, trotz seiner sechzig Jahre, eine wahre Passion für's Reisen besaß. Hadsch Hamed, so hieß dieser Typus eines braven, wenn auch störrigen alten Moslems, war der Einzige, welcher meine Frage beantworten konnte:

„Ob ich die Faraschisch kenne!" erwiederte er. „Es sind die räuberischsten Kerle, die ich jemals in dem Beylik von Tunis gesehen habe, und das will gewiß viel heißen. Vor dreißig Jahren war ich einmal einen ganzen Monat lang ihr Gefangener, und wäre nicht das Mitleid einer Frau gewesen, so läge ich heute vielleicht unter der Erde. Doch was sage ich? Allah bewahre mich vor Ketzerei! Alles ist vorausberechnet. Das Mitleid jener Frau war ebenso gut vorausberechnet, wie der Umstand, daß ich einen ganzen Monat lang heißes Wasser trinken mußte."

„Du mußtest so lange Zeit heißes Wasser trinken, Hadsch? Was sollte denn dabei bezweckt werden?" fiel ich ein.

„Kennen Sie denn nicht," so fuhr der Alte fort, „gerüchtweise die verkehrte Meinung, welche diese Räuberstämme von den meisten Reisenden, in Betreff auf die Art und Weise, wie sie ihr Geld verstecken, hegen? Sie glauben nämlich, daß dieselben

jedesmal, wenn sie in Gefahr stehen, Räubern in die Hände zu fallen, ihre Baarschaft verschlucken. Natürlich ist so etwas nur von den kleinen Goldstücken anzunehmen; mit dem kleinen Silber lohnt es sich nicht der Mühe, und die schweren Mahbubs (Thaler) würde wohl Niemand hinunterbringen. In der That soll es auch einige Male vorgekommen sein, daß ängstliche Reisende dieses sonderbare Versteck für ihr Geld gewählt haben, aber nicht nur ist es ihnen selbst höchst schlecht bekommen, sondern sie sollten auch ihre Nachfolger dadurch in eine höchst peinvolle Lage bringen. Im Anfang, nach der ersten Entdeckung, welche die Räuber von dieser Verheimlichungsweise des Goldes gemacht hatten, schlitzten sie allen Fremden, welche in ihre Hände fielen, unbarmherzig den Bauch auf. Aber da unter Hundert oft nicht Einer war, welcher wirklich Goldstücke im Leib hatte, so gingen sie zuletzt von der allgemeinen Anwendung dieser energischen Untersuchungsweise ab, und beschränkten sie auf diejenigen, welche sie für sogenannte Goldmägen hielten."

„Goldmägen?" fiel ich abermals erstaunt ein, „das ist ja ein ganz neues Wort, welches ich bis jetzt noch nie von einem Araber gehört habe."

„Es ist," so fuhr der Hadsch fort, „auch sonst nirgends gebräuchlich, als eben bei diesen Faraschisch, in deren Gebiet wir heute kommen, und vielleicht bei einigen andern Räubern. Sie haben diese Wortzusammensetzung erfunden, um damit solche zu bezeichnen, welche nach ihrer Ansicht mit großer Wahrscheinlichkeit Gold hinuntergeschluckt haben möchten. Nach ihrem Dafürhalten gehören zu den Goldmägen einmal alle Juden, da diese eine so große Gelbliebe hegen, daß sie das kostbare Metall am liebsten, wie wir zu sagen pflegen, zwischen ihrer Seele und ihrem Körper, das heißt in ihren Eingeweiden aufbewahren. Auch die Europäer werden in den meisten Fällen für Goldmägen gehalten. Alle diejenigen Europäer nämlich gelten für solche, in deren Börse die Räuber nicht wenigstens tausend Goldmünzen vorfinden, denn nach Ansicht der Faraschisch reist ein Europäer nie ohne tausend Goldstücke im Beutel. Was dem Geldbeutel eines Solchen nun an den tausend Goldstücken fehlt, das gilt für verschluckt; allerdings ein etwas seltsamer Schluß, denn ich, der ich viel mit Europäern zusammenkam, weiß sehr wohl, daß, wie reich sie auch immer sein mögen, sie ihr Geld doch viel öfter in Wechseln, als in Baarem, bei sich führen, und daß einer oft nicht hundert Goldstücke im Beutel trägt. Ein solcher müßte nun nach Ansicht dieser Faraschisch so viel verschluckt haben, als kein menschlicher Magen zu halten im Stande ist.

Mit den Arabern freilich stellen diese Räuber ihre Ansprüche meistens lange nicht so hoch. Unter diesen gibt es nur sehr Wenige, welche den Namen Goldmägen verdienen, nur einzelne Kaufleute aus Tunis und den Handelsstädten der Küste, solche, von denen man weiß, daß sie reich sind, und deren Geldbeutel beim Ausrauben doch auffallend leer gefunden wird. Kurz, Goldmägen sind im Allgemeinen alle die, welche einem Stande angehören, bei dem man Geld zu sehen gewohnt ist und die mit auffallend wenig Reisegeld für diesen ihren Stand versehen gefunden werden."

„Aber Dich," so wandte ich ein, „hat man doch gewiß nicht für einen Goldmagen gehalten?"

„Nein," erwiederte Hadsch Hamed, „darum ließ man meinen Leib auch unaufgeschlitzt. Aber man gab mir dafür einen Monat lang heißes Wasser zu trinken."

„Aber um's Himmelswillen! zu welchem Zweck denn?" fragte ich.

„Als Medicin," antwortete der Maulthiertreiber. „Denn, wenn die Faraschisch zur Zeit, als ich vor dreißig Jahren in ihre Hände fiel, auch nur selten mehr Bäuche mit dem Messer untersuchten, so thaten sie dieses doch auf arzneilichem Wege; denn für möglich hielten sie das Goldverschlucken bei Allen. So zwangen sie denn alle ihre Gefangenen, Morgens ein bitteres Salz und den ganzen Tag über enorme Massen heißen Wassers zu sich zu nehmen, um dadurch die Wirkung der Medicin zu befördern. Ich habe einen vollen Monat lang diese schreckliche Kur durchmachen müssen, während welcher Zeit mir die Faraschisch gar nichts zu essen gaben."

„Und wie bist Du nicht verhungert?" lautete meine abermalige Frage.

„Daß ich nicht verhungert bin," wurde mir geantwortet, „verdanke ich lediglich der Vorsehung, welche einem Weibe dieses

Stammes eine Neigung zu mir eingeflößt hatte. Es konnte auch wirklich nur ein Gotteswunder sein, welches ihr diese Liebe eingab, denn mein Aeußeres war so hinfällig in Folge der langen Salz- und Heißwasserkur, daß ich nur noch als ein wandelnder Schatten erschien, der gewiß keinem Mädchen gefallen konnte. Aber was wollen Sie? So sind die Wege der Vorsehung! Die schöne kleine Saïda liebte diesen Schatten, sie brachte mir täglich im Geheimen etwas zu essen und rettete mich so vor dem Hungertode. Sie war mir auch zu meiner Flucht behilflich, indem sie mir Frauentracht verschaffte und selbst mir den Weg zeigte."

„Und wo trennte sich Saïda von Dir?" wünschte ich zu wissen.

„Sie trennte sich niemals von mir," entgegnete der Alte. Sie ging mit mir in meine Heimath, ward meine Frau, und Saïd und Ammer dort sind ihre und meine Söhne."

Bei diesen Worten deutete der ehemalige Gefangene der Faraschisch beinahe triumphirend auf die beiden baumstarken Kerle, seine Söhne, welche meine kleine Karawane als Maulthiertreiber, wie ihr Vater, begleiteten. Dieses unerwartete Ende der Erzählung, so romantisch es auch war, machte mich doch nicht den ersten allzu prosaischen Theil derselben vergessen. Zwar wußte ich, daß die Faraschisch, wie alle Stämme Tunisiens, durch die vielen Razzias der Regierung seit den letzten Jahren bedeutend gezähmt worden waren. Ich fürchtete also nicht, als Goldmagen behandelt, und auch nicht, der Heißwasserkur unterzogen zu werden. Aber als recht schlimme Räuber waren die Faraschisch doch nach wie vor verschrien. Zudem mußte ich, da ich die arabischen Sitten in diesem Punkt kannte, die Rache derselben für Hadsch Hamed fürchten, und diese Rache hätte in ihrer Ausführung uns Alle miteinschließen können, denn „mitgefangen, mitgehangen" gilt auch bei den Arabern. Aber der alte Maulthiertreiber selbst sollte meine Befürchtungen zerstreuen.

„Ich würde," so sprach er, „niemals darauf eingegangen sein, Sie in's Gebiet dieses räuberischen Stammes zu begleiten, wenn ich nicht ein Mittel besäße, diese Leute mir selbst und dadurch auch Ihnen günstig zu stimmen. Schon seit dreißig Jahren suche ich nämlich eine günstige Gelegenheit, um den Angehörigen meiner Frau die Morgengabe auszuzahlen, welche jeder Moslem für seine Gattin an deren nächste Verwandten entrichten muß. Diese Gelegenheit soll mir nun heute geboten werden. Ich bin mit Geld, das ich seit Jahren erspart habe, wohlversehen, ja ich habe sogar eine recht namhafte Summe mitgebracht, so daß ich alle Ansprüche der Familie Saïda's befriedigen kann."

Diese Vermuthung des Alten sollte sich noch an demselben Abend glänzend bewähren, denn kaum hatte Hadsch Hamed den Faraschisch, zu deren Lager wir bald kamen, seine Verwandtschaft und seine lobenswerthen Zahlungsabsichten offenbart, als diese gefürchteten Räuber auf einmal für uns die freundschaftlichsten Leute der Welt wurden. Dadurch, daß sie vom Alten die Morgengabe annahmen, erkannten sie auch die Bande des Blutes an, welche ihn mit ihrem Stamme verknüpften, und so wurden er und seine Söhne hier als Brüder, wir aber, als zu derselben Gesellschaft gehörig, als Freunde behandelt. Ein großes Abendessen besiegelte noch spät in der Nacht die plötzlich geschlossene Freundschaft mit diesem berüchtigsten Räuberstamme der Regentschaft Tunis.

Bilder
aus dem
Thier- und Pflanzenleben
des südlichen Ceylon.

Von

E. v. Ransonnet.

I.

Die Südküste Ceylons von Point de Galle bis Matura ist ein reich bevölkertes, paradiesisches Land, wo die Pflanzenwelt, unter dem Einflusse eines gleichmäßig feuchten Klimas, sich in außerordentlicher Ueppigkeit entfaltet. Die von den Singalesen cultivirten Gewächse, welche ebenso schön als nützlich sind, vereinigen sich da mit den Sprößlingen der Wildniß, um der Gegend das Ansehen eines unvergleichlich schönen Parkes zu verleihen. Hier ist das Eldorado der Cocospalme, und inmitten der von ihr gebildeten herrlichen Wälder wurde mit Recht

dem Kustia Rajah, welcher der Sage nach diesen unschätzbaren Baum in Ceylon eingeführte, ein Monument in lebendigen Fels gehauen.



Pandanus am Meeresstrande.

Durcheilen wir in südöstlicher Richtung diese oft beschriebenen Districte, so erreichen wir den südlichsten Punkt der Insel, das heilige Dondera, wo einst ein uralter, prächtiger Tempel sich erhob, der aber, von den Portugiesen im Jahre 1587 zerstört,



Sammelplatz fliegender Füchse.

jetzt in Trümmern liegt. Der Küste folgend, welche hier nach Nordosten sich zieht, finden wir allmälig ein trockeneres Klima, veränderte Vegetation und eine reiche Thierwelt, welche darauf hindeutet, daß wir einer ausgedehnten Wildniß uns nähern.

Nehmen wir den kleinen Ort Dickwelle zum Ausgangspunkt unseres Ausfluges in jene Regionen, so genießen wir — nach Landessitte in einem gedeckten Ochsenkarren fahrend — schon an der Straße manchen Anblick, welchen man in den belebtern Theilen der Insel entbehrt. Da zeigt uns zum Beispiel ein Affe, Semnopithecus Leucoprymnus, der Kalu Uanderu der Singalesen, unerwartet sein schwarzes, mit eisgrauem Barte eingefaßtes Gesicht. Neugierig sieht er den Wanderer ziehen, verschwindet aber wie durch Zauber, sobald er sich bemerkt wähnt. Von den Zweigspitzen der Bäume hängen dort die merkwürdigen, drei bis vier Fuß langen Nester des Webervogels, Ploceus baya Blyth. herab, welche aus langen, feinen Gräsern, in äußerst kunstvoller Weise und ohne irgend welchen Kitt, förmlich gewebt sind. Ihrer Gestalt nach gleichen sie allenfalls einem an langem Strange hängenden Beutel, von dessen an der Seite befindlicher Oeffnung eine lange Röhre senkrecht herabhängt, welche nur den Erbauern des Nestes und ihrer Familie den Ein- und Ausgang gestattet. Gleich manchen andern Genies, vermeiden die kunstfertigen Baumeister oder eigentlich Weber dieser luftigen Wohnungen, jeden äußern Prunk und kleiden sich wie die Sperlinge in ein schlichtes Gewand. Den Comfort sollen sie jedoch nach der Versicherung der Singalesen zu schätzen wissen und — vermuthlich um bei ihren Abendunterhaltungen im Familienkreise nicht im Dunkeln zu sitzen — an den innern Wänden ihrer Nester, mittelst weichen Thones, lebendige Feuerfliegen befestigen.*

Vertauschen wir jedoch die einförmige und allzu sonnige Straße mit dem Schatten schöner Mango- und Brotfruchtbäume, deren kürbißgroße Früchte in Menge an den Stämmen hängen. Von einem eingebornen Führer geleitet, folgen wir einem wenig betretenen Fußpfad, und zwischen Gärten, welche anscheinend nur von Affen benutzt sind, gelangen wir zur Meeresküste.

* Daß man Klümpchen lehmiger Erde in den Nestern klebend findet, ist eine auch durch meine Erfahrungen bestätigte Thatsache. Ob aber daran Feuerfliegen und diese wirklich zu dem angeführten Zwecke befestigt werden, entbehrt noch der Bestätigung. Vielleicht ist der einzige Zweck dieser Anhäufungen die Beschwerung des allzu leichten Baues, um das Schwanken zu verhindern.

Statt der Fruchtbäume finden wir hier den phantastischen Pandanus und wildes Strauchwerk, durch welches die schlangenvertilgende zierliche Manguste schlüpft.

Ein wahrer Proteus unter den baumartigen Gewächsen ist in der That der Pandanus; so seltsam und verschiedenartig sind die Formen, welche er annimmt. Während er zuweilen hoch emporstrebt und auf seinen vielen Wurzeln wie auf Stelzen steht, breitet er sich oft auch, gleich üppigem Buschwerk, am Boden aus und umsäumt die Küsten mit seinen saftiggrünen Blättermassen. Der Hauptstamm erscheint da häufig verkümmert, während die langen Seitenäste halb liegend und mit welkem Blätterwerk mähnenartig behängt, dem Meere zustreben, und an ihren aufwärts gebogenen Enden eine außerordentliche Fülle hervorschießender Blätter tragen.

Ein Teppich von Trichterwinden (Ipomoea maritima) mit großen violetten Blüthen, überzieht den losen Ufersand und Crinum asiaticum (?) erhebt dazwischen seine weißen Blüthen.

Nach längerm Marsche dem Meere entlang, erreichen wir eine große Lagune, deren ruhiges Wasser durch einen schmalen Streifen Land vom niemals ruhenden Ocean getrennt ist. Ein Gehölz, welches theilweise im Wasser steht, gestattet uns aber, sogar wenn wir dem Ufer folgen, nur zeitweilig einen Durchblick auf den freien Spiegel des Sees. Das Geräusch von in's Wasser stürzenden Reptilen läßt sich zuweilen vernehmen. Es sind dies die großen Sumpfeidechsen (Hydrosaurus Salvator Wagler), die sechs bis acht Fuß Länge erreichen und welchen der kräftige Schwanz als Waffe dient, wie ich einmal selbst beinahe in bedenklicher Weise erfahren hätte. Aus der Mitte des dichtesten Gehölzes tönt uns jedoch ein eigenthümlich schrilles und anscheinend hundertstimmiges Kreischen entgegen. Gleichzeitig sehen wir schwarze, rabenähnliche Geschöpfe über jener Gegend kreisen, aus welcher die seltsamen Laute kommen. Das seien Uaulu oder fliegende Füchse (Pteropus Edwardsii Geoff.), meint unser Führer. Wir befinden uns nämlich in der Nähe eines Sammelplatzes dieser Riesenfledermäuse, die meist in der Nähe eines Gewässers angetroffen werden.

Endlich gelingt es uns, bis auf Schuß-

weite einigen vom Ufer nicht allzu fernen Bäumen zu nahen, an deren entblätterten Wipfeln mehrere fliegende Füchse, gleich Früchten herabhängen. Fortwährend fliegen sie ab und zu, hängen sich, den Kopf unten, mittelst der starken Krallen ihrer Füße an irgend einen Zweig und ruhen, vom Winde leicht gewiegt, in ihre Flügel wie in einen Mantel gehüllt. Sind sie mit ihrer Stellung nicht zufrieden, so klettern sie von Ast zu Ast, bis sie den passenden Zweig gefunden haben. Kaum gibt es ein Thier, welches drolligere Stellungen anzunehmen weiß, als der fliegende Fuchs, wenn er klettert, seine Flügel zur Hälfte öffnet und streckt, oder Toilette macht. Um einen guten Begriff von seiner Gestalt zu bekommen, ist es nöthig, eines dieser Thiere zu schießen. Der erste Schuß bringt eine gewaltige Aufregung hervor. Tausend geflügelte Wesen erheben sich über den Sumpf und beginnen über unsern Häuptern wegzustreichen. Jetzt ist der Augenblick für einen erfolgreichen Schuß und bald stürzt ein Opfer wirbelnd vor uns nieder. Der erste Blick zeigt, daß der fliegende Fuchs nicht so häßlich ist als seine Verwandten, der Kopf namentlich ist sogar gut geformt und gleicht mit seinen kleinen Ohren entschieden einem Bären- oder Fuchskopf. Nacken, Hals und die ganze Unterseite des Körpers ist mit einem dichten, hellbraunen Pelz bedeckt, während Kopf und Rücken dunkel und die mächtigen Fledermausflügel beinahe schwarz gefärbt erscheinen. Die Breite des Thiers bei ausgespannten Flügeln übersteigt zuweilen vier Fuß, und dessen Flug erinnert, wegen der langsamen Flügelschläge, sehr an jenen unserer Raben.

Während des Tages pflegen die fliegenden Füchse zu rasten oder über ihren Sammelplätzen zu kreisen. Nach Sonnenuntergang aber fliegen sie in grader Richtung nach Nahrung aus und legen zu diesem Zwecke oft bedeutende Strecken zurück. Sie nähren sich von Früchten verschiedener Art, darunter von den kleinen Feigen gewisser Ficusarten (z. B. Ficus elastica) und von den Blüthen des sogenannten Baumwollenbaums (Bombax). Eine ausgesprochene Vorliebe zeigen sie für Palmenwein und man soll zuweilen trunkene fliegende Füchse in den Thongefäßen finden, welche unter den Palmenkronen, zum Sammeln der gedachten Flüssigkeit, angebracht sind. Schaden die fliegenden Füchse durch ihre Genäschigkeit, so müssen sie hierfür auch ihren Tribut zahlen, denn die Inder stellen ihnen, des schmackhaften Fleisches wegen, nach.

Es ist übrigens ein Irrthum, wenn man glaubt, die geringste Verletzung bringe diese Thiere zum Falle und ein einziger Schuß stürze ganze Schaaren derselben herab. Ich habe dies wenigstens niemals erfahren, dagegen aber viele fliegende Füchse zu Gesicht bekommen, welche ungeachtet kleinerer Verletzungen ihrer Flughaut, munter herumflogen; ja, man brachte mir einmal ein solches Thier von ungewöhnlicher Größe, an dessen Flügel ein ganzer Ausschnitt fehlte, den es schon vor langer Zeit verloren haben mußte. Die während des Fliegens zum Fall gebrachten Exemplare hatten in der Regel einen gebrochenen Flügelknochen, oder waren von zahlreichen Schrotkügelchen getroffen.

Wenn die fliegenden Füchse an Bäumen hängen, sind sie oft noch schwerer zu bekommen; denn während verwundete Vögel vom Aste fallen, bleiben die erstern, wenn auch schwer verwundet, und manche selbst nach dem Tode, noch an ihren langen Krallen hängen.

Nach der großen Zahl, in welcher die fliegenden Füchse vorkommen, könnte man auf eine rasche Vermehrung derselben schließen, dennoch scheinen die Weibchen in der Regel nicht mehr als ein Junges auf einmal zur Welt zu bringen. So sah ich z. B. in Kalikut (Malabar) anfangs März 1865 viele Weibchen mit je einem Säugling an der Seite geklammert herumfliegen. Es scheint demnach, daß die fliegenden Füchse außer dem Menschen wenig Feinde haben und vielleicht auch einer langen Lebensdauer sich erfreuen.

So wehrhaft die großen Fledermäuse mit ihrem starken Gebisse und scharfen Krallen erscheinen, so harmlos ist ihre Sinnesart, ja, sie sind sogar leicht zu zähmen, und wenig Thiere bezeigen ihrem Wohlthäter eine wärmere Anhänglichkeit. Ich hatte selbst Gelegenheit, diese Erfahrungen an einem allerliebsten fliegenden Füchschen zu machen, welches einige Tage hindurch mein Zimmergenosse war, und manche Banane mit mir theilte.



Ueber die Blausäure.

Von

Jakob Volhard.

Von allen Giften, die wir kennen, ist die Blausäure das furchtbarste. Ihre verderbliche Wirkung äußert sie auf alle organischen Geschöpfe. Sie tödtet nicht den Menschen allein und die hochentwickelten Thiere, sondern auch die Thiere, welche auf der niedersten Stufe der Entwicklung stehen, ja es wird behauptet, daß sogar das pflanzliche Leben ihrem vernichtenden Einfluß nicht zu widerstehen vermöge. Kein anderes Gift hat eine so unglaublich schnelle Wirkung wie die Blausäure, sie tödtet augenblicklich wie der Blitz. Ihre Wirkung ist um so energischer, je weniger sie mit Wasser verdünnt ist. Von der wasserfreien Säure ist ein einziger Tropfen genügend, dem größten Hunde augenblicklich das Leben zu nehmen.

Die Blausäure muß, um ihren verderblichen Einfluß zu äußern, in das Blut übergehen, und je rascher dies geschieht, um so entschiedener und momentaner ist ihre Wirkung; deshalb führt das Einspritzen der flüssigen Säure in die Adern oder das Einathmen der Dämpfe, die in der Lunge mit dem Blut in directe Berührung kommen, den augenblicklichen Tod nach sich.

Daß die Blausäure in das Blut aufgenommen wird, unterliegt keinem Zweifel, denn das Blut mit Blausäure vergifteter Individuen ist selbst giftig; Stevens sah sechzig Blutegel nach einander sterben, die man einem mit Blausäure Vergifteten ansetzte. Ebenso läßt sich experimentell beweisen, daß die Blausäure, um giftig zu wirken, in den Blutkreislauf eindringen muß. Unterbindet man einem Hund die Schenkelader und bringt die Blausäure in eine Fußwunde des Thieres, so bleibt sie ohne Wirkung; durch die Unterbindung jener Ader wird das Blut in der untern Extremität aus dem Kreislauf ausgeschlossen, das vergiftete Blut kann sich daher nicht in dem Körper verbreiten. Sobald die Ligatur um jene Ader entfernt wird, sieht man nach kurzer Zeit die Symptome der Vergiftung eintreten.

Ueber die Art und Weise, wie durch die Blausäure das Blut zur Erfüllung seiner normalen Lebensverrichtungen untauglich gemacht wird, geben neuere Untersuchungen des genialen Baseler Naturforschers Schönbein* höchst interessante Andeutungen.

Wie bekannt, ist das Leben der Thiere und Menschen auf's engste verknüpft mit dem Vorgang der Respiration oder Athmung. Das Wesen dieses Vorganges besteht in einer Verbrennung. Wenn das

* Schönbein, Zeitschrift für Biologie, München 1867, 3. Bd., S. 140.

Blut durch das unendlich verzweigte und verästelte Netzwerk äußerst feiner, dünnwandiger Aederchen der Lunge strömt, ist es in allseitiger Berührung mit der Luft, welche wir beim Einathmen in die Lunge eingesogen haben. Aus dieser eingeathmeten Luft nimmt das Blut eine sehr beträchtliche Menge von Sauerstoff auf, es belädt, es sättigt sich mit Sauerstoff. Von der Lunge tritt das Blut in's Herz und wird von diesem Organ wie von einer Druckpumpe durch die Schlagadern oder Arterien in alle Theile des Körpers getrieben. Während das Blut so den Körper durchströmt, gibt es den Sauerstoff, den es in der Lunge aufgenommen, an die verbrennlichen Theile des Körpers ab, diese verbinden sich mit Sauerstoff, d. h. sie verbrennen. Das durch die Venen wieder zum Herzen zurückströmende Blut enthält keinen Sauerstoff mehr, es ist statt dessen beladen mit dem Product jener Verbrennung, mit Kohlensäure, welche es, wieder zur Lunge gelangend, dort aushaucht, um sich von Neuem mit Sauerstoff zu beladen und in erneuetem Kreislauf diese Lebensluft in alle Theile des Körpers zu verbreiten.

Es ist nun auffallend, daß die verschiedenen Stoffe in der Fleischflüssigkeit, im Blut, in allen Theilen des Körpers, welche durch den Sauerstoff des Blutes so rasch verbrannt werden, es ist auffallend, daß diese verbrennlichen Bestandtheile des Körpers, außerhalb des lebenden Körpers der Einwirkung der Luft preisgegeben, einer so raschen Verbrennung keineswegs unterliegen. Sie werden da zwar auch, indem sie verwesen, nach und nach zerstört, aber nur sehr langsam und allmälig.

Es muß daher im Blut eine Ursache vorhanden sein, welche eine energischere Verbrennung einleitet und den Sauerstoff zu einer rascheren Wirkung auf die verbrennlichen Bestandtheile des Körpers anregt.

Wir kennen nun viele Stoffe, welche eine solche Wirkung auf den Sauerstoff ausüben, welche den gewöhnlichen chemisch trägen Sauerstoff in chemisch activen, erregten, polarisirten oder wie man dies meist bezeichnet, in ozonisirten Sauerstoff verwandeln.

Das fein zertheilte metallische Platin, das sogenannte Platinschwarz, hat in hohem Grade diese Eigenschaft, den Sauerstoff zu ozonisiren; man kann sich davon leicht überzeugen: Weingeist, bei gewöhnlicher Temperatur der Luft ausgesetzt, verbindet sich nicht mit Sauerstoff, verbrennt nicht. Träufelt man etwas Weingeist auf Platinschwarz, so beginnt eine so lebhafte Verbrennung des Weingeistes, daß das Platin durch die dabei entwickelte Wärme glühend wird.

Alle Stoffe, welche die Fähigkeit haben, den Sauerstoff zu ozonisiren, zeichnen sich durch eine gemeinsame Reaction aus.

Kommt ein solcher Stoff in Berührung mit dem sehr sauerstoffreichen Körper, den wir oxydirtes Wasser oder Wasserstoffüberoxyd nennen, so wird das letztere zersetzt unter Entbindung von Sauerstoffgas; bringt man zu einer wässerigen Lösung von Wasserstoffüberoxyd etwas Platinschwarz, so bemerkt man sofort eine stürmische Gasentwicklung und dies Gas ist reines Sauerstoffgas.

Die gleiche Eigenschaft, welche das Platinschwarz in hohem Grade besitzt, nämlich die, den Sauerstoff zu ozonisiren, kommt auch dem Blute zu und wie das Platin entbindet das Blut aus Wasserstoffüberoxyd Sauerstoff, durch dessen Entwicklung das mit jenem Ueberoxyd vermischte Blut fast völlig in einen hellrothen Schaum verwandelt wird. Versetzt man jedoch Blut mit etwas Blausäure, so büßt es augenblicklich seine Fähigkeit ein, das Wasserstoffüberoxyd zu zersetzen; das mit Blausäure versetzte Blut entwickelt aus Wasserüberoxyd keine Spur von Gas.

Demnach liegt die Vermuthung nahe, die giftige Wirkung der Blausäure möge darauf beruhen, daß sie die Blutkörperchen unfähig macht, den Sauerstoff aufzunehmen und in chemisch activen Zustand zu versetzen; daß sie mithin die Respiration, diese Grundbedingung alles thierischen Lebens, unmöglich macht. Der Tod durch Blausäurevergiftung wäre demnach eine Art Erstickung. In der That enthält das Blut der durch Blausäurevergiftung getödteten Thiere wie das der Erstickten keinen Sauerstoff, die Symptome der Blausäurevergiftung stimmen in den wesentlichsten Punkten mit denen der Erstickung überein und durch eine künstliche Unterhaltung der Respiration lassen sich die deleteren Folgen

der Blausäurevergiftung abwenden, wie in jüngster Zeit Preyer* gezeigt hat.

Die Thätigkeit der Respirationsorgane ist in gewissem Grade abhängig von dem Sauerstoffgehalt des Blutes; sinkt dieser unter das normale Maß, wie z. B. beim Athmen in einer verdorbenen kohlensäurereichen Luft der Fall ist, so werden die die Athmungsthätigkeit regulirenden Nerven durch das sauerstoffärmere Blut gereizt, die Folge davon ist eine erhöhte und beschleunigte Athembewegung, die Athemzüge werden tiefer und von rascherer Folge. Bleibt aber die Sauerstoffmenge im Blute unzureichend, so geht diese Vermehrung der Athembewegung sehr rasch in Verminderung und völligen Stillstand über. Enthält das Blut gar keinen Sauerstoff, so hören die Athembewegungen sofort auf. Offenbar besitzt das nervöse Centralorgan der Respiration die Fähigkeit, einem die Athmung behindernden Einfluß eine gewisse Correctur entgegenzusetzen, aber diese Fähigkeit ist bei fortdauernder Einwirkung der störenden Ursache nur von sehr kurzer Dauer; gelingt es der Anstrengung der Athmungswerkzeuge nicht sogleich, jene Ursache zu beseitigen, so werden die Athmungsnerven durch Ueberreiz gelähmt, es tritt völliger Stillstand und Tod ein; die Maschine, von der ein einzelner Theil über das Maß seiner Festigkeit in Anspruch genommen wird, steht still.

Die Blausäure muß, da sie das Blut zur Aufnahme von Sauerstoff unfähig macht, den erwähnten Einfluß auf das nervöse Centralorgan der Athmung ausüben; der Einwirkung aber läßt sich, wie Herr Preyer gezeigt, vorbeugen, wenn man, ehe noch der Herzschlag und die Athembewegung vollkommen aufgehört hat, eine künstliche Respiration herstellt. Die künstliche Respiration besteht darin, daß man wiederholt mittelst eines in die Luftröhre eingeführten Röhrchens in die Lunge Luft einbläst und diese durch Drücken des Brustkastens wieder auspreßt.

Von zwei gleich großen sehr ähnlichen Kaninchen wurde das eine mit einer abgewogenen Menge von Blausäure durch Einspritzen unter die Haut vergiftet; es war nach anderthalb Minuten todt; dem zweiten Thiere brachte man die doppelte Menge von Blausäure in der gleichen Weise bei; nach Verlauf einer Minute wurde bei diesem künstliche Respiration eingeleitet und durch vierzehn Minuten unterhalten; in der sechzehnten Minute traten wieder selbstständige Athembewegungen ein, das Thier erholte sich rasch und war nach einer halben Stunde vollkommen gesund. Das gleiche Experiment wurde wiederholt mit gleich günstigem Erfolg ausgeführt. Es scheint, daß durch die künstliche Respiration die verderbliche Ueberanstrengung der Respirationsnerven verhütet wird, während die flüchtige Blausäure durch Abdunsten mit der eingeblasenen Luft aus dem Körper entweicht.

Das Verhalten des mit Blausäure versetzten Blutes gegen Wasserstoffüberoxyd gibt uns eine äußerst empfindliche Probe auf Blausäure an die Hand.

Setzt man zu geschlagenem und mit Wasser verdünntem Blut ein wenig Blausäure, so wird das Blutroth sehr viel lebhafter und heller, gibt man dann dazu reichlich Wasserstoffüberoxyd, so sieht man nach wenigen Augenblicken eine auffällige Farbenveränderung eintreten; ist die Flüssigkeit mit viel Wasser verdünnt, so wird sie durchsichtig braun, die concentrirtere Flüssigkeit dagegen wird schmutzig graubraun bis grünlich dunkelgrau; jedenfalls verschwindet das schöne Hellroth des Blutes vollständig.

Um die geschilderte Veränderung des Blutes herbeizuführen, bedarf es nur einer ganz unglaublich geringen Menge von Blausäure. Professor Voit vergiftete einen Hund mit so wenig Blausäure, daß das Thier erst nach anderthalb Stunden starb. Das Blut dieses Thieres hatte ganz die Eigenschaften eines mit Blausäure versetzten Blutes, mit Wasserstoffüberoxyd färbte es sich braun unter sehr geringer Gasentwicklung. Trotz dieser radicalen Veränderung des Blutes war darin nur eine so verschwindend kleine Menge von Blausäure, daß diese durch die sorgfältigste chemische Untersuchung nicht nachgewiesen werden konnte. Daraus läßt sich die wunderbar mächtige Wirkung verstehen, welche durch kaum wägbare Mengen dieses furchtbaren Giftes selbst auf die größten Thiere hervorgebracht wird; die Schnelligkeit der Wirkung wird begreiflich, wenn man sich erinnert, in wie kurzer Zeit das Blut den

* W. Preyer, Die Blausäure, Bonn 1868.

langen Weg durch den Körper zurücklegt. Beim Menschen ist dieser Kreislauf in zwanzig bis dreißig Secunden vollendet.

Die Blausäurevergiftung hinterläßt in und an dem Körper des Getödteten **keine charakteristischen Spuren.**

Erfolgte der Tod rasch und wird die Leiche nicht zu lange Zeit nach dem Tode der Section unterworfen, so bemerkt man in der Regel beim Oeffnen der Haupthöhlen des Körpers den sehr charakteristischen an bittere Mandeln erinnernden Geruch der Blausäure.

Chemisch läßt sich die Blausäure, wenn ihre Menge nicht gradezu verschwindend klein ist, leicht und mit vollkommener Sicherheit nachweisen.

Die Blausäure verdampft sehr leicht, ihre Dämpfe lassen sich durch Abkühlen und Einleiten in eiskaltes Wasser wieder vollständig verdichten. Eine **Destillation** bei gelinder Wärme gibt uns daher ein sehr einfaches Mittel an die Hand, um die ganze Menge der Blausäure, welche in vielen Pfunden der zu untersuchenden Substanz, z. B. in den ganzen Eingeweiden eines Menschen, vertheilt ist, auszuscheiden und in ein Destillat von wenigen Lothen zu concentriren.

In dieser destillirten Flüssigkeit gibt sich die Gegenwart der Blausäure durch einige leicht hervorzurufende Farbenerscheinungen unzweideutig zu erkennen.

Namentlich charakteristisch ist die intensive blutrothe Farbe, welche entsteht, wenn die zuvor an Schwefel gebundene Blausäure vermischt wird mit einer Lösung von Eisenoxyd. Wird eine Flüssigkeit, die auch nur eine Spur von Blausäure enthält, mit etwas Schwefelammonium bei gelinder Wärme eingedampft, so erhält man von jener Schwefelverbindung genug, um mit Eisenlösung die charakteristische rothe Farbe zu erzeugen.

Ebenfalls ein sehr gutes Erkennungsmittel bietet das Verhalten der Blausäure gegen Eisensalze in **alkalischer Flüssigkeit.** Vermischt man eine blausäurehaltige Flüssigkeit mit etwas Kalilauge und einer Auflösung des bekannten grünen Vitriols, so erhält man einen schmutzig graugrünen Niederschlag, der sich, mit Säure übergossen, in schön dunkelblau gefärbte Flocken verwandelt. Dieser blaue Körper ist der unter dem Namen **Berlinerblau** allgemein bekannte schön blaue Farbstoff; getrocknet zeigt er eine prachtvoll satt blaue Farbe und leichten kupferschillernden Metallglanz.

Das Berlinerblau ist der Anfangspunkt für die Geschichte der Blausäure. Es wurde im Beginn des vorigen Jahrhunderts von zwei Berliner Chemikern durch einen glücklichen Zufall entdeckt. Seine Bereitung blieb längere Zeit Geheimniß, daher wurde dasselbe ausschließlich zu Berlin fabricirt und in der ganzen Welt unter dem Namen Berliner- oder preußisch Blau bekannt.

Den Chemikern des vorigen Jahrhunderts verursachte das Berlinerblau nicht wenig Kopfzerbrechens. Aus was es denn eigentlich bestehe, was das färbende Princip sei der Blutlauge, aus welcher man es bereitete, das war eine Aufgabe, an der sich fast alle bedeutenden Chemiker jener Zeit versuchten, bis sie gegen Ende des Jahrhunderts durch den berühmten **Scheele** gelöst wurde. Scheele stellte das färbende Princip der Blutlauge dar in Form einer neuen Säure, die man **Berlinerblausäure, Blausäure** oder **preußische Säure** nannte. Die Zusammensetzung dieser Säure wurde im Anfang unseres Jahrhunderts durch **Gay Lussac** ermittelt. Dieser wies nach, daß die Blausäure die Wasserstoffverbindung eines aus Kohlenstoff und Stickstoff zusammengesetzten luftförmigen Körpers ist, den er **Cyanogène**, deutsch Blaustoff, nannte; daher führt die Blausäure den wissenschaftlichen Namen **Cyanwasserstoff.**

Noch jetzt bildet das **Blutlaugensalz** das Material für Darstellung der Blausäure, sowie fast aller übrigen Cyanverbindungen. Im Großen wird dies Salz fabrikmäßig bereitet, indem man verkohlte thierische Stoffe mit Pottasche und Eisen zusammenschmilzt, die Schmelze mit Wasser auskocht und zur Krystallbildung eindampft. Da man früher zu diesem Zweck von thierischen Stoffen ausschließlich **Blut** verwendete, nannte man die wässerige Lösung der Schmelze **Blutlauge** und das aus ihr gewonnene Salz führt noch den Namen **Blutlaugensalz**, obwohl man jetzt alle Arten thierischer Abfallstoffe, die billig zu haben sind, in der Blutlaugensalzfabrication verwendet. Das Blutlaugensalz bildet die großen hellgelben Krystalle, welche man in der Auslage der meisten Kramladen ausgestellt sieht.

Die Lösung des Blutlaugensalzes scheidet, mit brauner Eisenlösung versetzt, Berlinerblau ab; wird dies mit Kali übergossen, so wird es wieder zurückverwandelt in Blutlaugensalz und braunes Eisenoxyd. Die Blausäure wird erhalten durch Destillation von Blutlaugensalz mit verdünnter Schwefelsäure; ihrerseits geht sie in Blutlaugensalz über, wenn sie mit grünem Vitriol und Kali in Berührung kommt; darauf beruht eben die oben angegebene Reaction auf Blausäure. So läßt sich von den drei Körpern Blausäure, Berlinerblau, Blutlaugensalz einer beliebig überführen in die andern, einer aus dem andern darstellen, was nicht zu verwundern, da sie sämmtlich Cyanverbindungen sind, die Blausäure Cyanwasserstoff, Berlinerblau Cyaneisen, Blutlaugensalz Cyaneisenkalium.

Das Blutlaugensalz führt im Handel vielfach den Namen blausaures Kali. Nach der bei den Chemikern üblichen Art der Bezeichnung zusammengesetzter Stoffe käme diese Benennung eigentlich dem Cyankalium oder Cyankali der Photographen zu, welches durch Sättigen von Kali mit Blausäure erhalten und im Großen durch Schmelzen getrockneten Blutlaugensalzes dargestellt wird. Dasselbe ist ein heftiges Gift, die Blausäure hat in diesem Salz von ihrer giftigen Eigenschaft kaum etwas verloren. Das Blutlaugensalz dagegen ist merkwürdigerweise ohne alle giftige Wirkung, obwohl es fast zu zwei Dritttheilen aus Cyankalium besteht.

Versetzt man eine Lösung von Blutlaugensalz mit concentrirter Salzsäure, so sieht man nach einigen Augenblicken einen weißen Niederschlag entstehen. Der so abgeschiedene Körper unterscheidet sich von der Blausäure in seiner Zusammensetzung nur dadurch, daß er etwas Eisen enthält, er ist mit Cyaneisen verbundene Blausäure. Durch Verbindung mit wenig Eisen werden die furchtbaren Eigenschaften der Blausäure vollkommen vernichtet, die Eisenblausäure ist ohne alle Giftigkeit.

Durch Destillation von Blutlaugensalz mit verdünnter Schwefelsäure erhält man eine concentrirte wässerige Auflösung von Blausäure und aus dieser durch Einwirkung wasserentziehender Substanzen die reine wasserfreie Blausäure. Dieselbe ist eine farblose, leicht bewegliche Flüssigkeit, welche bei zwölf Grad unter dem Gefrierpunkt des Wassers zu einer weißen eisartigen faserigen Krystallmasse erstarrt. Sie hat einen durchdringenden, an bittere Mandeln erinnernden Geruch und intensiv bittern Geschmack. Sie ist sehr leicht flüchtig und siedet schon bei einer Temperatur, die niedriger ist als die Blutwärme, nämlich bei einundzwanzig Grad Reaumur.

Sowohl die reine wasserfreie Säure als auch deren wässerige Lösung ist äußerst unbeständig. Selbst wenn die Blausäure in vollkommen von Luft und Licht abgeschlossenen Gefäßen aufbewahrt wird, erleidet sie rasche Zersetzung. Sie wird zuerst milchig trüb, dann gelb, braun, und verwandelt sich zuletzt in eine braune torfähnliche Substanz; diese Zersetzung tritt ohne alle äußere Ursache ein, ohne Mitwirkung von Luft oder Wasser; es ist eine freiwillige Zersetzung, in welcher die elementaren Bestandtheile der Blausäure sich zu andern Verbindungen umlagern. Concentrirte oder wasserfreie Säure erhitzt sich während dieser Selbstzersetzung manchmal so beträchtlich, daß die Gefäße durch den Dampfdruck unter heftiger Explosion zertrümmert werden.

Sonderbarerweise wird diese Selbstzersetzung vollkommen verhütet, wenn man der Blausäure nur eine Spur, einen einzigen Tropfen irgend einer starken Säure, z. B. Schwefelsäure oder Salzsäure zusetzt. Durch einen fast verschwindend kleinen Gehalt an diesen Säuren wird die wässerige Blausäure ein vollkommen haltbares, und in gut verschlossenen Gefäßen, in welchen nichts abdunsten kann, gänzlich unveränderliches Präparat.

Der merkwürdige Einfluß jener Säuren erscheint um so sonderbarer, als die nämlichen Säuren in größerer Menge mit Leichtigkeit die Blausäure zerstören.

Eine auffällige Erscheinung bietet die Zersetzung der Blausäure durch Salzsäure. Vermischt man eine sehr concentrirte wässrige Blausäure mit rauchender Salzsäure und überläßt diese Mischung ruhig sich selbst, so wird sie nach kurzer Zeit warm, nach einigen Augenblicken beginnt sie zu sieden, das Kochen wird heftiger und hält mehrere Minuten an, dann läßt es nach, stoßweise steigen noch einzelne große Dampfblasen in längern Zwischenräumen aus der Flüssigkeit empor und nun beginnt die Ausscheidung eines krystallinischen Pulvers,

dessen Menge zunimmt in dem Maß, als die Masse verkühlt, bis zuletzt die vorher klare Flüssigkeit in einen dicken Brei von Krystallen verwandelt ist. Die Krystalle, feinem Kochsalz ähnlich sehend, sind Salmiakkrystalle.

Die Flüssigkeit enthält keine Spur mehr von Blausäure. Aus den Elementen der Blausäure und des Wassers haben sich zwei neue Körper gebildet; der eine ist Ammoniak oder Salmiakgeist, er enthält allen Stickstoff der Blausäure und bildet in Verbindung mit Salzsäure die ausgeschiedenen Salmiakkrystalle. Der andere Körper, der sich hier aus der Blausäure gebildet hat, ist eine starke Säure, bekannt unter dem Namen der Ameisensäure. Es ist die nämliche Säure, welche die Ameisen absondern, und deren ätzender Wirkung das heftige Brennen zuzuschreiben ist, welches die über die Haut kriechenden Ameisen verursachen. Ein Taschentuch, das man einige Minuten auf einem Ameisenhaufen liegen ließ, hat einen eigenthümlichen nicht unangenehmen Geruch angenommen, an sehr starken Essig erinnernd, dies ist der Geruch der Ameisensäure. Rührt man mit einem Stock in einem Ameisenhaufen und sieht dann, indem man sich zur Erde bückt, den Haufen von der Seite an, so bemerkt man über demselben einen Regen von feinen Tröpfchen, diese Tröpfchen sind ätzende Ameisensäure, welche die gereizten Thierchen als ein Vertheidigungsmittel ausspritzen.

Ameisensäure und Ammoniak enthalten zusammen die Elemente der Blausäure und des Wassers und durch rasches Erhitzen zerfällt das ameisensaure Ammoniak wieder in die beiden Componenten, in Blausäure und Wasser.

Wie fast alle giftigen Stoffe ist auch die Blausäure in sehr geringen Gaben ein vortreffliches Arzneimittel.

Blausäurehaltige Wasser waren als Medicamente hoch geschätzt und als giftig bekannt, lange bevor man die Blausäure selbst und deren gefährliche Eigenschaften kennen lernte. Man erhält solche Wasser leicht aus den bittern Mandeln, die ihren bittern Geschmack eben der Blausäure verdanken, aus den Pfirsichkernen, Blättern und Blüthen, aus den Blättern und Blüthen des Kirschlorbeers; überhaupt Blätter, Blüthen und Kerne fast aller Steinobstsorten liefern durch Destillation mit Wasser blausäurehaltige Wasser. Namentlich Bittermandelwasser und Kirschlorbeerwasser gehören seit langer Zeit dem Arzneischatz an.

Schon Dioscorides und andere Schriftsteller des Alterthums erwähnen die giftige Wirkung der bittern Mandeln. Ja, es scheint, daß die Aegypter bereits in den ersten Jahrhunderten nach Christo eine starke Blausäure herzustellen wußten. Die in die geheimnißvolle heilige Kunst der ägyptischen Priester Eingeweihten mußten bei ihrer Aufnahme in den Bund der Eingeweihten mit den feierlichsten Schwüren versprechen, das Geheimniß zu wahren; sie gelobten Schweigen bei den vier Elementen, bei Himmel und Hölle, bei Parzen und Furien, bei Hermes und Anubis, bei Cerberus und dem Drachen Kercuroborus. Auf der Uebertretung des Gelübdes stand Todesstrafe. Nach Herrn Duteil, der ein Wörterbuch der Hieroglyphen verfaßt hat, entziffert sich auf einer alten Papyrusrolle des Louvre die fürchterliche Drohung: „Sprich ihn nicht aus den Namen IAO bei Strafe des Pfirsichbaumes." Der Pfirsichbaum spielt eine große Rolle in der heiligen Kunst, seine Blätter und Blüthen wurden vielfach bei den Operationen der Eingeweihten verwendet, er war dem Gott des Schweigens gewidmet, wie Plutarch erzählt, weil seine Blätter die Form einer Zunge und die Kerne die Form des Herzens haben, um damit anzudeuten, daß ein reines Herz, das durch schweigsame Zunge sich beweist, des Menschen höchstes Gut sei. Dies klingt doch gar zu unwahrscheinlich; mehr oder weniger zungenförmig sind die meisten Blätter, die des Pfirsich nicht mehr, als viele andere. Plutarch kannte die heilige Kunst nur vom Hörensagen, von ihrem wichtigsten Theil, der Chemie, verstand er aber gar nichts, er konnte daher unmöglich den tiefen Grund errathen, warum grade der Pfirsich dem Gott des Schweigens gewidmet war. Da wir jetzt wissen, daß man durch Destillation mit Wasser aus Blättern, Blüthen und Kernen des Pfirsich Blausäure gewinnt, so erhebt sich die Vermuthung fast zu voller Gewißheit, es möge unter jener angedrohten Strafe des Pfirsichbaumes, nicht etwa das Aufhängen an den heiligen Baum, sondern die Vergiftung mit Blausäure gemeint sein und der Pfirsich wäre deshalb dem Gott des Schweigens geweiht worden, weil die naturkundigen Priester

aus ihm das Mittel gewannen, mit geheimnißvollem Verderben den Eidbrüchigen zu strafen und zu ewigem Schweigen zu bringen.*

Was man übrigens auch von dieser geistreichen Combination des Herrn Höfer halten möge, gewiß ist, daß alle die erwähnten Pflanzen und Pflanzentheile Blausäure nicht fertig gebildet enthalten.

Zerbricht man eine bittere Mandel, so nimmt man an der Bruchfläche nicht den geringsten Geruch nach Blausäure wahr, ebenso wenig ist von diesem Geruch etwas zu bemerken, wenn bittere Mandeln trocken in einem Mörser zerstoßen werden und unter diesen Umständen müßte doch die geringste Spur von Blausäure sich durch den Geruch bemerklich machen. Kaut man dagegen eine bittere Mandel, so hat man augenblicklich den bittern Geschmack der Blausäure und werden die zerstoßenen bittern Mandeln mit etwas Wasser angerührt, so macht sich sofort der charakteristische Geruch der Blausäure geltend. Daraus geht hervor, daß die bittern Mandeln zwar keine Blausäure enthalten, daß aber ein Stoff in ihnen sein muß, der unter Mitwirkung der Feuchtigkeit Blausäure zu bilden vermag.

Diesen Stoff hat man denn auch aus den bittern Mandeln dargestellt. Man erhält ihn leicht durch Auskochen der Bittermandelkleie mit Weingeist; die weingeistige Lösung setzt beim Erkalten Krystalle ab, die den Blausäureerzeuger darstellen; man hat den Körper Amygdalin genannt.

Die bittern Mandeln enthalten außerdem einen eiweißartigen Stoff, welcher, sobald die Mandeln mit Wasser in Berührung kommen, eine Art von Gährung erzeugt und durch diese Gährung zerfällt das Amygdalin in Blausäure, Zucker und Bittermandelöl. Letzteres ist nicht zu verwechseln mit dem fetten Oel der Mandeln, es ist das aromatische Oel, welches der bekannten Mandelseife ihren angenehmen Geruch verleiht. So lange die bittern Mandeln trocken aufbewahrt werden, ruhen das Amygdalin und der eiweißartige Stoff friedlich neben einander, da es an Feuchtigkeit, dieser Grundbedingung jeder Gährung, gebricht; sobald Feuchtigkeit einwirkt, tritt Gährung und damit Blausäure auf.

* Höfer, Histoire de la chimie. Paris 1842, I. p. 226.

Durch ein sehr einfaches Experiment läßt sich auf's schlagendste darthun, daß es nur dieses Amygdalin ist, dessen Zersetzung die bittern Mandeln bittern Geschmack und aromatischen Geruch verdanken.

In den süßen Mandeln sind alle andern Bestandtheile genau die gleichen, wie in den bittern, nur das Amygdalin fehlt. Süße wie bittere Mandeln enthalten reichliche Mengen von fettem Oel, das man aus beiden durch Auspressen der gestoßenen Mandeln erhält. Dies fette Oel, das sogenannte Süßmandelöl oder schlechtweg Mandelöl, ist, wenn jede Anwendung von Wärme beim Auspressen vermieden wird, von den bittern Mandeln ebenso geruchlos und geschmacklos, wie von den süßen, es ist in der That in beiden Fällen vollkommen gleich. Süße wie bittere Mandeln enthalten den gleichen eiweißartigen Stoff, der das Amygdalin in Gährung zu setzen vermag. Fügt man zu einer Süßmandelmilch einige Tropfen einer Lösung von Amygdalin in Wasser, so nimmt dieselbe nach einigen Augenblicken den bittern Geschmack der Blausäure und den ätherischen Geruch des Bittermandelöls an, kurz, die Süßmandelmilch ist in Bittermandelmilch verwandelt.

Zur Darstellung des Bittermandelwassers der Officinen werden bittere Mandeln zerstoßen und durch starkes Pressen möglichst vom fetten Oel befreit; den Preßrückstand oder die Mandelkleie rührt man mit Wasser an und destillirt alsdann. Das Wasser, welches man so abdestillirt, kann nun bald mehr, bald weniger von seinem wirksamen Bestandtheil, der Blausäure, enthalten. Kaltes Wasser löst aus den Mandeln das Amygdalin nur sehr langsam und allmälig auf und nur die Menge von Amygdalin, die kalt in Lösung geht, gibt Blausäure. Je nachdem die Mandeln mehr oder weniger zerkleinert wurden, je nachdem man sie, mit Wasser angerührt, kürzer oder länger vor der Destillation stehen läßt, wird das Destillat mehr oder weniger Blausäure enthalten. Kochendes Wasser würde in kürzester Frist alles Amygdalin aus den Mandeln auflösen, aber die Temperatur des kochenden Wassers benimmt dem eiweißartigen Stoff der Mandeln, der in kochendem Wasser wie das Hühnereiweiß gerinnt, die Fähigkeit, Gährung hervorzubringen. Trägt man daher die Bittermandelkleie direct in

kochendes Wasser, so erhält man durch Destillation keine Spur von Blausäure und der einmal zum Sieden erhitzte Mandelbrei gährt auch nach dem Erkalten nicht wieder, außer in Berührung mit frischen noch nicht erhitzten Mandeln. Da aber ein Pfund bitterer Mandeln so viel Ferment enthält, um das Amygdalin aus zwanzig und mehr Pfunden bitterer Mandeln in Gährung zu versetzen, so kann man, und dies ist die ingeniöse Vorschrift Pettenkofer's zur Darstellung des Bittermandelwassers, zugleich fast alles Amygdalin aus den bitteren Mandeln zur Blausäurebildung vernutzen und ein Bittermandelwasser, von stets gleichem Gehalt an Blausäure erzeugen, wenn man zwölf Gewichtstheile Bittermandelkleie mit Wasser auskocht, in die erkaltete Masse einen Theil noch nicht erwärmter Kleie einrührt, zur Vollendung der Gährung einen Tag stehen läßt und dann destillirt.

Die Aehnlichkeit im Geruch, welche Bittermandel- und Kirschlorbeerwasser mit verdünnter Blausäure zeigen, führte erst im Anfang dieses Jahrhunderts zur Entdeckung der giftigen Eigenschaft und zur medicinischen Verwendung der Blausäure. Es ist kaum glaublich, der Entdecker der Blausäure bemerkte die giftige Eigenschaft dieses Stoffes nicht. Scheele gibt für Darstellung der Blausäure die Vorschrift: Koche Berlinerblau mit Wasser und rothem Quecksilberkalk, filtrire, schüttele die Lösung des gebildeten blausauren Quecksilbers mit Eisenfeile und Schwefelsäure bis sie nicht mehr metallisch schmeckt. Man sagt, Scheele sei ein Opfer seiner Arbeiten mit Blausäure geworden. Die Giftigkeit der Blausäure wurde durch Vergiftungsversuche an Thieren nachgewiesen durch Schrader, Apotheker in Berlin, und weiteres constatirt hauptsächlich durch die eingehende Untersuchung der Blausäure, welche Ittner, Professor der Chemie in Freiburg, ausführte und 1809 publicirte.

In der Heilkunde war der Blausäure ein sonderbares Schicksal beschieden. Gleich nach den ersten Versuchen wird sie von allen Seiten her als Panacee für alle nur erdenklichen Krankheiten gerühmt. Da ist sie ein zuverlässiges Mittel gegen die der höchsten Kunst und Gelehrsamkeit spottende Krankheit, diese Plage der Aerzte, die Lungenschwindsucht; in allen Krankheiten der Respirationsorgane, in krampfhaftem Husten, Keuchhusten, ist sie, wenn nicht Heilmittel, doch ein unschätzbares Linderungsmittel; gegen alle entzündlichen Krankheiten, gegen Koliken, Krebs, Histerie, Epilepsie, chronische Unterleibsübel wird sie empfohlen, als alle bisherigen Mittel an Erfolg weit übertreffend; kurz, es gibt fast keine Krankheit, in der nicht der Blausäure die wunderbarsten Erfolge nachgerühmt werden und zwanzig Jahre später sehen wir dies vortreffliche Heilmittel so gut wie völlig außer Gebrauch. Mohr beginnt seinen Commentar zum Artikel Blausäure der preußischen Parmakopöe (1856) mit den Worten: „So taucht denn noch einmal das trostlose Heilmittel, die Blausäure, in einem neuen Codex auf."

Neben vielen vortrefflichen Heilerfolgen wurden nämlich auch von allen Seiten her die gräulichsten Unglücksfälle bekannt, verursacht durch die unsichere und wechselnde Beschaffenheit der in den Apotheken dispensirten Blausäure.

Die Wirkung einer wässerigen Blausäure hängt natürlich ganz ab von dem Gehalt derselben an wasserfreier Säure. Nun hatte man aber früher kein Verfahren, diesen Gehalt genau und zuverlässig zu bestimmen, man kannte auch kein Mittel, die Selbstzersetzung der Blausäure zu verhüten und ihren Gehalt constant zu machen. So wußte der Arzt niemals, wie viel dieses gefährlichen Mittels in der von ihm verordneten Dosis dem Patienten wirklich beigebracht wird. Die Vorschriften zur Darstellung wässriger Blausäure in den verschiedenen Pharmakopoen, ja, die nach einander folgenden Auflagen eines Codex weichen so sehr von einander ab, daß darnach Flüssigkeiten von sehr verschiedenem Gehalt an Blausäure erhalten werden; die gleiche Gabe nach der einen Pharmakopoe dargestellt, kann selbst medicinisch ohne Wirkung sein, nach der andern aber tödtlich.

Im Jahre 1830 wurde im Bicêtre zu Paris sieben an Epilepsie leidenden Patienten blausäurehaltiger Syrup verordnet. Der Arzt verschrieb die Dosis unter Voraussetzung einer einhundertdreißigfachen Verdünnung. In der Centralapotheke wurde das Recept nach der Vorschrift des ältern Codex bereitet und statt einer Blausäure mit dreiviertel Procent wasserfreier Säure eine solche mit zwölf Procent

dispensirt. Der letzte von den sieben Epileptischen war nach drei Viertelstunden todt.

Diese Unsicherheit verfehlte natürlich nicht, die Aerzte von dem Gebrauch eines so gefährlichen Mittels abzuschrecken; das Mißtrauen ist ein so tief gewurzeltes, daß selbst jetzt, nachdem alle jene Mißstände gehoben sind und die Blausäure von den Apotheken vollkommen zuverlässig in der vorgeschriebenen Stärke verabfolgt wird, doch die Anwendung der Blausäure keinen Boden gewinnt; man zieht vor, statt Blausäure das Bittermandelwasser zu verordnen, das zwar von sehr geringem Gehalt an Blausäure ist, aber grade deswegen zu Unglücksfällen kaum Veranlassung geben kann.

Die Blausäure ist durch ihre ungemeine Veränderlichkeit, durch die merkwürdigen Umwandlungen, welche sie unter dem Einfluß chemischer Agentien erleidet, ein Gegenstand höchsten Interesses für den Chemiker; die furchtbare Wirkung auf den thierischen Organismus neben der verhältnißmäßig so einfachen Zusammensetzung macht die Blausäure zu dem wunderbarsten Glied in der Gruppe der räthselhaften Körper, der pflanzlichen Gifte. Auch viele mineralische Substanzen üben auf den thierischen Organismus giftige Wirkung aus; in diesen mineralischen Giften sind aber fast immer bestimmte Elemente die Träger der giftigen Wirkung, bestimmte Elemente, denen eben die Eigenschaft der Giftigkeit innewohnt. So verdankt der Brechweinstein seine Wirkung dem in ihm enthaltenen Antimon, der Grünspan dem Kupfer, die arsenige Säure dem Arsen, der Bleizucker dem Blei. Ganz anders bei den pflanzlichen Giften. Die ganz unschädliche Kohle, der Stickstoff, der vier Fünftel der Luft ausmacht, die wir einathmen, der Wasserstoff, ein Bestandtheil des Wassers, das wir trinken und das jeden Theil unseres Körpers durchdringt, diese drei Elemente erzeugen durch ihre Verbindung in dem einfachst möglichen Verhältniß das furchtbarste aller Gifte, die Blausäure; die gleichen Elemente setzen die flüchtigen Gifte des Tabacks und des Schierlings zusammen; die nämlichen Elemente sind neben Sauerstoff in dem Strychnin enthalten, die gleichen Elemente aber auch im Eiweiß, in der Fleischfaser, im Blut, in allen unsern Nahrungsmitteln.

Ueber das Warum, warum die gleichen Elemente in diesem Verhältniß mit einander vereinigt, das Leben vernichten, das Leben, dessen Erhaltung bedingt ist durch die tagtägliche Aufnahme der gleichen Elemente in anderer Art mit einander verbunden — über dies Warum wissen wir noch gar nichts — wir haben davon noch nicht den Schatten einer Ahnung.

Vollenweider's Copie der Rutherfurd'schen Mondphotographie.

Von

J. Müller.

Ohne Zweifel haben manche Leser dieser Monatshefte bedauert, nicht Gelegenheit zu haben, die schöne Mondphotographie zu sehen, welche ich im 19. Bande, Seite 213, dieser Monatshefte besprochen habe. Da nun in der That nur wenig Exemplare der Rutherfurd'schen Mondphotographie nach Europa gekommen sind und dieselbe überhaupt nicht in den Handel gekommen ist, so habe ich den rühmlichst bekannten Photographen Vollenweider in Bern veranlaßt, eine photographische Copie des in meinem Besitz befindlichen Exemplars zu machen, welche ganz ausgezeichnet gelungen ist. Obgleich dieselbe etwas kleiner ist — ungefähr im Verhältniß von 4 zu 3, so daß der Monddurchmesser des Vollenweider'schen Bildes 39 Centimeter oder 1 Fuß 3 Zoll beträgt — so zeigt sie doch alle Einzelnheiten vollkommen eben so scharf und deutlich, wie das Original.

Herr Vollenweider ist nun im Begriff, dieses schöne und instructive Blatt dem Buchhandel zu übergeben und es soll der Photographie der leichtern Orientirung wegen ein lithographirtes Erläuterungsblatt beigegeben werden, auf welchem die wichtigsten der in diesem Bilde sichtbaren Krater und Ringgebirge eingetragen sind. In der That ist Vollenweider's Mondphotographie allen Freunden der Himmelskunde um so mehr zu empfehlen, als der Preis derselben — 7 Franken oder 1 Thaler 26 Groschen — ungemein billig gestellt ist.



In der Fremde.

Dem Holländischen nacherzählt*

von

Adolf Glaser.

Erstes Capitel.

„Wir wollen noch einen Augenblick warten, er wird wohl gleich kommen," sagte Hermine Degeling, die Präsidentin der Liebhaber-, Gesang- und Musikgesellschaft Euterpe, eine schlanke Brünette von siebenzehn Jahren, mit klaren braunen Augen, langen Locken, die bis auf ihre Schultern hingen und einer wohllautenden kräftigen Stimme, indem sie sich von dem Stuhle vor dem Piano erhob, um welches die übrigen Mitglieder versammelt waren.

„Er kommt auch immer zu spät," brummte Victor Duval, während er seine Partie heftig hinwarf. „Mit Strafe ist er nicht zu zwingen und es wäre das Beste, wenn wir auf seine Mitwirkung verzichteten."

„Wenn er nur nicht die beste Stimme hätte," meinte Leonie, die jüngste Tochter des Bürgermeisters Degeling, brünett wie ihre Schwester, aber mehr durch Freundlichkeit des Ausdrucks, als durch Schönheit der Züge anziehend und in Wuchs, Haltung und Kleidung gesetzter, so daß man sie eher für die Aelteste, als für die Jüngste halten konnte.

Ferdinand und Wilhelm Versmalen nickten zustimmend, was sie immer thaten, wenn Leonie etwas sagte, denn sie waren beide in diese verliebt, freilich wie dies bei jungen Leuten von siebenzehn Jahren vorkommt, ohne weiteres Nachdenken, und deshalb auch ohne Eifersucht auf einander.

Nettchen und Anton von Brenden meinten, Philipp könne wohl zur rechten Zeit kommen, denn wenn er jetzt zu spät käme, würde er wohl auch bei der Aufführung die rechte Zeit nicht einhalten und dann käme Alles durch einander.

Karl Stein theilte diese Ansicht.

„Aber was soll denn geschehen?" fragte Hermine.

„Wir wollen anfangen!"

„Nein, warten."

„Wir haben schon zu lange gewartet."

„Abstimmen! abstimmen!" rief Victor. „Ich will gleich die Stimmen zählen. Die beiden Fräulein Degeling dafür, die Herren Versmalen dafür, von Brenden beide dagegen, Stein dagegen, ich auch dagegen, also Vier gegen Vier."

„Ich stimme dafür, ich stimme dafür!" rief eine fröhliche Stimme, und Philipp Erlen, von dem die Rede war, kam in das Zimmer hereingestürmt. „Worüber wird denn abgestimmt, wenn ich fragen darf?"

„Wir stimmten, ob wir ohne Dich anfangen sollten; die Stimmen waren gleich."

---

* Das Motiv ist dem Roman „Van Huis" von Gerard Keller entnommen.

„Ihr vergeßt, daß dann die Präsidentin den Ausschlag gibt,“ sagte Philipp, „und die hält doch gewiß zu mir.“

„Sie machen es auch darnach, daß man zu Ihnen halten kann, es ist schon eine halbe Stunde über die festgesetzte Zeit.“

„Aber meine beste Hermine, Sie vergessen, daß ich ein Geschäft habe, ein Amt, einen Beruf, eine Pflicht, oder wie Sie es nennen wollen, während die Versmalen nichts thun, seitdem sie vom Gymnasium gekommen sind, ebenso wie von Brenden, der nichts thut, nie etwas gethan hat und nie etwas thun wird.“

„Nun und wir?“ fragte Leonie.

„O, von den Damen sage ich nichts, die haben keinen weitern Beruf, als uns zu bezaubern.“

Die Mädchen lachten über dies Compliment und bevor Jemand etwas auf Philipp's Entschuldigung entgegnen konnte, hatte er sich an das Piano gesetzt und griff einige ohrzerreißende Accorde, so daß er kaum hörte, wie Karl Stein sagte: „Du bist in Strafe verfallen, Philipp, und wenn Du nicht sofort Deinen Platz einnimmst — “

„Gleich, da bin ich schon!“ rief Philipp aufspringend. „Aber die Strafe müßt Ihr mir erlassen, ich kann diesen Monat keine fünf Groschen entbehren.“

Nachdem die Cantate probirt war, spielte Hermine eine Ouvertüre von Beethoven, darauf sangen Leonie und Victor ein Duett, nach welchem Philipp eine Phantasie spielte, die er selbst componirt hatte; dann folgte noch ein Chor von Mendelssohn und zum Schluß trug Philipp auf mehrseitiges Verlangen ein komisches Lied vor, welches mit allgemeinem Beifall aufgenommen wurde, in den nur Karl Stein nicht einstimmte.

Die kleine Liebhabergesellschaft ersetzte in Rothenburg, was dem Städtchen an geselligen Vergnügungen fehlte und mußte dort für die fehlenden Theater- und Concertaufführungen genügen. Ursprünglich war Philipp Erlen der Gründer der Gesellschaft Euterpe, da er aber der größte Ruhestörer war und niemals zur rechten Zeit kam, so hatte man den Vorsitz Hermine Degeling übertragen, weil diese als beste Clavierspielerin eine Hauptstütze war und mit ihrer jüngern Schwester die ganze Sache am besten zusammenhielt. Victor Duval, der Sohn des Notars, war zum Zahlmeister erwählt worden, wahrscheinlich aus dem Grunde, weil sein Vater der reichste Mann in Rothenburg war und er somit der Casse in unvorhergesehenen Fällen von Vortheil sein konnte. Karl Stein, der Sohn des Predigers, war ein stiller junger Mensch, der durch seinen Vater für die Universität vorbereitet wurde und sich bereits als Student fühlte, soweit er in dem kleinen Landstädtchen davon einen Begriff hatte. Die beiden Versmalen lebten als die Söhne eines Gutsbesitzers in der nächsten Nähe des Städtchens, und thaten im Augenblick dasselbe, was ihr Vater that, sie ritten, jagten, fischten und machten sich das Leben so angenehm als möglich.

Philipp war der Sohn des Steuereinnehmers Erlen, der als pensionirter Lieutenant von seinem geringen Einkommen leben mußte und der daher nicht die Mittel besaß, um seinem Sohne eine andere Ausbildung geben zu können, als die er ihm selbst auf seinem Bureau in Rothenburg angedeihen ließ. Dabei murrte er tagtäglich über seine geringe Besoldung und beunruhigte sein Gewissen mit dem Gedanken, seinen Sohn einmal in derselben Stellung zu sehen. Philipp selbst war noch in dem Alter, wo man sich keine Sorgen um die Zukunft macht; das lag ihm Alles noch so fern und für den Augenblick genügten ihm die Versmalen, um mit ihnen zu jagen, zu fischen und zu reiten, die Degeling'schen jungen Damen, um ihnen den Hof zu machen, während er die Brenden'schen Geschwister neckte und mit Duval gute Cigarren rauchte, verbotene Bücher las, Geschichte und Alterthumskunde studirte, oder wenigstens sich einbildete, daß dies geschah, wenn er mit ihm die alten Chroniken auf dem Rathhause zu Rothenburg durchblätterte und die wenigen Monumente aus alten Zeiten in der Umgegend aufsuchte und besprach. Er war soweit denn auch ein gutentwickelter junger Mann geworden und galt in Rothenburg als der beste Geschichtskenner, als guter Reiter und Schütze, als unermüdlicher Tänzer auf den vier Bällen, die im Winter gegeben wurden und als großes musikalisches Talent. Nimmt man dazu, daß er sehr heiter und immer zum Scherzen aufgelegt war und seiner Mutter glich, die vor vielen Jahren als Schönheit galt, so wird sich Niemand darüber verwundern,

wenn er in dem kleinen Städtchen eine große Rolle spielte und Jedermann der Ansicht war, daß er einmal sein Glück machen werde. Ueber das Wie gab sich Niemand Rechenschaft, er selbst am allerwenigsten.

Die musikalischen Uebungen der Mitglieder der Euterpe wurden noch eine Weile fortgesetzt. Der Beifall war selten, um so zahlreicher die Ausstellungen. Alle waren noch in der glücklichen Zeit, wo man sagt, was man denkt, und noch nicht jene Heuchelei an den Tag legt, die später durch die gesellschaftlichen Regeln gefordert wird; sie waren noch Kinder in den Augen der Rothenburger, die sie sämmtlich hatten aufwachsen sehen und es ging damit, wie es in kleinen Städten immer geht, daß man sich darüber wundert, wenn eines oder das andere plötzlich zeigt, daß es den Kinderschuhen längst entwachsen ist.

So hatte denn auch die Frau Bürgermeisterin durchaus kein Bedenken, die jungen Leute regelmäßig in ihrem Gartenzimmer zusammen musiciren zu lassen und Niemand fand etwas darin, wenn die jugendliche Gesellschaft an einem schönen Sommerabend, wie der heutige, noch eine Weile in dem angrenzenden Wäldchen spazieren ging und mit Lachen und Necken sich dort die Zeit vertrieb.

Die Geschwister von Brenden waren nicht mitgegangen, sie fanden die Abendluft zu gefährlich und Nettchen hatte ihr Tuch nicht bei sich.

Die beiden Versmalen und Karl Stein hielten sich mehr zu Leonie, während Victor Duval und Philipp Erlen mit Hermine scherzten und ihr Kränze flochten. Ein Zufall ließ Leonie eine Frage an Victor richten, so daß auch dieser mit ihr und den drei andern jungen Leuten vorausging, während Philipp mit Hermine zurückblieb.

Ein Kranz, den Victor Hermine aufgesetzt hatte, ging auseinander und Philipp, welcher ebenfalls einen Kranz geflochten hatte, sagte: „Lassen sie mich Ihnen diesen aufsetzen; aber so kann ich es nicht, Sie müssen sich dabei niedersetzen.“

„Sie verlangen viel,“ sagte Hermine, aber sie setzte sich an einem Abhang nieder, und Philipp kniete hinter ihr, um ihr den Kranz aufzusetzen.

„Er war wohl für Leonie bestimmt,“ meinte sie, indem sie vor sich niedersah.

„Das weiß ich selbst nicht mehr, aber er steht Ihnen so gut, daß er jedenfalls Ihnen zukommt.“

„Das können Sie ja gar nicht sehen.“

„Als ob ich mir Ihr Gesicht nicht vorstellen könnte, ohne Sie anzusehen!“

„Wie sehe ich denn aus?“

„Dunkelbraune Augen, durchsichtigen Teint, kleinen Mund, zweiunddreißig Zähne, ein kleines Fleckchen auf der linken Wange —“

„Falsch! auf der rechten.“

„Sicher auf der linken, aber Sie haben es immer im Spiegel gesehen, und da ist rechts links.“

„Es ist wahr. Und weiter.“

„Soll ich nur Ihr äußeres Porträt schildern?“

„Glauben Sie denn auch mein Inneres so genau zu kennen?“

„Vielleicht.“

„Aber die Andern sind schon so weit fort; wollen wir sie nicht aufsuchen?“

„Die werden von selbst zurückkommen, lieber hörte ich nun einmal mein Porträt von Ihnen schildern.“

„Sie würden sich selbst häßlich finden.“

„Meinen Sie, lassen Sie einmal hören.“

„So kommen Sie mit.“

Hermine lief voraus und Philipp folgte ihr. Sie blieb am Rande eines kleinen Grabens stehen, in welchem sich klares Wasser befand.

„Hier,“ sagte sie, „sehen Sie nur einmal hinein, dann werden Sie Philipp Erlen unendlich viel ähnlicher erblicken, als ich ihn schildern kann.“

„Aber inwendig, Hermine.“

„Davon verstehe ich nichts. Ich denke, Sie sind wie die meisten jungen Leute.“

„Wie Karl Stein?“

„Nein, der ist steif und launig.“

„Wie die Versmalen?“

„Das sind unbedeutende Menschen, von denen keiner wagt, eine eigene Meinung zu haben.“

„So. Wie Victor also?“

„Der alte Philister! Nein, ich glaube, Sie sind etwas besseres, oder Sie müssen darnach trachten, es zu werden.“

„Und dann?“

„Nun, das wird Sie glücklich machen.“

„Das meine ich nicht!“

„Aber mein Gott, was soll ich Ihnen denn versprechen? Soll ich sagen, dann werde ich Sie heirathen?“

„Dann wäre es doch noch der Mühe werth, besser zu werden. Glauben Sie mir, Hermine, ich halte von Niemand mehr, als von Ihnen.“

„Das ist recht erfreulich für mich und ich — ich halte von Ihnen genau ebenso viel. Aber da kommt Leonie.“

Und schneller als Philipp denken konnte, sprang sie auf und lief zu ihrer Schwester, die sich überall nach ihr umsah.

„Wo warst Du?“ fragte Leonie mit dem Tone, als wäre sie die ältere Schwester.

„Wir haben nach den Fischen gesehen.“

„Und sind welche da?“ fragten die Versmalen eifrig, indem sie sich an Hermine und Philipp anschlossen, während Leonie mit Karl Stein und Victor folgte.

Leonie schien großes Gefallen daran zu finden, den etwas mürrischen Karl fortwährend zu necken. Hermine wendete sich zu Victor, indem sie sagte:

„Ich bin recht müde, darf ich mich auf Sie stützen.“

Victor reichte ihr den Arm und Philipp mußte mit ansehen, wie sie lustig mit diesem flüsterte und lachte. Bald hatten die jungen Leute die Stadt erreicht, und man begleitete die beiden Fräulein Degeling nach Hause.

„Ich habe Ihr Porträt nicht vollendet,“ sagte Philipp flüsternd zu Hermine, während sie warteten, bis die Thür des Bürgermeisters geöffnet wurde, „ich hätte hinzusetzen müssen, daß Sie nicht frei von Coketterie sind.“

„Und ich, wenn ich Ihr Porträt schildern wollte, dürfte nicht vergessen, daß Sie den Fehler haben, eifersüchtig zu sein.“

„Wenn man Jemand lieb hat, ist man stets eifersüchtig.“

Hermine beantwortete diese Worte mit einem so freundlichen und einnehmenden Blicke, daß er ihr keinen Augenblick länger zürnen konnte; er wollte etwas sagen, aber in demselben Augenblicke wurde die Thür geöffnet und nach einem kurzen Abschiede traten die Schwestern in das Haus. Die jungen Leute trennten sich ebenfalls und Philipp ging mit Karl Stein schweigend und in Gedanken versunken bis nach dem Pfarrhause, worauf er das Haus seiner Eltern aufsuchte.

Zweites Capitel.

Es war spät, als Philipp nach Hause kam, spät wenigstens für Rothenburg. Die Familie Erlen war bereits in voller Zahl in der großen Wohnstube versammelt, wo das Abendessen auf dem Tische stand. Es war ein höchst einfaches Abendbrot, ebenso wie die Möbeln und Verzierungen des Zimmers bewiesen, daß kein Ueberfluß dort herrschte. Alles war altmodisch und verbraucht und zeigte das dringende Bedürfniß nach Auffrischung und Ergänzung, dem aber leider nicht entsprochen werden konnte.

Auch die vier Bewohner, welche bereits an dem Tisch saßen, zeigten in ihrem Aeußern keine Spur von Wohlstand, denn die Kleidung der Frau Erlen und ihrer beiden Töchter, die bereits hoch in den Zwanzig waren, war außerordentlich einfach und bürgerlich. Ebenso erschien auch der Hausvater, der durch die Art, wie er seinen Schnurrbart trug und seine ganze Haltung, an seinen frühern Stand erinnerte. Er hörte sich denn auch noch jetzt lieber Herr Hauptmann als Herr Steuereinnehmer nennen. Der Hauptmannstitel bestand zwar auch nur in der Einbildung, denn er hatte als Lieutenant seinen Abschied erhalten. Obgleich Erlen in früherer Zeit einer der lebenslustigsten jungen Officiere war, so konnte man davon jetzt wenig mehr bemerken. Die tiefen Runzeln, die sein Gesicht nach allen Richtungen durchschnitten, die hochroth gefärbte Haut, die seine Backenknochen bedeckte, das straffe borstige Haar, das unter der Mütze zum Vorschein kam, Alles dies ließ kaum mehr daran glauben, daß er einst lebenslustig und liebenswürdig gewesen sein sollte. Auch in seinem Benehmen war er kurz, gebietend, unfreundlich und zurückhaltend, so daß er sich und Andern das Leben schwer machte. Zwar konnte man nicht sagen, daß er irgend Jemand Unrecht that, im Gegentheil, er hatte immer Recht. Sein Thun war stets der Ausfluß von strenger Pflichttreue, er war unbestechlich ehrlich, kleinlich rechtschaffen und unerbittlich in Allem, was Ehre und Pflicht verlangte, obgleich er niemals zu Chikanen und Nergeleien die Hand bot. So war er in allen Dingen ein unantastbarer Charakter, aber im Umgang unausstehlich. Namentlich war er

im häuslichen Kreise wenig liebenswürdig. Frau Erlen war eine ganz andere geworden unter der Herrschaft dieses eisernen Charakters. Die weibliche Sanftmuth hatte sich abgestumpft durch die vergebliche jahrelange Anwendung auf das verhärtete Herz ihres Gatten. Da aber das Gefühl einer Frau sich in irgend einer Weise äußern muß, hatte sie ihre Zuflucht zur Religion genommen. Das Leben galt ihr nur als ein vorübergehender Zustand der Seele, eine Prüfung, eine Uebung, und sie hoffte jenseits, wo man nicht freit und gefreit wird, vollkommen glücklich zu sein. Dies letztere gestand sie sich zwar nicht selbst ein, aber der Gedanke, ewig mit dem Steuereinnehmer Erlen verbunden zu sein, mußte selbst die frommste Christin abschrecken. Sie hatte sich dann auch einen Himmel nach ihrem eigenen Wunsch und Willen geschaffen und das war der wahre Himmel, auch in anderer Beziehung war ihre religiöse Ueberzeugung die wahre Wahrheit. Selbst der Pastor Stein gefiel ihr nicht, es war Schade um den Mann, er meinte es vielleicht gut, aber es war doch nicht das Wahre.

Frau Erlen war in ihrer Jugend schön gewesen, man konnte es ihr noch ansehen, obschon sie gegenwärtig eher Alles als schön war. Der unzerstörbare Ernst ihres Gesichtes hatte so etwas Düsteres, daß man sich mehr abgestoßen als angezogen fühlte. Dazu kam noch, daß sie zu wenig von der Welt hielt, um sich in ihrer Kleidung darnach zu richten, außerdem waren ihre Verhältnisse nicht derart, daß sie etwas für ihre äußere Erscheinung thun konnte. In ihrer Jugend hatte sie allerdings geglänzt und es war nichts zu kostbar für sie gewesen. Das hatte aber nur so lange gedauert, als sie in ihrem väterlichen Hause lebte, nachdem sie verheirathet war, was halb und halb gegen den Willen ihres Vaters geschah, hörte dies auf, denn der alte Herr Fastemann kleidete sich nicht früher aus, bevor er zu Bette ging und bis jetzt war er noch aufgeblieben.

Vielleicht war in diesem Umstande die ganze Erklärung des Lebensgeheimnisses von Herrn und Frau Erlen zu finden. Erlen war Secondelieutenant, als er sich mit Sophie Fastemann verlobte. Die Verlobung dauerte sieben Jahre, während welcher Zeit er zum Premierlieutenant aufrückte, aber noch immer keine Aussicht hatte, eine Frau ernähren zu können. Der Schwiegervater hatte ein für alle Mal erklärt, daß er nichts mitgeben werde; er habe mit nichts angefangen und daher könne sein Schwiegersohn auch sorgen, daß er selbst durch die Welt käme. Die Verlobten hofften, der reiche Fastemann werde wohl zur Einsicht kommen, wenn sie erst getraut wären, und dann konnte er ja auch nicht ewig leben. Der Lieutenant nahm die Civilversorgung an und verheirathete sich mit Sophie. Sie hofften später, daß der alte Fastemann sich ändern werde, wenn er sein erstes Enkelchen sähe. Aber ach! ein Enkelchen kam nach dem andern, aber außer einem Geldgeschenk zum Geburtstage und Neujahr, gab der Alte nichts her. Erlen war zu stolz, um etwas zu verlangen, und so stand er nun seit zwanzig Jahren in Rothenburg und aus dem lebenslustigen Lieutenant war ein bejahrter Mann und aus der hübschen Sophie eine alte Dame geworden. Die Kinder waren aufgewachsen und auch der zuletzt geborene Sohn hatte die Kinderschuhe ausgetreten, ohne daß der alte Fastemann Miene gemacht hatte, zu Bette zu gehen und sich daher auszukleiden. Jede Verbindung zwischen Vater und Tochter hatte nach und nach aufgehört. Man wußte in Rothenburg nicht einmal, daß Erlen's Schwiegervater noch lebte.

Im andern Fall würden Käthchen und Susanne vielleicht keine alte Jungfern geworden oder auf dem Wege sein, es zu werden. Allerdings waren die armen Mädchen auch nicht sehr anziehend, denn durch den einseitigen Umgang mit ihren Eltern hatten sie in Lebensweise und Kleidung so etwas übertrieben Bürgerliches bekommen, daß kein junger Mann sich besonders zu ihnen hingezogen fühlte. Sie waren daher im elterlichen Hause verblieben und trösteten sich auf dieselbe Weise, wie ihre Mutter, was die Aussichten auf eine irdische Heirath eben auch nicht verbesserte. Zwei jüngere Schwestern und zwei Brüder waren früh gestorben.

Der zuletzt gekommene Philipp machte das Sprichwort, „der Apfel fällt nicht weit vom Stamm,“ nicht zu einem wahren Worte, denn er war, im Gegensatze zu der fortwährenden Verdrießlichkeit des Vaters, dem stillen Trübsinn der Mutter und der Eingezogenheit der Schwestern, die Fröh-

lichkeit und Lebenslust selber. Achtzehn Jahre hatte er nun in diesem Kreise gelebt, aber er ließ sich weder durch die ernsthaften Vorstellungen seines Vaters, noch durch die frommen Ermahnungen seiner Mutter, oder durch die überirdischen Schwärmereien seiner Schwestern davon abhalten, so unbesorgt als möglich zu leben und sich an alle jungen und fröhlichen Menschen im Städtchen anzuschließen. War jedoch die Familie nicht im Stande, auf ihn einzuwirken, so hatte auch er im Gegensatze durchaus keinen Einfluß, und er hatte seit langer Zeit keinen Versuch mehr gemacht, irgendwie die Lebensweise zu Hause zu ändern.

Auch jetzt nahm er schweigend am Tische Platz. Sein Vater warf einen Blick auf die alte Uhr, die in der Ecke des Zimmers hing. Es war noch fünf Minuten vor acht Uhr und darum noch keine Veranlassung, über das Zuspätkommen zu schelten. Gleich darauf legte Frau Erlen ihre Arbeit nieder. Erlen faltete die Zeitung zusammen und bald sang der Theekessel seine eintönige Melodie.

„Steht etwas in der Zeitung, Vater?“ fragte Philipp.

Der alte Erlen sah seinen Sohn einen Augenblick schweigend an, als ob er über die Frage ernstlich nachdenken müsse und eine geheime Absicht darin vermuthe. Endlich antwortete er: „Nichts, das für Dich wichtig wäre.“

„Das kann man nicht wissen; darf ich einmal hineinsehen.“

„Man liest keine Zeitung, wenn man bei Tische sitzt.“

Philipp schwieg und da die Andern auch schwiegen, konnte man nicht behaupten, daß das Zusammensein besonders unterhaltend gewesen wäre. Man hörte nur den Pendelschlag der Hausuhr und die Stricknadeln der Frau Erlen. Selbstverständlich war vor dem Beginn des Abendbrots ein langes stilles Gebet gehalten worden, dasselbe geschah zum Schlusse. Endlich stand die Familie auf. Der Steuereinnehmer zündete seine Pfeife an, die Töchter räumten den Tisch ab, Frau Erlen griff nach der Bibel und Philipp hatte sich die Zeitung herbeigeholt.

„Es sterben jetzt viele alte Menschen,“ sagte er, indem er die Anzeigen durchsah. Die Schwestern sahen ihn mißbilligend an, denn sie fanden es unehrerbietig, so von den Todten zu sprechen.

„Was meinst Du?“ fragte Erlen in strengem Tone.

„Daß so viele alte Menschen sterben,“ wiederholte Philipp.

„Wenn Du damit keine besondere Bedeutung verbindest, hättest Du die Bemerkung zurückhalten können.“

„Bedeutung? Ach nein, es kam mir nur so in den Mund, weil hier drei Menschen über siebenzig in der Todtenliste stehen.“

„Du solltest wissen, daß die Anzahl der Sterbefälle und das Alter der Gestorbenen, wie alle andern socialen Erscheinungen, an bestimmte Regeln gebunden sind,“ fuhr der Steuereinnehmer in barschem Tone fort, „wenn Du das gewußt hättest und die Wissenschaft der Statistik kenntest, würdest Du solch' ungereimte Bemerkung gar nicht machen.“

„Diese Wissenschaft hat ebenso viele Ausnahmen als Regeln,“ sagte Philipp.

„Das ändert nichts. Eine Regel wird durch Ausnahmen eher befestigt als umgeworfen.“

„Nun, dann möchte ich wohl, Großvater helfe die Regel auf eine andere Weise befestigen, als indem er jedes Jahr seinen Geburtstag feiert. Heute wird er neunundachtzig Jahre alt.“

Daß Philipp dieses alles ohne Unterbrechung sagen konnte, war nur dem großen Erstaunen seines Vaters zuzuschreiben, denn niemals wurde der Name des Großvaters Fastemann genannt, viel weniger eine Anspielung auf sein Vermögen gemacht. Und nun gab Philipp plötzlich zu erkennen, daß er Großvaters Tod wünsche.

„Wer hat Dich gelehrt, auf irgend Jemandes Tod zu warten?“ fragte der Steuereinnehmer, indem er seinen Sohn starr ansah und drei große Rauchwolken von sich blies.

„Mir scheint, das ist ganz natürlich, Vater; wir leben so einfach und eingeschränkt und wenn Großvater stürbe, würden wir ganz andere Menschen sein.“

„Wir würden ganz andere Menschen sein!“ wiederholte der Steuereinnehmer, indem er Wort für Wort langsam nachsprach; „würdest Du ein ganz anderer Mensch sein?“

„Nun, wenigstens —“

„Du thätest besser, wenn Du an solche Dinge nicht dächtest; ich ersuche Dich, in meiner Gegenwart über diese Angelegenheiten zu schweigen.“

„Aber, Gott im Himmel, Großvater ist ein Mensch wie jeder andere, ausgenommen, daß er neunundachtzig Jahre alt ist.“

„Ich bitte Dich zu schweigen,“ wiederholte der Steuereinnehmer mit Nachdruck, „ich begreife nicht, wie Du Dich um so etwas bekümmern kannst. Geh' zu Bette!“

Philipp stand auf, wünschte gute Nacht und indem er die zwei Treppen zu seinem Bodenkämmerchen emporstieg, überlegte er bei sich selbst, wie es möglich sei, daß sein Vater nichts von Großvaters Tode hören wolle, wodurch sie doch in ganz andere Verhältnisse gerathen würden. Er für sein Theil hatte öfter daran gedacht, seitdem er wußte, daß der alte Fastemann Vermögen besaß, und grade an diesem Tage war er mehr als je daran erinnert worden. Er hatte nämlich des Morgens zufällig in der Familienbibel den Geburtstag des Großvaters verzeichnet gefunden und den ganzen Tag über verfolgte ihn der Gedanke an die große Ziegelbrennerei des neunundachtzigjährigen Mannes und der Umstand, daß dieser doch nicht ewig leben könnte, ließ allerlei Pläne bei ihm entstehen. Vielleicht hatte ihm dies auch den Muth zu dem Gespräch mit Hermine gegeben, welches ungereimt erschien, wenn man seine gegenwärtigen Verhältnisse in's Auge faßte, aber weniger albern war, wenn man den Erben des alten Fastemann in ihm sah. Was war natürlicher, als daß er am Abend das Gespräch auf den Großvater brachte; er konnte nicht begreifen, weshalb der Vater die Sache so ernsthaft nahm und gar nicht daran erinnert sein wollte. Bestand vielleicht eine Ursache, die ihm die Hoffnung auf die Erbschaft überhaupt benahm, oder war es nur seine gewohnte Manier, alle Wünsche und Hoffnungen zu unterdrücken und sich ausschließlich nur mit dem zu beschäftigen, was die Pflicht im Augenblick ihm vorschrieb?

Während Philipp so nachsann, war auch sein Vater in Gedanken vertieft. Das Gespräch mit seinem Sohne hatte ihm allerdings wieder Dinge in den Kopf gebracht, mit denen er sich sonst nicht mehr aufhielt. Als er heirathete, hatte er auf eine Zulage von seinem Schwiegervater gerechnet und als diese Hoffnung nicht in Erfüllung ging, war er wohl manchmal auf den Gedanken an Fastemann's Tod gekommen, nun aber war er selbst ein alter Mann geworden und der alte Fastemann schien so eisenfest zu sein, daß er hundert Jahre alt werden konnte. Wozu also dies Hoffen und Harren auf ein Ereigniß, das jedenfalls doch zu spät kommen würde, um auf seine Verhältnisse von großem Einflusse zu sein! Er wollte nicht mehr an die Erbschaft denken. Philipp hatte ihn nun wieder daran erinnert. Es konnte doch sein, daß der alte Fastemann keine hundert Jahre alt wurde, er war nun neunundachtzig, jedes Jahr konnte sein letztes sein und dann war alle Sorge beendigt. Der Steuereinnehmer konnte sich dann endlich frei bewegen und nach langen Jahren der Mühsal und Einschränkung sollte eine Zeit des ruhigen Genusses kommen. Seine Frau und Töchter sollten nicht länger Sclavinnen der häuslichen Arbeit sein, sein Sohn sollte eine Erziehung erhalten, wie sie ihm zukam. Ach, die Jugend dieses Sohnes ging vorüber, wie die beste Zeit für die Mädchen vorüber war, das Vermögen kam wahrscheinlich, wenn es zu spät war. Erlen blies dicke Rauchwolken von sich, als Symbol der Pläne, die er in seinem Leben in Rauch hatte aufgehen sehen. Wozu mußte ihn auch der Junge an den Großvater erinnern, von dem er selbst seit zwanzig Jahren kaum ein Lebenszeichen erhalten hatte? War dies auch gut? War es richtig gehandelt? Der Steuereinnehmer ging mit großen Schritten auf und ab. Was würde ich thun, wenn mein Schwiegersohn sich so wenig um mich bekümmerte, sagte er zu sich selbst. Und warum ließ ich ihn links liegen? Warum? Weil der alte Mann denkt, daß es mir nur um sein Geld zu thun gewesen sei. Ich habe sein Geld nicht nöthig gehabt, ich habe darauf verzichtet, mag er damit thun, was er will, ich verlange es nicht. Hier wurde sein Schritt noch schneller. Sein Ehrgefühl empörte sich dagegen, daß er auf eines Andern Besitz rechnen könne, aber dann trat die Liebe für seine Kinder wieder vor seine Seele. Er stand still und setzte dann langsam seine Wanderung fort. Ja, um ihretwillen mußte er seinen Stolz beugen, denn wenn der Alte vor seinem Tode einen schlimmen Streich machte, war

es noch ärger. Philipp ist achtzehn Jahre alt, der kann den Großvater aufsuchen. Aber zu welchem Zwecke? Damit der Alte doch sagen kann, der Schwiegersohn laufe ihm des Vermögens willen nach. Und das thut er nicht, er will des Alten Geld nicht haben. Die Schritte des Steuereinnehmers waren wieder schneller geworden, aber mit einem Male stand er still. Ein Gedanke stieg in ihm auf, der ihm früher nie gekommen war. Philipp war in dem Alter, daß er an eine Laufbahn denken mußte, denn daß er auf dem Büreau des Vaters schrieb, geschah eben nur, um ihn nicht völlig dem Nichtsthun zu überlassen. Wäre es nun so unnatürlich, wenn er Philipp nach dem Großvater schickte, um dort sein Brot zu verdienen? Der Großvater hatte Menschen nöthig in seinem Geschäfte und bezahlte dieselben. Philipp suchte Arbeit, die bezahlt werde; warum sollte der Großvater nicht ebenso gut ihn in seinen Dienst nehmen, wie jeden Andern?

Die Hausglocke schlug zehn Uhr. Morgen weiter darüber nachdenken! sagte der Steuereinnehmer halblaut zu sich selbst. Dann stellte er seine Pfeife in die Ecke gegen den Schornstein, steckte seine Laterne an, machte die Runde durch das Haus und überzeugte sich, daß Alles geschlossen war, nirgends sich Gefahr oder Brandgeruch zeigte. Dann ging er in die Schlafkammer, dort schloß eben seine Frau die Bibel, was sie gewöhnlich that, sobald sich ihr Mann zur Ruhe begeben wollte. Erlen hatte die Gewohnheit, des Abends nicht viel mehr zu sprechen, er verschloß daher auch jetzt, was ihn bewegte, in sich und beschränkte sich auf die kurze Mittheilung: „Morgen habe ich Dir etwas zu sagen."

Den andern Morgen vor Tagesanbruch war der Steuereinnehmer seiner Gewohnheit nach aufgestanden. Er machte seinen gewöhnlichen Spaziergang und kam dann zum Frühstück, aber die versprochene Mittheilung verschob er für den Abend. Den Tag über wurden die Obliegenheiten des Büreaus und der Haushaltung von den einzelnen Gliedern der Familie ganz wie gewöhnlich besorgt. Der Vater hatte Philipp kurz angedeutet, daß er diesen Abend zu Hause bleiben solle, da er ihm etwas zu sagen habe. Das ungewöhnliche Ereigniß, daß der Vater etwas zu sagen hatte, spannte bei Allen mehr oder weniger die Erwartung.

Nach dem Abendbrote setzte sich Erlen auf seinen gewöhnlichen Platz, zündete seine Pfeife an, legte sein Buch vor sich hin und nachdem er ein paar kräftige Züge aus der Pfeife gethan hatte, sagte er: „Es ist für Philipp Zeit, daß er sich eine Stelle sucht."

„Aber er hat doch eine Stellung," sagte Frau Erlen, indem sie ihre Stricknadeln ruhen ließ. Auch die Töchter stellten ihre Arbeit ein und sahen den Vater verwundert an.

„Er hat keine Stellung, die sich für ihn gehört," sagte der Vater, „er muß sehen, daß er selbst für seinen Unterhalt sorgt."

„Nichts lieber als das," entgegnete Philipp, „wenn ich nur weiß, wie."

„Du hast Deine Sprachkenntnisse," fuhr der Steuereinnehmer fort, indem er seinen Sohn streng ansah, „hast tüchtigen Schulunterricht gehabt und bei mir Einblicke in die Geschäftsführung bekommen, Du weißt also genug für den Anfang."

„Und womit soll ich anfangen?"

Der Steuereinnehmer gab hierauf keine Antwort, denn er hatte noch nicht ausgesprochen. Um den Sohn keinen Augenblick auf den Gedanken zu bringen, daß seine Kenntnisse etwas zu bedeuten hätten, fuhr er eindringlich fort: „Mit Eifer und gutem Willen kann man durch die Welt kommen auch mit geringen Kenntnissen. Die Frage ist nur, wie man sie anwendet und zu wessen Vortheil."

Philipp nickte stillschweigend und erwartungsvoll. Nun sollte die Hauptsache kommen.

Erlen schwieg einen Augenblick, nahm dann einen kräftigen Zug aus seiner Pfeife und sagte, als ob er durchaus nichts Außergewöhnliches bemerke: „Du gehst zu Anfang der nächsten Woche zu Deinem Großvater, um ihn zu fragen, ob er Arbeit für Dich hat."

„Zu Großvater Fastemann?" rief Philipp in der höchsten Ueberraschung aus.

Frau Erlen sah über ihre Brille ihren Mann mit einem Ausdruck an, der nicht wiederzugeben war. Hätte er gesagt, daß er sich von ihr scheiden lassen und eine andere Frau nehmen wolle, so würde sie darüber nicht mehr verwundert gewesen sein. Käthchen und Susanne sahen zuerst sich gegenseitig, dann ihren Vater, darauf die

Mutter und endlich ihren Bruder an, und da dies Manöver sie durchaus nicht weiter brachte, so sahen sie wieder vor sich nieder, jede auf ihre Arbeit.

Erlen that nicht das Geringste, um der Ueberraschung entgegen zu treten. In demselben kalten belehrenden Tone fuhr er fort: „Für das Reisegeld müssen wir uns ein Opfer auferlegen, oder vielmehr, ich werde Dir einen Vorschuß geben, den Du mir von Deinem ersten Verdienste zurückbezahlen kannst. Deine Kleider sind gut genug, die Mutter wird sorgen, daß sie ganz sind. Am Dienstag Morgen kommt das Dampfboot hier vorüber.“

„Wir müssen dem Großvater aber doch zuvor schreiben,“ sagte Frau Erlen, indem sie sich von ihrer Ueberraschung erholte.

„Wir müssen nicht schreiben,“ erwiederte Erlen, „denn unser Brief würde ihn eben so sehr überraschen, wie Philipp's Ankunft selbst. Philipp nimmt die nöthigen Papiere mit, um seine Identität zu beweisen, das ist genug.“

„Und wenn Vater nicht darauf eingeht.“

„Dann geht er eben nicht darauf ein,“ sagte Erlen, als ob mit dieser Antwort die ganze Frage erledigt sei. In gewissem Sinne war dies auch wirklich der Fall.

„Und was soll ich dem Großvater sagen?“ fragte Philipp.

„Du wirst ihm sagen, daß Dein Vater niemals Unterstützung von ihm verlangt hat, daß er selbst für die Bedürfnisse seiner Familie sorgt, daß Du aber jetzt in das Alter gekommen bist, wo Du Dein Brot selbst verdienen und eine Beschäftigung suchen mußt, und daß Du ihm Deine Zeit und Deine Thätigkeit anbietest, so wie Du sie jedem Andern für Geld anbieten würdest. Verstanden?“

„Ach, Vater, verstanden habe ich es wohl, aber —“

„Dann gibt es kein Aber. Dienstag Morgen um halb acht Uhr geht das Boot hier vorüber; Du wirst sorgen, bis dahin Deine Arbeit so weit im Stande zu haben, daß ich sie übernehmen kann.“

„Aber Erlen, Du hast immer gesagt, daß Du Philipp auf Deinem Büreau nicht entbehren könntest.“

„Das habe ich niemals gesagt; ich habe nur gesagt, daß auf dem Büreau für zwei Arbeit sei und da ich nun wieder allein bleibe, werde ich eben für zwei arbeiten müssen.“

„Reist Philipp allein?“ wagte Susanne zu fragen.

Der Steuereinnehmer sah seine Tochter eine Weile starr an, als denke er darüber nach, welche strafende Antwort auf eine so alberne Frage gehöre, endlich antwortete er nur kurzweg: „Ja!“ Dann rückte er sein Buch näher heran und begann zu lesen. Die Conferenz war abgelaufen.

„Kann ich ausgehen, Vater?“ fragte Philipp.

„Du kannst ausgehen, aber ich rathe Dir, mit Niemand von dem Plane zu sprechen. Es ist unsere Angelegenheit und darum hat sich sonst Niemand zu bekümmern.“

Philipp stand auf und verließ das Zimmer und bald darauf das Haus, um draußen in der Einsamkeit über den Plan nachzudenken, den sein Vater ihm mitgetheilt hatte und der den entscheidendsten Einfluß auf sein weiteres Leben ausüben sollte.

Drittes Capitel.

Gegen halb acht Uhr sollte das Boot vorüber kommen, zu welchem von Rothenburg aus die Passagiere durch eine Fähre gebracht wurden. Philipp war vor halb Sieben schon vollständig bereit, die Reise zu unternehmen, sein Herz klopfte heftig, er hatte die letzten Tage in großer Aufregung verbracht, und je weniger diese Aufregung getheilt wurde, um so stärker wurde sie.

Der Steuereinnehmer hatte nur noch mit ihm über die Abwicklung der vorliegenden Geschäfte gesprochen. Frau Erlen beschränkte sich darauf, über seine Ausstattung einige Fragen und Bemerkungen zu machen. In der Sorge um seine Kleider wurde sie von ihren Töchtern unterstützt, die auch nicht viel über die Veränderung sprachen. Man wußte ja doch noch nicht, ob Philipp bei seinem Großvater bleiben werde, und wenn dies geschah, so war die Entfernung ja keine sehr große. Auch war Philipp in seinem ganzen Wesen so verschieden von den andern Gliedern der Familie, daß seine Abreise keine gar zu große Lücke hinterließ. Selbst den letzten Abend blieb Alles ruhig, und es wurde weder ein Abschiedsfest gefeiert, noch viel

über die Veränderung gesprochen. Der Steuereinnehmer selbst unterdrückte von jeher jede Aufwallung von Gefühl, und so war man es denn in dem Hause nicht anders gewöhnt. Zwar begleitete er den Sohn am andern Morgen zu der Fähre, aber mehr wie eine Wache als wie ein Vater, der seinen Sohn begleitet. Was sollte er ihm auch sagen? Väterliche Ermahnungen in der letzten Stunde hielt er nicht für wirksam, und zum Austausch von Gefühlen war er nicht geschaffen.

„Du sagst Deinem Großvater, daß Du Dein Brot bei ihm verdienen willst," begann er.

„Ja, Vater, aber wenn er sich weigert, soll ich ihn dann dringend angehen?"

„Er wird sich nicht weigern. Dein Großvater ist ein rechtschaffener Mann, und was Du von ihm verlangst, ist nicht mehr als billig. Du verlangst keine Unterstützung, sondern Arbeit."

„Und wenn er keine Arbeit für mich hat?"

„So wird er dafür sorgen, Dir welche zu verschaffen."

„Weißt Du das so sicher, Vater? Ich dachte, daß Du mit Großvater nicht auf gutem Fuße ständest."

„Auf sehr gutem Fuße. Ich habe nie etwas von ihm verlangt und bin ihm nie mit Klagen zur Last gefallen; vor diesen beiden Dingen hat Dein Großvater den meisten Widerwillen, ich habe also Alles gethan, was er wünschen konnte."

„Und wenn Großvater nun anders darüber dächte und es übel aufgenommen hätte, daß wir uns so lange Zeit gar nicht um ihn bekümmert haben?"

„Das wird er nicht, davon bin ich überzeugt. Er wird Dir Arbeit geben und Du hast Dich dann um sonst nichts zu bekümmern, als Deine Pflicht zu thun."

„Das verspreche ich Dir, Vater," sagte Philipp, dessen Gemüth von dem Gefühl des Abschieds weich gestimmt war. Aber der alte Erlen schien auf dies Versprechen kaum zu hören, denn seiner Ansicht nach that man seine Pflicht, wenn man ein ehrlicher Mann war, und war man das nicht, dann halfen alle Versprechungen und Eide nichts. Sie waren bei der Fähre angelangt. Ein paar Bäuerinnen mit Körben, ein Handwerksmann mit seinem Arbeitsgeräth und ein Geschäftsreisender warteten dort bereits, bis der Fährmann das Zeichen zum Einsteigen geben würde. Dieser plauderte mit einem Schiffer, der seinen Kahn ausbesserte. Als Erlen heran kam, griff der Fährmann an die Mütze und fragte: „Wollen Sie verreisen, Herr Steuereinnehmer?"

„Mein Sohn," antwortete Erlen.

Alle Blicke, die zuerst auf Erlen gerichtet waren, gingen nun auf seinen Sohn über.

„Weit?" fragte der Fährmann.

„Nach Reizenort."

Die Bäuerinnen sahen mit Bewunderung auf den jungen Mann, der eine so weite Reise machen sollte, der Geschäftsreisende fand die Sache so unbedeutend, daß er that, als habe er gar nichts gehört, und der Zimmermann meinte, es sei ein ganzes Ende bis dahin. Philipp fühlte sich als wichtige Persönlichkeit, aber es wurde ihm doch ein wenig bange vor der Reise, da er niemals aus Rothenburg herausgekommen war, und dies Gefühl vermehrte sich, als nun der Fährmann die Ankunft des Bootes verkündigte.

Der Geschäftsreisende nahm sein zierliches Lederkofferchen in die Hand, die Bäuerinnen schlossen sich eilig an und langsam folgte der Handwerksmann. Philipp's Herz klopfte gewaltig, er konnte so nicht von seinem Vater scheiden, denn so mürrisch, kurz und einsilbig dieser auch sein mochte, er war doch ein braver und ehrlicher Mann, das fühlte Philipp so recht in diesem Augenblicke. Mit einem Male wendete er sich um, schlug beide Arme um seines Vaters Hals und küßte ihn.

„Es ist Zeit, mein Junge," sagte Erlen zu seinem Sohn, indem er dessen beide Hände drückte, in einem Tone, den Philipp sich nicht erinnerte je von ihm gehört zu haben, „es ist Zeit; mache Deinem Namen Ehre." Dies war das einzige herzliche Wort des Abschieds und zugleich die einzige Ermahnung, die er seinem Sohn auf den Lebensweg mitgab.

Kurze Zeit darauf stand Philipp im Boote. Erlen machte noch eine kleine Bewegung mit der Hand und griff an die Mütze, um die übrigen Passagiere zu grüßen, dann kehrte er sich um und ging in dem gewohnten kräftigen Schritt nach Hause, wo er heute auf seinem Büreau viel zu thun hatte, um die verlorene Zeit wieder einzuholen. Frau Erlen hatte an

diesem Tage mehrmals feuchte Augen und die beiden Schwestern seufzten wiederholt.

Nachdem die Passagiere aus der Fähre eingestiegen waren, setzte das Dampfboot pustend und dampfend seine Fahrt auf dem Flusse fort. Die Einsteigenden wurden mit der gewöhnlichen Neugierde gemustert. Der Handwerksmann blieb an der Treppe stehen, da er bald wieder aussteigen mußte, der Geschäftsreisende war rasch in die Kajüte hinunter gestiegen und die beiden Bäuerinnen hatten den gewohnten Platz mit ihren Körben aufgesucht. Philipp wußte nicht, ob er rechts oder links gehen sollte, er blieb deshalb mit seiner Reisetasche in der Nähe der Maschine stehen.

Der Conducteur nahte sich ihm und fragte: „Erste oder zweite Classe?“

„Zweite Classe.“

„Wenn ich bitten darf, an jener Seite zu bleiben,“ sagte der Conducteur, ohne den jungen Menschen weiter anzusehen, und deutete mit der Hand über die Schulter, um jenem die Richtung recht deutlich zu machen. Philipp hatte ein Gefühl, als ob er weggeschickt werde, er erröthete und sah sich um, ob Jemand diese Erniedrigung bemerkt haben könne. Niemand hatte darauf geachtet, mit Ausnahme eines bleichen magern Mannes, der, die Hände in den Taschen seines grauen Rockes, unbeweglich auf dem Verdeck stand und nach dem Steuermann sah.

„Ich wußte nicht, daß ich hier nicht sein durfte,“ sagte Philipp, um sich gegen diesen einzigen Zeugen zu entschuldigen. Der Graurock zuckte mit einem leichten Lächeln die Achseln, was ebenso gut bedeuten konnte, daß ihm die Sache höchst gleichgiltig sei, wie auch, der Conducteur sei ein Narr, um so etwas zu erwähnen. „Es sind Viele in der ersten Classe, die nicht dahin gehören,“ murmelte er halblaut.

„Wie spät werden wir ankommen?“ fragte Erlen, um das Gespräch fortzusetzen, aber der Andere, der entweder dazu keine Lust verspürte, oder die Frage gar nicht verstanden hatte, antwortete nicht und wendete sich um, die Passagiere mit forschenden Blicken betrachtend. Abermals machte sich ein beschämendes Gefühl bei Philipp geltend, denn es schien ihm, daß er zum zweiten Male eine alberne Figur gespielt habe. Er ging nun nach dem zweiten Verdeck, und als er dort keine Gesellschaft fand, die ihm zusagte, sah er eine Weile dem Koch zu, wie dieser ein Huhn rupfte, dann nahm er einen Feldstuhl, setzte ihn zwischen einige Körbe und Fäßchen nieder und nahm darauf Platz, um ein wenig an Rothenburg zurückzudenken, wo man ihn nicht so mißachtete wie hier, sondern ihn immer die erste Rolle spielen ließ.

Nach und nach stieg die Sonne höher, und über dem Platz für die Passagiere erster Classe wurde ein Zelt ausgespannt, was Philipp abermals auf seine untergeordnete Stellung in der Welt aufmerksam machte. Bald saß er in der vollen Sonnengluth, und die Marktweiber und Arbeiter, die sich besser zurechtgefunden hatten und einen schattigen Platz einnahmen, ließen allerlei Spott- und Stichelreden hören. Dies empörte Philipp und er sann vergeblich auf ein Mittel, sich dieser Lage zu entziehen. Während er sich umsah, begegnete er dem starren Blick des Fremden im grauen Rocke, der im Schatten des Radkastens saß und ihn anstarrte.

„Nehmen Sie Ihren Stuhl und setzen Sie sich hierher,“ sagte er, und Philipp folgte dieser Einladung augenblicklich.

Die Andern sahen ihm spottend nach und schwiegen.

„Hier ist es kühler,“ begann Philipp, um seine Erkenntlichkeit zu erkennen zu geben.

„Ja,“ war die Antwort.

„Fahren Sie auch bis Arnheim mit?“

„Ja.“

„Es ist eine weite Reise.“

„Für den, der nicht weiter gewesen ist.“

„Ich muß noch weiter und ich bin nie auf der Reise gewesen.“

Eine leichte Kopfneigung war der Beweis, daß diese Mittheilung gleichgiltig sei. Darauf blickte der Graurock wieder in sein Buch, aber man konnte wohl bemerken, daß er nicht aufmerksam las, da er fortwährend darüber hinweg nach dem Ufer blickte. Bald darauf zog er eine Brieftasche hervor und nahm Papiere daraus, die er entfaltete und durchsah. Dann legte er sie zusammen und steckte endlich die Brieftasche wieder ein. Hierauf blickte er abermals, in Gedanken versunken, vor sich hin. Da mit dem Manne keine Unterhaltung anzuknüpfen war, so richtete Philipp seine Aufmerksamkeit auf das Ge-

spräch, welches einige Leute in der Nähe führten, und zwar, wie es schien, absichtlich laut.

„Man sollte Heinrich Münster in dem feinen Herrn kaum wieder erkennen,“ sagte der Eine.

„Er hat die Vorliebe für die Farbe beibehalten,“ entgegnete spottend der Andere.

„Wie lange hat er sie doch getragen?“ begann der Erste wieder.

„Zehn Jahre.“

„Nicht länger?“ rief ein Dritter; „das Urtheil lautete doch —“

„Ganz recht, aber er wurde begnadigt; nun, er wird seinen Schaden noch einholen,“ sagte der Erste wieder.

„Jetzt ist er so stolz, daß er Niemand wiedererkennen will,“ meinte ein Anderer.

Diese und ähnliche Anspielungen gaben deutlich zu erkennen, wer der Mann im grauen Rocke war. Er selbst schien nichts davon zu hören und würdigte die Sprecher keines Blickes. Philipp schauderte bei dem Gedanken, daß er mit einem entlassenen Zuchthaussträfling reise und nahm sich vor, auf seiner Hut zu sein; er knöpfte seinen Rock zu und tastete nach seiner Geldbörse. Die Andern bemerkten dies und lachten laut darüber, indem sie unter einander allerlei Anspielungen machten.

Das Boot setzte seine Fahrt weiter fort, und bald darauf stiegen diejenigen, welche sich über den grauröckigen Passagier ausgelassen hatten, aus. Philipp fühlte sich freier, als sie fort waren, er stand auf, als wolle er den Aussteigenden nachsehen, aber er that es nur, um sich von seinem Reisegesellschafter zu entfernen. Dieser schien es nicht zu bemerken. Er hatte wieder seine Brieftasche hervorgenommen und öffnete dieselbe, als plötzlich ein Schreckensschrei ertönte und fast alle Passagiere über den Haufen geworfen wurden. Unvorsichtigerweise hatte der Mann am Ruder zu viel nach dem Lande gesteuert und das Dampfboot war auf eine Untiefe gerathen.

Es hatte nichts zu sagen, und das Boot verfolgte gleich darauf seinen Weg weiter, so daß die Passagiere mit dem Schrecken davon kamen. Unter denjenigen, welche das Gleichgewicht verloren hatten, befand sich auch der Mann, den Philipp hatte Münster nennen hören. Die Brieftasche war seinen Händen entglitten und die Papiere flogen, vom Winde erfaßt, umher; der Mann faßte, was er greifen konnte, aber trotzdem würden einige in das Wasser gefallen sein, wenn Philipp Erlen nicht mit der Schnelligkeit einer Katze und der ihm angebornen Dienstfertigkeit hinzugesprungen wäre, die Papiere gerettet und sie Münster zurückgebracht hätte.

Dieser nahm sie mit großer Erregtheit entgegen und dankte in einer so lebhaften Weise, wie man sie kaum von seiner Verschlossenheit erwarten konnte. „Sie haben mir einen größern Dienst geleistet,“ sagte er, nachdem er seine Brieftasche eingesteckt hatte, „als Sie vielleicht vermuthen.“

„Es war meine Pflicht, und ich freue mich, daß ich die Papiere noch grade erfassen konnte; es ist ein gutes Vorzeichen für meine Reise.“

„Ist Ihre Reise denn so wichtig?“ fragte Münster, indem er seine Kleider, die von dem Falle etwas schmutzig geworden waren, rein machte.

„Ich suche eine Anstellung.“

„Die ist leichter gesucht als gefunden; haben Sie denn ein bestimmtes Ziel?“

„Ich will meinen Großvater fragen, ob er mich gebrauchen kann,“ sagte Philipp mit der Offenherzigkeit, die seinen Jahren eigen ist.

„Nun, das ist keine schlechte Aussicht. Wer ist Ihr Großvater?“

„Herr Fastemann zu Reizenort. Er hat daselbst eine große Ziegelbrennerei.“

Münster sah ihn mit Ueberraschung an. „Sie sagen, daß Herr Karl Fastemann zu Reizenort Ihr Großvater ist?“

Philipp nickte.

„Um Ihr Großvater zu sein, müßte er Kinder haben und folglich verheirathet gewesen sein.“

„Ganz recht, meine Mutter ist seine Tochter.“

„So, das ist mehr als ich wußte. Und wie alt ist Ihre Mutter?“

„Dreiundfünfzig Jahre.“

„Und Sie sind?

„Achtzehn vorüber, aber ich habe eine Schwester, die beinahe dreißig Jahre alt ist.“

„Schönes Alter,“ sagte Münster trocken. „Und Sie wissen sicher, daß der alte Fastemann Ihr Großvater ist?“

„So sicher, als ich Ihnen hier gegenüber sitze.“

„Ich bin nun zwölf Jahre bei ihm und

habe ihn nie von Blutsverwandten sprechen hören."

„Sie sind bei ihm?" fragte Philipp überrascht.

„Ich bin bei ihm," antwortete Münster ganz ruhig; „und was wünschen Sie von ihm?"

„Ich suche eine Stellung, und mein Vater sagte, daß ich ebenso gut bei meinem Großvater wie bei jedem Andern nach Arbeit fragen könnte."

„Das Fragen steht frei. Was haben Sie gelernt?"

„Vier Sprachen."

„Damit können wir nichts anfangen; eine genügt. Was noch mehr?"

„Geschäftsführung."

„Das ist besser. Verstehen Sie sich auf die Ziegelbrennerei?"

„Ich glaube, daß ich sie werde erlernen können."

„Wenn Sie vierzehntausend Steine in einem Tage machen können, dann haben Sie einen geringen Lohn; aber das wird man wohl von Ihnen nicht verlangen. Ich will Ihnen etwas sagen: nöthig sind Sie in keinem Falle auf der Fabrik, aber Sie haben mir einen sehr großen Dienst erwiesen, und wenn Ihr Großvater fragt, ob ich Sie gebrauchen kann, werde ich ja sagen; mehr kann ich nicht für Sie thun."

„Also wollen Sie mein Fürsprecher sein?" rief Philipp erfreut und vergaß ganz, wer derjenige war, der für ihn sprechen wollte.

„Ich will sehen, was sich thun läßt," entgegnete Münster; „Sie sind nicht reich, nicht wahr?"

„Mein Vater lebt von seinem Einkommen und ich habe nichts."

„Dann sind Sie also nicht verwöhnt und werden mit geringer Bezahlung zufrieden sein. Wissen Sie wohl, Freundchen, daß der Zufall, der Sie mit mir zusammentreffen und mich die Brieftasche verlieren ließ, Ihnen Glück bringt? Ohne dies hätte ich unerbittlich nein gesagt, wenn man mich gefragt hätte, ob wir Sie brauchen können."

„Auch wenn Sie gewußt hätten, daß ich der einzige Enkel des Herrn Fastemann bin?"

„Sie meinen wohl, sobald der Alte stirbt und sein Geschäft an die Familie kommt, würde es Münster nicht schaden, wenn er mit dem Erben auf gutem Fuße stände? Das ist nicht ganz dumm überlegt!"

Münster sprach diese Worte und blickte dabei grade vor sich hin, als ob er mit Jemand spräche, der hinter Philipp stände.

„So weit hatte ich wirklich nicht gedacht, aber nun, da Sie es sagen, sehe ich, daß etwas daran ist," meinte Philipp.

„Vielleicht? Aber merken Sie sich wohl, wenn Sie eine Stellung bei Herrn Fastemann erhalten, daß ich nicht daran gedacht habe. Ich bin nicht gewohnt, aus Eigennutz etwas zu unternehmen, ich thue nichts, was ich nicht für recht halte, aber ich stehe in Ihrer Schuld, oder vielmehr Herr Fastemann, denn in den Papieren, die Sie gerettet haben, steckte mehr, als Sie denken; sie waren Tausende werth," flüsterte Münster.

„Tausende?" wiederholte Philipp erschreckt; „so viel Geld führen Sie bei sich?"

„Wundert Sie das?" entgegnete der Geschäftsführer kühl.

„Ja," sagte Philipp rundweg.

„Meinen Sie, daß man eine solche Summe einem Schurken anvertrauen, oder daß ein Schurke sie zurückbringen würde?"

„Ich halte Sie auch nicht für einen unehrlichen Menschen, aber vorhin habe ich einen seltsamen Eindruck von Ihnen erhalten."

„Das begreife ich, und um Ihnen diesen zu nehmen, habe ich die Frage gethan. Ich bin offenherzig mit Ihnen, weil Sie jung sind und man jungen Leuten deutlich entgegen treten muß, damit ihre Phantasie sie nicht irre führt. Verstehen Sie mich?"

„Vollkommen, und ich verspreche Ihnen, daß ich niemals über diese Dinge sprechen werde."

„Das würde ich Ihnen auch nicht rathen, dafür sorgen Andere hinlänglich, aber Sie wissen nun, was Sie davon zu halten haben."

Münster und Erlen blieben nun zusammen, und in Arnheim nahm der Erstere einen Wagen, um noch vor Abend in Reizenort einzutreffen.

Viertes Capitel.

In einem großen Hinterzimmer, welches die Aussicht auf ein flaches Land hatte, auf dem nur hier und da einige Bäume

standen, saß der alte Fastemann in seinem grünen Rocke mit dem hohen Kragen, in welchem er auf die Welt gekommen zu sein schien. Mit Ausnahme des Sonntags sah man ihn immer in demselben Rocke, und man konnte sich das kleine magere Männchen gar nicht anders vorstellen, als wie er jetzt da saß und frühstückte, zu einer Zeit, da andere Menschen noch nicht an das Aufstehen denken. Man sagt, daß alte Menschen weniger Schlaf nöthig haben als junge, und der alte Fastemann schien nahe an dem Zeitpunkt angelangt zu sein, wo er gar nicht mehr zu schlafen brauchte. Er hatte denn auch bald neunzig Jahre auf dem Rücken, aber Niemand konnte es ihm ansehen, denn obgleich sein Gesicht mager und eingefallen war, blickten seine Augen doch noch sehr lebendig, und er war in seinen Bewegungen rasch und hatte seinen Kopf und seine Zunge vollständig in seiner Gewalt, wobei er seine Harthörigkeit gut zu verbergen wußte, so daß man ihn höchstens für siebzig Jahre halten konnte. Er trug eine Brille, aber nur wenn er allein war, und so saß er denn gegenwärtig und sah die Zeitung durch, worin er jedoch nichts Anderes las, als die Handelsnachrichten und Postberichte. Für Politik hatte er kein Interesse, und um alle andern Vorfälle und Vorkommnisse kümmerte er sich nicht. Mit Schlag sechs Uhr hatte er gefrühstückt, dann erwartete er die Menschen, die etwas von ihm verlangen wollten, denn der alte Herr hatte die Erfahrung gemacht, daß unter hundert Menschen, die zu ihm kamen, neunundneunzig etwas verlangten. Das brachte ihn natürlich zu der Ueberzeugung, daß Niemand nach ihm sehen würde, wenn man ihn nicht nöthig hätte. Freundschafts- oder Höflichkeitsbesuche hielt er nur für Heuchelei, und da er mehrmals diese Ansichten sehr deutlich hatte zu verstehen gegeben, so war einer nach dem andern weggeblieben, und man ließ den alten Herrn Fastemann mit seinen Steinen allein. Auch jetzt waren wieder einige Personen, die Arbeit oder eine Gefälligkeit von ihm verlangten, Vorschuß oder Zahlungsfrist, und wer ihn gesehen hätte, wie er alle diese Geschäfte behandelte, würde nicht geglaubt haben, daß er neunundachtzig Jahre alt sei. Nachdem diese Besuche abgethan waren, nahm er die Briefe vor, öffnete sie, machte allerlei Bemerkungen an den Rand derselben und ließ dann seinen Buchhalter rufen.

Münster ließ nie auf sich warten.

Nachdem der alte Herr eine spitze Bemerkung darüber gemacht hatte, daß Münster einen halben Tag länger ausgeblieben war, was dieser mit einem geschäftlichen Aufenthalt entschuldigte, theilte er ihm allerlei Bestellungen mit, welche inzwischen eingelaufen waren, und fragte ihn dann: „Kennen Sie Castilian?“

„Nein,“ entgegnete Münster.

„Ich auch nicht,“ erwiederte der alte Herr, „dieser Castilian hat eine Erfindung gemacht, die für unsere Ziegelbrennerei von großer Wichtigkeit werden kann; er kommt heute Mittag hierher, um mit mir darüber zu verhandeln, aber er ist ein Franzose, und da weder Sie noch ich mit ihm reden können, so müssen Sie sehen, daß der Schulmeister hierher kommt.“

Münster nickte, aber bei sich hatte er bereits einen andern Plan beschlossen.

„Sonst ist nichts,“ fuhr der Alte fort, „ja doch, ein Brief über Sie. Lesen Sie ihn nur selbst.“

Münster nahm den Brief und las für sich:

„Jemand, dem die Geschäfte des Herrn Fastemann am Herzen liegen, benachrichtigt ihn, daß Heinrich Münster, der jetzt bei ihm beschäftigt ist, zehn Jahre im Zuchthause zu Leeuwarden zugebracht hat. Nähere Erkundigungen werden die Wahrheit dieser Worte bestätigen.“

Ohne ein Wort zu sagen, legte Münster den Brief wieder auf den Tisch.

„Ich brauche ihn nicht mehr,“ sagte ihm der alte Herr; „Sie können damit machen was Sie wollen. Ist nichts vorgefallen auf der Reise?“

„Nichts, außer daß ich meine Brieftasche mit den Papieren verloren hatte.“

„Und doch habe ich sie soeben noch gesehen.“

„Der Verlust war auch nur von kurzer Dauer, Dank sei es einem jungen Menschen, der die Papiere, welche weggeweht wurden, noch bei Zeiten ergriff.“

Fastemann zuckte die Achseln.

„Wo ist Ihre Spesenrechnung?“ fragte er.

Münster legte ihm eine Liste seiner Ausgaben vor, die Fastemann andächtig durchsah.

„Was bedeutet es, daß am Schlusse Alles doppelt gerechnet ist?“ fragte er.

„Ich habe den jungen Menschen frei gehalten."

„Warum nicht gar!" entgegnete Fastemann, „was geht es mich an, wenn Sie Jemand unterwegs aufgreifen und mitnehmen! Doch, wir wollen die Sache ruhen lassen und die Kosten für diesmal nicht halbiren, aber trotzdem begreife ich nicht, wozu Sie den jungen Menschen mit hierher gebracht haben. Ist er vielleicht ein Verwandter von Ihnen, den Sie hier einschmuggeln wollen?"

„Ich muß bekennen," erwiederte Münster, „daß es wohl nöthig wäre, Jemand auf dem Büreau zu haben, der die Correspondenz führen und aufpassen könnte, wenn ich nicht da bin."

„Als ob ich selbst dann nicht da wäre!"

„Bei schlechtem Wetter, oder wenn Sie krank sind."

„Ich bin niemals krank," fiel Fastemann ihm in die Rede, „aber wenn Sie glauben, daß Jemand im Geschäfte nöthig ist, so können wir uns danach umsehen; oder ist der Vetter, den Sie da mitgebracht haben, so ganz besonders geeignet?"

„Er ist kein Vetter von mir, Herr Fastemann, und jedenfalls würde Ihre eigene Familie mehr Recht auf Berücksichtigung haben, als die meinige."

Der alte Herr drehte sich halb auf seinem Stuhle um und sah Münster streng an, der seiner Gewohnheit nach grade vor sich hin starrte.

„Wer hat Ihnen von meiner Familie gesprochen?" rief er, „ich habe keine Familie, so lange ich lebe; wenn ich todt bin, ist es Zeit genug, Familie zu haben, und vor der Hand denke ich noch nicht an's Sterben. Reden Sie mir nicht wieder von solchen Dingen. Was den jungen Menschen betrifft, so können Sie ihn nehmen, wenn Sie ihn nöthig haben."

„Auch wenn er von Ihrer Familie wäre?"

„Was soll das, Münster?" fragte Fastemann streng.

„Sie wissen, daß ich Sie niemals hintergehe," entgegnete Münster; „der junge Mensch ist der Sohn des Steuereinnehmers Erlen, er sucht eine Anstellung und wollte bei Ihnen fragen, ob Sie ihn gebrauchen können."

„Erlen?" wiederholte Fastemann mit seltsamem Ausdruck, „Erlen's Sohn will hier eine Stellung suchen?"

Münster nickte zustimmend.

„Haben Sie Erlen gesprochen, den Steuereinnehmer, meine ich?"

„Ich bin ganz zufällig mit seinem Sohne zusammengetroffen."

„Und er hat Ihnen gesagt, daß ich sein Großvater sei, und nun kommt er, um der Erbschaft nachzuspüren?"

„Er scheint mir ein ehrlicher junger Mensch, und über Erbschaft und dergleichen hat er nicht gesprochen."

„Natürlicherweise hat ihn sein Vater dazu hergeschickt."

„Darüber kann ich nicht urtheilen."

„Heute mag er hier bleiben, aber diesen Abend noch bezahlen Sie ihm die Reisekosten hin und zurück und morgen früh geht er wieder nach Rothenburg. Ich will nichts von Verwandten wissen, die auf Erbschaften lauern."

Münster verbeugte sich.

„Wenn Sie auf dem Büreau Jemand nöthig haben," fuhr Fastemann fort, „so suchen Sie Jemand, und sehen Sie darauf, daß er etwas Sprachkenntnisse hat, damit wir den Schulfuchs nicht mehr nöthig haben."

„Sonst noch etwas, Herr Fastemann?"

„Nichts."

Münster verließ das Zimmer, etwas unzufrieden und nicht sehr erfreut in Bezug auf die Unterhaltung über Philipp Erlen. Er setzte seine letzte Hoffnung auf einen Plan, den er bereits vorhin gefaßt hatte, und da er wußte, daß der Schulmeister sehr ungern mit seinen geringen Sprachkenntnissen dem alten Fastemann zu Dienst war, so ließ es sich leicht einrichten, daß dieser diesmal ganz ablehnte. Münster bahnte sich so den Weg, um eine Zusammenkunft zwischen Großvater und Enkel herbeizuführen.

Den ganzen Vormittag schwebte vor Fastemann's Geiste der Enkel, der auf seine Erbschaft lauerte. Seit zwanzig Jahren hatte er nichts von seiner Tochter und deren Familie gehört, und nun schickten sie plötzlich diesen Sohn zu ihm. Was bedeutete das? Suchen sie eine Versöhnung in Erwartung der baldigen Erbschaft? sagte er sich selbst; nun, vielleicht halte ich's noch länger aus, als mein Herr Schwiegersohn, der meine Tochter so weit

gebracht hat, daß sie ihren Vater vergessen konnte. Ich habe keine Tochter und auch keine Enkel, sie haben mich vergessen und ich sie. Ich habe Niemand auf der Welt! so sprach zwar der alte Mann, aber die Gedanken ließen ihm doch keine Ruhe. Die beiden Mädchen hatte er als Kinder gesehen, aber den Knaben kannte er gar nicht, denn er war ja seit zwanzig Jahren in keiner Verbindung mehr mit seinen Kindern. Fünfundfünfzig Jahre war er alt, als Sophie sich verheirathete, und Sophie mußte nun selbst ungefähr so alt sein. Aber Sophie besteht nicht mehr für mich, unterbrach er selbst seine Gedanken, ich habe keine Tochter, ich habe Niemanden auf der Welt! Er begann seine Rechnungen durchzusehen, aber er war heute so gedankenlos und unaufmerksam, daß er es zuletzt nicht mehr aushalten konnte. Er verließ das Haus und ging im Garten umher, bei jedem Geräusch sah er sich ängstlich um, ob der Enkel, den er nicht sehen wollte und an den er doch fortwährend dachte, in seiner Nähe sei. Wie er wohl aussehen mochte? Aber was kümmerte es ihn, da er ihn doch nicht zu sich nehmen wollte, denn er war doch nur abgesendet, um einmal zu sehen, wie lange es mit dem alten Großvater noch dauern könne. Aber das sollte noch lange dauern, sehr lange, viel länger, als sie in Rothenburg dachten und hofften.

In seine Gedanken versunken, war der alte Mann weiter gekommen, als er gewollt hatte und als er darauf wieder umkehrte, fiel ihm ein, daß er ganz gegen seine Gewohnheit beinahe die festgesetzte Zeit für die Zusammenkunft mit Herrn Castilian und dem Schulmeister versäumt hatte. Er beeilte sich ein wenig und als er in die Nähe des Hauses kam, sah er wirklich, daß Münster mit dem Fremden und dem Schulmeister bereits auf ihn wartete. Aber nein, der Schulmeister war es nicht, vielleicht sein Gehilfe. Wenn der nur besser französisch sprach als sein Meister, dann war es ihm gleich. Fastemann grüßte den Franzosen ziemlich höflich, während er dem andern Menschen keinen Blick gönnte. Darauf ließ er sie alle drei in sein Zimmer treten und indem er sich setzte, forderte er sie auf, ebenfalls Platz zu nehmen. Philipp Erlen übersetzte diese Aufforderung sofort in das Französische. Fastemann sah bei diesen Worten mit einem Male auf, denn die Stimme klang ihm bekannt. War der junge Mensch vielleicht sein Enkel? Er starrte ihn an, was Philipp nicht zu merken schien, auch ließ der Fremde den beiden nicht lange Zeit, über die eigenthümliche Lage nachzudenken. Er begann sofort den Vortheil seiner Erfindung zu erklären und Philipp übersetzte seine Auseinandersetzungen fließend und ohne Stocken. Zwar bereiteten ihm die technischen Ausdrücke manche Schwierigkeit, aber er entledigte sich der Sache doch über Erwarten gut. Der alte Fastemann hörte zerstreut zu und schien mehr auf die Worte zu hören, als auf den Sinn derselben. Endlich war die Conferenz vorüber und der französische Erfinder entfernte sich. Münster und Philipp gingen mit ihm zugleich fort.

Der alte Herr sah seinem Enkel nach; er wollte ihn zurückrufen, aber er zögerte und seine Zögerung währte, bis es zu spät war. Er blieb wieder allein in der großen Stube und verfiel auf's Neue in den Kampf zwischen dem Gefühle eines Vaters, der an ein langverlorenes Kind erinnert wird, und dem Gedanken, der seit mehr als dreißig Jahren in ihm wühlte, daß man es nur auf sein Geld abgesehen habe und auch jetzt wieder einen Anschlag auf sein Vermögen beabsichtige.

Inzwischen war Philipp mit Münster gegangen, als dieser den Fremden bis an den Ausgang der Brennerei begleitete.

„Großvater hat mich erkannt," waren Philipp's erste Worte, als sie allein waren.

„Desto schlimmer," sagte Münster.

„Wie so?"

„Sie sehen doch, daß er nichts mit Ihnen zu thun haben will, sonst würde er Sie zurückgehalten haben; er gibt sich nur den Schein, daß er unsere List nicht bemerkt, ich fürchte, die Partie ist verloren."

„Vielleicht wäre es besser gewesen, wenn ich ihm gradezu gesagt hätte, wer ich bin."

„Dann hätte er Ihnen gradezu die Thür gewiesen. Alte Menschen sind wie Kinder, sie leisten gern Widerstand. Ich hatte gehofft, sein Gefühl werde erwachen und er werde Ihnen auf die eine oder die andere Weise zu erkennen geben, daß sie bleiben können, aber ich sehe, daß ich mich betrogen habe."

„Und was nun?"

„Sie bleiben noch bis morgen früh, wer

weiß, ob der alte Mann nicht doch noch zur Einsicht kommt, und ist dies nicht der Fall, so versuchen wir morgen das Aeußerste, indem Sie zu ihm gehen und sich bei ihm für die Gastfreundschaft bedanken. Es ist zwar hundert gegen eins zu wetten, daß er Sie mit einer Ermahnung und ein paar unangenehmen Bemerkungen abreisen läßt und dann ist Alles verloren; denn ich kenne ihn seit langer Zeit und weiß, daß er allen Menschen mißtraut."

„Wie sind Sie denn zu seinem Vertrauen gekommen?" fragte Philipp, indem er an das dachte, was er über den Geschäftsführer seines Großvaters gehört hatte.

„Das ist eine lange Geschichte, die ich Ihnen jetzt nicht erzählen kann," antwortete Münster und winkte einem Arbeiter, dem er allerlei geschäftliche Anordnungen mittheilte, wodurch dem Gespräche mit Philipp von selbst ein Ende gemacht wurde. Darauf gab er dem jungen Mann den Rath, sich auf sein Zimmer zurückzuziehen, da Fastemann's Mißtrauen nur noch vermehrt würde, wenn er ihn auf der Fabrik bemerke.

Philipp begab sich also in Münster's Wohnung und setzte sich an den Tisch, wo Münster Schreibgeräth und einige Bücher hingelegt hatte. Alles war einfach daselbst und man konnte sehen, daß Münster, obgleich er der erste Mann im Geschäfte war, durchaus keine Ansprüche an Bequemlichkeit machte.

Ungefähr eine Stunde mochte Philipp an dem Tische gesessen haben, als die Thür aufging und Fastemann hereintrat. Ob dies zufällig geschah, konnte Philipp nicht beurtheilen, aber er stand sofort auf und blickte seinen Großvater an. Er wäre auf ihn zugeeilt, hätte ihn nicht eine unüberwindliche Verlegenheit und der kalte Blick des alten Mannes davon zurückgehalten. Dieser fragte: „Ist Münster nicht hier?"

„Er ist in der Fabrik," entgegnete Philipp.

„So!" entgegnete Fastemann scharf. „Und was thut man hier?"

„Nichts. Ich blättere in den Büchern des Herrn Münster, bis er zurückkommen wird."

„Davon wird man nicht viel weiser werden. Man spricht ziemlich gut Französisch, nicht?"

„Ja, wenigstens —"

„Auch noch andere Sprachen, und man versteht etwas von der Buchführung?"

„Das habe ich bei meinem Vater gelernt."

Auf diese Mittheilung gab der alte Mann keine Antwort, ja, er schien sie nicht einmal zu hören, aber er fuhr fort, indem er Philipp starr in das Gesicht sah: „Münster hat mir gesagt, daß er Jemand auf dem Comptoir haben wolle, es wird wohl nicht nöthig sein, aber er wünscht es. Wenn man die Arbeit übernehmen kann, mag man eine Weile hier bleiben, eine Weile, verstanden? Man muß sich jedoch nicht einbilden, daß man Münster's Nachfolger werden oder überhaupt hier eine feste Stellung finden könne. Es geschieht nur, weil wir augenblicklich einen jungen Menschen hier nöthig haben."

„O, Großvater!" rief Philipp, dessen Herz vor Freude klopfte bei der unerwarteten Erfüllung seiner Wünsche, aber Fastemann machte keine einzige Bewegung, um ihn zu ermuthigen und mit der schnarrenden Stimme, welche Greisen eigen ist, wenn sie ihren Worten Kraft geben wollen, sagte er: „Es wird gut sein, wenn wir alle weitern Berührungen außerhalb des Geschäfts vermeiden. Von solchen Anspielungen will ich nichts hören."

Philipp wurde roth bis an die Schläfe und stammelte: „Ich werde meine Pflicht thun."

„Das erwarte ich von Menschen, die ich in meinen Dienst nehme, ich bedinge mir eine Probezeit und dann werden wir ja sehen. Eignet man sich nicht, so wird eine Entschädigung gezahlt und damit gut."

„Ich kann nicht aussprechen, wie dankbar ich bin," begann nun Philipp und wollte noch mehr sagen.

„Ist nicht nöthig, ist nicht nöthig, ich gebe mein Geld und dafür verlange ich Arbeit. Münster mag sehen, ob sich hier eine Kammer findet, sonst wird sich wohl anderwärts ein Unterkommen finden, verstanden?"

Mit diesen Worten verließ Fastemann das Zimmer und ließ Philipp voller Freude darüber zurück, daß seine Erwartung sich so gut verwirklicht hatte. Zwar wollte der Großvater nicht daran erinnert sein, daß Philipp sein Enkel war, aber das mußte sich mit der Zeit ja ändern, wenn er erst sah, wie

sehr ihm die Pflicht am Herzen lag. Der junge Mann hoffte das Beste. Er beschloß, sich mit Eifer seinem Berufe zu widmen, und mochte Münster's Vergangenheit sein, welche sie wollte, so gab doch das Vertrauen, welches der Großvater diesem schenkte, die Gewißheit, daß er so schlimm nicht sei, als man von einem Zuchthaussträfling erwartet hätte.

Philipp beschloß, diese Einzelheiten nicht alle nach Hause zu schreiben, sondern nur in kurzen Worten und ohne seine Freude allzu deutlich durchschimmern zu lassen, seinem Vater zu melden, daß er sein Ziel erreicht habe. Als Münster in das Zimmer kam, lag der Brief bereits fertig und mit der Adresse versehen, auf dem Tische.

Fünftes Capital.

Sechs Wochen waren vorüber gegangen, seitdem Philipp zuerst den Fuß in seines Großvaters Haus gesetzt hatte. Er war sein neues Leben bereits einigermaßen gewohnt worden, auch der Umgang mit dem alten Herrn fiel ihm leichter, als er anfänglich gedacht hatte, er sah und sprach ihn fast täglich mehrmals und wenngleich Fastemann jede Annäherung vermied, so behandelte er ihn doch nicht unfreundlich und Philipp bemühte sich, niemals die Ehrfurcht gegen ihn zu verletzen. Ueber Familienangelegenheiten sprach der Alte nie. Diese schienen ganz aus seinem Gedächtnisse geschwunden, obgleich dieses nach andern Richtungen hin keineswegs geschwächt war. Niemand außer Münster kannte die Beziehungen, welche zwischen beiden bestanden. Wenige Tage nach Philipp's Ankunft war ihm bereits eine kleine Stube eingerichtet worden, wo er die wenigen freien Stunden ungestört zubringen konnte. Den größten Theil des Tages war er im Büreau beschäftigt, und da der alte Fastemann fast keine Ruhe bedurfte und Münster ebenfalls in fortwährender Thätigkeit war, so fand er gar keine Gelegenheit zu einem Plauderstündchen oder einer gemüthlichen Ausspannung. Selbst des Sonntags herrschte auf der Ziegelei, wo es gewöhnlich wie in einem Bienenkorbe herging, keine vollständige Ruhe, und Philipp fand sich gar oft zu einem Vergleiche gedrungen, zwischen dieser emsigen Regsamkeit und dem sorglosen Dahinleben zu Rothenburg, wo die Menschen oft nicht wußten, was sie mit ihrer Zeit beginnen sollten. Zuweilen machte sich eine Art Heimweh bei dem jungen Manne geltend und mit Bitterkeit sagte er sich, daß Niemand dort sich um ihn kümmere. Sie haben mich vergessen, meinte er dann bei sich selbst, und ich muß sie auch zu vergessen suchen, habe ich hier doch auch Freunde, einen Großvater, der mich nicht kennen will und einen Freund, der im Zuchthause gesessen hat.

Eben hatte er dies Selbstgespräch beendet, als er einen Schatten in seiner Nähe auftauchen sah; er erschrak und wendete sich um. Münster stand vor ihm.

„Ich habe einen Brief für Sie mitgebracht," sagte er in ruhigem Tone.

Philipp war erstaunt, aber es fiel ihm ein, daß Münster als eifriger Katholik jeden Sonntag zur Messe ging und dann im Vorbeigehen die Briefe mitbrachte. Die Adresse war von einer unbekannten Hand, wie es schien, von einer Frauenhand.

Philipp öffnete den Brief rasch und sah nach der Unterschrift, er las den Namen Hermine Degeling, Präsidentin der Gesellschaft Euterpe.

Es war eine förmliche Einladung, um am dritten September an einer Musikaufführung Theil zu nehmen, die bei Gelegenheit der Eröffnung der neuen Schule stattfinden würde. Nach dem Concert sollte Ball sein. Die Mitglieder der Euterpe gaben das Concert und rechneten dabei auf die wohlwollende Mitwirkung des reichbegabten Ehrenmitgliedes.

„Gute Neuigkeiten?" fragte Münster leichthin.

„Man fordert mich auf, am dritten September nach Rothenburg zu kommen," antwortete Philipp und seine Augen glänzten bei diesem ersten Beweis, daß seine frühern Freunde ihn noch nicht vergessen hatten. Aber der freundliche Ausdruck verschwand wieder, als er Münster ansah, der bedenklich die Augenbrauen emporzog und den Kopf schüttelte.

„Ich glaube nicht," sagte er, „daß etwas daraus werden kann. Der alte Herr gibt keine Ferien."

„Es ist wahr," entgegnete Philipp niedergeschlagen, „daran dachte ich nicht; es thut mir leid, aber ich muß mich fügen."

„Alles ist bisher besser gegangen, als

ich dachte," sagte hierauf Münster; „Herr Fastemann ist wohlwollend gegen Sie."

„Er vergibt mir wenigstens, daß ich sein Enkel bin," sagte Philipp etwas bitter.

„Das ist schon viel," entgegnete Münster, „wenn Jemand zwanzig Jahre nichts von seiner Familie hat wissen wollen und sich nie nach seiner Tochter erkundigt hat, dann mag der Enkel von Glück sagen, daß ihm diese Beziehung nicht angerechnet wird. Aber um die gute Gesinnung zu erhalten, möchte ich nicht rathen, daß Sie etwas von ihm verlangen, was er nicht gern zugesteht."

„Nun wohl," sagte Philipp, „so werde ich hier bleiben; ich kann warten, bis ich Großvaters Erlaubniß nicht mehr nöthig habe." Münster sah den jungen Mann forschend an. Es war das erste Mal, daß dieser eine Anspielung auf die Zukunft machte, wo sein Großvater ihm nichts mehr zu befehlen haben werde. Bisher schien er an nichts gedacht zu haben, als daß er eine Stelle habe, durch welche er Geld verdiene. Sollte der junge Mann heucheln und hätte ihn wirklich eine andere Absicht nach Reizenort geführt?

„Sie könnten länger warten müssen, als Sie denken," sagte Münster kühl, indem er sich umwendete und in das Haus ging, während Philipp noch eine Weile stehen blieb und dem unangenehmen Gefühl der Enttäuschung nachhing. Er sah den Brief noch einmal an und entdeckte jetzt erst, daß die zweite Seite eine Nachschrift enthielt, welche von Leonie und Hermine Degeling und den beiden Versmalen unterzeichnet war.

„Lieber Philipp!"

so hieß es darin,

„Du wirst einsehen, daß wir Dich nicht entbehren können; lasse Deine Steine für dieses einzige Mal anbrennen, denn es soll ein Fest werden, wie es in Rothenburg noch nie gefeiert wurde. Der Bürgermeister hält eine Rede, mit welcher er bereits beschäftigt ist und der Lehrer und der Pastor müssen ebenfalls reden. Man spricht von einer Illumination und zum Balle kommt die ganze Umgegend zusammen. Siebenzehn Musikanten und ein Tanzmeister. Du mußt kommen, denn Du kannst nicht entbehrt werden. Victor soll Solo singen und Du natürlich auch und dann unsere alten Ensemblestücke. Sobald wir wissen, daß Du kommst, wird das Programm festgestellt. Die Programme werden gedruckt, das ist noch nie geschehen. Wenn Du dabei bist, fällt es gewiß glänzend aus. Wir denken jeden Tag an Dich und jeder fragt nach Dir. Deine Dich liebhabenden

Hermine und Leonie Degeling.

Ferdinand und Wilhelm Versmalen.

Nachschrift:

Victor will durchaus, die Herren sollen im schwarzen Frack kommen; ich habe gesagt, daß er wie eine Ratte im Hundefell aussehen wird."

Zwei, drei Mal durchlas Philipp den Brief. Die wenigen Worte, daß man an ihn dachte und nach ihm fragte, welche die muntern Mädchen vielleicht ohne Nachdenken hingeschrieben hatten, erfreuten sein Herz mehr, als die Aussicht auf alle Genüsse, die ihm versprochen wurden, ja, er fühlte sich dadurch einigermaßen entschädigt dafür, daß er nicht an dem Feste Theil nehmen konnte. Er beschloß, den Brief sofort zu beantworten, begab sich eilig auf seine Stube, setzte sich an den Tisch und begann an die beiden Mädchen zu schreiben.

Die aufgeweckte, herzliche Hermine, die einfach verständige Leonie standen ihm, während er schrieb, so deutlich vor der Seele, daß er nicht umhin konnte, ihnen sein ganzes Herz auszuschütten und ihnen Alles zu schreiben, was ihm seit Wochen durch den Sinn gegangen war.

Mit scharfen Worten und etwas Spottlust schilderte er seinen Großvater und Münster und ließ damit der Bitterkeit seiner Stimmung freien Lauf. Endlich war der Brief fertig und die vier Seiten voll geschrieben. Er wußte noch nicht, an wen er ihn adressiren sollte, da bemerkte er, daß er weder ein Couvert noch Siegellack zum Schließen des Briefes hatte und er ging nach dem Büreau, um sich beides zu holen. Dort saß Münster an seinem gewohnten Platze und arbeitete.

„Sind Sie zu Hause, Erlen?" fragte er, „es ist zu schönes Wetter, um zu Hause zu sitzen."

„Und Sie selbst, Herr Münster?"

„Ich?" fragte dieser, indem er ihn verwundert ansah; „ich hatte zu thun."

„Ich auch, ich mußte einen Brief schreiben."

„Das hätten Sie wohl hier thun können, oder standen Geheimnisse darin?"

Münster warf diese Frage ganz unbe-

fangen hin und blickte, ohne eine Antwort zu erwarten, wieder in seine Bücher.

„Geheimnisse?“ wiederholte Philipp, „o nein, jeder kann ihn lesen,“ aber er erröthete, während er dies sagte, bei der Erinnerung an das, was er geschrieben hatte. Münster blieb ruhig bei seiner Arbeit und Philipp ging wieder nach seiner Stube. Das kurze Gespräch hatte ihn jedoch zum Nachdenken gebracht und nachdem er seinen Brief nochmals überlesen hatte, schämte er sich über sich selbst und zerriß ihn in tausend Stücke.

Da ihm nur noch wenig Zeit vor dem Essen übrig blieb, so schrieb er eilig an Hermine, daß er gern kommen würde, aber seine Geschäfte erlaubten ihm nicht, sich von der Fabrik zu entfernen, er möge nicht einmal um Erlaubniß fragen, da er wisse, wie unmöglich es sei. Im Geiste wolle er das Fest des dritten September mitfeiern, besonders jetzt, da er wisse, daß alle diejenigen, an die er so oft dächte, auch ihn nicht vergessen hätten. Er habe es hier auch ganz gut, er glaube, daß er seinem Principal gefalle, mit dem Aufseher stehe er auf gutem Fuße und die Arbeit mache ihm Freude. Mit Dank für den herzlichen Brief, den er später einmal ausführlich beantworten werde, schloß er den seinigen, den er sofort einsiegelte und auf das Comtoir brachte, damit er mit den andern fortgeschickt werde.

Bald darauf saß er mit Münster beim Mittagsessen, das gewöhnlich ziemlich ruhig verlief.

Der Geschäftsführer lebte äußerst mäßig und berührte die Flasche Wein, welche jeden Sonntag auf den Tisch gestellt wurde, niemals, und da Philipp es nicht schicklich fand, den Anfang zu machen, so wurde dieselbe Flasche seit langer Zeit stets wieder unberührt fortgetragen. Münster stand bald vom Tische auf und begab sich sofort wieder an die Arbeit, während Philipp noch eine kurze Zeit auf sein Zimmer ging.

Während die beiden auf diese Weise zu Mittag gegessen hatten, war der alte Fastemann wie gewöhnlich allein bei Tische gewesen. Auch hier herrschte die größte Einfachheit, aber der alte Herr aß langsam und mit Bedacht, denn er hielt dies für unentbehrlich, um alt zu werden und die Erfahrung hatte seine Regel bestätigt. Nach Tische nahm er einen Augenblick die Zeitung zur Hand, um bald darauf in seinem Lehnstuhle einzuschlafen und genau eine Stunde darauf wieder aufzuwachen. Seine Lebensweise war so streng geregelt, daß er alle diese Gewohnheiten auf das Pünktlichste festhielt. Es hieß, daß der alte Herr lange bei Tische säße, denn er wollte nicht, daß Jemand etwas von seinem Mittagsschläfchen wisse. Zur bestimmten Zeit kam dann der Laufbursche, der die Briefe für die Post abholte. In der Regel waren des Sonntags nicht viele Briefe da und bevor heute der Bursche noch hereintrat, sah der alte Herr nach, welche Briefe auf seinem Schreibtische lagen. Sein Auge fiel dabei auf Philipp's Brief und er nahm denselben in die Hand, um die Adresse zu lesen.

Hm, brummte er, ein Brief an ein junges Mädchen. Auch schon verliebt! Er sah dann noch einmal nach der Adresse. Degeling, Bürgermeister zu Rothenburg! Also eine Bürgermeisterstochter. Geld haben die Leute nicht, denn die Schulden des alten Degeling sind noch nicht bezahlt und die Familie der Frau hat auch nichts. Der alte Herr hielt den Brief zwischen seinen Fingern und drehte ihn um und um. Sein Mißtrauen regte sich. Was wird er zu schreiben haben? Vielleicht nichts Besonderes. Etwa wie er hier über die Dinge denkt und was er für Hoffnungen in die Zukunft hat. Vielleicht aber auch hat er ganz bestimmte Pläne und das würde sich aus dem Briefe leicht entdecken lassen. Durch diesen Brief könnte ich wahrscheinlich mit einem Male über die Absichten und Erwartungen des Jungen und seines Vaters in's Klare kommen, denn wenn es ein Liebesbrief ist, so wird es wohl nicht an Andeutungen fehlen, die mir auf die Spur helfen. Während er dies zu sich selbst sagte, hatte er das Couvert halb mechanisch bereits erbrochen und den Brief herausgenommen. In seiner Aufregung knitterte er das Couvert fest zusammen und warf es zur Seite. Der alte Mann würde Niemand um einen Heller betrogen haben, aber den Brief seines Enkels durchzulesen, schien ihm kein Unrecht, denn er wollte wissen, wie derselbe gesinnt sei, und er traute keinem Menschen. Er las andächtig den Brief, als ob er an ihn selbst gerichtet sei, und wenn Philipp gewußt hätte, was in der Stube seines Großvaters vorging, so würde

er sich nicht wenig darüber beruhigt gefühlt haben, daß er den ersten Brief vernichtet hatte. Der Inhalt gefällt mir, fuhr Fastemann in seinem Selbstgespräch fort. Die Arbeit sagt ihm zu und wir gefallen ihm. Dabei ist er verständig genug, einzusehen, daß das Geschäft vorangeht und aus der Ferienzeit nichts werden kann. Hierauf sah er sich nach dem Couverte um, und als er dies völlig unbrauchbar und zerrissen fand, kam er auf den Gedanken, selbst eine neue Adresse zu schreiben. Davon nahm er jedoch Abstand, da er nur zu bald einsah, daß er auf diese Weise sich selbst verrathen könne. Er beschloß daher, den Brief gar nicht abzusenden, und als der Laufbursche kam, übergab er ihm die übrigen Briefe und behielt den von Philipp zurück.

Er dachte übrigens doch noch eine Weile über die Angelegenheit nach und mit einem Male kam es ihm vor, als dürfe man den unbedeutenden jungen Menschen gar nicht auf den Gedanken kommen lassen, daß er hier irgendwie nützlich sei und nicht jeden Tag entbehrt werden könne.

Mit diesem Gedanken ging Fastemann in den Garten, um seine Pfeife zu rauchen und womöglich bei dieser Gelegenheit mit Philipp zu sprechen. Es währte denn auch nicht lange, so begegnete er dem jungen Menschen, der des Sonntags Nachmittags nichts Besseres zu thun wußte, als einen Spaziergang im Garten zu machen und dort von einer kleinen Anhöhe herab die Umgegend zu betrachten und mit den vorübergehenden Landleuten einige Worte zu wechseln. Der alte Fastemann näherte sich ihm und sagte: „Es ist ein ganz gemächliches Leben hier, nicht wahr?“

„Des Sonntags besonders,“ antwortete Philipp.

„Zu meiner Zeit war das anders,“ entgegnete der Alte, „da mußten die jungen Leute mehr arbeiten. Zum Winter werden wir hier wohl gar keine Hilfe mehr nöthig haben.“

„Herr Münster meinte, daß wir im Winter einmal die Bücher gründlich in Ordnung bringen könnten,“ versetzte Philipp.

„Bei mir ist Alles in Ordnung,“ erwiederte mürrisch der Alte, „wenn aber Münster meint, daß er für einen Dritten zu thun hat, so habe ich auch nichts dagegen, mir steht hier Niemand im Wege, wenn man nur nicht sich selbst hier im Wege steht.“

„Ich bin hier glücklich,“ sagte Philipp.

„Um so besser,“ entgegnete Fastemann, „im andern Falle stände die Thür auch jeden Tag offen.“

Philipp sah seinen Großvater an. Es schien ihm ein glücklicher Zufall, daß das Gespräch eine solche Wendung genommen hatte. Er bereute in diesem Augenblicke, so rasch auf Herminens Brief geantwortet zu haben. „Sollte ich,“ fragte er zögernd, „wohl ein paar Tage entbehrt werden können?“

„Entbehrt werden?“ spottete Fastemann, „nun, ich glaube, wir werden deshalb keinen Stein weniger abliefern.“

„Wenn ich in den ersten Tagen des September auf einige Tage fort könnte, würde das für mich und meine Freunde in Rothenburg eine große Freude sein.“

„Mir ist nichts daran gelegen,“ entgegnete der alte Fastemann, „ich verlange gar keine Wiederkehr.“

„O, das meine ich nicht,“ rief Philipp rasch.

„Auch gut,“ meinte Fastemann gleichgiltig, „ein Esser mehr oder weniger ändert hier nichts.“ Der Alte war übrigens froh, daß die Briefgeschichte auf diese Weise erledigt war. Philipp meinte, er wolle eine Zusage schreiben, da er heute bereits einen Brief abgeschickt habe, der eine Ablehnung enthalte. Der Alte entgegnete, seine Ankunft sei in jedem Fall die beste Antwort. Darauf machte er Philipp einen Vorwurf, daß dieser nicht offenherzig sogleich mit ihm über die Sache gesprochen habe.

„Ich wollte Ihre Güte nicht mißbrauchen,“ sagte Philipp.

Fastemann zuckte die Achseln, als halte er dies für einen albernen Vorwand. Als er jedoch den jungen Menschen ansah und Thränen in dessen Augen entdeckte, änderte er seinen schroffen Ton und rieth ihm, in Zukunft offenherziger zu sein. Damit war das Gespräch geendigt. Fastemann kehrte sich um und fuhr fort, seine Blumen und Fruchtbäume zu besehen, während Philipp die Gelegenheit wahrnahm, um unbemerkt wieder in das Haus zu gehen und im Büreau einen zweiten Brief mit ganz anderm Inhalt zu schreiben.

Wie gewöhnlich fand er dort Münster,

der mit seinen Büchern beschäftigt war. „Ich dachte, Sie gingen spazieren," fragte er den eintretenden Philipp.

„Allein?" entgegnete dieser.

„Warum nicht? Einsamkeit ist die beste Gesellschaft."

„Ich für mein Theil," entgegnete Philipp, „ziehe es vor, mit Jemand zu gehen, mit dem ich plaudern kann, ich war das in meinem Städtchen so gewohnt und hier habe ich keinen sterblichen Menschen. Gehen Sie nie spazieren, Herr Münster?"

„Selten, aber heute hätte ich wohl Lust dazu," entgegnete dieser gutmüthig, denn er hatte Mitleiden mit dem armen Jungen, der sich so verlassen fühlte.

„So lassen Sie uns zusammen gehen," bat Philipp, der seinen Brief doch erst später absenden konnte.

(Fortsetzung folgt.)

Petrarca.

Von

Moriz Carriere.

Petrarca ist auf literarischem Gebiet der glänzendste Repräsentant des Uebergangs vom Mittelalter in die Renaissance, der sich überhaupt zuerst und am vollständigsten in Italien vollzog; dort bestimmte die Wiedererweckung des Alterthums den formalen Schönheitssinn; in der deutschen Malerei, im englischen Drama wie im Volksliede brach die selbständig freie Subjectivität die Schranken der kirchlichen Ueberlieferung und der Rittersitte, und gab der Individualität ein charakteristisches Gepräge, das zuerst nach Wahrheit trachtete, dann erst nach Wohlgefälligkeit. Als Rudolf von Habsburg den Thron bestieg, da drängten sich die ritterlichen Poeten an ihn heran, aber er war mit nüchternem Sinn bedacht, dem Reich den Frieden gegen die adeligen Räuber zu schaffen und sich eine Hausmacht zu gründen; das minniglich Schwärmerische, das abenteuerlich Phantastische lag ihm fern, er ließ die literarischen Epigonen, die noch davon sich geistig und leiblich nähren wollten, unbeachtet stehen und es kümmerte ihn nicht, wie sie darüber klagten und ihn verklagten. Noch bildete das Ritterthum ohne die ideale Weihe aus der Zeit der Kreuzzüge die höfische Gesellschaft und zeigte in den Turnieren neben der Kraft des Armes und der Gewandtheit in der Waffenführung die vornehme Sitte und den Glanz einer stattlichen Erscheinung, und da fanden sich auch Versemacher ein, welche Heroldsdienste verrichteten, die Wappen in gereimten Beschreibungen schilderten, in Reimsprüchen die Turnierordnung ausriefen und den Sieger mit einem Ehrenlied begrüßten. Ein solcher ist der Suchenwirt, der die Thaten der österreichischen Edeln am Ende des vierzehnten Jahrhunderts besingt, mit geblümten Phrasen anhebt, dann trocken erzählt und gewöhnlich das Lob eines Helden mit dem Hinblick auf sein Wappen beschließt. Es liegt ganz im allegorieliebenden Geschmack der Zeit, wenn die Wappenthiere als Symbole der Helden, die Helden unter der Gestalt der Wappenthiere besungen werden. Auch der Suchenwirt klagt über den Verfall des Ritterthums, das statt Gott und den Frauen zu dienen, Wittwen und Waisen zu schützen, bei Tanz und Spiel verliege oder räuberisch am Wege lagere. Die Hoffnung, daß es besser werde, hat sein Freund, der Teichner, bereits aufgegeben; er entsagt dem Gaukelspiel der Welt und wird ein ernster Sittenprediger. Hans Beheim, der sein ehrsames Weberhandwerk verlassen hat, um an den Höfen seine Kunst zu üben, preist seine Dienstherren nach dem würdelosen Wahlspruch: Weß Brot ich esse, deß Lied ich singe.

Wie waren doch unsere bürgerlichen Meistersänger von wahrhaft edlerm Schlag! Sie blieben auf dem Felde der Poesie noch Handwerker in der Kunst, zu deren freier Höhe die bessern Maler oder Bildhauer sich erhoben, aber sie trieben die Kunst um Gotteswillen und zu eigener Seelenfreude. Wie sie in Deutschland um die Wette sangen und den Sieger krönten, so finden wir am ersten Mai in Frankreich die Blumenspiele zu Toulouse, wo der Rath 1324 alle Poeten aufgefordert hatte, zusammen zu kommen und freudigen Herzens um den Preis eines goldenen Veilchens zu kämpfen. Eine reiche Bürgerin, Clemence Isaure, die Sappho von Toulouse, erneuerte die Kämpfe, indem sie auch noch eine silberne Rose stiftete. In Nordfrankreich und Belgien bildeten sich die Kammern der Rhetoriker, die das Band mit der Musik lösten und sich nach der Art gelehrter Literaten-

vereine auf das gesprochene Wort beschränkten.

Indeß den künstlerischen Abschluß für die Poesie der Troubadours und Minnesänger gab Petrarca in Italien, wo die Liebe bereits als Genuß der Schönheit aufgefaßt ward und nun das neuerwachende Studium des classischen Alterthums den Sinn für formale Vollendung ausbildete. Bei Petrarca sind der Dichter und der Mensch nicht eins, wie bei Dante, er ist vielmehr eine doppel- und mehrseitig schillernde Natur, es ist viel Scheinsames an ihm, in trüber, gährender Zeit geht der Zauber der reinen, klaren Form ihm auf, und nun beherrscht ihr Reiz und die Rücksicht auf sie das Gemüth und überwiegt den Gehalt. Das ist seine Größe, daß in seiner Seele schon der Geist des Alterthums eine Wohnstätte gewonnen und wenn seine innige warme Liebe zu Italien vergebens auf eine politische und religiöse Reformation gehofft, so hat er mit rastloser Begeisterung an der Wiedererweckung der antiken Literatur gearbeitet und ist dadurch der Morgenbote eines neuen Weltalters humaner Bildung für sein Vaterland geworden, hat diesem dadurch eine dritte Führerschaft Europa's vorbereitet. Hochgeehrt in seiner Zeit und viel gepriesen von seinen Freunden während mehrerer Jahrhunderte, hat er grade in dem unsrigen — ich erinnere an Schlosser und Ruth — das harte Verdammungsurtheil erfahren, daß er ein gesinnungsloser Höfling, ein heuchlerischer Schmeichler, ein nur vorgeblich contemplativer Schönredner gewesen. Allerdings suchte Petrarca die Gunst der Großen und die Beifallsbezeugungen des Volkes, aber er verwerthete seinen Ruhm und seinen Einfluß, um zum Heile der Menschheit zu wirken; er richtete seine mahnende strafende Rede an Kaiser und Papst, und bewies durch die That, daß die Colonnas ihm theuer, theurer aber Rom und Italien waren. Fürsten und Städte suchten seinen Rath und seine Vermittlung, indem sie auf seine weltmännische Gewandtheit, wie auf den Glanz seines Namens rechneten, und sie hörten auf seine Stimme, weil sie sich dieselbe für die Nachwelt sichern und gewinnen wollten. Er war der Liebling des Jahrhunderts, der sich vieles erlauben durfte, er stand mit allen hervorragenden Zeitgenossen in persönlichem oder brieflichem Verkehr, er war das Orakel der nach Bildung Verlangenden, er gefiel sich in dieser Stellung, aber er benutzte sie, um in der gewaltthätigen Zeit des Verfalls einer überlieferten Gesittung die Macht des Geistes zur Geltung zu bringen. Das war nicht bloß durch kleinliche Künste der Eitelkeit, das war nur möglich, wenn ein großes Talent sich selber einsetzte. Wir werden in mancher Beziehung durch ihn an Alexander von Humboldt erinnert. Und halten wir fest, daß eine bedeutende, die Menschheit fördernde Wirkung doch nur das Ergebniß einer wirklichen Kraft sein kann, so mögen wir immerhin zugestehen, daß er die Geheimnisse seiner Seele in Zwiegesprächen mit dem heiligen Augustin dem Publicum zu Gehör beichtete, daß er in seinen Briefen an die Nachwelt sich selbst so zurecht setzte, wie er gern von ihr gesehen sein wollte, daß er eine einseitig ästhetische, keine ethische Natur war, ein Mann des schönen Scheins, der ja nicht gehaltlos zu sein braucht, auf den es ja in der Kunst ankommt, und der auch im Leben nicht zu verachten ist. Um sich selbst mit Würde zu verbrämen, wirft der gereifte Mann in lateinischen Schriften geringschätzige Seitenblicke auf seine italienischen Liebesreime, wie auf Jugendverirrungen, aber er fühlt doch, daß sie grade ihn unsterblich machen und darum wird er auch im Alter nicht müde, an ihnen zu glätten und zu feilen. In der lateinischen Prosa hatte er sich den Cicero zum Muster erkoren, und wie bei diesem der Schriftsteller größer ist als der Mensch, der Denker, der Staatsmann, ebenso bei Petrarca; nicht was er sage, sondern wie er es sage, war auch hier sein erstes Augenmerk; dafür aber lebte zum ersten Male nach den barbarischen Wörtern und Satzgefügen der Scholastiker und Kanzleien in seinem Stil der Adel der lateinischen Sprache in Kraft und Eleganz wieder auf, während aller weiche Wohllaut, dessen das Italienische fähig ist, im Tonfall seiner Verse das Ohr entzückt.

Petrarca war 1304 in Arezzo geboren. Sein Vater war in demselben Jahre wie Dante aus Florenz verbannt worden und siedelte bald darauf mit seiner Familie nach Avignon über, wo damals der päpstliche Hof residirte. Der Sohn sollte in Montpellier und Bologna die Rechte studiren,

aber seine rege Phantasie führte ihn dort zu der Poesie und dem Leben der Troubadours, sein wissenschaftlicher Eifer hier zu Virgil und Cicero. Sein Vater starb früh und der zweiundzwanzigjährige Jüngling trat in den geistlichen Stand ein, um durch Erlangung einer Pfründe den Musen leben zu können. Da sah er in der Kirche am Charfreitag des Jahres 1327 Laura, die Gattin Hugo's de Sade, und entbrannte in Liebe zu ihr; nach Art des mittelalterlichen Minnedienstes huldigte der Kleriker nun der Verheiratheten in seinen Liedern; er zog sich in die Einsamkeit zurück und erfüllte die Luft von Vaucluse mit seinen poetischen Seufzern, die sofort allgemeine Bewunderung erregten. Laura wußte in einer Mischung von sittlichem Tact und Selbstgefälligkeit den Begehrlichen in seine Schranken zu weisen, den Verzweifelnden lächelnd wieder heranzuziehen, und während er davon sang, wie ihre Schönheit ihn zur Tugend und zum Himmel führe, tröstete er sich über das versagte Glück in ihren Armen durch eine wilde Ehe auf dem Lande oder durch die Gunst der buhlerischen Königin Johanna von Neapel. Noch gedachte er seinen Dichterruhm durch das lateinische Epos Afrika zu begründen, das in der Geschichte des dritten punischen Krieges die alte Römergröße und den Scipio besingt, längst aber ungenießbar geworden ist. Er strebte durch eine öffentliche und feierliche Krönung in Rom den Lorbeer zu erlangen. Er ward dazu eingeladen, ging aber zuerst nach Neapel, um von König Robert durch ein Examen seine Würdigkeit in Kunst und Poesie prüfen zu lassen. Mit dem Mantel dieses Königs angethan, erschien er 1341 in Rom, zwölf scharlachbekleidete Knaben eröffneten den Zug auf's Capitol, die angesehensten Männer folgten, und unter dem Jauchzen der Menge setzte ihm der Senator Orso den Kranz auf's Haupt. Das Diplom erklärte, daß Gott das Princip der Heldentugend und des Genies in der ruhmvollsten Stadt von Ewigkeit eingepflanzt habe, daß die Männer des Schwerts durch die Dichter unsterblich geworden. Zwar meinten viele, die Poesie bestände in nichts als in lügnerischen Erfindungen. Aber das Amt des Dichters sei hoch und ernst, die Verkündigung der Wahrheit in anmuthigen Formen und Farben. Das ist das Glück des Genius, daß, wenn er seine persönlichen Neigungen und Leidenschaften befriedigt, er zugleich eine Mission für die Menschheit erfüllt. Wie Petrarca die Krönung betrieb und in Scene setzte, erscheint sie als ein Schaustück der Eitelkeit und doch lautet das Urtheil der Geschichte, wie Gregorovius es verkündet: Mitten unter den Freveln der Parteikämpfe, in der düstern Verlassenheit Roms, glänzte der Ehrentag eines Dichters von dem milden Lichte reiner Menschlichkeit; er rief vom classischen Capitol herab der in Haß und Aberglauben versunkenen Welt in's Bewußtsein zurück, daß die erlösende Arbeit des Geistes ihr ewiges Bedürfniß, ihr höchster Beruf und ihr schönster Triumph ist.

Schon früher war Petrarca durch seine Sehnsucht nach Rom geführt worden, schon früher hatte er den Papst zur Rückkehr dorthin in einer poetischen Epistel aufgefordert, und man kann sagen, daß fortwährend aus seinem Munde die Stimme Italiens gegen die Abwesenheit des Hauptes der Christenheit protestirte. Da begannen die alten Steine mit ihren Inschriften zu einem jungen Notar in Rom zu reden und ihn für die Größe und Freiheit seiner Vaterstadt zu entflammen und dieser, Cola Rienzi, ward als Sprecher des Volkes gegen den Druck der Aristokraten nach Avignon gesandt. Dort sah er Petrarca, beide schwärmten mit dichterischer Phantasie von der Wiederherstellung Roms, und heimgekehrt beschloß Cola den Traum von der alten Herrlichkeit zu verwirklichen, „was er lesend gelernt hatte, handelnd zu unternehmen." Wie Don Quixote von seinen Ritterbüchern aus die Welt im Schimmer der Romantik sah und auszog, darnach zu leben und zu wirken, so auch der junge Römer im Bann der Geistersprüche, die aus den Dichtern, Rednern, Geschichtschreibern, wie aus den Ruinen des Alterthums ihn umklangen; in weißer Toga predigte er von dem Majestätsrecht des römischen Volks, das er retten wolle aus der Gewalt des räuberischen Adels, und während der des Narren spottete, der den Staat durch Bilder reformiren wolle, die er öffentlich ausstellte, um das Volksgemüth zu entflammen, zog Cola in feierlicher Procession aus der Kirche am Pfingstmorgen auf das Capitol, wohin er das Volk durch Herolde zur Versammlung berufen hatte; seine feurige Rede stellte die Mißbräuche und

das Elend der Gegenwart in Contrast mit der Verfassung und Größe der antiken Republik; das Volk genehmigte die neue Ordnung der Dinge, die er nach dem Muster der Alten vorschlug, und übertrug ihm jubelnd die unumschränkte Gewalt als seinem Tribun und Reformator des Staats. Bestürzt entflohen die Großen, das Volk stand in Waffen, aber es ward kein Blut vergossen, der Adel huldigte auf den Ruf Cola's seiner Verfassung. Der Tribun schrieb an die römischen Provinzen, an die Städte Italiens, das Joch abzuwerfen und die freie Verbrüderung eines heiligen und untheilbaren Italiens zu schließen; am ersten August solle in Rom ein gemeinsames Nationalparlament gehalten, eine Bundesgenossenschaft mit dem Haupte Rom gegründet werden. Und daß er diese große Idee ausgesprochen, daß er sie durch Italiens eigene vereinte Kraft ausgeführt wissen wollte, bleibt Cola's weltgeschichtliches Verdienst; wenn er nun auch trunken vom ersten Glück und von der Vergötterung des Volkes mit prunkenden Reden, festlichen Aufzügen und theatralischem Gepränge eine politische und religiöse Umwälzung und Neubildung zu vollziehen wähnte, wie man ein Schauspiel aufführt, während dazu die ganze sittliche Energie und das ganze organisatorische Genie eines Cromwell und die ernste und gründliche Mitarbeit des Volkes nöthig gewesen wäre. Die gute Natur des Volkes zeigte sich beim ersten Lichtstrahl des Friedens und der Freiheit; ein heimkehrender Bote erzählte, wie er den Stab Rienzi's durch's Land getragen und die Menschen vor demselben niedergekniet und ihn mit Freudenthränen geküßt hätten, weil nun die Straßen und Wälder sicher vor Räubern seien. Petrarca sah mit Stolz und Wonne, daß Italien sich wie durch einen Zauberschlag aufrichte und sein Ruhm bis an's Ende der Welt dringe; er rief dem Tribun Heil zu und ermahnte das Volk, ihn wie einen Gottgesandten zu ehren, jetzt gelte es, die Freiheit zu behaupten und das Reich wieder zu erlangen. Die Adelsgeschlechter Italiens, mit denen er sonst so gern verkehrte, sind jetzt fremde Eindringlinge, nach ihren Wappenthieren geartet, taub gegen das Flehen der Armen, blind für die Thränen der Frauen und Kinder; ein Sohn Roms aber steht auf dem Felsen Tarpeias, um aus aller Noth zu erlösen, und nie ist einem Sterblichen der Weg zur Größe so leicht gebahnt gewesen. Hören wir einige Strophen der prächtigen Canzone:

Du edler Geist, Regierer jener Hülle,
In der ein Held die Pilgerschaft hienieden
Vollendet, klug, erfahren und verwegen,
Nun dir der Stab der Ehren ward beschieden,
Mit dem du Rom von seines Irrsals Fülle
Zurückführst mahnend zu den alten Wegen,
Ruf' ich dir zu! Wo fänd' ich sonst ein Regen
Der Tugend, der die Menschen überdrüssig?
Wo einen Mann vor böser That erbangend;
Weß bist du wohl erwartend, weß verlangend,
Italia? Trotz deiner Noth unschlüssig,
Alt, fühllos, träge, müssig?
Schläfst du für immer? Wird dich Niemand wecken?
Am Haar möcht' ich dich aus dem Schlafe schrecken!

Nein, nimmer wird aus diesem dumpfen Brüten
Ein Menschenruf die matten Glieder rütteln
Von schwerer Wucht am Boden festgehalten.
Doch du, deß Arme kräftig sind zu schütteln
Und aufzurichten, du hast nun zu hüten
Rom, unser Haupt, nicht ohne Schicksalswalten.
So leg' denn Hand an; die zerstreuten alten
Ehrwürd'gen Locken fasse mit Vertrauen,
Daß aus dem Schlamm die Faule sich erhebe!
Ich, der ich Tag und Nacht um sie erbebe,
Ich muß auf dich mein höchstes Hoffen bauen;
Soll wieder aufwärts schauen
Das Volk des Mars zu seines Ruhmes Hallen,
So wird dies Glück in deine Tage fallen.

Die alten Mauern, die mit Furcht und Zittern
Und Liebe heute noch die Welt erfüllen,
Wenn sie sich wendet zu vergangnen Tagen,
Die Gräber, drin bestattet sind die Hüllen
Derer, die nicht vor dieser Welt Zersplittern
Vom Ruhm vergeßne Namen werden tragen,
Dies alles, was jetzt ein Ruin erschlagen
Hofft nur von dir jedweder Noth Zerstreuung.
O treuer Brutus, große Scipionen,
Wie werdet ihr mit Dank die Kunde lohnen
Von eures Amtes würdiger Erneuung!
Wie richtet in Erfreuung
Fabricius sich auf und ruft hernieder:
Mein Rom, mein Rom, du wirst noch herrlich wieder!

Aber statt alle Kraft der politischen Aufgabe zuzuwenden, verglich sich Rienzi mit Christus und bezog die Messiashoffnungen der Mystiker auf sich; er meinte mit seinen Erlassen die Tyrannen der italienischen Städte zu vertreiben und durch die Schenkung des römischen Bürgerrechts den Particularismus zu brechen; er lud Papst, Kaiser und Könige nach Rom, um ihre Aemter von der Majestät des römischen Volkes zu empfangen. Der Riesenschatten des antiken Reichs, der auf Rom lag, wurde von den Enkeln für ein wirkliches Wesen gehalten, sagt der geistvolle Geschichtschreiber der Stadt und findet in

Dante's und Petrarca's Lehren Milderungsgründe für die Phantastereien des Tribunen. Er meinte etwas gethan zu haben, wenn er die neuen Bundesartikel Italiens auf eherne Tafeln eingraben ließ und aus dem Bundestage der Nation ward ein eitles Verbrüderungsfest mit der Farce eines Ritterschlags und des Rosenwasserbades, das Cola im Taufbecken Constantin's vornahm, worauf er sich mit sechs Kränzen krönen und zum Augustus, wie zum Candidaten des heiligen Geistes ausrufen ließ. Das Volk schlug eine Empörung der Barone nieder, aber nun verwandelte sich der Tribun in einen grausamen und schwelgerischen Tyrannen; aus dem Taumel des Rausches verfiel er in muthlose Schwäche, als der Papst jetzt gegen ihn einschritt; er legte seinen silbernen Kranz und sein stählernes Scepter auf den Altar der Jungfrau von Aracoeli nieder und entfloh; sein Werk verschwand von der Bühne der Welt wie ein Carnevalspiel von der Herrlichkeit des Alterthums; ein nebelhaftes Vorspiel von dessen geistiger Wiedergeburt. Umsonst hatte Petrarca zu Maß und Besonnenheit gemahnt: „Wo ist dein Genius, der dir guten Rath eingibt? Wenn es wahr ist, was ich höre, dann lebe wohl auch du, mein Rom, auf lange Zeit!“ Dann in Avignon wegen der Verfassung Roms um Rath gefragt, verlangte er eine demokratische Verwaltung; die Römer sollten den Senat mit Männern des Volks selbst besetzen; dem Adel und seiner Parteisucht müsse die Alles verpestende Tyrannei entrissen werden. Rienzi lebte mehrere Jahre unter schwärmerischen Einsiedlern in den Abruzzen, und erschien plötzlich vor Karl IV. in Prag; der aber forderte praktische Mittel zum Römerzug statt der Prophezeiungen Merlin's und der weissagenden Träume von einer irdischen Dreieinigkeit des Kaisers, Papstes und Volkstribuns; er ließ ihn gefangen setzen und lieferte ihn nach Avignon aus. Dort nahm Petrarca seiner sich an, der Dichter wollte nicht, daß einem Patrioten die Begeisterung für die Größe und Freiheit zum Verbrechen gerechnet werde; er beklagte den unwürdigen Ausgang, aber pries den glorreichen Anfang Cola's und hieß die Römer ihren Bürger vom Papst zurückfordern, denn das Reich gehöre der Stadt Rom und wenn auch nichts von ihr mehr übrig wäre, als der nackte Fels des Capitols. Und ein neuer Papst, Innocenz VI., gedachte den Kirchenstaat wieder aufzurichten und sandte mit dem großen Staatsmann Albornoz auch den phantastischen Rienzi nach Rom, wo dieser Senator ward und zum zweiten Male, nun im Dienste der Kirche, regierte; aber er war älter, doch nicht verständiger und fester geworden, nur seine Ideen hatten ihren Flug, seine Worte ihren Zauber verloren. Er lachte und weinte in einem Athem. Geldnoth trieb ihn zur Bedrückung des Volks, Gewaltmaßregeln erbitterten den Adel; vergebens entfaltete er das Banner Roms gegen eine Empörung und wies auf die goldnen Buchstaben senatus populusque Romanus, die für ihn reden sollten; von einem Degenstoß ward er durchbohrt, sein Leichnam durch Juden im Mausoleum des Augustus verbrannt, die Asche wie jene Arnold's von Brescia zerstreut. Er war der Letzte, den der Glaube des Mittelalters an die Weltmacht Roms noch einmal begeisterte, aber zugleich zeigte er prophetisch seinem Vaterland das Ziel der Zukunft und verkündete die Ideen einer neuen Zeit; die geniale Art, wie er sie aussprach, gab ihm jene magisch verstrickende Gewalt über die Herzen, wenn auch die träumerische oder lächerliche Art, wie er sie zu verwirklichen wähnte, ihm den tragischen Sturz bereitete. Gregorovius nennt sein ganzes Leben ein Gedicht und ihn selbst einen in die Politik verirrten Poeten; die Phantasie Roms hat diese Gestalt erzeugt, sie ist aus der dichterischen Kraft des Volksgeistes zu erklären, „ein Heldenspieler im zerlumpten Purpur des Alterthums,“ ist er selbst das Abbild Roms in seinem Verfall, und darum charakteristisch für unsere Betrachtung des Phantasielebens der Menschheit.

Die Erneuerung der römischen Republik in der politischen Sphäre war ein Traum, die Wiedererweckung des Alterthums im Reiche des Geistes, der humanen Bildung, Kunst und Wissenschaft aber war die reale Aufgabe, der nun Petrarca seine Kraft widmete. Ueberall auf seinen Reisen in Italien, Frankreich, Deutschland und durch seinen brieflichen Verkehr in England, ja bis nach Konstantinopel weckte er das Interesse für die classischen Schriftsteller, für die Entdeckung, die Sammlung und das Studium ihrer Werke. Hier war nun der Dichter Boccaccio sein eifrigster Genosse,

und die eigenen Bücher, die er schrieb, der Trostspiegel im Glück und Unglück, in welchem Freude und Schmerz, Furcht und Hoffnung sich unterreden, seine Briefe an die von ihm bewunderten Männer des Alterthums, seine Lebensbeschreibungen römischer Helden, seine historischen Erzählungen, anekdotenhaft gefällig und stets mit Rücksicht auf die Anwendung für's Leben vorgetragen, sie waren nach Form und Inhalt die Frucht jener Studien für ihn selbst und für die Nation.

Daneben fuhr er fort, gegen Avignon, „die Weltkloake," zu eifern. Die Sündenlast schreit zum Himmel, daß Feuer herabregne, heißt es in einem seiner Sonette; ein anderes schildert das Verderbniß der Kirche und des päpstlichen Hofes mit folgenden Worten:

Herberge du des Zornes, des Jammers Quelle,
Des Irrthums Schule, Haus der Ketzereien,
Einst Rom, nun Babel, die wir maledeien,
Weil ihr entsprang endloser Thränen Welle.

Werkstatt des Trugs, der Unschuld Marterstelle,
Pfuhl, den die Bösen ihren Lüsten weihen,
Hölle Lebendiger, hoffst du auf Verzeihen?
Ein Wunder wär's, daß dich nicht Gott zerschelle!

Gegründet arm und keusch, blickst frech du nieder
Auf deinen Gründer, zeigst der Hörner Stärke,
Schamlose! Wie soll Hoffnung dir noch frommen?

Auf was? Auf deiner Buhlen schnöde Werke?
Auf deinen Raub? Constantin kehrt nicht wieder,
Und was er schenkte, werde dir genommen!

Ein anderes Sonett schließt:

Zerschlagen werden deine Truggestalten,
Zertrümmert sinken deine Burgen nieder,
Es frißt die Flamme die darinnen schalten;

Dann kehrt die Unschuld schöner Seelen wieder
Zur Erde, golden wird sie sich gestalten,
Und alte Tugend preisen neue Lieder.

Und dann erhebt er noch einmal seine Stimme für das geliebte Vaterland in der berühmten Canzone an die Machthaber Italiens, die er zur Einigkeit und zur Befreiung vom fremden Joch, zur Vertreibung der Söldnerschaaren auffordert. Er hebt an:

O mein Italien, ob kein Wort das Fieber
Der tödtlich tiefen Wunden,
Die deinen schönen Leib durchwühlen, heile,
So sei doch meine Klage so erfunden,
Wie Arno hofft und Tiber
Und Po, an dem ich jetzt mit Schmerzen weile!

Sagt, was soll das Schwert der Fremdlinge auf dem Boden der Heimath! ruft er entrüstet aus. Hat doch die Natur die Schirmwand der Alpen aufgethürmt, und Marius und Cäsar die wilden Eindringlinge hinausgeworfen. Aber ihr, in niederm Zwist gespalten, laßt der Erde schönsten Fleck zerreißen.

Ihr Herrscher, seht, wie rasch die Zeiten fliehen
Und wie das Leben leise
Mitflieht und wie der Tod im Rücken lauert.
Noch seid ihr hier — seid eingedenk der Reise!
Nackt muß die Seele ziehen
Zum dunklen Paß, von Einsamkeit umschauert.
So lang der Weg noch dauert,
Legt ab den Groll, den Haß und das Verachten,
Verkehrte Winde für die Fahrt durch's Leben.
Die Zeit, die ihr zum Streben
Nach Schaden braucht, laßt sie zu edlem Trachten
Im Rath und in den Schlachten
Fortan verwendet werden,
Um echten Ehrgeiz rühmlich zu bekunden!
Nur so wird Heil auf Erden,
Und offen einst der Himmelsweg gefunden.

Und nun jene göttliche Stanze, wie Alfieri sie nannte, die Machiavelli zum Schlusse seines Buchs vom Fürsten erkor:

Ist dies der Boden nicht, der mich erzogen?
Ist's meine Wiege nicht,
Das süße Nest, das traulich mich umfangen?
Mein Vaterland und meine Zuversicht,
Die Mutter, fromm gewogen,
Die meiner beiden Eltern Staub empfangen?
Um Gott, hört mein Verlangen
Und laßt euch endlich rühren! Mit Erbarmen
Schaut dieses schmerzenreichen Volkes Zähren,
Die Hilfe nun begehren
Nächst Gott von Euch. Gebt, daß ihr wollt erwarmen
Nur einen Wink den Armen,
Und gegen Wuth wird Tugend
In Waffen stehn und kurz wird sein das Kämpfen,
Denn in Italiens Jugend
Ließ sich noch nicht der Muth der Väter dämpfen!

Wie solche Zeitgedichte Petrarca's der Gipfel aller Sirventesen, der Streit- und Rügelieder der Troubadours sind, so wurde die Minnepoesie in den Sonetten und Canzonen zu Ehren Laura's vollendet und abgeschlossen, ähnlich wie später das höfische Epos des irrenden Ritterthums durch Ariost. Durch Kekule und Biegeleben haben wir eine vortreffliche Uebersetzung erhalten, der ich mit wenigen Aenderungen folgen kann.

Petrarca ist Kunstlyriker und statt der Lieder, die ein unmittelbarer Aushauch der Seelenstimmung, ihre Melodie mit sich bringen und in leichten sangbaren Weisen erklingen, liebt er das Sonett, das schon in seiner Gestalt auf Satz, Gegensatz und Vermittlung hinweist, in lang austönenden Versen zur Betrachtung einladet, aber in seiner Kürze auch wieder den Gedanken krystallinisch gleich einem Edelstein zu schleifen

anreizt; und so finden wir bei Petrarca ein Spiel mit Empfindungen in zierlichen Redewendungen, eine wohlgeschulte Gefühlsdialectik, die sich zu Antithesen zuspitzt, und wie sie an Feinheit und Klarheit die Vorgänger, von denen sie vieles aufnimmt, alle übertrifft, so zu einer überreichen Nachfolge anreizt, die mehr durch sinnreiche Einfälle, gewandte Technik und wohllautende Reime als durch Originalität und Wahrheit des Gefühls und Ausdrucks glänzt. Auch bei ihm selber schon wirkt die Variation desselben Gedankens in symmetrisch gegliedertem Strophenbau und der klangvollen Sprache wie Musik. Er schwelgt im wundersamen Glanz von Laura's holden Augen und klagt, daß diesen das Glück versagt sei, sich selbst zu sehen; ihm sind sie die Sterne, die ihn im Sturm auf den Wogen des Lebens zum Hafen leiten, ihn treibt der liebende Gedanke, der ihrem Blick entstrahlt, zu Thaten und Gesängen, ihr verdankt er's, wenn er die Unsterblichkeit erringt. Sie ist die Krone der Schöpfung, die ganze Natur ist verklärt in ihr.

Wo fand die Liebe Adern Goldes, webend
Zwei blonde Flechten? Und die frischen Rosen
An welchen Büschen? Und auf welchen Moosen
Den duft'gen Schnee, ihm Puls und Athem gebend?

Woher die Perlen, wo gezügelt schwebend
So süße Worte fremd und sittig kosen?
Woher der Stirne Pracht, der wolkenlosen,
In heiterm Reize sich zum Himmel hebend?

Aus welcher Engel Sphären stieg uns nieder
Der himmlische Gesang, der mich durchhaucht,
Und schmelzt, daß kaum zu schmelzen was geblieben?

Aus welcher Sonne quoll der glanzvoll lieben
Freiaugen Licht, das Krieg und Frieden wieder
Mir gibt und mich in Eis und Feuer taucht?

* * *

So glänzend sah ich nie die Sonne steigen,
Wenn sich des Himmels Düfte rings verzogen,
Nie nach dem Regen den geschmückten Bogen
So blühende Farben in den Lüften zeigen,

Wie damals, als ich ihr mich gab zu eigen,
Von süßer Flammen anmuthsvollem Wogen
Das Engelsantlitz lieblich schien umflogen,
Vor dem sich Erdenreize schüchtern neigen.

Ich sah den Liebesgott so selig lenken,
Die schönen Augen, daß mir dunkler Schatte
Seitdem auf alles andre sank hernieder.

Sah, wie sein Bogen mich zum Ziele hatte,
Darf nimmer nun an sichre Tage denken,
Und säh so gerne doch so Süßes wieder.

Nur aus dem Lande der Ideen kann ihre Schönheit stammen und wer sie geschaut, der sucht das göttlich Schöne; wie Gott anschauen das ewige Leben ist, so verleiht ihr Anblick Seligkeit im wechselvollen irdischen Dasein. So verwebt Petrarca den Platonismus mit der mittelalterlichen Liebespoesie. Das conventionelle Preisen wird zu einem Idealbild der weiblichen Natur; er sieht in der Geliebten

Bei edlem Blut ein still demüthig Leben,
Bei hohem Geist ein kindlich rein Gemüthe,
Die Frucht des Alters bei der Jugend Blüthe,
Ein fröhlich Herz, das Mild' und Ernst umweben.

Sie hat sich vom Himmel herabgeneigt, um den Dichter dorthin emporzuheben; er singt:

Der Tugend Blüthe du, der Schönheit Quell,
Die mir das Herz von Niedrigkeit gereinigt!

Dieser veredelnde Einfluß der Liebe kommt ihm namentlich nach Laura's Tod zum Bewußtsein; das Bild ihrer Seelenschönheit hebt sich in seinen rührenden Klagen auf dem dunklen Grunde der Wehmuth um so reiner hervor. Glühend, und doch das Heil der Seele suchend, konnte er in das schöne strenge Antlitz schauen, sie hat ihm Tugend, er ihr Ruhm bereitet. Ich bin nicht todt, o, wärst auch du am Leben! vernimmt er als Geistergruß aus dem Jenseits; ach, nur die Thräne kann auf Erden dauern! seufzt er leise und hofft, daß, wenn sein Lied so mächtig werde wie sein Leid, dann die Edelsten das Andenken der Geliebten bewahren werden.

Wie herrlich sahen wir hernieder steigen
Ein Wunder, das zu bleiben nicht begehrte,
Das kaum gesehn, zurück zum Himmel kehrte,
Als Zierde für den ew'gen Sternenreigen!

Doch mir gebeut der Welt sein Bild zu zeigen,
Die Liebe, die zuerst mich singen lehrte,
Und in verlorner Mühe dann verzehrte,
Was nur an Kunst und Geist und Zeit mein eigen.

Noch ist im Lied das Höchste nicht gelungen,
Ich weiß es selbst und jeden, der zum Preise
Der Liebe sang, ruf' ich zum Zeugen an.

Wer sich zum Schaun der Wahrheit aufgeschwungen,
Der senkt den Griffel still und seufzet leise:
Selig die Augen, die sie lebend sahn!

Im höhern Alter machte Petrarca noch einen Versuch, durch ein allegorisches Gedicht in Terzinen mit Dante zu wetteifern; aber dazu mangelte ihm die Tiefe des Gedankens und die plastische Kraft der Charakteristik, wenn auch die Anlage etwas geistvoll Großartiges hat. Eine Reihenfolge von Visionen entwickelt sich vor seiner Seele. Zuerst kommt der Triumphzug der

sinnlichen Liebe, Amor mit den von ihm Bezwungenen, darunter namentlich die erotischen Poeten Roms und des Mittelalters; dann aber siegt in Laura die Keuschheit über die Sinnlichkeit und sie legt ihren Kranz triumphirend im Tempel der Sittsamkeit nieder. Da kommt der Tod, und da es der Unwillen aber erblickt die Zeit, wie Endliches ihr trotzen will, und vor ihren Augen erbleichen und verschwinden allmälig auch die stolzesten Namen; der Ruhm ist doch nur eine zweite Sterblichkeit. Da wendet sich der Dichter vom Vergänglichen zu Gott und fragt nach dem Ende des Wechsels,



Petrarca.

Wille Gottes ist, daß alles Irdische ihm erliegt, folgt auch Laura seinem Reigen, von der Erde scheidend, erscheint sie dem Dichter und bekennt ihm ihre Liebe und wie sie durch Entsagen und Versagen sein und ihr Heil erworben habe. Da erscheint dem Tod gegenüber der Ruhm und sein Geleite bilden die Helden, die Weisen, die durch ihn das Sterben besiegt haben. Auch hier werden viele namhaft aufgeführt, aber nicht recht lebendig veranschaulicht. Mit und nun steigt vor seinem vertieften Geist der Triumph der Ewigkeit empor, in der alles Edle, Schöne in unvergänglicher Gegenwart verklärt besteht und die Herrlichkeit Gottes in Allem offenbar wird.

Und nimmer wird der frische Glanz erblassen
Des ewigen Ruhmes und der ewigen Schöne,
Doch allen die das Erdenkleid verlassen

Strahlt sie voran, die meine müden Töne
Für diese Erde fordern, aber fest
Der Himmel hält, daß er sie liebend kröne.

Am Strome, der den Genfer See verläßt,
Hat Liebe mir den langen Krieg beschieden,
Der mir das Herz noch in Erinnerung preßt.

Glücksel'ger Stein, der du sie deckst in Frieden!
Einst wird ihr schöner Schleier auferstehn,
Und war ihr Anschaun Seligkeit hienieden,
Was wird erst sein ihr himmlich Wiedersehn!

Während so die Kunstdichtung des Mittelalters nicht bloß in Frankreich und Deutschland verhallte, sondern zugleich in Italien formal vollendet wurde, erklang in den Bergen der Schweiz das historische Volkslied in naturfrischen Tönen. Der Kampf der freien Land- und Stadtgemeinden gegen das Haus Habsburg entwickelte sich zum Sieg des Bauernthums über die Ritter, des Bürgerthums über die feudale Aristokratie; die schlichte Sitte, das Vaterlandsgefühl freuten sich ihrer Kraft und sahen ihr Gottvertrauen durch den glücklichen Ausgang belohnt. Da klang auch der alte einfache Volkston auf's Neue in den Liedern, welche die Schlachten von Frauenbrunnen, Sempach und Nafels feierten, ihren Helden und Gott zu Ehren, sie gingen von Mund zu Mund, sie wurden ein Gemeingut und als solches fortgebildet, und hallten in dem Gesange Veit Weber's nach, der die burgundischen Kriege schon etwas chronikenhafter schildert. Um die Schweizerberge herum fing damals schon die Helle der Geschichte zu leuchten an und die historische Aufzeichnung der Begebenheiten hinderte das Anwachsen der Lieder zum Volksepos; aber wie sie und nach ihnen die Sage durch die Erneuerung alter mythischer Erinnerungen, wie durch die Ausprägung einiger typischer Gestalten und Thaten in Tell und Winkelried das Factische dichterisch aufgefaßt, so ist es in das Volksbewußtsein eingegangen, so wirkt es fort in der Geschichte.

Literarisches.

Meine Wanderungen und Erlebnisse in Persien. Von Herm. Vámbéry. Nach der ungarischen Originalausgabe. Pest, Gustav Heckenast.

Seltsam, daß den Menschen durchgängig ein so hoher Grad von Selbstgefälligkeit beigegeben ist. Selbst in den verwahrlosten oder uncultivirtesten Erdenländern bilden sich die Einwohner ein, ihr Land sei das beste und vollkommenste auf der Welt. Auch in den Schilderungen, welche der berühmte ungarische Orientreisende, Hermann Vámbéry, von Persien entwirft, erkennt man auf jeder Seite die Wahrheit dieser Einsicht, denn auch die Bewohner jener Strecken, in denen Hafis dichtete und deren Städtenamen Teheran und Ispahan wie Mahnungen an erzumgürtete Helden, Zauberpaläste und Feenreiche klingen, die aber in Wirklichkeit auf einer ziemlich untergeordneten Stufe der Cultur stehen, blicken mit Verachtung auf die abendländische Gesittung herab und dünken sich erhaben über die Vorurtheile, die der Europäer in Kleidung und Lebensweise zu erkennen gibt. Allerdings treiben sie ihre Maulthiere, wie Vámbéry erzählt, durch Gesänge des Hafis zur Eile an, aber auf der andern Seite fehlen ihnen die primitivsten Anfänge geistiger Bildung. Ueberhaupt findet sich orientalischer Luxus und orientalische Phantasterei mit Rohheit und Albernheit dort vereint und man muß erst für die Zukunft von dem Einflusse europäischer Civilisation eine harmonischere Vertheilung dieser extremsten Lebensäußerungen hoffen. Selten wird man ein Buch mit größerm Interesse lesen, als Vámbéry's „Persien." In der anziehenden Form der Erzählung seiner Reiseerlebnisse gibt er uns eine reiche Fülle der werthvollsten und in dieser Art der Mittheilung neuesten Beobachtungen, die namentlich in Bezug auf Sitten und Gebräuche, überhaupt auf das eigentlich Menschliche, von außerordentlicher Klarheit und erschöpfender Reichhaltigkeit sind. Mit größter Antheilnahme folgt man ihm auf seinen beschwerlichen Wanderungen, die in Wahrheit die Mittheilungen, welche er gibt, als die kostbaren Früchte bitterer Stunden und Erlebnisse erscheinen lassen, und es gelingt ihm, den Leser stets unmittelbar für die Situation zu gewinnen.

Als sehr schönes Festgeschenk ist ein Bilderwerk zu empfehlen, welches bei J. D. Sauerländer in Frankfurt am Main erschienen ist und unter dem Titel „**Um Lieb' und Kunst**" Denksprüche aus den Werken deutscher Dichter mit Initialen in sehr gelungenem Farbendruck enthält. Jedes einzelne Blatt ist ein abgeschlossenes kleines Kunstwerk, das irgend einen sinnigen deutschen Denkspruch bietet, dessen Anfangsbuchstabe in höchst geschmackvoller Weise mit Blumen und Arabesken verziert ist. Die Farben sind von wundervoller Zartheit und mit sehr feinem Sinn für die Wirkung gruppirt, so daß die Blumenstücke wirklich ungemein naturwahr erscheinen.



Ueber die Ursache der Kraftentwicklung im thierischen Körper.

Von

Friedrich Mohr.

Die uns bekannten und zugänglichen Quellen von Kraft sind die Wärme und der Lebensvorgang der Thiere.

Die Kraftentwicklungen durch Wärme sind theils natürliche, theils künstliche, von uns einzuleitende. Die natürlichen Quellen stammen offenbar von der Sonne, und erscheinen uns als bewegte Luft und bewegtes Wasser. Die Sonne, indem sie die Luft ausdehnt, macht dieselbe specifisch leichter, wodurch sie aufsteigt und nach dem Gesetz der Schwere auf beiden Seiten des Aequators nach den Polen abfließt. Ein gleich großes Volum kalter und also schwererer Luft strömt von den Polen nach dem Aequator, wird dort erwärmt und steigt wieder in die Höhe. Gegen alle Hindernisse, die wir dieser bewegten Luft entgegensetzen, wie die Flügel der Windmühle, die Segel des Schiffes, erscheint sie uns als Kraftquelle.

Das durch Verdunstung gehobene Wasser verdichtet sich wieder zu Schnee oder Regen, kann aber als solche nicht als Kraft benutzt werden. Erst wenn das auf höhere Theile der Erde als Regen niedergefallene Wasser sich in Bächen oder Flüssen gesammelt hat, kann es als Kraftquelle dienen, wenn man ihm die beweglichen Schaufeln des Mühlrades oder die gekrümmten Röhren der Turbine entgegenstellt. Die Größe dieser Kräfte ist ganz ungeheuer und würde jedes menschliche Bedürfniß weit überflügeln, wenn wir in der Lage wären, diese ganze Kraftmenge aufzufangen und anzuwenden. Trotz der ungeheuren Größe der Kraft macht der Mensch einen sehr geringen Gebrauch davon, theils wegen der Launenhaftigkeit dieser Kraftquellen, theils wegen ihrer ungeheuren Ausbreitung. Der Wind würde uns ganze Monate lang im Stiche lassen, und auch wenn er weht, können wir nur einen unnennbar kleinen Antheil desselben in Anspruch nehmen, der grade auf der Oberfläche der Erde schwächer ist, als in jeder größeren Höhe. Die Kraft, welche in einem nur 14 Tage wehenden Westwinde vorhanden ist, würde für ein ganzes Jahr das Bedürfniß an Kraft für das industriereichste Land decken, wenn Mittel vorhanden wären, die ganze Kraft aufzusammeln und für den Bedarf aufzuspeichern. Dasselbe gilt von den Flüssen. Wenn der Niagarafall eine Maschine von einer halben Million Pferdekräften darstellt, so kann doch davon nur an den äußersten Enden ein kleiner Theil verwendet werden, und es werden diese ewigen und ungeheuren Kraftquellen fortfahren unbenutzt, an uns vorüber zu fließen. Die Dampfmaschine hat vor diesen natürlichen Kraftquellen den Vorzug, daß sie in jeder Zeit und an jedem

Orte benutzt werden kann, und daß sie eine immer ganz gleiche, den Zwecken entsprechende und nicht von den Launen der Jahreszeiten abhängige Kraftquelle ist. Obgleich nun die natürliche Kraft ungeheuer groß ist, und an sich nichts kostet, als die Mühe, sie aufzufangen und zu benutzen, so hat sie zu menschlichen Bedürfnissen dennoch nicht mit der Dampfmaschine können in Concurrenz treten, und zwar aus dem Grunde, weil wir Kraft nicht als solche aufbewahren können, außer in sehr beschränktem Maße als gehobenes Gewicht, gespannte Feder, oder als zusammengedrückte Luft; weil wir dagegen in der Kohle und dem überall vorhandenen Sauerstoff der Luft eine Wärmequelle und aus dieser eine Kraftquelle haben, die ebenfalls eine natürliche ist, aber in dieser Form noch keine Kraft, sondern nur chemische Differenz. Erst wenn wir diese Differenz befriedigen, entsteht daraus Wärme, und diese können wir als Kraft in einer Maschine benutzen.

Wenn 1 Pfund Kohle mit $2^2/_3$ Pfund Sauerstoff zu Kohlensäure verbrennt, so entsteht daraus so viel Wärme, um 34462 Pfund Wasser um einen Grad des Centesimalthermometers zu erwärmen, oder um 3446,2 Pfund um 10 Grad C., oder um 344,62 Pfund um 100 Grad C. zu erwärmen. Um diese Wärme zu erzeugen, brauchen wir nur das eine Pfund Kohle auf die Locomotive oder das Dampfschiff mitzunehmen, denn die $2^2/_3$ Pfund Sauerstoff, die zum Verbrennen dieser Kohlenmenge nothwendig sind, finden wir auf jeder Stelle unserer Erde. Es liegt also schon darin ein ungeheurer Gewinn, daß man zur Erzeugung einer so großen Menge Wärme nur 1 Pfund Kohle mitzunehmen hat, während man den zur Erzeugung der Wärme nöthigen Sauerstoff überall von selbst antrifft. Die condensirte Kraft müßte man als solche ganz mitnehmen; in der Kohle haben wir eine ungeheure Wärmequelle als chemische Differenz verdichtet, die erst durch Verbindung mit Sauerstoff frei wird. Der Sauerstoff trägt die Wärme als Gasform in sich; sie kann ihm aber als Wärme entzogen werden, wenn man denselben mit einem brennbaren Körper vereinigt. Wir nehmen also in der Kohle streng genommen nicht die Wärme mit uns, die wir durch Verbrennung gewinnen, sondern nur das Mittel, aus dem überall vorhandenen Sauerstoff diese Wärme freizumachen. Wenn Sauerstoff mit Kohle zu Kohlensäure verbrennt, so ändert er sein Volum nicht, aber die entstandene Kohlensäure ist kein permanentes Gas mehr, wie der Sauerstoff war, sondern sie läßt sich durch Druck in eine Flüssigkeit und durch Vergasung dieser Flüssigkeit in eine feste Substanz verwandeln. Die Ursache der Wärmeentwicklung liegt ganz und gar in den veränderten Eigenschaften des Sauerstoffs gegen seine neuen als Kohlensäure, und das, was er an Spannung des permanenten Gases gegen die geringere Spannung des zusammendrückbaren Gases verloren hat, ist als eine andere Art der Bewegung, als Wärme, ausgetreten.

Von dieser Wärme können wir einen Theil mit Hilfe der calorischen oder der Dampfmaschine in Kraft umsetzen, allein auch diese Verwandlung ist mit einem großen Verlust an Wärme zu dem vorliegenden Zwecke verbunden, indem alle Wärme, welche mit der erhitzten Luft, oder den Dämpfen aus der Maschine als fühlbare Wärme entweicht, keine Wirkung gethan hat, sondern nur jener Antheil der Wärme, welcher in der Maschine seine Natur verloren hat, und in eine andere Form der Bewegung, hier der mechanischen Kraft, übergegangen ist. Ich stelle hier einen Satz voran, der in dieser Allgemeinheit noch nicht ausgesprochen worden ist, daß die Wärme als krafterzeugende Ursache nur durch die Ausdehnung wirken kann.

Die Ausdehnung selbst ist eine Art von Bewegung, eine Veränderung des Umfanges eines Körpers mit Druck verbunden. Setzen wir diesem Druck ein körperliches Hinderniß entgegen, z. B. den Kolben in einem Cylinder, so überträgt sich dieser Druck für die Größe der Ausdehnung auf den Kolben, von diesem auf die Kolbenstange, und von dieser beliebig auf eine Kurbel, ein Schwungrad oder auf einen Kammklotz, in welchem er nun als mechanische Kraft wirken kann.

Man kann diese Wirkung am besten an den permanenten Gasarten, der Luft, nachweisen. Wenn wir einen von festen Wänden umgebenen Luftraum von außen erwärmen, so theilt sich diese Wärme auch der Luft mit, wie ein darin befindliches Thermometer anzeigen wird. Der Druck der Luft gegen die Wände des Gefäßes wird

mit der Temperatur zunehmen, allein eine Arbeit wird nicht verrichtet, weil die Wände nicht nachgeben können. Es wird in diesem Falle kein Theil der Wärme auf Ausdehnung verwendet, weil die festen Wände eine solche nicht gestatten, sondern alle Wärme findet sich als fühlbare Wärme vor, hat aber nicht gearbeitet. Gestatten wir aber dem Gefäße, sich auszudehnen, so daß der innere Druck wieder nachläßt und auf den frühern Druck zurückkommt, so sinkt die Temperatur der erhitzten Luft, und derjenige Theil der Wärme, der hierbei verschwindet, ist in Kraft umgesetzt worden, derjenige, der aber noch fühlbar bleibt, ist für die Kraftentwicklung verloren gegangen.

Wir ersehen aus diesem Beispiele, daß, wenn das Gas sich nicht ausdehnen kann, es auch keine mechanische Arbeit leisten kann, und daß die fühlbar gebliebene Wärme auch hier ohne Nutzen für die Kraft geblieben ist. Wenn wir nun durch Versuche bestimmen können, ein wie großer Theil der Wärme zur Ausdehnung und ein wie großer Theil zur Erwärmung verwendet wird, so können wir auch daraus denjenigen Antheil der Wärme oder des Brennmaterials bezeichnen, der bei einer Kraftmaschine zum Zwecke gewonnen wird und verloren geht.

Wenn die in dem obigen Beispiele erhitzte Luft sich durch Ausdehnen abkühlt, so würde es einer neuen Wärmezufuhr bedürfen, um sie wieder auf dieselbe Temperatur zu bringen, welche sie vor der Ausdehnung in dem nicht nachgebenden Gefäße hatte. Es gehört also nothwendig eine geringere Menge Wärme dazu, Luft in einem nicht nachgebenden Gefäße, als in einem nachgebenden zu erwärmen. Die Thatsache war im Allgemeinen aus Versuchen bekannt, aber die Größe der beiden Wärmemengen konnte durch Versuche nicht festgestellt werden, weil das Gewicht der Gasarten verschwindend klein ist gegen das Gewicht der sie umgebenden festen und nothwendig starken Wände, und weil man sowohl beim Erwärmen als beim Abkühlen diejenige Menge Wärme, die zum Gase ging und vom Gase kam, nicht von jener der Gefäße trennen konnte. Es ist jedoch auf einem ganz andern Wege gelungen, diese beiden Wärmemengen zu bestimmen, nämlich aus der Fortpflanzungsgeschwindigkeit des Schalles in der Luft. Es würde uns von unserm Ziele zu weit abführen, wollten wir dies Verfahren eingehend beleuchten. Es hat sich dabei ergeben, daß diejenige Menge Wärme, welche zur Erwärmung eines Gases bei gleichbleibendem Volum nöthig ist, sich zu derjenigen, welche zur Erwärmung auf dieselbe Temperatur bei gleichbleibendem Drucke nöthig ist, verhält wie 1 : 1,417, und es ist offenbar die Größe 0,417 diejenige Menge Wärme, die auf die Ausdehnung verwendet wird, weil es einerseits der Unterschied der beiden Zahlen ist, andererseits, weil die Ausdehnung der einzige Unterschied in dem Versuche ist. Demnach beträgt bei Anwendung erhitzter Luft als calorische Maschine der zur Verwendung kommende Theil der Wärme $^{0.417}/_{1.417}$ oder 29,43 Procent von der ganzen in die Maschine eingetretenen Wärme, und 70,57 Procent der Wärme werden als solche in der ausgedehnten Luft verloren gegeben und tragen nichts zur Kraft bei. Da aber die Luft im Cylinder der calorischen Maschine nicht unmittelbar, sondern durch eiserne Wände von ansehnlicher Dicke hindurch erwärmt werden muß, und da die Brennluft in jedem Fall noch heißer als die arbeitende Luft der Maschine entweichen muß, so ersieht man leicht, daß 29,43 Procent der gewonnenen Wärme noch die günstigste Annahme ist, und sich nicht auf die von dem Feuer entwickelte ganze Wärme, sondern nur auf die durch die Wände der Maschine eingedrungene und an die Luft abgegebene Wärme bezieht. Die Wärme der Feuerluft entweicht vollständig ohne Nutzen, und wenn sie der Größe nach nur gleich der Wärme in der Maschine wäre, so würde schon dadurch der arbeitende Antheil der Wärme auf die Hälfte oder auf etwas mehr als $14^1/_2$ Proc. herabsinken. Da aber die Wärme proportional ist dem Brennmaterial, so könnte man dies auch so ausdrücken, daß von 1 Centner verbrannter Steinkohlen in der calorischen Maschine nur $14^1/_2$ Pfund in Kraft umgesetzt wurden, und daß 86 Pfund Kohle nutzlos verbrannten.

Den theoretischen Werth einer Wärmekraftmaschine kann man aus dem Gesichtspunkte beurtheilen, ob ein Körper einen möglichst großen Antheil der Wärme zur Ausdehnung verwende und also einen entsprechend kleinen zur Wärme. Da es nun keine Körper gibt, welche mehr Wärme auf die Ausdehnung verwenden, als die Gase,

so kann man voraussagen, daß keine Maschine erfunden werden kann, oder richtiger gesagt, existiren kann, welche mehr leistet, als die Luftausdehnungsmaschine oder die calorische Maschine. Die Dampfmaschine leistet noch weniger, besonders wenn man, wie bei der Locomotive, im Schornstein noch Blei schmelzen kann. Die calorische Maschine leidet aber an andern Nachtheilen gegen die Dampfmaschine, welche sie gegen letztere nicht den Preis gewinnen ließen, und diese sind die viel schlechtere Mittheilung der Wärme an ein Gas als an flüssiges Wasser, die trockene Reibung und die Unmöglichkeit, sie in jeder beliebigen Größe auszuführen. Die obigen Versuche geben nur einen Anhalt über die Menge des Brennmaterials, welche nutzbar zur Kraftentwicklung verwendet wird, aber nicht über die absolute Menge der Kraft, welche aus einer gegebenen Menge dazu benutzter Wärme erhalten wird. Dazu konnte weder die calorische noch die Dampfmaschine benutzt werden, weil bei diesen der Antheil der in Kraft umgesetzten Wärme unbekannt oder wenigstens mit einer solchen Menge fremder Wärme verbunden war, daß man beide nicht einzeln bestimmen konnte. Man hat deshalb gesucht, bestimmte Kraftwirkungen durch das Sinken bekannter Gewichte durch gemessene Räume in Wärme überzuführen, und diese dann calorimetrisch zu messen. Hierbei wird die Kraft ganz in Wärme umgesetzt, und diese kann in Wärmeeinheiten oder Thermometergraden an einer bekannten Menge Wasser abgelesen werden. Auf diese Weise hat man gefunden, daß man durch das Sinken von 1400 Pfund durch die Höhe von einem Fuß ebenso viel Wärme erzeugt, als nothwendig ist, um 1 Pfund Wasser um 1 Grad C. zu erwärmen. Die Anzahl der Pfunde und die Höhe in Fußen ausgedrückt, mit einander multiplicirt, geben die mechanische Arbeit als sogenannte Fußpfunde. Wenn wir also sagen 1400 Fußpfunde, so können wir darunter verstehen 1400 Pfund auf 1 Fuß gehoben, oder 140 Pfund auf 10 Fuß gehoben, oder 14 Pfund auf 100 Fuß gehoben, kurz jede zwei Zahlen Pfunde und Fuße die mit einander multiplicirt 1400 ausgeben, und dieser mechanischen Arbeit wird eine Wärmemenge gleichgesetzt, welche 1 Pfund Wasser um 1 Grad C. oder 10 Pfund Wasser um 1/10 Grad C. oder 1/2 Pfund Wasser um 2 Grad C. u. s. w. erwärmt, und auch hier wieder jede Zahl von Pfunden Wasser und Graden des hunderttheiligen Thermometers, welche mit einander multiplicirt 1 geben. Wir nennen diese Wärmemenge, welche die Gewichtseinheit Wasser um 1 Grad C. erwärmt, Wärmeeinheit, und werden sie im Laufe unserer Untersuchung mit W.-E. bezeichnen. 1400 Fußpfund sind also das mechanische Aequivalent von einer Wärmeeinheit, und 1 W.-E. ist das thermische Aequivalent von 1400 Fußpfund. Mit derjenigen Wärmemenge, womit man 1 Pfund Wasser um 1 Grad C. erwärmt, kann man 1400 Pfund Last auf 1 Fuß Höhe erheben. Dieser letzte Satz ist nicht experimentell bewiesen, denn wir können nicht alle Wärme in einer Maschine in Kraft umsetzen, wohl aber können wir alle Kraft in einer Maschine in Wärme umsetzen. Die Gesetze des Denkens fordern aber, daß beide Vorgänge einander gleich sind, und während man experimentell die Wärme bestimmt hat, welche ein Gewicht durch sein Sinken durch einen bestimmten Raum erregt, hat man geschlossen, daß dieselbe Menge Wärme, vollständig wieder in Kraft umgesetzt, hinreichen müsse, die gesunkene Last auf ihre ursprüngliche Höhe zu erheben. Es muß also die Wärme, welche 1 Pfund Wasser um 1 Grad C. erwärmt, hinreichen, um 1400 Pfund Last auf 1 Fuß Höhe zu erheben, und aus diesem Grunde nennen wir die 1400 Fußpfund das mechanische Aequivalent von einer Wärmeeinheit.

Es war durchaus nothwendig, diese Begriffe zur klaren Anschauung zu bringen, wenn man über die Entwicklung der Kraft im thierischen Körper sich ein Urtheil bilden wollte.

Zunächst beobachten wir, daß alle Thiere, welche Kraft entwickeln, zugleich auch Wärme frei machen, und wir sind in derselben Lage, wie bei der calorischen Maschine, unterscheiden zu müssen, welcher Antheil des Brennmaterials auf die Kraft und welcher auf die Wärme verwendet worden ist. Ueber die Ursache beider sind wir nicht in Zweifel, sondern finden sie in einem Oxydationsprocesse und zwar speciell in der Oxydation von Kohlenstoff, die bei der Dampfmaschine auf dem Roste, bei den Thieren aber in dem Capillargefäßsystem

des Körpers bei viel niedriger Intensität vor sich geht. Da die Endproducte der Verbrennung in beiden Fällen gleich sind, nämlich Kohlensäure, die sich im Kamin der Dampfmaschine und in der ausgeathmeten Luft des Thieres befindet, so können wir mit Bestimmtheit schließen, daß die Wärmeentwicklung in beiden Fällen für gleiche Mengen Kohlenstoff absolut gleich sein müsse, möge dieselbe auf dem Rost oder in der Muskelfaser verbrennen. Diesem Schlusse kann man nichts entgegensetzen, als daß vielleicht der Kohlenstoff in der Form von Eiweiß und Zucker eine andere Menge Wärme mit Sauerstoff entwickle, als der Kohlenstoff in der Steinkohle. Würden wir Holz statt Steinkohle verbrennen, so würde dieser Einwand seine Kraft verlieren, in jedem Falle aber nur einen unbedeutenden Unterschied begründen, der bis jetzt noch nicht durch Versuche hat ermittelt werden können. Wir nehmen also an, 1 Pfund Kohle zu Kohlensäure verbrannt, entwickle die gleiche Menge Wärme auf dem Rost und in dem thierischen Körper. Die Temperatur des warmblütigen Thieres ist wenig abhängig von der Temperatur seiner Umgebung, und es ersetzt einen größern Verlust an Wärme durch vermehrte Verbrennung und vermehrte Kohlensäureausscheidung und mildert einen geringern Verlust durch vermehrte Wasserverdunstung und Schweiß. In jedem Falle muß das warmblütige Thier die ganze Menge Wärme, die es aus der Oxydation von Kohlenstoff erzeugt, nach außen abgeben, da seine innere Temperatur gleich hoch bleibt, und es ist somit zu einem beständigen Verlust von Wärme bestimmt. Darüber belehrt uns schon die gewöhnliche Erfahrung. Bei einer mittlern Temperatur der Luft von 16 bis 20 Grad C. befinden wir uns wohl, haben kein Gefühl von Kälte oder Wärme, dem wir aber auch einigermaßen durch die Kleidung entgegentreten können. Steigt die Temperatur der umgebenden Luft bis zu 25 Grad, wo sie noch 11 Grad Celsius unter der Blutwärme ist, so fängt die Wärme schon an, unangenehm zu werden; der Wärmeverlust nach außen ist jetzt schon zu gering, und muß durch Schwitzen und vermehrte Verdunstung gesteigert werden. Bei einer Umgebung von der Temperatur des Blutes oder 36 bis 37 Grad C. kann die Luft unserm Körper keine Wärme mehr abnehmen, wir müssen den ganzen Verlust durch Wasserverdunstung bewirken, und der Zustand wird unleidlich.

Ob die von dem thierischen Körper frei gemachte Wärme der Menge nach vollkommen der ausgeathmeten Kohlensäure entspreche, ließ sich durch Versuche nicht gut ermitteln. Ein Versuch, der 24 Stunden dauern müßte, und wo der Apparat einen Umfang haben müßte, daß ein Mensch darin 24 Stunden lang mit Luftzufuhr ausdauern könnte, eignet sich nicht zur calorimetrischen Messung. Ein solches Gefäß ganz mit Wasser zu umgeben und davon die Wärmezunahme in vierundzwanzig Stunden ohne merkbaren Verlust zu messen, grenzt an das Unmögliche, besonders da das Wassergefäß einen noch größern Umfang haben muß, und also nach außen noch größern Verlusten ausgesetzt ist. Eine andere Flüssigkeit als Wasser könnte nicht in Anwendung kommen, und eine Flüssigkeit müßte unter allen Umständen gewählt werden, um sie vermischen und ihre Temperatur durch eine Beobachtung feststellen zu können. Versuche, die man mit kleinern Thieren angestellt hat, haben ein befriedigendes Resultat gegeben, daß die entwickelte Wärmemenge ganz äquivalent der ausgeathmeten Kohlensäure sei, und zwar dieselbe, gleichgiltig, ob die Kohle unter Weißglühen im Sauerstoffgas, oder bei 36 Grad C. im thierischen Körper verbrannt sei. Mit größern Thieren oder mit Menschen ist der Versuch nicht unternommen worden.

Alle Zahlen, die man auf diesem Wege erhalten könnte, müßten sehr großen Bedenken Raum geben, in welchem Sinne sie auch über das Verhältniß von Wärme zu Kohlensäure sich ausgesprochen hätten. Es kann aber von keiner Seite die Ansicht mit Erfolg angegriffen werden, daß die erzeugte Wärme nicht ein reines Aequivalent des vor sich gegangenen Oxydationsprocesses sei, wobei freilich auch der in den Nahrungsmitteln überschüssige Wasserstoff, wie in den Fetten, den Oelen, dem Alkohol, ebenfalls als Wärmeerzeuger auftritt, ohne daß man sein Verbrennungsproduct, das Wasser, bestimmen kann.

Im thierischen Körper gehen eine Anzahl Bewegungserscheinungen vor sich, von denen die wichtigsten die Blutbewegung durch

das Herz, und die Bewegung des Athmungsapparates durch Zwerchfell und Thorax sind. Minder wichtige sind die Bewegungen des Darmcanals, des Magens und andere. Alle diese Bewegungen stammen von dem Stoffwechsel ab, der durch die Respiration bedingt ist, sie verlaufen aber im Körper selbst als innere Arbeit des Stoffwechsels und müssen sich wieder in eine gleiche Menge Wärme auflösen. Die Blutbewegung wird durch vermehrten Widerstand des Capillarsystems so weit wieder gehemmt, daß sie dem langsamern Strome in den erweiterten Venen entspricht. Die auf diesem Wege verlorene Stoßkraft des linken Herzens ist nothwendig in Wärme übergegangen. Wenn Wasser durch enge Röhren gepreßt wird, so erwärmt es sich, und Joule hat diese Erwärmung unter andern auch zur Bestimmung des mechanischen Aequivalentes der Wärme benutzt. Es unterliegt also keiner Frage, daß alle innern Bewegungen des Körpers, welche spurlos im Innern verlaufen, als eine äquivalente Menge Wärme aus dem Körper austreten müssen. Bei ihrer Erzeugung nahmen sie einen Theil der Kraft des Stoffwechsels für sich in Anspruch, um als mechanische Kraft eine Zeit lang existiren zu können, und sie verminderten entsprechend die frei werdende Wärme. Bei ihrem Aufhören, was eine nothwendige Folge von dem Umstande ist, daß sie im Laufe des Lebens nicht zunehmen, ungeachtet das Herz immerfort arbeitet, mußten sie wieder in Wärme übergehen, und es muß deshalb die von einem ruhenden Menschen erzeugte und nach außen abgeführte Wärme absolut gleich sein der Wärme des Verbrennungsprocesses, gleichgültig, ob in der Zwischenzeit ein Theil der Wärme als mechanische Kraft existirt hat oder nicht. Ganz anders ist es mit einem Menschen, der äußere Arbeit verrichtet hat. Bewegt er sich einfach durch Gehen, als Bote, so wird ein Theil seiner Kraft nach außen übertragen; bei jedem Schritte hebt er sein Gewicht um eine gewisse Größe, und belastet eine neue Stelle des Erdbodens, drückt diese mit der gehobenen Last zusammen und erwärmt sie; ist der Erdboden unnachgibig, wie eine Marmorplatte, so wird die Wärme an der Berührungsstelle seiner Fußsohlen mit dem Marmor in Freiheit gesetzt, grade wie zwei central gegen einander laufende Kegelkugeln ihre Bewegung verlieren, dagegen eine entsprechende Menge Wärme an der Aufschlagsstelle zeigen. Bei jedem Schritt wird eine der Größe und Höhe der gehobenen Körpermasse entsprechende Menge Wärme frei, die sich nachher zerstreut, und seine Körperkraft wird erschöpft, weil die von ihm durch den Stoffwechsel erzeugte Kraft auf seinem langen Wege als eine leichte Spur Wärme, die er bei jedem Schritt zurückläßt, ausgetreten ist. Oder man denke sich einen kräftigen Mann, der ohne Ortswechsel 8 Stunden lang an einer Kurbel dreht, und dadurch entweder Lasten hebt oder eine Rundsäge bewegt, die Holz zerschneidet, oder irgend eine Arbeit verrichtet. Diese Arbeit kann unter allen Umständen wieder in Wärme umgesetzt werden. Denken wir nun, der Arbeitende drehe mittelst der Kurbel einen Conus, der sich in einem Hohlconus bewegt, so wird seine ganze Kraft durch Reibung vernichtet und in eine äquivalente Menge Wärme umgewandelt, die man calorimetrisch messen kann. Diese Wärme bleibt nun außerhalb seines Körpers, wie bei dem Fußgänger, allein die Ursache liegt in seinem Körper in einem vermehrten Verbrauch von Kohlenstoff. In diesem Falle hat also die Kohlensäureproduction des Menschen die äußere Arbeit und die innere Wärme zu decken, und das Resultat muß sein, daß, wenn man nun seine Wärme und seine Kohlensäureproduction mißt, ein namhafter Zuwachs von Ueberschuß von Kohlensäure gegen die freigemachte Wärme stattfinden muß. Das Gesetz der Erhaltung der Kraft verlangt, daß die äußere Arbeit eine Ursache habe, und diese ist unzweifelhaft der Respirationsproceß; die innere Wärme muß ebenfalls eine Ursache haben, und diese ist nothwendig in demselben Vorgange gelegen; da nun aber äußere Arbeit und innere Wärme gleichzeitig auftreten, so kann eine nicht Ursache der andern sein, sondern beide müssen ihre Ursachen in getrennten Größen des Respirationsprocesses finden, und wir sind hier zu der Frage gelangt, welcher Antheil desselben der Arbeit und welcher der Wärme zukomme?

Wenn man einen Menschen 8 Stunden in einem Pettenkofer'schen Respirationsapparat einschlösse, ihn darin an einer Kurbel angestrengt drehen ließe, deren Achse nach außen ginge, und ließe die ganze Kraft

durch Reibung in Wärme umsetzen, die calorimetrisch gemessen würde, wenn man zugleich die Summe der Wärme seines Körpers und die ausgeathmete Kohlensäure messen könnte, was für die Kohlensäure möglich ist, für die Wärme aber nicht wohl, so würde die Wärme des Mannes und des Bremsapparates genau der Wärme der Kohlensäure entsprechen. Da es nun bis jetzt unmöglich ist, die Gesammtwärme eines Menschen binnen acht Stunden mit einiger Zuverlässigkeit messen zu können, so ist eine Lösung dieser Aufgabe auf dem angezeigten Wege kaum wahrscheinlich und wir müssen versuchen, der Aufgabe auf einem andern Wege näher zu treten, wie es auch oben der Fall war, wo man die Wärme aus Kraft, aber nicht die Kraft aus Wärme bestimmen konnte. Im vorliegenden Fall können wir die ausgeathmete Kohlensäure und die geleistete Arbeit genau bestimmen, aber nicht die Gesammtsumme der Wärme. Aus diesem Grunde ist es auch unerheblich, ob beide Bestimmungen aus einem und demselben Versuche herrühren, oder aus ganz getrennten, da doch ein Factor, nämlich die Summe der Wärme, dabei unbestimmt bleiben muß.

Man rechnet eine Pferdekraft (preußische) gleich 510 Fußpfund für die Secunde und eine Menschenkraft gleich $^1/_6$ Pferdekraft. Nach Liebig's im Großen angestellten Versuchen (Chem. Briefe II, 4) verzehrt ein erwachsener Mensch männlichen Geschlechtes in 24 Stunden $27^8/_{10}$ bairische Loth Kohlenstoff, die als Kohlensäure ausgeathmet werden. Das bairische Pfund ist gleich 560 Grammen, es machen also, in runder Zahl, diese 28 Loth Kohlenstoff 490 Gramme aus. Nach bekannten Erfahrungen kann ein Mensch nur 8 Stunden mit voller Kraft in 24 Stunden arbeiten.

Die Pferdekraft pro Secunde = 510 Fußpfund, macht pro Stunde 510 × 3600 = 1836000 Fußpfund, also eine Menschenkraft in einer Stunde $\frac{1836000}{6}$ = 306000 Fußpfund, und in 8 Stunden 8 × 306000 = 2488000 Fußpfund. Da nun 1400 Fußpfund = einer Wärmeeinheit sind, d. h. gleich derjenigen Menge Wärme, welche 1 Pfund Wasser um 1 Grad C. erwärmt, so stellen obige 2448000 Fußpfund $\frac{2448000}{1400}$ oder 1748 W.-E. vor. Nun entwickelt eine Gewichtseinheit Kohlenstoff beim Verbrennen zu Kohlensäure 8080 W.-E. Die von einem Menschen in 8 Stunden durch Kraft erzeugte Wärme beträgt aber 1748 W.-E.; also in Pfunden Kohlenstoff ausgedrückt $\frac{1748}{8080}$ Pfund oder 121,1 Gramme Kohlenstoff. Da aber der ganze Kohlenstoffverbrauch in 24 Stunden = 490 Grammen ist, so beträgt der auf Kraftentwicklung verwendete Antheil $\frac{121,1}{490}$ oder 24,7 Procent der ganzen verbrauchten Kohlenstoffmenge; annähernd wird also $^1/_4$ des ganzen Brennmaterials auf Kraftentwicklung und $^3/_4$ auf Wärmeentwicklung verwendet.

Vergleichen wir nun die Kohlenstoffmenge, die eine Dampfmaschine zu demselben Zwecke verwendet, so findet sich, daß, wenn man in einer guten Dampfmaschine pro Stunde und Pferdekraft 6 Zollpfund Steinkohlen verbraucht, dies auf 1 Menschenkraft 1 Pfund Kohle und in 24 Stunden 24 Pfund Kohlen beträgt. Der Mensch hat aber in 24 Stunden einschließlich der Kraftentwicklung nur 490 Gramme Kohlenstoff verbraucht, während die Dampfmaschine 24 Zollpfund = 12000 Grammen verbrauchte. Die Dampfmaschine verbraucht also für dieselbe Kraftleistung $\frac{12000}{490}$ oder $24^1/_2$mal so viel Kohle, als die menschliche Maschine.

Zu einem ähnlichen Resultat kommen wir bei der Arbeit des Pferdes. Nach den Untersuchungen von Boussingault verbraucht ein Pferd in 24 Stunden $158^3/_4$ bairische Loth Kohlenstoff,* die es als Kohlensäure von sich gibt. Das bairische Loth ist gleich $\frac{560}{32}$ oder 17,5 Gramme, also obige $158^3/_4$ Loth = 2778,125 Grammen. Wenn ein Pferd 8 Stunden lang seine Kraft zu 510 Fußpfund per Secunde ausübt, so hat es in einer Stunde, wie oben, 1836000 Fußpfund Arbeit geleistet, und in 8 Stunden 8mal so viel oder 14668000 W.-E. und diese sind $\frac{14688000}{1400}$ = 10491 W.-E. Da 1 Pfund Kohle 8080 W.-E.

* Da mir die Abhandlung von Boussingault nicht zur Hand ist, so nehme ich die von Liebig (Chemische Briefe II, 4) in bairisches Gewicht umgerechneten Zahlen desselben.

erzeugt, so beträgt diese Zahl in Pfunden Kohlenstoff ausgedrückt $\frac{10491}{8070}$ Pfund Kohlenstoff oder 727 Gramme, die auf Erzeugung von Kraft verwendet werden, und die Verhältnißzahl der zur Krafterzeugung verwendeten Kohlenmenge ergibt sich zu $\frac{727}{2778,125} \doteq 26,2$ Procent der ganzen verbrauchten Kohlenstoffmenge, eine Zahl, welche mit jener bei dem Menschen berechneten sehr nahe übereinkommt. Man muß allerdings beachten, daß Pferdekraft und Menschenkraft keine absolut unwandelbare, sondern sehr von dem Subject und der Arbeit abhängige Größen sind. Allein die Größen 24,7 Procent und 26,2 Procent für Menschen- und Pferdekraft sind aus ganz von einander unabhängigen Kohlensäurebestimmungen hervorgegangen, und wenn wir annehmen, daß Pferd und Mensch einen gleichen Procentsatz ihrer Respirationsproducte auf Arbeit verwendet, so kann die Annahme, welche 1 Menschenkraft $= \frac{1}{6}$ Pferdekraft setzt, nicht weit von der Wahrheit abweichen. Vergleichen wir auch hier die ganze binnen 24 Stunden verbrauchte Kohlenstoffmenge, so beträgt dieselbe für ein Pferd obige 2778 Gramme, und für eine einpferdige Dampfmaschine $24 \times 6 = 144$ Pfund oder 72000 Gramme Kohlenstoff, und es verbraucht also die Dampfmaschine $\frac{72000}{2778} = 25,9$ mal so viel Kohlenstoff als das Pferd. Wenn wir nun auch in Rechnung ziehen, daß das Pferd nur 8 Stunden, die Dampfmaschine aber 24 Stunden, also 3 mal so lange arbeitet, so verbraucht auch dann die Dampfmaschine noch $\frac{25,9}{3}$ oder 8,6 mal so viel Kohlenstoff, als das lebende Thier für dieselbe Menge erzeugter Kraft.

Im Menschen und Pferd haben wir den Procentsatz des Brennmaterials, welcher für Kraft verwendet wird, zu 24,7 und 26,2 Procent gefunden. Es bleibt uns noch übrig, dieselbe Berechnung für die Dampfmaschine zu machen.

Die einpferdige Maschine verbraucht in 1 Stunde 6 Pfund = 3000 Grammen Kohlenstoff. Sie übt in einer Stunde eine Arbeit von 1836000 Fußpfund oder $\frac{1836000}{1400} = 1311$ W.-E. aus, und diese durch 8080 dividirt, geben $\frac{1311}{8080}$ Pfund oder 81 Gramme Kohlenstoff. Es verhält sich also die auf Kraft verwendete Kohlenstoffmenge zu der im Ganzen verbrauchten wie 81 : 3000; d. h. es werden in der Dampfmaschine nur 2,7 Procent des Brennmaterials auf Kraft verwendet und 97,3 Procent gehen als Wärme mit dem Dampfe verloren. Wir erkennen aus allen diesen Resultaten das ungeheure Uebergewicht, welches die Kraftentwicklung im Thiere gegen die in der Dampfmaschine hat.

In der calorischen und der Dampfmaschine wird die Kraft durch Wärme vermittelst der Ausdehnung der Luft oder Wasserdampf erzeugt. Wir können mit Bestimmtheit sagen, daß dies in dem Thiere nicht der Fall ist. Die aus der Verbrennung des Kohlenstoffs mit freiem Sauerstoff frei werdende moleculare Kraft, die wir gewöhnlich als Wärme wahrnehmen, nimmt im thierischen Körper nicht erst die Form von Wärme an, um dann durch Ausdehnung einen Theil dieser Wärme in Kraft umzusetzen. Im thierischen Körper findet eine gleichmäßige Temperatur statt, es ist also keine Gelegenheit zur Erwärmung und Ausdehnung gegeben. Der durch die Lungen aufgenommene Sauerstoff und die durch die Oxydation des Kohlenstoffs entstehende Kohlensäure sind beide an dem Orte und in dem Augenblicke ihres Entstehens nicht gasförmig, sondern im Blute absorbirt, und können also nicht die Ausdehnung der Gase zeigen. Wir müssen annehmen, daß die Umsetzung derjenigen Kraft, welche der Sauerstoff mehr als die daraus entstehende Kohlensäure enthält, in dem Capillarsystem durch einen uns ganz unbekannten Vorgang in gemeine bewegende Kraft vor sich gehe. Daß sich hierbei die Muskelfaser contrahire, kann uns nicht zur Erklärung dienen, sondern dies ist nur der nächste mechanische Vorgang, der selbst der Erklärung bedarf. Es liegt übrigens auch nicht die geringste Wahrscheinlichkeit vor, daß wir diesem Processe durch das Mikroskop näher kommen, denn sowohl Kräfte als Atome erscheinen uns nicht in dem Gesichtsfelde. Die Erzeugung mechanischer Kraft aus chemischer Affinität im lebenden Körper ist ein ganz besonderer Vorgang, der mit der Krafterzeugung aus Attraction (Ebbe und Fluth), aus Wärme (calorische Maschine),

aus Induction (elektromagnetische Kraftmaschine) nicht zusammengestellt werden kann.

Die Krafterzeugung in unserm Körper ist bis zu einem gewissen Grade freiwillig und willkürlich, und wir bemerken, daß die Wärmeentwicklung einen fast gleichen Schritt damit geht. Durch Gehen, starkes Arbeiten, Sägen, Drehen an einer Kurbel erzeugen wir größere Wärme, aber nicht durch die Kraft selbst, denn diese geht nach außen, und die von der Kraft erzeugte Wärme kann nicht noch einmal im Körper selbst in Anschlag gebracht werden. Es muß also in der Natur des lebenden Körpers liegen, daß er neben der Kraft auch eine entsprechende Menge Wärme erzeugen muß. Zu beiden bedürfen wir einer stärkern Zufuhr von Nahrungsmitteln, Brennstoffen, welche durch beide Vorgänge verzehrt werden und als Kohlensäure aus dem Körper entweichen.

Es liegen hierüber auch bestimmte Versuche vor. In einer Reihe von Respirationsversuchen ermittelten Pettenkofer und Voit an einem und demselben Manne, daß er binnen zwölf Stunden des Tages in der Ruhe als Mittel von sieben Versuchen 543 Gramme Kohlensäure ausathmete, binnen derselben Zeit Arbeit durch Drehen an einer Kurbel, die nach außen ging, 881 Gramme, als Mittel von drei Versuchen. Es hat sich nun ferner herausgestellt, daß bei angestrengter Arbeit die Kohlensäureentwicklung in einem viel größern Verhältniß stieg, als die Stickstoffabsonderung, woraus die Ansicht hervorging, daß es nicht allein die Albumingebilde der Muskeln sind, welche durch die Kraftentwicklung in Abgang kommen, sondern daß grade die stickstofffreien Bestandtheile der Nahrung, Stärke, Zucker, Fett, vorzugsweise an der Krafterzeugung betheiligt sind, wodurch eine neue Aehnlichkeit mit der Dampfmaschine hinzugetreten ist.

Der Sauerstoff wird dem im Körper erwärmten Brennstoffe im Blute absorbirt zugeführt, und wird durch die Kraftentwicklung verbraucht. Das seines Sauerstoffs durch diesen Vorgang stark beraubte Blut erregt in dem Körper das Gefühl von Athemnoth, von Ersticken, und dies erregt durch innere uns unbekannte Eindrücke ein vermehrtes Athmen. Der einen Berg Ersteigende glaubt noch Kraft in seinen Beinen zu haben, allein es fehlt ihm, wie er meint, an Luft. Wenn das beschleunigte Athmen nicht mehr hinreicht, die nöthige Menge Sauerstoff zuzuführen, die zur Aufnahme auch eine gewisse Zeit erfordert, so tritt das Gefühl der Ermattung, der Erschöpfung, der Ohnmacht ein, und erst nach einer gewissen Zeit der Ruhe, wo also kein Sauerstoff zur Kraftentwicklung verbraucht wird, tritt wieder das Gefühl der Erholung ein. Die eigentliche Kraftquelle liegt also nicht in dem Nahrungsstoff, sondern in dem Sauerstoff, und der verbrennliche Nahrungsstoff ist nur das Mittel, die in dem Sauerstoff als permanente Gasform liegende Kraft oder Affinität in gemeine Kraft und Wärme umzusetzen. Die beim Ersteigen hoher Berge rasch eintretende Ermüdung stammt nicht allein von dem bereits verbrauchten Kraftvorrath des Körpers her, sondern wesentlich auch von dem verminderten Sauerstoffzutritt in der mit der Höhe dünner werdenden Atmosphäre.

Der Sauerstoff des arteriellen Blutes ist die nächste Quelle jeder Kraft- und Wärmeentwicklung im Körper, und er wird durch beide Vorgänge verzehrt, wenn auch die Kraftentwicklung ohne alle Bewegung geschieht. Wer eine Last in der Hand trägt, muß für jeden Augenblick die Zugkraft der Schwere durch innern Sauerstoffverbrauch ausgleichen; außerdem muß er die Hand geschlossen halten, damit ihm die Last nicht entgleite. Ein Strick und ein fester Punkt würde Jahre lang denselben Dienst thun, für welchen der Mensch eine beständige Kraftvernichtung empfindet. Hängt er die Last an seinem Körper auf, so hat er wenigstens das Schließen der Hand erspart.

Vor einer Reihe von Jahren producirte sich ein starker Mann, welcher die Zugkraft zweier Pferde aufhielt. Er lag horizontal mit dem Rücken nach oben gegen zwei eingerammte Pfähle mit den Füßen gestemmt, mit den Armen zwei andere feste Punkte umfassend. Zwei starke Gurten kreuzten sich über Brust und Schultern und vereinigten sich auf seinem Rücken in einem eisernen Ringe, woran die Pferde mit langen Seilen gespannt waren. Bei dem Antreiben der Pferde würde er rückwärts und aufwärts gezogen worden sein, wenn er nicht in seinem Körper ebenso viel Kraft entwickelt hätte, um das Beugen seiner Knie und das Lüften seiner Brust zu verhindern.

Die ganze Kraftanstrengung ging gegen die eingerammten Pfähle, welche widerstanden. Als der Versuch vorüber war, setzte er sich auf eine Bank und schnaufte so furchtbar nach Luft, daß er keine Antwort geben konnte, sondern mit den Händen nur abwehrend winkte. Hier war nun gar keine Bewegung eingetreten; weder die Pferde, noch der Mann waren vom Platze gekommen, und beide Theile waren erschöpft, der Mann allerdings am meisten, weil er nur eine Lunge, die beiden Pferde aber zwei und größere hatten, welche den Sauerstoff zuführten.

Ein kräftiger Fußgänger nimmt in Arth oder Wäggis ein Beefsteak und eine halbe Flasche Wein zu sich und ersteigt den Rigi. Wenn wir das Gewicht des Mannes zu 150 Pfund, und die Höhe des Rigi's vom Ufer des Sees an zu 5000 Fuß annehmen, so hat er durch Ersteigung des Berges eine Arbeit von 5000 × 150 oder 750000 Fußpfund geleistet. Die Dampfmaschine würde für dieselbe Arbeit $\frac{6 \times 750000}{1836000}$ = 2,45 Pfund Kohlenstoff verbraucht haben. Wenn wir die Nahrungsmittel des Mannes auf trockene Substanz reduciren, so kommen nur wenige Lothe heraus, wofür die Maschine fast $2^1/_2$ Pfund Kohle verbrauchte.

Alle diese Betrachtungen lassen uns auch hier das große Uebergewicht wahrnehmen, welches die natürlichen Einrichtungen gegen alle menschlichen Erfindungen haben. Der Flug des Vogels, das Schwimmen des Fisches, die Ajustirbarkeit des Auges, das Libellenauge, das thierische Herz und unzählige andere sind so vollendete mechanische Werkzeuge, daß wir kaum zur vollen Erkenntniß ihrer Vorzüge gelangt sind, und von der Nachahmung noch unendlich weit entfernt stehen. Es tritt durch obige Betrachtungen auch der Bewegung erzeugende Apparat des Thieres in die Reihe jener unbegreiflichen Wunder. Die Brieftaube fliegt in wenigen Stunden von Hamburg nach London, sie hat ihr ganzes Brennmaterial mit auf die Reise genommen, und die ganze Maschine wiegt kaum 1 Pfund. Während dieser langen Strecke hat sie die Schwerkraft der Erde, welche sie herabzog, durch Entwicklung innerer Kraft beständig im Gleichgewicht gehalten, und nach Zurücklegung des Weges hat sie nur wenige Lothe an Gewicht verloren. Wie armselig erscheint uns dagegen ein Luftballon, dem man durch innere Kraft eine Bewegung gegen ruhende Luft geben will? Wie weit muß man ein Fernrohr ausziehen, um einen nahen Gegenstand deutlich wahrnehmen zu können, und das menschliche Auge richtet sich innerhalb weniger Millimeter Bewegung auf die Sehfernen des Sirius und die Schrift eines Buches ein. Das bloße Erkennen der Natur ist die erhabenste Aufgabe des menschlichen Geistes.

Literarisches.

Aus Ferdinand Dümmler's Verlag, dem wir in letzter Zeit mehrere werthvolle Erscheinungen in germanistischer Richtung verdanken, ist soeben ein Bändchen versandt worden, welches den Titel führt **„Die Korndämonen,“** Beitrag zur germanischen Sittenkunde, von Wilhelm Mannhardt. Diese Abhandlung, sowie eine vor einiger Zeit bereits ausgegebene über „Roggenwolf und Roggenhund“ von demselben Verfasser, bildet nur einen Theil eines Quellenschatzes der germanischen Volksüberlieferung, der langsam unter Mannhardt's sorgsamer Pflege zur Ausführung kommen soll. Die ungemeine Reichhaltigkeit unseres heimischen Mythenschatzes, der doch das größte Anrecht an unser Interesse hat, da er mit unsern Sitten und Gebräuchen, unserm Natur- und Volksleben auf's innigste verwachsen ist, macht dies Unternehmen zu einem sehr schwierigen, aber darum auch um so verdienstlicheren, und es wäre sehr zu wünschen, daß die Bitte des Verfassers um Mittheilungen weitern und größern Materials zumal aus Landes- und Städtechroniken und schwer zugänglichen Localschriften recht viel berücksichtigt würde.

Zu den interessantesten Reisewerken, welche in letzter Zeit erschienen sind, gehört des bekannten Freiherrn M. Th. von Heuglin **„Reise nach Abessinien, den Galaländern, Ost-Sudan und Chartum,“** welche in sehr guter Ausstattung, mit Illustrationen, Karten u. s. w., bei Hermann Costenoble in Jena erschienen ist. Das Werk ist weniger abenteuerlich, als die englischen Reiseberichte aus jenen Gegenden, und daher vielleicht weniger unterhaltend, aber es enthält einen reichen Schatz an wissenschaftlichem Material und ist für die Expedition von großer Bedeutung.



Neuestes aus der Ferne.

Die Dinge in Japan.

Ueber die Verfassung und den Gesellschaftsbau des östlichsten der asiatischen Reiche sind wir sehr lange im Unklaren gewesen. Jetzt erst fällt Licht in diese Verhältnisse, und wenn wir auch noch weit davon entfernt sind, uns ein vollständiges Bild eines für uns fremdartigen Zustandes machen zu können, so vermögen wir doch bereits allgemeine Umrisse zu erkennen. Unsere frühern falschen Ansichten von Japan stammten daher, daß nach der großen Christenverfolgung Holland die einzige zugelassene europäische Macht war, und daß sich die holländische, gegen außen abgesperrte Factorei im Gebiete des Taikun befand. Als man in Europa erfuhr, daß außer diesem Monarchen noch ein zweiter, Mikado genannt, existire, nahm man seine Zuflucht zu der Erklärung, daß ein Dualismus geistlicher und weltlicher Gewalt bestehe, so daß der Taikun der Kaiser und der Mikado der Papst von Japan sei. In Wahrheit ist Japan ein Bundesstaat, dessen Lehnsfürsten, die Daimios, eine Macht besitzen, die der Souveränetät nahe kommt. Selbst eigene Festungen und eigene Soldaten besitzen sie und auf ihrem Grund und Boden sind sie die alleinigen Gebieter. Auch der Taikun, der vermeintliche weltliche Kaiser, ist Daimio und auf seinem eigenen Gebiete so souverän als die andern, aber hinsichtlich der allgemeinen Angelegenheiten des Reichs ist er nichts als ein Bevollmächtiger des Mikado. Zwei Daimios stehen sogar höher im Range als er und seine Vollmacht kann ihm jeden Augenblick entzogen werden, wenn der Mikado und der Landtag der Daimios in diesem Punkte gegen ihn einig sind.

Die ersten Verträge der fremden Mächte mit Japan wurden von dem Taikun abgeschlossen. Dieser überschritt dadurch seine Vollmacht, aber er hatte Furcht vor den Kriegsschiffen und Geschützen der Fremden. Daß die letztern ihn als Souverän behandelten, kann in ihm den Gedanken erweckt haben, seine Macht auf Kosten des Mikado und der Daimios zu vergrößern. Gewiß ist, daß bei den Lehnsfürsten Mißtrauen gegen ihn entstand. Daraus sind die Mißhelligkeiten mit den Europäern hervorgegangen. Immer waren es die Daimios, von denen Zurückweisungen der Fremden und Gewaltthaten ausgingen. Wenn der Fürst von Nagato den Fremden, die sich auf einen Vertrag mit dem Taikun beriefen, die Meerenge von Simonesaki nicht öffnete, so handelte er, wie jeder europäische Fürst handeln würde, wenn ein Eingriff in seine Souveränetätsrechte unter Berufung auf die von einem Dritten dazu ertheilte Erlaubniß erfolgte. In den Fremden sah man die Verbündeten, vielleicht die Anstifter des Taikun bei seinem Verfassungsbruch. So entstand eine Stimmung, welche die Europäer für japanesischen Fremdenhaß halten konnten und in der ein solcher Haß theilweise auch enthalten war. Denn allerdings betheiligten sich die Anhänger des alten Systems der Absperrung und Stabilität bei der Opposition gegen

den Taikun, aber unter den Daimios wünschten doch die meisten, unter denen grade die wichtigsten waren, einen lebhaften Verkehr mit dem Auslande, wobei sie namentlich das Eindringen europäischer Cultur im Auge behielten. Diese Männer erbitterte der Taikun noch mehr, als er dem Handel bloß solche Häfen öffnete, die in seinem Gebiet lagen, und dadurch ein Monopol des Fremdenverkehrs an sich riß. Im Jahre 1865 erkannte die europäische Diplomatie die Sachlage endlich. Bei den Verhandlungen über die Eröffnung des Hafens von Ohasaka wendete man sich zum ersten Male direct an den Mikado, den rechtmäßigen Kaiser. Sie hatten sich zu freuen, den legalen Weg betreten zu haben, denn sie erlangten die Eröffnung von drei neuen Häfen und stellten sich in ein besseres Verhältniß zu den Daimios. Die Beziehungen dieser Lehnsfürsten zu dem Taikun haben sich dagegen verschlechtert. Mehrmals haben wir Berichte über sogenannte Revolutionen erhalten, die aber in Wahrheit die Wiederherstellung des für Japan verfassungsmäßigen Zustandes bezweckten. Noch vor Kurzem lasen wir in den Zeitungen von einer Schlacht zwischen den Daimios und dem Taikun.

Die Wrangel-Insel.

Im vergangenen Jahre ist von einem nordamerikanischen Walfischfänger Long ein Polarland entdeckt worden, von dem man bisher nur gelegentliche und so unbestimmte Nachrichten erhielt, daß die Geographen berechtigt waren, an der Existenz dieses Landes zu zweifeln. Es liegt im Norden und Nordosten der sibirischen Küste und schon im siebenzehnten Jahrhundert ist von einem der Kosaken, welche in Sibirien die Pfadfinder gespielt haben, über dasselbe berichtet worden. In der Mitte des vorigen Jahrhunderts wollte ein Unterofficier Andrejew es selbst gesehen haben. Er sei ihm bis auf zwanzig Werst (etwa drei deutsche Meilen) nahe gekommen, lautet sein Bericht, habe aber mit seinen wenigen Begleitern nicht weiter zu gehen gewagt, da er auf die Spuren vieler Menschen gestoßen sei. Man konnte diese und ähnliche Angaben nicht ganz zurückweisen. Wrangel bekam bei seiner Forschungsreise im nördlichen Sibirien den besondern Auftrag, sich Gewißheit über die Existenz oder Nichtexistenz jenes Landes zu verschaffen. Verschiedene Bewohner der Nordküste machten sehr bestimmte Angaben. Sie wußten von Fällen, daß Tschuktschen und Angehörige eines andern Stammes in Kähnen über das Meer geflohen seien, um in einem nördlicher liegenden Lande eine Zuflucht zu suchen. Auch von einer Frau wurde erzählt, die von einer Gesellschaft Schiffbrüchiger an der fremden Küste allein verschont und als Merkwürdigkeit umhergeführt worden sei, bis sie sich an die amerikanische Küste gerettet und von dort ihren Weg nach Sibirien zurückgefunden habe. Ein Häuptling der Tschuktschen behauptete auch, daß man an einer Stelle zwischen dem Cap Erri und dem Nordcap, wo ein Fluß mündet, bei hellem Wetter im Sommer gegen Norden hin hohe mit Schnee bedeckte Berge sehe. Derselbe Häuptling erzählte, daß in frühern Jahren zuweilen Rennthierheerden über das Eis nach der sibirischen Küste gekommen seien. Wrangel machte nun Eisfahrten in der Richtung, wo das unbekannte Land liegen sollte, fand es aber nicht, und schloß daraus, daß alle Erzählungen der Eingeborenen und der russischen Soldaten auf die Bären- und Lächow'schen Inseln zu beziehen seien. Anders urtheilte Argentow, der von 1844 bis 1850 im nördlichen Sibirien reiste. Auch ihm erzählten die Tschuktschen von dem Lande jenseits des Meeres. Sie sprachen von Polarbären, weißen und andern Füchsen, die dort lebten, und hatten auch mit Leuten jenes Landes gesprochen, die eine Hungersnoth nach Sibirien getrieben hatte. Als Argentow weiter fragte, wurden die Tschuktschen mißtrauisch und wollten ihm nichts mehr sagen. Er selbst sah einen Beweis von der Existenz jenes Landes, ein roth gefärbtes und mit Rennthierhorn belegtes Geräth, das an die Küste angetrieben und von fremdartiger Arbeit war.

Als nach Franklin gesucht wurde, drang Kellett mit dem Herald in diese Breiten vor. Am 17. August 1849 wurde vom Mastkorbe die Entdeckung von Land gemeldet und bald sah man eine kleine Inselgruppe. Jenseits lag ein hohes und ausgedehntes Land, dessen zerklüftete Gipfel zuweilen aus Wolken hervortraten. Man fuhr näher und landete schließlich auf einer vorliegenden Insel, die von Kellett unter

den üblichen Ceremonien für die Königin Victoria in Besitz genommen wurde. Die Engländer zweifelten nicht, eine Fortsetzung der Bergkette gesehen zu haben, welche die Tschuktschen von der sibirischen Küste aus wahrgenommen zu haben behaupten. Die amerikanischen Nordpolfahrer, Ringgold und Rodgars, stellten die ganze Entdeckung wieder in Zweifel. Sie segelten über die Stelle weg, auf die Kellett sein neuentdecktes Land versetzte, und fanden auch in einem Umkreise von dreißig Seemeilen nirgends Land.

Capitän Long hat das problematische Land als existirend nachgewiesen. Mit dem Walfischfahrer Nile im vorigen Sommer nördlich der Behringsstraße vordringend, hat er unter 70 Grad 30 Minuten nördlicher Breite und unter dem 180. Längengrade von Greenwich ein ausgedehntes Land entdeckt und Wrangelland getauft. Mit Bergketten, die sich staffelförmig hinter einander erhoben, lief es weit gegen Norden. Unten war der Boden von Schnee frei und trug einen schönen Pflanzenwuchs. Einer der Berge steigt bis zu einer Höhe von dreitausend Fuß auf und hatte das Ansehn eines erloschenen Vulcans.

Die Winter der Südküste der Krim.

Durch den Jailarücken von der Steppe getrennt, fällt die Südküste der Krim in den subtropischen Gürtel der regenleeren Sommer und vorwiegenden Winterregen. Nach den achtjährigen Beobachtungen Köppen's treten in diesem bevorzugten Gebiet Extreme auf. Der Winter von 1852 zu 1853 zeichnete sich durch Milde, der von 1860 zu 1861 durch Strenge aus. 1852 herrschte den ganzen November hindurch milde Witterung und der December, in dem einmal etwas Schnee fiel und ein zweites Mal ein unbedeutender Frost eintrat, war sogar schön zu nennen. Während dieses Monats und während des Januars und Februars gingen die Arbeiten im Weinberg und Garten ohne Unterbrechung fort. Die Rosen blühten den ganzen Winter durch und die Wiesen behielten ihr frisches Grün, aber das neue Erwachen der Pflanzenwelt wurde durch das milde Wetter nicht merkbar befördert. Wie gewöhnlich hatte man am 12. Februar die ersten Schneeglöckchen, denen gelbe Crocus und Primeln folgten, und eine Woche später blühten die Veilchen. Im März war Alles in Blüthe und es erschienen einige Vögel früher als sonst, während die meisten ihre übliche Zeit innehielten. Nur neunmal während der schlechten Jahreszeit ging das Thermometer etwas unter Null und im Gebirge hatte man gar keinen Winter.

Im Winter von 1860 zu 1861 schneite es dagegen an der Südküste bereits am 12. October. Die Straße, die an der Küste entlang geht, war mehrmals stark gefroren. Am 16. Januar fiel an der Küste ein starker Schnee und die Vögel begannen sich nun um die Wohnungen zu schaaren. Im Januar erreichte die Kälte die unerhörte Höhe von neun Grad unter Null und der Schnee lag fast eine Elle hoch. Aus der Steppe flüchteten die Trappen an die Küste und waren so matt, daß sie sich beinahe mit den Händen fangen ließen. Schnepfen, Drosseln, Amseln, Lerchen und Zaunkönige wurden zu Hunderten erfroren gefunden. An den Fenstern, wo man ihnen Futter streute, stellten sich Gäste aus den Wäldern in Menge ein und traten im Hühnerhofe dem Hausgeflügel als Feinde gegenüber. Auch in der Pflanzenwelt forderte der strenge Winter sein Opfer; viele Lorbeer- und Feigenbäume erfroren bis auf die Wurzel. Im Februar begann es zu thauen, am 11. des Monats war eine Wärme von sieben Grad, doch begannen regelmäßig warme Tage erst mit dem Anfang März. Eine unerklärliche Erscheinung ist, daß der Pflanzenwuchs sich im Ganzen nicht zurückhalten ließ. Bäume erfroren, aber manche Frühlingspflanzen zeigten sich selbst früher als in milden Wintern.

Wissenschaftliche Forschungen in Tibet.

Die Erforschung Groß-Tibets und Lassa's war schon lange von der britischen Regierung projectirt worden, aber bis jetzt noch immer an der starren Grenzabschließung der Chinesen gescheitert. Da trat im Jahre 1861 der Ingenieurcapitän Montgomery, damals mit der Messung von Kaschmir beschäftigt, mit dem Vorschlage auf, Eingeborene auszubilden und als Entdeckungsreisende zu verwenden, lieferte auch selbst kurz darauf durch Absendung eines Muselmans, der mit schätzenswerthen Resultaten zurückkehrte, den Beweis der praktischen Anwendbarkeit seiner Idee. Auf seine Ver-

anlassung ließ sich denn auch damals Oberst Walker, Chef der großen trigonometrischen Vermessungsabtheilung, bewegen, sich von der Schulcommission zwei Candidaten für eingeborene Schulen, die beide von halbtibetanischer Abkunft waren, auszubitten, die alsbald in allem Nothwendigen unterrichtet wurden. Es war keine leichte Arbeit, sie zum Vermessen sowohl, wie zu astronomischen Beobachtungen heranzuziehen, aber es gelang, und die beiden jungen Leute begaben sich im Juni 1865 auf den Weg. Nach verschiedenen Versuchen gelang es dem einen der Reisenden durch Kiang in Tibet einzudringen und seine Instrumente, zwei große Sextanten, zwei Taschensextanten, prismatische und Taschencompasse, Thermometer, Chronometer und Uhr wohlverborgen in einem doppelten Boden seiner Kiste einzuschmuggeln. Das Gebetrad der Buddhisten hatte Capitän Montgomery zur Aufnahme eines Compasses und für Aufzeichnungen eingerichtet, und der Gebrauch des Rosenkranzes diente einmal zur Controle der Schrittberechnungen bei Entfernungen, während zugleich aufdringliche Reisende durch religiösen Anstand abgehalten wurden, den so augenscheinlich andächtigen Beter zu unterbrechen. Jetzt, nach achtzehn Monaten, ist der Entdeckungsreisende heimgekehrt und soll demnächst eine neue Expedition antreten. Sein Name wird deshalb vor der Hand geheim gehalten und er heißt nur der indische Vámbéry. Die Hauptergebnisse der eben vollendeten Reise bestehen in einer großen Anzahl astronomischer Beobachtungen, die der Reisende zu Breitenberechnungen an einunddreißig verschiedenen Punkten aufgenommen, ferner in einer genau ausgearbeiteten Routenvermessung einer Strecke von eintausendzweihundert Meilen, bestimmend den Lauf des Brahmaputra und der großen tibetanischen Heerstraße. Die Abenteuer, die der Reisende bestanden und jetzt in der einfachen, schlichten Weise Herodot's und Marco Polo's erzählt, sind äußerst mannigfaltig. Wenn ihm die Gelder ausgingen, so unterrichtete er Nepalesische Kaufleute in der indischen Buchführung und paßte geduldig die Gelegenheit ab, wo es ihm möglich wurde, auf die eine oder andere Weise seinen Zweck zu erreichen. Vor dem Dalai Lama stand er bei seiner Audienz in Furcht und Zittern, da selbst unter den Eingeborenen, die nicht dessen Lehre folgen, der Glaube verbreitet ist, er ergründe die geheimsten Gedanken. Jedenfalls machte er in diesem Falle von seiner Allwissenheit keinen Gebrauch und unser Reisender kam mit dem Schrecken davon. Da der Lama in der dreizehnten Station der Seelenwanderung steht und mit dreizehn Wanderungen die Periode eines Lama endet, so erwartet man bei seinem Tode bedeutende politische Veränderungen. Die große tibetanische Heerstraße wird interessant geschildert. Bis zu einer Höhe von 17,000 Fuß über die Berge hingehend, ist der Weg so günstig gewählt, daß ein Reiter, ausgenommen bei Flußübergängen, auf der ganzen Strecke nicht vom Rosse zu steigen braucht. Zweiundzwanzig Haltestellen, für Aufnahme von einhundertfünfzig bis zweihundert Mann eingerichtet, sind auf der Straße in Entfernungen zwischen zwanzig bis siebzig Meilen vertheilt und enthalten nebst Einrichtungen zur Labung und Rast der Reisenden auch die nöthigen Relais an Reitpferden für die Staatscouriere. Letztere sind eine merkwürdige Classe von Menschen und einigermaßen verschieden von ihren europäischen Collegen. Sie reiten ohne Rast und halten nur zum Essen und zum Pferdewechsel. Beides wird stets für sie bereit gehalten. So fliegt der Courier die Strecke von achthundert Meilen in vierundzwanzig Tagen dahin und langt abgemagert, mit aufgesprungenem Gesicht und blutunterlaufenen Augen und von Ungeziefer völlig bedeckt, an. Letzteres findet seine Erklärung in der Thatsache, daß die Kleider, worin er die Depesche trägt, bei der Abreise auf der Brust gesiegelt werden und nur der Empfänger das Siegel lösen darf.

Verantwortlicher Herausgeber George Westermann.

Redacteur Dr. Adolf Glaser.

Druck und Verlag von George Westermann in Braunschweig.

Bei J. J. Tascher in Kaiserslautern ist erschienen:

Die
großen Culturepochen
der
Menschheit.

Ein Beitrag zur Culturgeschichte und Lösung der brennenden Zeitfragen

von

Otto Fleischmann,
protestantischer Gefängnißprediger.

Preis 18 Sgr.

Bei **Ulrich Frank** in Berlin, Prinzenstraße 3, ist soeben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Deutsche Sagen.

Herausgegeben von

Dr. **Heinrich Pröhle.**

Mit Illustrationen.

Neue wohlfeile durch Reformationssagen vermehrte Ausgabe.

Preis 20 Sgr. Mit Anmerkungen 25 Sgr.

Diese Sammlung von bekannter und bewährter Hand, enthält 229 der schönsten Sagen auf 19 Bogen, elegant ausgestattet.

Soeben erschien:

Der Orient
und seine culturgeschichtliche Bedeutung.

Von

A. W. Ritter von Zerboni di Sposetti.

12½ Bogen. Eleg. geh. Preis 1 Thlr.

In diesem Werke wird der Orient und seine Bedeutung für das moderne Culturleben von neuen Standpunkten aus betrachtet und insbesondere die wichtige Rolle hervorgehoben, welche das deutsche Element als Culturträger dort spielt. Der vollständig objectiv urtheilende Verfasser kennt Land und Leute aus vieljähriger eigener Anschauung.

A. Hartleben's Verlag in Wien und Pest.

Bis auf Weiteres habe ich den Preis von:

Die
deutschen Volkslieder
mit ihren Singweisen.

Gesammelt und herausgegeben von

Ludwig Erk und **Wilhelm Irmer.**

2. Ausgabe in einem Bande. Cartonnirt.

von 2 Thlr. auf **einen** Thlr. ermäßigt.

Leipzig, im März 1868.

Bernhard Hermann.

Bei **Eßmann & Co.** in Bad Oeynhausen ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Bad Oeynhausen
(Rehme).

Führung, Aufklärung und Rathertheilung für den gebildeten Kurgast

von

Dr. **L. Lehmann.**

Dritte veränderte und verbesserte Auflage.

geh. 20 Sgr.

In **Carl Heymann's Verlag (J. Imme u. A. Danz)** in Berlin sind folgende gediegene Werke erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Atterbom, P. D. A., Aufzeichnungen über berühmte deutsche Männer und Frauen nebst Reiseerinnerungen aus Deutschland und Italien aus den Jahren 1817 bis 1819. Aus dem Schwed. übersetzt von F. Maurer. gr. 8. broch. 1⅓ Thlr.

Maurer, F., Die Nikobaren. Colonialgeschichte und Beschreibung, nebst motivirtem Vorschlage zur Colonisation dieser Inseln durch Preußen. Mit 4 Karten. 8. broch. 1⅓ Thlr.

Neumann, K. F., Geschichte der Vereinigten Staaten von Amerika. Von der Gründung der Kolonien bis auf unsere Tage. 3 starke Bände. gr. 8. 9 Thlr.

Allen Besitzern von Meyer's Hand-Atlas

die Anzeige, dass folgende **vier neue Kartenstiche** von L. u. E. G. Ravenstein:

Eisenbahnkarte v. Deutschland (mit Text), **Vorder-Indien,**
Prov. **Sachsen u. sächs. Herzogthümer,** **Hinter-Indien u. Ostind. Inseln,**

soeben als Ersatz und Supplemente (Lief. 4 u. 5) erschienen sind. Preis **15 Sgr.**

Complete Expl. (1868*er Rev. mit obigen Neustichen*) 100 *Karten, in Mappe* **12½ *Thlr.*;** *geb.* 15 *Thlr.*

Verlag des **Bibliographischen Instituts** in Hildburghausen.

Nro. 44 der zweiten Folge. Mai 1868. Der ganzen Reihe Nro. 140.

Westermann's illustrirte deutsche Monats-Hefte

für

das gesammte geistige Leben

der Gegenwart.



Braunschweig.
George Westermann.

New-York, 440 Broadway.
B. Westermann & Co.

Mai 1868.

Nro. 44 der zweiten Folge. — Der ganzen Reihe Nro. 140.

Inhalt.

Beilage:

Von Carl Jügel's Verlag in Frankfurt am Main.

Nro. 44 der zweiten Folge. **Der ganzen Reihe Nro. 140.**

Westermann's

Illustrirte Deutsche Monatshefte.

Mai 1868.



Untreu aus Mitleid.

Roman in sieben Büchern

von

Julius Grosse.

(Fortsetzung.)

Als beide zum Schloß zurückkamen, war der Kutscher aus der Stadt schon wieder davon gefahren, und das schien grade kein gutes Vorzeichen zu sein. Der Wirthschaftspächter und seine Leute sahen die beiden jungen Leute mit etwas mißtrauischen Augen an; man schlich um sie herum, man belauerte jedes ihrer Worte. Alle Fragen, ob man kein Fuhrwerk stellen oder keinen Boten in die Stadt schicken könne, wurden barsch verneint. Schon war Violet entschlossen, mit Sidonie zu Fuß zurückzukehren, aber das Unwetter begann von Neuem, und die Wege waren grundlos. In der trostlosen Aussicht, hier auch die Nacht zubringen zu müssen, ließen sich beide zwei Zimmer geben, in der Hoffnung, daß sich am nächsten Tage irgend eine Gelegenheit zur Rückkehr finden werde und finden müsse; allein diese gewünschte Gelegenheit fand sich wider Erwarten noch vor Einbruch der Nacht.

Plötzlich nämlich, während Sidonie und Violet bei dem Abendessen in der Wirthsstube saßen, ward die Thür aufgerissen und ein Polizeidiener erschien in Begleitung eines Gensdarmen, welche die Flüchtlinge überfielen wie entsprungene Verbrecher.

„Erlassen Sie mir diese Scene zu schildern," erzählte die junge Frau, „welche nun folgte. Wortwechsel, Drohungen, schonungslose Inquisition, was weiß ich. Violet war wüthend über diese Behandlung, und es war ein Glück, daß ich, der der ganze Auftritt nach dem ersten Schrecken sehr spaßhaft vorkam, meinen Humor behielt und Violet verhinderte, sich thätlich an den Verfolgern zu vergreifen."

„Siehst Du," rief er, „nun kommt es, was ich gefürchtet habe, und es wird noch schlimmer kommen, Du kennst die Welt noch nicht und ihre Tücke."

Und das Vorspiel davon sollten wir sofort erleben, denn jetzt zeigte sich, daß der Wirth einen ganz hübschen Wagen besaß und auch zwei Pferde, die angeblich auf dem Felde waren, als wir danach fragten.

„Was soll ich von der Rückkehr sagen. Spät in der Nacht langte ich in Walbach wieder an, aber Niemand fragte nach mir, nur die Magd wies mir mit einer Art von Mitleid ein Zimmer im obersten Stock an. Am andern Tage sah ich, daß man die Fensterläden sowie die Thür dieses Zimmers verschlossen hatte. Ich war völlig als eine Gefangene behandelt, und selbst die Kost ward mir durch ein kleines Glasfenster des Alkovens hereingeschoben, welches auf die Treppe hinausging. An eine Rechtfertigung oder Vertheidigung vor den Meinigen, so auch nur an ein Anhören war nicht zu denken; sie brachen Alle den Stab über mich. So weh mir damals diese Behandlung that, so sehr sehe ich jetzt ein, daß ich es nicht anders verdient hatte und daß ich mein eigenes Kind nicht besser behandeln würde. Auch war meine Abschließung meinen jüngern Schwestern gegenüber gerathen, nicht nur um diesen ein warnendes Exempel zu geben, auch um jede Besprechung dieser, wie es ihnen scheinen mußte, anstößigen und sittenlosen Aufführung zu vermeiden."

Violet war inzwischen von Seiten der Polizei zur Verantwortung aufgefordert, er aber schlug jede Untersuchung mit der Erklärung nieder, daß er bereit sei, das Fräulein auf der Stelle zu heirathen.

Wenn es die Familie erlaube, ward ihm entgegnet, aber er sei im Irrthum, wenn er glaube, daß er die Familie auf solche Weise habe zwingen können; was damit gesagt sein sollte, erfuhr er erst später, denn man machte in der That den Versuch, Sidoniens Anerbieten von der Erlaubniß und Zustimmung des Doctor Arnold abhängig zu machen; glücklicherweise war dieser abwesend, und man vermuthete, daß er aus Entrüstung über die Entführung abgereist und seine Braut verworfen habe. Die Familie machte demnach gute Miene zum bösen Spiel und gab die Zustimmung. Bis jedoch die erforderlichen Papiere und Zeugnisse in Ordnung und die vorgeschriebenen Ceremonien erfüllt waren, vergingen mehrere Tage. Violet hatte zwar die Erlaubniß, seine Braut zu besuchen, aber er that es nicht, um nicht anklagenden Mienen zu begegnen. Statt dessen wußte er doch auf andere sinnige Weise seiner Erkorenen Aufmerksamkeiten zu erweisen. Bei seinen Collegen vom Theater galt Violet natürlich als Held und Märtyrer, interessant wie der Corsar Byron's und Bellini's Romeo; es fanden sich mehrere unter ihnen, die bereit waren, ihn zu unterstützen; so erklang schon in der nächstfolgenden Nacht vor dem Fenster Sidoniens eine schmelzende Serenade, gesungen von einem Quartett, dessen wohlgeübte und herrliche Stimmen weit durch das schlafende Dorf, weit über den wogenden Strom hallten. Da dies fast sich jede Nacht wiederholte, hatten die Sänger zuletzt einen großen Schwarm andächtiger Zuhörer, welche aus Nähe und Ferne herbeiströmten.

Endlich war der Tag der Trauung gekommen. Wie gewöhnlich stand Violet's Name auf dem Theaterzettel und so sollte er an diesem Abend den Corsaren Zampa singen. Um fünf Uhr hielt ein Wagen vor Sidoniens Wohnung; beide fuhren in die nächste Kirche der Stadt, wo die Trauung stattfand. Von Sidoniens Familie wollte angeblich Niemand zugegen sein; dennoch entdeckte Violet's scharfes Auge hinter der Menge, welche die Mitglieder des Theaters bildeten, die Köpfe seiner Schwiegermutter und Wally's, welche der Ceremonie beiwohnten.

Nachdem die Handlung vorüber war, fuhr Sidonie sofort in die provisorische Wohnung, welche man in einem Hotel garni gemiethet hatte. Violet dagegen fuhr in das Theater, um seine Rolle zu singen.

Man hatte diese Maßregel getroffen, um irgend welcher Rache oder Büberei zuvorzukommen. Doctor Arnold — so hieß es wenigstens — habe damals auf dem ländlichen Balle zu einem Freunde geäußert, wenn je das Unerhörte geschehen sollte, daß Sidonie ihm untreu werden könnte, so würde er sich nicht scheuen, sie an öffentlichem Orte, und wäre es vor dem Altar, zur Rechenschaft zu ziehen oder ziehen zu lassen.

Diese Vorsichtsmaßregel, ihm und seinen Freunden Tag und Stunde der Trauung

zu verheimlichen, zeigte sich übrigens ganz überflüssig, denn man erfuhr inzwischen, daß Arnold mit dem Erbprinzen seines engern Heimathlandes eine kleine Reise gemacht habe.

Einige Wochen später bezog das junge Ehepaar jene elegante, schön eingerichtete Wohnung in der Nähe des großen Parks, wo ich sie besuchte. An einem der ersten Abende, die sie darin zubrachten, tönte im Park plötzlich ein Schuß. Beide fuhren auf und der Name des Doctor Arnold schwebte auf ihren Lippen. Obwohl sich zeigte, daß auch diese Sorge grundlos war, so war es doch, als wenn die Aufregung einer beständigen Sorge vor unbekannten Uebeln zur düstern Melodie des Glücks, zum Omen des Bundes geworden wäre. Die Sorge, jeden Augenblick die ernsten, dröhnenden Klänge eines steinernen Gastes zu vernehmen, der zum Gastmahl der Freude hereinträte, schwand einigermaßen, als man erfuhr, daß Arnold allerdings wieder in der Stadt gewesen, eine kurze Correspondenz mit Sidoniens Mutter gehabt, dann aber auf immer Stadt und Land verlassen habe; indeß hatte er viele Freunde zurückgelassen, die vielleicht nur auf den Augenblick warteten, irgend eine Vendetta zu nehmen.

Ich verstand bei diesen Aufschlüssen, welche mir Violet selbst beim Dessert machte, während seine Hand auf dem Kopfe des Neufundländers ruhte, der mit großen klugen Augen zu ihm aufsah — ich verstand, weshalb überhaupt ein solches Ungeheuer gehalten wurde. Nach Tisch sang Violet einige schwermüthige schottische Balladen, die mit seinem Champagnerhumor und seiner frischen Stimmung in seltsamem Contrast standen.

Später, als der Kaffee kam, führte er mich in der ganzen Wohnung umher, zeigte mir die verhängnißvollen Pistolen, welche er in einem kleinen Wandschrank aufbewahrte; die Reihe von Bildern aus seiner Unglücksperiode, unter denen mir namentlich ein wundervolles weibliches Porträt auffiel, es war mit schwarzer Gaze überzogen, so daß das leuchtende blasse Gesicht wie eine „Geistererscheinung“ durch die Nacht schimmerte, ich wollte soeben fragen, aber er führte mich rasch weiter, und zeigte mir einige bemalte Gipsfiguren barocker Art. Eine davon war die bekannte Pagode aus dem Narciß. Dergleichen war jetzt seine Lieblingsbeschäftigung in freien Stunden und er pries diesen Einfall als eigene Erfindung.

Davon abgesehen, hatte sein Zimmer eine geschmackvolle trauliche Einrichtung. Es war an Decorationen nichts gespart, aber Alles stimmte zusammen; Nichts drängte sich störend hervor. Tapeten, Portièren, Schaukelstühle, Spiegel und Sculpturen, Teppiche und Möbel waren von solidester Qualität, jede helle Farbe war vermieden; dadurch erhielt die Einrichtung etwas ungemein Vornehmes und Distinguirtes. Auch eine mit gediegener Auswahl zusammengestellte Bibliothek war vorhanden.

Wenn ich das Alles überdachte, konnte mir das junge Paar nur im beneidenswerthesten Lichte erscheinen. Abgesehen von seiner Stellung, besaß Violet selbst ein bedeutendes Vermögen von seiner Mutter, und sein Verhältniß zum Publicum hatte sich durch die letzten Ereignisse eher verbessert als verschlimmert. Früher hatte man ihm wenig größere Rollen zu geben gewagt, jetzt, da sein Name vielfach genannt wurde, machte man ihm Aussicht, auch die Hauptrollen in der großen Oper zu übernehmen. Er erwähnte dies nur so beiläufig, als wenn ihm im Grunde nicht viel daran gelegen wäre, und als ob das Singen auch nur eine seiner zahlreichen Liebhabereien sei. Ueberhaupt machte mir seine Persönlichkeit jetzt erst einen tiefern Eindruck, der jedoch nicht ohne innere Widersprüche war.

Sein Auftreten war das eines Cavaliers, er lachte zwar häufig und spielte den Uebermüthigen und Lustigen, aber das Sonderbare war, daß während seines Lachens sein Augenstern stets starr und ernst blieb, ja sogar größer und durchdringender zu werden schien, während bei „gewöhnlichen Menschen“ das Auge beim Lachen fast verschwindet. Ich kann noch heute nicht an ihn denken, ohne sein heiteres Lachen zu hören und sein ernstes Auge zu sehen.

Nach diesem kleinen Ausfluge kehrten wir in das Gesellschaftszimmer zu Sidonien zurück. Das Gespräch wurde allgemeiner, und Violet nahm Gelegenheit, mir Schmeicheleien wegen meines guten Geschmackes zu sagen, denn Wally war an demselben Tage bei ihnen gewesen, und er

schloß aus ihren Andeutungen, daß zwischen uns Alles im Reinen sei, obgleich dies noch lange nicht der Fall war.

Wally überhaupt war die Einzige von der ganzen Familie, welche es wagte, den Verkehr mit den Verfehmten fortzusetzen. So heftig sie Violet an jenem Abend entgegengetreten war, wo er es wagte, offen um die Braut eines Andern zu werben, so rasch wußte sie alle kleinlichen Bedenken und Zweifel bei Seite zu setzen, sobald diese einmal Violet's Frau geworden war. Sidonie war ihr für diese schwesterliche Liebe von Herzen dankbar, und sie glaubte uns beiden einen Gefallen zu erweisen, indem sie die Möglichkeit andeutete, daß ich Wally ungehindert bei ihr sprechen könnte, falls ich den weiten Weg nach der Villa scheuen sollte oder falls noch nicht Alles zwischen uns im Reinen sei. Ich sprach der jungen Frau meinen verbindlichsten Dank für dies Anerbieten aus, war jedoch entschlossen, es nicht anzunehmen, denn die abenteuerliche und abnorme Art, wie dies Paar zusammengekommen war, schien mich aufzufordern, zu versuchen, ob man auf dem sogenannten gewöhnlichen und loyalen Wege nicht ebenso weit kommen könne.

Ueberhaupt war der Eindruck, den ich von diesem ersten Besuche mit hinwegnahm, ein sehr gemischter. In erster Linie allerdings imponirte mir die Freiheit und Entschiedenheit, mit welcher hier alle Hindernisse überwunden worden waren. Zwei Leute waren glücklich geworden, allerdings, indem sie gegen die gute Sitte und gegen die erworbenen Rechte eines Dritten revoltirten, trotzdem konnte man Keinem von beiden einen Vorwurf machen. Sidonie hatte Violet geheirathet wie den Othello einst Desdemona. Das Mitleid war der Keim ihrer Liebe gewesen, sie hatte nicht nur Arnold, sie hatte in gewissem Sinne auch sich zum Opfer gebracht, um einen Unglücklichen zu retten. Sind solche Thaten erlaubt oder überschreiten sie das Recht des Einzelnen? Mir schien ihre Handlungsweise damals edel und erhebend.

Andererseits war mein Eindruck gleichwohl kein ganz reiner und ganz beruhigender, der Sicherheit verhieße bis an's „Ende der Dinge.“ Die beiden Leute waren noch jetzt so exaltirt und gereizt, so sehr des Außergewöhnlichen ihrer socialen Stellung bewußt, als hätten sie ihre Hütte an den Abhang eines Vulcans gebaut und sähen täglich nach den Wolken und horchten täglich in die Tiefe. Menschenglück hat zwar oft schon einen beschwörenden Zauber auf die Mächte des Schicksals geübt und den Arm der Nemesis gelähmt, als könnte die strenge Göttin selbst Mitleid und Rührung mit den Glücklichen empfinden.

Wird sie auch hier sich versöhnt zeigen für alle Zukunft? Die Folge sollte es lehren.

Drittes Buch.



lle jene Einzelheiten, wie ich sie hier zusammengestellt habe, erfuhr ich, wie gesagt, erst nach und nach, bald aus Violet's Munde, bald von Sidonien, denn ich kam im Laufe des Winters mehrere Male in das Haus der Glücklichen — auch in meinen eigenen Angelegenheiten.

Diese hatten inzwischen eine eigenthümliche Wendung genommen, eine Wendung, welche mich um eine unerwartete Erfahrung bereicherte. Hätte ich es selbst nicht erlebt, so würde ich diese Entscheidung und noch mehr die Art, wie sie geschah, für eine unglaubliche, psychisch und social unmögliche halten.

An jenem Tage nämlich, wo ich meine Mutter und Schwester in Wally's Familie einführte, hatte ich Sidoniens Mutter gegenüber mich nochmals offen ausgesprochen und geäußert: ich wolle und könne meine Hoffnungen nicht aufgeben, so lange meine Familie anwesend sei, erst wenn sie abreisen sollte, ohne daß es zur Entscheidung gekommen sei, müßte auch ich diesem schönen Traum entsagen; was mich zu dieser Be-

merkung veranlaßte, war Wally's Benehmen.

Seit dem Erscheinen des Vetters Syndicus hatte sie ein seltsam zurückhaltendes und nachdenkliches Wesen angenommen, das sich auch später nicht änderte, sondern immer mehr zunahm. Ich kann nicht sagen, daß sie den Meinigen gegenüber sich spröde oder abweisend benahm — im Gegentheil, sie wurde mit meiner Schwester sofort die zärtlichste Freundin. Beide promenirten durch die schönen Wälder, auf den Wiesen und Auen am Flusse, und wenn sie so neben einander gingen und standen und unzertrennlich waren wie zwei schöne Blumen an einem Zweige, kam mir immer der Gedanke wieder, daß dies keine Freundschaft für den Augenblick sein könne, sondern ein Zusammengehören für das ganze Leben.

Auch die Mütter verstanden sich vortrefflich, als hätten sie schon Jahre lang zusammen gelebt; sie unterhielten sich über die Verschiedenheit der Landessitten bei Verlobungen, Trauungen und Hochzeiten, über die Einrichtung von Wohnungen und Häusern, über das Detail der Ausstattung der Töchter und endlich über ihre eigenen Jugenderlebnisse, wie sie ihre Gatten kennen gelernt und wie sich die Herzen endlich gefunden, trotz vielfacher Hindernisse und Schwierigkeiten.

Es war ein reicher, unvergeßlicher Nachmittag. Die Saiten des Gemüths schienen um so tiefer wiederzuklingen, als kurz zuvor so aufregende und peinliche Ereignisse gespielt hatten. Obwohl man dieselben heute mit keinem Worte mehr berührte, lag doch in der Vertraulichkeit und Wärme des gegenseitigen Austausches der zarteste Beweis der Theilnahme und Sympathie.

Trotz alledem kam ich mit Wally um keinen Schritt vorwärts. Wir blieben in der kühlen Sphäre der Conversation und rein sachlichen Besprechung; jeder Versuch, einen persönlichern Ton anzuschlagen, mißlang, zumal wir nicht allein waren. Glücklicherweise hatte meine Schwester den Einfall, für den folgenden Tag einen Spaziergang nach einem nahen schöngelegenen Dorfe vorzuschlagen, wo man die Stadtleute mit gutem Honig und vortrefflichem Wein bewirthete. Ich nahm den Vorschlag mit Freuden an, weil ich auf Gelegenheit hoffte, mit Wally allein zu sein. Bisher hatte ich mich immer mit neuen Personen umgeben, die sich zwischen uns stellten — kein praktischer Weg, um ein Mädchen zu gewinnen. Auch Wally ging nach einigem Zögern auf das Anerbieten ein, und wir schieden am Abend mit den fröhlichsten Hoffnungen für den folgenden Tag.

In der That schienen sich dieselben in erfreulichster Weise zu verwirklichen. Der schöne Herbsttag hatte sich mit allem Zauber der Jahreszeit geschmückt. Eine sonnige Klarheit und Ruhe lag auf der stillen Landschaft. Die fernen Berge und Ortschaften blitzten im blauen Duft; eine süße heimliche Schwermuth umzitterte die hohen Wipfel des Waldes wie die fahlen Wiesen und leeren Stoppelfelder, auf denen hie und da noch ein verspäteter Schmetterling flatterte.

Wally hatte kein Bedenken getragen, allein zu kommen, und sie schien es dankbar zu empfinden, daß man sich ihrer annahm, während die ganze Familie jetzt in tiefster Zurückgezogenheit lebte. Dort, in dem idyllischen Dorfe, unter den hohen Kastanien, welche einen kleinen Hügel und das Sommerhäuschen des „Honigbauern" beschatteten, sah ich Wally zum ersten Mal allein unter den Meinigen, losgelöst von ihrer Umgebung, gleichsam schon ein Mitglied unserer Familie; sie war lebhaft, anmuthig und unbefangen, und ich muß sagen, sie paßte vortrefflich zu den Meinigen, als gehöre sie schon von Jugend auf zu uns.

Auch die Gelegenheit, sie allein zu sprechen, fand sich — auf dem Rückwege nämlich, der durch den herrlichen Hochwald führte, unterbrochen von weiten Wiesenflächen.

Ich weiß nicht, war es der Wiederschein des Abendhimmels, als wir aus dem Gehölz traten oder das Verfängliche der Situation: Wally's Antlitz glühte rosiger als sonst. Eine Weile gingen wir schweigend neben einander. Es war noch helles Tageslicht, aber im Osten umsäumt vom Reflex der wiederglänzenden Abendröthe stand der volle Mond über den Baumwipfeln.

„Schade, daß dieser schöne Weg so kurz ist," sagte ich zu Wally, „und daß dem Heute wieder ein Morgen folgt, dem Morgen ein Uebermorgen; ich wollte dieser Wald wäre tausende von Meilen und wir fänden nimmer heraus."

Doch wozu dieses Gespräch auf das kalte

todte Papier setzen. Es ist mir nur eine traumhafte Erinnerung daran geblieben. Wie viel hat man in solchen süßen Augenblicken zu sagen, und wie wenig ist es in der Regel — genug, ich sprach von meinem schönen Vaterland und von der neuen Heimath, die ich hier gefunden, von meinen mit Beschlag belegten Gütern und der Möglichkeit, sie wiederzuerlangen, von einer Lebensgefährtin und — was weiß ich heute noch — Wally schwieg noch immer, doch ein tiefer, unbewachter Seufzer verrieth mir, daß ihr Schweigen nicht ein berechnetes, wartendes sei, sondern der Ausdruck einer tiefen innern Erregung.

„Eine offene Frage, meine theure Wally,“ sagte ich endlich, „wir gehen neben einander hin wie zwei alte Freunde, die sich Jahre lang kennen und längst Freude und Leid mit einander getheilt haben. Da darf man sich auch das Letzte nicht verschweigen. Sagen Sie mir offen, sind Sie aus irgend einem Grunde gegen mich eingenommen? Sie sind zwar immer freundlich und vertrauensvoll, mild und gütig, aber auch damit kann man einen Widerwillen verbergen. Ich weiß wohl, meine Vergangenheit, die lange Einsamkeit und traurige Erfahrungen haben einen herben feindseligen Menschen aus mir gemacht, der zu Eurer friedlichen stillen Welt wenig paßt, und ich würde mich kaum wundern, wenn auch Sie mich lieber hundert Meilen weit, als in Ihrer Nähe sehen mögen. — Habe ich Recht oder Unrecht, Wally?“

Sie schüttelte fast unmerklich mit dem Kopfe, aber ich deutete dies Zeichen zu meinen Gunsten und ergriff ihre Hand.

„Sie wissen ja, Wally, daß ich keinen andern Gedanken mehr habe, daß Sie mein Ein und Alles sind, woran ich mich klammere auf Erden.“

Da brach das Mädchen in Schluchzen aus und konnte sich lange nicht beruhigen.

„Ich verstehe mich selbst nicht mehr,“ sagte sie endlich, „haben Sie Nachsicht mit mir, ich finde keine Klarheit, keine Entscheidung. Es kommt Alles so plötzlich herein — ach, ich kann Ihnen doch nicht Alles sagen, Sie würden mich auch nicht verstehen und meine Worte mißbeuten.“

Dann schwieg sie wieder; es drängten sich mir verschiedene Vermuthungen auf, und nur die Ungewißheit, welches die richtige sei, hielt sie auf der Zunge zurück.

Jene jähe Katastrophe im Leben Sidoniens hatte ihr eine Art von Schrecken vor jeder Leidenschaft der Liebe in die Seele gejagt. Die Bloßstellung ihrer Familie durch jene Entführung hatte sie menschenscheu und mißtrauisch gemacht. Die gewaltsamen Maßregeln, welche ergriffen werden mußten, hatten die Unbefangenheit ihrer Jugend, die Unmittelbarkeit ihrer Empfindung weggenommen — sie war älter geworden. Aber grade dann konnte es eine Heilung sein, das Haus der Mutter zu verlassen, oder erwartete das Mädchen vielleicht eine gleiche Probe der Entschlossenheit und Liebe, wie Sidonie. Nein, dazu hing sie zu sehr an ihrer Mutter und ihre ganze Erziehung war eine zu strenge und religiöse gewesen, um solche Gedanken aufkommen zu lassen. Vielleicht auch scheute sie sich nur, jetzt schon eine Entscheidung herbeigeführt zu sehen und das Mutterhaus zu verlassen, aber davon war ja noch gar nicht die Rede; ich wollte nur ihrer Liebe gewiß sein, um dann ruhiger meine Angelegenheiten zu ordnen und energischer zu arbeiten. Auch mir waren die wilden kühnen Jahre der ersten Leidenschaft und Jugendhitze längst vorüber und der Gang unseres „Romans“ hatte, so zu sagen, einen bürgerlichen Paßschritt von Anfang an.

Ich wußte nicht, wie ich alle diese widerstreitenden Gedanken zu Worte bringen sollte, um endlich ein klares Geständniß von ihr zu erlangen, da begegneten uns einige Bekannte; wir waren gezwungen, uns wieder an meine vorausgehende Mutter und Schwester anzuschließen, und das Resultat war, daß wir, wie man zu sagen pflegt, „unverrichteter Sache“ wieder bei der Wohnung Wally's ankamen, wo uns ihre Mutter mit forschender Miene empfing; sie schien erwartet zu haben, uns heute schon ihren Glückwunsch zur Verlobung darbringen zu können, und als sie sah, daß ihre Erwartung eine vergebliche gewesen, entließ sie uns in ziemlich kühler und förmlicher Weise.

Ich muß hier überhaupt bemerken, daß Frau S., die mir in der Folge noch so theuer geworden ist, eine Stellung einnahm und eine Rolle spielte, die ich damals nicht begriff, weil ich sie mit den Au-

gen des Fremblings beurtheilte, wobei ich nur das eine vergaß, daß jede Mutter in erster Linie im Interesse ihrer Familie handeln muß. Frau S. war in der ganzen Stadt hoch verehrt und ihr bloßer Name ward mit tiefer Ehrerbietung genannt. — Was sie für Arme that, wie sie für zahlreiche Waisen aus ihrer Verwandtschaft sorgte, wie sie sich selbst mancherlei Lebensfreuden, z. B. Reisen, Equipage, Theater und kostbare Kleider versagte, um ihre Mittel für das Wohl Anderer zu verwenden, kurz, wie sie ihre Freude stets nur in der Freude Anderer fand — das Alles zu erzählen würde manchen Bogen füllen. Ich kannte damals diese Umstände nicht, da Frau S. mir nur das strenge Antlitz der Mutter zeigte, und so war es natürlich, daß ich ihre gemessene Handlungsweise nicht immer richtig beurtheilte, sondern sie für eine Gegnerin meiner Absichten hielt, während grade sie dieselben mit Wärme begünstigte. Inwiefern sie unbewußt meine Gegnerin war, sollte ich erst später erfahren.

Am Tage darauf trafen Briefe ein, welche eine schnelle Abreise meiner Mutter und Schwester nothwendig machten. — Beide waren im höchsten Grade verstimmt und unwillig auf mich, daß die Angelegenheit nicht zur Entscheidung gekommen sei, denn sie suchten die Ursache in mir allein. Ich konnte nicht leugnen, daß auch meine Hoffnungen bedeutend herabgestimmt waren.

Zwar ging ich nach der Abreise der Meinigen noch einige Mal in das reizende Thal hinaus, das jetzt in den bunten Farben des Herbstes prangte, aber die Mutter der Geliebten ward von der Stunde an fremder und förmlicher gegen mich; sie schien meine fortgesetzten Besuche mit offenem Unwillen aufzunehmen, sie antwortete nur kurz oder streng, wenn ich ein Gespräch versuchte, oft erhielt ich auch gar keine Antwort, und selbst die mancherlei günstigen Nachrichten, welche ich mittheilen konnte, fanden nur ein halbes Gehör oder ungläubiges Schweigen. In der letzten Zeit hatten sich nicht nur meine Lectionen bedeutend vermehrt, auch die Uebersetzung eines bedeutenden Werkes aus dem Polnischen hatte einen Verleger gefunden, und vielfache Bestellungen auf kleinere plastische Arbeiten waren eingelaufen; einige befreundete Mittelspersonen hatten Versuche gemacht, den Herzog eines benachbarten kleinen Staates für mich zu interessiren, und es waren freundliche Zusagen gegeben worden. So eröffneten sich Aussichten auf allen Seiten, aber ich erhielt in der lieblichen Villa kaum einen Glückwunsch, kaum ein ermuthigendes Wort — sehr natürlich, da die Beschleunigung der Erfüllung jener Zusagen nicht in meiner Macht stand und von tausend Nebenumständen abhängig war, die ich hier übergehen muß.

Wally saß bei diesem peinlichen Zusammensein gewöhnlich still neben mir, und sah mich zuweilen mit wehmüthigen scheuen Blicken an, wie Jemand, der uns eine Trauerbotschaft so lange als möglich verheimlichen will. Am letzten Abend dieser Besuche kam das Gespräch — gleichsam aus Verlegenheit — auf eine Mordgeschichte, welche in den letzten Tagen die ganze Stadt in Aufruhr versetzt hatte. Die Sache war folgende.

Ein vermögender Mann, Bürger und Hausbesitzer, hatte eine reizende Tochter, welche ein sogenanntes „Verhältniß“ mit einem jungen Mann, seines Zeichens ein Musiker, angeknüpft hatte. Das Pärchen kam öfters in dem abgelegenen Garten des Vaters zusammen. In letzter Zeit fand nun der junge Mann, ohnehin ein exaltirter Mensch, Grund zu vermuthen, daß von Seiten der Familie seinen Hoffnungen Gefahr drohe. Er forderte deshalb eine bindende Erklärung von seiner Geliebten, eine feierliche und offene Verlobung; allein darauf wollte die Schöne nicht eingehen — sei es, daß sie den Zorn des Vaters fürchtete, sei es, daß sie wirklich schon entschlossen war, ihre Hand einem Andern zu reichen, da der Musiker nach seinen Verhältnissen noch nicht fähig war, sie heimzuführen, oder sei es endlich, daß sie überhaupt ihre Freiheit nicht preisgeben wollte — genug, der junge Mann wurde durch ihre Weigerung von einer blinden Wuth gepackt, und damit die Ungetreue auch keinem Andern gehöre, lockte er sie noch einmal in den Garten, angeblich, um Abschied von ihr zu nehmen. Was hier vorgegangen, blieb ein Geheimniß, aber die Schöne kehrte nicht nach Hause zurück; man begann nach ihr zu suchen und fand sie spät in der Nacht auf den steinernen Stufen des Sommerhäuschens jenes Gartens entseelt in ihrem Blut schwimmend. Die Schläfe war von einem

Schuß durchbohrt. Man fand die abgeschossene Waffe neben ihr liegen. An einen Selbstmord zu denken, war unmöglich; zum Ueberfluß war der Ueberrock des jungen Mannes im Gartenhause zurückgeblieben. Was aus ihm selbst geworden, nur zu bald sollte man es erfahren.

Er war entschlossen gewesen, das Mädchen und sich zugleich umzubringen. Als die erste That vollzogen, versuchte er Hand an sich selbst zu legen, aber die Waffe versagte — er griff zu einem Messer und brachte sich eine Wunde am Halse bei, aber der Muth sank ihm, das Entsetzliche zu vollenden; jetzt machte er sich auf und lief barhäuptig eine halbe Stunde weit durch die Vorstädte, bis er einen Flußarm des Stromes erreichte — er stürzte sich hinein, kaum aber im Wasser, erwachte wie von selbst seine Schwimmkunst. — Auch das Wasser stieß ihn aus. Jetzt rannte er voll Verzweiflung mitten in der Nacht in die Stadt zurück und überlieferte sich selbst der Polizei. Anfänglich hielt man den Menschen, der blutig und triefend von Wasser hereinstürzte, für einen entsprungenen Tollhäusler, aber seine Angaben bestätigten sich, bevor noch der Morgen anbrach. Jetzt ward der Proceß instruirt, und die Sache gestaltete sich immer mehr zu einer cause célèbre, an welcher die ganze Stadt Theil nahm. Man stritt sich in allen Familien für und wider den jungen Verbrecher, der namentlich bei der schönen Welt, wie es gewöhnlich geschieht, die merkwürdigste Theilnahme fand; junge Frauen und Töchter aus den besten Familien schickten ihm Blumen und Früchte, Wein und Erfrischungen in das Gefängniß, selbst ein Clavier wurde hineingeschafft, und die Nachbarschaft lauschte dann entzückt den tollen Phantasien, in denen er sich Tag und Nacht darauf erging. Kurz, der Gefangene war der Held des Tages geworden. Erst bedauerte, jetzt bewunderte man ihn, und die bösen Zungen wurden nicht müde, allerlei Verdächtigungen, ehrenrührige Gerüchte und Anschuldigungen auf den bisher unbescholtenen Namen der Ermordeten zu häufen, deren Weigerung nun die häßlichsten Motive untergeschoben wurden. Anders urtheilten die ältern Leute, namentlich auch die Mutter Wally's.

„Da sieht man einmal wieder, wie weit es kommen kann," sagte sie, „wenn sich Mädchen mit aussichtslosen heftigen Menschen einlassen. Gebt ihnen einen Finger, so wollen sie die ganze Hand und glauben auch noch ein Recht zu haben, ein unschuldiges armes Ding zur Verantwortung zu ziehen, wenn es nicht Elend und Noth und Schande mit dem Ueberspannten theilen will."

Diese Anklage schien mir doch zu allgemein und zu übertrieben; überhaupt waren ja die eigentlichen Motive des Zwistes noch keineswegs klar, aber um Noth und Elend und Schande schien es sich doch nicht zu handeln. Der junge Musiker galt als sehr talentvoll — entweder liebten sich beide wirklich, und dann hatte er wohl ein Recht, von seiner Braut ein bindendes Wort zu verlangen, oder das Mädchen liebte ihn nicht und suchte sich von ihm loszumachen oder ihn zu täuschen — dann aber war sie nicht weniger verdammenswerth als er. Dies Alles sagte ich der Mutter Wally's, so frevelhaft, ruchlos und strafwürdig seine entsetzliche That, schien mir sein Verlangen ehrenhaft und seine Empörung, als sie es verweigerte, wenigstens erklärlich.

„Erklärlich? Wie meinen Sie das?" ward mir entgegnet.

„Ist es nicht ein Beweis von Herzlosigkeit und Falschheit," sagte ich, „wenn man so weit geht, sich, wie es heißt, in ein Verhältniß einzulassen, das heißt Hoffnungen zu erwecken und dann nicht den Muth oder die Ehrlichkeit zu haben, dafür einzustehen mit offenem Bekenntniß, denn weiter ist eine Verlobung nichts — ein Trost, eine Bürgschaft für mögliche Gefahren."

Wally sah mich bei diesen Worten mit einem langen wehmüthigen Blick an, dessen Ausdruck mir unerklärlich war.

Ihre Mutter aber nahm das Gespräch wieder auf. „Ich glaube, Sie könnten im Stande sein, dieses Ungeheuer von einem Menschen noch zu vertheidigen."

„O, manche Leute urtheilen noch strenger," sagte ich. „Gestern hörte ich eine Aeußerung: wer diesen Menschen vertheidigt, sei im Stande, eine gleiche That zu begehen. Als wenn man ein Recht hätte, solche Gewissensfragen zu stellen. Kein Mensch, behaupte ich, weiß, wessen er fähig werden kann an der äußersten Grenze der Schmach und Verzweiflung. Uebrigens ist in diesem Fall gar keine Rede davon und schon deshalb kann es mir nicht ein-

fallen, den Unglücklichen vertheidigen zu wollen. Er hatte eben den Verstand verloren; was mich betrifft, würde ich ein solches Mädchen nur verachten, vorausgesetzt, daß sie aus freiem Willen handelte und bei aller Liebe dennoch nicht den Muth und das Vertrauen hätte, sich durch ein Wort zu binden. Man liebt sich wahrhaftig doch nicht versuchsweise, oder auf bestimmte Fristen und Eventualitäten hin. Freilich, wenn sie nur aus Gehorsam gegen die Eltern, also einem äußern Zwang, gehorchte, dann ist sie zu entschuldigen, dann würde ich mich in Geduld fügen, aber sicherlich jedes erlaubte Mittel versuchen. Daß Jener keine Besinnung besaß und keinen andern Ausweg sah, als die brutale Gewalt, beweist, daß er nicht mehr zurechnungsfähig war, und ich vermuthe, daß ihn das Gericht statt allen Processes und aller Verurtheilung vielmehr in das Irrenhaus schicken wird. Der Mensch ist ebenso und noch mehr zu beklagen, als das Opfer!"

Wally hatte sich während dieser Worte entfernt, und ich hoffte, sie würde jeden Augenblick wieder eintreten, aber sie erschien diesen Abend nicht mehr.

„Das sind also die Grundsätze der neuen Zeit," sagte ihre Mutter, indem sie aufstand und mir damit einen Wink gab, meinen Besuch abzukürzen, „die Leidenschaft allein soll die höchste Richtschnur sein, und der Gehorsam gegen Vater und Mutter soll nichts mehr gelten. Solche Grundsätze bringt man uns aus der Fremde herein, aber ich muß Ihnen sagen, daß unsere Sitten so tief noch nicht gesunken sind und daß wir treu noch am Alten festhalten werden. Ich begreife nicht, wie Sie jemals etwas Anderes von uns glauben konnten, ja, ich gestehe, daß ich diese Ansichten bei Ihnen nicht vermuthet habe und tief bedauern muß."

Diese Worte waren mild gesprochen; gleichwohl berührten sie mich wie der herbste Vorwurf, den ich nicht auf mir sitzen lassen mochte.

„Sie reden von Verschiedenheit der Sitten," sagte ich, „aber in diesem einen Punkt, denke ich, sind sie überall gleich, weil das Menschenherz überall dasselbe ist. Wie sind wir nur soweit gekommen, uns nicht mehr verstehen zu können. In jenem traurigen Fall handelte es sich doch um nichts, als um eine Verlobung. Gibt es irgend ein civilisirtes Land, dessen Sitte dagegen sein kann?"

„Allerdings," sagte die Mutter, „unsere Stadt zum Beispiel, denn solche Art von Verlobungen sind nur der Deckmantel für etwas Schlimmeres. Man verlobt sich überhaupt nicht, wenn nicht die bestimmte Aussicht vorhanden, daß man sich in kurzer Zeit wirklich heirathen kann."

„Das ist aber eine engherzige Sitte!" rief ich, „in meiner Heimath hat man Geduld, Jahre lang auf die Erfüllung des gegebenen Wortes zu warten. Das Edelste der Liebe ist doch das Vertrauen auf einander — man nimmt sich doch nicht, um sich später erst kennen zu lernen — man braucht Zeit, um sich zu prüfen und an einander zu gewöhnen."

„Und sich inzwischen gleichgiltig zu werden," sagte die Mutter, „oder der Leidenschaft freien Lauf zu lassen mit bekannten Folgen."

„Allerdings, wenn Sie die untern Classen des Volks meinen, aber Sie werden doch gewiß nicht behaupten, daß man selbst in den gebildeten Ständen hier zu Lande aus Grundsatz weniger Vertrauen hat."

„Das nicht, aber mehr Vorsicht," war die Antwort.

„Verstehe ich Sie recht. Verloben heißt also hier eigentlich schon den Tag der Hochzeit festsetzen. Der Brautstand ist also nur die kurze Zeit, welche nöthig ist, um die Ausstattung zu vollenden. Habe ich Recht?"

„Allerdings," erwiederte sie. „Es kommt wohl vor," setzte sie mit milderm Tone hinzu, „daß man eine Tochter verlobt und dem Bräutigam einige Zeit gewährt, seine Verheißungen wahr zu machen und eine Lebensstellung zu erringen, aber darauf eben kommt es an und falls er sich nicht bewährt, ist man auch nicht mehr gebunden."

„Also Verlobungen auf Widerruf, falls nicht binnen einer bestimmten Frist sich die Dinge nach Wunsch fügen."

Sie schwieg, ich nahm meinen Hut, um zu gehen, aber das Herz war mir zu voll, um zu schweigen. „Ich bin Ihnen dankbar für Ihre Mittheilungen," sagte ich, „aber ich muß bekennen, daß die Sitte dieses Landes bei aller Vorsicht doch eine sehr traurige ist. Die schönste Zeit des Lebens in eine contractmäßige Frist zusammendrängen, die heiligsten Empfindungen zu be-

bingungsweisen provisorischen Vorschüssen zu machen, die man zurückziehen kann — das ist grausam und peinvoll. Uebrigens reden Sie selbst strenger, als Sie fühlen. Grade in diesem Hause haben wir ja Ausnahmen von jener unbarmherzigen Sitte erlebt. Sidonie selbst war ja verlobt worden, und ich wüßte nicht, daß eine bestimmte Frist dabei Bedingung gewesen wäre."

„Und Sie haben gesehen, welches die Folgen gewesen sind," unterbrach sie mich. „Grade dieser Fall mag Ihnen beweisen, daß unsere Sitte Recht hat. Ich habe es bereut, daß ich eine Ausnahme gestattete und werde dies niemals wiederholen lassen."

Nach dem strengen Tone dieser Worte blieb mir nichts übrig, als zu scheiden.

„Wo ist Wally?" fragte ich unter der Thür.

„Sie wird zu Bett gegangen sein," war die kühle Antwort, und mit höflichem kalten Gruß ward ich entlassen.

In namenloser, qualvoller Stimmung stürmte ich durch die sternlose Nacht.

Das also war der Grund des unerträglichen Zauderns und Zögerns von Seiten Wally's — die Scheu sich zu binden, die Furcht vor einem gegebenen Worte — vielleicht der Wunsch sogar, freie Hand zu behalten und im Grunde ein tiefes Mißtrauen gegen mein Glück und meine Kraft. Teufel, ich weiß nicht, was alles in meiner Seele gährte und stürmte. Daß die Mutter etwa dennoch eine andere Partie für Wally im Sinne hatte — es war undenkbar, aber nicht unmöglich; zwar jener Vetter Syndicus hatte sich nicht wieder sehen lassen, aber die Verbindungen der Familie waren ja so zahlreich, daß an andern Freiern kein Mangel sein konnte; ich fühlte, daß ich mich jetzt Wally gegenüber entschieden und offen aussprechen müsse, um ein bindendes Wort zu erlangen — mißglückte es, so war Alles verloren, aber so wie die Dinge standen, konnten sie nicht länger fortgehen.

Während ich am folgenden Tage noch überlegte, wie dies am besten zu machen sei, kam plötzlich die Entscheidung. Ich hatte am Nachmittag einen langen Spaziergang gemacht, um mich zu sammeln, ich hatte mehrere Briefe entworfen, aber wieder vernichtet; abermals eine Correspondenz zu beginnen, schien thöricht und eine Zusammenkunft vorzuschlagen, konnte als eine abenteuerliche Arroganz aufgefaßt werden. Als ich nach Hause kam, rathlos wie zuvor, fand ich ein kleines Billet mit zierlicher Aufschrift auf dem Tisch.

Ich erkannte Wally's Handschrift und der Poststempel des Dorfes hob jeden letzten Zweifel. Sie war mir also zuvorgekommen.

Hocherfreut öffnete ich den Brief. Er war mir ja ein Beweis dafür, daß sie selbst fühlte, sie sei mir nach den strengen, leicht mißzuverstehenden Worten der Mutter eine Erläuterung, einen Trost schuldig.

Wie groß war mein Schrecken, als ich las:

„Verehrtester Herr!

Auf Anrathen meiner theuren Mutter fühle ich mich veranlaßt, mich in Betreff Ihrer Wünsche und Hoffnungen offen auszusprechen. Ich würde es mir wirklich zum Vorwurf machen, die Angelegenheit, welche Sie, wie mich dünkt, schon als bestimmt und abgeschlossen ansehen, noch in demselben Gange fortgehen zu lassen. Ich bin mit mir in aller Ruhe und wiederholt zu Rathe gegangen und muß Ihnen aufrichtig gestehen, daß ich mich bis jetzt nicht entschließen kann, meine Zukunft auch nur im Geringsten festzustellen. Glauben Sie mir nur, daß ich recht wohl zu ermessen verstehe, was es heißt, in einer Hoffnung zu leben, die man eigentlich nicht begründet weiß. Weder in meinem Benehmen noch in meinen Aeußerungen glaube ich Ihnen jemals auch nur einen Schein von Hoffnung gegeben zu haben, ich habe dies auch vorsätzlich unterlassen, weil ich von allem Anfang her nie daran gedacht habe, mich für meine Zukunft zu binden. Diese Zeilen entbinden mich einer Pflicht, zu deren Erfüllung ich mich schon lange aufgefordert fühlte, ohne die Kraft zu finden, ihr mündlich oder schriftlich zu genügen. Mit aller Hochachtung für Sie, geehrter Herr, bin ich u. s. w."

Die Wirkung dieses Briefes war furchtbar. Also ein offener Bruch und mit einer Bestimmtheit und kühlen Vornehmheit, als hätte ich mich irgend eines Verbrechens schuldig gemacht. Die Stunden vergingen, die Nacht verstrich schlaflos.

Als der Morgen anbrach, nahm ich das unglaubliche Document noch einmal zur Hand. Da schien es mir, als ob einige

Buchstaben, ja ganze Worte verwischt seien. Waren es Wally's Thränen, die auf das Papier gefallen? War das Ganze nur dictirt und von fremder Hand aufgesetzt?

Dieser Gedanke wuchs im Moment zur felsenfesten Ueberzeugung, ich wurde auf einmal fröhlich, sorglos und entschlossen. Vor allen Dingen mußte ich Wally selbst sprechen, mochte dann geschehen, was immer. So erbärmlich konnte und durfte dieser schöne Traum nicht enden, ich wollte wenigstens Gewißheit, wofür Wally zu halten sei, für eine seelenlose Cokette oder nur für eine gehorsame, opferfähige Tochter.

Gegen neun Uhr warf ich mich in meinen besten Anzug, als ginge es zum Ball oder zum Staatsexamen. Das erste Mal hatte ich mich Abends nach Sonnenuntergang in momentaner Laune, gleichsam von der Straße weg, bei der Familie eingeführt, jetzt wollte ich die Haupt- und Staatsactionen der bürgerlichen Sitte wenigstens nachholen.

Es war ein frischer, nebliger Herbstmorgen. Die Sonne stand wohl sichtbar am wolkenfreien Firmament, aber sie glich nur einer rothen strahlenlosen Kugel. Vor dem Thor unter den ersten Bäumen begegnete mir ein Ehepaar, dem ich bekannt war. Der Mann hatte irgend eine Secretärstelle an einer Versicherungsgesellschaft, war aber vor Kurzem zum Administrator eines der Kirche gehörigen Gütercomplexes gemacht worden. Es war ein fahler, krankhafter Mensch von schleichendem Wesen, und er war von allen seinen Bekannten halb gefürchtet als Intrigant, halb bemitleidet, weil er beherrscht wurde von seiner weltliebenden, putzsüchtigen Ehehälfte, die einst auf einer Provinzialbühne als Ballerina geglänzt hatte.

Neugierig fragten mich beide, wohin ich an so frühem Morgen und in so feierlichem Aufzug wolle? Sie hatten keine Ahnung von meinem Unternehmen, obschon sie in der Nähe des Dorfes wohnten und mich im Lauf des Sommers häufig hatten beobachten können. Jetzt hielt ich es für wenig passend, ihnen oder überhaupt irgend Jemand in der Welt den Zweck meines Ganges zu sagen.

Obschon dieses Begegnen mir keineswegs ein günstiges Omen sein konnte, wuchs doch mein Muth, je näher ich meinem Ziele kam, das ich erst gegen zehn Uhr erreichte.

Mehrmals klingelte ich an der einsamen lautlosen Villa umsonst, schon war ich des Glaubens, man habe mich zwar gesehen, aber man wolle mich nicht einlassen, denn daß man zu Hause war, konnte ich aus dem Auf- und Zuschlagen der Thüren entnehmen. Der Bienenstock schien offenbar in Verwirrung zu sein.

Endlich kamen die beiden kleinsten Schwestern, die immer mit besonderer Liebe an mir hingen und führten mich an dem Wohnzimmer vorüber eine kleine Treppe höher in den Salon. Ich fragte gar nicht nach Wally, sondern nur nach ihrer Mutter, denn von dieser wollte ich zunächst Aufschluß über den unnatürlichen Brief haben. Die kleinen Schwestern führten mich in jenes Vorzimmer, wo mir Sidonie damals am ersten Tage meines Eintritts die Familienporträts gezeigt hatte. Es war kalt und modrig wie in einer Gruft in diesem Zimmer. Die Jahreszeit war vorgerückt und die Herbstkälte hatte sich schon in den Häusern eingenistet. Ich sah wieder Wally's Bild, wie sie mit kurzen Härchen und schmalen Wangen dem Krankenlager entstiegen war und die Hand unter das Kinn gestützt, mit seltsam schwermüthigen Augen aus dem Bilde blickte. Plötzlich merkte ich, daß sie selbst hinter mir stand; ich fühlte es so zu sagen an ihrer kühlen Nähe. — Die Thür hatte sich leise bewegt und unhörbar war Wally eingetreten.

Als ich mich hastig umwandte und ihre Hand ergriff, erschrak ich über ihr Aussehen; grade so wachsbleich, so hohläugig, so leidend sah sie aus, wie auf jenem Bilde; mit schüchternen, leisen Worten entschuldigte sie sich, daß sie im Negligé gekommen, aber man sei um diese Stunde niemals auf Besuch vorbereitet. Mein Zorn wegen jenes Briefes fand sich dadurch natürlich wenig beschwichtigt; aber da die kleinen Schwestern noch anwesend waren, mußte jede Aeußerung unterdrückt werden und so sprachen wir, in Erwartung ihrer Mutter, einstweilen von ganz gleichgiltigen Dingen, vom Herbstmanöver des Heers, von Beethoven'schen Symphonien, vom frühen Einzug des Winters — und dabei brannten die Herzen vor Ungeduld.

Endlich erschien die Mutter, ebenfalls im tiefen Negligé, wie die Tochter, doch hatte dieser weiße Morgenanzug etwas Festlicheres und Feierlicheres für mich, als jede

Gesellschaftstoilette. Auffallend aber waren mir die strengen Linien, welche sich in ihrem Gesicht zeigten.

Sie führte uns in den anstoßenden Salon, der finster war, und stieß einige der geschlossenen Läden auf. Bleich und grell brach das kalte Licht herein und erhellte einen schönen Raum voll prächtiger Sammetmöbel, zahlreicher Gemälde nebst blitzenden Lüstres und Wandleuchtern.

Wally's Mutter deutete auf die Sessel. Wir setzten uns. — Wally selbst mit so kummervollem Gesicht, als handle es sich um die Aufzeichnung eines letzten Willens — und in der That könnte man bei manchen Eheverträgen wirklich von einem letzten freien Willen reden.

„Gnädige Frau," sagte ich, „ich bitte um die Erlaubniß, ohne Umschweife zur Sache zu kommen. Seit einiger Zeit fürchte ich Ihr Vertrauen verloren zu haben, weshalb, ist mir unbekannt. Vielleicht ist es meine Schuld, daß die äußern Formen nicht mit den innern Absichten gleichen Schritt gehalten haben. Vielleicht sind es Unterlassungssünden, für die ich büßen muß; ich glaubte die Früchte auf den Zweigen reifen zu lassen und war so bequem, zu erwarten, daß sie eines Tages von selbst herunterfallen müßten, statt säuberlich hinaufzusteigen und mit der Hand sie zu lösen oder wenigstens den Stamm zu schütteln und einen Korb unterzustellen. Entschuldigen Sie diese Unterlassung mit meiner Unbekanntschaft der deutschen Sitte. Man thut darin leicht ebenso zu viel, als ich zu wenig gethan habe — aus diesem Grunde, vermuthe ich, ließen Sie mir diese Zeilen schreiben, um mich auf eine letzte Probe zu stellen; denn Wally's Herz kann von so kalten drohenden Worten nichts wissen, dazu kenne ich sie zu gut, vielleicht tiefer und besser, als die eigene Mutter, ich weiß wenigstens, was sie zu thun fähig sein würde, und was nicht. Gut, ich bin deshalb gekommen, um die Unterlassungssünden abzubüßen und, wenn Sie es ausdrücklich wünschen, der Form zu genügen, ich halte somit geziemendst und in allen Ehren feierlich um die Hand Ihrer Fräulein Tochter an."

Die Wirkung dieser Worte, die vielleicht mehr einem Abenteurer à la Gil Blas ziemten, als einem soliden Freier, war seltsam genug. Daß man als Antwort auf einen Brief, der unzweideutig einen Korb enthielt, erst recht zu werben wagte, schien so impertinent und anmaßend, daß man nicht sofort den richtigen Ton der Erwiederung fand. Theurer Petrucchio, ohne daß es galt, hier eine Widerspenstige zu zähmen, war ich doch unwillkürlich in deine Rolle hineingerathen:

„Wenn sie mich ausfilzt, sag' ich ihr gelassen,
Sie singe lieblich wie die Nachtigall,
Wenn sie mir schmollt, sag' ich, sie blicke klar,
Wie Morgenrosen frisch vom Thau gebadet.
Verstummt sie dann und will kein Wort mehr reden,
So lob' ich ihre Zungenfertigkeit
Und ihrer Red' eindringliche Gewalt.
Sagt sie, ich soll mich packen, dank' ich schönstens,
Als bäte sie: bleibt diese Woche hier.
Verschmäht sie meine Hand, so frag' ich, wann
Die Hochzeit sein soll und das Aufgebot."

Wally's Mutter bezwang ihre Empörung, und wendete sich in aller Ruhe und Würde zu mir.

„Sie irren, mein Herr, wenn Sie glauben, daß dieser Brief, wie sie sich auszudrücken belieben, geschrieben sei, um Sie auf eine letzte Probe zu stellen. Sie kennen meine Ansicht, wie ich sie gleich bei Ihrem ersten Besuche ausgesprochen. Ich muß an den damals angedeuteten Bedingungen festhalten, eine genügende äußere Garantie und die bestimmte Neigung meiner Tochter; über beides bin ich nicht im Klaren, und da man es auf eine lange zwecklose und unentschlossene Liebelei hinauszuziehen scheint, so halte ich es für besser, lieber bei Zeit zu enden. Unsere Sitten dulden dergleichen Verhältnisse nicht, und es muß mir als Mutter daran liegen, Alles fernzuhalten, was dem Ruf meiner Töchter schaden könnte. Ich hoffe, daß ich mich nun deutlich und verständlich ausgesprochen habe. Meine frühern Andeutungen haben Sie nicht verstehen wollen."

Es trat eine kleine Pause ein, denn so wenig sich auf diese bündige Abweisung erwiedern ließ, da sie die delicatesten Fragen berührte — so entschlossen war ich auch, Klarheit mit Klarheit zu beantworten.

„Sie sind eine kluge und welterfahrene Mutter," sagte ich. „Dennoch würde ich glauben, mein Lebensglück verspielt zu haben, wenn jene erste Frage der äußern Garantie früher entschieden wäre als die zweite, als Wally's freie Entschließung nach innerer Neigung. Ich weiß wohl, die meisten Mädchen heirathen unbedenklich den

Ersten, der ihnen eine „Versorgung“ bieten kann, und sie haben Recht — mich aber würde ein solcher Sieg unglücklich machen, denn ich müßte mir sagen, daß auch jeder Andere an meiner Stelle gestanden haben könnte, und noch stehen könne; denn es handle sich dann überhaupt nicht um persönliche, sondern nur um sachliche Interessen. Im Gegentheil schätze ich es aus diesem Grunde als ein Glück, daß die Entscheidung der innern Frage noch rein und ohne Rücksichten ist; um Ihnen übrigens eine Beruhigung zu geben, so hören Sie die Mittheilung meiner Mutter; sie schreibt mir aus Polen, daß sie unser Gut in höchst verwahrlostem Zustande gefunden. Es bedarf einen Mann, wenn es nicht ganz zu Grunde gehen solle, sie sei deshalb entschlossen, es mir abzutreten, wenn ich, was mir immer zuwider war, mich dennoch noch der Landwirthschaft widmen wolle. Das Gut ist groß genug, uns Alle sorgenfrei zu halten, allerdings müßte ich dann auch ein Gesuch um Amnestie einreichen und meine politischen Ueberzeugungen verleugnen. Sie sehen, die Sache ist nicht ohne Schwierigkeiten, und es hängt Alles von Wally's Entschließung ab. Bitte, lassen Sie mich einen Augenblick allein mit ihr, um zuerst über diese Frage in's Reine zu kommen.“

„Das kann geschehen,“ sagte die Mutter und setzte nicht ohne Empfindlichkeit hinzu: „Wenn Sie meine Tochter besser kennen, als ich, wie Sie behaupteten, so muß die Mutter wohl das Feld räumen.“

Sie war schon an der Thür, da eilte ihr Wally nach, umarmte sie und bedeckte sie mit Küssen. Eine Minute darauf waren wir allein.

Ich zog noch einmal jenen verhängnißvollen unerklärlichen Brief hervor.

„Wally, haben Sie diese Zeilen freiwillig geschrieben, und drückt jedes Wort Ihre wahre Gesinnung gegen mich aus?“

„Ach, reden wir nicht davon,“ flüsterte sie unhörbar. „Ich habe nicht anders gekonnt.“

Damit war meine Ueberzeugung bestätigt und ich begann freier und unbefangener zu ihr zu reden. Was mir die Stunde und die Situation eingab, wer könnte es jemals zurückrufen, der in solcher Lebenslage sich befunden? Mir ist es heute noch wie ein süßer Traum, wie ein Nachklang von heiligen und feierlichen Empfindungen, wenn ich jener Stunde gedenke. Einige Zeit darauf fiel mir ein Roman in die Hände, ich erinnere mich nicht mehr, von wem, aber es war eine Stelle darin, die merkwürdig meiner eigenen Situation glich. Diese Blätter habe ich abgeschrieben.

„Sieh hinaus, heißt es dort, so trüb wie dieser Herbsttag ist das Leben für den, der es allein durchwallen muß. Zusammen aber haben wir Sonnenschein im Hause und Frühling im Herzen ... Auch Dir mein Schatz, so heißt es weiter, könnte es begegnen, daß Du Niemand findest — so vielumworben Deine Tugend und Schönheit, es kennt Dich Keiner so tief und liebt Dich Keiner so innig, wie ich — aber Du könntest Dich vielleicht für Jene entscheiden, es sind angesehene begüterte Leute, aber an der Seite eines ungeliebten Mannes in die dunkle Zukunft zu gehen, ist es nicht trauriger als dieser unwirthliche Herbsttag, das ist ewiger Winter, ewiges Gefängniß, ewige Verdammniß. Dich an einen solchen gekettet zu wissen, würde mein Herz brechen ... Wie gern würde ich zurücktreten, wenn ich wüßte, daß Du einen Andern heißer, inniger, leidenschaftlicher liebst. Wer ist es, sage es mir ... Vielleicht ein Unglücklicher, der Dein Mitleid inniger zu rühren verstanden hat. — Vielleicht bin ich nicht elend, nicht erbarmungswerth, nicht unglücklich genug, um durch Deine Liebe gerettet zu werden. Du weißt Einen, der mehr Sonne, mehr Trost und mehr Leben gewinnen kann — aber sage es mir, ich will zurücktreten und mich glücklich schätzen, wenn durch meine Entsagung überhaupt etwas Gutes gestiftet werden kann, nur sage es mir.

Sie aber preßte die Hand auf das Herz, bewegte verneinend das Haupt und versuchte zu reden, aber die Stimme versagte ihr.

O, gib Dir keine Mühe, sprach er wieder, mich zu täuschen. Du sagtest, Du könntest Dich noch nicht entschließen, ich will auch keinen Entschluß, aber wissen will ich, ob Du mich liebst, ob Du an mich glaubst, und bald oder einst mein sein willst, um Glück und Leid, Wohl und Wehe mit einander zu tragen. Siehe, ein Anderer würde seine Knie vor Dir beugen, um Dich um Gnade zu flehen, wie es in den Romanen steht und auf der Bühne geschieht — ich kann es nicht, weil ich ein Mann bin und weil ich glaube, ein echtes Weib müßte den geringschätzen, der sich vor ihr

erniedrigt — indeß, wenn Dir an solcher Komödie etwas liegt.

Nein, nein, stieß sie hervor und faßte seine Hand, um ihn von dem Vergehen eines solchen Bühneneffects zurückzuhalten."

So weit das abgeschriebene Blatt, das mich deshalb so interessirte, weil es fast meine eigenen oder wenigstens ähnliche Worte enthielt, wie sie in meiner dunklen Erinnerung noch vorhanden sind. Desto deutlicher ist mir noch der Schluß jenes Auftrittes, denn trotz meiner innigsten Beschwörung vermochte ich aus dem verschlossenen Mädchenherzen nichts herauszubringen.

„Nun denn," rief ich, „wenn alle Vermuthungen falsch sind, so sage mir endlich, Wally, was Du verschweigst, denn daß mir etwas verschwiegen wird, weiß ich, und wenn es das Aergste wäre, laß mich es wissen, was seit jener Entführung Sidoniens zwischen uns steht, denn seit jenem Tage bist Du anders geworden."

„Schonen Sie mich," bat sie, die Hand erhebend und die Augen voll Thränen, „es ist eben jene Entführung Sidoniens."

„Also habe ich dennoch endlich das Richtige getroffen und das Richtige gibt mir ein neues Räthsel auf. — Weil Deine Schwester leichtsinnig aber entschieden war, hast Du den Muth verloren, einer ehrlichen Neigung entgegenzukommen. Weil ein Freier jene zu einer Untreue verleitete und sie entführte, weisest Du mich zurück, als wäre fortan jede Leidenschaft schuldig und verderblich, während ich zu jedem Opfer, jeder Selbstverleugnung bereit bin, um Deinetwillen. Verrechne Dich nicht, Wally, in Deiner Vorsicht, es könnte ein Tag kommen, wenn auch erst in späten Jahren, wo Du allein stehst. Denn Deine Mutter wird nicht ewig leben und das Alter schleicht über uns Alle herein — traurig und öde allein für die, welche es einsam findet. — Dann denkst Du vielleicht dieses Tages."

„Das Alles ist es ja nicht," flüsterte sie jetzt, und zitterte heftig dabei. „Ich kann es Ihnen heute nicht sagen — am allerwenigsten je heftiger Sie in mich dringen, aber Sie sollen es hören, heute oder morgen, nur lassen Sie mir noch eine kleine Zeit."

Mir schoß ein Gedanke durch den Kopf. Will sie etwa in das Kloster gehen, geschreckt und empört durch jenen Schritt Sidoniens? Will sie wieder gutmachen durch sogenannte Frömmigkeit und sogenannte Aufopferung, was jene gesündigt? Dergleichen sah ihr wahrhaftig nicht unähnlich, aber da sie so beharrlich schwieg und so flehentlich um Frist bat, mochte ich dies nicht berühren. Auch widersprach ihr Benehmen, denn sie ließ mir ruhig ihre Hand und blickte mich durch Thränen hindurch ruhig und vertrauensvoll an.

Ich sah wohl ein, daß es vergeblich sei, aus diesem confusen holden Mädchenkopf etwas herauszubringen; bei alledem konnte ich ihr nicht böse sein. Hand in Hand führte ich sie jetzt zu ihrer Mutter zurück.

„Wenn ich eine Wette eingegangen," sagte ich, „so hätte ich sie verloren, ich kenne Wally, wie ich sehe, doch noch nicht so gut, wie die eigene Mutter."

„Ich wußte es ja," sagte sie ganz gelassen. „Und was ist das Resultat Ihrer — Inquisition?"

„Wally verschweigt mir etwas, aber ich habe das Versprechen der offenen Mittheilung, ich werde die Antwort ruhig abwarten. Mag sie ausfallen, wie immer, ich werde glücklich und ruhig sein, wenn Wally sich so entscheidet, daß ich sie nicht unglücklich weiß; dazu werden auch Sie nicht beitragen wollen oder durch Ihren Einfluß ihren Entschluß auf irgend eine Weise ablenken."

„Das verspreche ich Ihnen," sagte die Mutter, und so ging ich abermals „unverrichteter Dinge," obschon mich Wally Hand in Hand bis zur äußersten Gartenthür begleitete.

Dort flüsterte sie etwas, es klang wie „Auf Wiedersehen," aber es konnte auch anders lauten, wir glauben das am ersten, was wir wünschen. Der Abschied war jedoch kein solcher, wie man ihn auf immer nimmt, das fühlte ich wohl, aber die Vermuthung bezüglich des Klosters kam wieder zurück und drängte sich mit erneuter Gewalt auf. Zwar fand sich kein vernünftiger Grund, eine solche Marotte zu erklären, gegen welche selbst der Wille ihrer Mutter sich ohnmächtig erweisen mußte, wenn sie darauf bestand. — Alles in Allem konnte man nicht sagen, daß Wally unglücklich sei oder Ursache habe, über ein verfehltes Leben, ein verlorenes Glück zu klagen, um Nonne zu werden. Aber wer kennt die Mädchenköpfe? Jene Erfahrung, die sie an Sidonien gemacht hatte, war die erste,

welche ihr die Abgründe der Welt zeigte, welche sie erschreckte und empörte.

Gleichviel, ich konnte mir sagen, daß ich meine Pflicht gethan und keinen Weg unversucht gelassen hatte, zur Klarheit zu kommen, mochte nun ihre Entscheidung ausfallen, wie immer; den Schein der Lächerlichkeit eines „abgefahrenen“ Bewerbers hatte ich weniger zu fürchten als — das Kloster.

Noch am nämlichen Tage machte ich einige Besuche bei zwei oder drei vernünftigen Geistlichen, denn sie allein konnten in dem bevorstehenden Kampfe meine Bundesgenossen sein, welche im Stande waren, das Mädchen von einer solchen Idee zurückzubringen; der Unstern — vielleicht auch mein Glück wollte, daß ich keinen zu Hause traf.

Ein Besuch bei dem Sänger Violet und seiner Frau erschwerte nur meine Sorgen. Nachdem ich Sidonien mein Leid geklagt, theilte sie mir mit, daß Wally von jeher das Lieblingskind ihrer Mutter gewesen, stets einen grenzenlosen Eigensinn gezeigt habe und außerdem wirklich bedeutende Anlage zur Bigotterie besitze — so daß meine Annahme zur unumstößlichen Gewißheit wurde.

Eine Heirath, meinte Sidonie, würde ihre Schwester vielleicht von solchen Grillen heilen, aber sie sei schwer zu berechnen, und sie sei im Stande, vielleicht noch vor dem Altar zurückzutreten; seit drei Jahren habe sie die besten Partien ausgeschlagen, oft aus den allerseltsamsten Gründen, und sie rollte mir ein kleines Register von Männern auf, welche sich um Wally beworben, aber ausnahmslos abgewiesen worden waren. Die Einen hatten es verdorben durch ein allzu sicheres Auftreten, die Andern durch fade Schmeicheleien und Aufmerksamkeiten. Ein Kaufmann, den sie sonst gut leiden mochte, hatte sein Spiel verloren durch vorzeitige Zudringlichkeit, ein Künstler, der in glänzenden Verhältnissen war, erschien ihr lächerlich, weil er durch einen Wattefabrikanten um sie anhalten ließ. Der Vetter Syndicus endlich, der gleichfalls ernste Absichten haben mochte, sei ihr — zu schön gewesen, wie andere zu vornehm, zu reich, zu artig, sie hatte bei allen sonst so begehrten Vorzügen ein Mißtrauen oder eine Laune, und der Schluß dieser Betrachtung war, daß derjenige, für den sie sich entscheiden würde, sein Glück vielleicht auch nur einer Laune verdanken werde.

Eine schöne Lage, dachte ich mir, die Reichen, Schönen, Vornehmen werden abgewiesen. Was will denn diese Prinzessin Turandot? Soll man sich erst ein Auge ausreißen, einen Fuß abhacken lassen, um elender und ihrer Wahl würdiger zu werden, oder malt sich ihre Laune einen Phönix ohne Gleichen, der die einzelnen Vorzüge aller ihrer Bewerber vereint und so thut, als besäße er keinen einzigen. — Die Weiber sind wunderlich, und es ist nicht immer das gerühmte Herz, welches den Ausschlag gibt, sondern häufig auch ein Vorurtheil, eine Verirrung der Phantasie, eine Caprice des Geschmacks; sich selbst solchen Chancen aussetzen, heißt immer ein Spiel versuchen, in welchem nur künstliche Münzen, imaginäre Marken Werth haben, aber nicht der wahre Werth des Mannes, noch sonstige Eigenschaften, die unter den Menschen Geltung haben.

Als ich in höchst unbehaglicher und verzweifelter Stimmung nach Hause kam, fand ich mehrere Briefe auf dem Tische liegen. Der erste war aus der Heimath von einem alten Freunde der Familie, er hatte es durchgesetzt, nicht nur, daß mir volle Amnestie zu Theil wurde, sobald ich ein Begnadigungsgesuch einreichen wolle, sondern auch eine Stelle im Heer war mir zugesichert. Der alte Freund schrieb mir, daß er zuversichtlich erwarte, ich würde mit beiden Händen zugreifen, schon um seine Bemühungen anzuerkennen, im andern Fall würde ich seine und höherer Personen Sympathie völlig verscherzen.

Ich schleuderte den Brief in die Ecke. Der zweite war vom Privatsecretär jenes Herzogs, der mir mittheilte, daß die Zeitverhältnisse leider nicht gestatteten, auf die Erfüllung der gegebenen Zusagen zu rechnen; hier hatte ich am sichersten gerechnet, weil mir dieser Auftrag der liebste gewesen, und so ärgerte mich diese Zurücknahme am meisten; der dritte Brief war abermals von meiner Mutter, welche sich beklagte, daß ich noch nicht geantwortet hätte, sie erwartete mein Kommen ganz bestimmt.

Endlich fand sich noch ein vierter Brief, den ich schlechterdings nicht verstand. Er war vom Kriegsministerium der Hauptstadt des benachbarten Großstaats an einen mir

unbekannten Mann gerichtet. Es war darin die Rede, daß man dem N. N. und dann folgte mein Name, gern eine Officiersstelle in der Armee gewähren würde, wenn ich darum anhalten und die nothwendigsten Qualificationen nachweisen könne. — Eine Stelle, um die ich auch nicht im Traum angehalten hatte; ich verstand diese Aufmerksamkeit nicht und mußte das Ganze für eine Mystification ansehen. Da war das Anerbieten meiner Mutter noch lockend, und ich überlegte bereits, auf welchen Tag die Abreise festzusetzen sei.

Da, wie ich im Dunkel die unnützen Papiere von mir schob, knisterte etwas zu meinen Füßen, ich hob es auf, es war noch ein fünftes kleines Billet, das mir unter den größern Briefen entgangen war. Eine Ahnung durchflog mich, es müßte von Wally sein, ich fühlte gleichsam ihre Hand. Als ich eilig Licht angezündet, erkannte ich auch ihre feine Schrift, aber der Muth war mir gesunken, den Brief zu lesen. Ich zog mich wieder an, steckte ihn zu mir und ging hinaus in die Stadt, um in der Zerstreuung Ruhe und Gleichgiltigkeit zu finden.

Es war vergebens. Der Brief brannte mich wie Feuer. Uebrigens, was lag nach drei schwarzen Kugeln an der vierten? Ich riß ihn auf in der Dunkelheit und bereute nun, mein Zimmer verlassen zu haben; glücklicherweise kam ich an eine abgelegene menschenleere Straße, die von einer melancholischen Laterne erleuchtet wurde.

Dort beim Schimmer der Straßenlaterne las ich den Brief; es waren genau drei Tage verstrichen nach jenen Zeilen, in denen mir gleichsam ein Korb überschickt ward.

Was mußte ich lesen.

„Verehrter Herr!

„Um mein Versprechen zu erfüllen, will ich nicht säumen, Ihnen meine Gesinnung in der Sache auszudrücken, worüber Sie mit vollem Recht eine bestimmte Antwort von mir verlangten.

„Aufrichtig gestehe ich Ihnen, ich habe in letzter Zeit inbrünstig und andächtig zu Gott gefleht, mir seine Gnade zu schenken und diese wichtige Sache so enden zu lassen, wie es zu Ihrem und zu meinem Glück ist.

„Wohl zweifle ich an Ihrer innigen und ausdauernden Liebe nicht und gebe Gott, so es denn in seinem hohen Rathschluß bestimmt ist, daß wir vereint dies Leben durchpilgern — auch ich Ihnen das biete, was das Glück Ihres künftigen Lebens ausmachen soll.

„Diese Zeilen schließend, grüßt Sie herzlich ꝛc."

Das war der Brief, der in seiner wunderlichen Kürze und ceremoniösen Form doppelt rührend war. Ich weiß nicht, wie ich nach Hause kam. Wenn ich plötzlich märchenhafte Häuser aus Marcipan in der Stadt wiedergefunden hätte, statt steinerne, wenn sie von allen Kirchthürmen herunter Hochzeitsmärsche geblasen hätten, statt jenes Chorals, den der Stadtmusikant auf der Posaune blies, es würde mich nicht mehr gewundert haben, als dieser wunderliche Brief, der gleichwohl noch immer keine Erklärung jenes ersten Räthsels enthielt.

Doch als ich in aller Ruhe zu Hause die süßen Zeilen noch einmal las, fand ich auf der zweiten Seite ein Postscript, das mir endlich die Augen öffnete. Es hieß:

„Verzeihen Sie, daß ich noch einen Punkt nicht umgehen kann. Ich werde mich nämlich niemals entschließen können, meine innig geliebte Mutter zu verlassen und dies ist der Grund, der mir meine Erklärung so unendlich erschwert. Die arme Mutter ist durch Sidoniens Benehmen so gebeugt, so von allen andern Bekannten und Verwandten getrennt, daß es doppelt meine Pflicht ist, bei ihr zu bleiben. Was sollte sie anfangen, wenn auch ich sie verlassen wollte? Es schneidet mir in die Seele, wenn ich sehe, wie sie schon darüber leidet, daß ich überhaupt noch irgend Jemand liebe außer ihr. Wenn Sie mir aus diesen Qualen helfen können und einen Ausweg wissen, so bin ich die Ihrige. Meine Vaterstadt aber würde ich niemals verlassen. Endlich würden Sie sich darauf vorbereiten müssen, meinem Vormund Ausweise zu geben über Ihre Lage; mein eigenes Vermögen ist nur ein sehr kleines, ich berühre diese delicate Frage um so offener, da sich, wie ich mit Bestimmtheit weiß, inzwischen eine Lösung gefunden hat. Mutter hat so viele Verbindungen, daß sie viel durchzusetzen vermag, wenn sie einmal will. Schließlich bitte ich Sie, diesen Zeilen nicht abermals einen andern Sinn beizulegen."

Wie heller Jubelklang tönte es mir aus diesen Worten entgegen; also Kindesliebe war es, was mir so lange im Wege stand.



— so muß die Mutter wohl das Feld räumen.

Seltsame Herzen! Daher also die Scheu, das entscheidende Wort auszusprechen, und daher der Widerwille der Mutter oder recht eigentlich ihre Eifersucht auf mich, als den Nebenbuhler um die Liebe der Tochter. Ach, und mitten in all diesem Glück doch nicht die geringste Aussicht, mich endlich auf eigene Füße stellen zu können. Von einer Abreise, das sah ich wohl, konnte keine Rede mehr sein. Wenn es nicht gelang, in dieser Stadt selbst eine genügende Existenz zu finden, so daß Wally bei der Mutter bleiben konnte, so war dieser scheinbare Sieg dennoch eine Niederlage. Der räthselhafte Nachsatz von der inzwischen zu hoffenden Lösung beschäftigte mich wenig. Was gingen mich die Verbindungen der Mutter an. Solchen Hinterthüren mochte ich nichts zu danken haben.

Als ich einige Tage später wieder zur Villa hinauskam — es war inzwischen der Winter plötzlich und ohne Uebergang mit aller Strenge eingetreten, kaum konnte ich mich durch die Schneemassen bis zum Landhause durcharbeiten — ward ich mit einer gewissen Feierlichkeit empfangen. Es war eine Militärperson im Zimmer. Man kam mir freundlich entgegen, und ich wurde dem General von P. als zukünftiger Schwiegersohn vorgestellt. Er selbst war Wally's Vormund und stand im Heer eines benachbarten Großstaates, aus dem auch Wally's Familie stammte.

„Sie haben doch das Rescript empfangen?" sagte er nach einigen höflichen Phrasen.

„Welches Rescript meinen Sie?"

„Nun, die Rückantwort an mich vom Kriegsministerium. Ich kann Ihnen sagen, die edle Frau," und er nannte Wally's Mutter, „ist sehr thätig gewesen. Es waren viele Bewerber vorhanden, aber wir haben alle Minen springen lassen, alle Hebel in Bewegung gesetzt. Dieser edlen Frau danken Sie Ihr Glück."

„Das ich nicht annehmen kann," sagte ich in höchster Verlegenheit. Jetzt fiel mir das unglückliche Rescript ein, worin mir eine Officiersstelle zugesichert wurde, und welches ich kurzweg für eine Mystification angesehen hatte.

„Nicht annehmen?" und der General runzelte die Stirn, während Wally dem Weinen nahe war und ihre Mutter von ihrem Sitze auffuhr.

„Sie wissen, wie ich, daß, wenn auch augenblicklich Friede ist, doch Ihre Truppen es sind, welche auf meine Landsleute geschossen haben und es nöthigenfalls wieder thun werden. Sie verlangen also, daß ich gegen mein Vaterland fechten soll."

„Davon ist gar keine Rede," rief der General, „denn die Revolution ist niedergeschlagen, hoffentlich für immer."

„Wie nennen Sie einen Mann," wandte ich mich zu Wally's Mutter, „der sich anwerben läßt gegen sein eigenes Vaterland? Man hat dafür einen Namen, aber ich vermuthete nicht, daß Sie einem solchen Ihre Tochter anvertrauen möchten."

„Erlauben Sie, mein Herr," rief jetzt wieder der General, indignirt, daß ich ihm nicht sofort geantwortet hatte. „Das sind europäische Gegensätze. Legitimität oder Revolution, die Engel des Lichts gegen die Geister der Hölle, ich begreife nicht, wie man da noch schwanken kann. Seit Sie hier aufgenommen, haben wir Sie für Einen der Unsern genommen und Ihre Verbindungen mit dem Herzog waren uns ebenfalls eine Bürgschaft, daß Sie jetzt anders denken als früher. Jeder macht seine Jugendstreiche, aber man wird reifer mit den Jahren, man belächelt, was man einst bewundert, man lernt und unterscheidet das Echte und Bleibende von den leeren Schwärmereien der Schwindler!"

„O, enden Sie, Herr General. Gesetzt auch, daß wirklich meine politischen Ansichten andere geworden sind, so folgt daraus noch nicht, daß ich auch sofort die Waffen gegen meine Landsleute tragen muß. Nein, Madame, wenn das die Bedingung ist, so muß ich auf Wally's Hand verzichten!"

„Aber wovon wollen Sie meine Tochter ernähren?" rief die Dame in unverstelltem Zorn. „Was sollen mir Ihre Versicherungen nützen, wenn Sie unsere Bemühungen noch zurückweisen. So lange Sie nicht festen Fuß hier fassen und vollkommen mit Ihrer Vergangenheit brechen, bleiben Sie immer ein Abenteurer. Wir wollen Ihnen den Weg ebenen, und Sie weisen uns zurück, Undankbarer!"

„Der Himmel weiß, wie sehr es mich schmerzt, Ihren Bemühungen nicht bereitwilliger entgegenkommen zu können. Aber Sie verlangen einen Schritt, den ich nur auf Kosten der Ehre thun könnte."

„Dann müssen auch wir auf die Ehre verzichten,“ erwiederte die Dame mit dem Ausdruck der tiefsten Indignation. „Alles, was ich gethan, that ich lediglich meiner Tochter zu Liebe, auch sie stoßen Sie von sich, nachdem Sie Himmel und Erde beschworen, um das arme Kind zu einer Erklärung zu bringen, von der sie sich selbst keine Rechenschaft ablegen kann.“

„Leben Sie wohl,“ sagte ich und war mit zwei Schritten im Garten. Noch hatte ich nicht die Thür erreicht, als mir Wally nachstürzte und mich leidenschaftlich umschlang.

Es war unter dem Hollunderbaum an der Thür, der jetzt kahl und kümmerlich seine Zweige in die Luft streckte. Als er blüthe und Schatten gab, hatte er manches Abschiedswort und manchen vorwurfsvollen Blick belauscht.

„So kannst Du nicht gehen, Fedor!“ rief sie. „Verzeih es meiner Mutter, sie hat ihre Worte nicht so gemeint, wie Du sie auslegst.“

„Aber sie treibt mich aus dem Hause fort, zum ersten Mal offen und ohne Umstände. Geh' hinauf, Wally, ich will Dich vom Herzen Deiner Mutter nicht losreißen, ich bin wirklich nur ein armer Abenteurer, ein Verbannter und Proletarier, der kein Recht mehr hat auf das Glück. Geh' hinauf, ich hätte es nicht so weit treiben sollen, leb' wohl!“

„Nein, ich lasse Dich nicht!“ rief sie. „Ich bleibe Dein trotz alledem, habe keine Sorgen deshalb; heute hast Du mich gewonnen, denn auch ich hätte den Vorschlag abgewiesen. Du hast ganz recht gehandelt, ich begreife selbst nicht, wie man zu einem solchen Vorschlag kommen konnte.“

In jenem Roman, den ich oben erwähnte und der in dieser Zeit mein Lieblingsbuch geworden war, kommt noch eine andere Stelle vor. Da heißt es nach einer langen entscheidenden Erklärung:

„Und er umschlang sie und küßte sie stürmisch auf Augen und Lippen. Das Mädchen aber verbarg dann scheu ihren Kopf an seinen Schultern und begann zu weinen und duldete alle seine Liebkosungen. Dann riß sie sich plötzlich los und floh, wie erschreckt von ihrer eigenen Leidenschaft, in das elterliche Haus zurück.“

Etwas dergleichen erlebte ich unter dem Hollunderbaum an der Gartenthür, ich meinte, nach diesem unerwarteten Siege hätte Wally auch eingewilligt, mit mir in die weite Ferne zu ziehen. Das Eis war geschmolzen. Jene Versuchung, denn so konnte man das Anerbieten wohl nennen, hatte ihr eigenes Herz losgelöst und alle grillenhaften und kindlichen Bedenken weggefegt mit gewaltigem Sturmwind. Was alle Kunst der Ueberredung, alle Innigkeit der Liebe nicht erreicht hatte, das war entschieden plötzlich durch eine Ehrenfrage.

„Leb' wohl, Wally,“ sagte ich beim Abschied zu ihr. „Du wirst mich erst wiedersehen, wenn ich auch die Hauptfrage lösen kann, die Dein Vormund an mich stellen wird und die Deine Mutter heute bereits berührte. Vielleicht wird jetzt das Glück seine Pflichten erfüllen und mir helfen, um nicht von Dir beschämt zu werden. Leb' wohl!“

Sie wandte sich noch einmal um und flüsterte: „Ich besuche zuweilen meine Schwester Sidonie in der Stadt, meist am Sonntag nach der Kirche.“

Ich dankte ihr für diesen Wink und schritt hinaus in die Schneenacht. Ein wilder Sturm fegte über die weißen Auen und durch die reifbedeckten Bäume, und doch schien er mir lind und weich, wie ein Zephyr im Mai, und das Leichentuch des Winters, die unbestimmte Helle der Nacht, welche sich selbst leuchtete durch den Schnee, schienen mir lauter festliche Veranstaltungen zu sein, um mein Geheimniß vor dem frechen Lichte des Tages und dem Auge der Menschen zu verbergen.

Nun hatte ich eine Braut, und so sorgsam bisher sich Alles gefügt hatte, nur den Pfad der strengsten Sitte, der bürgerlichen Ordnung und Convenienz zu wandeln, so waren wir nun dennoch in das verbotene Reich des geheimen Verkehrs verschlagen worden.

Wer zählt die Schneetage und Sturmnächte, wo ich zu Sidoniens Wohnung schlich, dort ein Stündchen mit meiner Braut plauderte und sie dann bis zum Dorfe zurückbrachte. Sidonie war bei diesen Zusammenkünften regelmäßig zugegen, und es schien ihr wohlzuthun, daß grade unter ihren Auspicien unser Herzensbündniß gedieh. Wally, die einst so stolz und wegwerfend über sie abgeurtheilt, wurde ihr jetzt Dank schuldig und beide Schwestern wurden nun wieder die zärtlichsten

Freundinnen. Violet erschien seltener, aber stets mit einer aufrichtigen Herzlichkeit und zarten Theilnahme, die meine letzten Vorurtheile, welche ich von Anfang an gegen diesen jähen und abenteuerlichen Menschen gehabt hatte, beseitigten. Seine Stellung beim Publicum war jetzt eine ganz günstige und hätte noch glänzender sein können, wenn man ihm größere Rollen gegeben hätte, aber er hatte auf ältere Mitglieder Rücksicht zu nehmen und wagte deshalb nicht, seine Wünsche geltend zu machen. Die zurückhaltende und tactvolle Art, mit der er bisweilen, wenn man darnach fragte, diese Verhältnisse berührte, zeigte wohl, daß auch das Leben des Glücklichsten nicht ganz frei von Sorgen und Schatten ist, aber er schien sich willig darin zu fügen und sein Sinn war viel zu stolz, irgend Jemand deshalb anzuklagen, als sich selbst.

In jenem Verkehr und jenen Stunden, in denen ich Wally zurückbegleitete, lernte ich erst ganz das herrliche Mädchen kennen, die Tiefe ihrer Empfindung, die Unbefangenheit ihres Urtheils, die unverfälschte Wahrheit ihres ganzen Wesens und die Anmuth ihrer Naivetät — Alles erschien mir jetzt mit neuem Zauber, da ich wußte, daß sie mir gehörte. Die Liebe blüht nur auf, wo sie sich unbelauscht weiß, sich selbst ein dunkles süßes Geheimniß bleibt — vorher, von Aller Augen beobachtet, in gewisser Weise geduldet und gleichsam officiell provisorisch, war sie dürr und farblos geblieben, jetzt mit Gefahren kämpfend und im Schleier des Geheimnisses, erstarkte sie und stellte sich auf ihre eigenen Füße. Auch beim glücklichsten Brautstand ist es für die gehorsamsten und strengerzogensten Töchter kein ganz schmerzloser Proceß, sich allmälig unmerklich abzulösen von den Ihrigen, um fortan einem „Fremden" zu eigen zu sein — das sind Erfahrungen, die Verletzungen nicht ausschließen und selbst Mutter- und Kindesliebe mit dem sengenden Feuer der Eifersucht verheeren. Wally selbst fühlte sich mit jedem Tage fremder und unheimlicher in ihrem Mutterhause, dahin war ihr mädchenhafter Zorn, der sie einst gegen Violet und Sidonien beseelt, seitdem sie nun selbst Wege ging, die dem Gouvernantenauge der alten strengen Sitte doch nicht ganz als erlaubte gelten. Meiner Mutter und meiner Schwester hatte ich bei Zeit schon Aufschluß gegeben, wie die Dinge standen, aber ich erhielt deshalb nur erneute Vorwürfe, daß ich nicht kommen wollte, um das Gut zu übernehmen.

Glücklicherweise sollte diese heimliche, süße, immerhin „gefährliche" Zeit nicht länger dauern. Auch war unser Verkehr längst beobachtet worden, und jeder Tag konnte ein zürnendes Strafgewitter über unsere Häupter heraufziehen lassen. Ich selbst hätte mir wohl Vorwürfe gemacht, das holde Kind enger und enger in mein Geschick zu verstricken, aber das Glück hatte in der That seinen guten Willen bewiesen, als wollte es hinter der Großherzigkeit eines Mädchens nicht zurückbleiben. Meine Lectionen vermehrten sich, meine kleinen plastischen Arbeiten gefielen und fanden zahlreiche Bestellungen, kurz, die Existenzfrage war bereits keine Frage mehr, und ich durfte mir sagen, daß Andere unter weit ungünstigeren Verhältnissen dennoch gewagt hatten, einen eigenen Herd zu gründen und dennoch niemals Ursache fanden, ihren Schritt zu bereuen.

Endlich, im Anfang März traf ein Brief meines alten Vormunds ein, der die schwebende Sache zur Entscheidung brachte.

„Dummer Junge," schrieb er mir, „ich weißt jetzt erst von Deiner Schwester, wie die Dinge stehen. Du hast eigentlich, wie man zu sagen pflegt, noch einen Schinken im Salz bei mir seit Deiner hasenfüßigen Flucht im vorigen Sommer, denn Du hattest gar keine Ahnung, wie viel Gutes ich mit Dir vorhatte. Es freut mich jetzt, daß Du die Sache durchgesetzt hast — aber schone den Ruf der Familie. Ich will nicht, daß Du die Sache auf die lange Bank schiebest, ich will, daß Du das Mädchen von der Stelle weg heirathest und mich dann in meinem Tempe besuchest. Mache mir keine Einreden, hörst Du, keine Einreden. Ich kenne das Blut unserer Familie, geht die Geschichte noch länger so hin zwischen Thür und Angel, so endet sie nicht gut. Eigentlich hatte ich Dich als einen Lumpen schon verloren gegeben. Da erzählte mir neulich ein alter Kriegscamerad, daß Du das Lieutenantspatent refüsirt hast, seitdem bin ich Dir wieder gut, mein Junge, aber immer noch nicht ganz. Warum hast Du Dich nicht ein einziges Mal an mich gewendet? Du weißt, ich habe meine Lämmer im Trocknen und könnte Dir eine anständige Pension geben, ohne mir etwas

abzubrechen. Zwar, daß Du es nicht gethan hast, ist Dein Glück, denn ich hätte Dich rundweg abgewiesen. Du hast mit dem Kopf durch die Wand gewollt und da das nicht ging, mußt Du nun dran hinauflaufen. — Jetzt bist Du drüber und ich zolle meinen Respect. Aber dabei bleiben wir nicht stehen. Ich will und befehle Dir, daß Du ohne Einwände von nächstem Frühjahr an die Summe von . . Francs per Jahr als Pension von uns annimmst. Es ist nicht viel, aber es wird hinreichen, Dich über dem Wasser zu halten und Dein Gespons heimzuführen. Dies ist mein zweiter unabänderlicher Befehl, und wenn Du sonst Scrupel hast, so diene zu Deiner Beruhigung, daß die Pension nur so lange dauern soll, bist Du selbst eine Stelle errungen hast; denn arbeiten sollst Du und für eine Bärenhaut zahle ich keinen Bajoch. Also vorwärts, geheirathet, daß die Funken davon fliegen; in Deinem nächsten Briefe hoffe ich die Anzeige von Deiner stattgehabten Verbindung zu lesen. Die Pension kann laut beifolgender Anweisung bei dem Banquier F. erhoben werden. Zu Deiner Hochzeit aber komme ich nicht, denn mir ist alles Brimborium zuwider, was um Sarg und Wiege, Hochzeitbett und Hochzeitkuchen herumschlottert. Schreib' mir erst, wenn Alles vorüber ist."

Ich brauche nicht zu sagen, daß dieser knorrige Befehl, der mir die Thränen in die Augen trieb, auf keinen Widerstand stieß. Jetzt verzieh mir auch Wally's Mutter meinen Eigensinn, wie sie es nannte, und legte ihre Hand segnend auf unser Haupt. Ueberhaupt kam der segensreiche Brief grade noch vor Thorschluß, denn Wally sollte zur größern Sicherheit zu entfernten Verwandten gethan werden, um sie vor gewissen „Nachstellungen" zu befreien, wie man es nannte.

Noch ehe der Juni herankam, ward Wally meine Frau. In der kleinen Dorfkirche wurden wir von einem uralten Priester getraut, grade ein volles Jahr später, seitdem ich zum ersten Mal Wally's Haus betreten hatte. Am Tage zuvor kam Violet zum ersten Mal wieder mit Sidonien in ihr Elternhaus und versöhnte sich feierlich mit seiner Schwiegermutter, die in der Freude ihres Herzens ihn hatte rufen lassen.

Der Hochzeitstag selbst entfaltete die ganze Pracht des Mai. Als ich am Nachmittag hinunterkam in die Villa, fand ich Wally in Thränen gebadet, aber sie faßte sich schnell. Sie trug, wie es dort Sitte ist, ein weißes Florkleid, mehr einer Nonne ähnlich als einer Braut. Der Zug zur Kirche, die auf einem Hügel liegt, ging paarweis zu Fuß. Die meisten Begleiter waren Kinder — Kinder auch die Brautjungfern Wally's.

„Kannst Du Dich jetzt trennen von den Deinigen?" fragte ich Wally, als wir zurückgingen.

„In die weite Welt zög ich mit Dir!" flüsterte sie.

Das war glücklicherweise nicht nöthig, denn wir hatten eine hübsche Wohnung in der Nähe von Violet gemiethet. Die Fenster gingen in Gärten hinaus, stille sonnige Gärten, wo die Nachtigallen sangen bei Nacht und Mönche bei Tag Blumen begossen. Es waren Nebengebäude eines geistlichen Stiftes.

Viertes Buch.



Trotz alledem und alledem kam die Zeit immer näher, in welcher sich die Geschicke erfüllen sollten, die der prophetische Mund meiner Mutter von Anfang an vorausgesagt hatte.

Ich überspringe hier einen Zeitraum von drei Jahren. In meinen Verhältnissen hatte sich Manches geändert, ja Alles war anders geworden, ausgenommen das häusliche Glück. — Zwei Kinder waren am Leben und gediehen prächtig; ihre lauten Stimmchen übertönten mit süßer Melodie

das ernste Lied der Sorge, welches die Parze an ihrer Wiege sang. — In der That waren wieder Bedrängnisse und feindselige Umstände aller Art über mich hereingebrochen, und zwar zu einer Zeit, wo ich den kargen Sonnenschein des „Glückes“ am wenigsten entbehren konnte, und ohne Schutz und Zuflucht die Unbill des Schicksals am bittersten empfand.

Eine kleine Secretairstelle bei einem fremden Diplomaten, welche ich bald nach meiner Verheirathung gefunden hatte, war bald wieder verloren, und alle Hoffnungen, welche ich darauf gebaut hatte, erwiesen sich als Luftschlösser. Die Abberufung des Gesandten und Neubesetzung der Stelle brachte neue Menschen an das Ruder. Ich war wieder gezwungen, mit allerlei Nebenarbeiten meine und meiner Familie Existenz zu fristen; ich restaurirte alte Gemälde, ich modellirte kleine Nippessachen für eine Porzellanfabrik, ich half mir sogar mit Notenabschreiben, aber Alles war nur für den Augenblick, und ich richtete meine Augen wieder nach allen Seiten. Es hätte mir zwar kein Wort gekostet, kein Flehen um Gnade, um aller Vortheile der Amnestie theilhaftig zu werden und wieder in den Besitz unserer Familiengüter zu kommen, dennoch mochte ich Wally nicht zumuthen, ihre Mutter zu verlassen, und ließ die Verwaltung lieber in den Händen von früheren Beamten meines Vaters, die nach ihrem eigenen Belieben wirthschafteten und beim besten Willen selbst den Ertrag der völlig heruntergekommenen Besitzungen nicht so weit heben konnten, daß eine Rente übrig blieb.

Indessen fand ich für meine Sorgen reichlichen Ersatz in meiner stillen Häuslichkeit und in der Pflege der kleinen Menschenknospen. Als das jüngste getauft wurde, war auch Violet anwesend, und zwar als Pathe des Kindes. Er fühlte sich von dieser kleinen Aufmerksamkeit so hoch geehrt, so feierlich beglückt, als wäre ihm damit ein heißer verborgener Wunsch erfüllt.

Unser Freundesverhältniß, denn so darf ich es nennen, war erst seit der letzten Zeit ein intimeres geworden. Früher sahen wir uns nur höchst selten, obwohl wir nicht weit von einander wohnten. Die Verhältnisse waren eben zu ungleich, um neben einander Schritt halten zu können. Ich war an meinen Dienst gefesselt und mußte mich auch sonst möglichst einschränken, Violet dagegen konnte auf großem Fuß leben und genoß sein Leben wie ein Cavalier. Abends, doch nicht allzuhäufig, sang er seine Rollen auf der Bühne, im Uebrigen aber machte er Landpartien, gab Banquette und Gesellschaften, er ritt, fuhr, jagte, promenirte, kurz, er war fast ununterbrochen unterwegs, um seinen luxuriösen Passionen zu fröhnen. Dabei — und das war das Anziehende und Interessante in seinem savoir vivre — begleitete ihn unzertrennlich seine schöne Frau. — Gleichviel ob in der Kirche oder im großen Park, in den schönen Läden der Stadt, wo es jene tausend theuren hübschen Sächelchen gibt, deren Kauf mehr ergötzt als ihr Besitz — oder in den Kunsthandlungen und Modemagazinen, gleichviel ob in den öffentlichen Gärten wie an den romantischen Ufern des Stroms: überall sah man sie zusammen, und Jedermann, der sie beobachtete, mußte sie für ein höchst glückliches, beneidenswerthes Paar halten, welches die schöne Zeit der Flitterwochen auf Jahre hinaus zu erweitern verstand. —

Dennoch war die Sache anders.

Einige Tage vor der Taufe des Kindes kam die Mutter Wally's zu uns, und wie es schien in großer Aufregung.

„Ich muß endlich reden,“ sagte sie, nachdem sie Platz genommen und sich ein wenig erholt hatte. „Es gibt Fälle, wo wir Frauen uns nicht mehr zu helfen wissen, wo nur ein Mann der Wahrheit auf den Grund kommt und Hilfe schaffen kann.“

Wir waren nach dieser Einleitung sehr überrascht.

„Es betrifft Sidonie, das Unglückskind,“ sagte sie nach einer Pause mit tiefem Seufzer.

„Aber was ist denn geschehen, liebe Mutter?“ rief meine Frau in größter Bestürzung.

„Geschehen ist nichts,“ erwiederte sie, „aber ich kann nicht länger schweigen, ich kann es nicht länger so mit ansehen. Ihr wißt, meine Kinder, ich komme nur selten zu Violet — aus Grundsatz; wir Schwiegermütter stehen einmal seit langer Zeit in schlimmem Rufe — obwohl gewiß sehr unverdient, aber ich will auch den Schein vermeiden, als ob ich mich in Dinge mischte, die mich nichts angehen; ich lasse

Jedem seine Bahn frei. Sidonie hat nach eigener Wahl geheirathet, mag sie nun auch sehen, wie sie durchkommt, und alle Folgen ertragen, die sich nicht ändern lassen."

„Sonderbar, was meinen Sie, Frau Mutter, so viel alle Welt weiß, ist Violet in den glänzendsten Verhältnissen."

„Der äußere Glanz reicht nicht hin, um eine Ehe glücklich zu machen," erwiederte sie seufzend, „das werden Sie am besten wissen."

Ich dachte einen Augenblick nach. Nichts lag näher als der Gedanke an ein Kind, denn dies war allerdings das Einzige, was Violet vermissen konnte. Ich berührte diesen Punkt, sprach aber die Ansicht aus, daß man die Hoffnung nicht aufzugeben brauche; sie waren allerdings längst über drei Jahre verheirathet, aber Andere haben noch länger warten müssen.

Die Schwiegermutter schien wenig Gewicht auf diese Vermuthung zu legen. „Es ist möglich, daß Sie Recht haben," sagte sie, „aber das ist nicht Alles, nein, nein, nicht Alles. Seit einiger Zeit treffe ich Sidonien anders als sie sonst war; ich komme, wie gesagt, selten hin, aber stets finde ich verweinte Augen, einen Ausdruck von geheimem Kummer, der sich nicht verbergen kann. Anfangs suchte sie allerlei Ausflüchte, wenn ich fragte. Was habe ich hören müssen? Wegen Kopfweh und Zahnweh, wegen verschnittener Kleider oder nichtsnutziger Dienstboten, niemals ein Wort über Violet. Jetzt nimmt sie sich mehr zusammen, aber ich lasse mich nicht täuschen. Eben traf ich sie wieder wie zerstört und vernichtet. Auf alle meine Fragen ist nichts herauszubringen, sie trocknet ihre Thränen, thut so, als ob sie lustig wäre, und sucht mir Sand in die Augen zu streuen. Seit heute weiß ich zwar, daß Violet die Ursache ist, aber welches Geheimniß sich in ihm verbirgt, kann ich immer noch nicht ergründen. Hier müssen Sie mir helfen, denn es muß etwas geschehen, so kann es nicht länger fortgehen."

„Mit größtem Vergnügen," erwiederte ich, „aber ich sehe noch nicht ganz klar, was ich dabei zu thun habe."

„Sie müssen wissen," fuhr sie fort, „daß ich heute Violet selbst sprach. Ich wartete, bis er aus der Probe kam. Es scheint mir, als ob er eines Freundes bedürfte und mit seinen jetzigen Verbindungen selbst nicht recht zufrieden sei. Ich sagte ihm das — sofort nannte er Ihren Namen. Er hält sehr große Stücke auf Sie und bedauert, daß er Sie so äußerst selten sieht."

„Sie wissen, die Verschiedenheit unserer Verhältnisse —"

„Das wäre doch kein Grund, wenn er eines Haltes, eines wahren Freundes bedürfte; auch die beste Frau reicht in dieser Beziehung nicht aus, denn die Männer haben noch andere Interessen. Bitte, nehmen Sie sich seiner an, es ist ein seltsam bescheidener, aber eigentlich ein stolzer Mensch. Er ordnet sich überall gern unter, aber er will aufgesucht sein, aus Furcht, er möchte aufdringlich erscheinen, wenn er selbst zuerst kommt. Außerdem ist es auch die Art, wie sie sich vereinigt haben. Man spricht zwar heute nicht mehr davon, aber man hat es auch nicht vergessen, und manche Häuser, die unserer Familie sonst offen standen, sind Sidonien seitdem ein für alle Mal verschlossen. Der Stand ihres Mannes und die Art ihrer Heirath scheuchen selbst manche unserer Verwandten zurück; merkwürdigerweise aber scheint sie sich diesen Umstand weniger zu Herzen zu nehmen, als ihr Mann. Noch einmal bitte ich Sie, nehmen Sie sich seiner an, er verdient es, denn er ist wirklich ein herzensguter und trefflicher Mensch, und es thut mir in der Seele leid, daß ich ihm früher Unrecht gethan habe."

Ich versprach allen ihren Wünschen zu folgen, aber Alles, was sie andeutete, schien so einfach und klar zu sein, daß ich nicht begriff, welches Geheimniß sonst noch hinter Violet verborgen sein sollte.

„Richtig, das hatte ich beinahe ganz vergessen," sagte sie, als ich jene letzte Frage stellte. „Sie müssen wissen, daß Sidonie erst seit einem bestimmten Vorfall anders geworden ist, seit der Geschichte mit dem Packet, und auch diese weiß ich nur von der Magd."

„Eine Geschichte mit einem Packet?" Wir wurden neugierig.

„Die Sache war so. Als sie in die neue Wohnung übergegangen waren, ordnete Sidonie eines Tages die Mobilien und mancherlei Geräthschaften Violet's, es war viel Unnützes und Verbrauchtes dar-

unter, dessen sie sich in dem neuen Hause entledigen wollte. Da fiel ihr unter Anderm auch ein Bündel in die Hand, sie öffnet es und findet einen vollständigen Anzug aus grobem Linnen, weißblau gestreift. Indem sie noch den seltsamen Anzug mustert, den sie für die Ueberreste irgend eines Maskenballs oder für das Costüm irgend einer Rolle Violet's hielt, kam dieser plötzlich dazu und riß ihr das Zeug aus den Händen. Sein Wesen soll ganz verwandelt gewesen sein. „Kennst Du nicht das Märchen vom Blaubart," fuhr er Sidonien an, „denk' an den goldenen Schlüssel und an die verbotene Thür. Auch Dich kann es das Leben kosten, wenn Du jemals das Packet wieder anrührst!" Und damit ist er gegangen und hat drei Tage lang kein Wort mit Sidonien gesprochen. Dann ist er wieder freundlich geworden und hat die Sache niemals mehr erwähnt. Auch das räthselhafte Packet hat Sidonie seitdem mit keinem Auge wiedergesehen. Die Geschichte ist allerdings schon lange her, aber sie fällt mir immer wieder ein, wenn ich meine Tochter besuche und sie mit verweinten Augen finde; sie scheint sich mit schweren Gedanken zu tragen, und es half nichts, daß ich ihr die Grillen auszureden versuchte. Darum sollen Sie mir beistehen, diesen seltsamen Menschen zu ergründen."

Während die Schwiegermutter diesen wunderlichen Vorfall erzählte, fiel mir ein, daß Sidonie dasselbe Costüm — grobe Leinwand mit weißblauen Streifen — erwähnt hatte, als sie damals in Violet's Wohnung trat, um ihn von einem thörichten Schritt abzuhalten. Sie mochte es deshalb wohl für einen capriciösen Hausanzug halten, und seine brutale Drohung mußte sie um so mehr erschrecken.

„Nein, nein," sagte meine Schwiegermutter. „Damit muß es noch eine besondere Bewandtniß haben, und ich meine, Ihnen wird er es nicht verheimlichen, wenn Sie in günstiger Stunde einmal darauf zurückkommen."

Mich selbst interessirte diese Angelegenheit weit weniger als die Mission, mich „seiner anzunehmen," und da grade der Tag frei war von Geschäften, beschloß ich, nach Tisch ihn aufzusuchen und den Anfang meiner sonderbaren Aufgabe zu machen. Es klang mir parador; während ich selbst in einem Meer von Sorgen, Verlegenheiten und Schwierigkeiten zu kämpfen hatte, mich eines Menschen anzunehmen, der gesegnet mit Allem, was ein Herz wünschen konnte, sorglos in den Tag hineinlebte; aber da in der Fabel schon der Lahme dem Blinden zu Hilfe kommt, und Violet selbst immer einen gewinnenden Eindruck auf mich gemacht hatte, sah ich keinen Grund, den Versuch zu verweigern.

(Fortsetzung folgt.)

Französische Frauen vor dem Revolutionstribunale im Jahre 1793 und 1794.

Von

E. L. Th. Henke.

Bei dem Namen der französischen Revolution denkt man oft nur an die Gräuel und Schandthaten, an welchen sie so reich war; desto nöthiger aber, denn desto gerechter wird es sein, auch das Gute aufzusuchen, woran es selbst hier nicht fehlt. Wie andere Stürme den Meeresgrund, so brachte auch dieser Sturm den ganzen Grund der menschlichen Natur zum Vorschein, und darum neben dem Schlimmen das Große und Gute und Schöne auch so reichlich, wenn auch oft nur tragisch unterliegend, daß schon dies zurückhalten muß von allgemeinen Verwerfungsurtheilen über die menschliche Verderbniß überhaupt, oder auch nur über das französische Volk im Besondern, von undeutscher Ueberhebung über dasselbe, denn nichts ist undeutscher als Verkennung fremden Verdienstes. Und wie auch wohl zu andern Zeiten, wo die Männer in den Kämpfen des Lebens sich schwerer beschädigt haben, wie im Mittelalter, die Frauen reiner bewahrt sind — „welche Weiber haben doch die Christen," sagte einst mit Neid der heidnische Sophist Libanius, dem an den Männern so vieles mißfiel — so stellt sich dies Verhältniß auch hier und besonders in den Schreckensjahren von 1792 bis 1794 vorzüglich häufig dar, und so mag es ja wohl gerechtfertigt sein, eine Reihe von Beispielen zusammen zu stellen, wie französische Frauen grade von dieser

Zeit, besonders von dem Schlimmsten darin, von dem Verfahren des Revolutionstribunals mitgetroffen wurden und wie sie dies über sich ergehen ließen. „Sie tödtet uns," sagte der Girondist Vergniaud von einer dieser Frauen, „aber sie lehrt uns sterben." Dies Wort, wie es von vielen Andern unter ihnen noch viel besser gelten wird, ,als von dieser, so gilt es wohl auch noch für Andere, als für ihre Zeitgenossen; und von wem man lernen kann, wie man sterben soll, von dem wird auch etwas zu lernen sein, wie man leben soll.



Charlotte Corday.

* * *

Hier müssen wir ja wohl zuerst dies Gericht, das Revolutionstribunal etwas näher beschreiben und die Umstände, unter welchen es zu Stande kam. Im Frühling des Jahres 1793, wo es eingesetzt wurde, gab es freilich für diejenigen, welche damals Frankreich regieren sollten, starke Gründe zu exceptionellen Maßregeln. Zwei Zeiten der französischen Revolution waren damals schon vorüber, und eine dritte hatte begonnen. Die erste war die gewesen, welche unter der constituirenden Versammlung von 1789, als Kampf und Sieg des Bürgerthums gegen die Vorrechte von Adel und Geistlichkeit zu der Verfassung vom 14. September 1791 geführt hatte, und mit ihr zur constitutionellen Monarchie und zur Gleichheit Aller vor dem Gesetz. Die zweite, da in unglücklicher Uneigennützigkeit alle alten Führer zurücktraten und nun erst solche vordrangen, welche an der Constitution und ihrer Freiheit nicht genug hatten, führte zum 10. August 1792, zum Sturm der Tuilerien, zur Gefangennehmung des Königs, zur Suspendirung des Königthums und zur Proclamirung der Republik. So begann nun eine dritte Zeit der Republik, die Zeit, wo der Nationalconvent

mit seinen Comites, dem Wohlfahrtsausschuß, dem Ausschuß für öffentliche Sicherheit und andern, die Republik zu repräsentiren und zu regieren unternahm, aber bald selbst durch seine nächste Umgebung, durch die städtische Commune und die Clubs von Paris, und hier nicht mehr durch den Mittelstand, sondern durch den agitirten Pöbel und die auf diesen gestützten Führer desselben, bis zur Mitte des Jahres 1794 — bis zum 9. Thermidor oder 27. Juli — zunehmend beherrscht wurde. Durch die Hinrichtung des Königs und die Ausstoßung der noch übrigen maßvollern Constitutionellen und Republicaner aus dem Nationalconvent war Robespierre's Alleinherrschaft über diesen und dadurch über Frankreich schon so gut als vollendet. Aber freilich hatte der Tod des Königs nun auch erst jetzt 1793, noch viel mehr als 1792, den Krieg aller Großmächte gegen Frankreich unter Pitt's Leitung hervorgerufen, und wenn Frankreich für diesen auswärtigen Krieg mit ganz Europa stark genug bleiben sollte, durfte seine Regierung nicht auch noch dazu im Inlande mit einem Widerstande zu kämpfen haben, welcher zu dem auswärtigen Kriege auch noch den Bürgerkrieg hinzubrachte, und so sollte denn gegen diesen inländischen Widerstand jedes Mittel gerechtfertigt sein, je dringender es nöthig war, ganz freie und starke Hand nach außen zu behalten. So konnte die Aufregung allgemein werden, in welcher die Menge verleitet werden konnte, jedes maßvolle Verfahren als Verrath am Vaterlande, und grade die gewaltthätigste blutigste Vernichtung alter Freiheiten und Rechte als nothwendige Entschiedenheit und Beförderung der Freiheit anzusehen, und sie darum zu fördern und zu schützen. So sollte insbesondere in solcher Zeit der Noth die Langsamkeit eines ordentlichen Rechtsganges wenigstens gegen die inländischen Feinde des Vaterlandes und der Freiheit nicht mehr zu ertragen und gegen sie nur eine mehr als kriegsgerichtliche Abkürzung des Verfahrens das allein Sachgemäße sein. Dazu setzte denn Danton am 10. März 1793 die Einrichtung des Gerichtshofes durch, zuerst nur außerordentliches Criminalgericht und seit dem Herbst 1793 Revolutionstribunal genannt, welches jedes contrarevolutionäre Unternehmen gegen die Freiheit, Gleichheit und Untheilbarkeit der Republik und für Herstellung des Königthums oder irgend einer andern der Freiheit und Souveränetät des Volkes feindlichen Autorität vor sich ziehen und ohne jede Appellation richten sollte; dazu ernennt der Nationalconvent fünf Richter, welche nicht nothwendig Rechtsgelehrte zu sein brauchen, einen öffentlichen Ankläger und zwölf Geschworene, und setzt noch eine Commission nieder, die alle Denunciationen annehmen und alle Verdächtigen dem Gerichte zuschicken soll. Das sollte selbst noch Herstellung von Ordnung sein. „Die blutigen Tage," sagte Danton, „über welche jeder gute Bürger geseufzt und die man so oft dem Volke vorgeworfen habe," er meinte die Ermordungen der Gefangenen im September des vorigen Jahres, „es würde nicht dazu gekommen sein, wenn man ein besseres Revolutionsgericht gehabt hätte; so müssen wir thun, was die Gesetzgebung versäumt hat. Es gibt hier keine Vermittelung zwischen den gewöhnlichen Formen und einem Revolutionsgerichte, es gibt keine Definition für ein politisches Verbrechen; es bedarf der Einschüchterung und Züchtigung der Rebellen, aber dazu wollen wir schrecklich sein, damit das Volk nicht nöthig habe, es zu sein." Noch als er selbst im folgenden Jahre vor diesem Tribunale stand, rühmte er sich, es eingerichtet zu haben, damit die Septemberermordungen sich nicht erneuten.

Dies Gericht rechtfertigte nun auch das Vertrauen derer, welche es eingesetzt hatten, und noch mehr derer, welche es als acclamirender Haufe umlagerten und unfrei machten, durch eine Bereitwilligkeit und Schnelligkeit, alle ihnen Mißliebigen und Unbequemen schuldig zu finden, welche auch dem despotischsten Gebieter nichts zu wünschen übrig gelassen hätte. Aber man konnte doch kaum sagen, daß dies aus serviler Fügsamkeit geschah, denn so ward es zusammengesetzt, daß seine Mitglieder auch schon aus eigener freier Neigung Freude hatten und immer mehr gewannen am Schuldigfinden und raschen Aufräumen mit so Vielen als möglich. Dies galt am meisten von dem Manne, welchem darin die wichtigste Stelle, nämlich die des öffentlichen Anklägers von Anfang an anvertraut wurde, und welcher sie auch fast bis zuletzt behielt. Anton Quentin Foucquier-Tinville, im Jahre 1746 in der Picardie geboren, also

im Jahre 1793 siebenundvierzig Jahre alt, hatte sich früher durch Lobgedichte auf Ludwig XVI. hervorgethan und auch Zeugnisse seiner besondern katholischen Rechtgläubigkeit erworben, und nachher als Advocat und dann auch schon als Ankläger bei der Untersuchung gegen die Vertheidiger der Tuilerien bewährt. Er scheint es allerdings zu der Hingebung an seinen Beruf gebracht zu haben, zu der Geistesverwandtschaft mit der bis zum Blutdurst aufgeregten Schadenfreude des Pöbels, zu dem Selbstgefühle bei Vernichtung früher hochgestellter oder ihm sonst sehr unähnlicher Personen, vielleicht auch zu der Selbsttäuschung im Glauben an sein eigenes sich überbietendes Pathos der Anklage, daß er in den Verurtheilungen und Hinrichtungen, welche er zur Einschüchterung und zur Beseitigung von Gegnern liefern sollte, selbst eine Befriedigung fand und sie darum immer mehr zu häufen wußte. Er erhielt dabei auch an den Richtern, an den Geschworenen und an den Stellvertretern, welche für ihn selbst vom Nationalconvente angestellt wurden, so viele gleichgesinnte und fast ebenbürtige Mitarbeiter, daß auch dadurch die Wirksamkeit des Gerichts noch größer wurde; dahin gehörten unter den Richtern und Vorsitzenden des Gerichts besonders Dumas, Coffinhal und Hermann, der letzte erst durch Foucquier an die Stelle des zuerst ernannten Präsidenten Montane durch dessen Verdrängung eingeschoben. Immer mehr sorgte nun auch der Convent für noch größere Befreiung des Gerichts und Foucquier's von jeder unbequemen Beschränkung. Nach einem Monate, am 5. April 1793, wurde ihm das Recht eingeräumt, auch selbst verhaften zu lassen wen er wolle, und so genügte von hier an fast jede Denunciation, dies zu bewirken; wie einst zweihundert Jahre vorher in der Pariser Bluthochzeit die katholischen Franzosen in den Stand gesetzt waren, so viele ihrer protestantischen Mitbürger, als ihnen aus irgend einem andern Grunde verhaßt waren, ungestraft zu Tode zu bringen, so war jetzt wieder die Gelegenheit dazu eröffnet. Bald mußte denn auch das Gericht erweitert werden; die Zahl der Richter wurde zuerst von fünf auf sieben, dann auf zehn, im Herbst 1793 auf sechzehn vermehrt, und die der Geschworenen von zwölf auf dreißig und dann auf sechzig; dem öffentlichen Ankläger wurden noch fünf Substitute gegeben, alle hoch besoldet, auch die Geschworenen, die dadurch versucht waren es durch die Art ihrer Entscheidungen zu verdienen, daß sie immer wieder gewählt wurden. Nun konnte das Gericht schon in vier Sectionen getheilt werden, deren jede allein schon competent sein und ohne Appellation entscheiden sollte, und von welchen nun abwechselnd zwei jeden Tag zur Untersuchung oder zum öffentlichen Verfahren Sitzung halten konnten. Die loi des suspects vom 17. September 1793, welche den Begriff eines Verdächtigen so weit ausdehnte, daß Jeder jeden Gegner darunter rechnen und nun die Pflicht gegen das Vaterland daraus ableiten konnte, ihn zu denunciiren, noch verschärft 26. December 1793, vermehrte dann plötzlich die Menge der Gefangenen und so auch die Flüchtigkeit des Verfahrens weit über das frühere hinaus. Weiter, im April 1794, als Robespierre auch Danton und seinen Anhang hinrichten ließ, wurde dazu das Revolutionstribunal durch eine Conventsentscheidung auch schon vom Hören von Zeugen, wenn es wollte, dispensirt. Die Angeklagten wurden wohl noch befragt und gehört, aber so kurz als möglich. Foucquier pflegte sie, wenn sie etwas zu ihrer Rechtfertigung vorbrachten, durch „tu n'as pas la parole“ zur Ruhe zu verweisen, wofür ihm auch nachher noch, als er selbst zur Guillotine gefahren wurde und vom Karren herunter schrie und schalt, das Volk sein „tu n'as pas la parole“ wieder zurief. Das Höchste aber wurde hier erst noch im Sommer 1794 durch das Gesetz vom 10. Juni erreicht. Hier wurde als einzige Strafe bloß die Todesstrafe beibehalten und daneben wurden nun als Feinde des Volks unter andern alle diejenigen bezeichnet, welche irgendwie versucht haben, die republicanisch-revolutionäre Regierung herabzusetzen, die Meinung des Volkes irre zu leiten, den Patriotismus zu verleumden, das Fortschreiten der revolutionären Grundsätze aufzuhalten, die Straflosigkeit der Aristokratie zu begünstigen; Jeder also, der gegen die Maßregeln des Convents und seiner Führer irgend ein Bedenken hat und ausspricht, oder auch nur zu haben verdächtig ist, ist des Todes schuldig, und wer einen solchen kennt und nicht angibt, ist ebenso schuldig. Es wird zugleich verfügt,

daß zur Verurtheilung jedes Beweismittel gelten soll, schriftliches, mündliches, jedes, welches die Zustimmung eines Verständigen erhalten kann. „Das Gesetz für die Urtheile,“ heißt es wörtlich Artikel 8, „ist das Gewissen der durch ihre Vaterlandsliebe erleuchteten Geschworenen; ihr Ziel ist der Triumph der Republik und der Untergang ihrer Feinde, ihr Verfahren die einfachen Mittel, welche Jedem der gesunde Verstand zur Erkenntniß der Wahrheit anweist.“ Zugleich wird die bis dahin gesetzliche nicht öffentliche Instruction und Vernehmung der Angeklagten als entbehrlich abgeschafft; Alles, auch die Vernehmung der Angeklagten, wie der Zeugen soll öffentlich sein, ebenso wie die Entscheidungen der Geschworenen und der Richter. Schon vorher hatte der das Gericht umlagernde Pöbel Geschworene fast in Stücke gerissen, welche nicht rasch und willig genug schuldig gefunden hatten. Von hier an war denn auch das Vernehmen und Verurtheilen von Einzelnen nicht mehr recht ausführbar, sondern Foucquier ließ die Angeklagten massenweise in sogenannten Fournées zusammen nehmen, auch statt des Sitzes für die Angeklagten amphitheatralische Reihen von Sitzen (gradins) für sie einrichten und sie dann zu vierzig bis fünfzig vorführen und verurtheilen. So vermochte nun bei diesem Geschäftsgange das Revolutionstribunal wohl nicht so viel als Herzog Alba, welcher sich bei seinem Abzuge aus den Niederlanden der 18,600 dort unter ihm in sechs Jahren vollzogenen Hinrichtungen gerühmt haben soll, auch nicht so viel, wie die spanische Inquisition, welche unter den drei ersten Großinquisitoren 13,000 Personen hinrichten ließ; aber es wurden doch nach jetzt vorliegenden genauen Berechnungen aus den Acten in den fünfzehn Monaten von Eröffnung des Tribunals im April 1793 bis zum Sturz Robespierre's am 27. Juli 1794 von 4061 Angeklagten, welche vor das Gericht gestellt wurden, die Mehrzahl, 2625, verurtheilt und hingerichtet, und von diesen wieder die Mehrzahl in den letzten sechs Wochen, in welchen die massenweise Verurtheilung und nur die Todesstrafe angewandt wurde, denn in diesen sechs Wochen wurden 1703 Angeklagte abgeurtheilt, und von diesen nur 336 freigesprochen, alle übrigen, 1366, verurtheilt, also alle hingerichtet.

Wenn wir nun aus den Tausenden, welche hier umkamen, nur einige hervorragende Beispiele von Frauen herausheben wollten, so darf aus der ersten Zeit, wo man noch nicht so tumultuarisch verfuhr, zuerst eine nicht unerwähnt bleiben, obgleich das Verfahren des Gerichts gegen sie vielleicht mehr als in jedem andern Falle ein gerechtes und die Strafe eine verdiente war.

Charlotte Corday d'Armans, die Tochter eines armen Edelmanns in der Auvergne, im Jahre 1793 fünfundzwanzig Jahre alt, von außerordentlicher Schönheit, wie eine Altersgenossin näher beschreibt, durch deren Bericht man sie erst vor sechs Jahren genauer kennen gelernt hat, dabei, wie dieselbe versichert, schüchtern zwar und sehr bescheiden, aber verschlossen und in sich gekehrt, war sie in gutkatholischen und royalistischen Umgebungen aufgewachsen, so streng und ernst, daß alles Unwahre und Spielende sie abstieß. „Sie kannte,“ sagt die Freundin, „keinen einzigen Roman, le tour de son esprit était trop sérieux, trop solide;“ auch eine Zuneigung zu einem Manne habe sie nie gehabt und versichert, das werde sie nie, was auch erfüllt sei; aber mit Plutarch und mit der Größe antiken Lebens hatte sie sich erfüllt, schwärmte zum Verdruß der Freundin für die Heldinnen Roms, für Porcia und die Mutter der Gracchen und Coriolan's, und so vermochte sie auch nur von der Annäherung an ihre hohen sittlichen und republicanischen Ideale das Heil der Gegenwart zu hoffen. Sie klagte wohl, daß die Franzosen zu leichtfertig seien für strenge Tugenden, großmüthige Handlungen und grenzenlose Hingebung, aber so bedürfe das französische Volk um so mehr der Wiedergeburt und müsse erst von der großen Vorzeit wieder lernen, was schön und groß sei, und die Frivolität abthun, womit es auch die andern Völker verderbe. Je mehr sie auch hier noch von den Bestrebungen der edlern girondistischen Republicaner im Nationalconvent die bessere Zukunft Frankreichs hoffte, desto vernichtender mußte für sie jetzt im Juni 1793 die Kunde sein von der Revolution, wodurch diese fähigsten und besten Mitglieder des Nationalconventes am 2. Juni 1793 aus dem Convent ausgestoßen waren; und Marat war es gewesen, der dabei das Meiste gethan hatte,

Marat, der schon 1789 die Nichtsbesitzenden gegen die Besitzenden aufgewiegelt und die Errichtung von achthundert Galgen für diese empfohlen hatte, Marat, der auch die Septemberermordungen in den Gefängnissen eingeleitet, aber bald darauf im Convent noch 270,000 Köpfe zur Sicherung der Ruhe gefordert hatte, Marat, der noch soeben auf die Anklage der Girondisten durch das Revolutionstribunal nicht verurtheilt, sondern freigesprochen und geehrt und vom Volk mit Lorbeeren bekränzt, in den Convent zurückgetragen war und dessen blutige Herrschaft dadurch, so wie durch den Sieg über die Girondisten jetzt als einzige Macht übrig geblieben zu sein schien.

Durch einen der flüchtigen Girondisten, den enthusiastischen Provençalen Barbaroux, welcher noch von einer Erhebung der Provinzen gegen den Convent und die Hauptstadt Rettung hoffte, hatte Charlotte Corday zuletzt in Caen die Kunde von diesen Triumphen Marat's erhalten. So geschah es, daß grade je bescheidener sie auf sich selbst keinen Werth legte, und je unbedingter sie von sich und Andern Hingebung für das Wohl des Vaterlandes forderte, sie sich berufen und verpflichtet hielt, ihr kleines Leben römisch und republicanisch, wie der Ritter Curtius, dahin zu geben, um, wie sie nicht zweifelte, das Vaterland dadurch zu retten und zu befreien, daß sie es von dem Tyrannen befreite. Noch in ihrer Gefangenschaft schreibt sie: „Welch ein trauriges Volk, um eine Republik zu gründen! Es gibt keine Patrioten, die für ihr Vaterland zu sterben wissen, fast Alles ist Egoismus; mein Glück und das Glück meines Landes ist eins, ich habe nicht die mindeste Furcht vor dem Tode; ich habe das Leben immer nur um des Nutzens willen geschätzt, welchen es haben soll.“ Sie ist hier noch der Worte fähig: „Es gibt keine Hingebung, von der man nicht mehr Genuß hat, als es kostet, sich dazu zu entschließen, il n'est point de dévouement, dont on ne retire plus de jonissance qu'il n'en coûte à s'y décider.“

Aber nach diesem Entschlusse und nachdem er Charlotte Corday als Pflicht erschienen war, führte sie ihn nun auch ebenso ruhig aus, wie sie alle vorausgesehenen Folgen davon bis zuletzt über sich ergehen ließ. Ohne Mitwisser reiste sie nach Paris, verschaffte sich mühsam und gegen mancherlei Hindernisse Eingang bei dem kranken Marat, besprach mit ihm die Agitation der Girondisten in Caen, und als Marat sich die Namen der nach Caen Geflüchteten von ihr nennen ließ und aufschrieb, um sie Alle, wie er sagte, guillotiniren zu lassen, da traf sie ihn selbst mit einem einzigen Messerstiche so sicher unter dem Schlüsselbein in die Brust, daß er nach einem kurzen Hilferuf todt war.

Hier war das Revolutionstribunal in seinem vollen Rechte, seine schwerste Strafe, die Hinrichtung im rothen Kleide der Mörder, zu verhängen. Charlotte Corday leugnete auch nicht das Mindeste im Verhör. Ihr Vertheidiger, Chauveau-Lagarde, derselbe, der auch noch viele andere große Opfer dieser Zeit schützen sollte, wußte auch nichts vorzubringen, als daß die vollkommene Ruhe, womit sie das ganze Attentat vorher überlegt und dann ausgeführt habe, und womit sie sich jetzt zu Allem bekenne ohne auch nur einen Versuch zu machen, sich zu rechtfertigen, diese vollkommene Selbstverleugnung, wohl erhaben in einer Hinsicht, aber vollkommen widernatürlich und nur aus der Exaltation des politischen Fanatismus erklärlich sei. Und Charlotte Corday dankte ihrem Vertheidiger noch selbst, als sie nach dem schnell erfolgten Spruch der Geschworenen weggeführt wurde, für den Muth, daß er sie in solcher seiner und ihrer würdigen Weise vertheidigt habe; sie habe nichts mehr ihm dafür zu schenken, denn diese Herren, setzte sie auf die Richter deutend hinzu, confisciren mein Vermögen; aber zum Zeichen ihrer Dankbarkeit bitte sie ihn, die kleine Schuld für sie zu bezahlen, welche sie im Gefängnisse zurücklassen werde. Auch den Wunsch, ihr Andenken erhalten zu sehen, hatte sie noch; aber ihre letzte Bitte dieser Art um einen Maler, der ihr Bild noch im Gefängniß für ihre Freunde und für ihr Departement malen könne, ward ihr vom Wohlfahrtsausschuß abgeschlagen. Den Priester, den man ihr noch schickte, nahm sie nicht an: er möge denen danken, welche ihn schickten, sie bedürfe seiner nicht. Aber es war ein beeidigter Priester, welcher der Katholikin wohl für abgefallen und unkatholisch galt; ihre Freundin bemerkt, daß ihr im Kloster gewonnener Glaube ebenso tief als aufrichtig gewesen sei, und ihr „Geben ist se-

liger als Nehmen," konnte sie auch nicht von ihren Römern gelernt haben.

Das Tribunal hatte in Folge der Hinrichtung Charlotte Corday's noch zwei andere Personen zu bestrafen, aber verschieden: Ihr Henker schlug ihrem abgeschlagenen Kopf noch in's Gesicht, als er ihn an dem hellbraunen Haar dem Volke vorzeigte und erhielt dafür eine kleine Strafe. Ein Deutscher aus Mainz, Adam Lux, begleitete sie auf dem Todeswege und beschrieb dann, was er hier gesehen, in einer Schrift, forderte eine Statue für sie mit der Inschrift: „Größer als Brutus," und wurde dafür vom Revolutionstribunal auch verurtheilt und auf die Guillotine geschickt.

* * *

Im Herbst 1793 mehrte sich nun schon die Thätigkeit des Tribunals, wie man die Zahl der Richter und Geschworenen damals auf das Vierfache erhöhte. Die loi des suspects, welche alle ci-devant nobles insgesammt, insbesondere die Männer, Frauen, Mütter und Kinder und Brüder und Schwestern der Emigrirten als verdächtig bezeichnete, welche nicht ununterbrochen (constamment) ihr Attachement an die Revolution bezeugt hätten, ließ kaum noch eine Möglichkeit übrig, irgend Jemand den Griffen Foucquier-Tinville's zu entziehen. Und so konnte ihm denn jetzt auch das größte Opfer, welches noch übrig war, nicht mehr vorenthalten werden.

Wir können hier nur flüchtig und darum nicht wie es recht ist, der Königin gedenken. Das Ende, wie das ganze Leben der Tochter der Maria Theresia, der Königin Marie Antoinette, hat eine tragische Größe, daß keine Maria Stuart und keine französische Frau auch nur von fern an diese Deutsche reicht; auch ist ihre Leidensgeschichte bekannter als die mancher andern Frauen, welche wir gern noch möchten beschreiben dürfen und ist grade jetzt ein besonders eifrig betriebenes Studium. Aber ganz unerwähnt bleiben darf sie hier doch nicht.

Der Nationalconvent hatte Ludwig XVI. die Versicherung gegeben, die französische Nation, „toujours grande, toujours juste s'occuperait du sort de sa famille," und das geschah denn auch, und demnach war die Wittwe Capet, wie man sie nannte, damals achtunddreißig Jahre alt, mit ihren Kindern und ihrer Schwägerin im Tempel zurückgelassen. Im Juli hatte man ihr ihren achtjährigen Sohn buchstäblich aus den Armen gerissen und ihn dort dem Schuster Simon übergeben, mit welchem sie ihn noch bisweilen von fern sehen und hören konnte, wenn dieser das Kind mit einer Jacobinermütze auf den Thurm des Tempels führte und es dort die Marseillaise singen lehrte. Am 2. August aber wurde die Königin auf einen Bericht Barrere's von der Verschwörung Europa's gegen die Freiheit Frankreichs, woran sie Antheil habe, auch von ihrer Tochter und ihrer Schwägerin getrennt und vom Tempel schon in die Conciergerie geschafft, jenes an das Palais de justice, den Ort des Revolutionstribunals, anstoßende Gefängniß, in welches aufgenommen zu werden für Jeden schon wie eine Bürgschaft des baldigen Endes war. In einem feuchten engen Zimmer, von den Nacht und Tag bewachenden Gensdarmen nur durch einen Schirm getrennt, wurde sie hier noch über zwei Monate festgehalten, nach der noch vorhandenen, von Foucquier beglaubigten Kostenrechnung mit einem Aufwand für ihre Kost, Wäsche, Kleidung, Möbeln und Bedienung von nicht ganz zwanzig Franken für den Tag; mehrere Wächter mußten bestraft werden, wegen zu freundlicher Behandlung der Königin.

Schon im September hatte sie hier ein paar Verhöre zu bestehen, welche sie in schlimme Aussagen über ihre Absichten verwickeln sollten. Aber auf alle verfänglichen Fragen gab sie Antworten mit großer Klugheit, Geistesgegenwart und Würde zugleich, z. B.:

„Wenn Sie behaupten, nur das Glück Frankreichs zu wollen, wie konnten Sie doch ein solches Verlangen haben nach Vereinigung mit Ihrer Familie, welche gegen Frankreich Krieg führt?"

„Meine Kinder sind meine Familie," gab sie zur Antwort; „mit ihnen kann ich glücklich sein, ohne sie nicht."

„Aber dann betrachten Sie doch die als Feinde, welche gegen Frankreich Krieg führen?"

„Ich betrachte alle als Feinde, die meinen Kindern Unrecht thun."

„Was für Unrecht kann man Ihren Kindern thun?"

„Unrecht von jeder Art."

„Müssen Sie nicht besonders das als Unrecht gegen sie anerkennen, was zur Abschaffung des Königsthums gegen sie geschehen ist?“

„Wenn Frankreich glücklich sein soll mit einem König, dann wünsche ich, daß dies mein Sohn sei; wenn ohne König, werde ich mit ihm dies Glück theilen.“

Vor dem Revolutionstribunal selbst hatte sie dann zuerst am 12. October die noch nicht abgeschaffte Voruntersuchung zu bestehen, wo der Präsident Hermann sie befragte. So nach Summen, welche sie dem Kaiser zugewendet habe: Ihr Bruder bedürfe des französischen Geldes nicht, sie aber habe ihren Mann viel zu sehr geliebt, um die Mittel des Landes zu verschwenden. Dann nach ihrem freiheitsfeindlichen Verkehr mit den Fremden seit der Revolution: aber seitdem habe sie absichtlich den Verkehr mit dem Ausland abgebrochen. Dann nach Conspirationen in den Tuilerien: aber sie sei kein Mitglied des Conseils gewesen und habe nur dem König, ihrem Manne zu gehorchen gehabt. Als Hermann ihr vorhielt, von ihr habe Louis Capet die tiefe Verstellung gelernt, womit sie so lange das gute französische Volk getäuscht habe, welches es nicht für möglich gehalten habe, daß man die Bösartigkeit und Perfidie so weit treiben könne, entgegnete sie: Ja, getäuscht sei das Volk, aber nicht durch ihren Mann oder durch sie. Aber durch wen denn? Durch die, welche ein Interesse hatten es zu täuschen, aber sie und der König hatten das nicht. Wer denn die seien? Sie kenne nur ihr eigenes Interesse, und das war, das Volk aufzuklären (éclairer), nicht es zu täuschen. Oder nachher: Welche Theilnahme haben Sie für die Heere der Republik? Das Glück Frankreichs wünscht sie mehr als Alles. Aber ob sie meine, daß Könige nöthig seien zum Glück der Völker? Das könne ein Einzelner nicht entscheiden. Aber sie bedaure doch sicher, daß ihr Sohn einen Thron verloren habe? Sie werde niemals etwas für ihren Sohn bedauern, wenn sein Land glücklich sei. Zuletzt, als gefragt ward, ob sie einen Vertheidiger habe oder wünsche und sie das eine verneint und das andere bejaht hatte, gab man ihr die Citoyens Tronson-Ducoudray und den schon genannten Chauveau-Lagarde zu Vertheidigern.

Am 15. October ließ man dann das öffentliche Autodafé selbst über die Königin ergehen. Sie erschien blaß und leidend, ihr Haar war weiß geworden im Gefängniß, sie setzte sich zwischen ihre Vertheidiger, hörte sorgfältig zu, ihre Finger spielten wie auf einem Clavier auf der Lehne ihres Stuhles. Hier zuerst die von Foucquier selbst ausgearbeitete Anklage mit allem Apparat gelehrter und anderer Schmähreden gegen die neue Messaline, Brunhilde, Fredegunde und Katharina von Medicis, welche alles Unglück über Frankreich gebracht habe. Dann die Vorführung von etwa vierzig Zeugen mit Aussagen über contrarevolutionäre Gegenstände, welche man gefunden, wie Porträts oder leere Fläschen in den Tuilerien, womit einst die Schweizer zum Schießen auf das Volk gereizt seien, über Geldanweisungen, welche sie gegeben habe und gesehen seien, aber nicht mehr vorgelegt werden konnten. Hier war es auch, wo Hebert als Zeuge noch die Aussage geltend machte, die er und Andere dem achtjährigen Dauphin zu Protocoll abgefragt hatten, daß seine Mutter ihn zu schändlichen körperlichen Befleckungen angewiesen habe, um ihn zu verderben; worauf die Königin, anfangs nichts antwortend, und dann besonders dazu aufgefordert, sich an die Mütter in der Versammlung wendete und erklärte, sie habe geschwiegen, weil es wider die Natur sei, auf eine solche Beschuldigung zu antworten, wenn sie einer Mutter gemacht werde, und sie appellire an alle Mütter, die etwa hier in der Versammlung seien. Selbst von den Furien der Guillotine, wie man sie nannte, welche das zuschauende weibliche Publicum ausmachten, ließ sich hier ein zustimmendes und theilnehmendes Gemurmel vernehmen, und selbst Robespierre schalt nachher über den „imbecilen“ Hebert, welcher ihr für ihren letzten Augenblick noch diesen Triumph öffentlicher Theilnahme verschafft habe. Auf die Frage nach dem Zeugenverhör, ob sie noch etwas hinzuzusetzen habe, erwiederte sie: Gestern habe sie noch nichts gewußt von den Zeugen und von dem, was sie gegen sie aussagen würden, aber ein positives Factum habe ja doch Keiner gegen sie vorgebracht; sie endigte mit der Bemerkung, daß sie nur die Frau Ludwig's XVI. und verpflichtet gewesen sei, sich seinem Willen unterzuordnen. Doch das war Alles vergebens. Foucquier erneute

die Anklage, und nach den Reden der Vertheidiger gibt Hermann, als Präsident, das Resumé des Gerichts ganz in demselben Stil, wie Foucquier. So vergeht der Tag und die Nacht bis zum Morgen des andern Tages und man kommt bis zur Fragestellung: „Hat es Einverständniß mit den Feinden der Republik gegeben, um ihnen zum Eindringen auf den Boden Frankreichs zu verhelfen? Hat es Conspiration im Innern der Republik gegeben und ist Marie Antoinette, die Wittwe Louis Capet's, überwiesen, daran Theil genommen zu haben?" Nach etwa einer Stunde bejahen die Geschworenen und das Gericht spricht das Todesurtheil. Nach zwanzigstündiger Dauer des Verfahrens wird die Königin früh halb fünf Uhr wieder in ihr Gefängniß zurückgeführt.

Ihre letzten Stunden widmet sie dem Briefe an ihre Schwägerin, Madame Elisabeth, welchen diese aber nicht erhielt. Schon um sieben Uhr erscheint der berühmte Scharfrichter Samson.



Marie Antoinette.
(Nach L S. Boizot, 1775.)

„Vous venez de bonne heure, monsieur," sagte die Königin, „ne pourriez vous pas retarder?"

„Non, madame," antwortete Samson, „j'ai ordre de venir."

Auch ihre Bitte, ihre letzte Wäsche ohne Gegenwart des Gensdarmen wechseln zu können, wird ihr von diesem abgeschlagen. Von dem constitutionellen Geistlichen, den man ihr schickt, nimmt

sie nur die Begleitung an. Um elf Uhr muß sie, die Hände auf den Rücken gebunden, den gewöhnlichen Karren besteigen, dessen Anblick ihr ein letztes Entsetzen abnöthigt. Erst nach einer Stunde ist der Weg bis zu dem Platz, der jetzt de la Concorde heißt, zurückgelegt, wo sie noch zu den Tuilerien hinübersehen kann. Das Volk



Ludwig XVI.
(Nach L. S. Boizot, 1775.)

jubelte auch hier noch fort, als der Kopf der Königin fiel und ihm vorgezeigt wurde. Die letzte Rechnung lautet: Die Wittwe Capet für einen Sarg sechs Livres, für das Grab und die Todtengräber fünfundzwanzig Livres.

* * *

Drei Wochen darauf ließ das Gericht ihr eine andere Frau nachfolgen, fast auch eine Königin, keine legitime zwar, aber eine Herrscherin durch Geist über die Geister, ein Kind der Revolution, welche sie einen Augenblick bis auf die Stufe einer Führerin ihrer Führer emportrug und dann ebenso rasch wieder verschlang.

Madame Roland war schon, ehe ihr Mann im Frühjahr 1792 von Ludwig XVI. als constitutioneller Minister angenommen wurde, so sehr die Seele des ganzen girondistischen Kreises gewesen, welcher ihn umgab, daß seine Erhebung wie für ein Zugeständniß an diesen Kreis, so auch selbst schon für eine Wirkung der Anziehungskraft gelten konnte, welche sie über ihn ausübte. Sie, zwanzig Jahre jünger als ihr Mann, geistvoller, beredter, entschlossener als er, der ernste, der „tugendhafte“ Roland, wie seine Freunde anerkennend und seine Gegner ihn spöttisch nannten, sie hielt ihm auch während seines Ministeriums die Freunde zusammen, sie

schrieb seine wichtigsten Schriften, wie sein Ultimatum an den König, sie auch die Proclamationen und Instructionen, welche in die Provinzen gingen und den Girondisten deren Hilfe gegen die Hauptstadt erhalten sollten; sie that das Beste von dem, wofür ihr Haus von den Gegnern als bureau de l'esprit public bezeichnet wurde, und so verdiente sie denn auch am meisten den Haß dieser Gegner, welche sie in ihren Blättern Marat als die Circe bezeichnete, die ihre Anbeter wie diese verwandele und verderbe, Hebert als die, welche wieder wie die Pompadour und Dubarry mit ihren Günstlingen Frankreich am Gängelbande führen wolle. Und so ward sie denn auch vor Andern festgehalten, als nach der Ausstoßung ihrer Freunde aus dem Convent diese und ihr Gatte aus Paris flüchteten, sie aber auf dem Platze blieb; und ihre Gefangenschaft, den ganzen Sommer und Herbst 1793 hindurch, wurde ihr auch nun noch zu einer Gelegenheit, ein großes Denkmal ihres Daseins zurückzulassen in ihren hier in der sichern und ruhigen Erwartung ihres nahen Todes aufgezeichneten Memoiren und dernières pensées.

Madame Roland ist keine gläubige Katholikin geblieben; schon fast als Kind für Plutarch und Rousseau schwärmend, dann durch Bossuet selbst zu Zweifeln angeregt und nun durch die Philosophie und durch die Revolution nur zu einem Cultus der Ideen von Tugend und Freiheit und Humanität geführt, hatte sie von positiver Religion nicht viel übrig behalten, als einen Herzensantheil aus ihrer Jugend her bei manchen heiligen Gebräuchen, und so ist auch Demuth und Anspruchslosigkeit ihrer stolzen Seele fremd; aber von Atheismus und Materialismus ist sie doch auch fern geblieben, und ihre heroische Bereitwilligkeit im Angesicht des nahen Todes erscheint fast noch bewunderungswürdiger, da sie ihr nicht so wie Andern, die mit ihr starben, durch tröstliche Hoffnungen erleichtert wird. Wie sehr sie auch Leben und Heiterkeit unter die dicht zusammen gescharten Gefangenen zu bringen wußte, so oft sie sich unter sie mischte und zur Dankbarkeit und Verehrung auch die Verschiedensten hinriß, für sich geht sie dem Gedanken nach, dem gewissen Tode durch freiwilligen zuvorzukommen; sie mag, schreibt sie, nicht warten, bis es ihren Henkern gefällt, ihr den Augenblick dazu zu bestimmen und ihren Triumph durch das Geschrei zu vermehren, dem sie dann ausgesetzt sein würde; sie will auch ihre Tochter vor der Güterconfiscation bei ihrer Verurtheilung schützen; sie mag auch nicht auf die Möglichkeit einer neuen Revolution, etwa auf die Siege der Fremden hoffen; sie will ebenso wenig den Oesterreichern das Leben verdanken, als von den Franzosen, welche jetzt regieren, den Tod erleiden; beide sind die Feinde ihres Vaterlandes, und von beiden will sie nur ihren ehrenvollen Haß, und so will sie sterben; sie endigt: „Höchstes Wesen, Quelle alles des Großen und Guten, was ich empfinde, Du, an dessen Dasein ich glaube, weil meine Seele aus etwas Besserm, als was ich sehe, ausgeflossen sein muß, ich gehe, mich mit Deinem Wesen wieder zu vereinigen."

Aber später davon zurückgekommen, ist sie mit Heiterkeit bereit, lieber über sich ergehen zu lassen, was sie sicher erwartet, und was ihr vielleicht noch Gelegenheit gibt, Zeugniß abzulegen für das, was der Inhalt ihres Lebens geworden ist; und mehr als ihr eigenes Leben bekümmert sie nur noch die Sorge um ihre im Exil umherirrenden Freunde, um ihren Mann, der sie nicht wird überleben mögen, wie er auch nicht wollte, um den jüngern Freund, den sie mit Wissen ihres Mannes heftig liebte und im Gefängniß und in der Nähe des Todes nun erst noch heftiger lieben zu dürfen glaubte, und um ihr einziges Kind. Im November wird sie in die Conciergerie geschafft und die Verhöre beginnen; die Klage ist Einverständniß und Conspiration mit den verurtheilten Girondisten; sie leugnet das Einverständniß nicht nur nicht, sondern ist stolz darauf, aber sie dringt auf den Unterschied innerer Zustimmung, welche kein Verbrechen sei, und ungesetzlicher Hilfleistung, welche ihr nicht zur Last falle. Die Fragen zwar sind fast alle verfänglich, um ihr diese nachzuweisen, und sind noch mit unfranzösischer Härte gewürzt; z. B. Frage, ob sie nicht um ein bureau de formation d'esprit public wisse zur Verleitung der Provinz und ob sie nicht dieses Büreau geleitet habe; das verneint sie, und beschreibt nur, was Roland seine patriotische Correspondenz genannt habe, die Versendung von Frieden und Ordnung för-

beruden Schriften. Auf eine andere Frage nach dem Aufenthalt ihres Mannes antwortet sie: „Mag ich es wissen oder nicht, ich darf und will es nicht sagen," und als sie, hierfür zurecht gewiesen, verlangt, es solle protocollirt werden, ein Angeklagter sei Rechenschaft schuldig über sein eigenes Thun, nicht über das Anderer, sie kenne kein Gesetz, welches sie verpflichte, die heiligsten Gefühle zu verrathen, da bricht der Ankläger schon alles ab, mit einer solchen Schwätzerin, wie er sagt, und sie geht lächelnd mit den Worten: „Ich beklage Euch und vergebe Euch, und für das Schlimme, was Ihr mir anthun wollt, wünsche ich Euch einen Frieden, wie der, den ich habe, um welchen Preis Ihr ihn auch gewinnen mögt."

Vor dem öffentlichen Verfahren fand sich auch wieder der treffliche Anwalt Chauveau-Lagarde bei ihr ein, derselbe, der auch die Königin und Charlotte Corday vertheidigt und dafür zu leiden gehabt hatte, und war bereit, ihre Vertheidigung zu übernehmen, welche er auch mit ihr bis zur Nacht besprach. Aber zuletzt litt sie es doch nicht, daß er am folgenden Tage für sie mit auftreten solle; sie meinte, er könne sich durch ihre Vertheidigung schaden, und als er sich zuletzt von ihr „bis auf morgen" verabschiedete, litt sie es nicht, daß er wiederkommen solle. „Morgen bin ich nicht mehr, ich würde Sie verderben, ohne mich zu retten;" sie wolle nicht noch den Schmerz haben, den Tod eines guten Mannes verursacht zu haben; er möge nicht kommen, sie werde ihn sonst desavouiren; sie dankte ihm für seinen Rath und schenkte ihm einen Ring, den sie noch hatte. Sie hatte selbst eine noch vorhandene Vertheidigung für sich entworfen, welche sie vor den Richtern und Geschworenen vorzulesen wünschte; aber dies ward ihr nicht erlaubt. Zeugen gegen sie waren nicht aufzubringen gewesen, als zwei Domestiken und die alte Lehrerin ihres Kindes, dieselbe, für deren Versorgung sie schriftliche Aufträge hinterlassen hatte; durch Stellen aus Briefen bewies die Anklage Foucquier's ihre Theilnahme an den freiheitsmörderischen Conspirationen gegen die Einheit der Republik und die Sicherheit des Volks. Mehrmals wollte sie reden, aber man verbot es, sie dürfe nicht für die Verräther sprechen, welche das Gesetz bestraft habe; die Geschworenen waren schnell, die Fragen zu bejahen, daß eine Conspiration gegen die Republik und gegen die Freiheit und Sicherheit des Volks stattgefunden, und daß sie daran Theil gehabt habe. Auf die Verkündigung des Todesurtheils erwiederte sie: „Sie halten mich für würdig, das Loos der großen Männer zu theilen, welche Sie ermordet haben; ich will versuchen, den Muth, den diese bewiesen haben, auch mit auf das Schaffot zu tragen."

In der Conciergerie harrten schon alle Gefangenen auf Madame Roland und lächelnd zeigte sie ihnen das Urtheil durch eine Handbewegung nach dem Halse an. Auf dem Karren zur Hinrichtung ward mit ihr ein alter Beamter Lamarche geladen, verurtheilt wegen Fabrication von Assignaten und nun vor Schrecken fast unfähig, sich aufrecht zu erhalten; sie ermuthigte ihn den ganzen Weg, ließ ihn auch noch mehrmals lächeln, wie sie selbst nach der Aussage eines Augenzeugen heiter und blühend in einem weißen Kleid mit rothen Blumen dastand; ihre Augen, sagt er, leuchteten von hellen Strahlen, ihre Farbe war nichts als Frische und Glanz, ein reizvolles Lächeln spielte um ihre Lippen, und doch war sie ernst und spielte nicht mit dem Tode, ses yeux lançaient de vifs éclairs, son teint brillait de fraicheur et d'éclat; un sourire plein de charme errait sur ses lèvres, cependant elle était sérieuse et ne jouait pas avec la mort." An der Treppe des Schaffots ließ sie auch dem alten Begleiter den Vortritt, er werde doch nicht die Kraft haben, sie sterben zu sehen, und als der Henker dem widersprach: aber er werde doch nicht einer Frau ihre letzte Bitte abschlagen? Noch als er sie festschnallte, fielen ihre Augen auf die Statue der Freiheit auf dem Platze ihr gegenüber, und sie rief: „O liberté, comme on t'a jouée!"

* * *

Bald nachher verurtheilte das Gericht eine Frau sehr verschieden von dieser, zwar ebenso willkürlich und gewaltthätig, aber doch so, daß sie nur viel weniger Theilnahme erregen konnte, wie sich auch zeigte, daß sie nach einem andern Leben auch nur anders zu sterben wußte.

Die letzte Maitresse Ludwig's XV., die Dubarry, damals zweiundvierzig Jahre alt, ward verhaftet und beschuldigt, auf

ihren Reisen nach England gegen die Republik conspirirt und ihren Feinden Summen zugeführt zu haben. In der Anklage aber redete Foucquier von ganz andern Dingen, schwang sich hoch in tugendhafter Erhebung über die Sitten des Hofes Ludwig XV. und wie die Dubarry bereichert sei von dem Gut der Nation, aber wie sie auch, nachdem sie vom Hofe verbannt sei, durch den Nachfolger, der von den Sclaven der Vielgeliebte genannt sei — er hatte ihn einst selbst unter diesem Namen besungen — noch mit den blutdürstigen Geflüchteten conspirirt habe; die Freiheit des Volks sei ihr immer noch unerträglich erschienen, zum Beweis, daß die schlechten Sitten und die Libertinage die schlimmsten Feinde der Freiheit und des Glücks der Völker seien. Wenn ihr, so weist er die Geschworenen an, mit dem Schwert des Gesetzes diese schuldige Messaline trefft, so werdet ihr nicht nur die Republik rächen, sondern auch ein öffentliches Aergerniß wegräumen und das Reich der guten Sitten befestigen, welches die erste Grundlage der Freiheit der Völker ist. Nach kurzem Zeugenverhör, in welchem die Angeklagte die rechtmäßige Erwerbung ihrer Capitalien und Edelsteine nachzuweisen suchte, waren die Geschworenen denn auch willig, sie schuldig zu finden, daß sie unter Vorwänden Reisen in's Ausland unternommen habe, um den Feinden der Republik oder ihren Agenten Hilfe zuzuführen. Fürchterlich schreiend und halb todt mußte die Angeklagte weggetragen werden. Sie erbat und erhielt am folgenden Tage noch Aufschub durch Nachweisung verborgener Kostbarkeiten und Edelsteine, aber sie rettete sich dadurch nicht. Jammernd und noch immer auch zum umstehenden Volke um Gnade rufend: „Ich bin immer Eure Freundin gewesen, ich habe Niemand etwas zu Leide gethan!“ blaß und zitternd am Scharfrichter hängend, wurde sie durch die Straßen gefahren; am Schaffot schrie sie noch immer schlimmer und wehrte sich, und nur mit Gewalt konnten die Henker sie zuletzt unter die Guillotine zwingen.

* * *

Im Anfang des folgenden Jahres 1794 kamen auch schon öfter Fälle vor, wo solche Frauen, die nicht mehr leben mochten nach dem Tode von Männern, welche sie lieb hatten, sich zum Sterben mit ihnen vordrängten und dies Ziel auch leicht erreichten. Nicht nur durch Selbstmorde, wie der der Frau des Ministers Clavière oder der Frau des protestantischen Rabaud St. Etienne; auch in anderer Weise durch das Gericht. Die Schwester eines Buchhändlers Gattey war Nonne in St. Lazare; sie rief während des Verfahrens gegen ihren Bruder mehrmals „vive le Roi!“ in die Versammlung hinein, und wurde dafür auch sogleich mitverurtheilt, 15. April 1794.

Eine Frau Costard konnte den Tod eines schon bejahrten Journalisten Boyer-Brün nicht überleben; sie richtete am 20. Mai 1794 ein Schreiben an den Wohlfahrtsausschuß des Convents, worin sie ihm dies meldete: „Boyer liebte seinen katholischen Glauben, seinen König; ich denke wie er; seit Jahren habe ich Antheil gehabt an allen seinen Schriften und vor seinem Tode vermochte ich Alles zu ertragen, denn er tröstete mich, wir würden bald wieder einen König haben; jetzt habe ich nichts mehr in der Welt, seit ich meinen Freund verloren; schlagt denn zu, und endigt ein Leben, welches ich nicht mehr ohne Schrecken ertragen kann; es lebe der König!“ Sie bezeichnet ihre Wohnung, wo man sie sicher finden werde, und fand.

Schon vorangegangen auf diesem Wege war beiden eine junge Frau, Victoire de Lavergne; als ihr Mann, ein Obrist de Lavergne, Commandant von Longwy, verurtheilt war, weil er diese Stadt nicht gut genug vertheidigt habe, wandte sie sich bittend zuerst an den Ausschuß für öffentliche Sicherheit um Aufschub der Hinrichtung ihres Mannes, und bekam schon von diesem hohen Collegium Scherze zu hören, wie die, es sei ja unnatürlich, daß sie, jung und schön, wie sie sei, den Augenblick verzögern wolle, der sie von einem alten und kranken Mann befreie. Sie wagte es dann, in's Haus des Präsidenten des Revolutionstribunals Dumas zu gehen, der ihr von früher her ein wenig bekannt war, der aber aus Furcht vor Attentaten Niemand einließ, den er nicht erst durch eine Oeffnung in der Thür hinlänglich beobachtet hatte; sie ließ er ein, und empfing sie dann, als sie ihm in ihrer Verzweiflung zu Füßen fiel, mit demselben guten Rath: „Eh quoi, citoyenne, ce serait donc un malheur pour toi d'être délivrée de ton

vieux mari? Sa mort te laissera libre d'employer tes charmes d'une manière beaucoup plus agréable pour toi.“ Die deutsche Sprache eignet sich zum Glück nicht für solchen Inhalt. Dies war zu viel. „Du sollst vor dem Tribunal sehen, Elender, ob ich Deine Schmähung verdiene,“ sagte sie, und hatte ihren Entschluß gefaßt. Der Obrist de Lavergne war schon todtkrank, aber das schützte ihn nicht; das Gericht ließ ihn auf einer Matratze in die öffentliche Sitzung tragen, ließ die Anklageacte vorlesen, einige Zeugen deponiren und ein paar Fragen an den daliegenden fast bewußtlosen Kranken richten, die er mit unverständlichen Schmerzenstönen beantwortete, und ihn dann verurtheilen. Da erscholl aus dem an der Erde sitzenden Zuschauerhaufen ein mehrmaliges: „Vive le roi, vive le roi!“ welches die Danebensitzenden zum Stillschweigen zu bringen suchten, aber sich dennoch wiederholte; es war seine Frau, welche nun auch sogleich ergriffen und vernommen wurde. Nun hatte sie freilich auch das Bewußtsein verloren; ihren Namen, ihr Alter, sechsundzwanzig Jahre, gab sie noch an, aber befragt, ob sie gesagt habe, sie wolle einen König, man morde ihren Mann, sie wolle guillotinirt sein, sagte sie, sie wisse es nicht mehr, sie verlange nur nach Ruhe; dann aber, wieder vor Dumas geführt, verweigerte sie jede andere Erklärung, wiederholte aber, ein König sei nöthig und das werde sie sagen, bis sie keine Zunge, keine Sprache mehr habe, jusqu'à ce qu'elle n'eut plus de langue. Man las dann auch ihr sogleich eine Anklageacte vor, wegen Aufreizung des Volks zum Aufruhr, und unter Hermann's Vorsitz wurde sie in wenig Minuten mitverurtheilt. Da wich ihre Aufregung großer Heiterkeit nnd Ruhe, und sie erreichte auch den Lohn, daß sie nun noch auf denselben Karren zur Hinrichtung mit ihrem Manne geladen wurde; der hatte fast kein Bewußtsein mehr; bei den Stößen des Wagens fiel sein Kopf vom Stroh, worauf er lag, auf die Füße seiner Frau, und die heiße Sonne schien ihm auf die offene Brust; sie, auch mit auf den Rücken gebundenen Händen, konnte ihm nicht helfen, aber sie bat den Henker, eine Nadel aus ihrem Halstuch zu ziehen, und dem Mann sein Hemd damit zuzustecken. Zuletzt kam auch er zum Bewußtsein; sie rief ihn bei Namen und machte ihm noch verständlich, was sie hier zusammengeführt habe; reden konnte der kranke alte Mann nicht mehr, aber seine Thränen zeigten, daß er sie verstanden habe; sie konnten sich noch auf dem Schaffot umarmen und starben dann nach einander.

* * *

Im April 1794 folgten auch einige Hinrichtungen von Frauen auf den Sieg Robespierre's über die letzten Gegner seiner Alleinherrschaft, seine bisherigen Freunde und Mitstreiter, Hebert einerseits, der nun ultrarevolutionär, und Danton und sein Anhang andererseits, der zu gemäßigt geworden sein sollte.

Einer der glänzendsten Gestalten unter den letztern war jener Camille Desmoulins, der einst 1789 zum Sturm der Bastille aufgeregt hatte, auch jetzt erst dreiunddreißig Jahre alt, schön, enthusiastisch, geistvoll und beredt ohne Pöbelhaftigkeit, dabei in glücklichster Ehe mit Lucile Duplessis, wie die rührendsten, noch vorhandenen Briefe erkennen lassen, Briefe, welche er ihr noch aus dem Gefängnisse schrieb, das er seinem Jugendfreunde Robespierre verdankte, der selbst einst seine Hochzeit mitgefeiert hatte. Als er, bis zuletzt ungebeugt, noch von dem Karren neben Danton in das Volk hineinrief, „er sei es, der sie am 14. Juli zu den Waffen gerufen, der sie die Nationalcocarde nehmen gelehrt habe, man betrüge sie,“ als er mit den Scharfrichtern rang, daß sie ihm fast die Kleider abreißen und ihn erst niederwerfen mußten, da glaubte auch seine junge Frau noch Alles wagen und auch dem Volke zureden zu müssen, und wurde dafür auch sogleich festgenommen.

In der Conciergerie traf sie die Frau des andern Gegners, des Hebert, welcher das niedere Volk so lange durch seine Zeitschrift „Père Duchesne“ aufgehetzt und verdorben hatte, desselben, der gegen die Königin jene schmählichsten Beschuldigungen gesammelt und vorgebracht hatte, und dessen sich selbst Robespierre jetzt entledigen zu müssen geglaubt hatte. Frau Hebert war einst Nonne gewesen, bei ihrer Verhaftung aber bemerkte man für sechstausend Franken Spitzen an ihrem Kopfputz, und in der Anklage wurde ihr vorgeworfen, daß sie ihren Mann mitverdorben habe und seine schändliche Zeit-

schrift mitgeschrieben und ihren Geist und ihre Reize verwandt habe, Verschwörer gegen das Volk aufzureizen. Jetzt sah man sie, sagt ein Augenzeuge, in der Conciergerie mit der unschuldigen Frau Desmoulins auf einer Bank zusammen sitzen, und „Du bist glücklich,“ sagte sie ihr nach dem Verhör, „gegen Dich war keine einzige Aussage, kein Schatten von Verdacht gegen Dein Betragen; Du gehst sicher über die große Treppe frei hinaus, aber ich auf's Schaffot.“ Aber beide wurden verurtheilt; Frau Desmoulins rief nach ihrem Todesurtheil fröhlich aus: „In wenig Stunden also soll ich Camille wiedersehen,“ und zu den Richtern: „Ich bin glücklicher als Ihr, wenn ich jetzt diese Erde verlasse, wo ich nichts mehr habe, was mich an das Leben fesselt; aber Ihr habt noch all die Reue, die das Verbrechen nach sich zieht, bis zu dem Augenblick, wo ein schmachvoller Tod Euch das Dasein entreißen wird.“ Auch auf dem Karren blieb sie heiter und freudig, und man sah sie scherzen mit dem jungen Menschen, der neben sie gesetzt war.

* * *

Im Mai 1794 ließ das Gericht noch ein größeres Opfer folgen. Die jüngste Schwester Ludwig's XVI., gewöhnlich Madame Elisabeth genannt, war trotz ihrer großen Schönheit und ihrer sonstigen Ansprüche unverheirathet geblieben; Heirathen mit dem Kaiser Josef und dem Könige von Sardinien hatten sich zerschlagen, und sie war auch gern in der Nähe ihrer Familie geblieben, eine Stütze ihres Bruders durch ihre Charakterfestigkeit und ihre Heiterkeit, die glückliche und beglückende Tante seiner Kinder und die beste Zierde seines Hofes durch ihre in erfinderischer Wohlthätigkeit und Freundlichkeit gegen Alle bethätigte prunklose christliche Frömmigkeit. Dann, als die Zeit der Noth kam, hatte sie es auch standhaft verweigert, worauf König Ludwig drang, daß sie sich auch mit ihren Brüdern und Tanten durch Emigration retten solle, hatte Alles mit den Ihrigen getragen und war endlich fast allein im Tempel zurückgeblieben; die Königin, als man auch diese von dort wegführte, hatte kaum noch einen Augenblick behalten, ihr ihre Tochter als ein Erbe, wie sie sagte, zurückzulassen. Mit dieser Tochter, der damals fünfzehnjährigen Marie Theresia, derselben, welche Napoleon nachher den einzigen Mann unter den Bourbons nannte, hatte sie den ganzen Winter von 1793 bis 1794, damals dreißig Jahre alt, im Tempel so leben müssen, wie zuletzt Hebert, wie er sagte, um égalité überall durchzuführen, auch hier es angeordnet hatte, fest eingeriegelt in einer Art von Küche ohne Möbeln, ohne jede Bedienung, mit der gleichen groben Kost aller Züchtlinge, ohne Tischtuch, ohne Bettwäsche, um Fluchtversuche zu verhüten, ohne Nadeln zu weiblichen Arbeiten, auch ohne jede Kunde von den Ihrigen; von demselben Hebert hatte sie hier auch noch eine Befragung zu bestehen gehabt über die dem Dauphin zugeschriebene Verführung, auf welche sie keine andere Antwort zu geben vermocht hatte, als die Hände über ihr Gesicht zu decken. Erst am Abend des 9. Mai 1794 ward sie aus dem Tempel abgeholt; als sie fragte, ob ihre Nichte dableibe, war die Antwort: „Cela ne te regarde pas; on s'en occupera.“ Als sie diese nun trösten wollte, sie komme bald wieder, sagte einer der Führer: „Non, tu ne remonteras pas, prends ton bonnet de nuit,“ und so bat sie das Kind, nur noch auf Gott zu vertrauen. In der Conciergerie war ihre erste Frage an die Aufseherin nach der Königin, die schon ein halbes Jahr todt war: „Où est ma soeur, madame, s'il vous plait?“ Aber die Antwort war auch hier wieder: „Citoyenne, cela ne te regarde pas.“ Nach zwei Stunden wird noch in derselben Nacht in Gegenwart Foucquier's selbst, der sie hat holen lassen, das nicht öffentliche Verhör angefangen. Die erste Frage ist: „Haben Sie mit dem letzten Tyrannen conspirirt gegen die Sicherheit und Freiheit des französischen Volks?“ Und ihre Antwort: „Ich weiß nicht, wen Sie so nennen; ich habe immer nur das Glück der Franzosen gewünscht.“ Dann flüchtige Fragen nach der Flucht des Königs, nach Berathungen und Conspirationen bei der Königin, nach verkauften Diamanten; doch gibt man auch ihr zuletzt den Chauveau-Lagarde zum Defensor. Aber ohne daß dieser, der sogleich erschien, zu ihr gelassen, vielmehr von Foucquier unwahr beschieden wird, ihre Sache komme noch nicht an die Reihe, wird sie schon am andern Morgen zusammen mit vierundzwanzig Andern, darunter auch Frauen

emigrirter Edelleute, auch der vormalige Kriegsminister Loménie und mehrere seiner Verwandten, vor die Richter und Geschworenen geführt; Zeugen und Beweismittel werden nicht mehr nöthig gefunden, auch kaum noch in Foucquier's Anklage die Angabe von Verbrechen, denn sie seien ja bekannt genug, mit Blut geschrieben in die Annalen der Revolution, die aufgehäuften Frevel und Mordthaten dieser abscheulichen Familie Capet zur Unterjochung einer großen Nation, an welchen auch sie Theil genommen habe. Dann folgen einige Fragen des Präsidenten Dumas nach ihrem Verhalten beim Fest der Gardes du Corps im Jahre 1789 und am 10. August 1792, sie habe damals selbst Kugeln mit zubereitet für die Patrioten und die Wunden ihrer Mörder verbinden helfen; sie antwortet: Niemals habe ihr Bruder gegen irgend Jemand Mörder ausgeschickt, und wenn sie einigen Verwundeten geholfen habe, so habe sie die Menschlichkeit dazu verpflichtet. Darauf Dumas: Die Menschlichkeit, womit sie sich schmücke, scheine sie doch auf die Mörder des Volks zu beschränken und stimme nicht zu der Freude, mit welcher sie damals das Blut der Patrioten habe fließen sehen. Ob sie denn nicht auch in dem kleinen Capet die Hoffnung auf die Nachfolge genährt, und so das Königthum provocirt habe? Und als sie nun antwortet, sie habe gegen den Armen, der ihr so nahe gestanden habe, in vertraulichen Reden ohne Consequenz solche Tröstungen vorgebracht, welche ihn über den Verlust seiner Eltern hätten beruhigen können, endigt Dumas, das heiße ja einräumen, daß sie in dem kleinen Capet die Rachepläne ihrer Familie gegen die Freiheit des Volks genährt und den Thron, überschwemmt mit dem Blute der Patrioten, aufzurichten gehofft habe. Ungerufen und unwillkommen für den Präsidenten Dumas mischte sich hier, er hat es selbst beschrieben, der Vertheidiger Chauveau-Lagarde ein, protestirte gegen einen Proceß ohne Zeugen, ohne Schriftstücke, nur mit der banalen Anklage, protestirte, daß sie nicht auf ihre sehr würdigen Antworten hin verurtheilt werden könne, und erklärte, da man ihn selbst an der Vertheidigung gehindert habe, so bleibe ihm nur die einzige Bemerkung übrig, daß eine Fürstin, welche am Hofe Frankreichs das vollendetste Muster aller Tugenden gewesen sei, keine Feindin der Franzosen sein könne. Aber wüthend donnerte Dumas ihn an, daß er die Kühnheit habe, von angeblichen Tugenden der Angeklagten zu reden und dadurch die öffentliche Moral zu verderben. Die Fragestellung war die gewöhnliche, ob Conspirationen existirt hätten und ob die Angeklagten — die vierundzwanzig andern Personen wurden gar nicht gefragt — daran mitschuldig seien. Mit ihnen zusammen ward Madame Elisabeth noch an demselben 10. Mai 1794 zum Revolutionsplatze weggefahren; unter dem Schaffot, wo sie erst die Hinrichtung der übrigen vierundzwanzig Personen mit abwarten und ansehen mußte, sprach sie noch einer der Mitverurtheilten, einer vierundsechzigjährigen Marquise Crussol d'Amboise, ihren Dank für ihre Theilnahme, und ihr eigenes Bedauern aus, daß sie ihr das nicht vergelten könne, und die alte Dame sagte: „Ah, Madame, wenn Ew. K. Hoheit mich noch küssen wollte, wäre mein höchster Wunsch erfüllt,“ den sie dann gern gewährte. Selbst der Henker gehorchte ihr noch, denn als er ihr zuletzt das Halstuch von der Brust nahm, rief sie: „Au nom de Dieu, monsieur, couvrez-moi,“ und er erfüllte die Bitte.

* * *

Dies alles sind Beispiele aus der frühern Zeit des Revolutionstribunals vor dem Gesetz vom 10. Juni 1794, wo dasselbe noch gemäßigter verfuhr, wo die Voruntersuchung noch bestand und wo die Todesstrafe noch nicht die einzige war. Aus dieser letzten Zeit, wo auch erst der Name „tribunal de sang“ und noch reichlicher die massenweise Vorführung und Verurtheilung aufkam, mag es erlaubt sein, nur noch ein einziges, erst neuerlichst wieder zum Vorschein gekommenes Beispiel anzuführen.

Eine der edelsten französischen Familien seit dem Mittelalter war die der Grafen und Herzoge de Noailles und d'Ayen; einer davon war zu Anfang des Jahrhunderts Cardinal und Erzbischof von Paris, der Gegner der Jesuiten; drei waren im siebzehnten und achtzehnten Jahrhundert Marschälle von Frankreich gewesen. Als der letzte von diesen im August 1793 achtzigjährig starb, ließ er Frauen aus drei Generationen im Hotel Noailles zu Paris zurück, seine eigene vierundsiebzigjährige

schon etwas schwache Wittwe, dann die Frau seines Sohnes, eine Tochter des Canzlers d'Aguesseau, von ernster jansenistischer Frömmigkeit, welche fünf ausgezeichnete Töchter, unter ihnen die Frau de Lafayette, in demselben Geiste erzogen hatte, und die älteste dieser Töchter, auch diese eingeschlossen, wo sie in Räumen, aus andern Zeiten her ihnen wohlbekannt, auch andere Verwandte und Freunde in gleicher Lage fanden, die Wittwe des Herzogs von Orleans und die Eltern des Vicomte, den alten Marschall Duc de Mouchy mit seiner Frau, der einst Ludwig XVI. aus den er-



Madame Roland.

schon dreiunddreißig Jahre alt und verheirathet an einen Vetter, einen Vicomte Louis de Noailles; dieser, der schon unter seinem Schwager Lafayette gedient hatte, und ihr Vater, beide Generale, waren emigrirt, die Damen sollten nachfolgen. Aber als im September die loi des suspects erschien, hielt man sie zuerst in ihrem Palais eingeschlossen und im April 1794 wurden sie als Gefangene in das Palais Luxembourg mit stürmten Tuilerien in den Nationalconvent begleitet hatte. Die junge Vicomtesse sorgte hier für alle die Ihrigen durch ihre Dienste und durch die Heiterkeit, welche sie sich für sie zu erhalten suchte; nur für ihre drei kleinen Kinder, welche ein Hauslehrer bisweilen in den Garten führte, damit die Mutter sie noch von fern einmal sehen kann, kann sie sonst nichts mehr thun, als auf kleinen Blättern letzte Abschiedsworte

und Bitten an sie gelangen zu lassen und zuletzt ihren Thomas a Kempis mit bezeichneten Stellen und der Inschrift: „Mes enfants, courage et prière.“ Ihr Schwiegervater, der Duc de Mouchy, mit seiner Frau wird dann früher abgeholt; als alle Gefangenen ihn beim Weggehen bemitleiden, lehnt er es ab: „Siebenzehnjährig ging ich zum Sturm für meinen König, jetzt achtzigjährig auf's Schaffot für meinen Gott; ich bin nicht zu beklagen.“ Die drei Damen mußten auch bald nachfolgen in die Conciergerie; die Anklage ist, daß sie im Luxembourg gegen den Wohlfahrtsausschuß und zu dessen Ermordung conspirirt haben. Dies Ende voraussehend hatten sie sich, verlangend als katholische Christen zu sterben, schon vorher, als sie noch frei waren, von einem katholischen Geistlichen, einem Abbé Carichon, versprechen lassen, daß, wenn sie einst zum Tode geführt werden würden, dieser sich in einem blauen Kleide und einer rothen Carmagnole an ihren Karren herandrängen und ihnen noch die Absolution ertheilen wolle. Das Verfahren vor dem Gericht ist nun mehr als kurz; Dumas als Präsident fragt zuerst die alte Herzogin nach ihrer Theilnahme an der Conspiration im Gefängniß. Als sie, etwas harthörig, fragt, was er gesagt habe, und einer der Geschworenen Dumas aufmerksam macht, schreit er unter Lachen der Richter und Geschworenen: „Eh bien, citoyenne, tu conspirais donc alors sour-



Madame Elisabeth.

dement," und als sie die weitere Frage, ob sie die Frau kenne, die er ihr nennt, verneint, aber hinzugesetzt hat, sie habe sie nur einmal im Gefängniß gesehen, ruft Dumas ihr zu: „Silence, en voilà assez," und dann den Geschworenen, sie hätten jetzt das Nöthige gehört, „donc —" Das genügte. Die Tochter und die Enkelin werden gar nicht gefragt. Als sie nun bald darauf alle drei, Großmutter, Mutter und Tochter, auf die Karren geladen sind, vermag der Abbé Carichon, wenn auch mit Lebensgefahr, sein Versprechen zu halten; durch seine eigene Beschreibung, welche vorhanden ist, ist dies und alles Folgende so gut beglaubigt. Längst suchen ihn die Frauen, welche die Hände auf dem Rücken zusammen gebunden auf dem offenen Karren unter Männern und Frauen sitzen, mit den Augen, ängstlich, ob ihr letzter Wunsch noch erfüllt werde; endlich bemerkt ihn die Vicomtesse Noailles und macht ihre Mutter aufmerksam; nun höchste Freude über die Erfüllung des letzten so lange gehegten Wunsches; ein heftiger Regen, der andere Gaffer verscheucht, erleichtert es dem Abbé, sich an den Karren anzudrängen; sie stehen auf und neigen sich und er spricht ihnen die Absolution zu, und nun ist Alles gut. Aber die junge Frau sitzt neben einem mitverurtheilten jungen Menschen, der sich noch in Fluchen und Gotteslästerungen groß vorkommt; sie kennt ihn nicht, aber da Gefahr im Verzuge ist, denkt sie nicht an sich und an ihre Mutter und ihre Großmutter neben ihr und daß sie jetzt alle sterben sollen, sondern sie versucht, jetzt zumal nach der Absolution, noch was sie kann, ob sie ihn etwa, meint sie in ihrer Unschuld, noch schützen und retten könnte; sie bittet ihn fortwährend, nur noch Reue auszusprechen; so kommen sie bis an die Barrière du Trône, wo jetzt die Guillotine steht. Die alte Frau, die sich hier müde unter dem Schaffot auf eine Bank setzt, wird dafür noch verspottet von dem Haufen, der sich nach dem Regen hier wieder gesammelt hat. Ihrer Schwiegertochter, der Duchesse, reißt der Henker, eine Rose im Munde, die Haube ab und sie wird dabei noch durch eine Haarnadel verwundet; bloß dies preßt ihr vorübergehend eine Miene des Schmerzes aus, außerdem erscheint ihre Haltung dem Abbé, wie wenn sie sonst beim Abendmahl vor ihm erschienen sei. Und ihre Tochter, die junge Vicomtesse, hat nun freilich ihren Wunsch nicht erreicht; aber als sie selbst schon den Fuß auf die blutige Treppe gesetzt hat, wendet sie sich noch einmal an den jungen Menschen: „En grâce, dites pardon."

* * *

Wir sehen, hier ist doch noch etwas mehr als Charlotte Corday und Madame Roland; und was hier mehr ist, ist aus einer andern Quelle geflossen, als aus welcher der antike Heroismus und die stolze Römertugend fließen, und so meinen wir grade hierdurch, und durch das Beste, was wir in unsern eigenen Kreisen dem ähnliches zu finden so glücklich sind, das Wort, mit welchem wir anfingen, besser zu verstehen, das Wort des Heiden Libanius: „Welche Weiber haben doch die Christen."

Ein dunkler Thronfolger

und ein kaiserlicher Tyrann.

Bekanntlich hatte Napoleon I. keine Kinder mit seiner Josephine. Die Ehe wurde trotzdem als eine glückliche bezeichnet und berichten die Geschichtschreiber nichts weiter darüber, als daß sie getrennt werden mußte, weil der Kaiser einen Thronfolger haben wollte. Ein 1866 erschienenes Buch, „Memoiren des Grafen Miot de Melito,"* der Botschafter und Staatsrath zu Napoleon's Zeit war, erzählt aber so viele Nebenumstände zu dieser Thronfolger- und Ehescheidungsfrage, daß wir nicht umhin können, dieselben unsern Lesern mitzutheilen.

Es war am 17. April 1804. Vor dem Hause Louis Bonaparte's, der in Paris wohnte, hatten sich eine Menge Neugieriger versammelt. Ein Wagen hielt vor der Thür, und war derselbe mit einem Piquet von dreißig Cavalleriesoldaten umgeben. Der ganze Aufzug verrieth einen ungewöhnlichen Pomp, hinter dem die Umstehenden einen wichtigen Vorgang witterten. Und nicht mit Unrecht, denn in Louis' Hause war soeben der erste Consul mit seiner Gemahlin abgestiegen und die Länge seines

* Deutsche Bearbeitung in Stuttgart bei Schweizerbart.

Verweilens machte die Zuschauer auf's Höchste gespannt.

Endlich erschien der Erwartete; er sah zerstört, bleich aus und selbst über das ewig heitere Gesicht seiner hohen Begleiterin hatte sich eine Wolke tiefen Aergers gezogen. Es mußte in Louis' Hause etwas vorgegangen sein, die Klatschgemüther bemächtigten sich des „Ereignisses," und es sahen sich die officiellen Organe nicht gemüßigt, auch nur mit einer Widerlegung hervorzutreten.

Graf Miot gibt uns Aufschluß über das Geschehene.

Louis, ein jüngerer Bruder des ersten Consuls, war von diesem an die Tochter der Josephine, Hortensia, verehelicht. Das Ungewöhnliche des Verhältnisses — die Stieftochter an den Bruder verheirathet — gab den Parisern zu allerhand Vermuthungen Stoff; so war es Thatsache, daß sich die jungen Gatten gar nicht liebten und nur der Machtspruch des ersten Consuls, der eine Art Autoritätsrecht bei allen seinen Geschwistern ausübte, hatte sie an einander gefügt. Das erste Jahr ihrer Verheirathung war mit einem Sohn gesegnet. Napoleon zeigte eine besondere Vorliebe für denselben und er war auch der Gegenstand, der den Consul mit seiner Gemahlin am 18. April in so großem Aufzug zu seinem Bruder führte.

Der Erstere war an dem Tage besonders feierlich gestimmt; er trat förmlich, ja kalt auf und setzte Louis auf diese Weise in ein nicht geringes Erstaunen. Das Gespräch betraf gleichgiltige Dinge, der aufmerksame Beobachter konnte aber gewahren, daß Napoleon etwas auf dem Herzen hatte, das abzuwälzen seinem starren, von jeder Heuchelei freien Charakter große Mühe verursachte. Seine geschmeidigere Gattin erlöste ihn. Sie nahm das Wort, erklärte Louis, daß der gesetzgebende Körper einen hochwichtigen Plan aufgestellt, der für ihn und die Seinigen von großem Gewinn wäre.

Louis war auf's Höchste gespannt. Er wußte, daß ein Gesetz über die Erbfolge in der Consulatswürde erlassen, er wußte weiter, daß bei der Kinderlosigkeit Napoleon's die Brüder selber, möglicherweise auch er, an das Staatsruder kommen würden.

„Höre, Louis," sagte Josephine, während der Consul am Fenster stand und mit den Fingern an die Fensterscheiben trommelte, „die zur Erbfolge berufenen Mitglieder der Familie müssen nach dem erlassenen Gesetz sechzehn Jahre jünger sein, als der erste Consul. Da keiner von den Brüdern diese Bedingung erfüllt, so ist Dein Sohn, lieber Louis" — hier hatte Josephine ihren liebenswürdigsten Ton angenommen — „Dein Sohn zum Nachfolger des Consuls bestimmt."

Eine Pause trat ein. Napoleon wandte sich vom Fenster ab und richtete sein scharfes Adlerauge auf seines Bruders Antlitz, um die Wirkung zu beobachten, die Josephinens Antrag auf ihn hervorgebracht.

Louis' Gesicht glühte. Eine krampfhafte Erregung erfaßte ihn und er stammelte nur die abgebrochenen Worte hin: „Also es ist doch wahr, was das Gerücht spricht — ein Betrogener bin ich — zu einem Kinde nenn' ich mich Vater, bei dem nur das Datum der Geburt auf eine Möglichkeit des Vaterseins hinweist — weiter nichts — o Gott, kann es klarer sein: der Mann, auf den der Verdacht der Erzeugerschaft fällt, verlangt heute denselben Sohn zu seinem Nachfolger, zu seinem Erben — schämt Euch, mir diesen Antrag zu machen. Schändlich, schändlich, die eigene Gattin gibt sich zur Unterhändlerin bei einem Verbrechen — ja wohl, ein Verbrechen ist's, hin, das der Mann begangen —"

Das war für Napoleon's Temperament zu viel. Er stürzte auf Louis zu — Josephine drängte sich zwischen beide und so wurde der Dienerschaft eine Scene erspart, die grade nicht hofmäßig gewesen wäre.

Louis fuhr fort und zwar mit derselben kochenden Wuth wie vorher: „In Eurem Hause wollt Ihr ihn erziehen, unter Euren Händen soll er groß werden — ha, ich bin die Strohpuppe gewesen, die Ihr allem Verdacht vorgeschoben — jetzt sind die Hindernisse beseitigt und Ihr wollt ihn zu Euch nehmen, den Sohn Eures Verwandten in dreierlei Gestalt: Bruder, Schwager und Schwiegersohn."

Die letztern Worte Louis' waren mit Hohn gesprochen. „Eher entsage ich allen Ehren und ziehe mich in den bescheidensten Winkel der Welt zurück, als daß ich die Hand biete zu meiner eigenen Entehrung. Ich will, ich mag nichts mehr von diesem ganzen Schandplane wissen."

Louis drehte den bleich vor Aerger und Groll Dastehenden den Rücken, ging in ein Nebencabinet und schloß die Thür desselben

hinter sich ab. Der Consul und seine Gattin mußten unverrichteter Sache in ihr Palais fahren. Der Gegenstand des Erbrechtsplanes, der Sohn Louis', und ältester Bruder des heutigen Kaisers Napoleon, starb einige Zeit darauf und so schwand mit seinem Tode die letzte Aussicht, in ihm dennoch einen Nachfolger zu haben, mit oder ohne Louis' Willen. Der Gewalt hätte sich Letzterer fügen müssen.

Durch die Möglichkeit der Adoption des Sohnes Louis' wäre eine Scheidung von Josephine nicht eingetreten. Es war von derselben ernstlich keine Rede, so lange noch Louis' Sohn unter den gesunden Lebenden war, als aber bei ihm die Spuren eines langsamen Dahinwelkens sichtbar wurden, tauchte in Napoleon die Nothwendigkeit der Trennung auf, trotzdem er sich lange genug, wie ihm sein Feind zugestehen muß, gegen dieselbe gesträubt.

Die Sicherheit des Staats erheischte es, daß Ersatz für ihn da sei, wenn ein Todesfall ihn überraschte. Er ließ das Reich ohne jegliche Garantie seines Wiedererscheinens zurück, wenn er Heere befehligte und in die Schlacht ging. Eine Kugel konnte ihn treffen — seine Oberhauptsstellung wäre unbesetzt geblieben — die Anarchie hätte eintreten können, die Marschälle wären möglicherweise auf die Idee der Ländertheilung, auf eine Antretung der Erbschaft Alexander's gekommen, die verhaßten Bourbons hätten wieder erscheinen und den leeren Thron in Besitz nehmen können: alles dieses waren gewichtige Gründe, die es zur Hauptsorge machten, daß das französische Volk bei Zeiten seinen zukünftigen Regenten kenne.

Denselben aus der ansehnlichen Zahl seiner Brüder zu wählen, konnte Napoleon nicht über sich gewinnen. Er traute ihnen keine Regentenfähigkeiten zu und als der Senat ihn eines Andern belehren wollte, fiel er hastig ein: „Ich muß meine Brüder besser kennen als Ihr." Und er hatte Recht. Ein Erbe seines Reiches konnte nur aus seiner Schule hervorgegangen sein, mußte seine Erziehung genossen haben, mußte herangewachsen sein unter seiner Leitung.

Seine Brüder fügten sich oft seinen Eigenheiten nicht und handelten ihm in vielen Dingen schnurstracks zuwider. Das durfte sich ein Nachfolger seines Amtes nicht erlauben. Sein Entschluß stand fest: er mußte einen Sohn haben, und da bei Louis' Kinde jede Hoffnung verschwand, in ihm diesen Sohn zu ersetzen, wurde nach der Krönung zum Kaiser das Wort der Scheidung gesetzlich ausgesprochen.

Dem Kaiser stand der Weg offen, der dem Consul verschlossen war: er durfte sich eine zweite Gattin in den Fürstenhäusern suchen.

Er fand sie, und mit welcher Pracht und Verschwendung die Geburt des Kindes aus der neuen Ehe gefeiert wurde, ist zu bekannt, um es hier zu wiederholen.

Das Glück hat keinem Menschen der Erde je wieder so gelächelt, wie es bei Napoleon der Fall gewesen. Vergöttert, von Ruhm umstrahlt, stand er auf der höchsten Stufe irdischer Größe. Es ist kein Wunder, daß er von all dem Glanze, der ihn umgab, verblendet wurde, und in Selbstüberschätzung befangen, mit den höchsten Einsätzen um Ruhm und Größe spielte. Er war ein Spieler von jenem unersättlichen Drange, entweder Alles zu gewinnen oder Alles zu verlieren. Das Haushalten in einem bescheidenen Kreise war nicht sein Metier. Die Ruhe des Friedens hätte er niemals einem Volke geben können. Seine Feuerseele trieb ihn zu Kampf und Streit und er suchte solchen, wenn sich die Gelegenheit nicht von selbst darbot. Das gallige Element in ihm ließ ihn beim geringsten Vorkommniß Anlaß zu Kriegserklärungen geben; von einem übertriebenen Ehrgefühl geleitet, nahm er jede kurze Gegenantwort übel und sann auf Gelegenheit, sich dafür zu rächen. Das heißt, Napoleon war nicht rachsüchtig im gewöhnlichen Sinne, er hatte sogar für Beleidigungen ein sehr kurzes Gedächtniß, er erinnerte sich in den nächsten Tagen oft nicht mehr, was heute und gestern ihm mißfallen; aber kam es vor, daß ihm das Gedächtniß unangenehme Scenen auffrischte, ließ er laut und unverhohlen seinen Aerger über die dabei betheiligten Personen aus. Im Zorn verschwieg er nichts, er warf dann seinen Brüdern und Marschällen alles Gute vor, das sie durch ihn genossen, schalt sie Undankbare, und wenn diese so klug waren, nichts zu erwiedern und das Rededonnerwetter ruhig anzuhören, so war auch der Groll bei Napoleon bald wieder erstickt. Nach geschehener Abkühlung ergriff sein

Gemüth die alte Gutherzigkeit wieder, die von so vielen Günstlingen mit Undank belohnt worden. Man konnte mit ihm scherzen und lachen und er war in Ausbrüchen der Freude stets der Tollste.

Graf Miot zeichnet in seinen Memoiren allerlei kleine Episoden aus dem Hof- und Staatsleben Napoleon's und der vorangegangenen Revolution auf. Er zeigt sich überall als leidenschaftslos urtheilender Mann und tragen seine Ansichten, die er über Napoleon und dessen Thaten ausspricht, einen gewissen Grad von Freimuth, der niemals in das Unehrerbietige verfällt. Schon dieserhalb müssen wir seine Memoiren schätzen, wenn sie auch sonst nicht grade Besonderes zu Tage fördern. Für die Geschichtschreiber bieten sie nicht viel Neues, aber der Laie wird sie gern lesen, weil sie aus einer Feder geflossen, die den Thatsachen vielfach die ziemlich richtige Seite abgelauscht. Miot hatte nichts von dem kühnen Geiste Napoleon's, es ist deshalb erklärlich, wenn er manchen „verwegenen Griff," den Napoleon in's Menschenleben und in die Menschenrechte that, nicht recht verstand und falsch beurtheilte. Ich glaube aber, daß Miot es wahrhaft mit seiner Ergebenheit Napoleon gegenüber meinte, und die Anhänglichkeit, die er dessen Bruder Joseph bewies, macht ihm alle Ehre.

Miot gehörte zu jenen bescheidenern Naturen, die Napoleon das Erobern abgerathen und ihn nur als Herrscher Frankreichs wissen wollten. Der Segen, den er als solcher hätte hervorbringen können, wäre bei seinem an beständige Thätigkeit gewohnten Geiste ein unberechenbarer gewesen, aber immer neue Abwechselungen verlangte seine unruhige Seele, das Einerlei des friedlichen Regierens behagte seinem thatendurstigen Temperament nicht — er war der Donnergott seiner Zeit, das stürmende Ungewitter, das erfrischte und befruchtete nur auf Augenblicke; dann riß es wieder Tausende darnieder, verschonte den einzigen Sohn der Wittwe nicht — er mußte fort auf das Schlachtfeld und kämpfen für eine Laune, für ein eingebildetes Sichgekränktfühlen, für einen unmotivirten Eroberungskitzel des großen und allmächtigen Napoleon.

Die Zeiten kommen nicht mehr wieder. Das Maschinenwesen der Heere hat aufgehört und die Lieferungen von menschlichem Kanonenfutter finden immer weniger „Freunde und Gönner." Die Tage werden kommen, wo die stehenden Heere gänzlich abgeschafft und ein Napoleon des Friedens von uns als Erlöser, als Retter und Herr begrüßt werden wird.

Die Kriege gehören der Barbarei an, deren Urheber und Durchfechter hat die Vergangenheit mit Lorbeeren geschmückt, die Zukunft wird nur den Feldherrn ihre Kränze reichen, die auf dem Schlachtfelde der Industrie, der Kunst und des Wissens Siege errungen.

Literarisches.

Die historischen Volkslieder der Deutschen vom dreizehnten bis sechzehnten Jahrhundert, gesammelt und erläutert von R. v. Liliencron, 1. Bd. 1865, 2. Bd. 1866. Leipzig, Verlag von Vogel.

Diese Sammlung unternimmt, die historischen Volkslieder zugleich nach ihrem Werth als geschichtliche Quellen zu sammeln und zu untersuchen. Droysen hatte in seinem Eberhard Windeck ein Beispiel fruchtbarer Benutzung dieser Classe von geschichtlichen Quellen gegeben. In seiner Schule begann man das historische Volkslied wie die Flugblätter in umfassenderem Maßstab auszubeuten. Die historische Commission hat das Verdienst, dies Unternehmen einer Sammlung und Herausgabe aller deutschen historischen Volkslieder vom dreizehnten bis zum sechzehnten Jahrhundert hervorgerufen zu haben.

Es galt, diese Lieder in dem Moment aufzufassen, in welchem sie noch geschichtliche Farbe und volles Leben haben. Denn sie sind nicht historische Erzählung, welche jede Zeit, wie fern auch das Ereigniß getreten sei, unterrichtete, belebrte; sie entspringen aus den Stimmungen und Leidenschaften selber, welche das Ereigniß aufregte, sind also so zu sagen ein Ueberrest des Ereignisses selber. Wo also der thatsächliche Untergrund geschwunden ist, die Stimmungen vorüber, deren Ausdruck der Gesang war, schwanden weitaus die meisten dieser Lieder aus der Erinnerung; die übrigen, obwohl sie weiter überliefert wurden, verblaßten. Ihre meist lebensvollen concreten Beziehungen wichen allgemeinen Ausdrücken, da man sie nicht mehr zu deuten wußte. Oder Worte und Verse, die hafteten, obwohl sie nicht mehr verstanden wurden, erlitten Entstellungen bis zur gänzlichen Sinnlosigkeit. Nachhelfende Erfindung versuchte sich an ihren vermeintlichen oder wirklichen Lücken;

oder man entlehnte keck und kurz aus andern Liedern, was zu ergänzen schien. So erklärt sich, daß am Ende einer solchen Entwicklung nichts Historisches an diesen Liedern mehr zu finden ist. Fast nur, was gleich zur Zeit seines Entstehens in Handschriften oder Drucken geborgen ward, kann so als historisches Volkslied im eminenten Sinne gelten. Diesem Gesichtspunkte gemäß begrenzte und bestimmte der Herausgeber sich seine Aufgabe.

Für einen größern Kreis gab er seinem Werk dadurch Interesse und Brauchbarkeit, daß er dem so festgestellten Text die Grundzüge der Begebenheit voraussandte, welche im Volkslied benutzt sind. So wird nun auch dem ungelehrten Leser möglich, theils den geschichtlichen Werth der Lieder zu erkennen, theils sich des merkwürdigen Vorgangs zu bemächtigen, durch welchen in Phantasie und leidenschaftlichen Stimmungen des Volks eine Geschichte zum Lied wird. Nach diesen beiden Richtungen hin, der geschichtlichen wie der literarischen, hat der Verfasser durch seine Arbeit für die Benutzung des historischen Volksliedes einen Grund gelegt.

Von besonderm Interesse erscheint, wie Herr von Liliencron sich zur Kritik der Lieder von der Sempacher Schlacht stellt. Die schöne Erzählung von Winkelried beruht bekanntlich auf jenem Lied von Sempach, welches einen Mitkämpfer, „Halbsuter," als seinen Dichter bezeichnet.

„Halbsuter unvergeßen
Also ist er genant,
Zu Lucern ist er geseßen
und was gar wol erkant,
He er was ein Biderman:
Dies Lied hat er gemachet,
als er ab der Schlacht ist kan."

Die Worte, welche einzige Quelle für diese heroische That sind, lauten:

Des Adels her was feste,
ir Ordnung dick und breit
verdroß die fremden Geste.
Ein Winkelried der seit:
„He wend ihr's genießen lan
min arme Kind und Frouwen,
so wil ich ein Frevel bestan.

„Trüwen lieben Eidgnoßen,
min leben verlür ich mit:
si hand ir Ordnung beschloßen,
wir migens innbrechen nit;
He ich will ein Inbruch han,
des wellind ir min Geschlechte
in Ewikeit genießen lan."

Hinin da tet er faßen
ein Arm vol Spießen b'hend,
den Sinen macht er Gaßen,
sin Leben hat ein End,
he er hat eins Löuwen Mut,
sin dapfer manlich Sterben
was den vier Waldsteten gut.

Also begunde brechen
Des Adels Ordnung bald.

Es ist das Verdienst von Professor Ottokar Lorenz in Wien, zuerst nachgewiesen zu haben, daß dies Lied weder gleichzeitig noch einheitlich ist. Liliencron legt einen neuen scharfsinnigen Versuch der Zerlegung vor. Für die späte und unechte Abfassung der vorliegenden Stelle, ja für die Unechtheit der Erzählung selber ist, was er hervorhebt, entscheidend. Melchior Ruß, ein gebildeter, bedeutender Lucerner Geschichtschreiber, der den Quellen nachspürte über diese merkwürdige Schlacht, hat kein Wort von diesem Vorgang, der als für ihren Ausgang entscheidend dargestellt wird. Entweder das Lied bestand noch nicht oder, was wahrscheinlicher ist, er kannte es als unhistorisch. Dagegen möchte noch nicht entschieden sein, ob wirklich aus so verschiedenartigen Bestandtheilen, als Liliencron annimmt, das Lied zusammengestellt ist. An sich ist nicht sehr wahrscheinlich, daß Lieder entstanden und weitergesungen wurden, welche nur einzelne Momente aus den Geschichten von der Schlacht herausheben.

Raphael. Von Ernst Förster. 2 Bände. Leipzig, T. O. Weigel.

Ein Werk über den Fürsten der Malerei, das sich zwischen die gediegene, aber etwas unhandliche Arbeit von Passavant und die bequeme, aber nicht ausreichende von Wolzogen glücklich in die Mitte stellt, umfassend, sorgfältig, und zugleich anziehend geschrieben. Förster erzählt das Leben des Malers im Zusammenhange mit der Geschichte Italiens, und gedenkt in den einzelnen Perioden desselben der Schöpfungen des Künstlers nach ihrer Entstehungszeit, gruppirt sie dann aber ihrem Stoffe nach nochmals zu näherer Würdigung. Freudig folgt man der harmonischen Entwicklung dieses Genius, der auf die reinste Schönheit angelegt, auch das Glück hat, sich ohne schwere Kämpfe harmonisch zu entfalten, der Sohn eines Malers, der sein kindliches Gemüth in Perugino's Schule innig und rein ausspricht, dann in Florenz die Fülle und Kraft des wirklichen Lebens sich aneignet, dann in Rom durch die Anschauung der Antiken sich läutert und völlig reift, um nun in der schönen Form die schöne Seele darzustellen und für den tiefen Gehalt die anmuthige Gestalt zu finden. Man wird in der Auffassung oder Werthschätzung eines oder des andern Bildes verschiedener Ansicht von Förster sein können, im Ganzen aber gewahren, daß er gleich fern von blinder Bewunderung wie selbstgefälliger Tadelsucht das Urtheil zusammenfaßt, das sich allmälig aus den mannigfachen Stimmen dreier Jahrhunderte abgeklärt hat.



Die Speisen und Getränke,

denen ich im islamitischen Osten begegnete.

Von

Hermann Vámbéry.

I.

So sehr es auch befremden mag, bleibt es dennoch eine merkwürdige Erscheinung auf dem Gebiete der Ethnographie, daß die Speisen und Getränke, von denen eine Nation sich nährt, solch mächtige Factoren im Bereiche der Civilisationswelt sind; ja, daß die Genüsse, die den Körper erhalten, auf die Entwicklung des Geistes einen nicht mindern verschiedenartigen Einfluß ausüben. Wenn ich die Gerichte und Getränke, die mir im islamitischen Osten begegneten, im Gedächtnisse Revue passiren lasse, und zu einem derartigen Bilde der Erinnerung unsere europäischen Nahrungsmittel vergleichend hinstelle, so wird sich aus der kernigen, festen Substanz der letzteren ebenso sehr die Ursache der Beharrlichkeit und Ausdauer, der körperlichen und geistigen Stärke des Europäers ergeben, als sich von ersteren, die zumeist von leichter Natur, voluminöser Form, aber inhaltsarm sind, die mehr erhitzend, reizend als kräftigend wirken, auch der leicht entzündliche, aufbrausende Charakter des Asiaten, seine merkliche Schlaffheit und sein Hang zum Nichtsthun erklären lassen. Daß europäische Lebensweise in allen Theilen Asiens nicht befolgt werden kann, und daher der längere Zeit sich dort aufhaltende Abendländer in Folge einer fremdartigen Nahrung die charakteristischen Eigenheiten seines Stammes, wenn nicht ganz verliert, doch in Vielem verändert; das wird am meisten für die Annahme bürgen, daß die Nahrungsstoffe, die die Orientalen vorzugsweise zu sich nehmen, von den klimatischen Verhältnissen so angeordnet sind. Der Engländer, der in den heißen Gegenden Indiens seinen schweren Rostbeef, sein blutverdichtendes Stout-Ale mit dem heißen, ja, man könnte sagen, brennenden Curry (spr. Garri), dem Toddy (Palmsaft) und Arrac, die bei den Indiern die Tafel zieren, nicht vertauscht, wird nicht nur seine geistige Behendigkeit bald verlieren, sondern sich auch körperlich zu Grunde richten.

Man pflegt die Orientalen im Allgemeinen Herbivoren, die Occidentalen hingegen Carnivoren zu nennen. Ich meinerseits finde diese Eintheilung etwas zu allgemein, und eine speciellere Bezeichnung mag nicht überflüssig sein.

Wir wollen, wie gewöhnlich, bei den Türken, bei diesem Medium zwischen dem Osten und Westen beginnen. Die Türken sind im ganzen Oriente als die Vielfresser κατ᾽ ἐξοχήν verschrien. Ein Sprichwort

sagt: „Der Araber ißt, bis er satt wird; der Türke so lange, bis er zerplatzt.“ Diese Bemerkung ist nicht so ganz unrichtig; denn was unsere guten Osmanli, seien sie auch aus der Efendiclasse, die zarte ätherische Dame, der Bauer von Anatolien verzehren können, davon kann sich ein Europäer nicht leicht einen Begriff machen. Es ist sonderbar, diese Gewohnheit des Vielfressens charakterisirt die ganze türkische Race. Ja, in demselben Grade, in welchem der eine oder andere Stamm den alten Sitten treu geblieben, in demselben Maße excellirt er auch über seine westlichen, durch fremde Elemente amalgamirten und von fremden Civilisationseinflüssen veränderten Stammgenossen.

So wie Konstantinopel in Vielem, ja in sehr vielen Hinsichten zu der alttürkisch-orientalischen Civilisation so manche Züge aus der griechischen Culturwelt gesellt hat, so ist dieses auch bei den Speisen der Osmanlis der Fall. Als nationales Gericht par excellence kann nur der Pilaf figuriren. Der Gebrauch des Olivenöles, der besonders großen Anzahl von grünen Kräutern, ja, selbst die Zubereitung vieler Gerichte ist den Griechen entnommen, während man bei Mehlspeisen und bei der Zubereitung verschiedener Braten wieder untrügliche Spuren der rein türkischen Sitte entdecken kann. Das Kochgeschirr der Türken ist ziemlich dasselbe, wie bei Persern und den Bewohnern anderer Theile des Orients, doch unterscheidet sich die Weise des Essens schon bedeutend, ja, der runde, niedere Tisch ist schon rein griechisch, und im Oriente nirgends wieder anzutreffen; während der Perser und Mittelasiate, ja, auch Araber, auf den Fersen sitzend, mit stark vorgebeugtem Körper, die linke Hand fest um die Brust schließend, mit der rechten und zwar mit dem Daumen, dem Zeige- und Mittelfinger ißt, pflegen wir den Osmanli nur mit gekreuzten Beinen vor seinem runden, kleinen Tische sitzen zu sehen. Bei ihm ist die Linke ganz unsichtbar, anstatt der genannten drei Finger bedient er sich der ganzen Hand zum Zugreifen beim Braten und der Mehlspeise, bei den übrigen Speisen muß ihm ein Löffel diesen Dienst leisten. Und obgleich die Art und Weise des Speisens bei ihm nicht halb so anwidernd ist, wie bei den übrigen Religionsgenossen des Ostens, so pflegt er doch, wenn auch der Aermste, sich Hand und Mund sorgfältig mit Seife zu waschen.

Doch was essen die Türken? wird man mich fragen.

Die Antwort hierauf ist nicht so leicht, als man vielleicht denkt. Es ist das eine große Menge von Gerichtvarietäten, mit der ich in der Türkei Bekanntschaft gemacht, Varietäten, die mir dort nicht so sehr der Nothwendigkeit als der Schmackhaftigkeit halber mundeten, und die der Lebensweise der Betreffenden (ich meine hierbei die Efendiwelt und die Intelligenz) auch am meisten behagen.

Mahlzeiten gibt es nur zwei während des Tages, die kleinere des Morgens zwischen zehn und elf Uhr, die zweite größere nach Sonnenuntergang. Man beginnt gewöhnlich mit dem Braten, Suppe, obwohl von den Schöngeistern der Neuzeit Barani Miede (Magenregen) genannt, wird dennoch ebenso selten, wie die vielfachen türkischen Tschorbas (dicke Suppen) nur beim Unwohlsein genossen. Der Türke meint, Braten wäre der beste Bissen des Mahles, weshalb er mit diesem umgekehrt wie wir, die Mahlzeit beginnt. Der Herr des Hauses, oder der geehrte Gast streckt zuerst die Finger nach dem butterweich gebackenen Fleische und auf die erste leise Berührung zerfällt der Huhn-, Indian-, Kalbs- oder sonstige Braten. Nachdem die sämmtlichen Theilnehmer an der Tafel drei- oder viermal die langfaserigen Fleischstücke zum Munde gebracht (denn schnell essen ist nicht schicklich), ruft schon der Herr nach Belieben den Dienern das „Al!“ (nimm weg!) zu. Dieses verhängnißvolle Al hat mich oft wüthend gemacht, denn ich bildete mir ein, daß eben bei meinen Lieblingsspeisen das Al mit einigen Minuten früher ertönte als sonst. Am meisten erfreut dieser Ruf die Diener, denn sie nähren sich von den Ueberbleibseln der Tafel, und je schneller dieses Al ertönt, desto mehr können sie natürlich vom Schiffbruch retten, und desto reicher ist dann ihre eigene Mahlzeit. Manchmal vertritt die Stelle des Bratens — besonders ist dieses in den Morgenstunden der Fall — eine suppige Fleischspeise, in welchen Fällen der Gebrauch des Natureßzeuges statt Messer und Gabel nicht besonders gustiös ist. Man wäscht sich wohl die Hand vor dem Essen, doch, mein Gott, das theure Naß ist nicht allen Poren zugäng-

lich; kein Wunder daher, wenn so mancher Türke in Folge seines Fingerbades nicht nur von der Brühe etwas herausnimmt, sondern auch etwas darin zurückläßt. Als ich noch Neuling war, hatte man aus Rücksicht vor meiner Unerfahrenheit, oder Unbildung, wie es die alten Türken bezeichneten, mir erlaubt, mich einer Gabel zu bedienen. Meine Tischgenossen fischten mit den Fingern, ich mit dem eisernen Werkzeuge in der dunklen Sauce herum, und in der Meinung, ein Fleischstückchen aufzustecken, stach ich den Finger meines Nachbars auf. Derartige unannehmliche Contacte hießen mich der allgemeinen Sitte anpassen und nach Verlauf von zwei, drei Jahren stimmte ich schon selber den Osmanlis bei, ja, wenn meine schönen Leserinnen mir die Ungezogenheit verzeihen wollen, so möchte ich es auch jetzt noch behaupten, daß Braten oder sonstige trockene Fleischspeisen mit den Fingern gegessen viel schmackhafter sind, als mit Messer und Gabel.

Doch wohin sind wir im Eifer unserer Schilderung gerathen?!

Nach der Fleischspeise pflegt sich gewöhnlich die Serie der Grünzeuge zu eröffnen; ich sage Serie, denn selbst der Aermste pflegt täglich drei oder vier, der Reichere aber zehn bis fünfzehn Gattungen Grünzeuge zu genießen. Grünzeuge allein, so wie sie in der Türkei gekocht oder gedünstet sind, wären nicht so befremdend, doch die Mischungen sind dann und wann sehr bizarr.

Bohnen mit Zwetschen, Spinat mit Topfen, gelbe Rüben mit Macaroni und vieles Andere, wovon die Koryphäen unserer Kochkunst keinen blauen Dunst zu haben scheinen. Im Sommer ist diese Varietätenmenge der Grünzeuge oder Zwischenspeisen, wie man sie eigentlich nennen sollte, noch erträglich, ja, nach der Verschiedenartigkeit der klimatischen Verhältnisse manchesmal sogar anempfehlbar; doch im Winter, wo die Gärten nur sehr spärlich die Tafel versorgen können, und Bohnen, Linsen, Zucker- und gelbe Rüben, oder andere Winterfrüchte ihre Stelle vertreten, da muß es der auf türkische Kost Angewiesene sich oft für ein Glück anrechnen, daß die kleinen verzinnten Schüsseln, auf denen die Sebzevat (Grünzeuge) servirt werden, so wenig enthalten, und daß das gebieterische Al! des Hausherrn sie auch bald verschwinden läßt. Es gibt wenige Städte in der Türkei, die nicht wegen der Vorzüglichkeit des einen oder andern Grünzeuges berühmt wären, so ist es namentlich die Umgebung Konstantinopels wegen der vorzüglichen Artischocken, die von den Türken sehr gut zubereitet werden und in Hinsicht auf ihre Qualität, die ersten genannt zu werden verdienen; so ist es auch das östliche Küstenufer des Mittelländischen und Marmorameeres, das theils wegen seines Kohls, theils wegen seiner Petersilie berühmt ist, und Feinschmecker pflegen es nicht zu unterlassen, ihre Tafeln mit den Erzeugnissen jener berühmten Standpunkte versorgen zu lassen, denn mit dem Grünzeuge wird in der türkischen Hauptstadt ein weit bedeutenderer Handel getrieben, als in sonstigen großen Städten Europa's. Was die Zubereitung betrifft, so ist diese die allereinfachste, und gleicht in vielen Stücken der englischen Kochart. Nur eine Specialität ist erwähnenswerth. Diese sind die Dolmas (Gefüllsel), wobei weiche Kraut- oder Kohlblätter mit Reis und verschiedenen kleingehackten Kräutern gefüllt werden. Diese Dolmas variiren in Größe und in Qualität sehr; die beliebtesten sind die nicht mit Schmalz, sondern mit Olivenöl zubereiteten, welche kalt conservirt als ein köstlicher Leckerbissen bei Spaziergängen, Jagdausflügen oder sonstigen ermüdenden Excursionen gelten.

In die Rubrik der Grünzeuge muß auch die Varietät der Salate gezählt werden, in die die türkische Welt, Groß und Klein, leidenschaftlich verliebt ist. Sie besteht zumeist aus verschiedenen Gattungen Lattich mit Limonensaft und Olivenöl reichlich gewürzt. Der Türke nimmt früh und Abends Salate, er ißt zu Suppen, Mehlspeisen, Süßigkeiten immer eine Beilage von Salat, ja, die niedere Volksclasse, besonders der Anatolier, pflegt diesen rohen Kräutern den Vorzug vor allen andern Gerichten zu geben, und mein verstorbener Landsmann, General Kmety, hatte Recht, wenn er behauptete, mit einem großen Salatfelde drei türkische Regimenter längere Zeit nähren zu können.

Nachdem einige Schüsseln von letztgenannter Speise servirt wurden, kommt die Reihe an die Mehlspeisen. Die gebräuchlichste Gattung derselben ist die Bö-

rek, eine mit Spinat und Käse gefüllte, in Schmalz gebackene Mehlspeise, die so fett auf den Tisch kommt, daß die fette Flüssigkeit beim leisesten Druck mit dem Finger an demselben hinabtrieft. Gewöhnlich pflegt man nach der Mehlspeise zur Abwechselung wieder ein oder zwei Gerichte Grünzeug präsentiren zu lassen; worauf dann eine süße Speise folgt, zumeist ein aus Zucker, Milch und Mehl zubereitetes Gericht, welches einen Lieblingsbissen aller Asiaten, besonders aber der türkischen hohen Welt bildet, und in dessen Zubereitung die Köche ersten Ranges sich wirklich hervorthun. Als König der Süßigkeiten wird die Tauk Göüst (Hühnerbrust) bezeichnet, eine Speise, die aus dem dünn zerriebenen weichen Fleische der Henne, aus Reismehl, Zucker und Milchsahne bereitet ist. Es bedarf eines gewaltigen Armes, bis diese verschiedenen Elemente fast chemisch mit einander vermengt sind und mehr als einen Europäer habe ich beim Genusse dieser Speise mit Verwunderung ausrufen gehört: Wo ist hier das Hühnerfleisch? Nach diesem nimmt den zweiten Platz die Baklava, ein rhombusförmig zugeschnittener fetter Teig, ein, der in aufgelöstem Zucker gebacken wird, und erst hierauf folgen die verschiedenen Sülze, welche an mannigfaltigen Gerüchen und Farben reich sind und zumeist recht poetisch klingende Namen haben, so z. B. das sehr beliebte El Masie, das Diamantenartige, welches wirklich sehr klar und durchsichtig ist.

Die Tatlis, Süßigkeiten, bilden übrigens den kostspieligsten Theil der türkischen Tafel, und es muß jeden Neuling befremden, wie die guten Türken, nachdem eine Reihe von Schüsseln die Tafel passirt haben, dennoch den Tatlis immer recht wacker zusprechen.

Armgelenke und Schulterbeine ermüden schon von dem vielen Zugreifen und Zurückziehen an der Tafel, und dennoch ist der Magen des Türken noch immer nicht befriedigt.

Nach den Süßigkeiten folgt eine, für einen Leckerbissen gehaltene Speise, und hierauf als Schlußstein die stark aufgehäufte Schüssel voll Pilaf. Der Pilaf, sagt das Sprichwort, hat mehr Rechte als der Herr des Hauses; er kann auf der Tafel verbleiben, so lange er will, und da das imperatorische Al! (Nimm weg!) für ihn seine gebietende Wirkung verloren hat, so pflegen die Hungrigen selbst dann noch sich an dem in Fett geschwellten Reise zu laben, wenn der Hausherr auch die Tafel schon verlassen hat. Der Pilafe gibt es viele, ja sehr viele Gattungen. Hier und da wird der Reis mit Erbsen oder andern trockenen Hülsenfrüchten vermengt, ein andermal mit Artischocken oder sonstigen gleichartigen, beliebten Fruchtgattungen, wieder ein andermal mit kleinen Fleischstücken, oder die ganze Pilafportion wird, was aber nur selten der Fall ist, mit Gewürz und Südfrüchten vermengt, im Bauche eines frischgeschlachteten Lammes gekocht. Dieses ist dann ein vorzüglicher Leckerbissen, wenn nur die höchst unpoetische Weise, vermöge welcher das rothhäutige Lämmlein mit den scharfen Nägeln der Tafelgenossenschaft zerrissen wird, unser europäisches Auge nicht so anekeln würde.

Da der Pilaf mit dem Epitheton Speisebeschwerer bezeichnet wird, so wird es meine Leser gewiß nicht mehr wundern, daß die Türken auch einen Speiseabspüler haben. Es sind dieses die Scherbete, welche aus dem Safte gedörrter Früchte mit starker Beimischung von Zucker bereitet werden. Zur Scherbetschale gehört eine eigene Gattung langstieliger tiefer Löffel, zumeist aus Horn geschnitzt, und nachdem man nun einige solcher Löffel voll geschlürft hat, erhebt man sich, natürlich nicht ohne Anstrengung, von der Tafel. Die handtuchartigen Servietten über die Achseln geschlagen, steht nun Jeder mit aufgehobenen Händen des Waschbeckens gewärtig da. Das Seifengepluder wird rüstig betrieben: Mund, Nase, Bart, alles ist in Schaum gebadet. Nachdem sich der Türke gewaschen und getrocknet, setzt er, oder besser gesagt, stürzt er auch bald auf das Sopha, um das Non plus ultra des Genusses, nämlich Tschibuk und Kaffee zu sich zu nehmen. Merkwürdig ist die stete Abnahme der Gesprächigkeit und der Lebhaftigkeit der Gesellschaft während der Eßzeit. Beim Beginn der Tafel bewegen sich die Zungen recht lebendig, doch die wachsende Magenwucht beschwert sie stufenweise, und nach dem Essen, besonders während der ersten Züge aus der Pfeife, herrscht Mäuschenstille, man würde glauben, sich in einer Gesellschaft von Taubstummen zu befinden. Dieses contrastirt besonders mit den Sitten im west-

lichern Europa, wo die Conversation durch Vater Bacchus angefeuert, grade am Ende der Tafel am lebhaftesten wird. Diese behagliche Stille wird hier und da von dem dicken Bariton manch überseligen Magens unterbrochen. Ich ziele auf das stark vernehmbare Rülpsen (Aufstoßen), welches, auffallend genug, bei den Türken nicht nur nicht für unhöflich, sondern als ein gewisser Grad der Anerkennung und Zufriedenheit betrachtet wird, da die rülpsende Person einen glänzenden Beweis von der reichen Gastfreundschaft aufstellt. Eine hungerige Person rülpst nie, daher nun der Hausherr aus Etiquette so lange wartet, bis einer seiner Gäste zu rülpsen begonnen, weil im widrigen Falle nach dem ersten Gerülpse des Hausherrn die ganze Tischgesellschaft aus Höflichkeit nachrülpsen müßte. Dieses Nachtischconcert von sonderbaren Tönen hat mich in der ersten Zeit sonderbar überrascht; doch woran könnte uns die Zeit nicht gewöhnen? Und schon nach mehrjährigem Leben in türkischen Häusern konnte ich mir eine vollkommene Mahlzeit ohne einen Gerülpsdialog gar nicht vorstellen.

Was die Bedienung bei Tische anbelangt, so hat die heutige Sitte, ohne Vieles von Europa angenommen zu haben, dennoch so Manches verloren, was aus der alttürkischen Civilisationswelt herstammte. Gewöhnlich hat jeder der Tischgenossen eine Serviette, einen Löffel und ein Stück dünnes, weiches Brot vor sich liegen; dieses ist sein Service; die Schüssel, aus der alle Welt zugreift, steht in der Mitte der großen, runden, messingenen Tasse (Sini), welche das Tischtuch vertritt, auf einem kleinen mit Gold gestickten ledernen Polster; Wasser steht nach streng türkischer Sitte nicht auf dem Tische. Man muß den Kopf zu dem rücklings stehenden Diener wenden, der auf ein leises Zeichen seine Pflicht als Mundschenk erfüllt. Es wird sonst als Etiquette verletzend betrachtet, sich häufig umzuwenden, den Ellenbogen rechts nach auswärts zu stoßen, mit dem Munde zu schnalzen, zu große Brocken zu nehmen, mit einem Vorgesetzten zugleich die Finger in die Schüssel zu stecken, von den geholten Bissen etwas fallen zu lassen, oder noch mehr, einen solchen noch einmal aufzuheben; besonders empörend ist es für den Türken, wenn er Fleisch, Brot oder sonstige Gerichte mit dem Messer schneiden sieht. Wir begegnen dieser Sitte, je weiter wir nach Osten vordringen, und je rauher die socialen Verhältnisse sind, desto strenger ist auch die Beobachtung dieser Sitte. Ja, das geschieht aus Humanitätsgefühl: Messer sind nur zum Abschneiden der Menschenköpfe da; Gerichte mit einem scharfen Werkzeuge zu maltraitiren, das ist grausam.

Je mehr wir uns von Stambul, diesem Musterbilde osmanischen Lebens, östlich entfernen, desto seltener sind die Spuren der feinen Tafeletiquette, der gewählten Gerichte und der gastronomischen Kunst. In Anatolien begegnen wir wohl einigen Orten, die wegen dieses oder jenes Gerichtes sich im ganzen ottomanischen Reiche einen Ruf verschafft haben. Ja, Kaisarieh ist sogar wegen der vorzüglichen Köche, die von dort herkommen, selbst in Stambul in sehr hohem Ansehen, doch ist heute, wo die Armuth unter der Mittelclasse der Türken ihr grauenvolles Lager aufgeschlagen, die Zeit schon längst dahin, wo der türkische Landmann oder Handwerker in der Wahl seiner Nahrungsmittel sich besonders anstrengen würde. Die große Majorität daher, ja selbst die Bemitteltsten essen bei ihren täglichen Mahlzeiten nur selten mehr als ein oder zwei Speisen, unter denen verschiedene Grünzeuge und Reis, aber noch häufiger Bulgur, grobgeschrotete Grütze und Terhana, ein geriebener und an der Sonne getrockneter Teig, die Hauptrolle spielen. Von den Gartenfrüchten ist Schalgam als Winterspeise zumeist in der Mode, welche überall gedeiht, und da sie mit wenig Unterbrechung genossen wird, so verspricht der Volksglaube Demjenigen, der eine ganze Portion genießt, einen sichern Stuhl — im Paradiese. Fleisch wird wöchentlich einmal, Süßigkeiten werden während des Jahres nur an großen Feiertagen genossen. Sich ausnahmsweise einen guten Tag zu machen, pflegt der Anatolier, wenn er auf Reisen ist, oder wenn seine pecuniären Umstände es ihm erlauben, eine Pilgerfahrt nach Mekka zu unternehmen. Auf den Dampfern, die das Schwarze und Mittelländische Meer befahren, wird der europäische Reisende oft wahrnehmen, daß die auf dem Verdeck zusammengekauerten türkischen Cirkel während der ganzen Reise sich zumeist mit ihrer Magensättigung beschäftigen. Es ist unglaublich, wie viel Vorrath

ein-Einziger zu sich nehmen kann; zehn bis zwanzig hart gekochte Eier, eine starke Dosis von Fleisch, Reis und schwerer Mehlspeise, mitunter auch noch eine tüchtige Zugabe von Kadaif, eine in Zucker gebackene, dünne, nudelartige Mehlspeise, und Käse. Man ist den ganzen Tag um den Ranzen herum beschäftigt, welcher die Stelle der Speisekammer vertritt, und nicht nur Perser und Araber, sondern selbst Mittelasiaten habe ich sich spottend über den Vielfraß der Türken äußern gehört.

Sehr überrascht hat mich der Contrast, in welchem die merkliche Mäßigkeit der Nomaden und Halbnomaden zu der Gefräßigkeit der ansässigen Asiaten steht. Ich habe dieses Verhältniß nicht nur zwischen Turkomanen und Oezbegen, zwischen nomadisirenden und ansässigen Tadschiks, zwischen Beludschen und Afghanen, sondern überall, ja selbst zwischen den Jürüks (osmanlischen Nomaden) und ihren an festen Orten wohnenden Stammgenossen beobachtet. Anfangs habe ich diesen Umstand der Armuth zugeschrieben, welche bei den Zeltenbewohnern sich fühlbarer macht, als bei den Bewohnern des festen Hauses. Doch hatte ich durch tiefern Einblick mich bald meines Irrthums überführt. Der Nomade, der oft im Besitze von Hunderten, ja Tausenden von Schafen, von großen Heerden Hornviehs ist, könnte sich viel leichter einen guten Bissen zukommen lassen, als sein von dem spärlichen Ertrage westasiatischen Culturbodens sich nährender Stammgenosse. Aber nein, er ist erstens das Muster der Frugalität, ja, er ist oft sehr gemein karg, zweitens sind seine Begriffe über Lebensgenüsse weit verschieden von denen des Letztern. Gut essen, sich gut kleiden, auf weichem Bette ruhen, im warmen Zimmer hausen, sind ihm nicht halb so angenehm, wie auf kühne Rosse sich zu schwingen, die unabsehbare Wüste zu durchjagen, den Feind zu besiegen und dessen Schätze sich anzueignen. Ja, Nichts charakterisirt so treffend ihre Leidenschaft, als das Gleichniß, das mir ein mittelasiatischer Gelehrte selber machte. „Die Turkomanen gleichen in ihrer Habsucht den Kothkäfern," sagte er, „sowie letztere wälzen sie tagelang die großen Kothkügelchen irdischer Schätze zusammen, und obwohl die Mündung ihrer Höhle viel zu klein ist, um solche aufzunehmen, so fahren sie dennoch in ihrer schmutzigen Leidenschaft immer fort." In Arabien, namentlich in den Orten altarabischer Cultur, als Damaskus, Halep und Bagdad nähert sich die Küche der Eingeborenen immer mehr und mehr der östlichen Sittenwelt; in den Städten pflegt wohl die Intelligenz leicht verdauliche Fleischspeisen, als junge Ziegen, Lämmer und Huhn zu genießen, doch sind die Hauptelemente der Nahrung nur Reis und Vegetabilien. — Noch mehr steht aber bei der vornehmen Welt letztgenannter Orte die Süßigkeit in großem Werthe, und eine Art Latwerge, genannt Scham Helvasi (Helva aus Damaskus), ist weit und breit berühmt.

Am Saume der Wüste und in der Wüste selbst begegnen wir überall der exemplarischen Mäßigkeit und Nüchternheit, die die Araber charakterisiren. Wie man erzählt, soll dieser Sohn der Wildniß oft tagelang sich mit einigen Datteln begnügen. Bei der Seltenheit der Cerealien ist er zumeist auf Fleisch und Milchproducte angewiesen und wie sehr der Araber seine hagere dürre Gestalt seinen ästhetischen Begriffen vollkommen entsprechend findet, ebenso spottet er auch über den schwerfälligen, wohl gemästeten Türken, den er in der Leichtigkeit der Gedanken und der körperlichen Bewegung wohl übertrifft, aber durch bleischwere Festigkeit, Zähigkeit und Ausdauer des Letztern wieder in Nachtheil gestellt wird.

Nicht viel leichter ist die Küche der noch größtentheils im nomadischen Zustande lebenden Kurden. Reis ist bei ihnen schon ein Leckerbissen. Während des Sommers geben Milch und Käse, das Fleisch der gefallenen oder vom Wolf zerrissenen Schafe die Hauptnahrung. Im Winter ist es mit ihrer Küche ebenso düster bestellt, als mit dem Futter ihrer Thiere, und Pastirma, ein gedörrtes Fleisch mit ähnlichem Gerstenbrote wird von Vielen als Leckerbissen angesehen.

* * *

Wenn auch nicht ganz so mäßig wie die Araber, zeichnen sich die Perser dennoch in Vielem, was die Einfachheit ihrer Tafel und ihre Mäßigkeit im Essen betrifft, aus. Sie verdienen schon vollkommen Herbivoren genannt zu werden, denn Fleisch wird bei den höhern Classen wenig, bei den untern nur sehr selten genossen; gewisse Monate im Jahre hindurch, wenn an Früch-

ten Ueberfluß ist, kann der Perser sogar seine Tafel von jedem Fruchtbaume oder von jedem Melonenfelde bestellen.

Der Pilaf und Tschilaf sind die Hauptgerichte der Tafel; ersterer pflegt mit gedörrten Früchten oder anderm Grünzeug untermischt bereitet zu werden, letzterer, einfach im Wasser abgesotten, vertritt die Stelle des Brotes bei leichten Fleischsorten und Mehlspeisen. In solchen Fällen pflegt der Perser erst seine Hand in die Reisschüssel zu tauchen, knetet sich ein Kügelchen ad libitum, und nachdem er dieses mit der Fleischspeise gekrönt hat, wirft er es mit einer Schwenkung, die bei ihm nach der Regel der Grazie eingelernt wird, in den offenen Mund. Sowohl das Kneten dieses Kügelchens, als auch der Act der Libation fällt dem Fremden im Anfang ebenso schwer, als das Gebrauchen der chinesischen Chop sticks (elfenbeinernen Stäbchen), die die Stelle des Eßgeräths vertreten. Obwohl nach langjähriger türkischer Lebensweise, waren meine Versuche auf diesem Felde doch noch immer höchst drollig und lieferten oft Ursache zur allgemeinen Fröhlichkeit; während der Perser dreimal aß, gelang es mir nicht ein einziges Mal, den fetten Reis in die Form einer compacten Kugel zu bringen, und wenn mir dieses auch schon nach langer Anstrengung gelungen war, und ich mit vieler Mühe das Stückchen Fleisch hinaufbrachte, denn mit der linken Hand zu bedienen, ist unerhörte Grobheit,* so entglitt mir oft Alles, während ich die Hand zum Mund führte. Um durch Unerfahrenheit nicht Zielscheibe des Gelächters zu werden, mußte ich im Anfange sehr oft Mangel an Appetit vorschlagen, wenn ich eben am heißesten Hunger litt. Von den verschiedenen Gattungen der Fleischgerichte wollen wir nur folgende anführen. Erstens der Kebab (Braten), welcher ebenso weich wie in der Türkei gekocht wird. Zweitens Sich Kebab, eine Art Spießbraten, aus kleinem zerstückelten Fleisch, das abwechselnd mit je einem Stück Fett aufgespießt an einem Gluthfeuer gebraten wird. Drittens Lule Kebab (Rohrbraten), besteht aus zerhacktem Fleisch mit Gewürzen vermengt und in Fett gebacken. Es ist das eine sehr schwer verdauliche Speise für einen europäischen Magen, obwohl es, was seine Schmackhaftigkeit betrifft, für uns ziemliche Anziehungskraft hat. Mehlspeisen fehlen, was auffallend genug ist, beinahe gänzlich auf der persischen Tafel; die Gemüse sind minder zahlreich, aber auch weit schlechter zubereitet wie bei den Türken. Der Hauptnahrungsstoff ist und bleibt der Reis, welcher für's Auge wohl anziehender ist, als der Pilaf in der Türkei, doch in Hinsicht auf seinen Geschmack und seine Verdaulichkeit letzterm weit nachsteht.

Auch in Betreff der Tafel ist ein bedeutender Unterschied. Der Perser ißt auf dem ebenen Fußboden; das Tischtuch, zumeist von länglicher Form, hat immer eine dunkle Farbe und wird nur dann gewaschen, nachdem sich die unsichtbaren Schmutzflecke nicht so sehr für das Auge als für die Nase unerträglich zeigen. Besonders sind es die Endtheile derartiger Tischtücher, die sehr unappetitlich aussehen, da sich die Gäste daran nach jeder Mahlzeit Mund, Hände und Bart abwischen, trotzdem doch schon von früher ein Gemisch verschiedener Fette und genossener Gerichte dort Spuren ihres einstigen Vorhandenseins zurückgelassen. Nur sehr selten bekommt man zum Tische einen Satschak, eine Art faserigen Handtuches, welches aber en compagnie und noch dazu während mehrerer Tage hinter einander gebraucht wird.

Während in der Türkei die Speisen einzeln, eine nach der andern aufgetragen werden, erhält die persische Tafel alle Gerichte auf einmal. Wo die Etiquette strict beobachtet wird, darf die Reihenfolge der Speisen keine Störung erleiden; im entgegengesetzten Falle jedoch pflegt Jeder ad libitum über das eine oder andere Gericht herzufallen. Man sitzt auf den Fußsohlen gehockt, den Oberkörper in einem scharfen Rechtwinkel vorwärts gebeugt. Zumeist werden nur drei Seiten der Tafel eingenommen, die vierte Seite wird zur bessern Handhabung der Schüsseln für die dienende Welt freigelassen, welche, wenn auch nicht in so beträchtlicher Anzahl wie bei der türkischen Tafel, dennoch auch hier ziemlich stark vertreten ist. Im Ganzen bietet eine persische Tafelgesellschaft von der Ferne aus, oder von der Vogelperspective gesehen,

* Die linke Hand wird bekanntlich bei gewissen körperlichen Reinigungen bedienstet, wo die Mohamedaner eine Abspülung mit Wasser gebrauchen statt des Papiers, das bei ihnen, da der Koran darauf geschrieben wird, ein heiliger Gegenstand ist.

einen sehr interessanten Anblick. Es ist das primitivste Bild orientalischer Tafelsitte, welches, ohne von der westlichen Welt etwas entlehnt zu haben, im Ganzen genommen bennoch jene Ungeschliffenheit entbehrt, die bei den minder gebildeten Völkern des Ostens so oft das europäische Auge verletzt.

* * *

Mittelasien mit seinen angrenzenden Wüsten bildet, was seine Nahrung betrifft, beinahe das „juste milieu“ zwischen der südlichen und nördlichen Zone Asiens. Denn während der ansässige Theil seiner Bevölkerung sich sowohl von Vegetabilien als auch von Fleisch- und Mehlspeisen nährt, finden wir bei den Nomaden die Milch- und Fleischspeisen allein als die einzige und ausschließliche Nahrung. Mit Hinblick auf die Qualität sind die Nahrungsstoffe Mittelasiens in Vielem den europäischen ähnlich, nur daß sich die Zubereitung, wie dies auch leicht begreiflich ist, im Wesentlichen unterscheidet. Der Turkestaner genießt, welchem Stande auch immer er angehören möge, zweimal des Tages seinen Pilaf, doch ist dieser nicht wie in Persien und in der Türkei eine leichte Reisspeise, sondern eher als ein Quodlibet von Fleisch und Gemüse anzusehen. Dieses Gericht, zu Hause Asch genannt, kann mit Recht der König der Reisspeisen genannt werden. Es ist das Geschmackvollste, und entspricht ganz der Lebensanschauung des mit dem Comfort weniger vertrauten Tataren, der, anstatt Reis, Grünzeug und Fleisch abgesondert zu kochen und einzeln zu verzehren, lieber Alles in einem Gefäße bereitet und in der Form eines Collectivgerichtes zu sich nimmt.

Wenn ich nicht irre, stammt der Pilaf auch von Mittelasien ab. Die Afghanen, zu denen er allzuerst überging, nennen ihn Oezbeg; die Perser, die seine Zubereitung von den Afghanen lernten, heißen ihn Kabuli, und wenngleich die Westasiaten, namentlich Türken und Araber, schon längst ihre speciellen Reisspeisen gehabt haben mögen, so unterliegt es dennoch keinem Zweifel, daß die heutige Benennung Pilaf, in dessen letzter Silbe das persische ab, Wasser, nicht zu verkennen ist, rein iranischen Ursprungs sei. Um wieder auf die Mittelasiaten zurückzukommen, so ist zu bemerken, daß ihre Speisen nicht nur derber, körniger und unverdaulicher als die der übrigen südlichen asiatischen Völker, sondern auch als alle erdenklichen Gerichte der europäischen Küche sind. Alles, was man genießt, in Fett gebadet, oder in Fett schwimmen zu sehen, wird als ein Hochgenuß betrachtet. Hierzu kommt noch die bekannte Zähigkeit mancher Fleischspeisen, wie die des Kameel- und Pferdefleisches, sowie die primitive Art ihrer Zubereitung. Was das Schaffleisch anbetrifft, kann man ihm in Mittelasien in seiner besten Qualität begegnen, ja, ich wäre geneigt, zu sagen, daß es, was Güte und Schmackhaftigkeit anbelangt, in dem Maße abnimmt, in welchem wir uns von diesem innern Osten gegen Westen entfernen. Das Schaffleisch in Persien steht schon sehr dem mittelasiatischen nach, und das türkische, obwohl jene Gattung der Schafe, von den Osmanlis Karaman und Kivirdschik genannt, von denselben zu übermäßig gepriesen wird, ist dem persischen schon sehr nachzusetzen, so daß endlich in Europa, vielleicht ausnahmsweise in England, das Schaffleisch mit Recht nicht zu den Leckerbissen gerechnet wird. Die Schafe in Mittelasien, vom Aralsee angefangen bis zur Provinz Schen-Si in China, sind durchgehends fettschwänzige, und abgesehen davon, daß das Fett viel schmackhafter und verdaulicher ist, als es sonst anzunehmen wäre, habe ich auch das Fleisch dieser Thiere so vorzüglich und delicat gefunden, daß ich keine ähnliche Gattung weder in Europa noch Asien angetroffen habe.

Die Fülle und der Reichthum der Tafel ist in Mittelasien noch geringer, wie in Persien und mit der Tafel der Türken schon gar nicht zu vergleichen. Der Mittelasiate nährt sich gewöhnlich von einem Gerichte, selten von zweien und nur schon in außerordentlichen Fällen von dreien oder mehreren. Es ist dies auch kein Wunder, denn so wie in Persien beim Anlangen eines Gastes der Kalian (Wasserpfeife) und Thee, in der Türkei die Pfeife und der Kaffee, so wird in Mittelasien jedem Eintretenden ein Tischtuch mit Brot und Früchten, und im Falle er noch länger im Hause bleibt, eine Reisspeise vorgesetzt; da nun der Herr des Hauses und seine Angehörigen, um den Gast nicht zu beschämen, wacker zugreifen müssen, so ist es leicht zu begreifen,

daß man nach Empfang mehrerer Gäste an einem Tage keinen besondern Appetit zu den bestimmten Mahlzeiten verspüren kann. Von gleicher Wirkung ist auch jene Sitte, daß man im Bazar oder auf öffentlichen Straßen sich zu Bekannten und Unbekannten niedersetzen muß, falls man Jemand beim Genusse irgend einer Speise oder eines Trankes begegnet. Nicht anzunehmen wäre eine große Beleidigung, ebenso, wie es von Bosheit oder Ungezogenheit zeugen würde, wenn der Genießende seinerseits wieder nicht eine höfliche Aufforderung ergehen ließe.

Obgleich in Grenznachbarschaft mit China, wo die größte Mannigfaltigkeit der Gerichte anzutreffen ist, so hat das islamitische Mittelasien, welches mit dem buddhistischen Blumenreiche der Mitte verhältnißmäßig nur wenig verkehrt, in seinen Gerichten bis heute eine merkliche Einfachheit behalten. Die eine übliche Schüssel, zumeist von besonderer Größe und Tiefe, ist bis zum Rande gefüllt, Alles greift wacker auf einmal zu, und nicht nur, daß es mit den Regeln des Anstandes nicht übereinstimmend ist, sondern der Hausherr betrachtet es sogar als eine Beleidigung, wenn seine Gäste, ohne den letzten Bissen zu verzehren, von der Tafel sich erheben.

Damit meine Leser mich nicht der Kargheit an Worten anklagen, so will ich nur eine kurze Erwähnung auch von der Mannigfaltigkeit der Gerichte thun. Unsere Gastronomen, unsere edlen Ritter vom Bauche, die beim Anblicke der überfüllten Menus eines „Trois frères provençaux" oder „Vefour" schon Ekel empfinden, könnten sich vielleicht aus dieser Liste einen Leckerbissen heraussuchen. Die erste Speise ist der erwähnte Asch, hierauf folgt zumeist Börek, eine Suppe mit Maultaschen, die mit hachirtem Fleisch und Gewürzen gefüllt sind. Diese Speise wird wohl als Suppe servirt, kann aber füglich den ganzen Inhalt einer Mahlzeit ausmachen, in solch reichlicher Menge wird sie dargereicht und genossen. Die Osmanlis haben es Tatar börek genannt. Diesem folgt Scheöle, eine flüssige Reisspeise mit Fleisch und gedörrten Früchten gemischt. Viertens Bulamuk, ganz einfach aus Mehl, Wasser und Fett zubereitet. Fünftens Mestava, Reis in saurer Milch gekocht, eine Sommerspeise, sowie die vorige gewöhnlich im Winter genossen wird. Außer diesen wird noch zubereitet: Jarma, geschrotetes Korn in Milch, Gödsche, eine breiartige Speise aus dem Holcus Sorghum und Maschawa, gleichfalls eine Grütze, welche regelmäßig mit Fett, hier und da auch mit Oel genossen wird, u. s. w. u. s. w. Im Winter werden diese ohne jegliches Confect genossen, im Sommer aber wird man selten einer tatarischen Mahlzeit begegnen, die nicht mit der einen oder andern Obstgattung schließen würde. Daß man in Mittelasien bei der Tafeletiquette keine besondern ästhetischen Regeln beobachtet, mag Niemanden befremden. Was den Europäer in der Türkei einmal, in Persien zweimal anekelt, wird es ihn hier dreimal; Tischtuch und Geschirr — ich sage wohl Geschirr, doch ist darunter nur eine einzige große hölzerne oder irdene Schüssel zu verstehen — sind noch minder luxuriös und minder rein als in Iran, obwohl die Nachbarn, alter herkömmlicher Sitte zufolge, großer chinesischer Schüsseln sich bedienen. Nach dem üblichen Bismila stürzen die rüstigen, knochigen Fäuste auf einmal mit einem wahren tatarischen Ungestüm in die Schüssel. In Iran wird das übliche Knödelchen mit den Fingerspitzen zubereitet, hier mit der ganzen Faust; in Iran läßt man das Fett in die Schüssel zurück hinabtriefen, hier saugt ein Jeder das zwischen den Fingern der geschlossenen Faust herabrieselnde Fett auf; ja, wenn man Jemand anderem besonders freundschaftlich geneigt ist, so pflegt man ihm als Zeichen der Höflichkeit die Fäuste hinzustrecken, und wie mir trotz meiner stufenweisen Enteuropäisirung zu Muthe war, aus der Kluft einer schmutzigen tatarischen Faust das schwere ranzige Fett zu lecken — denn unhöflich durfte man nicht sein — ist schwer zu beschreiben. In Iran pflegt man nach der Tafel sich die Hand wenigstens an einem schmutzigen Handtuche abzuwischen, hier bedient man sich statt des letztern oft des eigenen Bartes. Ja, ohne in ein ferneres Detailliren mich einzulassen, will ich noch bemerken, daß die Tafeletiquette in Turkestan gewiß die allerprimitivste im ganzen Asien ist.

Schließlich will ich noch in der Rubrik der Speisen, des Brotes erwähnen, welches in ganz Asien, so weit ich es kenne, jene primitive Form beibehalten hat, von der uns im biblischen Zeitalter erwähnt wird,

nnd die bis heute noch in der Form der Osterflecken bei den Juden erhalten ist. In Konstantinopel und in einigen der Hafenstädte am Mittelländischen Meere mag der Reisende hie und da Brotgattungen begegnen, die ihn an die europäischen erinnern; dieses stammt von der adoptirten griechischen Sitte her. Doch im Innern Anatoliens treffen wir schon überall die dünnen, fladenförmigen Teigstücke an, welche von hier weiter östlich bis nach China sich nur durch mehr oder weniger Dicke, Länge oder Breite unterscheiden. Im Norden Anatoliens ist der Lavasch, eine dicke Sorte Brotes beliebt, welches, wenn aus gutem Weizen bereitet, sich so ziemlich unserer Brotgattung nähert; in Persien jedoch wird der Fladen schon sehr dünn und lange ausgezogen, auf Kieselsteinen in einem heißen Ofen gebacken und sowohl die Zubereitung des Teiges, als auch die ganze Art des Backens selber erfordert kaum mehr als eine halbe Stunde. Den Perser mit den langen Brotflecken vom Bazar nach Hause gehen zu sehen, gewährt dem Fremden immer einen komischen Anblick, und erinnerte mich lebhaft an den deutschen Baron W. in Tiflis, der sich einmal mit vier oder fünf solchen langen, dünnen Brotstücken zum Schneider verfügte, um sich aus diesem Zeuge einen Anzug machen zu lassen. Andererseits hat diese Form für die Eingeborenen auch ihre bedeutenden Vortheile. Das Brotstück dient zum Tischtuch, zur Serviette, zum Teller, ja oft sieht man die Mahlzeit von mehreren in einem und demselben Brotstücke vom Bazar nach Hause tragen. So schnell wie es gebacken wird, so schnell muß es auch verzehrt werden; ja, ich möchte sagen, so schnell sättigt es, und so schnell wird man auch hungrig darauf. — In ganz Persien habe ich diese Brotgattung, Nani Sengek, am meisten angetroffen; in Dörfern jedoch ist die vorher erwähnte Gattung Lavasch im Haushalte die gebräuchlichste. Vom Standpunkte meines eigenen Verhältnisses beurtheilt, muß ich es unumwunden heraussagen, daß es eben der Mangel an Brot, ich meine europäisches Brot, war, den ich nicht nur in den gebildeten, sondern auch in den ungebildeten Theilen Asiens am meisten fühlte. Die mit europäischem Pomp und Luxus ausgerüsteten Reisenden pflegen sich durch ihre Diener das eine oder andere Surrogat erfinden zu lassen; doch schwer kam es mir an, der ich selbst auf meinen Wanderungen in Persien den primitiven Teig, der von den schmutzigen Händen eines stinkenden Kameeltreibers geknetet und auf der erhitzten Eisenplatte gebacken wurde, verzehren mußte. Weit ärger ging es mir aber dann später in der Wüste zwischen Persien und Khiva. Wie enorm groß ist nicht der Unterschied zwischen den Producten unserer Kunstbäcker und jenem Brote, das ich auf der großen Steppe Mittelasiens mir bereitete. Besonders war es auf der zweiten Hälfte unseres Weges nach Khiva, wo ich dieses bemerkte. Den Kameeldünger, der das Brennmaterial zum Backen liefern sollte, mußte man, um ihn recht trocken zu erhalten, am Busen verwahren. Mit ängstlicher Sparsamkeit pflegte ich ein Stück auf das andere zu häufen; der kleine Herd wurde so umzäunt, so umwacht, als wenn ich nicht Dünger, sondern Gold brennen wollte. In die feurigen Kohlenreste wurde der mit Salzwasser geknetete Teig, zu dem sich wohl immer eine starke Dosis von Sand gesellte, in großen Portionen hineingesteckt. War das Schicksal günstig, so konnte der zähe Stoff sich durch und durch backen, und auch dann glich er eher einem Stein als Brot. Mußte aber Eile oder Furcht vor Räubern die Raststunde abkürzen, dann wurde der schmutzige schwarze Teig in halb rohem Zustande aus der Asche gerissen, und der Hunger vergönnte kaum Zeit, das primitive Backwerk von den Aschenresten zu säubern. Und um meinen Lesern einen Begriff davon zu geben, welch' ein schmackhafter Bissen das war, will ich nur das Eine anführen, daß selbst mein Kameel eines Tages mir einen recht unhöflichen Korb gab, als ich die Hälfte meines derartigen elastischen Morgenmahls mit ihm zu theilen versuchte. Wenn der Reisende ißt, so pflegen diese Thiere, durch das Bewegen der Kinnbacken eingeladen, rücklings zu blicken; ich steckte meinem Kameel einmal bei einer solchen Gelegenheit ein Stück meines derartig bereiteten Brotes in das Maul und das Thier war ästhetischer als ich, es spie es aus.

In Khiva konnte ich mich über die ausgestandene Entbehrung bald am Brote revanchiren; hier backt man in Folge der Vorzüglichkeit des dortigen Weizens ein ziemlich gutes Brot, viel, viel besser als das

in Persien. Und vollends Bokhara ist schon so sehr wegen seines Brotes berühmt, von dem man vier verschiedene Gattungen in allen Bazaren verkauft, daß seine Bäcker nicht nur in Mittelasien, sondern auch in der chinesischen Tatarei und in China selbst ihr Handwerk reichlich verwerthen können.

II.

Von den Getränken des islamitischen Ostens zu sprechen, wird so Manchem ein kühnes Unternehmen dünken. In der Kindheit schon wird uns der Spruch gelehrt:

Der Muselman trinkt keinen Wein
Und hält für unrein auch das Schwein.

Mit dieser Ansicht wachsen wir auf, und wie viel immer auch uns zeitweise Einblicke in das Sittengemälde des mohamedanischen Ostens gestattet werden, so pflegt uns dennoch immer der Gebrauch der Spirituosen bei den Bekennern der Lehre des arabischen Propheten zu befremden. Um dieser irrigen Anschauung daher entschieden entgegenzutreten, wollen wir ein für alle Mal die Bemerkung machen, daß im Occidente die Zahl der Trinker groß, die der Berauschten aber klein; im Oriente hingegen umgekehrt die Zahl der Trinker klein und die der Berauschten groß ist; d. h. um mich klarer und deutlicher auszudrücken, daß die Völker des Morgenlandes beim Genießen der geistigen Getränke nur die Berauschung und nicht den Genuß, wie er bei uns verstanden wird, als das Endziel ansehen. Mohamed sagte wohl: „Trinket keine berauschenden Getränke," denn er glaubte, durch etwaige Beeinträchtigung der Sinne einer Versäumniß der Religionspflichten vorzubeugen. Die guten Ausleger und Exegeten haben um dieses eine Gebot, wie dieses bei den Juden in Hinsicht auf andere Gebote der Fall ist, sechshundertdreizehn Zäune gezogen; Alles umsonst. Vater Bacchus überklettert sie alle, und die Palliative, mit welchen die Worte des nüchternen arabischen Gesetzgebers hintergangen werden, haben mich oft auf's köstlichste amüsirt. Ich hatte einen Mollah in Konstantinopel, der auffallender Weise jeden Abend um halb acht Uhr krank wurde; kaum verspürte seine mondane Heiligkeit einiges Kopfweh, als schon der Diener mit hochernster Miene und mit einer noch höhern schwarzen Flasche erschien; die Flasche hatte in großen arabischen Lettern die Aufschrift: Iladsch (Medicin). Ich sah es, mit welch' andächtig frommer Miene mein Lehrer ein Gläschen nach dem andern von diesem vermeinten Aeskulapentranke in sein erkranktes Innere schüttete. Und sieh da, welch ein Wunder! Nach dem sechsten Gläschen heiterte sich sein Gesicht auf; die Krankheit verschwand, der Mißmuth trollte sich dahin, und an deren Stelle traten Fröhlichkeit und Lust. Was geheimnißvoll in der dunklen Flasche floß, wird Niemandem ein Räthsel bilden. Es war Raki, echter Mastix aus der Insel Chio, und da dieses Naß unter seinem legalen Namen nicht getrunken werden darf, so muß man durch veränderte Nomenclatur den lieben Herrgott und die Menschen, nicht aber sich selber betrügen. Uebrigens haben die guten Mohamedaner Recht, sie sind am Herzen und nicht äußerlich am Körper krank, und wirklich, der Mastix ist ein prachtvolles Remedium gegen derartige Krankheiten.

Die schönsten, elegantesten und verhältnißmäßig auch die sittlichsten Zechgelage sind im ganzen Osten an den Ufern des Bosporus anzutreffen. — Es ist gewöhnlich in den Abendstunden, und zwar auffallender Weise vor dem Nachtmahle, wo die Türken durch einen Trunk sich erheitern, oder sich, wie das arabische Sprichwort sagt: „El arak dafi ül merak" (der Arrac verscheucht die Melancholie), durch Verdrängung des Mißmuths der Fröhlichkeit hingeben. Tschakmak, d. h. zechen, der eigentliche Ausdruck für den Genuß geistiger Getränke, ist in Folge des religiösen Veto wohl allgemein verpönt. Der Türke, Effendi, Pascha oder welchem Range er immer auch angehören möge, wird auch selber energisch protestiren, wenn man ihn einer derartigen Verletzung des Gesetzes beschuldigen würde; nach seiner Ansicht ist der Raki, den er vor dem Nachtmahl nimmt, nur ein Hungerbrecher, ein Zakusky der Russen; wir finden es auch in Ungarn unter dem Namen Papra margó; ja sogar hier und da im Westen in Form eines Gläschens Absynths. Doch so wie man sich bei uns mit einem Gläschen begnügte, so pflegen die guten Türken dieses vielfach zu vermehren, ja oft derartig zu vervielfältigen, daß das klare durchsichtige Naß, welches aus einem harzartigen Zuckerstoff bereitet wird, ihm einen solchen gasartigen Schleier über die Augen zieht, daß er,

zur Tafel angelangt, oft die profansten Speisen als Göttergerichte ansieht.

Welchen Genuß es gewährt, in halbbenebeltem Zustande sich zu Tische zu begeben, habe ich, trotz jahrelanger Versuche, nie richtig entdecken können. Viele der nüchternen europäisirten Türken sind auch wirklich dagegen, und dennoch werden wir unter den heutigen Notabilitäten der Pforte nur wenige antreffen, denen man bei ihrer Heimkehr vom Amte, wenn sie die wuchtige Torba (Portefeuille) neben sich auf den Divan niederlegen, nicht zugleich eine Tasse mit einem zierlichen Fläschchen und kleinen Gläsern vorstellen würde. Wenngleich mutterseelenallein, wird der ernstdreinschauende Osmanli sich dennoch an seinem Gläschen Raki vollkommen ergötzen können, denn, um mich seines eigenen Ausdruckes zu bedienen, dieses Getränk verleiht dem Gemüthe eine Politur und den Augen einen frischen Glanz. Ja, am meisten charakterisirend ist jene Meinung, nach welcher der Bosporus mit seinen Naturschönheiten nur dann anziehend wundervoll wirkt, wenn man das Auge mit zwei tüchtigen Gläsern bewaffnet, unter denen unsere guten Türken zwei Gläser Raki verstehen. Zechgelage in Gesellschaft pflegen entweder unter Nachbarn oder bei außerordentlichen Mahlzeiten vorzufallen. In diesem Falle ist der große runde Tisch im Zimmer mit mehreren Flaschen, besonders aber mit einer Unzahl von kleinen Schüsseln bedeckt, welche das Meze (der Imbiß neben dem Trank) enthalten und das zumeist entweder aus Süßigkeiten, seltenen Käsegattungen, Oliven, Brotkrümchen, Haselnüssen, Pistazien oder sonstigen gedörrten Früchten besteht. Wie köstlich ist nicht die Rückerinnerung an jene Stunden, die ich in derartigen Kreisen nicht im Genusse des Raki, sondern im Genusse der Anschauung und der psychologischen Forschungen verbrachte. Diese feierliche, eiskalte, ja marmorne Stille und dieser tiefe Ernst, der alle Gesichtszüge, alle Glieder der Gesellschaft beherrscht, bevor das erste Gläschen geleert wurde. Nach dem ersten Gläschen werden es sich nur die Vorgesetzten und hohen Individuen erlauben — denn ich war auch bei Zechgelagen der Großveziere und Minister des Aeußern gegenwärtig — einige Worte, zumeist graziöse Bemerkungen als Perlen der Beredtsamkeit aus der reichen Schatzkammer ihres Mundes fallen zu lassen. Nach dem zweiten Gläschen werden dieses auch schon die minder Höhern thun und nur erst nach dem dritten, vierten und fünften wird eine merkliche Regung, ein Schnurren und Brummen in dem Kreise wahrzunehmen sein. Das fünfte und sechste Gläschen bringt die Welt auf die Beine; man fängt an, sich gegenseitig Höflichkeiten zu erweisen. Seine Altesse N. N. steht auf, begibt sich zum Tische, nimmt ein Gläschen mit Meze mit solcher Grazie, mit solch lächelnder Herablassung, als hätte er sich von frühester Jugend auf nicht mit Staatsleitung, sondern mit dem Handwerke eines Ganymedes beschäftigt. Seine Excellenz N. N., der Beglücktwerdende, eilt mit hellglänzenden Augen seinem Superior entgegen, er stellt sich bestürzt, beschämt ob der Auszeichnung, Excellenz greift verwirrt nach dem Glase, leert es sammt dem Meze in einer Secunde und nachdem er das geleerte Gefäß auf den Tisch zurückgestellt, muß er schnell seinem Sitze zueilen, um mit einer tiefen Temena seine Dankbarkeit an den Tag zu legen.

Ich sage, die Hohen beginnen, doch löst sich hier bald die Etiquette auf. Nach einer halben Stunde mischt sich Alles bunt durcheinander; obwohl noch immer mit untergeschlagenen Beinen auf den Divans hockend, haben Jung und Alt, Groß und Klein sich zu einer Kette der Freundschaft zusammengereiht. Man erlaubt sich Vieles, man verzeiht auch Vieles, und in derartigen Momenten verlieren der Vezierring und der Marschallstab, sowie der ganze unendliche Troß von Titulaturen ihre hochwichtige Bedeutung. — Auf ein gegebenes Zeichen erscheinen Musikanten, die sich, an der Wand hinschleichend, in einem Winkel des Zimmers niederkauern und in Begleitung eines echt orientalischen Instrumentes, des Kanun (Psalter), Lieder ertönen lassen, deren Inhalt, da sie Wein oder Liebe oft meisterhaft besingen, sich wohl unsern Beifall erwerben kann, deren Melodie aber für unser Ohr eine solch schreckliche Disharmonie und Dissonanz bildet, wie es auch umgekehrt die vorzüglichsten Musikproductionen unserer ersten Tonkünstler dem Orientalen sind.

Diese Zechgelage, welche in bescheidener Form eines Präluds zur türkischen Mahlzeit eingeführt sind, dauern oft zwei, drei bis vier Stunden lang, ja manchmal

erstrecken sie sich bis in die Mitternacht hinein — Rakiflaschen, Mezeschalen werden ununterbrochen erneuert und frisch servirt. Nach der großen Masse von Käse, Früchten und Salaten zu schließen, die zur Begleitung des berauschenden Getränkes genommen werden, möchte man beinahe glauben, daß der Türke sich zur Mahlzeit nur mit wenig oder gar keinem Appetit begibt; man müßte meinen, daß der Hungerbrecher eher ein Hungertödter sein solle; doch habe ich es selten bemerkt, daß dem langen Troß von Gerichten dadurch nur irgendwie ein Eintrag geschehen wäre, und nur Wenigen arrivirt es, daß sie sich derartig berauschen, um sich z. B. bei der Tafel nicht aufrecht erhalten zu können.

Zur Zeit meines Aufenthaltes in der Türkei, d. i. nämlich nach dem Krimkriege, als die türkischen Staatsverhältnisse sich eines Scheinwohlstandes erfreuten und die Presse auf dem Ministerium der Finanzen mit dem Drucke der Kaime (Papiernoten) vollauf beschäftigt war, da hätte man wenig türkische Häuser finden können, wo in den Abendstunden eben dieses sorgenverscheuchenden Getränkes nicht gedacht worden wäre. Zwei Stunden nach Sonnenuntergang waren nicht nur der Herr des Hauses, sondern selbst alle Tschibuktschis, ja sogar die Aiwase (armenische Diener untersten Ranges) durch Vater Bacchus in den Wirbel hineingerissen. Viele mögen dieses noch heute thun, denn den am Ufer des Bosporus, an diesem allerreizendsten Punkte unseres Globus Wohnenden, fällt es sehr schwer, sich in Folge des Zaubers der sie umgebenden Naturschönheiten aus dem alltäglichen Dasein nicht in einen unnatürlichen exaltirten Zustand versetzen zu lassen. In den gemächlichen luftigen Wohnungen am Ufer dieser allerschönsten Wasserstraße der Welt läßt man sich leicht in süße Träume des Nichtsthun und Nichtsdenken einlullen; bei Tag hat die türkische Beamtenwelt vom barschen Gebahren der Dragomanen, von den scharfen Noten unserer Gesandtschaften, von den nie fehlenden Unglücksnachrichten aus der Provinz vieles zu leiden; bei Tag mag wohl mehr als Einen die Idee des nahen Ruins seiner Nation, die Furcht vor dem düstern Schatten des nordischen Kolosses beschleichen; doch Abends, wenn das feenartige blaue Firmament seine Myriaden Lichter anzündet, deren Perlenglanz in den noch tiefer blauen Fluthen des Bosporus wiederstrahlt, da pflegt der Türke, und vielleicht auch nicht ganz mit Unrecht, sehr gern die bittere Rückerinnerung an Dragomanen, Collectivnoten, Russophobie in den Abgrund eines Gläschens Raki zu versenken. Und ist es ihm denn auch zu verargen, wenn er sich einigen Momenten der seligen Täuschung hingibt?! In Konstantinopel ist daher ausnahmsweise der Gebrauch der geistigen Getränke, wenngleich nicht als Hilfsmittel zu Digestionen, so aber auch sicherlich nicht zur völligen Berauschung, wie sonst im Oriente anzusehen. Was die große Majorität des Volks betrifft, so herrscht hier Nüchternheit, ja auffallende Nüchternheit. Ich habe dieselbe Bemerkung überall in den noch östlicher liegenden Ländern gemacht, ein Verhältniß, durch welches Asien wieder einen schroffen Gegensatz zu Europa bildet, da bekanntlich bei uns die Anzahl der Trunkenbolde in den untern Volksclassen verhältnißmäßig eine weit größere ist als in den höhern. Diesem ist es zuzuschreiben, daß im ganzen ottomanischen Reiche nur die Effendiclasse, also nur jene, die sich zur Intelligenz rechnen, allein das Gesetz des Propheten in dieser Hinsicht übertreten. In den Hafenstädten des Mittelländischen Meeres sind die Hasirliks, große mit Schilf überflochtene Flaschen, in denen der Raki aufbewahrt wird, noch immer ein beliebtes Hausgeräth; dort, wo griechische Sitte, trotz des später angenommenen Islams vorherrschend ist, wird auch wacker zugetrunken, doch im Allgemeinen zeichnet sich die mohamedanische Volksmasse sowohl in der Türkei, als auch in Persien ebenso sehr von allen übrigen Völkern des Orients durch Nüchternheit aus, als die türkische sich unter der erstgenannten hervorthut.

Was den Beobachter der Sitten aber in diesem Punkte am meisten wundert, ist, daß man überall dem Weine die übrigen Getränke vorzieht. Der berühmte Rebensaft von Cypern, der nicht weniger berühmte der archipelagischen Inseln ist bei uns schon längst in hohem Ansehen; im Oriente aber wird er nur wenig und das auch nur mit Widerwillen getrunken; man meint, daß er das Blut zu stark verdichte, den Appetit benehme u. s. w., doch möchte ich hierin nur Ausflüchte erkennen. Das Ganze beruht auf der Auslegung des Wor-

tes Scharab, Wein, dessen Genuß der Prophet mit dem des Schweinefleisches auf eine gleiche Stufe im Sündenregister stellte. Philologisch genommen ist das natürlich ein Irrthum, denn Scharab heißt nicht speciell Wein, sondern im allgemeinen Getränk; aber weil zur Zeit Mohamed's der Branntwein, namentlich Mastix, wohl weniger bekannt war, so glaubt man dadurch, daß man dem präcisen Ausdrucke für Rebensaft ausweicht, dem Gebrauche aller übrigen geistigen Getränke, unversehrt von dem rächenden Arme des sündenstrafenden Gottes, Thür und Thor öffnen zu dürfen.

Dasselbe Verhältniß, dessen Vorhandensein wir in Konstantinopel schilderten, ist auch in den übrigen großen Städten des ottomanischen Reiches anzutreffen. Die arabischen Einwohner von Damaskus, Halep, Beirut und aller sonstigen Orte pflegen die Einführung dieser Sünde nur den ihnen verhaßten Türken in die Schuhe zu schieben. Doch werden Kenner der Geschichte in diesem Punkte nur einen Groll entdecken, und so wie zu alten Zeiten, so finden sich auch heute in den allerheiligsten Städten des Islams muntere Trinker vor; nicht nur in Jerusalem, nicht nur in andern Wallfahrtsorten, sondern selbst in Mekka und Medina, in der allernächsten Nähe des heiligen Grabes wird getrunken. Einer meiner lustigen und nicht besonders frommen Freunde erzählte mir, daß aus den heiligen Städten jährlich eine beträchtliche Quantität des Zemzemwassers (ein wunderwirkendes, allerheiligstes Naß) eben in den Hasirliks oder in andern solchen Gefäßen unbemerkt exportirt werden, in welchen der Raki importirt wurde.

In Persien ist der Gebrauch der Spirituosen schon gar wenig beschränkt; obwohl auch hier nur die höhere Volksclasse dem Trunke ergeben ist. Im Norden, namentlich in den von den Türken bewohnten Theilen spielt Branntwein die Hauptrolle, denn der berühmte Wein von Kachit wird nur auf den Tafeln der Größern servirt; im Süden, wo der vorzügliche, dem Tokayer füglich gleichzurechnende Chulari wächst, und wo Hafis seine Lieder über den „rubinfarbigen" ertönen ließ, trinkt man mehr Wein, obwohl auch hier noch Viele aus den Trauben Branntwein brennen. Die Zahl der Consumenten ist in Iran eine verhältnißmäßig kleinere, als in der Türkei, doch ist dieses nicht so sehr der Enthaltsamkeit des Volkes, als seiner Armuth zuzuschreiben, denn wo unter der türkischen Effendiclasse auf zehn Rakitrinker zwei Trunkenbolde kommen, da kann man in Persien mehr als die Hälfte zählen. Ja, ich würde es nicht scheuen, auszusagen, daß der Iraner sich vom Zechgelage, welches fast immer von Orgien begleitet ist, nicht eher aufhebt, bis er total besinnungslos berauscht ist.

Als eine große Abnormität muß noch angesehen werden, daß in Iran selbst die Weiber, doch nur die der Großen, entweder allein, oder in Gesellschaft der Männer dem Inhalte des Gläschens huldigen; es ist dieses in der Türkei unerhört und nur bei den allergemeinsten Hetären anzutreffen. Die Zeit des Trinkgelages ist in Iran so wie überall im Osten die Abendstunde, mit dem Unterschiede jedoch, daß hier die zum Zechen bestimmte Zeit nur selten von der Mahlzeit unterbrochen wird. Man trinkt, wie es besonders in Südpersien die Sitte ist, einzig und allein, um sich stark zu berauschen, hier und da genießt man anstatt des Meze der Türken, irgend eine die Trinklust vermehrende Speise, doch mußte ich überall bemerken, daß diese den Persern nur secundäre Sachen sind, unter dem Namen Bezm (Gelage) versteht er Wein, lustige Brüder, feile Dirnen, welche letztere durch ihre aus den obscönsten Bewegungen bestehenden Tänze ihn ergötzen, und wenn er einmal berauscht ist, ihn in alle verwerflichsten Geheimnisse des cupidischen Ritus einführen.

So wie in der Türkei in Konstantinopel und in den übrigen größten Städten die Zahl der Trinker eine weit größere ist, als die auf dem Lande, so habe ich dieses auch überall in Iran angetroffen. Merkwürdigerweise sind es auch hier die heiligsten und berühmtesten Wallfahrtsorte, wo sich lustige Brüder am meisten in fröhlichen Cirkeln versammeln. Dieses hat mich vorzugsweise in Mesched frappirt, wo man mir in bestunterrichteten Kreisen die Zahl der Trinker auf mehr als zwei Drittel der ganzen Bevölkerung anschlug. Von hier weiter nördlich, ich meine auf der turkomanischen Steppe, sind Spirituosen schon sehr selten anzutreffen, nur berüchtigte Menschenräuber, die ausschließlich von dem Ertrage ihrer kühnen Freibeuterei leben,

und deren gewöhnliche Existenz der der Nomaden entzogen ist, nur diese werden, und das auch nur sehr verborgen, es wagen, sich bei einer Flasche gut zu thun. Solche Leute sind die verachtetsten in ihrem Stamme. Ich werde es nie vergessen, wie ich, während meines Aufenthalts am Görgen es zusah, wie einige Mollahs in Begleitung von Graubärten ein Zelt von Zechern überfielen, diese mit den heftigsten Peitschenhieben aus einander jagten und jämmerlich zurichteten. Menschen stehlen und morden, sich wechselseitig auf's gewissenloseste zu berauben, wird nicht und kann auch nicht bestraft werden, hingegen wird der Trunk, dieses Scheusal im Auge des Turkomanen, so schrecklich censurirt.

Ebenso möchte ich auch in Mittelasien den Gebrauch der berauschenden Getränke nur als beschränkt bezeichnen, denn in Bokhara und Khiva wird Jeder, den man beim crimen flagrans eines Gläschens ertappt, unbedingt mit dem Tode bestraft, und merkwürdig ist es, daß trotz dieser Strenge es dennoch einige, natürlich zumeist persische Sclaven, die dort frei geworden sind und sich niedergelassen haben, wagen, dem so gefahrvollen Genusse sich hinzugeben. Unter den Spirituosen ist Branntwein mehr beliebt als Wein; ersterer wird hier und da auf verstohlene Weise aus Rußland importirt, letzterer von den dortigen Juden fabricirt, die vorschützend, daß dessen Genuß bei ihnen ein von der Religion vorgeschriebener sei, das Fabricationsrecht sehr theuer erkaufen müssen. Die große Nüchternheit der turkestanischen Völker könnte jedenfalls den Fremden überraschen, wenn nicht Religionshypokrisie ein Substitut, ein gefährliches Substitut erfunden hätte; es ist dies der Gebrauch des Opiums und anderer Narcotica, welche, da die Religion sie nicht ausdrücklich verbietet, sich unter den höhern Ständen ebenso sehr verbreitet haben, als Wein und Branntwein in der Türkei und Persien.

Exemplarische Nüchternheit ist nur, soweit ich nach Berichten urtheilen kann, bei den ansässigen Tataren der chinesischen Tatarei zu finden; ihnen sind Narcotica sowohl als Spirituosen, wenn auch nicht völlig unbekannt, so doch verhaßt; die von Samschu oder Opium berauschten Chinesen sind es, die ihnen als warnende Schreckbilder dieses Lasters dienen.

Ebenso sind es auch die Afghanen, bei denen, trotz der Berührung, in der sie einerseits mit den Hindus, andererseits mit den Persern stehen, der Gebrauch geistiger Getränke noch keinen festen Boden fassen konnte. Nur einige Große, die längere Zeit sich in der Fremde aufhielten, sollen das Gebot des Propheten in sehr geheimer Weise übertreten, doch enthält sich die Majorität sowohl in Kabul, Kandahar, Güzne, als auch in andern Orten ebenso sehr des Genusses von Wein und Branntwein, wie vom Schweinefleisch.

* * *

Es wird Viele meiner europäischen Leser befremden, wie die Mohamedaner es sich eigentlich erlauben können, dieses so strenge Gesetz ihrer Religion zu überschreiten, und noch mehr mag es in Staunen versetzen, wenn ich sage, daß in Persien und der Türkei eine verhältnißmäßig große Anzahl der Mollahs und Geistlichen, selbst die höchsten nicht ausgenommen, hierin zu sündigen pflegen. Die Antwort beruht auf einem als Hauptpfeiler betrachteten Grundsatze des Islams. In diesem nämlich heißt es, daß jede Sünde, die vollständig bekannt und bereut wird, einer sichern Vergebung entgegensehen kann; so wie im gewöhnlichen Leben ein Muhamedaner, im Falle, daß ein schlechtes Wort über seine Lippen käme, die Sünde durch den Ausruf: „Töbe istagfar Alah“ (Reue, Gott verzeihe), wieder gut zu machen glaubt, ebenso finden wir Leute, die entweder wöchentlich oder jährlich einmal, und im letztern Falle vor dem Monate Rhamazan sich in eine Generaltöbe einlassen. Trinker daher werden je nach der Quantität ihrer Gewissenslast in jedem Jahre sich einer größern oder kleinern Töbe unterziehen; während dieser Zeit bringt der Mohamedaner nicht nur das eigentliche Naß, sondern auch den es bedeutenden Ausdruck nicht über seine Lippen; er leidet, der Arme, doch so wie die Zeit der vorgesetzten Töbe vergangen, wird auf's Neue zugegriffen; so trinkt man von Jahr zu Jahr immerfort bis zur Vornahme der Töbe, und da Glauben selig macht, so meint man auch unter der Aegide des Gesetzes von den bösen Folgen im Jenseits gerettet zu sein.

An der Grenze Aegyptens.

Von

A. Bulk.

I.

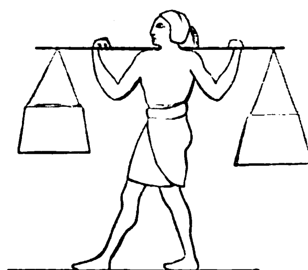
Wer Aegypten bereist, wer jene fremdartigen wunderbaren Denkmale geschaut hat, die, von der Natur gleich sehr wie von Menschenhand verwüstet und zerstört, dennoch die Kraft irdischer Unsterblichkeit zu besitzen scheinen — wer die Spuren und Reste von Darstellungen des Lebens jener Völker betrachtet, und nicht gesehen hat, daß es Völker von Kindern waren, die hier hausten, der muß nach dem Sprichwort sich genügen lassen: Bäume zu sehen — ohne den Wald zu erkennen.

Nicht die Pyramiden, nicht Luxor und Karnak, die gewaltigen Reste der alten Wunderhauptstadt, nicht die Felsengräber der Könige bei Bab el Moluk, die unerschöpflichen Lehrquellen altägyptischer Weisheit, will ich schildern, nur von vereinzelten verschütteten Tempeln und Ortschaften an der Grenze Aegyptens, von zerstreuten Höhlengräbern ohne Auszeichnung, wie man sie längs der Flanken des Mokattamgebirges häufig findet, will ich erzählen, und aus dem Unbedeutenden und Gewöhnlichen jener Welt dennoch die Züge des Kinderantlitzes auffassen, das uns unverkennbar aus ihr entgegenblickt.

Ich ging drei Stunden vor Sonnenuntergang von meiner Barke aus nach dem Engpaß von Serseleh, um die uralten Steinbrüche zu besuchen, welche sich dort auf beiden Ufern finden. Das Gebirge, das auf der rechten Uferseite in die Wüste zurückgeht, und von den höchsten Punkten hier eine herrliche Aussicht so in die Wüste wie in das Nilthal selbst gewährt, ist besonders auf dieser, der rechten Seite tief durchhöhlt. Die Wände des offenen Bruches, oft von vielen hundert Fuß Höhe, sind senkrecht in den Sandstein des Gebirges geschlagen, kleine Thäler sind so gehöhlt, wie auch eine Masse unterirdischer Grotten geschaffen worden, und oft blieben rohe Säulenkolosse stehen, um das Gebirge zu tragen. Die Spuren der kolossalen Brucharbeit sind merkwürdig durch die Kleinheit der Mittel und die zähe Regelmäßigkeit der Linien. Die Schläge, mit einem rechtwinkeligen Eisen geführt, gehen stets abwechselnd nach beiden Seiten; der erste mit der scharfen Kante in das Gebirge, der nächste und tiefere mit der Kante nach dem abzuschlagenden Blocke, in schräger Richtung, und die endlos hinabsteigenden Linien werden dieser außerordentlichen Gleichmäßigkeit niemals untreu, sie bleiben selbst in den krummen Ebenen gehöhlter Nischen stets von der gleichen bewunderungswerthen Genauigkeit und Unwandelbarkeit.

Gewiß waren alle Felsengemächer einst bestimmt, zu Grabhöhlen und zum Theil zu Göttertempeln verwendet zu werden; sie sind nun, wie manches Andere im alten Aegypten, oft in halber Ausrüstung liegen und unvollendet geblieben. Angefangene Tempelwände mit Basreliefs, zwei aus dem Groben gearbeitete kolossale Löwensphinxe

Figur 1.

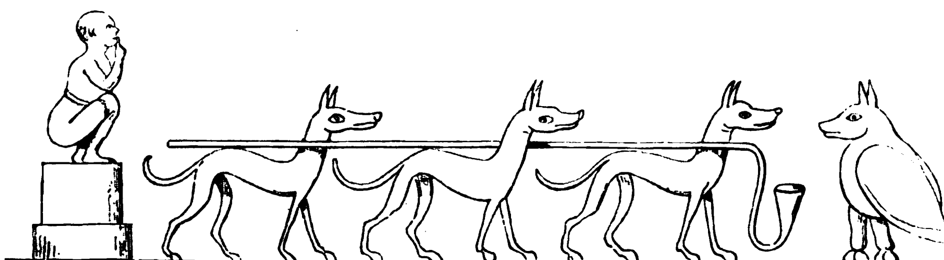


sind wie die Felsengemächer selbst nunmehr halb vom Steinschutt überdeckt. Deutlichere Spuren der Vollendung sieht man auf dem linken Ufer, wo die Steinbrüche unbedeutender sind. Hier finden sich, mitten unter den Verwüstungen und Ausspülungen, die der Nil angerichtet, drei in den Felsen gehauene Tempelfronten mit Säulen und viele bemalte Grotten. Zwar ist Alles zertrümmert, die Wände sind beschädigt oder mit Lehm beschmiert, aber die Einzelheiten der Darstellung lassen sich theilweise sehr wohl noch erkennen, während sie zugleich wegen der stellenweise noch ganz erhaltenen Farben einen lebhaften und deutlichen Eindruck von dem Charakter des Lebens, das sie darstellen, zu gewähren geeignet sind.

Wie bunt aber, wie überhäuft, wie kindisch oder doch kindlich nach Form und Inhalt tritt uns nun diese Welt entgegen, wiewohl ihre Darstellungen auch auf das Heilige gerichtet sind und durchweg den Charakter des Ernstes und der Wahrheit in Anspruch nehmen, da sie dem Andenken

geliebter Geschiedener gelten. Denn es sind einerseits alle häuslichen Verrichtungen dargestellt, um das Leben der Gestorbenen aufzubewahren; Frauen und Männer die Küche besorgend, die Zubereitung der buntesten Gemüsefrüchte, das Schlachten von Kälbern u. dergl., wobei unter allerhand Geräthschaften auch unser moderner Feldstuhl erscheint; Wassertragen (Fig. 1) ferner, nicht in den bekannten noch heute dort gebräuchlichen Gullen auf dem Haupte, sondern auf den Schultern mit der in unserm deutschen Norden ebenfalls gangbaren Pede; und daneben sieht man allerhand liebliche und freundliche Vereinigungen zur Geselligkeit. Andererseits dann finden sich Bildsäulen, nur der Lebensform der Persönlichkeit gewidmet, in ruhiger Haltung und einzeln oder zu Gruppen verbunden. Hier z. B. weilen eine unbezwingbar komische Kraft ausübt — eine Spielerei flüchtigen Interesses für den gereifteren Geist, aber geeignet, Schrecken oder Freude, und vor Allem die Schauer des Erstaunens, der Bewunderung, der Anbetung zu erwecken unter einer Welt von Kindern, denen das Unerhörte, das Ungeheuerliche, das Niegesehene imponirt und denen das Unmögliche das Höchste ist. Endlich fallen uns auch die sonderbarsten und in ihrer Naivetät oftmals nicht wiederzugebenden Attribute auf, und die abenteuerlichen Ausschmückungen dieser ganzen, zu Hilfe und Nutzen der Menschen vorhandenen und auf's Gemüthlichste mit dem Menschen selbst in allen Alters- und Familiengraden gemischten Götter- oder Geisterwelt. Hier ist eine barocke priesterliche Mannesgestalt mit Ochsenfüßen, das

Figur 2.



stehen sechs Gestalten neben einander mit sehr verschiedener und zum Theil auffallender und räthselhafter Bewegung der Arme; dort sitzen zwei Töchter ungleichen Alters neben der Mutter, unter deren Arm eine jede anschmiegend den ihrigen geschlungen hat, mit dem Ausdruck rührender Anhänglichkeit und offenbarer Familienähnlichkeit. Unter den Malereien aber nehmen endlich einen großen Raum ein die Darstellungen der Götter und der göttlichen Symbole in ihrer Herrschaft nach dem Tode des Menschen, die Opfer der Gestorbenen, dargebracht in Gegenwart der Götter, ihre selige Aufnahme in die jenseitigen Reiche und Räume.

Hier erscheinen nun die wunderlichsten Märchengestalten einer kritiklosen, aber bekanntlich in der Einbildung unerschöpflichen Kinderwelt; die menschliche Gestalt mit mannigfachen Thierköpfen geschmückt, die wunderbarsten fabelhaften Zusammensetzungen aus diesen beiden Welten, Götter in Vogelbildung (Fig. 2) mit dennoch menschenähnlichem Ausdruck in den Zügen, der zulange und umfangreiche Priestergewand am Halse mit fünf über einander stehenden Kragen gekrönt, das Haupt mit einer spitzen Bischofsmütze geschmückt, welche die volle Länge des menschlichen Oberkörpers in Anspruch nimmt; dort finden Opfer über einer Flamme, dort Sphinx- und Blumendarreichungen der Götter an die Menschen statt; mumienartige Frauengestalten, Wickelkindern ähnlich, befinden sich, zum Beweise, daß sie Leben darstellen, in verschiedenartigen Beschäftigungen, und geschmückt mit Ohrringen, Armbändern, mit abenteuerlichen Kopfputzarten nach dem neuesten Geschmack von Paris; Frauen paradiren mit schön geflochtenen und häufig mit blauen Haaren; Göttinnen sitzen feierlich da, große neben ihnen stehende Jungen säugend oder aus der Brust einen Milchstrahl springen lassend, den Ueberfluß segnender Kraft, und in der Weise der hebräischen Seraphine gezeichnet prangt vielfach als Schutzmacht eine hohe weibliche Gestalt mit langen und eckigen Adlerflügeln.

Doch nun die Zeichnung erst und die Farbe! So überhäuft bunt und grell wie dies Alles gemalt ist, so unbefangen — ohne ein gemeinsames einiges Maß für die Größenverhältnisse und ohne Einheit des Gesichtspunktes für die Raumverhältnisse — wie hier Alles neben und auf einander steht, konnte nur der kindliche Geist sich ergehen! Ohne Uebersicht für das Ganze wendet das Kind dem Einzelnen seine volle Aufmerksamkeit zu, und würde, auch wenn sie ihm vorgestellt würden, Einschränkungen des Einzelnen, die aus dessen Stellung zum Ganzen folgten, als Untreue, als Mangel an Lebenswahrheit zurückweisen. Und je bunter überdies das Ganze ist, desto besser, desto werthvoller! Hier aber in der Selbstabspiegelung Aegyptens, an den Wänden heiliger Todtengräber, ist offenbar Darstellung und Leben eins. Männer schwarzen Antlitzes in rothem Kleide und braune Frauen in gelbem Kleide, fleischrothe männliche Gestalten neben ganz blauen Gestalten der Weiber, die Häupter der Götter, insbesondere ihre Thierköpfe, entweder blau oder grün, oft nur das Haupthaar der Frauen, wie ich schon oben erwähnte, mit schönem Tiefhimmelblau gefärbt, der Raum aber, der große Raum des Hintergrundes, den die Darstellungen nicht bedecken, bemalt mit gelben und rothen Längenstreifen, oder mit Würfeln, die aus der Fläche blau, roth und grün neben einander hervorspringen, oder mit gehäuften, in eben diesen Farben strahlenden Sternen — entspricht solche Lebensmischung, solche Farbenpracht und Fülle nicht ganz dem vergnüglichsten Kindergeschmacke? Die Figuren sind stets in Strichen und Umrissen gezeichnet, die Verschlingungen und Kreuzungen der Glieder beim Gehen u. s. w. bieten statt der organischen Wiedergabe nur die einfache Wiederholung der Vorderansicht des Gliedes dar, ohne Rücksicht auf seine Stellung im Ganzen — gewiß ein Zeichen von Kindermalerei! Das Händereichen z. B. zeigt immer die Wiederholung nur der äußern Handfläche, und von Fernwirkung ist überall nicht die Rede!

Wer nun diese Wiedergabe des Lebens mit der einfachen Bemerkung erklärt wissen wollte, „daß damals die Kunst der Perspective eben noch nicht erfunden war,“ der würde in der Entfaltung des Menschengeistes und in der Bereicherung durch seine Entwicklung nichts als zufällige Momente sehen wollen, und sich damit die einzig erfahrungsmäßige Wahrheit, das organische Wachsthum der geistigen Menschheit, ableugnen oder verhüllen. Hierauf eben kommt es an. Denn ohne in die Gesetze des Menschengeistes einzudringen, ohne seine Entwicklung anzuerkennen und zu studiren, wird man vergebens den Geist und seinen Leib, die Menschheit, verstehen wollen! Das Erfahrene ist das Erwachsene. Im großen Ganzen der Menschheit, wie im Leben des einzelnen Menschen ist eine geringere Entwicklung zugleich eine frühere, minder reife Altersstufe, sind die Perioden der Entwicklung so organisch bedingt wie Keim, Blüthe und Frucht es sind. Nur in der Vernachlässigung dieser offenbar liegenden Erkenntniß und geschichtlichen Wahrheit ist man dazu gekommen, in den alten Culturstätten von Babylon, von Assyrien, von Indien, insbesondere aber von Aegypten Wunder eines vollkommenen, mit ihnen von der Erde hinweggenommenen Geistes, unerreichbare Denkmäler einer Weisheit und Erkenntniß zu erblicken, mit denen keine Nachwelt sich messen könne; ja allen Ernstes zu behaupten, in der ersten Zeit nach der Schöpfung nur, d. h. in der Wickelkindperiode des Menschengeschlechtes, habe der Geist noch seine volle Krone entfaltet und sei dann absteigend mehr und mehr mit den neuen, immer sündigern Geschlechtern verdunkelt und verringert worden. Als ob des Menschen Wahrnehmung, seine Erfahrung, sein Können und Erkennen wachsen, und seine Weisheit, seine Geistigkeit zugleich abnehmen könnten! Das war meine erste und größte Ueberraschung in dieser unterirdischen Trümmerwelt ägyptischer Herrlichkeit, daß ich an ihrem Leib und Leben gleichsam, statt unerreichbar gewähnter und ewig verlorener Herrlichkeit, nur eine vorübergegangene Altersstufe mit ihrer Eigenthümlichkeit erkannte, daß ich an all ihrer Kraft, Kunst und Fähigkeit die handgreiflichen Kennzeichen einer noch kindlichen, in niedern und äußerlichern Bewußtseinskreisen befangenen Entwicklungsstufe des Geistes wahrnahm, und so das Organische, die Vernunft, in der göttlichen Weltordnung wiederzufinden vermochte!

In der That, was bedeuten diese in ihrem ehrwürdigen Ausdrucke dennoch nicht heiligen, in ihrer vergeistigten Heiligkeit

also oft komischen Vogelgestalten der Götter, diese durch thierische Köpfe und Kennzeichen zu Bildern des Weltgeistes erhöheten Menschengestalten? Was Anderes als die Einbildungen (Phantasie) und die Weisheit des gedankenfleißigen aufmerksamen Kindesalters der Menschheit, das in dem Abenteuerlichen und Ungeheuern den erscheint, den Schlüssel sucht, der die Schöpfung aufschließe, die Idee der Gottheit? Und diese wunderbaren in der Weihe des Tempels, mitten im Herzen der Frömmigkeit, uns überraschenden Zeugungsembleme, deren Darstellung und Verehrung wir in den weitestverbreiteten Religionen des Alterthums so allgemein finden, die uns hier als



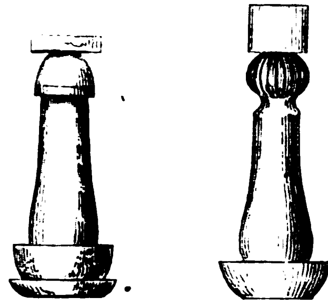
Am Hafen von Syene.

höchsten Ausdruck für die Ehrfurcht, den stärksten Anreiz für die Anbetung findet, das von dem Geist nur die Gespensterformen, von der Schöpfungsmacht nur das sogenannte Wunder erfaßt hat, welches, die Gesetze der Schöpfung entstellend, im Siege des Unmöglichen besteht? Was Anderes bedeutet diese Vergöttlichung des Thierwesens, als die Reife eines Alters, welches noch in der Thierseele, weil diese der eigenen Entwicklungsstufe, der eigenen Selbstempfindung noch so innig verwandt, so heimisch ein Urbestandtheil des Tempels in der einfachsten ältesten Form der ägyptischen Säule (Fig. 3), sowie in dem sogenannten Lebenszeichen, dem Tau, das nie in der Hand der Götter und Helden fehlt, entgegentreten, um anderer naiverer Formen zu geschweigen — was bedeuten sie Anderes, als ein unwidersprechliches Zeugniß für den der Kindheit noch nähern Unschuldssinn des Menschen, als das Gleichniß jenes geistig noch nicht erwachten Menschenpaares im Paradiese, dem erst mit der Erkenntniß-

frucht auch die Selbsterkenntniß der Scham zum Erbe ward? Denn oberflächlich und bewußtseinsärmer offenbart auch das Kindesalter ohne Scheu noch, was dem erwachtern, selbstbewußter gewordenen Ich eine Verletzung des innern Menschen scheint, und für ein feineres, zarteres Selbstgefühl der Weihe entbehrt.

Auf Wegen und Stegen alles Heidenthums finden wir die naive Verkörperung des Göttlichen in den einzelnen menschlichen Kräften und Trieben, bis wir im Christenthum Gott zum ganzen und vollkommenen Menschen geworden sehen. An diesem Wendepunkte erst tritt die Erniedrigung alles Sinnlichen unter das Geistesich dieses ganzen und vollkommenen Menschen auf, der volle Kampf zu seiner Bezwingung, zur Erhöhung des erstgeschaffenen (sinnlichen) Seelenadams in das Gesetz des andern Adams, welcher der „Herr vom Himmel“ ist. Alles noch nicht zu solchem Innengeist erwachte Religionswesen ist Heidenthum, Leben der Kindheit, in den Menschenvölkern sowohl wie im einzelnen Individuum.

Figur 3.



Aber wie jeder Frühling des Lebens seinen Sommer und Herbst und den Winter hat, in dem die höchste Entfaltung wieder zerfällt zu neuem Samen, so hat auch der Geist Aegyptens, noch in niederm, kindlichem Seelenkreise befangen, dennoch seine Wunderblüthen und Früchte getrieben und seine Reife in dauernden Denkmälern der Geschichte gestaltet. Welche Pracht der Bauten, welcher Reichthum der Ideen umgibt uns noch hier — jenseits der Ruinenhaufen des gewaltigen Theben — auch in Oberägyptens Tempeln, Grabmälern und Todtenstätten; denn bis an die Grenze Aegyptens starren sie aus dem Sande hervor oder aus den Fluthen des Nils, richten sie sich unter dem Schutt und den Ablagerungen des lebenden Geschlechtes auf, das in ihren Trümmern und auf ihren Dächern nistet, tauchen sie aus den nackten Felsen des Gebirges empor, die Spuren jener steinernen Machtbauten und Heiligenstätten des pharaonischen Zeitalters!

Aufwärts Serseleh kam ich an Ombos vorbei. Welche Tempel und Trümmer! Sie sind bis zur Hälfte in Sand und Schutt vergraben und Viel ist herabgestürzt in den fluthenden Nil, aber noch jetzt gewährt es einen zauberhaften Eindruck, aus diesen Säulenhallen, unmittelbar über dem breiten Strom, hinaus über das Nilthal zu schauen, jetzt, da Sandhügel und Lehmhütten zumeist jene Plätze ausfüllen, die von blühenden Städten und stattlichen Palästen belebt waren, von dem Glanze der Kriegerkaste, von den Festen der Priesterherrschaft, vom Verkehr der Landstraßen, von den Heerden der Zuchtthiere und der Arbeit der Hausthiere, von reichen Fruchtwäldern, Gärten und Palmenhainen! Es mochte seinen Namen des Edelsteins wohl verdienen! Die Anlage des Tempels umfaßt auch hier, wie gewöhnlich, drei Theile, die stets sich verkleinernd hinter einander gebaut sind; der letzte, der dem jüdischen Allerheiligsten entspricht, ist bis an's Dach hinauf verschüttet. Die Fronte von fünf Säulen Breite und drei Säulen Tiefe mißt neunzig Fuß, denn die Säulen, wie immer in den ägyptischen Bauten nahe auf einander gerückt, haben jede neun Fuß Durchmesser. Die Steine der Decke von einem Architrav zum andern sind vier Fuß dick und zweiundzwanzig Fuß lang. Schön und reich sind diese Blumencapitäle der Säulen; in prächtigen Phantasien zeigen sie die lieblichste Abwechselung südlicher Pflanzenformen. Freilich ist die regellose Mannigfaltigkeit derselben für unser feineres ästhetisches Bedürfniß wiederum störend, da jedes Capitäl ohne Ausnahme vom andern verschieden ist, so daß auch die Länge des Schaftes, zumal wo die Säule in hohe Schilfblätterformen ausläuft, bedeutend abwechselt. Doch macht das Einzelne oft einen wunderbar lieblichen Eindruck, und selbst die Buntheit des Ganzen schließt diesen nicht aus, insofern sie die wechselvolle Schönheit des Lebens nachahmt und wir unter diesen Blumengestalten uns wie in

das Reich der Natur selbst versetzt empfinden können.

Das Hilfsmittel übrigens, welches die alten Aegypter anwandten, um eine solche Täuschung lieblicher zu machen und zu erhöhen, die gemalte Farbenpracht der vielfachen Blumencapitäle, muß unserm Geschmack als ein sehr zweifelhaftes erscheinen. Die Fläche tritt zu nahe, das Material der Farben zu grob auf, um die Natur wirksam nachzuahmen. Es hat für uns etwas Unerträgliches, auch die schönsten Steinformen mit Farbe zu bedecken, zumal wenn die zauberische Wirkung derselben wie hier hauptsächlich in grellen Contrasten und möglichst vollkommener Buntheit gesucht wird. Denn auch hier sind in dem früher angegebenen überhäuften Geschmacke nicht nur Säulen, sondern auch Balustrade, Decke und Fries mit zum Theil noch ganz erhaltenen Malereien bedeckt. Unter den Figuren tritt hier besonders häufig ein bunter Adler mit zwei Schwertern auf, und auch hier springen uns die farbigen Längestreifen, die Würfel und Sterne in blauer, weißer und rother Farbe entgegen, doch sind die Farben jetzt meist verblaßt und die Flächen zerfallen. Auch hier kehren jene verdrehten Körpergestaltungen wieder, sowie jene Mannigfaltigkeit lieblicher Darstellungen des Götter- und Menschenlebens, komische Vogelgestalten mit Menschenantlitz, und in den wunderlichsten, ja auffallendsten Stellungen, eine feierliche sitzende Gestalt, von Frauen bedient, deren eine ihr den Trank aus einer Flasche in's Glas schenkt, eine andere wie zum Opfern, oder eigentlicher, als wäre es auf's Rauchen abgesehen, ihr ein Instrument, ein Rohr, sammt einer kleiner Flamme darreicht, während andere ihr Früchte bieten &c. Ein Gang von schlankern Säulen scheint noch die Vorhalle umgeben zu haben, und näher am Nil noch finden sich ungeheuere Reste von Pylonen, Ueberbleibsel eines zweiten Tempels, der in den Fluß versunken ist, aber noch Granitblöcke z. B. in Altarform zurückließ. Welcher Reichthum mochte hier einst gewaltet haben, welcher Aufwand von Menschenkräften und Menschenleben nunmehr im Schlamm des Nils vergraben sein!

II.

Folgenden Tages legte die Barke vor Syene (Assuan), der alten Grenzstadt Aegyptens, an. Hier wird das Gebirge Granit, und die Ufer des Flusses sind von Steinbrüchen umgeben. In diesen Steinbrüchen sah ich u. A. einen Granitobelisken liegen, neunzig Fuß hoch, der niemals fertig geworden!

Ich setzte alsbald nach der schmalen, vielberühmten Insel Elephantine über. Welche Trümmer liegen hier umher. Wie muß dieses Eiland mit Tempeln geschmückt, mit Granitbauten überdeckt gewesen sein, deren gewaltige Subconstructionen man noch in das Wasser hinabsteigen sieht. Zwischen und zum Theil auf den Ruinen der alten Stadt, welche den südlichen felsigen Theil der langgestreckten Insel einnahm, liegen die Lehmhüttenhaufen einiger Dörfer, während die nördliche, von fettem Nilschlamm überzogene Spitze dem Auge den erquickenden Anblick einer Oase üppigsten Pflanzenwachsthums mitten in Sand und Felsen bietet. In den Ruinen, unter malerisch umherliegenden Felsblöcken, aufrechten Tempelthoren, Säulen und sitzenden Granitstatuen, sah ich auf einem hohen Thore Figuren in Basrelief mit so feiner Bildung, mit so schönen sprechenden Zügen in den harten, spröden Granit gebildet, wie ich sie sonst nie in Aegypten erblickt habe! In die Felsen selbst sind hier, wie überhaupt in der Umgegend Assuans und der Katarakten, Hieroglyphen und kunstvolle Basreliefs gehauen ... Opfer und Andenken wohl den Göttern, oder auch den Menschen, die in diesen Steinbrüchen hausten vor dreitausend und vielleicht vor fünf- oder sechstausend Jahren!

Es kostete mich einige Mühe, den Reiß (Capitän) meiner Barke zu bewegen, noch weiter in das Steinmeer der hier beginnenden Granitwüste hinein, gegen die Katarakte hinaufzufahren; doch ein Paar Flaschen Wein aus meinem Vorrath — denen die Rechtgläubigkeit des Islam hier selten widersteht — und ein für zwei Piaster* gedungener Pilot brachten am Ende Alles in Ordnung. Wir fuhren bis nach der kleinen Insel Zehehl, wo ich ausstieg, und

* Der Piaster = 40 Fadda, etwa 8 Kreuzer, kaum mehr als 2 Silbergroschen.

es war in der That eine bei den embryonischen Talenten dieser Schiffsmannschaft so bedenkliche wie romantisch lohnende Ausflucht, da wir durch wogende Strudel und chaotische abenteuerliche Granitmassen in voller Arbeit uns durchzuwinden hatten. Die Alterthümer auf der Insel sind werthlos, desto mehr Romantik ist in ihren Felsen, die eine Ebene, pittoresk mit Bäumen und einem Fellahdorfe belebt, eingränzen. Welche bewegungsvollen Ausblicke von ihren Höhen auf die brausenden wilden Katarakte aufwärts, und niederwärts das Nilthal entlang mit grünenden Inseln und Uferplätzen, mit dem kahn- und segelbelebten Flusse, auf die lybischen Sandwälle im Westen und gegenüber auf das Granitgebirge mit seinen Steinbrüchen und seinen Trümmern von Städten und Schlössern! Denn die Jahrhunderte und die Jahrtausende sind hier versammelt an der Grenze Aegyptens aus den wechselnden Geschlechtern der Menschen — das alte Syene, die Tempel und Trümmer der Pharaonenzeit durch einander gewürfelt mit römischen Mauern, den Spuren und Zeugen jener welteinenden Eroberung, die das vielköpfige Heidenthum wie in eine einzige Völkerkelter zusammenwarf, mit den Ruinen der untergegangenen arabischen Grenzstadt gegen Nubien, welche als das Denkmal einer neuen Weltherrschaft und eines neuen Evangeliums hier zurückblieben, mit den Ueberbleibseln endlich jenes christlichen Castells, das die neuesten fränkischen Eroberer, die Vorkämpfer unseres Jahrhunderts, auf dem Felsen dort gründeten!

Ich war auf die höchsten Spitzen der Insel geklettert. Hier riefen mir, von unten her, zwei kleine Gestalten das gewöhnliche „Bakschiesch, ya Chawaja!“ Trinkgeld, o Handelsherr! zu, und ich bedeutete ihnen, heraufzukommen. Auf Zureden der mit ihnen gehenden Mutter entschlossen sie sich auch endlich hierzu, indem sie ihre Last vom Kopfe niederlegten und sie der Mutter zurückließen. Es waren Mädchen, wie hier gewöhnlich nur mit einer Riemenschürze bekleidet und mit einem kleinen Lappen um die Schultern, während die Knaben meist völlig nackt gehen, sepienbraun, schlank und schmächtig; die Aelteste mochte wohl neun Jahre zählen. Um ihr den Weg zu erleichtern — die Jüngere folgte nur von fern — stieg ich zuletzt etwas herab, ihr entgegen. Damit war jedoch Alles verdorben. Unendliche Scheu im Gesichte floh sie von dannen, und verbarg sich in die Felsen. Ich, sowie mein Führer und von unten die Mutter redeten ihr vernünftig zu; allein ihr Schwanken zwischen Ermuthigung und Angst dauerte wohl eine Viertelstunde, während deren sie bald nahete, bald floh. Sie war augenscheinlich sehr lebhaft und munter von Temperament; in ihr selbst wechselte öfters die unbesiegbare Furcht vor meiner Nähe mit dem eigenen herzlichsten Lachen darüber, so bald sie fern war. Da stand sie nun endlich, zehn Schritte vor mir, in den Felsen, an den Stein gelehnt in lebhaften wechselnden Stellungen, tauschte mit der Mutter unten im Thal unter den lebhaftesten Gesticulationen und häufigem Zusammenschlagen der Hände Gespräche und Rufe aus, blickte bald angstvoll auf mich mit den großen sprechend lebendigen Augen und lachte bald wieder mit vollem Munde, der die schönsten weißen Zähne wie einen Schmuck aufzeigte. Ihr Verlangen, ich solle das Bakschiesch ihr zuwerfen, war schon wegen des Felsens unvernünftig, und sie sah es endlich so weit ein, daß sie das erste Geldstück mir zu Füßen vom Felsen zu nehmen kam. Beim zweiten vermochte ich sie schon, mir das Händchen zu reichen. Dann ließ ich ihr den Vorschlag machen, ihren geflochtenen Ledergürtel — ich bewahre ihn noch — mir zu verkaufen; das gab nun wieder Flucht, und dann einen neuen Wortwechsel mit der Mutter unten. Endlich löste sie den Gurt, riß aber dabei den Leinwandlappen von den Schultern und hüllte sich so geschickt, augenblicklich und sorglich darein — so weit es nämlich gehen wollte — als wäre sie niemals nackt gegangen. Mich wunderte diese Scheu, da ich die Kinder im eigentlichen Aegypten durchaus empfindungsloser, wenn nicht unempfindlich gegen solche Scham, freilich auch entfernt nicht von dieser Lieblichkeit, diesem feinen und anmuthigen Bau, gefunden hatte, und da ich von Mädchen nur wenig höhern Alters es erlebt hatte, wie sie, eingeschüchtert durch den Anblick des Fremden, ihre Körperformen preisgaben, um mit dem vorhandenen Fetzen das Gesicht zu verhüllen, dessen Preisgeben allerdings für Weib und Mädchen nach arabischer Empfindung die schlimmste Verletzung

der Schamhaftigkeit in sich schließt. Hier, an der Grenze Nubiens, schien ich jenseits des Muhamedanismus in das Heidenthum der Natur eingetreten zu sein, und um es sprechen zu lassen, fragte ich den Mann, der mich führte, ob man der Kleinen jetzt auch noch das Stück Leinwand abkaufen könnte? Aber mit der unvergleichlichen Würde des Orientalen bedeutete dieser mich, und sagte: „Dann würden wir Räuber sein!“ Ein kostbarer Beitrag in der That zu der Nacktheit und Armuth des Führers selbst, die Würde des stolzen Natursohnes gegenüber der Bildung und dem Reichthum des „Franki!“

Für das Gürtelchen verlangte sie einen Piaster nur. Ich kaufte ihr auch das bunte Korallenhalsbändchen ab, das sie trug, und das sie auf zwanzig Fadda, d. h. kaum mehr als einen Silbergroschen abschätzte.

Das wilde Geschrei mit ihrer Mutter hatte das ganze Dorf unten in Alarm gebracht, und so waren nun noch andere Kinder, wohl ein Dutzend, zu mir heraufgeklettert, darunter ein Mädchen mit so überraschend schönem, sprechendem Antlitz, das dunkle ausdrucksvolle, große Auge so ernst und still aufmerksam auf mich geheftet, die Formen des mattglänzenden schön braunen Antlitzes so edel und rein, daß ich meine, nie etwas Schöneres gesehen zu haben! Als ich aber meine Aufmerksamkeit auf sie wendete und ihr ein Bakschiesch anbot, floh sie wie ein Vogel davon, und ich habe sie nicht mehr zu Gesicht bekommen! Ein wenig entschädigte mich dafür ein größeres etwa zwölfjähriges Mädchen, das eben so still und aufmerksam, immer die letzte, unserm Zuge folgte. Auch sie entfloh zwar, als ich sie zu mir rief, aber sie kam doch immer wieder nach, und nahm endlich auch ein Bakschiesch, wofür sie mir die Hand gab. Sie war von den Schultern an in ein Stück Leinwand gehüllt, die Form ihres Gesichtes weniger vollkommen ebenmäßig, aber immer noch edel, einer innern Würde voll, von unaussprechlicher Lieblichkeit, ganz bezaubernd besonders ihr dunkles, ernstes, sprechendes Auge. Sie ging zuletzt, und während ich meine kleine Wilde schon so weit gebracht hatte, daß wir ein Stück des Felsens Hand in Hand hinabstiegen, immer nahe hinter mir her, und wenn ich mich umblickte und sie freundlich ansah, lächelte sie, dieses Lächeln aber war wunderschön; so innerlich, so natürlich hold verschämt, wie es unsere Cultur gar nicht mehr haben mag, und das schmelzende Auge nahm dann einen so seelenvollen tiefen Ausdruck von Liebe an. Bei meinem Kahn machte ich ihr das Anerbieten, mir eines von den kleinen zierlichen Zöpfchen, in denen Alle das krause Haar scheitelabwärts von der Stirn geflochten tragen, zu überlassen. Sie entfloh augenblicks, doch nur bis zum nahen Busche; und gleich darauf brachte mir ein Knabe das Zöpfchen, das sie, statt von meiner angebotenen Scheere Gebrauch zu machen, dort sich ausgerissen hatte! Sie mußte wieder herbei, um ihre Gabe zu empfangen. Indessen hatte aber meine kleine Wilde sich auch gleich ein Zöpfchen ausgerissen, und das Beispiel wirkte so ansteckend, daß ich Einhalt thun mußte.

Von einem alten Weibe erhielt ich ein paar sehr merkwürdige Kupfermünzen mit dem Gepräge ägyptischer Gottheiten aus den Ruinen Syene's für zwanzig Fadda! Mit wahrem Bedauern trennte ich mich von dem lieblichen jungen Insularvölkchen, das mich nun umstand, nachdem ich die schönsten von den Knaben und Mädchen noch mit Bakschiesch versehen hatte, und ich muß gestehen, daß mir diese nubischen Kindergestalten als die schönsten vor dem Auge stehen, die ich je gesehen habe, wahrhaft erquickend durch die Vollkommenheit ihrer Körperformen, durch die lockende Sammetweiche ihrer sepienbraunen Haut, durch die liebliche Ruhe der schönen stillen Züge! Eine reiche innere Welt scheint in ihnen zu schlummern, und das große ernste geheimnißvolle Naturauge und der liebevolle unschuldige Blick vermag ihnen Bewegung und Sprache zu geben.

Nach meiner Rückfahrt durch die herrlichen Granitufer machte ich im Hafen Assuans einen Besuch auf einer neben der meinen liegenden französischen Barke. Welch ein schneidender Gegensatz in der Nüchternheit, in dem reichlichen Formenwesen leerer Höflichkeiten der zwei alten Herren und der jedenfalls noch ältern Dame, ohne Austausch, trocken und seelenmager! Aber ich fand überhaupt auf dem Nil das reisende Ausland weit mehr durch alte kahle, mitten im Gelde verarmte Lebensruinen vertreten, als durch das jüngere warmherzige Geschlecht, dem es noch Ernst ist um

das Erkenntnißmahl, das die Schöpfung nicht den Verdauungssüchtigen, sondern den Hungrigen und den Durstigen aufbewahrt.

Dann, so lange der Tag es gestattete, ließ ich mich in den Ruinen Assuans umherführen, den geheimnißredenden Resten von Palästen, Tempeln, Bädern, Castellen; mit dem wundervollen nächtlichen Mondschein aber machte ich mich auf, um nur die Natur, und ungestört, zu genießen. Ich kletterte und streifte ohne Führer den Nil aufwärts weiter in die Granitberge Assuans hinein.

Zwar auch hier, fand ich nun, ist die Einsamkeit keine absolute und gesicherte, wie man leicht annehmen mag bei der Einfachheit dieses Lebens, der geringen Bevölkerung und der Wildheit der Gegend. Wenn ich auch nicht, wie die Leute des Landes an die „Harâmi," die Räuber, glaubte, die nach der kindlichen Furcht des Fellah, sobald es dunkel wird, an den Ufern des Nils ihr Wesen treiben, so erwartete ich doch ebensowenig, was ich in der That traf, eine dem Räuberhandwerk nicht grade fremde Art von Nachtvögeln, die wohl ein Interesse haben mochten, solche Räubersagen zu verbreiten und zu unterhalten, damit man sie selbst nicht belästige! Als ich nämlich mich abwärts vom Ufer mehr in die Felsen verloren hatte, sah ich aus der Erde heraus einen Lichtschein plötzlich unter einer Bergspitze aufleuchten, der mich, so überraschend kam er, wie die Ankündigung eines Zaubermärchens berührte, um so mehr, als ich weibliche Gestalten im Eingange und in der Tiefe der Höhle in undeutlichen Umrissen hinschweben sah. Die Beobachtung bestätigte sich auch in der That, allein die Erdgeister ernüchterten sich in meiner Phantasie, nachdem sie zuerst einen kurzen Schreck und ein längeres Mißtrauen über die unerwartete Erscheinung meiner befremdenden Persönlichkeit offenbart hatten, und sodann mit nicht geringer Erregung mir ihr Wohlwollen in derber Realität bezeigten, wie es geringere Erdgeborene eines nicht auserwählten Schlags thun. Ja, es waren „Gawazieh," die Tänzerinnen des Landes, die sich in der scheinbar vollkommenen Wildniß hier niedergelassen hatten, um in einem jedenfalls kostenfreien Privatlogis das Privilegium der Verborgenheit und der Freiheit zugleich aufzusuchen. Welche Contraste unter diesem Sternenhimmel, mitten in dieser großartigen Natur, die vom Weltgeist berührt und zur Geistesarbeit der Jahrtausende erschlossen und geweiht scheint! Aber Aegypten ist ja das Land der schneidenden Contraste! Pracht und Elend, Vergötterung und Verthierung sind als Zwillinge in ihm geboren, und von alten Zeiten her erzogen, Kinder derselben Scholle und des einen Lebensgeistes, so in der Realität des Staates wie im Gedanken der Religion! Ist nicht das Land, diese Lebenswiege, selbst ewige Unfruchtbarkeit neben üppig quellender Schöpfungskraft? Die starre, todte Wüste gepaart mit einem Paradiesgarten, der auf den Wink nur der Menschenhand Ueberfluß zu erzeugen bereit ist!

Ich wendete mich wiederum, und nicht ohne die Reflexion, daß eine solche „Wüste" denn doch wohl räuberische Elemente und Gewaltthat verbergen könnte, dem Nil zu, und stieg herab mitten unter den Granitfelsen bis zum Spiegel des Wassers, gelockt von dem Silberblinken des Mondlichtes. Die Felsen schienen im Wasser zu baden, und ihre Gesellschaft lockte mich selber in die Fluthen hinein; ich schwamm, vorsichtig dem schweren Granittriebsande mich entziehend, und im Schwimmen wiederum vorsichtig, etwaigen Flußungeheuern auszuweichen. Eine Stunde noch kletterte ich sodann herum in der erhabenen, hier beginnenden, gestaltenreichen Granitwüste, oder lag auf dem Felsen ruhig ausgestreckt unter dem köstlichen Himmelslicht, und nahm, was mich umgab, in mich auf, das Irdische wie das Himmlische!

Noch lebendig gedenke ich dein, du zauberisches Nilthal, Thal der Wunder und des Lebens! In dem azurnen Mondlichte die hohen glitzernden, oft glatt spiegelnden Blöcke rings in röthlicher Klarheit schimmernd, meist rosafarben, doch auch unheimlich zuweilen, schwarz und gespenstisch im Dunkel ragend! Auf ihren Gipfeln, über Klippen, über Tempeln und verfallenen Mauerresten thronend die weissagenden Geister der christlichen, der sarazenischen und der heidnischen Eindringlinge, wie der eingeborenen Pharaonen! Die Herrschaft, der Urgeist des Landes verkörpert in den räthselhaften Sculpturen der nackten Felsen, als ein Zauber der Unbeweglichkeit, der bis heute alles Leben noch gefangen hält, und verstreute Riesensplitter, unvoll-

endete Werke seiner gewaltigen Arbeit, wie göttliche Fragezeichen in den Felsen zurückließ, bis die Lösung in Erkenntniß das Leben erneuern wird. Dazwischen der ewige unerschöpfliche Strom des Lebens, der Nil, und dunkle Palmenhaine unmittelbar auf den Felsen, und Ameisenhaufen ähnliche Hütten der Menschen, die heute noch wie damals im Unbewußtsein des Halbwachens dahinträumen, den Tag vom Tage pflücken, das große Leben und den Horizont der Einheit täglich sehen und nicht erkennen, und im Spiegel des Weltalls, wie das Kind in der Quelle, nichts finden als das eigene Antlitz! — Jenseits aber das wunderbar helle, gelbe lybische Gebirge, das wie Zaubergold, leise aus dem Innern der Erde erleuchtet, geheimnißvoll herüberglänzt.

Doch wie hoch ich mich erhebe, immer und immer zuletzt sinkt das Auge hinab zu dem Schöpfer dieser Reiche und Contraste der Entwicklung, dem wunderbaren Lebensgürtel des Nils zwischen Sandwüste und Steinwüste, der wie ein hingeworfener zersplitterter Edelstein unter den Inseln aufglänzt, der brausend unter meinen Füßen ungestalte Tempeltrümmer, zackige Felsmassen umwogt, rechts sich ausbreitet in Dattelhaine und frisches Grün hinein, links sich verengt zu den grollenden Kataraken — und dessen Bette diese Wildniß schuf, schauerlich und lieblich zugleich, die von dem ewig klaren und kalten Sternenall bedeckt, von dem Geisterwesen des Mondlichts durchwebt, und doch von sanfter sinnenschmeichelnder, stets weicher Luft des Südens durchhaucht ist!

III.

Andern Morgens ritt ich mit meinem Führer Schakin Hassein nach Philä, fast zwei Stunden lang durch ein Meer von rosa Granitfelsen, streckenweise zu rothem Wüstensande zerrieben, und lebhaft überkam mich in dieser gleich abenteuerlich wie unermeßlich scheinenden Wildniß das Gefühl der Alten, im Eingange zu stehen in das fabelhafte Land der Menschenfresser. Wer allein und fremd in diese Steinwüste tritt, dem darf es wohl bange werden unter der rastlosen Neugestaltung schwarzgebrannter, rother, dunkelgrüner und grauer Steinmassen, die bald jählings hoch aufsteigen, bald formlos aufgeschüttet sich erheben in unendlicher Zerbröckelung, und, durch die Unmöglichkeit sie zu übersehen, Gefahr, die Schwester des Geheimnisses, zu bergen scheinen. Doch auch dies gewöhnt sich; so oft man angeregt wird, Ausgänge, Wechsel und ein Ende zu vermuthen, es umgibt und begleitet uns immer die gleiche Wüste, unabsehbar, glühend, ein verbranntes Einerlei. Und Wüste auch jenseits wieder hinter den gelbstrahlenden lybischen Sandgebirgen, und zwischen all dem Tode und Todesdrohen der Nil, der einzige Lebensretter!

Auf dem Wege trifft man einzelne muselmanische Capellen, in denen Trinkwasser steht, das die Berberiner herbeitragen „aus Frömmigkeit," sagte mir einer, „nicht für Geld." Unmittelbar am Nil und auf den vielen Inseln von Zeit zu Zeit immerblühende grüne Flecken und Oertchen mit wundervollen gewaltigen Laubbäumen, herrlichen Palmenpflanzungen — zehn Stämme oft aus einer Wurzel! — und Hüttchen, die kaum von der Wüste zu unterscheiden sind. Dazu die Menschen mit ihren wunderlichen Trachten und Farben, halbnackt, schwarze und braune gemischt mit den Arabern, Männer und Weiber mit Ringen an den Armen, an den Füßen und durch die Nase; und damit ich die grünen Gesichter, die blauen Haare der altägyptischen Felsengräber nicht etwa für ein Spiel des Malers nähme, auch hier die ausdrucksvollsten, mir freilich horrend erscheinenden Verschönerungsmittel der Farbe an Haupt und Gliedern! Am meisten Eindruck machte auf mich ein altes in fliegende Lappen gekleidetes Weib, das ich, mit einem Bündel beschäftigt, zwischen den Felsen traf mit gänzlich grün bemaltem Antlitz. Einmal gab es sogar einen lebhaften menschengefüllten Markt, einen Stapelplatz des Handels mit vielen lieblichen Kindern und vielem Geschrei. Welch ein Contrast dieser lärmende, schrillende, gesticulirende Handel des Orients mit der stillen, ernsten und selbst vom Naturlaut der Nilfälle nur dumpf eintönig durchbrausten Einöde ringsum!

Philä ist eine ziemlich runde, lieblich gelegene Insel, recht frei in dem breiter gewordenen Nilthal zwischen den ersten Kataraken unterhalb und einem Knäuel von Stromschnellen oberhalb. Nur im Norden trägt sie etwas angeschwemmtes Land, die Südspitze ist Granitfels; eine feste glatte

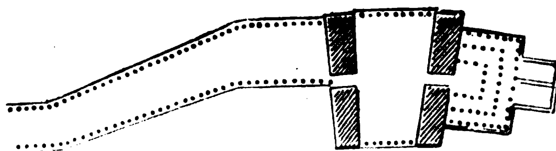
Mauer umfaßte einst die ganze Insel. Die Tempelruinen, hier durchweg aus dem zarten gelblich glänzenden Sandstein, stehen in Fülle umher und sind von hohem Interesse, obwohl sie weder den ästhetischen Geschmack von Tentyris, noch die Einfachheit und Erhabenheit der Bauwerke von Theben aussprechen.

Der Haupttempel mit den zwei Vorhöfen zeigt die dem Stil eigenen gewaltigen Dimensionen. Lange Säulengänge führen auf ein Pylonenpaar zu, jene enormen unzugänglichen glatten Felsenmassen, die, etwas verjüngt nach oben aufsteigend, unten wie Riesenriegel über den Weg zum Heiligen geschoben erscheinen und von der Macht des so verschlossenen Geheimnisses, von der Unfähigkeit des Menschen, ihm ohne Demuth und Ergebung nahe zu kommen, einen überwältigenden Eindruck geben. Der schmale zwischen den Felsstücken gelassene Eingang führt in den Hof, dessen Größe ebenso wie bei dem israelitischen Tempelbau die Dimensionen des Tempels selbst weit überragt. Rings umgibt ihn ein schön sculptirter Säulengang; am andern Ende des Hofes aber starrt ein zweites Pylonenpaar, kleiner als das erste und doch immer noch fünfzig Fuß hoch, dem Wanderer entgegen, und erst der in diesem verborgene Einlaß führt durch einen zweiten Vorhof in den Tempel hinein. Dieser zweite Vorhof enthält einen zwar kleinern offenen Platz, der aber an drei Seiten von mächtigen bedeckten Säulengängen umgeben ist. Die sechs Fuß dicken, mit schönen Capitälen versehenen Säulen sind geeignet, die Geschmacklosigkeit der Uebertünchung des sanft lebendigen gelblichen Sandsteins recht in's Licht zu stellen. Ihre feinen schönen Blumenformen, kunstreichen Blätter, selbst mit durchbrochener Arbeit, erscheinen platt durch die eintönigen Farben; hohe blaue Blätter, Blumen mit braunen oder mit goldenen Streifen am Rande geziert, grüne große Wandflächen dahinter, lassen das Ganze wie von Papier gemacht erscheinen.

Dieser Hof öffnet nun den Eintritt in den Tempel, an welchen, wiederum wie bei den Israeliten, erst als hinterer Anbau der Raum des Allerheiligsten in kleinerer Tempelform sich anschließt.

Außerhalb dieses ganzen von Süden nach Norden sich hinziehenden Connexes findet sich östlich ein Eingangsporticus, dessen Säulen mit ihren schönen stets wechselnden, zuweilen in den Ecksäulen überladenen Blumencapitälen etwa dreißig Fuß aufsteigen, mit dem länglichen (nicht wie sonst würfelförmigen) Aufsatze und dem darüber liegenden Architrav circa fünfzig Fuß Höhe einnehmen. Diese Ruine gleicht einem aus dem Diadem gebrochenen Edelsteine, dessen Bedeutung und Werth bei der Verstümmelung nicht mehr zu erkennen, aber aus den gebrochenen Formen und übrig gebliebenen Darstellungen immerhin noch auffallend ist. Solche Scenen, wie sie hier, besonders auf den hohen, die Säulen umschließenden Balustraden vorkommen, Kriegsscenen, Siege des allüberwindenden, mit Lanze oder beilartigem Schwert kämpfenden Osiris haben diejenigen wohl

Figur 4.



für Menschenopfer genommen, welche von den „Spuren der blutdürstigen Mysterien“ sprechen! Wie freundlich und heiter ist das Ganze ringsum, trotz der freilich nicht zartspurigen Heldenkämpfe und Göttersiege — mit diesen Sphinxgaben, diesen Blumendarreichungen, wie ähnlich den Vorstellungen des muselmanischen oder jeglichen andern Paradieses!

Ebenso verstreut und unverständlich liegt in der Nähe dieser Säulenhalle noch ein Miniaturtempelchen, zwanzig Fuß lang und zwölf Fuß breit, dessen Säulen fast in ihrer ganzen Höhe durch eine Balustrade geschlossen waren, und das, obwohl fast ganz zerstört, nach seinen Proportionen und noch erhaltenen Miniaturdarstellungen ein allerliebster Juwel der Kunst gewesen sein mag.

Aber so voll und imponirend nun auch im Ganzen diese Bauten wirken, unser ästhetisches Gefühl, sobald wir orientirt sind und das Ganze überschauen, findet sich verletzt durch den Mangel an Freiheit und an Harmonie, der, ungewollt, in die-

sen Anlagen wie in diesen Ausführungen sich ausspricht. Nicht nur, daß große gewaltige Massen wie diese Säulen, auf einander gerückt in einem kleinen Raume, aus Mangel an Licht und Uebersicht eindruckslos werden und etwas Kleinliches erhalten, das Erhabene somit zum Theil im Dunkel und in Winkeln begraben wird, sondern auch die Ordnung des Ganzen, das Ensemble, ist ohne Gleichförmigkeit, ohne Ebenmaß, ohne fortlaufenden Gedanken geblieben. Es erscheint uns unglaublich, wie so große gewaltige Schöpfungen unter fortwährender Verletzung innerer Symmetrie ausgeführt werden konnten, und nothwendig muß uns wieder das Kindheitsalter der Menschheit einfallen, das bei allem Fleiß, aller Geschicklichkeit und aller Klugheit für das Einzelne doch für die Uebersicht noch keinen Sinn hatte, sondern, in der Verfolgung vieler einzelnen Zwecke ein Ganzes bildend, die Momente der Einzelheiten neben einander stellte, ohne den Begriff einer gebrochenen Schönheitslinie und Symmetrie zu kennen.



Auf der Insel Philä.

Von dem Südufer der Insel führt ein mächtiger und breiter Säulengang (Fig. 4), etwa vierzig Säulen zu jeder Seite, auf die ersten riesigen Pylonen zu, aber nicht etwa gradeaus oder auf das Ganze gerichtet,

sondern er biegt sich nach den ersten sechs kleinern Säulenpaaren und dann noch ein Mal später, in der Mitte, um; und er führt nicht auf den Eingang zwischen den Pylonen hin, sondern steht vor dem einen westlichen derselben! Die Säulen sind geschlossen und durch Bedachung verbunden mit einer Mauer, die nur auf der einen Seite Fenster hat, und unter all ihren wechselnden Blumencapitälen, soweit sie noch vorhanden, konnte ich nicht zwei gleiche oder ein Paar einander entsprechender Aufsätze bemerken. Auch im Innern bleiben die Säulen unter diesem schon öfters erwähnten Gesetze dauernder Unregelmäßigkeit, und die breiteste Entfaltung der Blüthenform steht oft mit der fast spitzen Form der geschlossenen Blume unterschiedlos zusammengereiht. Der große Hof zwischen dem ersten und zweiten Pylonenpaar ist weder quadratisch noch rechtwinklig gemessen, sondern das zweite Pylonenpaar steht wunderbarer Weise schräge gegen das erste ab! Im Hofe selbst findet sich links beim Eintritt gleich hinter dem Pylon ein Vorhof mit sechs Säulen, darauf folgen auf ebener Erde drei Zimmer mit Sculpturen, sodann ein Stück Mauer mit Basreliefs, endlich sieben Säulen mit unverhältnißmäßig kolossalem Aufsatz von vier Frauengesichtern über den Capitälen, wonach erst Würfel und Architrav sich erheben; rechts dagegen finden sich nur vier kleine und tiefliegende Zimmer, und zehn Säulen mit Balustraden verbunden, die unter dem Architrav nur mit einem kleinen Würfel versehen sind. Das Allerheiligste selbst ist nicht in der Mitte des angeführten Baues, sondern auf der östlichen Seite desselben, während die westliche einen kleinern Nebensaal enthält, so daß der große Eingang schräge auf den Bau führt. Und da beide Tempel in ihrer Richtung dem zweiten Pylon entsprechen, welcher gegen den ersten schief steht, so bildet der ganze Bau eine gebrochene Linie.

Aber in den hohen, wenn auch nicht sehr großen Tempelgemächern, die ohne Säulen sind — nur zwei zerbrochene Granitaltäre liegen jetzt in ihnen — welche originelle specifisch ägyptische Pracht, welche Gedankenwelt, welcher Reichthum in Malerei und Bildwerk! Oder vielmehr, welche großartige Spuren noch von alledem; denn der brutalste Fanatismus hat auch hier das Mögliche gethan, den Stein zerschlagen und verstümmelt, die Farben mit Lehm beschmiert! Ueberlebensgroße Figuren von der schönsten Arbeit schmücken ringsum die Wände, wie auch das Aeußere der Pylonen schon Aehnliches bot und ebenso die einzige erhaltene Dachstube. Die männlichen Gestalten sind meist Fleischroth, die weiblichen oft blau, doch auch das Umgekehrte findet sich; Kopfbedeckung, Halskragen und Hüftengewand tragen wechselnde Farben; letzteres ist ganz kurz, und regelmäßig vorn spitz wie vom Winde vorgeweht, dazu auf's Bunteste mit Figuren und Hieroglyphen bemalt. Der „würgende Osiris“ (Fig. 5) erscheint, eine Menge klein gezeichneter Feinde sämmtlich wie an einem

Figur 5.



Schopfe in der Hand haltend, als wollte er mit einem Hiebe seiner beilartigen Waffe sie alle tödten. Oefters sieht man (in der obern Stube) ein Weib mit langen gradlinigen Adlerflügeln, welches den vor ihr gehenden Held oder König schutzreich in diese Flügel einhüllt. In dem Tempel wird hier ein Held den Göttern vorgestellt, die sitzend lächelnd ihn empfangen, während kleinere Genien mit Erfrischungen für ihn bereit stehen; dort überreicht ein anderer dem Gotte die von ihm erfundene Pflugschar an einer Kette und auch ihm stehen Belohnungen bereit; hier wieder wird ein königlicher Sieger im Waffenschmuck von zwei schönen Frauen empfangen, die seine Hände umfassen, den Arm um seinen Nacken legen und lächelnd ihn anblicken, während die lieblichsten Blumenideen in immer neu wechselnden Formen und Verschlingungen zwischen ihnen emporsprossen; dort wendet ein Held, den meh-

rere Mädchengestalten mit Blumen in den Händen krönen zu wollen scheinen, sich ab von der einen, die ihn umschlungen hält, um nach einer ferner stehenden verlangend zu blicken. Hier wiederum ergreift der Held, auf dessen Helm eine Sonne brennt, die Hüftenschürze der Göttin, die auf dem Haupte den zweigehörnten Mond trägt, und die ihm das Zeichen der vereinten Geschlechter, das Symbol des Lebens und der Schöpfungskraft (das sogenannte „Tau") umgekehrt zum Munde führt. Alle diese Gestalten können nicht verfehlen, einen sonderbaren und höchst phantastischen Eindruck zu machen, zumal wenn man sie in frischer Farbenpracht deutlich und grell, wie sie gedacht sind, hervortreten sähe, und wenn man sich in hellem Feuer- oder Fackel-

Figur 6.



scheine — denn die Säle sind völlig dunkel — von ihnen umgeben denkt: ein ernsteres und tieferes Gefühl indessen, auf welches sie doch offenbar berechnet waren, würden sie in uns schwerlich zu erwecken vermögen, denn sowohl ihre Abenteuerlichkeit, wie auch die Geschmacklosigkeit und Buntheit ihrer Farben würde sie uns zu bald als die Erzeugnisse einer kindlich ausschweifenden, uns nicht mehr imponirenden Phantasie verrathen. Der schwarze Stier Apis, die blauen, die grünen Götterthierköpfe, die selbst kopflosen Götter — wenigstens findet sich eine solche in einen Rahmen eingefaßte Darstellung — die ganz blauen Menschen, die zuweilen in's Unnatürliche verdrehten weiblichen Figuren, unter denen besonders die blauhäutigen stets eine ganz unnatürlich verlängerte Brustform (Fig. 6) zeigen, das schön geflochtene tief himmelblaue Haar der Weiber, das viele Roth, die unzähligen Hieroglyphen, der Masse des Volkes jenes Aegyptens verschlossen wie uns, die gesuchte und grelle Buntheit — all das würde für uns der höhern Weihe der Kunst, sowie der religiösen Weihe einer himmelwärts hebenden Vergeistigung entbehren. Da aber solche Gemächer offenbar das letzte Wort des religiösen Gedankens jener Zeit und des Cultus der Gottheit enthalten, so erlauben sie uns in der That ein Urtheil über die Geschmacksstufe, über Sinn- und Geistesbildung jener Geschlechter und jenes Zeitalters zu fällen.

Die Mauergänge, sowie die unterirdischen Gemächer — auf deren Wänden ich in Tentyris so wunderschöne Sculpturen bewunderte — sind hier sämmtlich ohne allen Schmuck. Unterirdische Gänge, stockwerkartig in kurzen Absätzen sich vertiefend, scheinen durch die ganze Insel verbreitet gewesen zu sein, und zwei von ihnen sollen auf das nahe Eiland Bibsche, auf welchem ich u. A. die Reste von zwei schönen sitzenden Granitstatuen antraf, herübergeführt haben.

Im Hofe werden Kinder den Göttinnen zum Säugen dargereicht; ein Mädchen spielt auf harfenähnlichem Instrument, und höchst komisch tanzen im Thorweg mit lebensvollen Pantomimen Affen auf die Götter zu. Vor dem großen Pylonenpaar liegen noch die schönen Reste von zwei umgestürzten Granitlöwen.

Welche Kraft, welche Willensherrschaft, und mit allen Unvollkommenheiten, welche Glorie des Geistes liegt in diesen trotzig festen, ernst in sich selbst sich abschließenden Bauten! Der zuchtlosen Natur gleichwie dem rebellischen Menschengeiste gegenüber ragen sie als Denkmale der zwingenden Herrschaft des Erkenntnißgeistes empor. Sie erstanden als undurchdringliche Schalen eines unantastbaren Kernes des Geheimnisses, in welchem der Name und der Hauch der Gottheit lebte! Das aber vollführte schon und so empfand ein Volk, das von dem Erdball wenig mehr als den Boden kannte, von dem es sich nährte, und den es auch erobernd nur mäßig überschritt, das die Erde als eine ebene, den Himmel als eine gewölbte Scheibe anschaute und begriff — ganz wie das Kind auch unserer Zeiten — und dessen ganze Weisheit in diesem Horizont der Kindheit gefangen blieb! Doch der menschliche Geist offenbart sich in allen Epochen und Ent-

wickelungen als der Herrscher der Erde. Auch Aegypten beweist es. Das Geheimniß, das den höchsten Willen umschließt, auf den Thron der Gewalt und Herrlichkeit erheben und in Unzerstörbarem bergen — das bedeuten die heiligen Göttertempel des Volkes von Aegypten, das die Felsenbauten seiner Königsgräber bei Theben, das die Riesenpyramiden seiner Pharaonen. Es hat die Gebirge seiner „Erde“ nachgeahmt — und die Nachahmungen stehen noch, nur verwittert, wie jene!

Welche Culturstätten aber, auch der jungen, zu Zucht und Ordnung und Fortzeugung gesammelten Erkenntniß, mußten diese Werke der frühen Willensthat werden. Wie mußte ihr wachender Geist den Durst nach tieferem Wissen erwecken, wie mußte ihre sichtbare Herrlichkeit der Seele die Größe der Gottheit predigen. Welche Empfindungen und Gedanken an solchen Stätten, im Angesichte der Götter! Welcher Ausblick in die Natur aus solchen Hallen, wenn das Sonnenwunder unter den Granitfelsen aufstieg, in die Granitwüste glühend, wie ich es sinken sah, hinabtauchte, oder die Sterne glänzend, groß wie es die reinere Luft erlaubt, die Tiefe des Geheimnisses predigten, und zwiefach, aus dem Grunde des Nils wieder heraufblickten — hier auf dem üppig blühenden Eiland, einsam inmitten ungemessener Wüsten!

IV.

Indem ich weiter hinaufging nach Bidsche und den Stromschnellen, fand ich in weiter Ausdehnung schwarze steinkohlenartige Massen der Uferfelsen. Das schwache Wasser rächt sich wunderbar an dem hemmenden gewaltigen Granit durch Höhlung und Zerklüftung und indem es mit Hilfe der Sonne ihn schwärzt, ja stellenweise spiegelglänzend polirt. An den Stromschnellen fand ich drei braune Tagediebe, die sich ein Geschäft daraus machten, zwischen den Steinen der Strudel Fische mit den Händen zu fangen. Um ein Bakschiesch zu verdienen, warfen sie sich an der Stelle des stärksten Strudels in das Wasser, mit wechselnd gehobenen Armen hinabschwimmend; und wenige Fadda befriedigten sie. An den Kindern der Gegend erfreute mich derselbe stille ernste Schönheitstypus, wie ich ihn auf der Insel Zehehl gefunden hatte, nur daß die Cultur hier etwas weiter in der Schätzung des Geldwerthes vorgeschritten war, und ich der zwölfjährigen „Bent (Mädchen) Hassiba,“ freilich mit schönen Muscheln gezierten Hüftengürtel mit drittehalb Piastern verwerthen mußte. Dabei bemerke ich, daß ich in Assuan ein Huhn für zwei Silbergroschen (einen Piaster) und zwanzig Eier für einen Silbergroschen (zwanzig Fadda) als zu Marktpreisen einkaufte. Auch traf ich in dem weiten Gehege einer alten Stadt wandernde Beduinen eingenistet, die, wie sie sagten, von der arabischen Wüstenseite herübergekommen waren, um Holzkohlen aus dem freien Holz der Wüste zusammenzubringen. Sie führten vor mir einen Schwerttanz auf, wobei ein langes und wirklich prächtiges zweischneidiges Schwert mit Kreuzgriff diente, die Haare lang und lockig wallend, den Körper nackt, nur um die Lenden verhüllt; sodann auch ein Lanzengefecht, die Schilde auf Homerische Art, rund, von dickem Leder und mit gewölbtem Buckel in der Mitte. Ihre Fröhlichkeit umtobte mich, und mit drei Piastern befriedigte ich die ganze Gesellschaft. Von einem hübschen Jungen kaufte ich einen kleinen krummen Dolch sammt seinem ledernen „Hause“ (el beït), der Scheide, für zwei Piaster. Ich gab ihm zum Abschied die Hand und sagte Addio! Addio! Er begriff es anfangs nicht, aber plötzlich kam er mir nachgelaufen, faßte meine Hand, drückte sie und gab mir den Gruß mit glücklichsten Mienen, mit Berührung der Augen und des Mundes, lieblich zurück.

Erst nach Sonnenuntergang machte ich mich auf den Rückweg nach Assuan, und schritt nach schwieriger Besiegung aller Anerbietungen, mich zu geleiten, einsam im holden Mondschein durch das wilde Thal mit den üppig blühenden Dorfoasen Assuan zu, den schwer zu findenden Weg dennoch entdeckend. Es kam mir die Lust, hierbei die Katarakten im Mondschein zu sehen; da ich mir jedoch sagen mußte, daß ich bei meiner Unbekanntschaft mit der wilden Gegend schwerlich vor Morgen, und nur hoffentlich mit gesunden Gliedern, nach Assuan mich zurückfinden würde, so wollte ich, so sehr auch der poetische Genuß ungestörter Geistesfreiheit in solcher Natur mich lockte, nur wenn es nöthig würde, auch hier allein gehen. Als ich daher in die Gegend

gekommen war, wo man rechts nach Assuan, links nach dem Wasser gehen mußte, und als ich eben in nicht weiter Ferne singen hörte, legte ich mich nieder, um abzuwarten, ob noch Berberiner des Weges kämen. In der That kam eine ganze Schaar auf Kameelen daher, ein Mann, die Uebrigen große und kleine Burschen. Einen „Chawaja" (d. h. Europäer) zu Fuß und allein bei der Nacht mochten sie jedoch noch nicht gesehen haben, daher ich Mühe hatte, ihre Scheu und ihren Aberglauben zu besiegen, bis es zu vernünftigem Gespräch kam. Mein Vorschlag hinsichts der Katarakten freilich verdarb wieder, was mein Scherzen gewonnen hatte, und der Mann machte sich, ohne Rede zu stehen, nunmehr stille davon. Doch unter welcher Zone hätte die Jugend nicht Lust zu irgend einem Abenteuer? so erklärte denn der Aelteste der Burschen, der lange Moseh, sich endlich bereit, mich zu dem Wasser, dann aber wiederum „zu dieser Stelle zurück" und nicht am Nil abwärts zu führen, unter der Bedingung natürlich, daß Osmân mitkäme. Denn was das kindliche Alter etwa Besonderes unternehmen mag, dazu ist ihm ein Genosse, die Verdoppelung seines Ichs, erwünscht und nöthig; und darum geht bei kindlichen Völkern auch der Mann nicht leicht allein über Land, in den Wald, auf irgend welches Unternehmen, und sucht selbst beim Spaziergang die Hand des Andern, wie die Knaben thun. Osmân ließ mit sich reden, und unterwegs machte ich beide bald zutraulich. Munter durchkletterten wir gemeinsam zwei der bald gefundenen Katarakte, und als ich auf den schönsten Punkt des ersten Katarakts, fast mitten im Nil und an der brausendsten Stelle, die er bietet, zurückgekehrt war, um des Schauspiels in aller Ruhe zu genießen, vergaß ich bald die anspruchslosen braunen Genossen, die doch nur um meinetwillen da waren. Das feine sanfte Mondlicht ließ in den wilden Steinmassen mehr Roth erkennen, als der blendende spiegelnde Sonnenschein; und diese duftige und doch warme Farbe des rosa Granits, auf dem ich ruhte, das Schwanken des leuchtenden Silbers auf der bewegten Fluth, das gelbe Gebirge gegenüber, das wilde geheimnißvolle Brausen der Wasser mit den bald hierhin bald dorthin stürzenden Strudeln, und zumeist endlich die stark bewegte und doch so weiche, linde, wohlathmige Luft wiegten mich in Träume, belebten die Einöde und gaben der erregten Sehnsucht nach Endlichem und Unendlichem reiche Nahrung.

Dann fiel mir ein, mich zu baden. Die Burschen, die nicht schwimmen konnten, wollten mich nicht gewähren lassen. Die Frage nach Krokodilen verneinten sie zwar, nachdem sie zuerst gesagt hatten, daß nur Nachts sie zuweilen sich zeigten, aber mit Eifer erzählten sie mir, daß zwei Menschen mit einem Kahn hier ertrunken wären und andere Dinge, die ich nicht wohl verstand; Moseh wollte sogar fortgehen, wenn ich es thäte. Allein der brausende silberne Nil und die Nachtluft lockten mich, und da ich die drei Berberiner in den Stromschnellen hatte schwimmen sehen, warf ich mich, mit dem Versprechen, nicht weit zu schwimmen, hinein. Nun sah ich freilich, daß es gut war, sie mitgenommen zu haben, denn sie zeigten mir, wo ich zu schwimmen, wo ich anzulanden hätte, und warnten mich, so oft ein mächtiger Strudel angeschossen kam, der mich dann noch zuweilen wie eine Wassernixe, weniger zwar durch Ueberredung als an den Füßen hinabzuziehen rang und im Ringen gefangen hielt. Aber mit erneuertem frischen Geiste blickte ich dennoch aus dem wohlthätigen Elemente heraus auf die Gebirge und Sterne hinüber. Welch ein Aroma der Kraftempfindung, welch lebengebende Macht ist in den brausenden und stürzenden Wasserfluthen! Auch gedachte ich mit großer Befriedigung im Bade und nach dem Bade des Unterschiedes der kindlichen Naturstufe dieser Bevölkerung von der europäischen Cultur, die mich unter gleichen Umständen schwerlich ohne Raub oder Diebstahl aus so vertraulicher und zum Theil hilfloser Gemeinschaft mit wildfremden Begleitern entlassen hätte, während ich wie auf ein Evangelium auf die Treue dieser Berberiner bauen konnte, und sie nach Allem sogar mit zwanzig Fabda höchlich zufrieden stellte! Ehe wir uns trennten, examinirte ich sie über ihre Sternkunde, allein sie wußten mir nichts als den „großen Stern," Gamr (den Mond) zu nennen, und „die drei Sterne," den Orion.

Dann ging ich einsam durch die große Wüste heimwärts nach Norden zu, und wohl war mir's in dieser stillen feierlichen

Nacht! Die Gewißheit vollendeter Einsamkeit machte mich glücklich; sorglos und ziellos wanderte ich fort durch die nun lauer bewegte Luft und die stille Wunderwelt der Natur, darin mir Alles groß, heiter, befriedigt erschien und in unmittelbarer erhebender Gemeinschaft mit dem großen Weltall!

Als die Felsen mich in zackigeren Formen umgaben, lockte es mich, auf ihre Höhe zu klettern, obwohl ich wußte, daß man oben auch nur dasselbe Meer sehen würde, und das Jugendhafte des Triebes mich lächeln machte. Doch wie ich oben stand, in der Höhe der Felsspitzen, hoch und allein wie sie, fühlte ich wirklich mit einer neuen höhern Freude des Herzens mich erfüllt, von einem volleren Hauche der Freiheit, des Friedens und Glückes mich angeweht. Es war dasselbe geheimnißvolle Meer des Urchaos wie dort um die Strudel des Nils, aber in sich abgeschlossener, in weihevollere Ruhe versenkt, gleichsam nachdenklicher, gedankenvoller. Seine stille Erhabenheit sprach mehr nun zum Herzen, ohne die Sinne mit Rauschen wie dort zu bethören, und Leben war doch auch hier! Da fiel mir ein, hier eine Hütte, ein Zelt zu bauen, und unter dem bedürfnißlosen Himmelsstrich bedürfnißlos des Friedens und Einklangs zu genießen, der die tiefste Seele hier dem Naturwesen zu öffnen schien. Ich stieg hinab, und lebhaft beschäftigte mich der Plan im Heimgehen zum Hafen der uralten, nun unter den Füßen der Fellahin vergrabenen Aegypterstadt Syene.

Von meinem Reiß und der Bemannung der Barke mußte ich dann freilich Fragen auf Fragen und noch mehr Vorwürfe hinnehmen über mein langes Ausbleiben; sie meinten, ich müsse, wenn nicht den Räubern, doch um so sicherer dem „Afrit,“ dem Teufel begegnet sein, und waren in ihrer gutmüthigen Weise außer sich über meine Unklugheit. Ich aber ging, um ihr Erstaunen zu vollenden, auch jetzt nicht in den engen Raum unserer ärmlichen Barke, um mein Nachtlager aufzusuchen, das meinen Gedanken und dem prangenden Sternenhimmel gegenüber freilich wenig Lockendes hatte: sondern mit dem Tröster, den der Araber in allen Stimmungen „küßt,“ mit dem Ub, der langen Pfeife, versehen, ging ich in den nächsten Palmenhain hinüber, um unter den silberglänzenden, weise und geheimnißvoll im lauen Nachtwind rauschenden Blättern der Palmen, und mitten in den wunderbaren, geisterhaft schwankenden Strahlengebilden ihrer Schatten, die der „große Stern“ zauberhaft auf den Boden zeichnete, zu liegen, zu denken, zu träumen.

Das Kreosot.

Von

Karl Ruß.

Es ist eine bekannte, sogar sprichwörtlich gewordene Thatsache, daß „Rauch in die Augen beißt.“ Aber wenn diesen ätzenden, reizenden Einfluß auf unsere Sehwerkzeuge, oder richtiger auf einen ihnen zugehörigen Theil, die Thränendrüsen, auch allerdings die Gesammtheit dessen hervorbringt, was wir als Rauch begreifen, so ist es doch vornehmlich nur der eine Bestandtheil dieses Gemisches von Kohlen-, Wasser- und verschiedenen andern Dämpfen, das Kreosot nämlich, welches diese Wirkung hervorbringt.

Einen eigenthümlichen, ganz sonderbaren Stoff haben wir in dem Kreosot vor uns. Wie wir es aus der Apotheke empfangen, ist es eine farblose oder gelbliche, klare, das Licht stark brechende und schillernde, ölartig dickliche Flüssigkeit, welche schwerer als Wasser ist, rauchähnlich, aber außerordentlich durchdringend und widrig riecht, brennend scharf schmeckt und, wenn es an der Luft steht, sich allmälig bräunt. Es löst sich in achtzig bis hundert Theilen Wassers auf, mit Weingeist, Aether, Schwefelkohlenstoff und Essigsäure dagegen mischt es sich in allen Verhältnissen. Auch von verdünnter Aetzkalilauge wird es aufgelöst und mit andern Alkalien verbindet es sich ebenfalls. Auflösungen von Gummi oder Eiweiß bringt es, selbst in Verdünnung oder nur in kleiner Menge hinzugetröpfelt, zum Gerinnen, nicht aber eine Auflösung von Leim. Entzündet brennt es mit starker, leuchtender und rußender Flamme. Seine übrigen Eigenschaften werden wir weiterhin kennen lernen.

Das Kreosot der Apotheke hat zunächst im Volksleben eine tief eingreifende und

leider unheilvolle Bedeutung. Ihm verdanken namentlich die niedern Stände die immer mehr überhand nehmende Verderbniß ihrer Zähne. Sobald nämlich Jemand an Zahnschmerz leidet, gleichviel, sei es durch das beginnende Anstocken — die „Caries“ oder Fäule der Zahnmasse — oder durch den Reiz eines Zahnnervs, in Folge von Erkältung, Zug ꝛc., so ist fast überall das erste zur Schmerzlinderung angewandte Mittel eben unser Kreosot. Aber mit vollem Recht warnt Dr. W. Suersen sen. in seiner, vom Centralverein der deutschen Zahnärzte preisgekrönten Schrift: „Anleitung zur Pflege der Zähne und des Mundes“ (Leipzig, E. Keil) eindringlich vor diesem Mißbrauch des Kreosots. Denn erstens ist der bereits angestockte Zahn, welcher vielleicht noch zu retten und lange Zeit zu erhalten wäre, unabwendbar verloren, sobald das ätzende Kreosot seinen Schmelz durchdringt, zweitens wird, bei rheumatischem, nervösem Schmerz, ein vielleicht kaum angegriffener Zahn in gleicher Weise dadurch dem Verderben überliefert, und drittens läßt es sich ja niemals vermeiden, daß auch andere, noch völlig gesunde Zähne dabei von dem Kreosot berührt und dadurch, daß dieses ihren Schmelz angreift, zuerst für die „Caries“ zugänglich gemacht werden. Dasselbe gilt übrigens auch von allen andern, leider nur zu zahlreichen volksgebräuchlichen, ätzenden Mitteln gegen Zahnschmerz, wie Nelkenöl ꝛc. Will man, vom wüthenden Zahnschmerz zur Verzweiflung getrieben, doch Kreosot anwenden, so verdünne man es mindestens mit zwei bis drei Theilen Weingeistes; die Wirkung ist sicherlich ganz dieselbe.

Im Gegensatz hierzu zeigt sich das Kreosot auch außerordentlich nutzbar. In der Heilkunde braucht man es innerlich und äußerlich mit guten Erfolgen. Die Aerzte wenden es in Gaben von einem Viertel- bis einem ganzen Tropfen in Emulsionen ꝛc. an, bei krampfhaften Leiden, habituellem Erbrechen, fauligen und gastrischen Durchfällen, Darmkatarrhen, selbst bei Cholera und einer Anzahl verschiedenartiger anderer Leiden, Tuberculose oder Lungenschwindsucht, Zuckerharnruhr, Speichelfluß oder durch Quecksilberpräparate entstandener Mundentzündung, sogar gegen Eingeweidewürmer und dergleichen. Aeußerlich wird es, mit Wasser oder Weingeist mehr oder weniger verdünnt, als fäulnißwidriges, zusammenziehendes und desinficirendes, zugleich aber auch reizendes Mittel angewandt; die Aerzte verordnen es bei sehr übelriechenden, brandartigen oder fauligen Geschwüren, Mundentzündung, blutendem und schwammigem Zahnfleische, selbst gegen jene ekelhafte, durch winzige Milben hervorgebrachte odiöse Hautkrankheit u. s. w.

Nicht minder wichtig ist das Kreosot für den Haushalt. Seine Anwesenheit im Rauche ist es, welche nicht allein das Thränen der Augen verursacht, sondern auch die Nutzbarkeit des Rauches zum Conserviren von Fleischwaaren begründet. Das „Räuchern“ der Schinken, Würste ꝛc. ist eigentlich weiter nichts, als das Durchdringen ihrer Oberfläche von conservirenden Kreosotdämpfen. In dieser Einsicht hat man denn auch in neuerer Zeit mit dem besten Erfolge, anstatt des Aufhängens in den Rauch, das Bestreichen mit Holzessig oder Theerwasser („Schnellräucherung“), welche beide ebenfalls Kreosot enthalten, angewandt oder man hat schließlich auch nur mit Wasser sehr verdünntes Kreosot selbst dazu verwendet.

Von dieser Eigenschaft des Kreosots, die Fleischfaser vor Fäulniß zu bewahren — ohne dieselbe jedoch in ihrem Werthe als Nahrungsmittel im Geringsten zu beeinträchtigen — hat es auch seinen Namen erhalten: *κρέας* = Fleisch und *σώζω* = ich erhalte, also Fleischerhalter.

Im Verkauf kommen zwei Arten von Kreosot vor, für die wir nur ein Verständniß gewinnen können, wenn wir auf seine Gewinnungsweisen und seine übrigen Eigenschaften näher eingehen. Das eigentliche Kreosot wurde zuerst von Reichenbach entdeckt und aus dem Buchenholztheer dargestellt. Es besteht aus Kohlenstoff, Wasserstoff und Sauerstoff (nach Städeler C_{12}, H_7, O_2) und hat ein specifisches Gewicht von 1,089. In der Kälte wird es nur dickflüssig aber niemals fest und siedet erst bei 219 Grad C.

Dies Kreosot war lange Zeit hindurch allein bekannt, bis neuerdings vom Professor Runge in Oranienburg und Chemiker Laurent noch ein ähnlicher Stoff entdeckt wurde. Dieser, das Kreosot des Steinkohlentheers, ist vorzugsweise unter dem Namen Carbolsäure bekannt geworden und heißt außerdem auch Phenyl-

alkohol, Phenol und Phenylsäure. In der Zusammensetzung ist es dem erstern sehr ähnlich (C_{12}, H_6, O_2), allein in seinen Eigenschaften doch wesentlich verschieden. Es krystallisirt in der Kälte in langen farblosen Nadeln, welche etwa bei 34 Grad C. wieder schmelzen; sein specifisches Gewicht ist 1,060 und schon bei 188 Grad C. siedet es; auch ist es schon in etwa siebzig Theilen kalten Wassers auflöslich.

Noch verschiedener ist, abgesehen von dem verschiedenartigen Erzeugungsmaterial, die Darstellungsweise beider. Der Holztheer enthält bis zu 25 Procent Kreosot und noch reicher an demselben ist der Torftheer. Zur Bereitung wird der eine oder andere von beiden destillirt, dann wird der Theil des Destillats, welcher schwerer als Wasser ist, mit Sodaauflösung gewaschen und wiederum destillirt, auch hiervon werden die leichtern Oele entfernt und das Zurückbleibende wird in Aetzkalilauge aufgelöst, daraus mit Schwefelsäure wieder geschieden und schließlich noch einmal der Destillation unterworfen, wodurch das reine Kreosot bei 205 bis 220 Grad C. übergeht.

Wenn man dagegen Steinkohlentheer zwischen 150 bis 200 Grad C. destillirt und das Erhaltene mit concentrirter Kalilauge mischt, den daraus entstehenden Krystallbrei in heißem Wasser auflöst, das sich abscheidende Oel beseitigt und die alkalische Flüssigkeit mit Salzsäure sättigt, so scheidet sich daraus die Carbolsäure ab.

Meine freundlichen Leser wollen hieraus ersehen, welch ein langweiliges und umständliches Verfahren die Darstellung beider Kreosote ist. Darum aber glaubte ich dasselbe auch, wenigstens kurz in allgemeinen Umrissen — nach Dr. Hager's Commentar zur preußischen Pharmakopöe — mittheilen zu müssen, selbst auf die Gefahr hin, daß dies einigen Lesern überflüssig dünken sollte.

Der Chemiker Hlasiwetz war es zuerst, der im Jahre 1859 beide Kreosote in ihren Zusammensetzungen und Eigenschaften genau untersuchte und beschrieb. Bis dahin verwechselte man die Carbolsäure meist überall mit dem Kreosot und gebrauchte an Stelle des letztern fast nur die erstere. Auch jetzt wird im Handel als rohes Kreosot fast nur die Carbolsäure abgegeben. Wo es indessen für chemische oder medicinische Zwecke darauf ankommt, sind sie, durch die verschiedenen Siedepunkte, durch ihr Verhalten in Kältemischungen, gegen Wasser und Alkalien für den Sachkenner sicher von einander zu unterscheiden.

Reines Holztheerkreosot fühlt sich fettig an, gibt auf weißem Papier einen Fettfleck, der jedoch völlig wieder verschwindet, riecht sehr durchbringend, unangenehm, doch niemals stinkend. Auf der Haut erzeugt es einen braunen oder, wo sie zart ist, weißen Fleck und hier löst sich die Haut auch ab.

Die Carbolsäure findet sich in winziger Menge auch in einigen organischen Körpern, denn der Schweiß von Menschen und manchen Thieren enthält eine Spur davon und wahrscheinlich verdankt ihr das Kastoreum oder Bibergeil seinen eigenthümlichen Geruch. In größester Verdünnung läßt sich aus der Carbolsäure der Bibergeilgeruch sehr deutlich wahrnehmen.

Das Steinkohlentheerkreosot hat bereits eine nicht geringe Anzahl wichtiger Verwendungen in der Industrie gefunden. Im großartigsten Maßstabe in eigenen Fabriken dargestellt, dient es zunächst zur Bereitung der Pikrinsäure und ihrer Salze, welche längst sehr wichtig und unentbehrlich geworden sind, dadurch, daß man ihrer als geschätzte Farbestoffe bedarf.

Ferner hat man die fleischconservirende Kreosotwirkung in der Carbolsäure dahin sich nutzbar zu machen gewußt, daß man sie für die Gerberei im Großen anwendet, indem die aufgequollenen Thierhäute damit behandelt werden. Auch zur Conservirung anderer thierischen Stoffe, als zoologischer oder anatomischer Präparate, wird die Carbolsäure häufig benutzt.

Obwohl die Carbolsäure aber viele Harze, namentlich Kopal auflöst, so hat man sie doch noch nicht zur Firnißbereitung verwendbar machen können, weil das Harz stets nur als ein klebriger Ueberzug aus der Auflösung zurückbleibt. Vielleicht gelingt es indessen, durch ein zweckmäßiges Verfahren diese Schwierigkeit doch noch zu überwinden.

Eine eigenthümliche Wirkung übt eine wässerige Auflösung von Carbolsäure auf einen darin getauchten Fichtenholzspan aus, denn sobald er noch mit verdünnter Salzsäure bestrichen und an der Sonne getrocknet wird, nimmt er eine fast unzerstör-

bare blaue Farbe an. Auch diese Eigenschaft kann wohl zur Holzfärberei noch vortheilhaft ausgenutzt werden.

In neuerer Zeit hat die Carbolsäure noch eine ungemein wichtige Verwendung als Desinfectionsmittel gefunden. Man hat sich viel bemüht, für die so durchaus nothwendige Desinficirung einen Stoff oder eine Mischung von Stoffen aufzufinden, welche alle Vortheile in sich vereinigen und die Nachtheile ausschließen möchte. Dies Problem ist bis jetzt zur vollständigen Befriedigung noch nicht gelöst worden. Die Carbolsäure, bezüglich das Kreosotwasser, steht hierzu in folgendem Verhältniß: In einer von der Sanitätscommission in Berlin, unter Autorität des Polizeipräsidiums veröffentlichten „Instruction" wurden auch die Carbolsäure und ihre Verbindungen, namentlich das carbolsaure Natron, als Desinfectionsmittel aufgeführt. Das Pulver für die Gruben soll aus einem Gemisch von 20 Theilen krystallisirten Eisenvitriols, 75 Theilen Gyps und 5 Theilen Carbolsäure bestehen. Dagegen ließe sich aber der Einwand erheben, daß, nach den Beobachtungen und Forschungen von Ilisch in Petersburg, die Carbolsäure nicht zu den Stoffen gehört, welche die Gährungserreger, jene gefahrdrohenden Ueberträger der Ansteckungsstoffe, wirklich zerstören, und daß sie daher beim wirklichen Ausbruch der Choleraepidemie und dergleichen als wirksames Desinfectionsmittel nicht zu erachten sei. Ilisch hatte bei Anwendung einer zehnprocentigen Carbolsäurelösung nach fünfzehn Tagen Schimmelbildung beobachtet. Die Redaction der Berliner „Industrie-Blätter" entgegnet jedoch darauf, daß zur Zeit der Choleraepidemie des Jahres 1866 die Desinfection mit Carbolsäure „nach allen praktischen Erfahrungen sich trefflich bewährt habe." Sie schlägt vor, dort, wo die Desinfection von verständigen Leuten ausgeführt wird, ein Gemisch aus gleichen Theilen Schwefelsäure und Carbolsäure anzuwenden. Für kleinere Apparate hat die oben genannte Commission ein Gemisch von 10 Theilen Carbolsäure mit 100 Theilen Wassers oder eine Auflösung von 1 Theil carbolsauren Natrons in 6 Theilen Wassers angeordnet. Das Streupulver des als durchaus zuverlässig und vortheilhaft, von den maßgebendsten Seiten empfohlenen Dr. Schür'schen Desinfectionssystems besteht ebenfalls in Carbolsäure, gemischt mit trocknen, aufsaugenden Pulvern, als Torfgrus, Sägespäne, Braunkohlenabfall und dergleichen. Zweifellos steht daher der Werth der Carbolsäure als Desinfectionsmittel fest.

Nach dieser Abschweifung, die indessen doch einmal zur Sache gehört, kehren wir wiederum noch zum Kreosot im Allgemeinen zurück. Ohne Zweifel darf ich wohl annehmen, daß dieser sonderbare Stoff für eine eingehende Betrachtung den Lesern interessant genug erscheinen werde; das war jedoch keineswegs allein der Beweggrund, der ihn für diese Skizze mich wählen ließ. Liegt auch allerdings immerhin ein eigenthümlicher Reiz darin, einen Gegenstand, der bereits vielfach nutzbar und noch zweifellos eine große Fülle von neuen Verwendungen für die Zukunft verspricht, dem allgemeinen Verständniß entgegen zu führen — so war es doch noch vielmehr der Wunsch: ein Vorurtheil, einen übeln Volksgebrauch wenn möglich abschwächen zu können, welcher mich das Kreosot hier schildern ließ. In diesem Sinne sei wohlmeinenden Menschenfreunden noch schließlich die Bitte dringend an das Herz gelegt, daß sie in allen unaufgeklärten Kreisen, welche ihr Einfluß zu erreichen vermag, gegen die meistens noch alltägliche Anwendung des Kreosots als Mittel gegen Zahnschmerzen, durch Warnung und Belehrung ankämpfen mögen. Es hält allerdings außerordentlich schwer, einen solchen alten Volksgebrauch ernstlich zu bekämpfen oder gar auszurotten. Denn die biedern deutschen Landleute halten an ihrem „guten Glauben" ja unbeschreiblich zähe fest. Allein wer die hohe Wichtigkeit der Zähne, nicht bloß für das Wohlsein des Einzelnen, sondern ganzer Generationen zu ermessen weiß, der wird sich die Mühe des ernstlichen Ankämpfens gegen den Unheilstifter doch gewiß nicht verdrießen lassen.

Das Kreosot ist übrigens so gradezu giftig, daß es in den Apotheken, nach gesetzlicher Vorschrift, abgesondert von den andern Arzneien gehalten werden muß. Es sollte daher unverdünnt auch gar nicht verkauft werden dürfen.



In der Fremde.

Dem Holländischen nacherzählt

von

Adolf Glaser.

(Fortsetzung.)

Münster hatte bereits den niedrigen Hut mit breitem Rande aufgesetzt und seinen Stock ergriffen. Er ging nun voraus. Sie kamen bald in das freie Feld und Philipp war so vergnügt und durch die Erlaubniß zur Reise in so froher Stimmung, daß er plauderte und sang und den ernsthaften Münster selbst aufheiterte. Endlich kamen sie an den Eingang des Dorfes, woselbst die Menschen in Gruppen vor den Häusern und Schenken standen und den Sonntag damit feierten, daß sie sich einbildeten, sie unterhielten sich. Philipp wollte über die große Straße gehen, aber Münster legte die Hand auf seinen Arm und schlug einen Seitenweg ein. Philipp war nicht ganz damit zufrieden; nach einigen Schritten sah er sich um und bemerkte, daß die Leute alle nach ihnen sahen und mit spottenden Bemerkungen auf sie hindeuteten. Auch in der stillen Seitenstraße standen hier und da die Bewohner vor ihrer Hausthür, und so oft sie bei einer solchen Gruppe vorüber gingen, bemerkte Philipp wieder, daß man ihnen mit offener Verachtung nachblickte. Zuweilen hörte er sogar laut gesprochene und keineswegs schmeichelhafte Bemerkungen über Münster's Vergangenheit. Die Worte „Zuchthaus" und „Sträfling" trafen mehrmals sein Ohr. Ein ander Mal hieß es: „Der junge Mensch sei in der Lehre für die hohe Schule zu Leeuwarden; sie würden den alten Fastemann wohl zusammen klein kriegen," oder „die Steinfabrik würde wohl in einer schönen Nacht noch völlig weggetragen." Unter diesen Bemerkungen verfolgten sie schweigend ihren Weg und Philipp wußte nicht, ob er sich Münster's schämen, oder über die Menschen zürnen sollte, die ihn beschimpften.

„Gott sei Dank!" sagte er endlich, als sie aus dem Dorfe heraus waren.

„Ja, in der freien Luft ist es besser," sagte Münster, der nichts gehört und gesehen zu haben schien.

„Jetzt begreife ich, warum Sie nicht spazieren gehen wollen," sagte Philipp voll Theilnahme; „die Menschen sind hart gegen Sie."

„Ja," entgegnete Münster, von einer augenblicklichen Aufwallung des Gefühls bezwungen, „wohl begegnen sie mir hart. Wer stehet, sehe zu, daß er nicht falle."

„Aber die Menschen wissen und sehen doch, daß Sie ein ehrlicher Mann sind, ein Mann, der das volle Vertrauen seines Principals verdient."

„Man weiß, daß ich es genieße, aber nicht, daß ich es verdiene. Man kennt mich seit zwölf Jahren hier in dieser Gegend,

aber es scheint, daß meine Vergangenheit nie vergessen werden soll; den Kindern wird es von ihren Eltern gesagt, was mein früheres Leben belastet. Es gab eine Zeit, mein Freund, wo ich glaubte, gegen diese Schmach ankämpfen zu können, wo ich die Menschen, die mich höhnten, zur Rechenschaft zog und durch Zurechtweisung dagegen wirken wollte, aber es wurde eher schlimmer als besser. Danach habe ich geschwiegen, in der Hoffnung, daß die Zeit mein Schicksal verbessern werde, aber die Jahre gehen vorüber und ich bleibe für die Menschen, was ich immer gewesen bin. Wäre ich ein verkommener Mensch, ein armer Vagabond, so würde man mir vielleicht verzeihen, aber da ich einen guten und ehrenvollen Platz bekleide, wird die Verachtung durch Neid und Mißgunst erhöht und Niemand gönnt mir meine jetzige Stellung."

„Es ist eine unbescheidene Frage, Herr Münster," erwiederte Philipp, „aber — was haben Sie denn begangen? Denn daß Sie ein Verbrecher sind, habe ich nie geglaubt."

„Nun nicht mehr, lieber Erlen, aber es gab einen Zeitraum in meinem Leben, den ich nicht nochmals durchleben möchte. Ein Verbrecher im gewöhnlichen Sinn des Wortes bin ich nie gewesen, denn ich habe mir weder Diebstahl oder Meineid, noch Ehebruch vorzuwerfen, oder einen absichtlichen Mord begangen."

„Und doch sagt man —" warf Philipp hier ein, aber Münster fiel ihm in die Rede, indem er fortfuhr:

„Daß ich gesessen habe. Richtig, und man hat ganz recht, obgleich es unrecht ist, mir dieses immer noch vorzuwerfen. Mancher würde in meinem Falle dasselbe gethan haben, oder, wenn ich ein großer Herr gewesen wäre, würde man Gründe genug gefunden haben, mir das leichteste Strafmaß zuzumessen, aber ich war ein Mann ohne Ansehen und der Vorzug meines unantastbaren Betragens genügte nicht, um mich zu retten."

Philipp ging schweigend neben Münster hin; er fühlte, daß er keine Frage an ihn richten dürfe und daß er selbst nicht länger schweigen würde. Der Abend stimmte denn auch zutraulicher und vielleicht hatte Münster noch einen Grund, seine Zurückhaltung gegen den jungen Mann fallen zu lassen. Er wußte, daß Fastemann's Meinung von seinem Enkel sich täglich verbessern konnte und da der alte Herr die Grenzen der gewöhnlichen Lebensdauer längst überschritten hatte, so erachtete es Münster nicht unzweckmäßig, dem jungen Erlen gegenüber offenherziger zu sein, als er es gegen andere Menschen war.

„Denken Sie nicht," begann er, indem er vor sich hinstarrte, und mehr ein Selbstgespräch zu halten, als eine vertrauliche Mittheilung zu machen schien, „denken Sie nicht, daß mein Leben ein Roman sei. Ich erwuchs als der Sohn einer jener Familien, wo man zum Leben zu wenig und zum Sterben zu viel hat. Niemand empfand dies jedoch im Hause mehr als ich, denn meine Mutter hatte mich mit in die Ehe gebracht und ich war meinem Stiefvater ein Dorn im Auge. Meinetwegen war unser Haus mehr als einmal der Schauplatz heftiger Kämpfe, die so weit gingen, daß sich die Polizei hineinmischen mußte. Wir standen schwarz angeschrieben in der ganzen Nachbarschaft und wir wurden nicht besser unter der allgemeinen Verachtung. Kein Handwerker wollte mich in die Lehre nehmen und so wurde ich zuerst Laufbursche und dann Schreiber auf einem Büreau, bis ich zum Militär kam. So lange ich im Dienst stand, ging Alles gut, aber nachdem die Zeit vorüber war, wußte ich nicht, was ich anfangen sollte und kehrte vorläufig in's elterliche Haus zurück. Mein Vater hatte sich inzwischen den Trunk angewöhnt und meine Mutter war erfreut, daß ich in's Haus zurück kam, da sie in mir einen Beschützer zu finden hoffte. Es währte nicht lange, so begann Zwist und Uneinigkeit. Beinahe täglich wurden wir handgemein und die Nachbarn sagten bereits, daß Mord und Todtschlag davon kommen würde."

Hier schwieg Münster plötzlich still und es schien, als stiegen vor seinem Geist die Bilder jener schrecklichen Vergangenheit empor. Dann fuhr er schnell und eintönig fort: „Eines Abends kam es wieder zur Schlägerei. Die Polizei kam, aber als es zu spät war. Man brachte den vermeintlichen Missethäter in's Gefängniß, er wurde verurtheilt zu zwölf Jahren. Zwölf lange Jahre büßte ich für einen unglücklichen Schlag, den ich, selbst halb im Rausche, einem Andern gegeben hatte, und noch bis

auf diesen Tag glaube ich gar nicht, daß ich diesen Schlag that. Jener entsetzlichste Augenblick meines Lebens steht mir noch deutlich vor der Seele. Noch höre ich jedes Wort, das damals gesprochen wurde, noch sehe ich jede Einzelheit der Stube, die Möbeln, die Bilder, ja die Farbe und Form jedes Kleidungsstücks. Ich weiß mich Alles dessen zu erinnern, als ob ich es gestern gesehen hätte und mit der gleichen Sicherheit weiß ich, daß der unglückselige Schlag, der meinen Vater niederwarf, daß er nicht wieder aufstand, nicht von mir ausging. Die Richter waren jedoch anderer Ansicht. Zwar nahmen sie mildernde Umstände an, aber dennoch erklärten sie mich für schuldig. Ich selbst war krank an Leib und Seele und ich sehnte mich nach dem Ende der Verhandlung. Dann mußte ich lange Wochen im Krankensaal des Zuchthauses zubringen und als dies vorüber war, begriff ich erst das Entsetzliche meiner Lage. Ich würde mir vielleicht das Leben genommen haben, wenn nicht der alte Geistliche, der trotz seines täglichen Umganges mit den Sträflingen doch noch nicht den Glauben an die bessern Eigenschaften im Menschen verloren hatte, sich meiner annahm. Ihm allein verdanke ich es, daß ich lebe und daß ich nicht ganz zu Grunde gegangen bin."

„Und vielleicht verdanken Sie ihm auch Ihre jetzige Stellung," sagte Philipp, der theilnahmsvoll zugehört hatte.

Münster schüttelte den Kopf. „Nein," sagte er, „das kam anders.. Der alte Herr Fastemann hat sich seit meiner Kindheit öfter meiner angenommen. Meine Mutter war Haushälterin bei ihm gewesen und auf ihrem Sterbebette versprach er ihr, für mich zu sorgen, sobald ich aus dem Gefängnisse käme. Er nahm mich sogleich in Dienst und nachdem er mich jahrelang in untergeordneter Stellung verwendet und meine Ehrlichkeit, wie ich später selbst erfuhr, vielfach und auf mancherlei Weise erprobt hatte, setzte er mich an die Spitze seines Geschäftes, wo ich bis zu dieser Stunde sein Vertrauen zu erhalten gewußt habe."

„Nun begreife ich auch, was in Ihnen vorging, als Ihr Portefeuille auf dem Dampfboote Ihnen entfiel," sagte Philipp.

„Ganz richtig," entgegnete Münster, „denn ein einziger solcher Fall würde mir das Vertrauen des alten Mannes rauben und Niemand anders glaubt an die Unschuld eines Menschen, der viele Jahre im Zuchthause zugebracht hat."

Auf diese Weise beschlossen die beiden Spaziergänger ihr Gespräch, als sie eben wieder bei der Fabrik anlangten. Sie begaben sich darauf sofort nach dem Büreau, Münster, um seine Arbeit fortzusetzen und Philipp, um seinen zweiten Brief zu schreiben, der viel fröhlicher ausfiel, als der, den Fastemann in der Tasche hatte.

Sechstes Capitel.

Je näher der dritte September für Rothenburg herankam, um so größer wurde die allgemeine Spannung daselbst. Die Einweihung der Schule, das Hauptereigniß des Tages, gerieth in den Hintergrund; dagegen war Jeder, der dabei betheiligt war, erfüllt von den Einzelheiten, welche mit der Feier in Verbindung standen. Der Bürgermeister und der Schullehrer waren vielleicht die Einzigen, die über die Sache selbst nachdachten, da sie beide verpflichtet waren, eine Rede zu halten und jeder sich vorgenommen hatte und hoffte, die des andern in Schatten zu stellen.

Der Bürgermeister Degeling war ein guter Mensch, aber die Gabe, seine Gedanken verständlich auszudrücken, war ihm nicht verliehen, und ob er etwas sagte oder schrieb, es war in Rothenburg eine allgemein bekannte Sache, daß der Mann noch geboren werden müßte, der den Bürgermeister sogleich verstand. Man erinnerte sich nicht, jemals von ihm einen Satz gehört zu haben, den er richtig bis zu Ende gesprochen hätte.

Die dritte Rede sollte durch den Pastor Stein gehalten werden, aber für diesen hatte das öffentliche Sprechen weder Schwierigkeit noch Reiz, und die Gemeinde, die ihn jeden Sonntag hörte, war nicht besonders neugierig auf das, was er grade an dem bestimmten Festtage sagen werde. Er selbst dachte nicht eher daran, als bis er am dritten September aufstand. Er hatte ganz andere Dinge zu thun. Was das war, wußte man nicht recht; man fand fortwährend griechische und römische Schriftsteller auf seinem Schreibtische, dagegen sehr wenig theologische Schriften, aber in Rothenburg begriff man nicht, wozu er eigentlich studirte, denn sein Sohn Karl gab

nicht grade das Beispiel, daß die Studien des Vaters ihm besonders zu Gute kämen.

Am meisten dachten die Bewohner von Rothenburg an das Concert und den Ball, andere dachten auch an Illumination und ein Spielwaarenhändler hatte bereits eine Anzahl farbiger Lampen zum Verkauf ausgestellt, die von allen Vorübergehenden erstaunt angestarrt wurden.

Auch die Gesellschaft Euterpe war erfüllt von dem großen Ereignisse und es waren jeden Tag Proben oder Berathungen über die Aufstellung des Programms und das Costüm. Zuletzt war beschlossen worden, daß die Herren, die Fracks hatten, diese anziehen könnten und daß die Damen weiß gekleidet sein sollten, mit hellrosa und hellblau. Schwieriger schon wurde es mit dem Programm, da Niemand der Erste und Niemand der Letzte sein wollte. Zuerst waren vierundzwanzig Nummern aufgesetzt worden, aber da diese unmöglich zur Ausführung kommen konnten, wurden sie bis auf zehn gestrichen.

Der vorletzte Abend war für die Generalprobe bestimmt.

„Schade, daß Philipp nicht dabei sein kann. Wer weiß, ob seine Stimme nicht in der Fabrik gelitten hat.“

„Warum nicht gar!“ sagte Victor. „Es ist ja keine geschlossene Fabrik, es wird immer im Freien gearbeitet.“

„Macht Philipp selbst Steine?“ fragte Nettchen Brenden.

Ein allgemeines Gelächter beantwortete diese Frage.

„Philipp ist kein Arbeiter,“ sagte Leonie. „Er ist nach Herrn Fastemann der Erste im Geschäft.“

„Das heißt,“ entgegnete Stein, „er ist Schreiber auf dem Büreau oder so etwas.“

„Nennen Sie es, wie Sie wollen,“ versetzte Leonie, „Philipp ist in einer sehr guten Stellung. Papa sagt, daß er einmal reicher sein werde, als irgend Jemand von uns allen.“

„So,“ versetzte Stein mit verächtlichem Lächeln, „dann wird er einmal eine sehr gute Partie sein.“

„Wer spricht denn von Partien,“ antwortete Hermine, ein wenig verdrießlich über die Anspielung.

„Nun, was geht es uns an,“ entgegnete Stein, „so sicher wird es wohl noch nicht sein. Was meinst Du, Duval? Du verstehst Dich auf Geschäfte.“

Duval war ganz derselben Meinung und die übrigen Herren schlossen sich ihm und Stein an. Die jungen Damen dagegen waren der Ansicht, daß Philipp jedenfalls der Nachfolger des Herrn Fastemann und dann ein steinreicher Mann werden würde; sie wußten zwar keine bestimmten Gründe für ihre Meinung anzuführen, aber die bedurften sie auch gar nicht, da sie einmal Lust hatten, die Sache so anzusehen. Im Eifer der Unterhaltung vergaß man beinahe, daß Hauptprobe sein sollte und die Augenblicke kostbar waren.

Hermine erinnerte soeben daran und wollte dem Gespräche damit ein Ende machen, als die Thür aufging und Philipp hereinflog, mit etwas gebräunter Gesichtsfarbe und einem männlichern Aussehen als früher. Mit seiner wohllautenden Stimme jubelte er ein lautes Willkommen heraus, während er von der Gelegenheit Gebrauch machte und, nachdem ihm Leonie aus schwesterlicher Herzlichkeit einen Kuß gegeben hatte, auch Hermine und sogar Anna Brenden umarmte, was die Mädchen in der Ueberraschung des Augenblicks geschehen ließen. Auch die Herren waren alle sehr erfreut über Philipp's Zurückkunft und die große Hauptprobe ging so schlecht, wie nur möglich, aber man hoffte, daß trotzdem Alles vortrefflich ausfallen werde und Philipp namentlich versprach für zwei zu singen, wenn es nöthig wäre. „Denn,“ sagte er, „ich habe Alles gelernt in den drei Monaten.“

„Auch Ziegeln brennen?“ fragte Stein.

„Versteht sich,“ entgegnete der glückliche Philipp, „und ich hoffe, die ersten recht bald für Deine Pastorei zu liefern.“

„Dann will ich so schnell als möglich einen andern Beruf ergreifen,“ scherzte Stein.

„Aber sagen Sie doch, Philipp,“ fiel Hermine in die Rede, „Sie haben geschrieben, daß Ihr erster Brief nichts gelte. War das Scherz? Ich habe keinen ersten Brief empfangen.“

„Das begreife ich nicht, ich habe ihn sofort geschrieben und auf die gewöhnliche Art versendet.“

„Die gewöhnliche Art scheint demnach nicht die sicherste zu sein,“ meinte Duval.

In diesem Augenblicke trat Herr Dege-

ling herein und sagte äußerst freundlich: „Ist der Ziegelbrenner endlich angekommen? Nun, wie geht es — Sie sehen etwas verbräunt — wie steht es?“

„Ganz vortrefflich, Herr Bürgermeister.“

„Sind Sie zufrieden mit Ihrem — haben Sie meine Frau schon begrüßt?“

„Noch nicht, Herr Bürgermeister, aber wenn ich die Ehre haben kann.“

„Gewiß, lieber Erlen, gewiß, aber ich will hier nicht — trinken Sie nachher ein Glas Wein bei uns — ich will indessen Alles — wenn es den andern Herren Vergnügen macht.“

Die Meisten hatten Ausreden, nur die beiden Versmalen und Philipp nahmen die Einladung an, obgleich letzterer nicht recht begriff, warum der Bürgermeister so freundlich gegen ihn war. Es ist doch gut, dachte er, wenn man einmal von Hause fortgeht; man wird dann um so mehr gefeiert, wenn man zurückkommt.

Für die Probe war nun alle Lust und Andacht verloren, man besprach noch rasch eines und das andere, worauf die Euterpe aus einander ging und die beiden Fräulein Degeling mit Philipp und den Herren Versmalen sich nach dem Garten verfügten.

Der Bürgermeister von Rothenburg war früher Beamter bei der Abtheilung für das allgemeine Steuerwesen gewesen. Als seine Laufbahn begann, hatte er große Hoffnungen, aber leider stimmten seine Vorgesetzten in der Meinung über seine Fähigkeiten nicht immer ganz mit ihm überein und so war er nach und nach von seinen großen Erwartungen zurückgekommen und fand die Stellung als Bürgermeister von Rothenburg ganz angenehm. Seine Frau hätte allerdings lieber in einer großen Stadt gelebt und man konnte an ihrer und den Toiletten ihrer Töchter erkennen, daß sie gern mit der großen Welt Schritt halten wollte, was sonst in Rothenburg nicht an der Tagesordnung war. In gewisser Hinsicht stimmte der Bürgermeister mit den Ansichten seiner Frau ganz überein. Er fand, daß man den Mann an dem Hute, den Handschuhen und den Stiefeln erkannte, und wenn der größte Theil der Einwohner zu Rothenburg in Pantoffeln ging und Mützen trug, so ließ sich der Bürgermeister eine solche Nachlässigkeit nie zu Schulden kommen. Allerdings half ihm dieser äußere Anstand nicht viel, denn es gab nur wenig Menschen mehr in Rothenburg, die ihn für wohlhabend hielten, da er bei den meisten bereits sehr stark in der Kreide stand und wäre er nicht Bürgermeister gewesen, so würde er schon lange überhaupt keinen Credit mehr gehabt haben.

Degeling selbst tröstete sich mit der Aussicht, daß seine Töchter gute Partien machen würden und zu diesem Zwecke hatte er ihnen eine ausgezeichnete Erziehung geben lassen. Hermine und Leonie besaßen mancherlei Talente und da keine Ausgaben gescheut wurden, so waren sie in Sprachen, Musik und vielen andern Dingen gut unterrichtet.

Es war kein Wunder, daß ein Gegenstand, welcher die Gedanken des Degeling'schen Ehepaars in der letzten Zeit viel beschäftigte, auch jetzt wieder zur Sprache kam, als sie im Garten am Tische saßen, auf welchem ein paar Flaschen Wein und ein Präsentirteller mit Gläsern standen, neben welchen ein Päckchen Cigarren lag.

„Du weißt also sicher,“ sagte Frau Degeling, „daß er der nächste Verwandte ist.“

„Wie oft soll ich Dir wiederholen,“ entgegnete der Bürgermeister, „daß Frau Erlen die einzige Tochter des alten Fastemann ist.“

„Aber sie gehen nicht mit einander um.“

„Sie wollen nichts von einander wissen.“

„Dann könnte er sie aber auch enterben.“

„Das geht nicht so leicht, er könnte wohl einen Theil — wegschenken könnte er etwas, aber davor brauchen wir nicht bange zu sein. Der Alte gibt keinen Heller fort, so lange er — “

„Und er hat viel Geld?“

Degeling suchte nach Worten, um seine hohe Meinung von Fastemann's Vermögen auszudrücken, da er jedoch keine bessere Bezeichnung fand, so beschränkte er sich darauf mit sehr bezeichnendem Tone zu sagen: „Sehr viel.“

„Nun, dann wäre es so schlecht nicht,“ entgegnete Frau Degeling; „Hermine ist zwar noch jung, aber sie brauchen ja nicht sogleich zu heirathen.“

„Wenn Erlen im Geschäfte ist,“ versetzte der Bürgermeister, „kommt er nicht mehr aus Reizenort heraus. In der ganzen Umgegend ist keine Familie, woraus er sich — keine einzige passende Partie — und darum wäre jetzt die Hauptsache, daß

Hermine von ihrer Seite — könntest Du ihr nicht einen Wink — "

„Aber Degeling!" rief die Bürgermeisterin, im höchsten Grade verdrossen über so viel Mangel an Einsicht und Menschenkenntniß. „Begreifst Du denn nicht, daß die ganze Sache verloren ist, sobald ich Hermine sage, daß sie Erlen ermuthigen soll. Das wäre das beste Mittel, ihr den jungen Menschen verhaßt zu machen. Es ist wirklich für die Mädchen schade," setzte sie hinzu, „daß wir hier in Rothenburg begraben sind, wo Alles so kleinlich und beschränkt zugeht."

„Was meinst Du von den jungen Versmalen?" fragte hierauf der Bürgermeister.

„Daß sie eines schönen Tages nach Paris oder London gehen und wir dann nie wieder etwas von ihnen hören."

„Das fürchte ich auch. Und Karl Stein?"

„Stein geht nächsten Monat auf die Universität. Auf den ist in den nächsten zehn Jahren nicht zu rechnen, ebenso wenig auf Victor Duval," entgegnete Frau Degeling.

Gleich darauf rief sie: „Da sind ja unsere jungen Leutchen! Kinder, Kinder, wie habt Ihr uns warten lassen!"

„Ach, Mama, die Probe," sagte Leonie.

„Nun, hoffentlich wird Alles gut ablaufen —" meinte Degeling, indem er die Gläser füllte. „Kommt, Ihr Herren, wir wollen auf guten Erfolg trinken."

„Zuerst auf unsern Gast!" rief Leonie fröhlich.

Von allen Seiten stießen die Gläser an Philipp's Glas an und dieser war sofort wieder zum Helden des Augenblicks geworden.

Der Bürgermeister Degeling hatte einige Weinproben für das Fest zugestellt erhalten, die er nun zum Besten gab. Die jungen Leute hatten ihn nie so vergnügt gesehen und so verging der Abend auf das Angenehmste. Frau Degeling fand endlich, daß es kalt wurde und gab damit das Zeichen zum Aufbruch. Man machte noch einen kleinen Weg durch den Garten, wobei die beiden Versmalen natürlich mit Leonie gingen, während der Bürgermeister sich Philipp anschloß und Hermine am Arm ihrer Mutter hing.

„Findest Du nicht, Mama, daß Erlen gut aussieht?"

„Ja," sagte Frau Degeling, „seine Thätigkeit scheint ihm gut zu bekommen."

„Er ist hübscher geworden."

Frau Degeling hatte darauf nicht geachtet und meinte auch nicht, daß es gut sei, wenn junge Mädchen solche Dinge fanden und sagten.

„Aber mein Himmel, Mama, wenn man Jemand hübsch findet, darf man es doch sagen!"

„Nicht immer, Hermine, es schickt sich nicht, daß ein junges Mädchen so etwas von einem jungen Manne sagt."

„Du bist recht streng heute Abend, Mama."

„Meinst Du? Das ist ein Beweis, daß ich Dir eigentlich zu wenig Ermahnungen gebe und grade jetzt möchte ich Dich einmal ernstlich an Deine Pflichten erinnern."

„Du meinst wohl wegen des Festes, Mama? Du bist doch nicht bange wegen des Balles?"

„Bange?" wiederholte Frau Degeling. „Ich kenne meine Tochter zu gut, um zu befürchten, daß sie sich Unvorsichtigkeiten zu Schulden kommen läßt."

„Aber, Mama, was hast Du nur?"

„Nichts, liebe Hermine, aber eine Mutter ist immer besorgt, wenn das Glück ihres Kindes in das Spiel kommt und Ihr seid beide jetzt in einem Alter, wo man wohl einmal von solchen Dingen reden kann. Du bist fast achtzehn alt, manches Mädchen hat sich mit sechzehn verlobt, was mir immer sehr verkehrt schien, denn in einem solchen Alter weiß man noch nicht, was es heißt, sich zu verloben."

„Nun, ich denke noch nicht daran."

„Das glaube ich," sagte Frau Degeling lächelnd, aber Hermine fand diese Bemerkung gar nicht sehr schmeichelhaft. Warum sollte sie im achtzehnten Jahre nicht etwas thun, was andere Mädchen schon im sechzehnten Jahre thaten. Sie erinnerte sich daran, daß Philipp ihr bereits eine Art Liebeserklärung gemacht hatte, und wenn er dieselbe jetzt wiederholen sollte, war sie entschlossen, schon deshalb nicht nein zu sagen, um ihrer Mutter zu zeigen, daß sie kein Kind mehr sei.

Diese wünschte nichts Anderes, und sie wußte es denn auch so einzurichten, daß eine Viertelstunde darauf Hermine an Philipp Erlen's Seite ging. Die Stimmung der beiden jungen Leute war derart, daß

sie vertraulicher wurden, als sie es früher jemals gewesen waren. Sie sprachen von den Erinnerungen früherer Tage und es war ganz natürlich, daß dadurch in beiden auch die Hoffnung auf eine glückliche Zukunft sich geltend machte. Hermine hatte stets eine gewisse Neigung für Philipp gefühlt, welche von ihm erwiedert wurde, was war natürlicher, als daß sie grade an diesem Abende beide zu dem vollen Gefühle kamen, wie gut sie sich für einander eigneten. Philipp vergaß ganz die Zeit, um nach Hause zu gehen. Endlich wurde er daran erinnert, indem Frau Degeling ihn aufforderte, das Abendbrot mit ihnen zu theilen. Er bedankte sich rasch und lief in einem Trabe nach Hause, als könne er die Verspätung dadurch wieder einholen.

Die Familie Erlen hatte das Abendessen bereits beendet, als Philipp ankam. Zu anderer Zeit würde der Steuereinnehmer seinem Sohne einen strengen Verweis gegeben haben, aber er betrachtete diesen jetzt als unabhängig und zwar um so mehr, da Philipp ihm das vorgeschossene Reisegeld zurückbezahlt und somit einen Beweis seiner Ehrlichkeit gegeben hatte, der dem Alten lieber war, als das Geld selbst. Auch war in Philipp's ganzer Art und Weise eine Aenderung eingetreten, die den Alten veranlaßte, ihn als Mann zu betrachten und zu behandeln.

Frau Erlen konnte es sich dagegen nicht versagen, eine kleine Bemerkung über Philipp's Ausbleiben und seinen Umgang mit der Familie Degeling hinzuwerfen und es entwickelte sich daraus ein Gespräch, aus welchem hervorging, daß sowohl sie, wie die beiden alternden Schwestern Philipp's, sein Mitwirken in dem Concerte und den Besuch des darauf folgenden Balles durchaus nicht gut hießen. Philipp meinte, Niemand könne etwas darin finden, wenn er öffentlich singe und dem Publicum Vergnügen mache. „Wenn er es noch für Geld thäte!“ setzte er hinzu, aber damit hatte er dem Gespräche abermals eine neue Wendung gegeben, bei welchem sich auch der Vater betheiligte. Die ganze Familie Erlen sprach ihren Abscheu gegen einen solchen Lebensberuf aus. Frau Erlen und ihre Töchter fanden denselben so gottlos, daß sie gar nicht daran denken mochten, ob Philipp sich jemals dazu verstehen könnte, und der Steuereinnehmer, wenngleich er nicht dieselben Gründe anführte, war doch der Ansicht, der Beruf eines Sängers sei so verächtlich, daß er rundweg erklärte, er werde seinen Sohn nicht mehr kennen, wenn dieser ihm jemals eine solche Schande anthun würde.

„Du kommst doch zum Concert?“ frug Philipp noch seinen Vater, bevor er in seine Schlafkammer ging.

„Ich habe eine Einladungskarte erhalten und die Höflichkeit verlangt wohl, daß ich hingehe,“ sagte der Steuereinnehmer in einem Tone, der nicht zu einer Fortsetzung des Gesprächs ermuthigte. Philipp hielt es daher für das Beste, zu Bette zu gehen.

Siebentes Capitel.

Der große Tag war angebrochen. Schon um sieben Uhr wurden diejenigen Bewohner von Rothenburg, welche noch schliefen, durch Kanonendonner geweckt, dem bald darauf festliches Glockengeläute folgte, welches erst nach langen Verhandlungen zur Feier des Tages gestattet worden war. Hier und da wehten Fahnen von den Häusern, und Alles verkündete eine außergewöhnliche festliche Stimmung. Gegen zehn Uhr sah man die meisten Einwohner von Rothenburg sich nach dem neuen Schulgebäude begeben, wo der größte Theil der Räumlichkeiten mit Flaggen und Kränzen verziert war. An dem einen Ende des mittleren großen Saals war die Rednertribüne aufgeschlagen, die mit grünem Tuch bekleidet war, und worauf das herkömmliche Glas Zuckerwasser prunkte, welches der Lehrer, um es ja nicht zu vergessen, bereits am Abend vorher hingestellt hatte.

Nach und nach wurden die Strohstühle besetzt, ebenso die voranstehenden Lederstühle für die Honoratioren, und fünf Minuten nach Zehn öffnete sich eine Seitenthür, aus welcher der Bürgermeister und die Beamten, die beiden Prediger, die Lehrer und Hilfslehrer, die Schul- und Kirchenvorsteher und der Gemeinderath eintraten. Der Bürgermeister bestieg die Rednertribüne und begann seine eindrucksreiche Rede, in welcher er die Anwesenden begrüßte und der Stadt Rothenburg Glück wünschte zu der Eröffnung des neuen Schulgebäudes. Da der Bürgermeister sich sehr lange auf diese Rede vorbereitet

hatte, war es natürlich, daß dieselbe nicht rasch zu Ende sein konnte. Bereits gegen den Schluß hatte sich unter der Schuljugend, die ebenfalls anwesend war, einige Unruhe bemerklich gemacht, und verschiedene andere Anwesende hatten ziemlich unverhohlen gegähnt; Alle athmeten erleichtert auf, als endlich die Worte kamen: „Ich erkläre diese neue Schule für eröffnet."

Nach dem Bürgermeister kam der erste Schullehrer, dann der Pastor, auf dessen Rede ein allgemeiner Gesang folgte, und nach diesem kamen noch mehrere Reden von verschiedenen Autoritäten in Rothenburg, bis man sich endlich recht lebhaft nach einer andern Art der Feier sehnte.

Des Nachmittags fanden auf einem freien Platze bei der Stadt allerlei Volksbelustigungen statt, wobei die Jugend sich in Klettern, Turnen und derartigen Unterhaltungen ganz besonders hervorthat.

Auch die vornehme Welt verfügte sich dahin. Die beiden Herren Versmalen hatten schon eine halbe Stunde lang die Plätze für die Degeling'schen Damen offen gehalten und wurden nun dafür mit gütigem Blicke belohnt. Freilich war es nicht ganz nach ihren Wünschen, daß Hermine den Eckplatz und Leonie den zweiten bekam, da sie auf ein vertrauliches Gespräch mit letzterer gerechnet hatten.

Das Mastklimmen, Sacklaufen, und wie die verschiedenen Kunststücke alle hießen, ging glücklich vorüber, die Zuschauer wurden immer lebendiger, und zum Schlusse wurde ein Volkslied gesungen, in welches alle Anwesenden einstimmten.

Kein Mensch, der sich nur einigermaßen zur guten Gesellschaft rechnete, blieb am Abend dieses festlichen Tages zu Hause, mit Ausnahme von denjenigen, welche mit Frau Erlen übereinstimmten und ihre Seele nicht durch irdische Belustigungen beflecken wollten. Die Mitglieder der Gesellschaft Euterpe befanden sich in einem sehr aufgeregten Zustande. Es war ihnen, als wenn selbst die Kinder auf der Straße ihnen ansehen könnten, daß sie heute öffentlich singen sollten, und mit pochendem Herzen versammelten sie sich in der Stube neben dem großen Saale, um sich einige Augenblicke vorzubereiten.

Die festgesetzte Zeit war schon längst verstrichen. Es mußte angefangen werden, und die Mitglieder der Musikgesellschaft betraten die Estrade und machten eine viel zu tiefe Verbeugung vor dem zahlreich versammelten Publicum, wovon diejenigen am glücklichsten waren, die nahe am Eingang saßen, wo sie etwas frische Luft genießen konnten. Auch in den angrenzenden Zimmern war noch eine Menge Publicum, wovon die meisten erst beim Beginn des Concerts in den Saal treten oder an den Eingängen sich postiren wollten.

Ein vierstimmiges Lied war die erste Nummer des Programms. Schwach und fehlerhaft klang es durch den Saal, so schwach, daß die Personen in den Nebenzimmern sich in ihren Gesprächen nicht stören ließen und gar nicht bemerkten, daß das Concert begonnen hatte. So kam es, daß der Saal nicht voller geworden war, als Hermine sich an das Piano setzte, um ihre erste Nummer vorzutragen. Da sie die Tochter des Bürgermeisters war, so erhielt sie lebhaften Applaus, aber ein großer Theil der Zuhörer, die eben nur aus Höflichkeit gekommen waren, glaubten damit genug gethan zu haben, und verließen dann den Saal wieder.

Ein Duo für Piano und Violine, welches von den Geschwistern von Brenden vorgetragen wurde, vollendete das Unheil, und als es geendet war, befanden sich nur noch die Verwandten der Mitglieder der Euterpe im Saal.

„Unser Concert fällt durch," sagte Hermine mit Thränen in den Augen.

„Es ist jammerschade," antwortete Duval, während er sich bedenklich hinter dem Ohr kratzte; „aber wir hätten überlegen sollen, daß die Menschen an solch' einem Tage lieber im Freien als im Hause sitzen."

„Wir müssen unsere Ehre retten," meinte Leonie; „eins von uns muß sich aufopfern und sich krank stellen, damit wir mit Anstand unser Concert aussetzen können."

„Willst Du Dich aufopfern, Leonie?" fragte Hermine.

„Wenn es sein muß, ja."

„Nein, in keinem Falle!" riefen die Versmalen mit Eifer aus, und Ferdinand setzte hinzu: „Was meinst Du, Stein?"

„Stein ist fort," antwortete Philipp, „er hat ganz still seinen Rock angezogen und sich heimlich entfernt."

In der That war Karl Stein, der von

Anfang an wenig Vorliebe für das Concertunternehmen gezeigt hatte, bereits auf dem Heimwege, und die Zurückbleibenden befanden sich dadurch in nicht geringer Verlegenheit.

„Wir sind noch zu retten," sagte Philipp, „wenn die Präsidentin gestattet, daß von dem Programm abgewichen wird."

„Noth bricht Eisen und Programme," antwortete Hermine, „aber was soll denn geschehen?"

„Ich werde ein komisches Lied vortragen," erwiederte Philipp, „und Sie müssen mich begleiten, Hermine. Sie werden sehen, wenn das Publicum lacht, haben wir halb gewonnen."

„Und dann?" fragte Leonie.

„Unmittelbar darauf singen Sie mit Victor und Hermine das beliebte Fahnenlied, und unterdessen fällt mir eine andere Nummer ein."

Man war mit seinem Vorschlag einverstanden. Hermine schlug einige kräftige Accorde an und Philipp begann sein komisches Lied. Kaum hatte er den ersten Vers mit einem Refrain am Schlusse aus voller Brust gesungen, so ging die Neuigkeit, daß der junge Erlen ein komisches Lied singe, von Mund zu Mund. Das müssen wir hören, hieß es von verschiedenen Seiten, und es währte nicht lange, so zog Einer den Andern mit in den Saal. Als der zweite Vers gesungen war, erschallte ein lebhafter vergnügter Beifall, und die hoffnungslose Stimmung der Gesellschaft Euterpe machte bald neuem Muthe Platz.

„Nun rasch, vorwärts," flüsterte er, halb berauscht von dem Erfolge, den er gehabt hatte, als er sein letztes Couplet gesungen hatte. Die beiden Fräulein Degeling mit Victor stellten sich auf, und da die Mädchen hübsch sangen, so dachte Niemand daran, den Saal wieder zu verlassen. Noch einige der besten Nummern des Programms wurden aufgeführt, zwischen denen Philipp noch zwei Stücke, darunter eine eigene Composition, vortrug, und der lebhafteste Beifall belohnte jede einzelne Nummer, so daß man zum Schlusse allgemein über den angenehmen Abend erfreut war, den die Gesellschaft Euterpe veranstaltet hatte.

„Gott sei Dank!" riefen alle Mitglieder der Musikgesellschaft aus, nachdem sie unter dem lebhaftesten Beifall die Estrade verlassen hatten und sich im Seitenzimmer auf Sopha und Stühle niederließen.

„Gott sei Dank, daß die ganze Geschichte vorüber ist!"

„Ich dachte, unser Concert würde durchfallen," sagte Victor, „aber Philipp hat uns gerettet."

„Ohne ihn waren wir unwiderruflich verloren," bekannten die Versmalen.

„Ihm gebührt die Ehre des Abends," riefen die Degeling'schen Damen.

„Wie kamen Sie nur auf den glücklichen Gedanken?" setzte Hermine hinzu.

„Ich dachte bei mir selbst, daß wir zu dem großen Publicum heruntersteigen müssen," sagte Philipp, „und sah ein, daß wir dem Geschmack des Publicums nachkommen mußten, um durchzuschlagen."

„Sehr klug ausgedacht," bemerkte Stein, der sich wieder eingefunden hatte.

„Wo hast Du unterdessen gesteckt?" wendete sich Philipp zu ihm.

„Draußen, ich bedanke mich dafür, hier den Straßenmusikanten spielen zu sollen."

„Danke für das Compliment," sagte Hermine mit einem graziösen Lächeln.

Stein brummte etwas, was für die Damen nicht sehr schmeichelhaft war, und worauf die jungen Herren aufbrausten; aber Hermine mischte sich ein und erklärte als Präsidentin, daß Stein von der Mitgliedschaft ausgeschlossen sei, weil er sich derselben unwürdig gezeigt habe, indem er ohne Grund und Erlaubniß sich entfernte. Stein hatte einige Gegenreden, aber es half ihm nichts, und verdrießlich, scheltend verließ er die Uebrigen.

Während nun noch die Andern darüber sprachen, ob die Ausschließung Karl's ein kluger oder nicht kluger Entschluß gewesen sei, kam der Bürgermeister herein und bedankte sich bei der Musikgesellschaft. Ihm folgten noch Andere, und so verging die Zeit ganz angenehm, bis der Saal in Stand gesetzt war, damit der Ball beginnen konnte.

Vor dem Hause war den ganzen Abend hindurch eine große Volksmenge versammelt, welche die ankommenden Mitglieder des Casinos mit ihren Frauen und Töchtern einer scharfen und lauten Kritik unterwarf. Dies gehörte so sehr mit zum Vergnügen, daß die meisten der ankommenden Gäste nicht nur nichts dagegen einzuwenden hatten, sondern die Aufmerksamkeit

der gaffenden Menge noch herauszufordern schienen.

Daß der Steuereinnehmer Erlen ebenfalls bei dem Feste sein würde, hatte kaum Jemand erwartet, denn er galt als sehr zurückgezogen, und seine Frau und Töchter waren durch ihre frömmelnde Richtung bekannt genug. Er fühlte sich denn auch in der That ziemlich vereinsamt und saß ganz allein bei einem Glase Bier, als der Bürgermeister kam und sich zu ihm setzte.

„Nun, Herr Erlen," begann dieser, „wie hat Ihnen das Concert gefallen?"

„Recht gut, Herr Bürgermeister. Die jungen Leute haben das ihrige gethan, glaube ich."

„So scheint mir — darf ich Ihnen ein Glas Wein —"

„Hier steht mein Bier, Herr Bürgermeister."

„Wir trinken ein Glas Wein zusammen; Fritz, eine Flasche mit zwei —"

„Ich danke Ihnen, Bürgermeister."

„Warum nicht gar, mein lieber Steuereinnehmer."

„Wenn ich eine Flasche von Ihnen annehme, muß ich eine zurückgeben, und das lassen meine Mittel nicht zu."

„Ei was, ich denke, daß ich, als Haupt der Gemeinde — einem Manne, auf den die Gemeinde stolz — wohl ein Glas Wein anbieten darf. Wie lange sind Sie schon an Ihrer Stelle?"

„Ungefähr dreißig Jahre."

„Manches geschehen in dieser Zeit. Bei Ihnen ist auch nicht immer Alles nach Wunsch — Ihr Sohn Philipp macht Vieles gut — aufgeweckter Mensch, der wohl durch die Welt kommen wird."

„Das hoffe ich, Herr Bürgermeister."

„Vor der Hand — das mag ganz gut sein auf der Ziegelbrennerei, aber für die Dauer — kluger Kopf."

„In unsern Verhältnissen, Herr Bürgermeister, dürfen wir nicht fragen, was uns angenehm ist."

„Ganz wahr, Herr Steuereinnehmer."

Indessen war der Wein gekommen. Der Bürgermeister goß die beiden Gläser voll, stieß mit dem einen an das andere und sagte: „Ihr Wohlsein." Der Steuereinnehmer nickte und trank schweigend.

„Ich habe zu Haus ein sehr gutes Weinchen," begann hierauf der Bürgermeister, nachdem er gekostet hatte, „das sollten Sie einmal — warum kommen Sie niemals?"

„Meine Zeit erlaubt mir nicht, Besuche zu machen," entgegnete Erlen.

„Sie nehmen die Sachen zu — wir sind nun einmal in diesem kleinen Neste, aber Sie sowohl als ich — wer etwas von der Welt gesehen hat —"

„Unsere Stellung trennt uns, Herr Bürgermeister."

Degeling zuckte die Achseln. „Aber solche Hindernisse," sagte er, „muß man — wir leben in einer kleinen Stadt — über Vorurtheile muß man sich hinwegsetzen; wir sollten es machen wie unsere Kinder."

„Es ist viel Ehre für meinen Sohn, daß er so wohlwollend bei Ihnen aufgenommen wird, obgleich er eigentlich nicht dahin gehört," erwiederte Erlen.

„Sie mögen ihn Alle gern — Ihre Bedenken sind daher — ei, ei, Herr Pastor," unterbrach sich der Bürgermeister plötzlich, indem er den Prediger Stein anrief, der sich eben so wenig heimisch fühlte, wie Erlen, und sich nach einem ungestörten Plätzchen umsah; „kommen Sie auch, um zu tanzen?"

„Nein, Bürgermeister, ich will nur ein wenig zusehen."

„Ich will ein Glas für Sie —"

„Danke, danke."

„Wird nicht angenommen, Pastor, hier!"

Der Bürgermeister nahm ein Glas von dem Präsentirteller eines vorübergehenden Kellners, der hierüber nicht wenig entrüstet war, sich aber wohl hütete, dies merken zu lassen. Der Pastor Stein setzte sich nieder, und nachdem das Gespräch in vollem Gange war, fand Degeling eine Ausrede, um sich in den Saal zu verfügen und die beiden Herren allein zu lassen. Da nun Herr Stein am liebsten ohne Unterbrechung sprach und Erlen gern schweigend zuhörte, so eigneten sich die beiden Männer gut zusammen und vergaßen das ganze Fest um sich her. Nach einiger Zeit traten jedoch einige Damen an den Tisch und forderten den Pastor Stein auf, einen Blick in den Ballsaal zu werfen. Er kam dieser Aufforderung nach und Erlen folgte ihm langsam nach dem Saale, der hell erleuchtet und hübsch ausgeschmückt war, und wo die Rothenburger Jugend sich in voller Freude der Tanzlust hingab.

„Ihr Sohn sieht gut aus,“ meinte der Pastor zu Erlen, und als dieser nichts darauf erwiederte, fuhr er fort: „Sehen Sie ihn dort nicht mit der ältesten Degeling?“

„Ein hübsches Paar,“ sagte eine alte Dame, die jedes Wort, welches der Pastor sprach, mit Aufmerksamkeit auffing, und nun eine Bemerkung gemacht zu haben glaubte, welche ihm gefiel.

„Allerdings,“ sagte Stein, „ist der junge Erlen ein lebenslustiger und kräftiger Jüngling, und das Mädchen in der Blüthe ihres Lebens, aber die Jugend geht vorüber, und es gehört mehr dazu, um zwei Menschen dauernd für einander geeignet zu halten.“

„Wie schön er spricht!“ flüsterte die alte Dame ihrer Nachbarin in's Ohr, und laut fuhr sie dann fort: „Sie haben ganz Recht, Herr Pastor, aber ich wollte auch nichts anderes sagen, als daß es ein artiges Paar von Tänzern sei, denn,“ das Folgende sprach sie ganz leise, damit es der Steuereinnehmer nicht hören könne, „der junge Erlen ist keine Partie für eine Degeling.“

Der Pastor erwiederte nichts, denn er bekümmerte sich um solche weltliche Angelegenheiten nicht, und er hatte mit seiner Bemerkung durchaus nicht auf die äußern Verhältnisse anspielen wollen. „Sie haben Beide kein Geld,“ sagte die Nachbarin der alten Dame, welche die Gelegenheit gern ergriff, um auch einmal mit dem Pastor zu plaudern.

„So, so,“ entgegnete Stein.

„Ja, und überdies sind die Degeling'schen Töchter keine Mädchen zum Heirathen. Hübsch sind sie, und manierlich und gebildet, aber zur Schwiegertochter würden Sie gewiß auch keine davon haben wollen, denn sie haben eine viel zu luxuriöse Erziehung erhalten. Sind Sie nicht auch meiner Meinung, Herr Pastor?“

Pastor Stein sah die Damen sehr erstaunt an. Er, eine Schwiegertochter? Er hatte allerdings einen Sohn, aber der war in seinen Augen noch ein halbes Kind und mußte erst studiren. „Wenn mein Sohn alt genug ist, werde ich vielleicht einmal über so etwas nachdenken; vor der Hand liegt mir das noch zu fern.“

„Sagen Sie das nicht, Herr Pastor. Philipp Erlen ist ebenso alt wie Ihr Sohn. Aber ist Karl denn nicht hier?“

„Gewiß.“

„Ich glaube kaum, wenigstens hat er nicht mitgesungen.“

„Nicht? Aber er ist doch Mitglied der Euterpe. Dort geht er, glaube ich. Er scheint nicht zu tanzen; ich muß doch einmal hören, was ihm fehlt.“

Der Pastor ging in den Saal und war froh, daß er eine Ursache hatte, um die beiden Damen verlassen zu können. Auch der alte Erlen suchte seinen Sohn auf, aber als er zu der Stelle kam, wo er ihn zuletzt gesehen hatte, war Philipp nicht mehr daselbst. Philipp ging mit Hermine in den dunklen Wegen des Gartens spazieren, denn im Saale war es gar zu dumpfig, und sie hatten sich einander etwas zu sagen, etwas, was die alte Dame bereits errathen hatte, als sie die Beiden tanzen sah. Herminens Händchen ruhte zutraulich auf Philipp's Arm, und dieser, als wäre er bange, daß die Hand entschlüpfen könne, hatte die seinige daraufgedrückt. Herminens Augen waren auf den Boden gerichtet, als wollten sie die kleinen Füßchen beobachten, deren Spitzen in bestimmten Zwischenpausen sichtbar wurden. Nur zuweilen blickte sie auf und heftete ihre schönen Augen auf die Philipp's, der sie fast unaufhörlich anstarrte, so daß er durchaus nicht sehen konnte, ob und durch wen sie gesehen wurden. Er dachte nur an sie, und sie in diesem Augenblick fast nur an ihn, und ein wenig an das, was die Menschen sagen würden, wenn sie verlobt wäre. Denn darauf zielte das Gespräch mit Philipp, welcher in Folge seiner musikalischen Erfolge und der Aufregung, in die ihn der allgemeine Beifall versetzt hatte, Dinge sagte und zu vollbringen gedachte, vor denen er bei ruhiger Ueberlegung zurückgeschreckt wäre. Nachdem er lange und viel gesprochen und Hermine ihm schüchtern aber nicht entmuthigend geantwortet hatte, während ihr Händchen ruhig auf seinem Arme liegen blieb, kam das hohe Wort heraus: „Ohne Sie, Hermine, ist für mich kein Glück denkbar. Ich habe Sie so aufrichtig lieb, und Sie?“

„Ich? Lieber Gott, Sie werden doch nicht verlangen, daß ich *sage*, daß ich Sie lieb habe?“

„Es zu sagen, ist nicht nöthig, geben Sie mir nur ein Zeichen, einen Blick aus Ihren freundlichen Augen.“

Mit der größten Unbefangenheit sah Hermine ihn mit ihren großen muntern Augen an. „Ein Zeichen?“ wiederholte sie, „was für ein Zeichen verlangen Sie von mir?“

„Das, was Sie mir soeben gegeben haben, meine liebe, engelgute Hermine. Ihr Blick hat ja gesagt.“

„Nein, das ist Verrätherei; ich habe Sie ganz zufällig angesehen, weil Sie etwas sagten, was ich nicht verstand.“

„Also habe ich keine Hoffnung?“

Hermine sah ihn nochmals mit demselben Ausdruck an und begann darauf herzlich zu lachen.

„Liebe Hermine, ich bitte Sie,“ flehte Philipp, „seien Sie doch einen Augenblick ernsthaft nnd aufrichtig. Haben Sie mich lieb?“

„Sie verlangen, je länger, desto mehr. Vorhin erklärten Sie sich zufrieden mit einem Zeichen, und nun soll dies nicht mehr genug sein, und Sie verlangen auch Worte, aber die —“

In diesem Augenblicke wurden sie durch die Stimme des Pastor Stein unterbrochen, der mit seinem Sohn in den Garten gekommen war, und mit diesem über den Vorfall während des Concerts sprach. Der alte Stein hatte auf das vor ihm wandelnde Paar wenig geachtet, während Karl sehr gut gehört und begriffen hatte, was zwischen Philipp und Hermine vorgegangen war. Er sah die Beiden daher auch spöttisch an, denn er war wegen des Vorfalls in der Euterpe grade über Philipp und Hermine sehr aufgebracht, und während der Pastor mit gütiger Ermahnung die Beiden aufmerksam machte, daß sie in der Kühle des Abends sich erkälten könnten, nachdem sie sich vorher warm getanzt, brachte Karl das Pärchen durch seine Blicke in nicht geringe Verlegenheit. Sie gingen daher eilig in den Saal und betheiligten sich sofort wieder am Tanze. So oft Philipp seinen unruhig fragenden Blick auf Herminens Augen heftete, antwortete diese ihm mit demselben schalkhaften Augenaufschlag, und wiederholte auf diese Weise das Zeichen, an welches Philipp nicht recht glauben wollte.

Der alte Erlen war inzwischen bald mit dem Bürgermeister, bald mit dem Pastor zusammengekommen. Nach und nach erwachte in ihm etwas von dem frühern lebenslustigen Lieutenant, er vergaß für den Augenblick die Sorgen des täglichen Lebens, und die Herren fanden, daß der alte Erlen, wenn auch etwas kurz und streng im geschäftlichen Verkehr, doch ein ganz guter Gesellschafter sei.

Bald darauf wurde eine Pause im Tanzen gemacht, während welcher man das Souper einnahm, und diese Gelegenheit benutzten einige der Herren, um ihren Gefühlen in Toasten und kleinen Reden Ausdruck zu geben. Selbstverständlich wurde auch die Gesellschaft Euterpe dabei bedacht, und in der aufgeheiterten Stimmung, in der man einmal war, entstand der Wunsch, daß die Mitglieder der Musikgesellschaft noch etwas vortragen möchten. Man ruhte nicht eher, bis sie wieder auf der Estrade standen und ein Ensemblestück vortrugen, worauf unter lautem Beifall das Verlangen gestellt wurde, daß Philipp noch ein komisches Lied zum Besten geben solle.

„Kommen Sie, Philipp,“ riefen die beiden Fräulein Degeling, „es geht nicht anders, thun Sie es nur.“

„Ich bin nicht in der rechten Stimmung,“ antwortete Philipp.

„Warum nicht gar, Sie sind der Munterste von uns allen,“ meinte Leonie, „kommen Sie nur, Philipp, Sie werden sich doch nicht durch Damen bitten lassen.“

„Ich befehle es Ihnen,“ sagte Hermine in komischer Haltung. Auch die Andern redeten zu, und als Philipp noch immer zögerte und an Hermine die Frage richtete: „Wollen Sie wirklich, daß ich es thun soll?“ entgegnete sie: „Sie haben nun so lange auf ein Ja von mir gewartet, nun denn, ja.“

Einen Augenblick später stand Philipp auf der Estrade und wurde mit donnerndem Beifall begrüßt. Sein Ruf als Künstler schien nun einmal an diesem Abend in Rothenburg begründet zu sein. Viele meinten, er sei ein gebornes Genie, Andere bedauerten, daß er nicht auf dem „Observatorium“ ausgebildet werde. Nachdem er seinen Vortrag geendigt hatte, wurde er abermals hervorgerufen, und da er die Gelegenheit ergriff, um im Namen der Mitglieder der Gesellschaft Euterpe für die wohlwollende Beurtheilung ihrer schwachen Leistungen zu danken, ging der Beifall in einen förmlichen Jubel über, und der

Steuereinnehmer Erlen sah seinen einzigen Sohn auf einem Stuhle durch den Saal tragen, während die Anwesenden ihm zujauchzten: Er lebe hoch! Er lebe hoch!

„Thut Ihnen das nicht wohl, alter Herr?“ fragten ein paar Festtheilnehmer.

„Ja,“ sagte Erlen, „ja, mehr als ich sagen kann, mehr als ich mich seit Jahren erinnere.“

„Ich glaube wahrhaftig, daß Ihnen die Augen davon naß sind,“ bemerkte einer der Herren.

„Ja, und darüber schäme ich mich nicht, denn wenn ein Vater Freude an seinem Sohne erlebt, erhebt ihn das ebenso, wie es ihn tödten kann, wenn er sein Kind in Schande sieht.“

„Das ist sehr wahr,“ sagte der Herr, obgleich derselbe keine Kinder hatte, und daher weder das Eine fürchten, noch das Andere hoffen konnte.

Bald darauf begaben sich die einzelnen Familien nach Hause, und die Einweihung der Schule zu Rothenburg gehörte zu den Erinnerungen.

Achtes Capitel.

Obschon der alte Fastemann seinen jüngsten Gehilfen nicht im Geringsten an irgend eine Zeit gebunden hatte, und sich sogar den Anschein gab, als könne er ihn ganz und gar entbehren, sah dieser doch ein, daß es von seiner Seite gut und verständig sei, je früher um so besser nach Reizenort zurückzukehren. Vielleicht würde er seinen Aufenthalt noch um einige Tage verlängert haben, wenn er im häuslichen Kreise das gefunden hätte, was man dort allein finden kann, aber die düstere, gedrückte Stimmung wurde durch seine Anwesenheit keineswegs unterbrochen. Sein Vater war am folgenden Morgen nach dem Feste wieder der alte, durch Sorgen und Geschäfte in Anspruch genommene Mann. Seine Mutter war verstimmter als je; die Sünde, welche Mann und Kind am Abende vorher begangen hatten, drückte sie schwer, und die beiden Töchter waren ebenfalls unzufrieden über die ganze Art der Feier. Sie hatten Vieles an dem Feste auszusetzen, den Hauptmangel aber verschwiegen sie: die Abwesenheit der beiden Fräulein Erlen.

Bei Degelings, wohin Philipp ging, um Abschied zu nehmen, war ebenfalls die festliche Stimmung vorüber. Sie waren höflich wie immer, aber da das Ziel erreicht war, fand weder der Bürgermeister noch seine Frau nöthig, weitere Avancen zu machen. Leonie, welche augenscheinlich in's Geheimniß gezogen war, verhielt sich schüchtern und zurückhaltend gegen den zukünftigen Schwager, während Hermine verschämt und verlegen war, als hätte sie ein großes Unrecht auf ihrem Gewissen. Es schien, daß sie mit Leonie die Verabredung getroffen hatte, Philipp keinen Augenblick Gelegenheit zu geben, um sie an den vorigen Abend erinnern zu können, und es blieb bei Anspielungen, die zwar höchst pikant und angenehm waren, aber doch nicht das, was Philipp wünschte.

„Sie schreiben mir doch?“ fragte Philipp, als die beiden Mädchen ihn herausließen.

„Rechnen Sie lieber nicht darauf, dann werden Sie überrascht.“

„Und welche Garantie habe ich, daß Sie mich nicht vergessen?“

Hermine antwortete nicht, aber sie summte die Melodie eines von ihm componirten Liedes.

„Man vergißt Melodien ebenso rasch als Menschen,“ sagte er.

„Die Kunst ist ewig,“ antwortete Hermine lachend, „und hörte ich dies Lied in einer Wüste, ich würde an Sie denken.“

„Und wenn — “

„Kommen Sie nur bald wieder zurück. Zur Kirchweihe erwarten wir Sie.“

Hermine reichte Philipp die Hand und sah ihn wieder mit ihren großen lachenden Augen an, die nichts versprachen und doch so viel Hoffnung gaben. Er hielt die Hand länger als nöthig fest und sie ließ es geschehen, bis auch Leonie ihm die Hand reichte, so daß er genöthigt war, Hermine loszulassen. Nochmals nahm er Abschied und ging fort. Wiederholt wendete er sich um und die beiden Mädchen blickten ihm nach.

„Da geht er nun, Dein Alles!“ sagte Leonie scherzend.

„Aber findest Du ihn denn nicht auch —“

„Himmlisch! Ein Engel! Ein Ideal! Ganz gewiß. Ich hoffe nur, daß er es bleiben wird. Vor der Hand finde ich es sehr romantisch, daß Du verlobt bist.“

„Du spottest auch über Alles.“

„Beste Hermine, Du mußt mir nicht böse sein, aber von solcher Verlobung, die auf einem Ball geschlossen wird, halte ich nicht viel; ich möchte mich überhaupt nicht verloben, ohne die Gewißheit, bald heirathen zu können.“

„Und wer sagt Dir, daß meine Verlobung lange dauern wird?“

„Nun, Philipp ist neunzehn und Du bist siebzehn Jahre alt; Papa hat kein Geld, Philipp noch weniger und die Geschichte von dem alten Fastemann halte ich für Rederei.“

„Aber wenn Du so dachtest, Leonie, weshalb hast Du mir denn selbst zugeredet, ja zu sagen?“

„Weil ich sah, daß Dir daran gelegen war und die ganze Geschichte doch bald vergessen ist. Du wirst dann ebenso herzlich darüber lachen, als ich jetzt.“

„Niemals. Ich werde ihn immer lieb haben.“

„Das ist recht hübsch gesagt, Hermine, genau wie es in den Romanen steht, aber alle solche Liebesgeschichten sind Albernheit, Zeitvertreib, oder wie Du es nennen willst, und eben das ist auch eine Verlobung, bei welcher man nicht in kurzer Zeit heirathen kann und sein anständiges Auskommen hat.“

Leonie ging in's Haus zurück und Hermine, die nicht wußte, was sie sagen sollte, folgte ihr.

Mit ganz andern Gefühlen als einige Monate vorher verließ Philipp Erlen diesmal Rothenburg. Er reiste in derselben Weise wie damals, aber mit dem Bewußtsein, daß er etwas bedeute in der Gesellschaft. Er war beschäftigt in der großen Fabrik des unermeßlich reichen Fastemann, vielleicht sogar dessen Nachfolger, verlobt mit der Tochter eines Bürgermeisters, in diesem Augenblicke war er sogar der populärste Mensch in ganz Rothenburg. Daß er daher diesmal ein Billet für den ersten Platz auf dem Dampfboote nahm, versteht sich von selbst. Der Conducteur, der ihn damals auf die andere Seite gewiesen hatte, griff an die Mütze und selbst der schweigsame Capitän sprach einige freundliche Worte mit ihm. Alles dies blieb nicht unbemerkt und namentlich bemühten sich einige Geschäftsreisende, mit Philipp eine Unterhaltung anzuknüpfen, erkundigten sich nach dem Ziel seiner Reise, und erzählten ihm sofort einige Anekdoten, die ihm zwar nicht sonderlich gefielen, durch welche er sich aber doch geschmeichelt fühlte.

„Und reisen Sie nun für das Geschäft?“ fragte einer davon, der zum Baron oder Graf geboren zu sein schien, aber für den Augenblick nur in Nesseltuch reiste.

„Nein, ich habe nur meine Familie einmal besucht,“ sagte Philipp, und erzählte offenherzig von dem Feste zu Rothenburg und dem Concerte, bei welchem er gesungen habe. Die Reisenden hörten andächtig zu.

„Ein feines Geschäft, das Fastemann'sche,“ sagte nach einer Pause einer derselben, der eine prächtige Weste trug, welche dazu dienen sollte, seine gemeine Physiognomie gut zu machen.

„In Manufacturen?“ fragte der Andere.

„In Steinen,“ sagte Philipp.

„Macht viel mit Westerhelm & Roglant,“ sagte der erste Reisende.

„Sind Sie da bekannt?“

„Wie das Kind im Hause. Wenn ich ankomme, läßt die alte Frau Westerhelm nicht nach, bis ich dort absteige; ich habe ihr einmal über die Grenzen geholfen, verstehen Sie.“

„Geschmuggelt?“

„Das eben. Ich hatte Mitleiden mit ihr. Geben Sie Ihre Sachen nur her, sagte ich, und ich brachte sie so glücklich hinüber, als ob ich ein geborener Schmuggler wäre.“

„Sonst wollen Sie mit solchen Affairen doch nichts zu schaffen haben.“

„Beileibe. Ich würde mein Haus compromittiren! Wenn die Firma Bijou die Geschichte wüßte, hätte ich den andern Tag meine Entlassung.“

„Ist das ein Brüsseler Haus?“ fragte Philipp.

„Ganz recht. Wenn Sie nach Brüssel kommen, müssen Sie mich einmal besuchen.“

„Ich werde wohl nie nach Brüssel kommen.“

„Sagen Sie das nicht, Verehrtester. Wie Sie mich hier sehen, dachte ich auch nicht sehr weit zu kommen, und doch bin ich in Kamtschatka gewesen und am Cap, ich habe mit Beduinen und Samojeden gelebt, in Petersburg und Madrid gewohnt.“

„In Madrid gibt es schöne Weiber?“ fragte der andere Reisende, und durch diese Frage gerieth die Unterhaltung wieder auf

ein Gebiet, auf welchem Philipp ein vollkommener Fremdling war. Was er hörte, gab ihm ein seltsames Bild von der Welt, aber es weckte bei ihm doch große Lust, all das Unbekannte, was er so anziehend schildern hörte und wovon er nicht beurtheilen konnte, ob die Schilderungen übertrieben waren, kennen zu lernen.

„Ich beneide Sie um Ihre Stellung," sagte er zu dem einen der Reisenden.

„Das glaube ich gern. Zehntausend Franks festen Gehalt und außerdem Reise- und Aufenthaltskosten."

„Gibt es mehr solcher Stellen?"

„Ich würde zu bescheiden sein, wenn ich ja sagte. Man muß sein Fach kennen, viele Sprachen sprechen und mit Menschen umzugehen wissen, weder vor Gefahren noch Mühseligkeiten zurückschrecken und dabei unverbrüchlich ehrlich sein. Das Alles zusammen ist wohl zehntausend Franks werth. Wir sind unserer neunzehn und da befinden sich allerdings welche darunter, die mit zwei- und dreitausend Franks zufrieden sein müssen."

„Es muß demnach ein großes Haus sein?"

„Bijou ist eins der größten Häuser in Europa; es hat seine Niederlagen in allen Städten von einiger Bedeutung. Wenn Sie nach Brüssel kommen, müssen Sie mich aufsuchen. Des Winters bin ich meist in der Stadt, hier ist meine Karte."

„Mr. Everard."

„Der bin ich. Im Augenblick weiß ich nicht, wo ich wohnen werde in Brüssel, dafür lasse ich meine Schwester sorgen. Wenn ich in die Stadt komme, erkundige ich mich, ob sie noch lebt und wo sie wohnt; da laß ich denn meinen Anker fallen, bis meine Zeit wieder gekommen ist."

„Ist Ihre Schwester auch im Geschäfte?" fragte Philipp.

„Pardon, Verehrtester," sagte Herr Everard mit einer gewissen Entrüstung, „meine Schwester ist eine der hervorragendsten Künstlerinnen, sie ist Hofkammersängerin und es findet kein bedeutendes Concert statt, worin sie sich nicht hören läßt."

„Sie singt?"

„Sie ist Sängerin, Ihnen zu dienen. Wenn Sie nach Brüssel kommen, wird es mir angenehm sein, Sie ihr vorzustellen."

„Ach," seufzte Philipp, „ich bin für mein Leben an Reizenort gebannt."

„Aber um Gotteswillen, was thun Sie da des Winters, wenn Alles still steht?"

„Ich weiß es nicht, ich bin noch keinen Winter dort gewesen."

„Lieben Sie die Jagd?"

„Ich habe noch keinen Versuch gemacht."

„Dann wird Ihnen nichts Anderes übrig bleiben, als dem Herrn Fastemann sein Geld zählen zu helfen, was eine ganz hübsche Zeit in Anspruch nehmen mag, da er ja enorm reich sein soll."

„Davon werden Sie nichts bemerken," setzte der Reisende, welcher die schöne Weste trug, mit einiger Verachtung hinzu.

„Was sind Sie dort?"

„Einen Titel habe ich nicht, ich helfe überall."

„In Ihrem Fall," erwiederte jener mit der Weste, „würde ich dort nicht bleiben; in solchem Loche möchte ich mein Leben nicht zubringen."

Auch Herr Everard meinte, dies sei für einen jungen Menschen nicht auszuhalten.

„Wenn man gut aussieht," sagte er, indem er mit Wohlgefallen seinen zierlichen Knebelbart strich und darauf die Daumen in die Armlöcher seiner Weste steckte, „kann man wohl eine bessere Carriere machen, als auf einer Ziegelbrennerei in einer Wüste."

„Und wie denn?" fragte Philipp.

„Aber mein bester Herr, freilich Sie kommen von Rothenburg und leben oder sind vielmehr begraben in Reizenort! Wenn Sie einmal nach Brüssel kommen, werde ich Ihnen das näher aus einander setzen. Nur in einem Falle könnte ich es begreifen, daß Sie bleiben: wenn Sie nämlich Aussicht haben, Fastemann's Erbe zu werden."

„Und wer sagt Ihnen, daß ich die Aussicht nicht habe?"

„Dann, mein Herr, versichere ich Sie meiner höchsten Achtung; aber schmeicheln Sie sich damit nicht vor der Zeit. Wir leben nicht mehr in den Tagen der Romane, wo kinderlose Greise junge tüchtige Leute zu ihrem Erben einsetzen."

„Wenn er noch eine hübsche Nichte hätte," bemerkte der mit der schönen Weste lächelnd.

„So würde ich sie doch nicht nehmen," sagte Philipp etwas eifrig.

Der Reisende mit der schönen Weste sah ihn spöttisch an. „Sie sind gewiß verlobt, daß Sie das so sagen?" meinte er.

Philipp erröthete und gestand dadurch die Wahrheit der Voraussetzung ein, worauf ihn die beiden Herren wieder mitleidig ansahen.

„Später ist es immer noch Zeit, sich zurückzuziehen und eine Familie zu gründen," bemerkte der Reisende in Nesseltuch. „Was sagen Sie, Herr Schluck?"

„Ich bin ganz Ihrer Meinung, Herr Everard," erwiederte der mit der prächtigen Weste, „es sei denn, daß der junge Herr, wie er eben andeutete, der Erbe des alten Fastemann werde. Aber ist nicht noch ein gewisser Münster im Geschäfte?"

Philipp nickte zustimmend.

„Wollen wir nicht eine Partie Sechsundsechzig um eine Tasse Kaffee spielen?" fragte Schluck seinen Collegen und Everard nahm die vorgeschlagene Partie an. Herr Schluck nahm ein Spiel Karten aus seiner Reisetasche und nachdem die Tasse Kaffee ausgespielt war, spielten sie um eine gute Flasche Wein, wozu sie die feinsten Cigarren, welche natürlich direct aus der Havannah bezogen waren, rauchten. Philipp beobachtete die Herren in Allem, was sie thaten und hielt sie in seiner Unerfahrenheit für Muster von Lebensart und feinem Benehmen. Uebrigens ließ er im Gespräche durchschimmern, in welchem verwandtschaftlichen Verhältnisse er zu dem alten Fastemann stehe. Kurz bevor man den Ort erreichte, wo die zwei Reisenden das Boot verlassen wollten, während Herr Everard in die Cajüte gegangen war, um sein Handgepäck zu holen, sagte Schluck zwischen ein paar dicken Rauchwolken zu Philipp: „Wenn Sie diesen Münster nicht aus dem Wege schaffen, bleibt für Sie nichts übrig, Herr Erlen."

„Kennen Sie denn Herrn Münster?"

„Ich war eine Zeit lang auf dem Comptoir, aber ich sah sofort, wohin er zielte; ich glaube, daß Münster etwas mehr ist, als der Buchhalter des alten Herrn. Denken Sie an das, was ich Ihnen sage; er steht wie eine unübersteigliche Mauer zwischen dem alten Fastemann und dessen Familie. Verstehen Sie mich?"

Philipp verstand ihn nicht und war sehr verwundert, daß Schluck ihm nicht früher von seinem Aufenthalte im Fastemann'schen Geschäfte gesagt hatte.

„Was thaten Sie auf dem Comptoir?" fragte er.

„Wahrscheinlich, was Sie jetzt thun werden, unbedeutende Dinge, denn Münster läßt sich nichts Wichtiges aus den Händen nehmen. Ich habe darum auch das Feld geräumt, und wenn sich Ihnen keine Möglichkeit bietet, jenen Münster zu beseitigen, rathe ich Ihnen, dasselbe zu thun."

Die Zurückkunft des Herrn Everard machte diesem vertraulichen Gespräche ein Ende und nicht lange darauf verließen die beiden Reisenden das Dampfboot, nachdem Schluck Philipp nochmals gesagt hatte, er möge seinen Rath beherzigen, und Everard den Wunsch ausgesprochen hatte, ihn einmal in Brüssel begrüßen und seiner Schwester vorstellen zu dürfen. Das Haus Bijou wisse immer, wo er sei.

Erfüllt von all den neuen Eindrücken kehrte Philipp auf die Fabrik zurück.

Der Abend war bereits gekommen und überall herrschte tiefe Ruhe. In der Ferne sah Philipp die Gluth der Steinöfen und um sich her hörte er nur das Läuten einer Kuh, das eintönige Quaken einiger Frösche und manchmal das trübselige Schreien der Nachteule. Die Gegend war wie ausgestorben. Welch ein Unterschied zwischen der Wirklichkeit und jener Welt, welche ihm die beiden Reisenden vor Augen geführt hatten! Ja, selbst das kleine Rothenburg erschien ihm jetzt wie ein Himmel und er sah in der Phantasie den großen Saal des Casino vor sich, wo Hunderte von heitern Menschen ihm zujauchzten und darauf im traulichen Garten Herminens Händedruck ihm eine neue, noch glücklichere Welt erschlossen hatte. In dieser Gemüthsstimmung näherte er sich dem alterthümlichen Hause, dessen Fensterläden bereits geschlossen waren. Der alte Fastemann machte sich wahrscheinlich zum Schlafengehen bereit, nur in Münster's Zimmer brannte noch Licht und dahin richtete Philipp seine Schritte. Der Buchhalter empfing ihn in der gewöhnlichen ruhigen Weise, ohne von seiner Arbeit aufzustehen, gab kaum Antwort und wartete mit der Feder in der Hand, bis Philipp seine ersten Mittheilungen beendigt hatte.

„Hat der alte Herr nach mir gefragt?" setzte er am Schlusse hinzu.

„Nein."

„Und haben Sie mich vermißt?"

„Nein," sagte Münster. „Sie hätten recht gut noch eine Weile ausbleiben können."

„Wenn ich das gewußt hätte!"

Münster gab keine Antwort und starrte auf seine Arbeit.

„Herr Münster," begann Philipp wieder nach einer kleinen Pause, „kennen Sie einen gewissen Schluck?"

„Schluck? Jawohl. Warum?"

„Ich bin mit ihm gereist."

„Da hätten Sie bessere Gesellschaft treffen können."

„Er hat mir erzählt, daß er hier gearbeitet habe."

„An seiner Stelle würde ich das nicht erzählt haben, denn er kann sich mit dieser Erinnerung durchaus nicht brüsten."

„Hat er etwas Schlechtes gethan?"

„Weniger als er beabsichtigte; wir haben ihm bei Zeiten seine Entlassung gegeben, das wird er Ihnen wohl nicht erzählt haben."

„Nein, er hat mir überhaupt nur wenig erzählt."

„Daran that er sehr verständig," sagte Münster und setzte hinzu: „Wollen Sie so gut sein und diese Rechnung einmal nachsehen."

Diese Aufforderung hatte offenbar nur den Zweck, sich nicht länger durch Philipp stören zu lassen und Münster vertiefte sich wieder vollständig in seine Arbeit. Man hörte nur noch das Kratzen der Feder und das Umwenden der Papiere, an welchen er beschäftigt war.

„Wenn Sie es nicht übel nehmen, Herr Münster," sagte Philipp nach einer Weile, da er nicht in der Stimmung war, eine Arbeit zu thun, die seine Aufmerksamkeit verlangte, „gehe ich nun auf mein Zimmer."

„Gehen Sie nur, lieber Freund, und angenehme Ruhe. Morgen bei Zeit wieder auf, nicht wahr?"

Philipp nickte, wünschte Münster gute Nacht und ging auf sein Schlafkämmerchen, welches ihm kahler und ärmlicher erschien als jemals. Man hatte wohl recht, wenn man Reizenort einen Begräbnißplatz nannte und ihn beklagte. Das ganze Gespräch mit den Reisenden kam ihm wieder in die Erinnerung, auch was er von sich selbst gesagt hatte und was ja auch vollkommen wahr war. Er war der Enkel und vermuthliche Erbe des steinreichen Ziegelfabrikanten, denn was ihm Schluck in Bezug auf Münster mitgetheilt hatte, verdiente keinen Glauben, es war ausgesonnen, um ihn gegen diesen aufzuhetzen und also nur eine Rache des weggeschickten Gehilfen. Mit Verdruß dachte er auch daran, wie überflüssig er eigentlich hier sei. Münster nahm keine Notiz von ihm. Die Arbeiter beachteten ihn kaum und Niemand erfreute sich an seinen Talenten, die in Rothenburg so viel Anklang fanden. Ja, dachte er, man wird es hier vielleicht lächerlich finden, daß ich mit der Tochter des Bürgermeisters verlobt bin. Mit dem Gedanken an Hermine schlief er ein und träumte, daß er mit den Geschäftsreisenden eine Partie Sechsundsechzig spiele, aber die Karten waren Ziegelsteine und sein Großvater brachte als Kellner eine Tasse Kaffee.

Den folgenden Morgen um fünf Uhr weckte ihn Münster und das alte Leben begann wieder mit seiner Eintönigkeit. Als er Fastemann begegnete, schien dieser nicht einmal zu wissen, daß er zu Hause gewesen sei, und als Philipp anfing, von seiner Familie zu erzählen, wendete sich der alte Herr um und gab einem vorübergehenden Burschen einen Auftrag. Der alte Herr wollte einmal nichts von Familienbeziehungen wissen und diesen Tag sowohl als den folgenden vermied er absichtlich jede Gelegenheit, die ihn mit Philipp in Berührung hätte bringen können.

Der Herbst kam mit seinen Nebeln, und truppweise zogen die Arbeiter davon, so daß beim Beginn des Winters nur einige feste Arbeiter zurückgeblieben waren. Das Ziegelbrennen hörte auf. Die Oefen wurden ausgelöscht und Reizenort glich einem ausgestorbenen Platze. Alles versank in den Winterschlaf. Der alte Herr verbrachte seine Tage in der Nähe des Ofens, Münster am Schreibtische, wo Philipp ihm zur Seite stand, obgleich diesem die meiste Arbeit vorenthalten wurde. Die Stunden schienen ihm Tage, die Tage Wochen zu sein. Zuweilen ging er in das nächste Dorf, aber auch dort fand er wenig Abwechselung für sein eintöniges Leben. Er kannte Niemanden und Niemand kannte ihn, oder man kannte ihn als den Freund des vormaligen Zuchthaussträflings, der unbegreiflicherweise noch immer das Vertrauen Fastemann's besaß, aber ganz gewiß nur den rechten Augenblick abwartete, um mit einem schlau ausgeführten Plane dem alten Herrn sein Vermögen zu stehlen. Mög-

licherweise wartete er auch bis zu dessen Tode, um dann mit einem falschen Testamente hervorzutreten. Da Münster katholisch war, so hielten ihn die protestantischen Leute aus der Umgegend für einen Jesuiten, und es hieß, er sei vom Orden beauftragt, die Erbschaft diesem zukommen zu lassen. In dem jungen Erlen vermuthete man einen Handlanger der Jesuiten, denn Münster hatte ihn mitgebracht und jedenfalls gehörte er zu derselben Sorte, wie dieser. Nach solchen Voraussetzungen war es selbstverständlich, daß Philipp überall, wo er sich anzuschließen suchte, unfreundlichen Gesichtern begegnete und daß er zuletzt, um vor Langeweile nicht umzukommen, irgend einen Zeitvertreib aufsuchen mußte, den Reizenort selbst bieten konnte. So fand er nach und nach Vergnügen an der Krähenjagd und der Feldhüter störte ihn darin nicht, denn die Bewohner von Reizenort hatten doch immer einige Vorrechte. Ganze Vormittage wanderte Philipp mit seiner Flinte in der Umgegend umher und übte sich im Schießen auf Sperlinge und Krähen, ein sehr eintöniges Vergnügen, wenn man ihm allein nachgehen muß.

Einmal kehrte er wieder mit seinem Gewehre auf der Schulter von einem Streifzuge zurück und richtete den letzten Schuß auf eine Krähe, die sich soeben ganz nahe beim Hause niedergelassen hatte. Plötzlich sah er, daß sein Großvater beinahe dicht dabei stand; er hatte den Vogel mit so viel Bedacht verfolgt, daß er den alten Mann gar nicht gesehen hatte. Philipp erschrak selbst und ging augenblicklich auf seinen Großvater zu, um sich zu entschuldigen. Als er herankam, sah er, daß der alte Mann todtenbleich war und an allen Gliedern bebte.

„Entschuldigen Sie mich,“ sagte er, „ich sah Sie zu spät.“

„Oder vielleicht auch nicht genau,“ sagte Fastemann mit eigenthümlichem Nachdruck. „Was soll das Schießen?“

„Ich bin auf der Krähenjagd.“

„Ich mag dies Spielen mit Schießgewehren nicht,“ sprach Fastemann, indem er seinen Enkel durchdringend anblickte.

„Es ist ein Zeitvertreib für mich.“

„Also langweilt man sich hier?“

Es schwebte Philipp auf den Lippen, die Frage recht entschieden zu beantworten, aber er bezwang sich und sagte, er sei an Bewegung gewöhnt und habe dies Mittel dazu erwählt.

„Ich will aber nichts von diesem Mittel wissen. Jemand, der so gern schießt, muß Soldat werden, dann wird er für das Todtschießen der Menschen noch bezahlt und bekommt Orden und Auszeichnungen obendrein.“

„Danach verlange ich nicht,“ antwortete Philipp, „und Menschen todt zu schießen liegt nicht in meiner Art.“

Der alte Herr brummte etwas vor sich hin, kehrte ihm den Rücken zu und ging in's Haus.

Als Philipp am andern Morgen in die Scheuer kam, wo die Flinte aufbewahrt wurde, bemerkte er, daß sie verschwunden war. Münster hatte den Auftrag bekommen, sie unter Schloß und Riegel zu verwahren. Seit dieser Zeit sprach Fastemann gar nicht mehr mit seinem Enkel und vermied überhaupt, ihm zu begegnen; er schloß sich fast ein in sein Zimmer. Für Philipp wurde der Aufenthalt auf Reizenort täglich einsamer und langweiliger. Er hatte ein einziges Mal einen Brief an Hermine geschrieben, aber sie hatte ihm sehr schnell geantwortet, daß der Postbote nicht verschwiegen gewesen sei und man viel über die Ankunft des Briefes gesprochen habe, sie halte es nicht für schicklich, daß sie correspondirten, so lange sie nicht öffentlich verlobt seien.

Von da ab beschränkte sich Philipp darauf, Briefe an Hermine zu schreiben, die er niemals absandte. Da natürlicherweise keine Antwort darauf kam, verlor auch dies den Reiz und er mußte nun von seinen Erinnerungen zehren und sich an Hoffnungen auf die Zukunft erfreuen.

Endlich schien eine kleine Abwechselung zu kommen. Philipp wurde eines Tages in das Dorf geschickt, um einen recommandirten Brief zu holen und dieser Brief mußte sehr wichtige Nachrichten enthalten, denn Münster blieb fast den ganzen Morgen in der Stube des Principals. Später erfuhr Philipp auf seine Fragen, daß der alte Fastemann noch gesonnen war, sich bei einem großartigen Geschäftsunternehmen zu betheiligen und Münster in dieser Angelegenheit für unbestimmte Zeit verreisen solle.

Philipp fragte Münster, ob er denn nun in seiner Abwesenheit die Geschäfte führen werde, aber Münster belehrte ihn

eines Andern und sagte ihm, der alte Fastemann werde sich niemals dazu verstehen, ihn tiefer in seine Geschäftsangelegenheiten blicken zu lassen, da sein Mißtrauen in der letzten Zeit sich bedeutend vermehrt habe.

„Ich habe Alles gethan,“ entgegnete Philipp, „um sein Vertrauen zu gewinnen, aber ich muß selbst bekennen, daß der Zwiespalt eher größer als kleiner geworden ist. Ich glaube, ich thue wohl daran, wieder von hier fortzugehen.“

„Und was dann?“

„Das weiß ich nicht, ich möchte die Welt gern sehen, die ist groß genug und es wird sich für mich auch wohl eine Stelle finden.“

„So, und welche Art von Stelle?“

„Als Geschäftsreisender würde ich vielleicht beginnen können.“

„Haben Sie denn irgend welche Aussicht oder eine Beziehung?“ fragte Münster.

„Ich kenne einen Handelsreisenden, einen gewissen Everard, der für das Haus Bijou in Brüssel reist.“

„Das will nicht viel sagen, denn diese Art Herren gelten gewöhnlich nicht viel bei ihren Principalen; übrigens könnte sich die Sache machen und Ihre Absicht, die Welt zu sehen, ist nicht übel. Vergessen Sie nur Münster's Adresse nicht und lassen Sie mir Ihre Adresse hier.“

Philipp sah niedergeschlagen vor sich, aber während Münster scheinbar ruhig seine Arbeit fortsetzte, kochte und gährte es in der Brust des jungen Menschen, der immer mehr einsah, daß seines Bleibens hier am Orte nicht war und der doch mit seiner Abreise von Reizenort alle Lebenshoffnungen und Aussichten für die Zukunft versinken sah. Denn daß es alsdann auch für immer um seine Verlobung geschehen sei, sah er wohl ein. Hermine Degeling würde ihn als Schreibergehilfen seines Vaters nicht zum Verlobten haben wollen. Und warum dies Alles? Weil sein Großvater ein alter Thor war, der ihn, seinen einzigen Enkel, ohne jeden Grund von sich stieß, während er sein volles Vertrauen einem Zuchthaussträfling schenkte. Und nun stiegen in Philipp's Gedanken alle die Gerüchte wieder auf, welche in Bezug auf Münster in Umlauf waren. War dieser nicht vielleicht die alleinige Ursache des Mißverhältnisses zwischen Fastemann und seiner Familie? War Münster nicht ein heimlicher Jesuit, wie man im Dorfe sagte, der den alten Fastemann umgarnte, um dessen Vermögen seinem Orden zuzuwenden? Wenn ich den Großvater nur einmal allein und ungestört sprechen könnte, dachte Philipp, wer weiß, ob sich da nicht Alles anders und zum Nachtheile dieses Münster verändern würde! Wenn er mich verdrängen will, so ist es kein Unrecht, daß ich ihm in den Weg trete. Von diesem Augenblick an stand bei Philipp der Plan fest, mit seinem Großvater offenherzig zu sprechen, aber er wollte eine gute Gelegenheit abwarten und beschloß daher, diese Unterredung zu verschieben, bis Münster auf der Reise sei. Einstweilen überlegte er, was er mit seinem Großvater sprechen und wie er dessen Vorurtheile bekämpfen wolle. Seine jugendliche Phantasie stellte ihm den Sieg schon als gewonnen dar und es litt bei ihm keinen Zweifel, daß seine Zukunft gerettet sei. Es war ihm nicht möglich, am Tage, nachdem er diesen Entschluß gefaßt hatte, mit Münster besonders freundlich zu sprechen, er hatte ein zu ehrliches, offenes Gemüth und würde am liebsten dem Geschäftsführer seinen ganzen Plan selbst mitgetheilt haben, ja, er hielt es für eine große Ueberwindung, daß er dieses nicht that.

Nach dem Mittagsessen kam der alte Fastemann unter irgend einem Vorwande auf das Comptoir, was er überhaupt sehr selten that. Während er scheinbar ganz gleichgiltig in einem der Geschäftsbücher etwas nachschlug, sagte er, ohne seinen Enkel anzusehen:

„Herr Münster hat wohl schon gesagt, daß Erlen eine Zeit lang Ferien haben kann, und da Münster heute Abend verreist, so könnten beide diese Gelegenheit zusammen benutzen.“

„Aber sollte ich nicht grade jetzt nöthig sein?“ wendete Philipp ein.

„Nöthig?“ entgegnete der Alte mit Achselzucken. „Nein, das finde ich gar nicht. Wie steht es mit der Rechnung, Münster? Ist Erlen im Vorschuß?“

„Ich habe nie Vorschuß genommen und stets gewartet, bis ich meine Zahlung erhielt.“

„Um so besser, um so besser. Machen Sie eine runde Summe daraus, Münster. O, haben Sie es schon ausgezogen? Rich-

tig, siebenundfünfzig und zweiundzwanzig. Machen Sie nur Hundert daraus. Also, wie ich gesagt habe, heute Abend wird die Reise gemeinschaftlich angetreten. Guten Abend."

Philipp wollte rasch etwas erwiedern, aber bevor er dazu kommen konnte, war Fastemann verschwunden, und er hatte seinen Abschied, oder wenigstens seine vorläufige Entlassung aus dem Geschäfte seines Großvaters.

Münster zählte das Geld ab.

„Was wollen Sie haben, Papier oder Münze?" fragte er.

„Nichts!" antwortete Philipp entrüstet, „ich werde weggejagt und ich habe keinen Anspruch an Geld."

„Nichts?" wiederholte Münster, „das ist nicht verständig. So viel ich weiß, haben Sie keine fünf Gulden mehr in der Tasche und Sie können die hundert Gulden sehr gut gebrauchen. Hier haben Sie die Hälfte in Papier, die Hälfte in Reichsthalern."

Philipp schob das Geld schweigend in seine Tasche. Das Vergnügen, welches ein junger Mann sonst empfindet, wenn er die ersten hundert Gulden, die er verdient hat, einstreicht, war ihm vergällt durch die Art und Weise, wie er es empfing, aber Münster schien dies nicht einmal zu bemerken und buchte ruhig die Ausgabe, indem er die Nummern der Cassenscheine genau aufschrieb. Durch diese Ruhe kam auch Philipp wieder zur Besinnung und sagte in ganz anderm Tone:

„Finden Sie es nicht hart, wie ich von meinem Großvater behandelt werde."

„Alte Leute sind wie Kinder," erwiederte Münster, „und ich habe Ihnen schon öfter gesagt, wie er über Sie denkt."

„Wenn ich einmal offenherzig mit ihm spräche?"

Münster zuckte die Achseln und sagte trocken: „Thun Sie, was Sie für gut finden."

Darauf schloß er Kisten und Kasten und ging auf das Werk, während Philipp sich nach seiner Kammer begab und seinen Koffer packte, mit dem festen Vorsatze, nicht fortzugehen, bevor er seinen Großvater gesprochen habe. Aber Fastemann war nicht mehr zu sprechen und einige Stunden später gingen die beiden Männer nach dem Dorfe, von wo aus Münster seine Reise mit dem Postwagen sogleich fortsetzte, während Philipp erst am andern Morgen Gelegenheit hatte, nach Rothenburg zu reisen.

Neuntes Capitel.

Unterwegs hatten beide nicht viel mit einander gesprochen und als sie in das Dorf kamen, blieb Münster zu wenig Zeit übrig, um sich mit Philipp weitläufig zu besprechen. Er fühlte, daß dieser eine Verstimmung gegen ihn hegte, aber so lange kein Wort ihm Veranlassung gab, sich zu rechtfertigen, blieb er, eingedenk des Sprichworts, ruhig. Philipp dagegen berührte die empfindliche Frage nicht, weil er die feste Absicht hatte, mit seinem Großvater selbst zu sprechen und sobald der Postwagen abgefahren war, machte er sich denn auch auf den Weg, um langsam nach der Fabrik zurückzukehren.

Es war heller Mondschein und es fror, daß der Weg unter den Füßen knisterte. Der Schnee, der hier und da noch lag, glänzte wie Silber. Philipp fühlte die Kälte nicht; er dachte an das Gespräch, welches er mit seinem Großvater halten wollte und er wähnte sich seines Erfolges so sicher, daß er sich bereits an Münster's Platz träumte, dessen listiger Anschlag entdeckt und bestraft werden sollte. Je näher er nach Reizenort kam, um so mehr schien ihm die Zeit zu dem Gespräch nicht mehr günstig. Bis er ankam, war der Alte bereits zu Bette und er beschloß daher, lieber am andern Morgen zu einer ganz schicklichen Zeit sich die Unterredung zu erbitten. Seine Stube und sein Bett war bereit, aber wenn er den gewöhnlichen Weg dahin nahm, mußte er die Köchin erwecken und sie zur Mitwisserin seines Geheimnisses machen; dadurch konnte Geräusch entstehen und der alte Fastemann aufmerksam werden. Daß dieser alsdann weniger geneigt sein werde, seinem Enkel Gehör zu geben, lag auf der Hand; besser war es daher, an dem Maulbeerbaume empor zu klettern und das Kammerfenster von außen zu öffnen, wodurch er ohne Geräusch hineingelangte. Die Hunde kannten ihn und wenn sie auch anschlugen, so schwiegen sie doch augenblicklich, sobald sie seine Spur erkannten.

Philipp verfolgte seinen Plan, klomm an dem Maulbeerbaum in die Höhe und befand sich bald in seiner frühern Schlaf-

kammer. Er konnte sich jedoch nicht so rasch entschließen, sich zu Bett zu legen, denn das Gefühl, daß er doch nicht auf dem rechten Wege in das Haus gedrungen sei, beunruhigte ihn jetzt mehr, als er vorher für möglich gehalten hatte. Er setzte sich an den Tisch, zündete eine Cigarre an und versank wieder in Nachdenken über sein Vorhaben. Nachdem er ausgeraucht hatte, überfiel ihn doch der Schlaf und bevor er noch einen Entschluß fassen konnte, kam er in einen festen Schlummer.

Unterdessen befand sich Fastemann in seiner Schlafkammer, deren Thür weit geöffnet war, um die Wärme aus der Wohnstube einzulassen. Es war ihm eine Last vom Herzen genommen, seitdem er wußte, daß Erlen fort war. Jeden Tag, beinahe jede Stunde war ihm der junge Mann vor der Seele gestanden, wie er mit seinem geladenen Gewehr auf ihn anlegte, und es wäre ihm unmöglich gewesen, mit ihm allein auf Reizenort zu bleiben. Wäre auch die Geschichte mit der Flinte nicht vorgefallen, er würde ihn doch nicht behalten haben, da er ein für alle Mal eine Abneigung dagegen hatte, irgend Jemand von seiner Familie Einblick in die Geschäftsverhältnisse zu gestatten. Nach und nach hatte der alte Mann das Feuer in seiner Wohnstube ausgehen lassen, dann begab er sich zu Bett und kurze Zeit darauf lag Alles in tiefem Schlaf, nur das flackernde Flämmchen eines Nachtlichts konnte man in der Stube des alten Herrn erblicken.

Alles ruhte nun auf und um Reizenort, aber gegen Mitternacht konnte man auf dem Hofe einige Bewegung bemerken. Zögernd schlich eine menschliche Gestalt darüber hin und bald darauf gesellte sich eine zweite dazu, welche aus dem Schatten der Bäume hinter dem Hause auftauchte. Die Hunde knurrten, aber sie wurden durch ein paar leckere Knochen zum Schweigen gebracht, so daß sie keine Zeit hatten, darauf zu achten, was die ungeladenen Gäste unternahmen. Diese hatten mit der Schnelligkeit, welche solchen Leuten eigen ist, eine Fensterscheibe ausgeschnitten, das Fenster von innen ohne Geräusch geöffnet, und nachdem sie durch Einsteigen sich der Beobachtung von außen entzogen hatten, begannen sie vermittelst falscher Schlüssel Kasten und Kisten zu öffnen und sich die Beute auszusuchen, welche ihnen geeignet schien. Sie verstanden ihr Handwerk. Im Verlauf einer Stunde hatten sie ihre Absichten erreicht und ihr Geschäft beendigt, welches nur zuweilen durch ein vorsichtiges Lauschen unterbrochen worden war.

„Still,“ flüsterte der Eine plötzlich, während er die Papiere, die er in der Hand hielt, vorsichtig fallen ließ, „ich höre oben Geräusch.“

„Albernheit,“ entgegnete der Andere. „Der Alte kann uns hier nicht hören.“

„Doch, doch.“

„So halte ihn ab, währenddessen ich hier zusammenpacke.“

„Aber er wird schreien.“

„Wenn Du ihn gut packst, nicht.“

Während einer der beiden Männer Alles zusammenfaßte, was er greifen konnte, stand der andere bei der Thür und hielt sich bereit, um denjenigen, der hereintreten würde, mit einem großen Hammer den Schädel einzuschlagen. Ob der, den sie kommen gehört hatten, aus Furcht zögerte, oder nur wartete, bis er wieder etwas höre, genug, der Anführer der beiden saubern Gesellen hatte bereits Alles zusammengepackt, bevor die Thür geöffnet wurde. Er verständigte sich durch einen Wink mit dem Andern und beide waren wieder durch das geöffnete Fenster hinausgestiegen, als in demselben Augenblicke die Thür aufgerissen wurde und Philipp hereinstürzte. Ein rascher Blick durch das vom Mondschein erleuchtete Zimmer verrieth ihm, was dort geschehen war. Einen Augenblick stand er rathlos, aber dann besann er sich nicht länger, sprang durch das geöffnete Fenster jenen nach und da er jünger und kräftiger war und nichts zu tragen hatte, so war er ihnen bald dicht an den Fersen, ohne zu überlegen, daß er sein eigenes Leben in Gefahr brachte und nichts gegen ihre Uebermacht ausrichten konnte, wenn er sie einholte. Das begriffen die Beiden auch, sie setzten daher ihre Flucht nur so lange fort, bis sie weit genug von Reizenort entfernt waren, damit das Geräusch Niemand erwecken könne. Dann aber stand der letzte von ihnen plötzlich still und Philipp erkannte trotz seines Schreckens und seiner Aufregung ein Gesicht, das ihm nicht fremd war und welches er schon gesehen haben mußte, wenn er auch in diesem Augenblicke nicht wußte, wo dies geschehen war. Bevor er noch weiter darüber nach-

denken konnte, sah er plötzlich ein Messer in der Hand des Diebes blinken und da er in der Eile der Verfolgung nicht daran gedacht hatte, eine Waffe mit sich zu nehmen, so blickte er um sich her, ob er irgend etwas zu seiner Vertheidigung ergreifen könne. Zufällig erblickte er einen starken Knüppel, er machte einen Sprung zur Seite, um denselben ergreifen zu können. Aber die beiden Diebe stießen ein unterdrücktes helles Lachen aus, als er bei diesem Sprunge in den mit Eis überdeckten Graben gerieth, wo er bis über die Hüften einbrach.

„Wart', ich will Dir heraushelfen!" rief der zurückgebliebene Dieb, indem er auf Philipp zulief, um ihm einen tüchtigen Streich zu geben, aber das Glück war diesem günstig. In seiner Angst hatte er nach der verkehrten Richtung zu entkommen gesucht und war auf diese Weise tiefer in den Graben, zugleich aber aus dem Bereich seiner Verfolger gekrochen. Das unerwartete kalte Bad brachte ihn vollkommen zur Besinnung und er sah nun mit einem Male die Tollkühnheit des Unternehmens ein, daß er sich allein und unbewaffnet an die Verfolgung der beiden Diebe gewagt hatte. Aber diese Einsicht kam ihm zu spät und nun fand grade das Gegentheil von dem statt, was man soeben hatte sehen können. Kaum war er wieder auf dem Trocknen, so verfolgten ihn die beiden Diebe, die sein Zeugniß fürchten mochten, ebenso eifrig, wie er sie zuvor verfolgt hatte. Seine Kleider waren durch das Wasser schwer geworden, aber trotzdem rannte er in vollem Lauf und weder er noch seine Verfolger ließen ein Wort oder einen Schrei hören. Die Angst hinderte Philipp zu schreien, während seine Verfolger in der Erwartung ihres düstern Vorhabens schwiegen. Wie eine wilde Jagd eilten die drei Menschen über die einsame Fläche und der helle Mondschein zeigte ihre langen Schatten, die ihnen folgten wie eine gespenstische Erscheinung. Nirgends zeigte sich außerdem eine Spur von Leben oder Bewegung und die ganze Gegend schien in tiefsten Schlaf versunken. Doch nein, da erklang aus der Entfernung ein schweres, dröhnendes Geräusch. Zwar klang es noch sehr fern, aber Philipp, dem jedes Lebenszeichen wie eine Rettung erscheinen mußte, wurde doch bald gewahr, daß das Geräusch von einem schweren Lastwagen herrührte, der langsam auf der Landstraße dahinfuhr. Während er seinem Lauf nun noch beeilte, hielten die beiden Verfolger plötzlich ein.

„Verdammt!" rief der Eine. „Der Bursche entkommt uns!"

„Hierher," flüsterte der Andere, „sonst laufen wir selbst noch Gefahr."

Darauf bückten sie sich beide und halb laufend, halb kriechend erreichten sie ein nahes Gebüsch, wo sie sich verbergen konnten.

„Wir werden ihn noch fassen," flüsterte der Erste, „denn er muß wieder hier vorbei, wenn er nach Reizenort zurück will."

„Du hattest mir doch gesagt, er sei nicht mehr auf der Fabrik," versetzte der Andere.

„Ich glaubte es sicher zu wissen," erwiederte der Erste, „aber nun muß gesorgt werden, daß er nicht mehr dorthin zurückkehrt. Ich glaube gewiß, daß er mich erkannt hat und mein früherer Aufenthalt zu Reizenort könnte mir sehr zum Nachtheile gereichen."

„Wir wollen ihn im Auge behalten," sagte der Andere, und beide starrten nach der schwarzen Masse, die sich auf der großen Landstraße fortbewegte. Es war einer jener großen Frachtwagen, die namentlich im Winter, wenn der Verkehr auf den Flüssen gehemmt ist, häufig Tag und Nacht unterwegs sind. Der Fuhrmann ging ruhig neben seinen Pferden und änderte seinen Schritt gar nicht, als er die schwarzen Gestalten sich so rasch über das Feld bewegen sah. Er machte nur den schweren Knüppel los, den er in einem Knopfloch seiner Jacke festgebunden hatte und wartete nun ab, ob es einen Angriff auf ihn gelte, oder was sich sonst aus der seltsamen Erscheinung entwickeln werde. Endlich konnte er unterscheiden, daß es drei menschliche Wesen waren, von denen der Vorderste scheinbar von den andern Beiden verfolgt wurde. Gleich darauf ließ er seine schweren holsteiner Pferde stille halten, nahm den Knüppel in die Faust und erwartete die Ankunft des Ersten der Drei, der grade auf ihn zulief und nachdem er durch einen Blick rückwärts sich überzeugt hatte, daß jene nicht mehr hinter ihm waren, still stand.

„Was wollt Ihr hier?" rief ihm der Fuhrmann zu. Philipp war so sehr außer Athem, daß er keinen Laut von sich geben konnte. „Wenn Ihr nicht antwortet, Camerad," sagte der Fuhrmann, indem er auf

ihn zutrat, „dann — was zum Teufel, junger Herr, sind Sie das?“ fuhr er auf einmal mit verändertem Tone fort, als er Erlen erkannte, den er in Reizenort oft genug gesehen hatte.

„Ich selbst, Anton. Es ist in der Fabrik eingebrochen worden und ich bin den Dieben nachgelaufen.“

„Ich dachte, daß sie Ihnen nachsetzten,“ meinte der Fuhrmann.

„Das ist auch so; erst ich ihnen, dann sie mir.“

„Und jetzt sind die Kerle verschwunden,“ entgegnete der Fuhrmann und fuhr theilnehmend fort: „Nehmen Sie erst einen Schluck. Sie scheinen im Wasser gewesen zu sein; wie verhält sich das?“

Ein Schluck Branntwein brachte Philipp wieder einigermaßen zu sich selbst.

„Was ist denn geschehen?“ forschte nun der Fuhrmann. „In Reizenort hat man eingebrochen und Sie haben die Kerle verfolgt?“

„Ja,“ sagte Philipp, „und wenn Sie mitgehen, werden wir sie bald gefunden haben.“

„Das ist wohl möglich, junger Herr, aber während der Nacht solchem Volk nachzulaufen, das überlasse ich den Feldwächtern. Das Verständigste ist, wenn Sie in's Dorf gehen und die Sache anzeigen.“

„Allein?“ sagte Philipp.

„Mein Weg geht nach der andern Seite,“ versetzte der Fuhrmann.

„Wenn ich allein gehe, bin ich verloren.“

„Das ist wohl möglich. So zeigen Sie es morgen früh an. Weiß Herr Fastemann davon?“

„Nichts, der wußte nicht einmal, daß ich im Hause war.“

„Was sagen Sie?“

Philipp sah sich genöthigt, dem guten Fuhrmann den ganzen Vorfall bis in die Einzelheiten zu erzählen.

„Wissen Sie,“ sagte dieser darauf, „in Ihrem Falle würde ich mich nicht weiter um die Sache bekümmern. Was kann Ihnen daran liegen? Daß Herr Fastemann bestohlen ist, wird er morgen früh selbst finden, und wer es gethan hat, muß das Gericht dann entdecken; aber wenn Sie erzählen, daß Sie den Abend durch das Fenster gestiegen seien, um den alten Mann noch einmal zu sprechen, wissen Sie, junger Herr, wenn ich, wie ich hier stehe, vom Gericht wäre, so packte ich Sie zu allererst fest.“

„Anton!“

„Nehmen Sie sich's nicht zu Herzen; erstens bin ich nicht vom Gerichte, und zweitens glaube ich selbst nicht, wenn ich Sie so sehe, daß Sie schuldig sind; aber wenn mir Jemand erzählt, er sei des Nachts in mein Fenster gestiegen, um am andern Morgen mit mir über Geschäfte zu sprechen, wahrhaftig, junger Herr, Sie hätten besser gethan, ruhig im Wirthshause zu bleiben.“

„Das glaube ich selbst,“ entgegnete Philipp, „aber was kann es jetzt helfen.“

„Ich wette meinen Kopf,“ sagte der Fuhrmann, „daß Sie vorläufig frei Logis bekommen, wenn Sie sagen, wo Sie waren.“

Philipp blieb einen Augenblick in Gedanken vertieft.

„Eins kann mich retten, Anton,“ sagte er dann, „nämlich, wenn Sie sagen, daß ich in Ihrem Wagen gesessen habe.“

„So, dann komme ich auch noch mit in das Spiel; das möchte ich nicht gern, ich mag mit den Herren vom Gericht nichts zu thun haben, das Volk ist so neugierig und nimmt uns Zeit und Geld ab mit den ewigen Vorladungen und Zeugenverhören.“

„Wo fahren Sie jetzt hin, Anton?“

„Ja wohl, ich sehe schon, wo das hinaus will; als verständiger Mann aber sage ich, lassen Sie mich fahren und suchen Sie Ihren eigenen Weg.“

„Aber, Sie werden doch einsehen,“ erwiederte Philipp, „daß ich mich zuerst auf Sie berufen werde, der gesehen hat, daß ich verfolgt wurde.“

Anton wurde durch die Aussicht, als Zeuge verhört zu werden, nicht wenig erschreckt. Philipp fuhr fort: „Wenn Sie also Zeit und Geld ersparen und noch dazu etwas verdienen wollen, so lassen Sie mich aufsteigen und nehmen Sie mich mit.“

Während er dies sagte, hatte er seine Brieftasche hervorgezogen, aus welcher er einen Cassenschein nahm, den er dem Fuhrmann hinreichte. Dies wirkte mehr, als alle Unterredungen und Anton sah mit einem Male die Sache von einem ganz andern Gesichtspunkte an. Sie waren im Gespräche weiter gegangen, Anton ließ die Pferde jetzt halten und forderte Philipp

auf, in den Wagen zu klettern, dann gab er ihm den Rath, die nassen Kleider auszuziehen und sich in die Pferdedecken einzuwickeln. Philipp befolgte diese Rathschläge. Kurze Zeit darauf hatte die Müdigkeit seine Aufregung überwältigt und obgleich ein eigentlicher fester Schlaf sich nicht einstellte, so verfiel er doch in eine Art von Schlummer, worin ihm fortwährend die seltsamsten Gestalten vor Augen schwebten. Erst beim Anbrechen des Tages verfiel er in einen einigermaßen festen Schlaf, aus welchem er beim Stillstehen des Wagens in einer Dorfherberge erwachte. Anton ließ Kaffee und Brot kommen, und da er es besser fand, daß der junge Herr nicht gesehen werde, so brachte er ihm das Frühstück in den Wagen, während er selbst sich mit einem Schnaps begnügte. Für einen richtigen Fuhrmann kann der Schnaps, je nach der Zeit, Frühstück, Mittagsmahl oder Abendbrot ersetzen. Anton nahm also einen gegen die Müdigkeit und einen als Ersatz für das Frühstück, worauf er noch einen gegen die kühle Morgenluft nahm, und beim Abfahren noch einmal aus seiner eigenen Flasche kostete, um zu erproben, ob ein großer Unterschied zwischen den beiden Sorten bestehe. Darauf ging er mit dem gewöhnlichen schweren Tritt neben seinen Pferden her, als ob gar nichts geschehen sei. Gegen Mittag kam man in einem Dorfe an, welches zu einer andern Gemeinde gehörte. Dort spannte Anton aus, um bis zur Nacht zu bleiben und Philipp setzte sich in der ärmlichen Gaststube nieder, um sich etwas zu erholen und über seine Lage nachzudenken. Je länger er das letzte that, um so schwieriger erschien ihm die Verwicklung, in welche er gerathen war. Ein Zurückkehren nach Reizenort erschien ihm nicht gerathen und nach und nach kam er zu der Ueberzeugung, daß für ihn das Beste sei, wenn er vor der Hand weder zu seinem Großvater, noch nach Rothenburg gehe, sondern sein Glück anderwärts versuche. Die hundert Gulden, welche er bei sich führte, erschienen ihm wie ein großer Schatz und er dachte, wenn er erst in Brüssel sei, könne es ihm nicht fehlen. Anknüpfend an diese Hoffnung, entwarf er weitere Pläne. Er sah sich bereits an der Spitze eines großen Handelshauses und wie er dann nach Rothenburg zurückkehren, um Hermine Degeling anhalten und alle die Ideale verwirklichen wollte, die augenblicklich durch das Betragen des Großvaters vernichtet waren. (Fortsetzung folgt.)

Der Sigfrid-Stein in Worms,

seine Sage und deren Verhältniß zum Namen der Stadt.

Von

Friedrich Fuchs.

Schon vor der Ankunft der Römer, ja ehe noch germanische Stämme auf dem linken Rheinufer wohnten, also mehr als hundert Jahre vor Christus, stand an der Stelle des heutigen Worms eine wohl von den Celten gegründete Stadt, nach Antonin Bormitomagus, nach Ptolemäus Borbitomagus genannt. Dieser Name hat verschiedene etymologische Deutungen erfahren. Die neueste Erklärung (F. Fuchs, Geschichte der Stadt Worms rc.) leitet gemäß J. Grimm's Grammatik und im Einklang mit andern das lateinische Borbi- oder Bormitomagus von Wormesmagen ab, welches aus dem Genitiv von worm (wormes, Wurms) und mag oder magen, Stätte, Stadt, zusammengesetzt ist. So hieße Wormes-mag nichts anderes als Wurmstadt. Später verkürzte sich das Wort, ähnlich wie das Volk Darmstadt zu Darmst abbrevirt.

Ort der Haupthandlung des Nibelungenliedes, des Rosengartens u. s. w. ist Worms. Sigfrid, der Hauptheld der erschütterndsten aller epischen Dichtungen, kommt aus dem fernen Norden dahin und erschlägt den Lindwurm, der die königliche Chriemhild nach dem Drachenfels entführt hatte. Doch zuvor schon hatte er einen andern Drachen, Fafner, getödtet, die starke Brunhild befreit und das Drachengold, den herrlichen Nibelungenhort erbeutet. Nun aber vermählt er sich mit Chriemhild. Jedoch bald fiel der lindwurmblutgehärtete, „hürnin“ Sigfried in Worms, wo auch der Drachenhort von seinem Mörder, dem grimmen Hagen, in den Rhein versenkt wurde.

Wie heute noch der Rosengarten als ein Wäldchen bei Worms existirt, so erzählt

man auch noch Wunderbares von dem Kampf des Helden mit dem Ungeheuer. Nach der Sage vom Sigfridstein schleuderte der starke Recke einen Felsblock nach der ihn bedräuenden Brut des Lindwurms am Drachenfels. Mit gewaltiger Hand faßte er einen Quader, daß der Griff sich tief in den Stein einkrallte; der Wurf geschah, aber das Ziel fehlend, flog der mächtige Block über das Thal der Rheinpfalz bis nach Worms, wo er in den dröhnenden Boden einschlug und heute noch hinter dem Dome liegt.

Wie knüpft sich nun diese Sage an die Entstehungsgeschichte des Namens der Stadt, da derselbe doch älter ist als die Sage von Sigfrid, Chriemhild, Hagen und andern Helden überhaupt?

Ja, älter allerdings als die von dem Helden Sigfrid ist der Name gewiß. Aber als er entstand, trug die Sage noch einen ganz andern Charakter, war sie noch jeden localen Charakters baar, war sie noch Naturmythus. Da umschloß der Wall der Waberlohe die schöne Brunhild. Es nahet Sigfrid, nicht der Held, sondern der schöne, siegfreudige Sonnen- und Frühlingsgott, durchbricht mit Strahlenwaffen den Wall, erlöst die Eingeschlossene und vermählt sich mit ihr. Brunhild aber ist die Erdjungfrau, eine jugendlich starke Kriegerin, deren die gefrorene Scholle versinnbildlichende Brünne der Sonnengott mit seinem Lichtschwerte trennt und löst. Und der Gott verläßt das bräutliche Weib, wie das Jahr mit seinem rast- und erbarmungslosen Fortschritte von seiner ersten Liebe, dem sonnenerweckten Frühling, scheidet, um sich der zweiten Liebe, dem heißen Sommer, liebelohend zuzuneigen. Doch auch diese glühende Minne soll nicht von allzu langer Dauer sein. Denn von der Sommersonnenwende an schleicht aus der Tiefe der Unterwelt Nidhögg, der Lindwurm der Finsterniß und des Frostes, langsam herauf und tödtet meuchlings in der Person des Gottes Sigfrid den Sommer. Dieser hinwiederum, jährlich mit der Wintersonne wieder zurückkehrend, scheucht den schwarzen Wurm wieder in die dunkle Tiefe Niflheims zurück, wo er an der Wurzel der Weltesche Yggdrasil nagt, in deren Schatten die Zeitquelle Urda's fließt. So geht es von Jahr zu Jahr.

In der Völuspa wird gleicherweise der dämonische Zeit- und Erddrache, Jormungand und Midgardsschlange genannt, der im Meere liegend die Erde mit seinem Schweife umschlingt, durch Sigfrid, den hellaugigen Gott, erschlagen. Indirect aber geht Sigfrid bald darauf unter durch denselben Wurm, den der böse Loke mit einer Riesin erzeugt hatte. Denn Högni (Hagen) stößt ihm da, wo ein Lindenblatt den Zutritt des hörnern machenden Lindwurmblutes beim Bade verhindert hatte, den Speer in's Herz.

Mit dem Absterben des Heidenthums schwindet die richtige Erkenntniß der Mythen und mit ihr aus dieser Sage wie aus andern der ursprüngliche Sinn: Die Götter Freir, Baldr und Sigfrid werden durch den einen Helden Sigfrid; Loke, der Tödter und Tod zugleich, durch Hagen; die Asen und Riesen durch feindliche Heere repräsentirt. In der spätern Umarbeitung wird der Mythus zur christlich-romantischen Rittersage, der Gott zum Helden, die mythische Goldfrucht der Erde, welche die Drachen der Finsterniß, des Frostes und der Zeit hüten, zum goldenen Hort, der vermöge seiner zauberhaften Eigenschaften dem jedesmaligen Besitzer Verderben bringt. Derselbe wird deshalb von Hagen, der ihn zuletzt besitzt, in die Tiefe des Rheines gesenkt, wo ihn die Unterirdischen wieder in Empfang nehmen. Die Unterwelt oder besser die gefrorene Erdrinde, über der das kalte Nordlicht glänzt, wird zur Waberlohe, die von derselben umschlossene Erdjungfrau zur gewaltigen Kriegerin. Den Mordstahl lenkt nicht mehr angeborenes Hassen entgegengesetzter, personificirter Naturkräfte, sondern Habgier, Eifersucht, Neid, Groll und Haß im Anfang offenbar noch unter dem Bann eines gewissen dämonischen Gesetzes stehender, bald aber freier, sich selbst bestimmender Menschen. Die Sage ist nicht mehr Mythus; sie handelt nicht mehr vom Fluch der Zeit des allerstarrenden Winters, sondern des gleißenden Goldes, das so leicht den besseren Theil des Menschen dem Untergange mit fast unheimlicher Gewalt zulockt. So sind homolog die Dämonen, an ihrer Spitze Loke, Sieger über die Asen (Götter); Loke's Kinder, Jormungand und Fenris, verschlingen die Welt. Aber andere Gottheiten, d. h. die Götter (außer Odin) in veredelter Gestalt, an ihrer Spitze Baldr und Sigfrid, werden auferstehen und ein ger-

manisches goldenes Zeitalter heraufführen. Und so ist dieser gewaltige Mythus dennoch optimistischer Natur!...

In Heidentagen wurden den guten wie den bösen Gottheiten bei allen Völkern Opfer gebracht, also gewiß auch den Kindern und Hauptrepräsentanten Loke's: Nidhögg, dem lichtneidischen Wurm der Finsterniß und des Frostes, ferner dem Erd- und Zeitdrachen Jormungand oder Midgardsschlange, der einst Alles verschlingt, mit welchem der Sonnengott Sigfrid fortwährend ringt, bis er durch denselben und mit ihm fällt.

Die Sage von dem Sigfridstein ist auch durch das Schwinden der richtigen Erkenntniß und Kenntniß des Sigfridmythus entstanden. Denn daß ein feindliches Verhältniß zwischen einem Sigfrid und einem, eine Jungfrau gefangen haltenden Lindwurm stattgehabt habe, das hatte sich im Volksbewußtsein erhalten. Ebenso, daß der seltsame Stein damit in Verbindung stehe. Da man aber vergessen hatte, wie und warum der Stein dahin gekommen sei, ließ man ihn von dem Helden Sigfrid, gelegentlich seines romantischen Kampfes zur Befreiung der schönen Chriemhild aus der Gewalt eines Lindwurms, dahingeschleudert und durch den gewaltigen Griff die Fingereindrücken ähnlichen Vertiefungen entstanden sein. (Aehnliches an der Roßtrappe, beim Welfesholze u. a. O.). Wir aber erkennen sofort in dem etwa drei Fuß über die Erde emporragenden und ebenso dicken, weißen Granitquader einen schönen altheidnischen Opferstein. Daher erklärt sich auch die schiefe obere Fläche mit den mehr als zollbreiten Rinnen und in der Mitte einer kreisrunden, fußtiefen und breiten Grube. An der West- und Ostseite des Steines gehen als Fortsetzungen der Abzugsrinnen je ein Fuß breiter und drei Zoll tiefer Einschnitt bis zur Erde herab.

Bezug nun nehmend auf die Form des Steins, sowie auf die sehr alte traditionelle Herleitung des Namens Worms von Wurm und endlich auf das Verhältniß, in dem Sigfrid, Wurm und Stein zu einander offenkundig stehen, versuchen wir eben diese Ableitung auf eine mögliche Weise zu geben. Wir sagen: Auch hier in Worms wurde (und zwar auf dem der Sage nicht fremden Steine) einem der mythischen Wesen — sei es Jormungand oder Nidhögg — zumal zur Zeit der Sommersonnenwende (Julfeste) Opfer gebracht. Traditionelles hierfür finden wir im Nibelungenliede selbst, da Sigfrid von Gunther zu dem großen, völkerversammelnden, an der Sonnenwende zu Worms abzuhaltenden Feste eingeladen wird, da an diesem, im Liede allerdings christianisirten Feste ein Zwist (der zwischen den Königinnen) ausbricht. Worms war — so nehmen wir an — ursprünglich ein Opferplatz, der einsam im Walde lag. Bald gab es, zumal bei den früh Städte bauenden Celten, um denselben einzelne, mehr oder minder entfernt liegende Sonderansiedelungen, die auf die Dauer nicht ohne einigen Zusammenhang, nicht ohne Gesammtnamen bleiben konnten. Weil nun hier ein Wormes-magen, eine Stätte war, da man einem der erwähnten Drachen oder dämonischen Würmer Opfer brachte, so ging sehr leicht der Name vom Opferplatz auf die darum und daran liegenden Niederlassungen als auf eine Gesammtheit über, wie sich ja wohl ähnliche Beispiele leicht finden lassen dürften.

Literarisches.

Gedichte von Hermann Lingg. Zweiter Band. Stuttgart, Cotta.

Als Geibel vor vierzehn Jahren aus den Gedichten Lingg's ein Bändchen auswählte und herausgab, da wirkte grade die Sorgfalt der Auslese des Vortrefflichen: man erkannte ein ursprünglich eigenes Talent, ein männlich tiefes, ernstes Gefühl, das in kräftiger Tonart sich klangvoll aussprach, vor Allem das Vermögen, sich in geschichtliche Stimmungen zu versetzen und die Seelenzustände großer Männer, den Empfindungsgehalt großer Ereignisse, ja ganzer Epochen auszusprechen, und der Dichter ward bald ein gefeierter Meister historischer Lyrik. Ihr gehören auch die schönsten Bilder aus der „Völkerwanderung" an, und ich wünsche immer noch, Lingg hätte es bei der farbengesättigten Schilderung der einzelnen Momente gelassen, die bei dem Studium jenes Weltalters in ihm aufflammten, statt sie noch durch reimchronikenhafte Zwischenglieder zu einem epischen Ganzen machen zu wollen. Lingg hat jene erste Sammlung in den wiederholten Auflagen stets bereichert, inzwischen aber auch manche neue Töne angeschlagen, und dem Dichter, der nun seine Freunde gefunden hat, darf es vergönnt sein, eine Nachlese zu halten und das poetische Bild

seiner Persönlichkeit nun durch so manches Lied zu ergänzen, das als minder gelungen oder befremdlich früher keine Stelle gefunden hatte. So finden wir denn in dem neuen Bande zunächst einen heitern Humor, der in köstlichen Genrestücken dem schwermüthigen Sinn ein ergötzliches Gegengewicht hält, und wenn von den geschichtlichen Gedichten lange nicht alle auf gleicher Höhe stehen und vielmehr auch die Schwierigkeiten und Gefahren dieser Art Lyrik erkennen lassen, so sind die unter dem Titel „Alterthümer" zusammengestellten Betrachtungen anziehender Gegenstände eines Museums zum größten Theil selbst echte poetische Kleinode und alle anziehend. Die Natur wie das Leben der Gegenwart weckt die Muse Lingg's, er sieht die Geister der Vorwelt an der Eisenbahn, wo diese eine alte Römerstraße durchschneidet, und die windbewegten Telegraphendräthe werden zu metallenen Saiten einer Aeolsharfe, die das Lied unserer Zeit geheimnißvoll erklingen lassen. Der Sturm der Märznacht ist Frühlingsbote:

Nun freue sich, wer Gutes
Vollbringen will mit Kraft,
Und wer da frohen Muthes
Am Werk der Zukunft schafft.
Noch dunkelt sturmesnächtig,
Was hoffend wir gedacht,
Doch spricht's im Herzen mächtig:
Der Frühling ist erwacht!

Alte hoch- und niederdeutsche Volkslieder, herausgegeben von L. Uhland. 2 Bde. Abhandlung 1866. (Auch unter dem Titel: Uhland's Schriften zur Geschichte der Dichtung und Sage. 3. Band.) Cotta'scher Verlag.

Seit in den Jahren 1844 und 1845 Uhland's Sammlung der Volkslieder (alte hoch- und niederdeutsche Volkslieder in fünf Büchern, 2 Bde.) erschienen waren, harrten Freunde und Kenner des deutschen Volksgesanges vergebens von Jahr zu Jahr auf die allgemeine Abhandlung Uhland's über diesen Gegenstand, welchem er einen so beträchtlichen Theil seiner spätern Lebensjahre gewidmet hatte.

Aus dem umfassendsten Umblick über das weite Gebiet dieser Forschungen war der Plan entstanden. Schon 1812 schrieb Uhland an einen Freund: „Wenn ich irgend Muße und Gelegenheit hätte, so wäre meine liebste Beschäftigung das Verfolgen der germanischen Poesie einerseits in den Norden hinauf und bis in den Orient, andererseits durch die verschiedenen, von germanischen Nationen eroberten und besetzten Länder; im Mittelalter ist der Zusammenhang unverkennbar." In dieser Richtung seiner Forschung war der Plan seiner Arbeiten über die Heldensage und der Abhandlung über das Volkslied enthalten. Erst nachdem die ersteren zu Ende der zwanziger Jahre ihren Abschluß gefunden hatten, bekam der zweite Plan bestimmtere Gestalt; Uhland begann seine Liederfahrten den Rhein hinab, die Donau entlang: von den Alpen bis zur Nordsee gab es kaum einen irgend welche Ausbeute hierfür versprechenden Ort, den er nicht auf längere oder kürzere Zeit besucht hätte. Die spätern Nachforschungen Uhland's selber und andere haben gelehrt, daß in seiner 1844 und 1845 erschienenen Sammlung die noch vorhandenen Quellen wesentlich erschöpft sind.

Seine Sammlung galt zugleich neben der Ausgabe der Volkslieder der historischen Darlegung ihrer Geschichte und Natur. Nach einem Blatt in seinem Nachlaß sollte diese Darlegung acht Classen von Volksliedern umfassen: „Sommerspiele," „Fabellieder," „Welt- und Wunschlieder," „Liebeslieder," „Tagelieder," „Geschichtslieder," „Scherzlieder," „Geistliche Lieder." Und zwar hatte er sich vorgesetzt, „auf das Wesen und den Grund aller Volkspoesie und der deutschen insbesondere, im Leben und den poetischen Vorstellungen des Volkes einzugehen," ja „den Volksgesang der verwandten Stämme herbeizuziehen." Seine Darlegung würde so eine vergleichende Geschichte des indo-europäischen Volksgesanges geworden sein. Bedächtig, ja zaudernd, wie er im Niederschreiben war, kamen von diesem Werke, mit dem er sich trug, nur einige Abschnitte auf das Papier. Der Plan hatte sich ihm vereinfacht. Eine Einleitung und dann die Geschichte der vier ersten und zugleich der wichtigsten jener acht Classen von Volksliedern fand sich in seinem Nachlaß ausgearbeitet.

Wer sich an der classischen Form Uhland'scher Arbeiten erfreut hat, dem wird interessant sein zu bemerken, wie auch Uhland dieselbe nur einem mehrmaligen Durcharbeiten und Umschreiben verdankte. So fand sich die Geschichte der Sommerspiele in drei Ausarbeitungen in seinem Nachlaß, die Einleitung in mehr als fünf Umschriften.

Wir verdanken Herrn Professor Pfeiffer in Wien die Herausgabe des so vollendeten Theiles der Abhandlung Uhland's über das Volkslied.' Dieser Theil umfaßt grade diejenigen unter den Gruppen der Lieder, wie er sie aufstellte, welche man vor Allem von dem Dichter dargestellt wünscht. Wer möchte wagen, über Darlegungen Uhland's auf diesem Gebiet ein rühmendes Wort zu sagen? Vollendete, genaue Gelehrsamkeit durchdringen sich hier mit einem genialen, dichterischen Sinn, mit der höchsten Meisterschaft der Darstellung.



Neuestes aus der Ferne.

Fraas über den Sinai und Palästina.

Die Ergebnisse einer Reise zu geologischen Zwecken, die Oskar Fraas vor zwei Jahren gemacht hat, sind jetzt durch den Druck veröffentlicht worden und bieten viel Neues. Der Reisende beschäftigte sich besonders mit dem Sinai und Palästina. Bekannt ist, welchen Reichthum an Gesteinsarten der Berg der Gesetzgebung besitzt, und wie wasserarm seine ganze Halbinsel gegenwärtig ist. Fraas hat nun unwiderlegbare Beweise gefunden, daß diese Wüsten, die gegenwärtig auf vierhundertfünfzig Geviertmeilen kaum noch viertausend Beduinen ernähren und wo die kleinste, aus dem Glimmerschiefer hervorsickernde Wasserader Streit und Kampf erregt, einst reichlich bewässert gewesen sind und ein grünes Pflanzenkleid getragen haben müssen. Auch die unverkennbaren Spuren einer Eiszeit haben sich gefunden. Die Gletscherschliffe sind so deutlich, wie heute in den Alpen, und Schuttwälle thürmen sich vierzig bis fünfzig Fuß hoch auf. Es unterliegt keinem Zweifel, daß die glühend heißen Thäler des Sinai einst mit Eisschichten bedeckt gewesen sind, deren Mächtigkeit zwischen hundert und tausend Fuß gewechselt hat. Vom Boden Palästina's hat Fraas ermittelt, daß er aus Kreideschichten mit Versteinerungen besteht. Ueberraschend ist das Resultat, zu dem seine Forschungen am Todten Meer ihn geführt haben. Frühere Reisende haben hier furchtbare Wirkungen vulcanischer Kräfte entdeckt, Fraas leugnet, daß von vulcanischem Gestein oder überhaupt von Vulcanismus das Mindeste zu sehen sei. Da lasse sich keine Störung der Schichten, kein Knick und kein Bruch, keine Werfung oder Senkung wahrnehmen. Das Todte Meer ist also nach ihm kein Resultat vulcanischer Bildung, aber es ist auch mit ihm in der geschichtlichen Zeit keine wesentliche Veränderung vorgegangen. Der Schwefel, von dem die meisten Reisenden sprechen, ist vom obern Jordansthal herabgeschwemmt worden.

Die Ausgrabungen in Palästina,

welche der englische Lieutenant Warren leitet, haben wieder wichtige Fortschritte gemacht. Zwei Briefe desselben melden von der Durchforschung einer wahrscheinlich mit der alten Wasserleitung in Jerusalem in Verbindung stehenden Schlucht, von der Entdeckung eines gewölbten Ganges nach dem Thore von Jaffa hin und noch andern Bauüberresten. Die Schlucht befindet sich auf dem Hügelkamme nahe dem Dorfe Lista, zwei Meilen von Jerusalem, ist einhundertfünfundfünfzig Fuß tief und an der oberen Oeffnung so schmal, daß ein Mensch sich nur mit Mühe durchwinden kann, erweitert sich aber in der Tiefe bis zu fünfzehn Fuß und darüber. Warren stieg auf drei mittelst Stricken verbundenen Leitern hinab und fand, auf dem Boden angelangt, einen Pfeiler aus rohen Steinen und das Gerippe eines Kindes, welches wahrscheinlich dahineingefallen war. Aus den Wänden quoll Wasser, das durch eine schmale Ritze abfloß, durch welche Warren sich ver-

geblich durchzuwinden suchte, und die, seiner Ansicht nach, mit einer Oeffnung communicirt, die in der Nähe des russischen Gesandtschaftsgebäudes entdeckt wurde. — Der gewölbte Gang in der Nähe des Jaffathores ist ungefähr einhundertzwanzig Fuß lang und besteht aus Mauerwerk, zu welchem gut behauene Steine benutzt wurden. Außerdem wurden zwei Bogen von etwa dreiundzwanzig Fuß Spannung, eine Treppenflucht bei Bio Ajut und ein gemauerter Wasserbehälter entdeckt. — Die Türken selbst fördern die Ausgrabungen, bei denen man allerdings nicht hoffen darf, wie in Pompeji oder Ninive, zahlreiche Kunstgegenstände, die dem häuslichen und öffentlichen Leben dienten, zu finden, aber jeder Spatenstich in dem sechzig Fuß hohen Schutt, auf dem Jerusalem steht, bietet — wie Warren schreibt — neue Mittel zur Erklärung und Bewahrheitung von Ereignissen, die tief in die Cultur und die Geschichte der Menschheit eingegriffen haben.

Sterblichkeit in Westafrika.

Von je tausend Mann eigeborener Soldaten, welche die Garnison in den britischen Colonien an der afrikanischen Westküste bilden, erkranken und sterben durchschnittlich im Jahre:

	erkranken	sterben
am Gambia	978	33,74
in Sierra Leone	740	29,53
an der Goldküste	624	26,45

Von den nicht ganz 6000 Bewohnern der Stadt Bathurst am Gambia starben in den acht Jahren von 1859 bis 1866 nicht weniger als 1665, nämlich 977 männliche und 688 weibliche Personen, und zwar sind außer dem männlichen Geschlechte besonders gefährdet die Altersstufen von 1 bis 7 und von 20 bis 40 Jahren. Ein höheres Alter als 40 erreichen nur Wenige. Den 1865 Todesfällen stehen nur 812 Geburten gegenüber, die Einwohner von Bathurst können daher mit Recht sagen: Wir leben nicht, wir sterben. Und diese Zahlen beziehen sich auf die einheimische schwarze Bevölkerung; unter den Europäern in jener Stadt, die durchschnittlich 35 Köpfe zählen, kamen während der genannten acht Jahre 20 Todesfälle vor. Der üble Ruf der afrikanischen Westküste ist also wohlbegründet und nicht mit Unrecht betrachtet man in Europa die für verloren, die sich als Beamte, Kaufleute oder Missionäre dort auf längere Zeit niederlassen wollen oder müssen. Dr. Horton, ein in Sierra Leone geborener und in England gebildeter Arzt, jetzt Militärarzt in Bathurst, gibt über diese Verhältnisse die detaillirtesten Aufschlüsse nach eigenen langjährigen Erfahrungen und nach einem ziemlich reichen statistischen Material. Er enthüllt uns aber nicht das Bild der furchtbaren Wirkungen des Klimas nackt und trostlos, der ganze erste Theil seines Buches ist vielmehr eine an meteorologischen Beobachtungen und andern Thatsachen reiche, sehr eingehende Untersuchung über die Ursachen, eine Darstellung des physischen Klimas der verschiedenen Theile der tropischen Westküste, und den Schluß bilden werthvolle Mahnungen und Rathschläge in Bezug auf Hygiene, Vorsichtsmaßregeln gegen Malaria, Gelbes Fieber, Diarrhöe, Dysenterie und Cholera. In dem ersten meteorologischen Abschnitt theilt der Verfasser das Jahr in vier Jahreszeiten: 1) die Regenzeit: vom Senegal bis Sierra Leone vom Mai bis September, an der Goldküste und den Baien von Benin und Biafra von Anfang Juli bis August unterbrochen und bisweilen bis Mitte October anhaltend (vom Gabun aber bis Cap Lopez von Ende September bis Ende Mai und von Mitte December bis Ende Januar unterbrochen); 2) die Erntezeit: September, October und ein Theil des November; 3) die Zeit des Harmattan: ein Theil des November, December, Januar und ein Theil des Februar; 4) der Sommer: ein Theil des Februar, der März, April und ein Theil des Mai. — In Bezug auf die herrschenden Krankheiten zerfällt das Jahr in drei Theile: 1) die Zeit der Diarrhöe und Dysenterie: Februar, März, April und ein Theil des Mai, October und ein Theil des November; 2) die Zeit der Malaria: Mai, Juni, letzter Theil des August, September; 3) die Zeit der Congestiven oder Lungenkrankheiten: letzter Theil des November, December, Januar (die Harmattanmonate), ein Theil des Juni, Juli und ein Theil des August.

Die Insel Tortola.

Vor längerer Zeit brachte das atlantische Kabel die schreckliche Nachricht: „Die Insel

Tortola (submerged) versunken, zehntausend Menschen umgekommen." Bald darauf wurde diese „furchtbare Katastrophe" widerrufen und als endlich sichere Nachrichten anlangten, beschränkte sich das Ereigniß auf eine der dort häufig vorkommenden Ueberschwemmungen. Tortola liegt östlich von der Insel Sanct-Thomas und ist englisch. Seine äußerste Länge beträgt zwanzig, seine äußerste Breite sechs englische Meilen. Tortola gewährt einen überaus malerischen Anblick, indem es ausschließlich aus einer Kette kühn geformter Berge besteht, welche, ostwestlich laufend, steil aus tiefem Wasser emporsteigen. Die Höhe dieser Berge beträgt 800 bis 2000 Fuß. Der Nachtheil dieser steilen Beschaffenheit der Küste für die Schifffahrt wird ersetzt durch den Hafen, der der vorzüglichste, landumschlossenste ist, den man sich denken kann. Dieser Hafen war während der französischen Kriegszeiten der hauptsächlichste Sammelplatz der englischen Kauffahrer in den westindischen Gewässern, welche auf ihren Convoi nach England warteten, so daß hier oft eine Flotte von dreihundert Segeln versammelt war. Hieraus zog Tortola damals großen Gewinn. Tortola ist zu rauh und felsig für irgend einen beträchtlichen Anbau. Der früher nicht unbedeutende Zuckerbau ist fast gänzlich wieder aufgegeben; denn die Bergseiten sind so steil, daß sie nur in Terrassen angebaut werden können; schon die bloßen Transportkosten von Zuckerrohr zur Mühle sind so hoch, daß dadurch der ganze Gewinn an dem Anbau verloren geht. Neuerdings hat man mit einigem Erfolg den Anbau von Baumwolle versucht. Im Jahre 1865 wurden 35,535 Pfund davon ausgeführt. Die gesammte Ausfuhr der Insel, neben der Baumwolle hauptsächlich aus Vieh bestehend, betrug in jenem Jahre 8638 Pfund Sterling. Der ganze Handel wird fast ausschließlich mit Sanct-Thomas betrieben und viele der wohlhabendern Leute von Sanct-Thomas halten sich hier der Gesundheit wegen auf. Die Ufer der Insel sind mehrfach von schmalen Buchten eingeschnitten, die von den mannigfachen Fischarten dieser Meere viel besucht werden. Der Arbeitslohn beträgt 16 Sh. 8 D. monatlich für Hausarbeit, 1 Sh. 3 D. für Feldarbeit und 3 Sh. den Tag für Handwerker. Der Grund ist größtentheils im Besitz der Neger, unter welchen das Land so sehr parcellirt ist, daß der Werth eines Grundstückes oft nur 3 oder 5 Pfund Sterling beträgt. Diese Landbevölkerung ist nur wenig zur Arbeit, dagegen sehr zu Gewaltthätigkeit geneigt. Der Schulbesuch ist sehr geringfügig. Die Zahl der Einwohner beträgt an 6000, unter welchen 470 Weiße. Die Einkünfte der Insel belaufen sich auf kaum 2000 Pfund Sterling. Die einzige Stadt der Insel, gleichfalls Tortola genannt, liegt auf der Südseite am Westende des Hauptbafens. Der Flächeninhalt von Tortola beträgt 13,000 Acres.

Die Inselbildung.

Die von Dr. O. Peschel neuerdings aufgestellten Ansichten über den Ursprung der Inseln führten den Satz durch, daß alle Inseln auf hoher See nichts Anderes sind als Bauten, die entweder von Korallenthieren oder von Vulcanen vom Meeresgrunde aus bis zum oder bis über den Meeresspiegel hinaufgeführt worden sind; alle übrigen Inseln ohne Ausnahme stehen im Zusammenhange mit den Festlanden, in deren Nähe sie liegen, und sie sind dann entweder nur die Trümmer von Steilküsten, oder Geschöpfe der seculären Erhebungen und Senkungen, oder Anschwemmungen von Süß- und Salzwasser. Eine Eintheilung der Inseln in Bezug auf ihre Flora und Fauna gibt Peschel folgendermaßen. Bei den Inseln, die niemals Festland waren: 1) Junge Inseln, von Korallen erbaut, niedrig, arm an Pflanzen- und Thierarten, vorzüglich an Säugethieren und Reptilien, nicht ausgezeichnet durch den ausschließlichen Besitz eigenthümlicher Gewächse oder Thiere; 2) junge Inseln vulcanischen Ursprungs, als hohe Inseln reicher an Arten wie die niedrigen Atolle, aber ohne eigenthümliche Arten; 3) alte Inselvulcane, vergleichsweise reicher als die vorigen, mit eigenen Pflanzen- und Thierarten, Zufluchtsstätten ausgestorbener Continentalarten. Bei den Bruchstücken früherer Festlande unterscheidet er frischabgetrennte Inseln mit derselben Pflanzen- und Thierwelt wie das benachbarte Festland, nicht ausgezeichnet durch den ausschließlichen Besitz von eigenthümlichen organischen Formen. Inseln, die sich in der geologischen Vorzeit abtrennten, alte Continentalinseln.

Ihre Thier- und Pflanzenwelt zeigt bereits Verschiedenheit mit dem Mutterfestlande. Trat die Trennung schon vor größern Zeitabschnitten ein, so kann sich sogar typische Verschiedenheit entwickeln.

Die Gletscher von Aljaska.

William P. Blake besuchte im Mai 1863 als Gast auf der russischen Corvette Rynda unter Banargie's Befehl die Insel Aljaska. Ueber die dortigen Gletscher berichtet er, daß an der Küste bei Sitka oder weiter südlich noch keine zu treffen seien, indem hier noch die warmen Strömungen des Stillen Weltmeeres ihren Einfluß geltend machen, während schon in geringer Entfernung landeinwärts die Winter meist von nordischer Strenge sind. Der bedeutendste Strom in der Nähe von Sitka ist der Stickvee, welcher in den Blauen Bergen gegenüber den Quellen des Mackenzieflusses entspringt. Derselbe ist aber nur zur Zeit der Schneeschmelze auf etwa 125 Miles für kleine Dampfboote mit Schwierigkeit schiffbar.

Fährt man diesen Fluß hinauf, so sieht man einen Gletscher nach dem andern hervortreten, alle auf dem rechten Ufer. Man zählt vier große und mehrere kleinere innerhalb 60 bis 70 Miles oberhalb der Mündung des Flusses. Der erste Gletscher füllt eine felsige Schlucht von starkem Gefälle. Die Seitenwände sind stark abgeneigt und zeigen frischgebrochene Klippen.

Der zweite Gletscher ist weit größer, jedoch minder stark geneigt. Er tritt in das Thal durch eine Oeffnung zwischen hohen Bergen, ohne daß sein Ursprung sichtbar wäre. Er endet am Flusse in einen unregelmäßigen Eisstrom von $1^1/_2$ bis 2 Miles Länge und etwa 150 Fuß Höhe. Zwei oder noch mehr Endmoränen schützen ihn gegen den unmittelbaren Angriff des Stromes. Was zuerst bei der Landung als eine Reihe von Hügeln längs des Flusses erschien, erwies sich als eine alte Endmoräne, welche bereits mit Wald bedeckt war. Sie dehnt sich vor dem Gletscher auf seiner ganzen Länge aus. Eine Strecke sumpfigen Bodens, zum Theil mit offenem Wasser, scheidet diese Moräne von einer zweiten, welche jüngeren Alters zu sein scheint und nicht bewachsen ist. Auch diese zweite Moräne bildet eine Reihe 20 bis 40 Fuß hoher Hügel, parallel der vordern Reihe, und wird ebenfalls durch eine Sumpfstrecke von dem jetzigen Ende des Gletschers geschieden. Während zwischen den beiden Moränen auf dem feuchten Grunde Gras wächst, ist der Raum vor der Eiswand gegen die jüngere Moräne ohne Vegetation und zeigt eine Menge zerstreut liegender Granitblöcke zwischen Haufen von Sand und Eissäulen, welche jeden Augenblick umzubrechen drohen. Die Eisunterlage der ganzen Fläche trat verschiedentlich zu Tage. Der Gletscher setzt sich mehrfach stufenförmig von oben hernieder ab. Der Abstand dieser Stufen über einander beträgt 20 bis 30 Fuß. Zugleich ist die Eismasse durch zahlreiche Spalten, welche einander rechtwinklig scheiden, in Blöcke getheilt, die an der Sonnenseite zu pyramiden- und kegelähnlichen Gestalten abgeschmolzen sind. An einer oder mehreren Stellen dringen Bäche unter dem Gletscher hervor und ergießen sich in den Fluß. Das Vorhandensein der beiden getrennten Endmoränen deutet auf eine Zunahme der Wärme in dieser Gegend hin. Doch erscheint nach andern Beobachtungen das bergige Gebiet des russischen und britischen Nordamerika's von 55 Grad Breite bis zum Eismeere mit Gletschern ausgestattet, welche theils unmittelbar in die See, theils bis an die Flüsse des Innern herabsteigen.

Verantwortlicher Herausgeber George Westermann.

Redacteur Dr. Adolf Glaser.

Druck und Verlag von George Westermann in Braunschweig.

Nro. 45 der zweiten Folge. Juni 1868. Der ganzen Reihe Nro. 141



Braunschweig.
George Westermann.

New-York, 440 Broadway.
B. Westermann & Co.

Juni 1868.

Nro. 45 der zweiten Folge. — Der ganzen Reihe Nro. 141.

Inhalt.

Nro. 45 der zweiten Folge. Der ganzen Reihe **Nro. 141.**

Westermann's

Illustrirte Deutsche Monatshefte.

Juni 1868.



Untreu aus Mitleid.

Roman in sieben Büchern

von

Julius Grosse.

(Fortsetzung.)

Ich machte mich also in den Nachmittagsstunden auf den Weg zu dem stillen melancholischen Hause am Park. Gegen meine Erwartung fand ich das junge Paar noch bei Tische, und zwar mit Gästen. Der erste, welcher mir in die Augen fiel, war einer jener moldowalachischen Junker, welche mit dem Golde ihrer schweinezüchtenden Ahnen und Pächter in den Hauptstädten Europa's die elegante Rolle von Salonlöwen, Balletmäcenaten und Theaterenthusiasten spielen. Ich hatte diesen jungen schnurrbärtigen, husarenschlanken Helden, der gleichfalls auf großem Fuße lebte, bereits auf der Gesandtschaft gesehen. Er genoß nicht grade eines schlechten Rufes, aber man moquirte sich über seine sinnlose Verschwendung und seine albernen Theaterabenteuer, die regelmäßig darauf hinausliefen, daß er der Düpirte war. Außerdem waren noch zwei oder drei Herren anwesend, ein grauhaariger Italiener, der sich als Musiklehrer forthalf, und ein Schwadroneur, der, ursprünglich ein Maler, nach den abenteuerlichsten Reisen um die Welt jetzt zurückgekehrt war und sich als Photograph etablirt hatte, dann noch einige Andere, sämmtlich Leute von etwas lockerm Rufe, aber ich hatte keine Zeit zu staunen, wie mein Schwager zu der Gesellschaft solcher Leute gekommen. Auf dem Tische blitzten Champagnerflaschen und Krystallschalen mit auserlesenen Früchten. Die Köpfe waren bereits erhitzt, und das Zimmer scholl von Gelächter. Man hielt in bester Form ein Banquet in Pariser Styl, und es sah nicht danach aus, als ob Violet Ursache habe, über Verlassenheit zu klagen.

Als ich eintrat, ward ich flüchtig vorgestellt, und der Livreebediente, welchen sich Violet hielt, füllte mir ein Glas mit schäumendem Nektar. Sidonie erröthete, als sie mich begrüßte, offenbar aus Verlegenheit, daß der Moldowalache ungenirt fortfuhr, seine venetianischen Abenteuer zu erzählen. Er schien überhaupt ausschließlich die Conversation mit der Frau vom Hause gepachtet zu haben. Die Bewohner von D. sind sonst als ein Völkchen berühmt, welches in gemischter Gesellschaft mit außerordentlichem Tact auf das hält, was es „Sittlichkeit" nennt; jede frivole Anspielung ist streng verpönt und wird mit sofortiger Ausschließung bestraft. Hier schien man die feinen Grenzen des Erlaubten und des Zweideutigen weniger zu achten, namentlich schien der moldowalachische Cavalier zu glauben, daß er selbst um so interessanter sei, je mehr Cynismen er in seine Salbaderei einzuflechten und je kühner er über die Grenzen des Anstands hinwegzuvoltigiren verstand.

Was Violet betraf, so saß er als stummer Beobachter dabei, und sein halbverschleiertes Auge lächelte mir zu, als wenn er mit mir über irgend etwas im Einverständniß sei. Ich wußte nicht, was ich aus dieser Scene machen sollte, und benutzte eine momentane Pause, um das Gespräch auf den Pariser Jardin des plantes und die dort befindliche Menagerie zu bringen, da in den Zeitungen zu lesen war, daß eine neue Sendung fremder Thiere angekommen sei, darunter mehrere Känguruhs, Papageien und neuholländische Schnabelthiere.

Gott weiß, weshalb Violet diese harmlose Wendung als eine Anspielung auffaßte. Er lachte laut auf, nickte mir wieder mit jenem Zeichen des Einverständnisses zu, dann fragte er seine Frau, ob sie sich zu ihrem bevorstehenden Geburtstage lieber einen Papagei oder einen Affen wünsche, und welche Art ihr die liebste wäre. Sidonie erblaßte, der moldowalachische Held drehte an seinem gewichsten Schnurrbart und stand auf, ohne ein Wort zu sagen. Man trat in den Salon, um den Kaffee zu nehmen. Einen Moment war ich mit Sidonien allein.

„Um des Himmels willen," flüsterte ich ihr zu, „wie kommt dieser Held der Steppe zu Ihnen?"

„Mein Mann brachte ihn vor einigen Tagen mit."

„Und der Italiener?"

„Auch den brachte Violet mit."

„Aber was kann seine Absicht sein, solche Menschen in sein Haus einzuführen und sie seines Umgangs zu würdigen?"

„O, seine Absicht ist gut," sagte sie rasch, „er glaubt, er müsse mir Zerstreuungen und Unterhaltungen bieten, mir sind diese Gecken unausstehlich, aber ich kann es nicht verhindern."

Ich drückte ihr die Hand und wir folgten den Andern.

Ein seltsamer Anblick bot sich uns.

Violet und der Moldowalache standen mit abgelegten Röcken in Hemdärmeln und hielten — eine Fechtübung mit Pariser Florets. Die Waffen, welche in Violet's eigenem Zimmer unter einer Trophäe von allerhand Maskenzeug und Waffenstücken hingen, waren kaum von den weinerhitzten Leuten bemerkt worden, als sich auch sofort ein Streit über die Verschiedenheit der deutschen und französischen Fechtweise erhob. Man warf die Röcke ab, und Violet forderte den Moldowalachen auf, einen Probegang zu wagen. Sein ganzes Wesen schien verwandelt zu sein, seine sonst verschleierten Augen blitzten und seine muskelkräftige Gestalt hob sich zu männlicher Schönheit und Eleganz.

Die Klingen blitzten und flogen; Stoß um Stoß traf Violet seinen Gegner auf die Brust; man hatte die Korkbällchen auf den Florets am Licht geschwärzt, so daß der Moldowalache schon mehrere schwarze Tupfen auf seinem weißen Hemde trug. Violet's Miene hatte sich bei diesem Spiel in ein diabolisches Lächeln verzogen, nach jedem Stoß forderte er den Italiener auf, sein Gutachten abzugeben. Der Walache dagegen nahm das Spiel ruhig als Spiel, auf seinen feisten Wangen thronte noch immer dasselbe nichtssagende Lächeln, nur in seinem kleinen Auge zuckte es zuweilen wie eine Dolchklinge, und seine Lippen zitterten unmerklich.

Plötzlich flog an meinem Kopfe etwas vorüber; ich bückte mich, es war einer der Korkballen der Florets; man sah, daß der Moldowalache jetzt mit scharfer Waffe focht. Sofort riefen wir Halt und traten dazwischen.

Der Moldowalache verbeugte sich und

entschuldigte sich wegen seiner Unvorsichtigkeit, besonders bei der schönen Frau vom Hause, die er durchaus nicht habe erschrecken wollen; aber ein kurzer Waffengang sei immer die beste Uebung nach Tische. Violet fechte ganz ausgezeichnet, und er hoffe noch viel von ihm zu lernen, zumal wenn eine so reizende Dame als Kampfrichterin den Preis ertheile, und so weiter, es waren die üblichen faden Redensarten.

Inzwischen fand sich aber, daß das Korkbällchen nicht am Floret des Moldowalachen, sondern an der Waffe Violet's fehlte; er stammelte nachlässig eine Entschuldigung, aber sein Blick vermied es, dem meinen zu begegnen, und mit Geschäftigkeit war er bemüht, die Waffen wieder an ihren Ort zu bringen und ein anderes Gespräch zu beginnen.

Wohl auch andere Augen als die meinen mochten den wahren Sachverhalt bemerkt haben, und es trat eine Pause der Verlegenheit ein. Glücklicherweise rollte ein Wagen vor das Haus, und gleich darauf erschien ein eleganter „Groom," um dem Moldowalachen zu melden, daß seine Equipage da sei.

Der Cavalier lud die ganze Gesellschaft zu einer Spazierfahrt ein.

Sidonie schien nicht übel Lust dazu zu haben, und abermals trat jenes fatale Lächeln auf Violet's Lippen, was mich schon beim Eintritt gestört hatte. Ich meinerseits suchte mit einigen Entschuldigungsgründen der Einladung auszuweichen, sofort machte Violet diese Motive zu den seinigen und bat mich zu bleiben, um mir seine Bilder und Sammlungen zu zeigen. „Deshalb will ich Dich nicht abhalten," sagte er mit eigenem Tone zu seiner jungen Frau, „an der Partie Theil zu nehmen."

„Das wird doch wohl nicht gehen," entgegnete Sidonie mit leichtem Unwillen.

„Warum nicht," rief Violet, „wenn es Dein Mann erlaubt."

„Aber die Leute, die Welt."

„Bah, was gehen mich Leute und Welt an, als wenn wir uns jemals um sie gekümmert hätten. Zerstreuung, Zerstreuung, mein Kind; die darf Dir Niemand verwehren!"

„Nur mit Dir, Violet, sonst unter keiner Bedingung," rief Sidonie und schmiegte sich an ihren Gatten, dann verließ sie mit höflichem Gruße das Zimmer. Der Moldowalache und die übrigen Herren entfernten sich jetzt, und wenn ein Fremder die Art ihrer Verabschiedung gesehen, ihre liebenswürdigen Worte gehört hätte, so konnte er kaum anders glauben, als es seien die zärtlichsten Freunde, die elegantesten Viveurs, die flottesten und sorglosesten Heroen der jeunesse dorée.

Als sie fort waren, wandte ich mich zu Violet, der nachdenklich, die Hände auf dem Rücken, am Kamine stand. Sein Haupt nickte vor sich hin, als wäre es mit sich selbst jetzt klar, und halblaute Worte gingen dabei aus seinem Munde, als murmle er sich selbst ein schweres Geheimniß zu. Deutlich verstand ich:

„Ja, sie ist unglücklich, sie ist unglücklich, und ich bin daran Schuld."

„Um des Himmels willen, Violet," redete ich ihn jetzt an, „was bedeutet das Alles, welche schrecklichen Gedanken wälzen Sie in sich, welche sonderbare Gesellschaft laden Sie in Ihr Haus, ich verstehe nichts von alledem."

Da neigte er sich geheimnißvoll zu mir herüber und hielt die Hand an seinen Mund, als sollte es Niemand hören, was er sprach, obwohl wir doch allein im Zimmer waren.

„Meinen Sie nicht, daß er ihr gefällt?"

„Von wem reden Sie, Violet?"

„O," sagte er dann mit pfiffigem Lächeln, „ich hab' es wohl bemerkt, sie ist verstimmt, sie wäre doch gern mitgefahren wie gestern und vorgestern, „o Weiber, Weiber, Weiber!"

Mir ging ein Licht auf, also Eifersucht war es, was an seinem Herzen nagte. „Nein, Violet," sagte ich zu ihm, „da sind Sie gründlich im Irrthum, ich kann Sie versichern, daß dieser Mensch Sidonien ein Gräuel ist, wie auch die Andern; warum in aller Welt bringen Sie solche Leute in Ihr Haus?"

„Warum?" Violett starrte dabei vor sich hin. „Warum? Ich weiß, ich bin düster, ich bin langweilig, ich sehe Alles schwarz, ich wandle im Herbst und sie ist noch im Frühling, sie braucht heitere Farben, heitere Gesichter, und außerdem — hab' ich doch meine Freude daran!"

„Ihre Freude, woran?"

„Nun, um zu erproben, wie echt das

Gold, wie fest die Treue, wie rein die Tugend, wie dauerhaft ein Charakter ist."

Fast konnte ich nicht mehr an mich halten. „Sind Sie des Teufels, Violet, oder welche verrückte Idee reitet Sie? Ein Mann schickt Wüstlinge in sein Haus, um seine Frau zu versuchen. Der Gedanke wäre wahrhaftig neu, wenn er nicht schon im Shakspeare stände, aber unter allen Umständen ist ein solches Beginnen frevelhaft und unverantwortlich!"

„Frevelhaft, warum, wenn sie wirklich eine Imogen ist?"

„Warum?" sagte ich, „weil die schwerste Beleidigung darin liegt, weil Sie Gefahr laufen, die Achtung und Liebe Sidoniens zu verlieren, sobald sie Ihr Mißtrauen merkt und hinter das Geheimniß dieser seltsamen Experimente kommt." Und schonungslos machte ich ihm die heftigsten Vorwürfe über diese arglistige Art der Versuchung und Prüfung — Prüfung — als wenn Sidonie nicht durch ihre Flucht bereits den höchsten Beweis ihrer Liebe und Aufopferung gegeben hätte.

Violet blieb still darauf, seufzte und fuhr mit der Hand durch die Haare, als könnte er die bösen Gedanken abstreifen. Ich fuhr fort: „Und ich kann Ihnen wiederholt versichern, Violet, daß es eine fixe Idee ist, wenn Sie glauben, daß Sidonie sich nach Zerstreuung, nach Gesellschaft sehnt, sie ist glücklich in ihrem Hause und will nichts als ihre Ruhe haben."

Da schrie er auf einmal auf: „Aber ich will diese Ruhe nicht haben, ich kann keine Einsamkeit dulden, ich lechze nach Menschen und lechze nach Betäubung!"

Dann selbst erschreckend über seine Erregung und Heftigkeit, setzte er mit weichem, fast klagendem Tone hinzu: „Sehen Sie, Schwager, ich liebe die Menschen, ich liebe die Welt, ja ich könnte die Millionen umarmen, wie es der Dichter singt, aber es ist wie eine tiefe Kluft, wie eine unendliche Ferne zwischen mir und ihnen. Die Menschen sind fremd oder thun wenigstens so, und wenn ich sie zum Reden bringe, ekeln sie mich an. Ich bitte Sie, worüber wissen sie zu reden, über Weiber und Pferde, über den Cours der Papiere, über politische Depeschen und die Liebschaften einer Theaterprinzessin, über Hinz und Kunz und Klitsch und Klatsch — bah, es es ist zum Krankwerden und Tollwerden!" und er stampfte mit dem Fuße auf, als habe er selbst die Verantwortung zu tragen, daß die Welt einmal so ist, wie sie ist.

„Was wollen Sie, Violet," sagte ich, „Sie müssen keine übertriebenen Ansprüche an die Menschen stellen, sie sind nicht schlimmer und nicht besser, als sie zu allen Zeiten waren, mit einigem Humor werden Sie diesen großen Wirrwar „Welt" ganz ergötzlich finden."

„Ich will nichts von der Welt," rief er wieder, „ich mache keine Ansprüche an die Menschen, aber wohl mache ich Ansprüche an mich selbst. Was hilft es mir, wenn ich von den Triumphen der Wissenschaften, von den Siegen des menschlichen Geistes, von der Zaubergewalt menschlichen Könnens lese, und muß Alles an mir vorübertragen lassen wie verdeckte Schüsseln, höchstens wie Schaugerichte aus Papiermaché, die mich nicht satt machen, während ich den wüthendsten Hunger habe — da sehen Sie, was ich treibe" — und er führte mich an den Tisch seines Zimmers, wo verschiedene Bücher, Landkarten, Kupferwerke und Mappen ausgebreitet lagen; ich nahm einige in die Hand. Da fand sich Humboldt's Kosmos, dann eine populäre Astronomie, sogar eine Sanscrit-Grammatik und ein archäologisches Handbuch, dicht daneben aber allerlei medicinische Werke unterster Qualität. Schon wollte ich mir einige Bemerkungen darüber erlauben da fiel mir Schopenhauer's Werk über die Welt als Wille und Vorstellung in die Hand, und nun glaubte ich den Schlüssel zu diesem wunderlichen Charakter gefunden zu haben, der mit Halbwissen und Halbbildung sich an die letzten Geheimnisse der Wissenschaft und Schöpfung wagte, aber er kam meinen Worten zuvor.

„Glauben Sie nicht," rief er wieder, „daß ich ein Büchernarr bin, und mich mit Dingen befasse, die ich nicht verstehe. Ich halte mich an das allgemein Verständliche, aber was hilft es mir, finde ich einen Gedanken, der mich entzückt, eine Anschauung, die mich bereichert und erhebt, und möchte dem Verfasser danken oder mit ihm reden, so hab' ich nur sein Buch in der Hand. Man wird zuletzt auch der Bücher satt, es sind doch keine Menschen, die man verehren und lieben, mit denen man reden und streiten kann, und suche ich dann wie-

der die Menschen auf, so komm' ich aus dem Regen erst recht in die Traufe, zuletzt bleibt mir Niemand als mein Hund, komm' Nero, komm'! Du bist mein einziger Freund, der nicht mehr verspricht, als er halten kann, ohne Falsch und ohne Ansprüche, immer zufrieden und vergnügt, ohne Vorwürfe und ohne Gedanken." Der riesige Hund kam unter dem Sopha hervorgekrochen, wo sein Lieblingsaufenthalt war, dann richtete er sich auf, legte seine Vordertatzen auf die Schultern Violet's und leckte ihm das Gesicht. „Nun, ist solch ein Geschöpf nicht ein Ersatz für alle Menschen," sagte er, indem er sich zu mir wandte.

„Schwerlich," sagte ich, „weil Sie nicht die rechten Menschen suchen. Was wollen Sie mit Leuten, wie sie in den Wirthshäusern, am Billard, am Spieltisch oder hinter der Flasche zu finden sind. Dieser Race müssen Sie bald müde werden." Ich glaubte jetzt erst die Bitte meiner Schwiegermutter zu verstehen, daß ich mich seiner annehmen sollte, und beschloß, ihn an diesem Tage nicht mehr von meiner Seite zu lassen, ich mußte dieser merkwürdigen Natur ganz auf den Grund sehen.

Sidonie nahm meine Bitte, mir ihren Mann für heute zu überlassen, mit sichtlicher Freude auf, ihr Trübsinn schwand und ihre ernste Miene heiterte sich auf, sie wurde sogar gesprächig und erklärte sich bereit, den Abend über zu meiner Wally zu gehen und ihr Gesellschaft zu leisten.

„Ich weiß ja," sagte sie gutmüthig, „man heirathet sich zwar, um für ewig unzertrennlich zu sein, aber das Wort will verstanden sein, der Mann gehört der Welt, er muß mit ihr in Verbindung bleiben, er muß neue Ideen, neue Anschauungen gewinnen und fortschreiten mit seiner Zeit. Das muß so sein, und ich halte die Frauen für Thörinnen, die ihre Männer ganz allein für sich besitzen wollen und sie von der Welt absperren. Geh' mit Gott, George, und Sie, Herr Schwager, bringen Sie ihn richtig wieder."

Wir besuchten zusammen einen Club von älteren Herren aus allerlei Berufsclassen. Es waren Beamte und Gelehrte, Künstler und Industrielle, welche zwei- oder dreimal in der Woche in einer berühmten Restauration zusammenkamen. Die Gesellschaft war schon alt; ursprünglich aus den Resten einer Freimaurerloge hervorgegangen, die sich aus Gründen der Zeitverhältnisse auflöste, hatte sie auch ihren Zweck geändert, der jetzt lediglich im gemeinsamen Halten der gelesensten Zeitschriften und in geselliger Unterhaltung bestand. Um dieser einen festen Stamm zu geben, wurden regelmäßig ein oder mehrere Vorträge gehalten, dagegen versammelten sich viermal im Jahr auch die Frauen und Töchter zu Spiel und Tanz im Sommer, sowie zu größeren Ausflügen.

Glücklicherweise war heute Gesellschaftstag dieser sogenannten „Ressource," der ich auch bereits seit Jahr und Tag durch Vermittlung eines Gesandtschaftsattachés angehörte. Violet wurde mit Respect und Herzlichkeit empfangen, denn seine schöne Stimme, seine romanhafte Heirath und seine unabhängige Stellung machten ihn immerhin zu einer der interessantesten Figuren der Oeffentlichkeit.

Zuerst ward von einem Reisenden ein Vortrag über den Hekla gehalten, der mit dreißig andern Vulcanen die Insel Island beherrscht. Wäre es wärmer dort, so würde in der Asche eine nicht minder prächtige Vegetation herrschen wie in Italien, aber selbst für die dürftigste Cultur ist die Temperatur zu niedrig, und die vulcanische Insel hat mit ihren schwarzen Felsen, ihren schwarzen baumlosen Bergen und Hügeln, ihren Dampfwolken und Feuer- und Wasserströmen einen unheimlichen, für Alle unvergeßlichen Charakter, die sie nur einmal gesehen haben. Violet sah mich bei dieser Schilderung mit unverwandtem Blicke an und nickte wieder mit jenem Ausdrucke des Einverständnisses vor sich hin.

Dann sprach ein zweiter Redner über die großen Aufgaben Europa's seit der französischen Revolution, über den Einfluß Rußlands und die Zukunft der kleineren Nationalitäten. Endlich zeigte man einige neue unbekannte Handschriften Schiller's und Goethe's herum, welche von einem Sammler in den letzten Tagen erst entdeckt worden waren. Derselbe Alterthümler brachte auch einige ausgegrabene Urnen, sowie fremde werthvolle Waffen zum Vorschein; unter den letztern war ein venetianischer Dolch von vorzüglicher Arbeit. Die schmale lange Klinge zeigte in der Mitte eine feine Rinne, über deren Zweck sich eine allgemeine Discussion erhob. Als der

Dolch an Violet kam, machte er so gefährliche Manöver mit der Waffe, die er auf seinem Arm, auf seiner Hand probiren zu wollen schien, daß man sie ihm sofort abverlangte. Die Klingen solcher Dolche sind oft vergiftet gewesen, und selbst das Alter der Waffe schützt nicht ganz vor deren Gefährlichkeit, so meinte wenigstens der Besitzer.

Violet, der bis dahin wie in Andacht versunken, wie ein Durstiger den Vorträgen gelauscht hatte, und wie mit verklärtem Gesicht den lebhaften Erörterungen lauschte, schien jetzt von dem Mißtrauen des Alterthümlers beleidigt zu sein und stand auf, um sich zu entfernen.

War es die Absicht, ihn zu versöhnen oder ein zufälliger Gedanke, kurz es rief Jemand plötzlich: „Warum singt uns Herr Violet nichts? Bitte, Herr Violet, lassen Sie uns etwas hören.“ Diesem Wort zur rechten Zeit schlossen sich mit lebhaftem Zuruf die übrigen Herren an. Ein Clavier war vorhanden, und der hohe Stoß von Noten bewies, daß die edle Musica nicht an letzter Stelle zu den Ergötzungen der Gesellschaft zählte. Violet, trotzdem er öffentlicher Sänger am Theater war, weigerte sich lange wie ein schamhaftes Mädchen, vor so hochansehnlichen Leuten aufzutreten, aber ein anderes Mittel zeigte sich wirksam. Ein Dilettant nämlich, seines Zeichens ein Zuckerfabrikant, begann eine bekannte Arie und errang trotz seines Krähens einige freundschaftliche Beifallsbezeugungen. Das vermochte Violet's Kunstgefühl nicht zu ertragen, und entschlossen trat er zum Instrument. Er sang nur einige damals bekannte schottische Volkslieder, alle Bitten um einige Arien aus neueren Opern ließ er unberücksichtigt, aber jene Volkslieder sang er in so gewaltiger, vollendeter Weise, wie ich ihn noch niemals gehört zu haben glaubte. Seine Stimme gewann an rührendem Ausdruck, an schmelzendem Zauber, er sang und sang, daß die Mauern des Gebäudes wie in weite Ferne entrückt schienen, daß blauer Himmel und lichte Wolken im Sonnenschein über uns und um uns zu schimmern schienen. Die Wirkung dieses Gesangs war nicht zu beschreiben. Die Thüren des Zimmers, in welchem die Ressource ihre geselligen Abende hielt, hatten sich geöffnet, die Gäste der Billardsäle und Bierstuben, selbst der unten liegenden Conditorei, hatten sich hereingedrängt, man umstand den Gefeierten, man umarmte ihn, alte und junge Herren fielen einander in die Arme, und Thränen glänzten in mehr als einem Auge.

Violet athmete tief auf und lachte wie ein glückliches Kind. Auch von dem Publicum des Theaters erntete er regelmäßig Beifall, doch immer erst in zweiter Linie, denn neben der vergötterten Primadonna und einem ältern allbeliebten Sänger konnte er nicht recht aufkommen, übrigens verachtete er auch das gewöhnliche Publicum, welches in seinen Augen aus nichts als einer zufällig zusammengewürfelten Masse von Weisen und Thörichten, Achtungswerthen und Albernen, feinen und rohen Leuten bestand, die für richtiges Geld auch richtige Waare haben wollten. Hier aber hatten ihm Leute ihren Beifall gezollt, vor denen er selbst die innigste Verehrung und Bewunderung empfand. Im allgemeinen Taumel der Begeisterung und Wonne hatte er mir, sei es aus Dank, daß ich ihn hierher gebracht, sei es aus Bedürfniß, eine frühere Unterlassungssünde wieder gut zu machen, die Brüderschaft angetragen; damit hatte er mir eigentlich den Wunsch aus der Seele genommen, denn es kam mir längst unnatürlich vor, daß wir als Schwäger und Verwandte immer noch nicht diese Schranken der conventionellen leeren Form durchbrochen hatten.

„Siehst Du,“ sagte er, als wir erst spät nach Mitternacht heimwärts gingen, „das wäre ein Leben für mich, das sind Menschen, das würde mich ausfüllen und meinem Thun und Treiben einen Inhalt geben, einen Sinn und Zweck, der sich der Mühe verlohnte zu leben, das könnte mich heilen und glücklich machen, aber solche Wünsche werden mir nicht erfüllt!“

„Warum nicht, Violet, nichts ist leichter. Du kannst jeden Abend mitgehen, willst Du ausdrücklich aufgenommen werden als Mitglied, desto besser. Ich sehe hier keine Bedenken.“

„Ja, eine Weile werden sie mich dulden,“ sagte er mit dem Tone des Kleinmuths, „und dann ist's wieder aus; ich bin zu ungebildet für sie.“

„Larifari, ungebildet, das kommt mir grade so vor, als verschmähtest Du den Eintritt in die Gesellschaft, weil die Uebri-

gen zu miserable Stimmen hätten und nicht gut genug sängen neben Dir. Vollkommen können wir nicht in allen Stücken sein. Jeder gibt, was in seinen Kräften steht."

„Schon gut, aber was ist dies bischen Singen werth neben so hohen Wissenschaften."

Dieser blinde Respect brachte mich auf und ich wählte meine Worte nicht mehr. „Dummes Zeug, auch ihre Weisheit und Kenntnisse kauf' ich nicht theuer, da ist mir jede Naturgabe doch hundertmal lieber als Alles, was man lernen kann, auch mit dem mittelmäßigsten Kopfe — hohe Wissenschaften, schöne hohe Wissenschaften, kaum das ABC neben der höchsten Wissenschaft."

„Also bist Du auch davon nicht befriedigt?" sagte er wie Einer, der den Andern dahin gebracht hat, wohin er wollte.

„So meine ich es nicht," erwiederte ich rasch, um nicht seiner sonderbaren verhängnißvollen Idee von der Unvollkommenheit alles Irdischen neue Nahrung zu geben. „Ich habe alle Hochachtung vor der Gelehrsamkeit und dem Wissen, aber ich meine, ein richtiger Kerl soll Anderes nicht so unmäßig überschätzen, daß er selbst aus lauter Demuth daneben verschwindet, das gebietet schon der Selbsterhaltungstrieb. Nil admirari, wie der Dichter sagt."

„Selbsterhaltungstrieb," wiederholte er langsam, „ja, das ist ein Trieb, besonders wenn man weiß, daß man für Etwas existirt in der Welt, daß man nothwendig ist, daß man aufgeht in dem, was man schafft, und nicht zur Selbstbesinnung kommt — o Freund," fuhr er fort, „wenn ich Dir sagen könnte, wie es hier innen aussieht, wie hohl, wie leer, wie grauenhaft mir ist, als hielte mich eine Riesenfaust über ein schwarzes bodenloses Weltall hinaus und sagte: nun singe, nun forsche, nun strebe und sei glücklich!"

Der Ton, mit dem er das Alles sagte, klang so desperat, daß ich wirklich erschrak.

„Hast Du niemals mit einem Arzte über Deinen Zustand gesprochen?" fragte ich.

„Warum mit einem Arzte?" fragte er fast drohend, „was willst Du damit sagen?"

Der Mensch wurde mir immer unbegreiflicher. „Nun um Dir zu helfen," sagte ich, „höchst wahrscheinlich wird er Dir mehr Bewegung verordnen, um Dein dickes Blut in bessere Circulation zu bringen, Deinen Zustand nennt man Hypochondrie, und in erster Linie wird man Dir empfehlen, so wenig als möglich zu grübeln, oder ein Gewicht darauf zu legen, wenn man nicht alle Tage den Himmel voll Geigen sieht."

„Gewicht darauf legen, wer thut das, ich gewiß nicht," sagte er wieder ganz leichthin, „Du hast recht, es fehlt mir an Bewegung, seit einigen Tagen hab' ich auch Reitstunde und Fechtstunde genommen, ich denke, das wird mich warm machen, warm! ja, an Wärme, da fehlt's. Was sagte der Redner von Island, wenn es nur wärmer wäre, so könnte aus der Asche eine prächtigere Vegetation emporblühen als in Italien, aber die Temperatur ist zu niedrig, selbst für die dürftigste Cultur, und so sieht man nichts, als schwarze Felsen, schwarze nackte Ebenen, Dampfwolken und Feuerströme, o ich glaubte, der Mann wollte mich zum Besten haben, daß er mir ein so treues Abbild von mir selber entgegenhielt. Ja, ja, an Wärme fehlt's, an Wärme, trotz allen vulcanischen Feuers, das verpufft und zerplatzt, und nichts hinterläßt, als die Oede und die Nacht und die Kälte des Eises, und das nennen die Menschen Leben und Glück, nein, lieber eine Kugel vor den Kopf als solche Seligkeit, um die man noch beneidet wird!" Dabei schlug er ein so lautes gellendes Gelächter auf, daß mir ein Grauen vor diesem Menschen kam, allein ich erinnerte mich, daß dieser Sänger des Theaters zugleich Schauspieler war und die Natur aller Mimen besaß, mit Leichtigkeit sich auch im wirklichen Leben in eine Rolle hineinzuspielen, wenn sie sich Effect davon versprechen.

Natürlich hielt ich auch diesen Ausbruch nur für ein mimisches Blendwerk und beschloß, ihm einmal ordentlich „die Wahrheit zu sagen."

„Höre Violet, wie mir scheint, bist Du ein ganz heillos eitler Patron, ein Mensch, der sich interessant machen will mit Weltschmerz und Selbstmordgedanken, nur schade, daß diese längst aus der Mode sind und kaum mehr das Mitleid wecken. Bleibe nur dabei, daß Alles nichtig ist auf Erden, aber dann bist Du es auch, und selbst Dein Kummer schwindet zum Nichts zusammen, so riesengroß er sonst sich auf-

blähte. Und bist Du ebenfalls ein Nichts, so kannst Du vielleicht wieder froh werden und Dich des Lebens freuen wie die Mücke, die im Sonnenschein tanzt. Mücken, Ephemeriden, mehr ist Niemand; aber auch dafür kann man dankbar sein. Was willst Du denn, Du hast eine liebenswürdige Frau, bist geachtet und geehrt in Deiner Stellung, kannst über ein Vermögen verfügen und Deine Kunst entzückt die Menschen, was fehlt Dir also, was fehlt Dir?"

Violet schwieg auf diese Fragen, als hätte ich immer noch nicht die rechte wunde Stelle berührt. Ich fuhr fort:

„Wenn wirklich Alles werthlos auf Erden, weil es nicht vollkommen ist, so müßten sich folgerichtig alle vernünftigen Leute aufhängen, und nur die Narren blieben am Leben. Warum thun sie es nicht? Weil nur das Unvollkommene eine Zukunft, eine Entwicklung hat. Das Vollkommene hat keine Zukunft mehr und ist ebenso viel wie der Tod. Aber das Leben ist ein ewiges Werden, ein ewiges Entwickeln. Wer dies stört oder angreift, oder vernichten will, der ist grade so sinnlos und frevelhaft, als wollte er ein Kind umbringen, weil es nicht gleich erwachsen auf die Welt kam. Pfui über den Feigling, pfui über den Narren!"

„Schimpfe nur, tobe nur, zanke nur," sagte Violet kleinlaut, „Du hast Recht, in jedem Worte Recht, das Du sagst, und doch nimmt's kein anderes Ende. Du wirst schon sehen, Du wirst schon sehen."

„Wenn wir Freunde bleiben sollen," rief ich ihm in's Ohr, „so laß solche Reden, ich will mich gern Deiner annehmen. Wenn Dich nur die Einsamkeit und die Muße quält, so wollen wir schon Mittel finden. Aber Du mußt auch den Willen haben, Dich zu zerstreuen, sonst Adieu." Ich wollte ihn verlassen, denn dieser feige Kleinmuth, dies hohle prahlerische Bramarbasiren war mir von jeher widerwärtig.

In diesem Augenblick ging in der stillen Straße ein Mann an uns vorüber; der Schein der Gaslaterne ließ nur ein breites, rothes Gesicht erkennen, das aus dem emporgeschlagenen Kragen des großen Mantels schläfrig hervorblickte.

„Siehst Du," rief Violet mit unterdrückter fiebernder Stimme, indem er sich heftig an mich anklammerte, „da ist er wieder, da ist er wieder!"

„Wer denn, zum Teufel?"

„Der, weshalb ich Fechten, Schießen und Reiten lerne. Du mußt wissen," setzte er mit flüsternder Stimme hinzu, „ich bin beobachtet, man spionirt auf mich, man hat mich unter Aufsicht gestellt. Siehst Du, seitdem ich das weiß, ist mein Glück vergiftet und Alles wieder schwarz wie die Nacht, schwarz wie die Nacht."

„Dummes Zeug, vor diesem Nachtwächter fürchtest Du Dich, den wollen wir gleich zur Rede stellen, damit Du siehst, daß Du Dich irrst," und ich wollte dem Manne nach, aber Violet hielt mich mit eiserner Faust.

„Um keinen Preis, um keinen Preis, das wäre mein Tod!" rief er. „Es ist mein Geheimniß, eines Tages wirst Du Alles erfahren," dann fiel er mir weinend um den Hals, „stoße mich nicht von Dir, bleibe mir treu, ich liebe Dich, ich will Dir gehorchen, ich will den Willen fassen, ruhig zu sein, aber quält mich nicht mit Fragen, die ich nicht beantworten kann, quält mich nicht, quält mich nicht, sonst treibt Ihr mich in den Abgrund. Gute Nacht!"

Und nochmals umarmte er und küßte mich und war vor meinen Augen im Dunkel der Nacht verschwunden.

Vergebens zermarterte ich mir den Kopf, welches dunkle Geheimniß auf diesem sonderbaren Menschen ruhen könne. Wenn ihm nichts fehlte, als eine treue ehrliche Freundschaft, die sollte er haben, darauf gab ich mir selbst das Wort, und seine Grillen wegen politischer Spione, denn andere konnte er doch nicht meinen, mußten ihm ausgeredet werden; andern Gedanken, die sich mir aufdrängten, wagte ich kaum in das Gesicht zu sehen und hielt sie für lächerliche Einfälle, denn die Vergangenheit Violet's war ja bekannt und völlig vorwurfsfrei. Auch sollte ich nach einigen Tagen wieder auf eine andere Spur geleitet werden, welche mir das letztere Erlebniß sofort in Vergessenheit brachte und frühere Vermuthungen bestätigte.

Es fand nämlich, wie schon erwähnt, die Taufe meines jüngsten Kindes statt, und um Violet einen Beweis meines Vertrauens und meiner Freundschaft zu geben, hatte ich ihm die Pathenstelle angetragen, eine kleine Aufmerksamkeit, die er mit übertriebener, ich möchte sagen mit begeisterter Freude entgegennahm. Alles



Siehst Du, da ist er wieder, da ist er wieder!

war gut gegangen, nur der Schluß entsprach nicht ganz dem Beginn.

Während die Gäste beim Dessert der kleinen Collation saßen, fiel mir plötzlich die Abwesenheit Violet's auf, der vor mehreren Minuten das Zimmer verlassen hatte. Ich ging ihm nach und fand ihn endlich im dunklen Kinderzimmer. Dort saß er in Thränen schwimmend auf einem Bänkchen, in seinen Armen hielt er den kleinen Täufling, den er aus der Wiege genommen, und herzte und küßte ihn und lachte ihn an, als wäre es sein eigenes Kind.

Als ich zu ihm trat, ward er Anfangs etwas verlegen, dann umarmte er mich wieder in seiner stürmischen Weise und beugte sich über das Kind, welches er wieder in den Korb gelegt hatte, nickte mit melancholischem Lächeln und drückte mir wieder die Hand, als wollte er sagen: ja, Du hast es gut, ein Kind, ein Kind, das wäre es, was mir fehlte. Dann setzte er sich wieder auf das Bänkchen vor dem Bette und sagte mit einem Ausdruck trunkener mystischer Begeisterung: „Ja wohl ein Kind, siehe, das ist das allein Vollkommene auf Erden, das Allervollkommenste auf der Welt. Es weiß noch nichts von sich, noch nichts von den Menschen, noch nichts von der Bosheit der Welt! Ist es eigentlich nicht umbarmherzig und unverantwortlich, dies hilflose herrliche Wesen, diesen kleinen Engel wirklich in die Welt zu stoßen, in dies Chaos von Schlechtigkeit, Teufelei und Trug! O man darf nicht darüber nachdenken; wenn ich ein Kind hätte, ich müßte mich zerfleischen vor Selbstanklagen, wüßte ich denn, welche Krankheitskeime ich ihm mitgegeben, Leiden, für die es mich einst verklagen kann, wüßte ich denn, ob ich es in eine Periode voll Krieg und Umsturz, Elend und Ruin alles Bestehenden hineinstoße, wüßte ich, welche Reihe von Schicksalen, vielleicht welche Reihe von Missethaten und Verbrechen von mir ihren Anfang nahmen und fortgepflanzt werden in die fernste Zukunft? Das Böse überwiegt in der Welt, und ich bin für das Schlechte, für das Kranke, für das Unvollkommene verantwortlich bis in das tausendste Glied, denn in mir lag vielleicht die erste Anlage und es war ein Verbrechen, es fortzupflanzen, nein, lieber kein Kind, lieber kein Kind! Ich nehme es selbst keinem Staate übel, der die Kinder umbrachte, die nicht von ganz gesunden Aeltern stammten, um so das menschliche Elend allmälig geringer zu machen. Aber so vollkommen waren nur die Alten, wir sind es nicht mehr, drum erreichen wir das Ideal nicht mehr, weder im Leben, noch in der Kunst! Lebewohl, es ist nicht gut, darüber nachzudenken!" und mit diesen Worten eilte er davon, als brenne sein Haus.

Diese Paradoxen und Grübeleien waren mir zwar nicht neu, noch auffallend an ihm, dennoch waren sie mir nach Ort und Zeit um so unangenehmer, und so zu sagen ominöser. Es war, als ob eine böse Fee an der Wiege meines Kindes gestanden und ihm ein Bündel düsterer Gedanken als Taufgeschenk in die Wiege gelegt hätte. Verstimmt ging ich zur Gesellschaft zurück und entschuldigte Violet's Abwesenheit mit Unwohlsein, worauf auch Sidonie aufbrach. Als ich ihr im Nebenzimmer nähere Andeutungen gab, ließ sie sich bewegen, noch einige Zeit bei meiner Frau zu bleiben, zumal auch die andern Gäste sich sonst entfernt haben würden. Als ich später, nachdem auch die übrigen Freunde und Verwandten gegangen waren, wieder in das Nebenzimmer trat, war auch Sidonie im Begriff, Abschied zu nehmen; sie hatte heftig geweint und konnte sich nur mit Mühe fassen.

„Was gibt es denn?" fragte ich Wally, als wir allein waren. „Es ist also dennoch nur ein Kind, was Violet fehlt, nur ein Kind; was für Thorheiten, sich deshalb Sorgen zu machen, sie sind ja noch beide jung genug, um die Erfüllung ihrer Wünsche erwarten zu können."

„So ist es nicht," antwortete sie. „Violet vermißt wohl ein Kind, aber er will keines, weil er fürchtet, es möchte seine Krankheitsanlagen erben."

Sonderbare Menschen, dachte ich, dann gibt es keine Rettung als die Trennung.

Seitdem war ich jeden Tag gefaßt darauf, Violet oder Sidonien mit der Nachricht eintreten zu sehen, daß die Scheidung vollzogen sei; denn daß dieser Bund nicht von Dauer sein könne, schien mir unzweifelhaft; eigentlich hatte ich Lust, die Verbindung mit diesem unheimlichen Menschen ganz aufzugeben, und wie man zu sagen pflegt, ihn „laufen zu lassen." Meine Existenzsorgen und sein müßiges thatenloses

Leben, sein äußeres übertünchtes Glück, das innere Abgründe barg, stand in zu höhnischem Contrast zu meiner Lage. Bei ihm wolkenloser Himmel und dennoch tiefe Finsterniß im Innern — bei mir dagegen ein dunkler Horizont von Sorgen, aber ein übermüthiger Leichtsinn, der den Tag nahm wie er kam und die Gegenwart ausbeutete, weil auf das Morgen nicht zu rechnen war — so verschiedene Lebensmaximen stimmten schlecht zu einander, denn wir waren uns dadurch ein beständiger gegenseitiger Vorwurf. Man konnte sich auf Violet in keiner Beziehung verlassen. Seine schönen Versprechungen, sich aus der Einsamkeit emporzurütteln und mehr die Menschen aufzusuchen, erwiesen sich als eitle Worte; ich war nicht einmal im Stande, ihn wieder in jene Gesellschaft der „Ressource" zu bringen, welche ihn so sehr entzückt hatte, denn am andern Tage wußte er so viel wie nichts mehr von jenem Eindruck, oder er hatte bereits sein Interesse für sie wieder verloren, weil sein rastloser Geist, seine hastige Veränderungssucht sich bereits in andern Gebieten herumtummelte. Solchen unstäten Naturen, dachte ich, ist nicht zu helfen und beschloß, wie gesagt, ihn laufen zu lassen.

Dennoch schien das Gegentheil einzutreten. Violet selbst kam seit der Taufe alle Tage. Das kleine Kind hatte es ihm „angethan." Stundenlang konnte er vor dem Bettchen sitzen, versunken in Betrachtung der kleinen Menschenknospe; traf er das Kind wachend, so hob er es wohl aus der Wiege und trug es im Zimmer herum und hatte eine kindische Freude, als es ihn eines Tages anlachte. Ich sah von Neuem, welch' ein guter und edler Mensch Violet im Grunde war, denn die selbstlose Freude am keimenden Leben kann kein Egoist haben. Dabei entlieh er Bücher aller Arten aus meinem Besitz, und je ferner ihr Gegenstand seinem Gesichtskreis lag, mit desto größerer Begierde „verschlang" er die Bücher.

Es waren ungefähr einige Wochen seit jenem Besuch in der „Ressource" vergangen, als ich Violet abermals in meiner Wohnung am Bette des Kindes traf. Er fingerte auf eine seltsame Art an dem Köpfchen desselben herum, maß Entfernungen und Formen und verglich seine Beobachtungen fortwährend mit der Karte eines kleinen Heftes, worin er nachlas.

„Was machst Du da, Violet?" fragte ich ihn.

„O, ich gratulire, ich gratulire," antwortete er mit strahlendem Gesicht, „Dein Kleiner wird einst ein glücklicher Mensch, ein bedeutender Mann werden, er hat Beharrlichkeit, er hat Selbsterhaltungstrieb, er hat Vorsicht und Gottesverehrung — Alles, was mir fehlt — Alles, was mir fehlt."

„Dummes Zeug," fuhr ich unvorsichtig heraus. „Wie kann bei einem Würmchen von zwei Monaten von solchen Eigenschaften die Rede sein?"

„Doch," entgegnete er gleichsam mit wissenschaftlichem Eifer. „Ich habe neulich einen Fremden kennen gelernt, den Professor Stefani, den Nachfolger in der Lehre des berühmten Gall und selbst, wie Du weißt, ein berühmter Phrenolog; nach seiner Lehre ist im Neugeborenen bereits die ganze geistige Anlage, Begabung und künftige Charakterentwicklung kenntlich. Du mußt wissen, ich habe Unterricht bei ihm genommen, und er weiht mich in die tiefsten Geheimnisse der Natur ein. — Erlaube Deinen Kopf."

Und ohne weiter zu fragen betasteten seine Finger mit zunftmäßiger Geschicklichkeit meine Hirnschale, als befühlten die Finger eines Blinden eine nur für ihn verständliche Buchstabenschrift.

„Du hast Vergleichungssinn, Sachensinn, Formensinn — Alles, was mir fehlt, Alles, was mir fehlt. O, wie glücklich mußt Du sein. Sieh her, wie es mit mir steht, ich besitze Thätigkeitstrieb in höchstem Grade — hier, diese Erhöhung hinter dem Ohr, ich habe Ehrliebe im höchsten Grade, ich habe leider auch Verheimlichungssinn, aber gar keinen Erwerbssinn, siehst Du, das ist mein Glück, denn sonst wäre ich ein Verbrecher geworden. — O, mir ist eine neue Welt aufgegangen, eine neue Welt des Wissens und der Erkenntniß, ich bin wieder ganz glücklich, ganz glücklich, erlaub', daß ich auch Deine Frau untersuche."

Alle diese Worte waren das Werk nur weniger Minuten, sein ganzes Wesen hatte wieder etwas Exaltirtes, Enthusiastisches und Ueberspanntes, was mich unangenehm berührte. Da er meine Frau nicht fand, kehrte er wieder zu dem Kinde zurück und ergoß sich wieder in Bewunderung und

Freude über die vollkommene Organisation des kleinen Köpfchens.

„Aber lieber Violet," sagte ich endlich, „wer wird auch mit allen Narrheiten anbinden, ich fürchte, Du bist wieder auf dem Wege, einem Irrlicht nachzulaufen; offen gestanden, ich halte von dieser nagelneuen Weisheit gar nichts. Die Phrenologie beruht auf Täuschung und Trug."

„Ich bitte Dich, Schwager," erwiederte er mit der Miene eines Tiefbeleidigten, „urtheile nicht zu früh, nicht bevor Du ihn gesehen und gehört hast. Du mußt ihn kennen lernen, Du mußt ihn prüfen und Dein Zweifel wird sich in Staunen und Bewunderung verwandeln."

„Du meinst, ich soll seine Vorlesungen besuchen, ich danke dafür, denn ich habe Besseres zu thun."

„Das wird auch nicht nöthig sein. Seine Vorlesungen sind viel zu sehr besucht, um rechten Vortheil davon zu haben, aber er hat mir für heute Abend die Ehre seines Besuches versprochen, er wird uns eine kleine Privatvorlesung halten. Es werden einige Freunde und Bekannte zugegen sein, Du darfst nicht fehlen."

„Ich bitte Dich, verschone mich damit, ich müßte dem Menschen in das Gesicht lachen."

„Oder als sein bekehrter Anhänger ihm huldigen, wie es mir gegangen ist. Auch ich habe gezweifelt, geprüft und bin überzeugt worden. Oder solltest Du es fürchten, Dich mit ihm einzulassen?"

„Fürchten? Wenn Du das glaubst, so werde ich kommen, verlaß Dich darauf."

Ich sagte ihm trotz des innern Widerstrebens zu, weil ich entschlossen war, die Trugschlüsse dieser sogenannten Wissenschaft aufzudecken und — so viel ich als Laie konnte, den Magier der Phrenologie zu demaskiren, um den armen Violet von dem Einfluß dieses neuen Schwindels, dieses neuen Krankheitsstoffes, zu wahren. — Schädliche Elemente von ihm fernzuhalten — weiter konnte ich als Freund einstweilen nichts thun.

Am Abend desselben Tages also war große Gesellschaft in der prächtigen behaglichen Wohnung Violet's. Die Kronleuchter flammten, die Spiegel blitzten, feine Arome durchwürzten die Atmosphäre der erleuchteten Zimmer. Auf den Tischen schimmerten schöne Tafelaufsätze von getriebenem Metall, Krystallflaschen mit erlesenen Weinen und reiches Porcellanservice mit seltenen Delicatessen. Es ging hoch her bei Violet, und sein Antlitz strahlte von Stolz und Befriedigung, denn dergleichen kleine Feste waren sehr nach seinem Sinne. Glückliche um sich zu sehen, ist wenigstens eine Art von Ersatz für die, welche selbst nicht so glücklich sind, als sie sein könnten. Allerdings muß dabei die Einbildung zu Hilfe kommen, um die Illusion des Augenblicks ganz und voll zu nehmen. Sidonie schien wenig Freude daran zu haben; sie saß blaß und nachdenklich mitten in der glänzenden, allerdings sehr gemischten und wenig zu einander passenden Gesellschaft. Auch der Moldowalache, der italienische Musiklehrer und der weitgereiste Photograph waren anwesend, um der hohen Weisheit des Phrenologen theilhaftig zu werden.

Dieser thronte in der Mitte auf dem grünsammetenen Sopha. Es war ein alter Herr mit niedrigem breitem Schädel, etwas aufgestülpter Nase und langen grauen Haaren. Er sprach in salbungsvollem, langsamen Tone, jedes einzelne Wort wie eine Goldmünze wägend, die man wechseln läßt. Wer nicht wußte, weß Zeichens der Herr sei, konnte ihn nach seiner weißen Halsbinde für einen Geistlichen, für einen Landpfarrer, nach der schwergoldenen Uhrkette und den blitzenden Ringen seiner Hand für einen Universitätsprofessor halten, der viele Prinzen und Prinzessinnen herangebildet hat. Im Uebrigen war sein Benehmen ein sehr bescheidenes und zurückhaltendes, ohne die geringste Spur von Charlatanerie und Selbstgefälligkeit, wie sie selbst unter berühmten Gelehrten nicht selten ist, die von nichts zu reden wissen, als von ihrer eigenen Wissenschaft. Statt dessen sprach der Professor Stefani von ganz andern Dingen, von den Schönheiten der Natur im Salzburger Land, von einem neuen Drama, welches Aufsehen machte, von dem bunten Leben auf den Pariser Boulevards und dergleichen, nur der näselnde monotone Klang seiner Sprache verrieth den Mann vom Katheder.

Violet, der uns mit einer gewissen Wichtigkeit einander vorgestellt hatte, konnte endlich nicht mehr an sich halten und suchte fast mit Gewalt das Gespräch auf die große Frage des Tages, auf die Phrenologie zu bringen.

„Hier sitzt einer Ihrer Gegner, der an nichts glaubt," rief er dem Professor zu, indem er auf mich deutete.

„Von Glauben ist auch keine Rede," erwiederte würdevoll der alte Herr. „Die Phrenologie ist keine Religion, die ihre Dogmen hat; Alles beruht in ihr, wie bei jeder Wissenschaft, auf klarem Erkennen. Das Gehirn ist so zu sagen ein großes Regierungsorgan des menschlichen Körpers und alle einzelnen Functionen des letztern haben ihre besondere Behörde, gleichsam ihr besonderes Büreau im Gehirn, wo der betreffende Beamte sitzt. Aber auch das Gehirn selbst, die Wohnung der Seele, das Präsidium des Ganzen hat für ihre einzelnen geistigen Impulse auch verschiedene getrennte Vollzugsstationen, Expeditionen ihrer Kräfte, ihrer Leidenschaften, ihrer Neigungen und sogenannten Anlagen. Ist die Anlage, die Neigung, die Kraft nicht vorhanden, so fehlt auch das entsprechende geistige Büreau dafür, wenn ich die einzelnen Erhebungen und Beulen des Gehirns, nach dessen Form sich der Schädel bildet, so nennen will. Folglich kann man umgekehrt aus dem Vorhandensein des Organs auch auf die Existenz der Kraft schließen. Die Aufschriften dieser einzelnen Büreaus, dieser einzelnen Expeditionen festzustellen, sie recht zu lesen und nach ihnen zu urtheilen, das ist meine Wissenschaft."

„Die Aufschriften der Büreaus — recht zu lesen, ja, da steckt es — ausgezeichnete Erklärung das!" rief Violet.

„Sie brauchen sehr kühne Gleichnisse," erwiederte ich, „aber es sei, man kann darauf eingehen. Wenn Ihre Wissenschaft Wahrheit ist, und wenn die Form des Gehirns symbolisch für den Charakter des Ganzen, so muß auch jeder andere Theil des Körpers symbolisch für das Ganze sein, denn die Seele arbeitet ihre Eigenthümlichkeit nicht bloß in den Formen des Gehirns, sondern am ganzen Menschen aus. Hundert verschiedene Charaktere werden hundert verschiedene Arten von Händen, von Füßen haben, es ließe sich auch darnach eine sogenannte Wissenschaft herstellen."

„Das ist auch geschehen," sagte der Professor. „In der That gibt es neben der Chiromantie eine Chirologie oder Chironomie, die Kunst, aus der Gestaltung der Finger, aus dem feinen oder groben Bau, aus der Form selbst der Nägel richtige Schlüsse auf Charakter und Naturanlage des Menschen zu ziehen, und es wird keine Schwierigkeit haben, auch aus der Art des Ganges, aus der Beschaffenheit und Form des Haars, aus dem Wuchs im Ganzen, selbst aus dem Ton der Stimme selbst für Blinde symbolische Momente für die psychologische Beurtheilung des Menschen zu gewinnen. Wozu jedoch die unvollkommenern Organe in Anspruch nehmen, wo das vollkommenste Organ, das Gehirn, uns genügenden Aufschluß gibt."

„Ja wohl," wiederholte Violet. „Wozu sollen wir suchen und deuten, da uns hier eine leserliche Schrift zu Gebote steht."

„Entschuldigen Sie, Herr Professor," sagte einer der Anwesenden, ich weiß nicht mehr, wer es war, ich glaube ein Beamter, „da scheint mir ein Widerspruch zu stecken, Sie beurtheilen das Ganze lediglich nach dem obersten Regiment, nach dem Gehirn, nach dem Gesetzgeber."

„Ja, ganz recht!" riefen der Professor und Violet zugleich. „Und darin liegt eben der Beweis der Richtigkeit."

„Entschuldigen Sie," replicirte Jener, „darin liegt der Beweis der Falschheit. Denn es kommt mir ebenso gewagt vor, als wollte man den Charakter, die Anlagen und Schicksale eines Volks lediglich nach dem Charakter seines Königs beurtheilen. Ich behaupte dagegen, die Seele eines Volkes, sein Lebensprincip und sein Charakter steckt nicht im Hofe, noch in der Dynastie, sondern im Volke selbst, und ebenso beim Einzelnen. Der Charakter und die Anlage eines Menschen sind nicht bloß in seinem Denkorgan, sondern in seinem ganzen Wesen, in seiner Totalität zu suchen."

„Vortrefflich. Die Volksseele wohnt im Volke — das hätte ich von einem Edelmann nicht erwartet," entgegnete der Professor.

„Nein, das hätte ich von einem Edelmann nicht erwartet," secundirte Violet.

Ich glaubte mich des Angegriffenen annehmen zu sollen, denn so schief und gesucht das Gleichniß war, etwas Wahres lag doch darin. „Ich glaube, Sie beurtheilen den Herrn falsch," warf ich ein, „denn ich muß ihm darin beistimmen. Die Volksseele kann sich gesund und unbeschadet seiner Selbstbeherrschung entwickeln sogar im Aufstand und ebenso kann —"

„Der Körper des Einzelnen revoltiren gegen sein Gehirn, meinen Sie," unterbrach mich der Professor. „Das nennen wir Wahnsinn, wie auf der andern Seite Revolution. Der Gipfel derselben ist bei der letzten Königsmord und bei der andern Selbstmord — es ist eigentlich ein und dasselbe!"

„Ja wohl, Königsmord und Selbstmord ist dasselbe, denn die Vernunft ist eine Königin!" rief Violet.

„Mich erinnert diese Erörterung an eine ähnliche," fuhr der Professor fort, „die der Gründer unserer Wissenschaft, nämlich Gall, einst mit einem Emigranten hatte, dieser behauptete, daß die Volksseele im Volke selber wohne, und deshalb hoffte er, daß die Führer der Gironde, die besten Köpfe Frankreichs triumphiren müßten über die wilden Leidenschaften der Massen. Da zog Gall ein Zeitungsblatt hervor und hielt es ihm unter die Augen. Da lesen Sie, man hat den König hingerichtet und grade die Gironde hat mit dafür gestimmt."

„Ich kenne recht gut diese Unterhaltung," rief der Vorige. „Eine Weile saß jener Edelmann wie vernichtet, dann aber sprang er auf und rief: und dennoch wird Frankreich deshalb nicht untergehen, wie im Selbstmord. Frankreich wird aufblühen aus Blut und Wahnsinn und wird wieder zur Vernunft genesen!"

„Aber nicht früher, sagte Gall," fuhr der Professor fort, „bis es wieder ein Oberhaupt hat, das seinem Charakter gemäß ist, die Geschichte großer Völker drängt zuletzt immer zum monarchischen Princip, weil es in der Natur begründet ist. — Doch wozu ein politisches Gespräch, wir sind weit von unserm Stoff abgekommen."

„Ja wohl, wir sind weit abgekommen," bemerkte Violet, der mit leuchtenden Augen dem Gang des Gespräches folgte und jedesmal beistimmend nickte, wenn der Eine oder der Andere gesprochen hatte, als sei er mit beiden einverstanden.

Das Gespräch wurde jetzt allgemeiner, ich weiß nicht mehr worüber; plötzlich hörte ich ein lautes Gelächter. Der Professor Stefani stand neben dem moldowalachischen Cavalier und seine Hand betastete den Schädel desselben.

„Mein Herr," sagte er dann, „ein so seltener Kopf ist mir noch nie vorgekommen. Wie die chinesischen Gelehrten sich ein fernes glückliches Zeitalter träumen, wo alle Unterschiede aufgehoben sein werden, wo die Erde selbst glatt wie eine Kugel sein wird, und kein Berg sich über die schöne Ebene erheben wird, so zeigt Ihr Haupt jetzt schon jene erfreuliche Ausgleichung. Ihr Schädel ist glatt wie eine Billardkugel, ohne jegliche Schrift, welche etwas Schlimmes verrathen würde. Mangel und Ueberfluß ist ausgeglichen, so daß selbst meine Wissenschaft sich bescheiden überwunden bekennt, denn sie findet hier überhaupt kein Object der Forschung."

Diese Worte waren es, welche in der gespannt lauschenden Umgebung ein unterdrücktes Gelächter hervorriefen. Violet allein ließ sich in einer Weise gehen, daß seiner Frau die Röthe des Zorns und der Verlegenheit in das Gesicht stieg.

Auch mir kam diese Manier, einem Gecken zu sagen, daß er ein Strohkopf sei, wenig passend und mit dem guten Ton unvereinbar vor. So sehr mir der Held aus den Wildnissen des Pruth widerwärtig und ennuyant war, glaubte ich doch seine Partei ergreifen zu sollen und gegen die Art zu protestiren, wie man hier Phrenologie trieb.

„Sie sagen selbst," warf ich ein, „daß wir vom eigentlichen Gegenstande des Gesprächs abgekommen sind. Bitte, beantworten Sie mir einige Fragen."

„Mit größtem Vergnügen," sagte der Professor.

„Zunächst, was in der Welt gibt Ihnen irgend eine Garantie dafür, daß Sie sich nicht in allen Ihren Schlüssen täuschen. Sie sagen, diese Erhöhung auf dem Schädel z. B. bedeute Gottesverehrung — dann müßten manche Papageienarten die größte Anlage dazu haben. Sie sagen; diese Beule deute auf Verheimlichung, jene auf Erwerbssinn, das heißt Habsucht, und jene auf Idealität — aber was in aller Welt bürgt Ihnen für diese willkürliche Benennung und Eintheilung?"

„Die Erfahrung und die sorgfältigste Vergleichung. Wären wir im Stande, das Gehirn einer Ameise oder Biene zu untersuchen, so würden wir dieselbe Lagerung des Stoffes, dieselbe symbolische Bedeutung finden, denn die Natur schafft immer nach demselben Schema, sonst würde sie ihr Ziel und die Summe aller ihrer Versuche, nämlich den Menschen, gar nie erreicht haben."

„Gewiß, sie würde ihn niemals hervorgebracht haben,“ warf Violet wieder ein.

„Vortrefflich, ich bestreite diesen Satz nicht, aber was beweisen Sie damit für die Qualität des Gehirns. So viel ich bis jetzt verstehe, beurtheilen Sie das geistige Wesen des Menschen nach der Quantität des Gehirns und nach der äußern Entwicklung seiner Form, ich glaube, der eine Satz ist so trügerisch als der andere. Entschiede bloß die Quantität, so würden uns die größern Thiergattungen weit übertreffen; so viel ich weiß, übertrifft das menschliche Gehirn jedes andere von gleichem Umfang an Schwere, folglich müssen auch unter den menschlichen Gehirnen die schwersten, aber nicht die umfangreichsten die vollkommenern sein. Nicht viel mehr Bürgschaft gibt die Form des Schädels. Diese Form erbt vom Ahn auf den Enkel und bleibt durch Generationen oft unverändert, ohne daß die geistigen Eigenschaften sich deshalb ebenso gleich blieben. Man könnte sagen, die Vorzüge, die hohen geistigen Eigenschaften des Urahns bleiben auch im stupidesten Enkel noch äußerlich kenntlich, eben durch die Aehnlichkeit der äußern Form, aber nichts berechtigt uns, aus dem Ererbten einen Schluß zu ziehen auf den wahren gegenwärtigen Werth. Die Form kann wohl da sein, aber der Inhalt ist taub geworden. Und umgekehrt kann in einem Bauernschädel bereits eine reiche Begabung angedeutet sein, die aber erst in spätern Generationen, sobald jene Anlagen frei werden durch Bildung, wirklich entwickelt wird. Auch hier entscheidet also nicht die Form, sondern die Qualität der Gehirnfaser, die größere Feinheit, die Elasticität, die innere Disposition derselben, nenne man es wie man will, aber Sie werden zugeben, daß diese Eigenschaften Ihrem tastenden Finger durchaus entgehen müssen. Sie können höchstens die scheinbare Naturanlage erkennen, aber kein Prophet in der Welt kann selbst bei einem vollkommen organisirten Schädel herauserkennen, ob diese Vollkommenheiten die Ruinen und Reste einer verschwundenen Glanzperiode der Vorfahren oder die Keime und Anfänge einer kommenden Entwicklung der Enkel bedeuten. Sie sehen also, wie wenig Ihnen bleibt.“

Der Professor Stefani suchte eine kleine Verlegenheit zu überwinden. „Sie reden von Ausnahmen,“ sagte er, „ich beschränke mich auf die Regel.“

„Ja wohl,“ rief Violet, „wir bleiben bei der Regel.“

„Es kommt darauf an, was man Regel nennt,“ erwiederte ich. „Der Entwicklungsproceß, das allmälige Werden geistiger Vollkommenheit geht durch Generationen, und grade dieser längere Weg hat bestimmtere Regeln, als die zufällige aus dem Zusammenhang gelöste Form des Individuums. Aber diese Unzuverlässigkeit ist noch das geringste Uebel Ihrer sogenannten Wissenschaft, die ich verbieten würde, wenn ich die Macht dazu hätte; denn Sie leugnen die Freiheit des Willens, die Macht des Gewissens, die Pflicht der Verantwortung überhaupt. Sie machen den Menschen zur Maschine. Der Mörder ist schuldlos, denn die Natur gab ihm eben einen ungewöhnlichen Zerstörungssinn, der Dieb ist schuldlos, denn er litt am Eigenthumssinn und an Neigung zur Verheimlichung, Falschmünzer, Räuber, Betrüger und Ehebrecher, sie sind alle schuldlos wie neugeborene Kinder; die Justiz erlischt neben der Majestät der Beulen auf dem Schädel — die Natur allein bleibt die unbewußte schuldvolle Anstifterin aller Verbrechen, die große Mutter aller Uebel, da sie uns einmal nicht anders erschaffen konnte, nicht anders, wie sie auch Löwen und Tiger, Kameele und Wölfe erschuf, ausgestattet mit Instinkten und nothwendigen Trieben und Neigungen — vor Allem ausgestattet mit Unverantwortlichkeit!“

Der Professor zuckte die Achseln und sagte: „Die Thatsache ist allerdings so. Der Mensch handelt zuletzt so wie er muß, aber wie er werden will, das lag in seiner und noch mehr in seiner Erzieher Macht. Sie vergessen nämlich, daß jedes Gehirnorgan, sagen wir lieber, jede Anlage eine Tugend einschließt, erst im Mißbrauch oder im Fall der Unterdrückung wirkt sie verderblich und wandelt sich in das Gegentheil. Hier zwischen dem Maß und dem Uebermaß hat die Freiheit des Willens ein weites Feld. Nehmen Sie einen Charakter, der von Natur aus mit bedeutendem Thätigkeitstrieb ausgestattet war; derselbe Trieb äußert sich, falls er mißleitet oder nicht befriedigt wird, als Zerstörungssucht. Ein anderer Kopf hat von Natur aus ein lebhaftes Organ für Selbstachtung, für Ehre;

Ehrgeiz aber war zu allen Zeiten das edelste Motiv gewaltiger Thaten, großer Leistungen im Gebiet der Kunst — ersticken Sie die Ausbildung dieser edlen ererbten Fähigkeiten, so wird jener Ehrgeiz ausarten in Eitelkeit, Geckerei, hohle Selbstsucht. Nehmen Sie weiter den Verheimlichungssinn, so vortrefflich für große Diplomaten, so entsetzlich, wenn Zerstörungssinn dazu kommt. Aus diesem Grunde meine ich, ist es wichtig, die vorhandenen Anlagen schon durch die Untersuchung des Schädels in der Jugend zu erforschen und darnach die Erziehung einzurichten. Da haben wir noch Alles in der Hand, und die Phrenologie, richtig geübt, lehrt uns die Zukunft und das Schicksal eines Menschen richtiger leiten und bestimmen, als alle Religion, alle Philosophie, denn sie gründet sich auf die Natur und arbeitet mit natürlichen Kräften. Erlauben Sie doch Ihren eigenen Kopf" — und damit näherte er sich meinem Stuhle, um seine breite Hand auf meinen Schädel zu legen.

Ich aber erhob mich und wies den zudringlichen Mann zurück. „Wozu nützt also Ihre Lehre als zur Erkenntniß der höchst trivialen Wahrheit, daß die Menschen von Natur aus zu allem Möglichen Anlage haben, daß aber Vorbild, Umgebung, Erziehung, Zufall die einen entwickelt, die andern aber verkümmern läßt, nicht das Zuviel oder Zuwenig der Anlage ist es, wodurch eine Entartung, ein Mißbrauch herbeigeführt wird, sondern durch den Geist selbst, nur der Geist selbst kann eine Anlage mißbrauchen oder veredeln, nur der Geist selbst kann eine Anlage entwickeln oder verkommen lassen. Dieser Factor ist in Ihrem System nicht zu finden, er ist nicht nur ausgelassen, sondern überhaupt nicht mit Fingern zu greifen, weil er nicht materieller Natur ist. Sie zeigen uns wohl das Clavier und die Noten, aber der Spieler ist unsichtbar und unerreichbar für Sie. Und wozu am letzten Ende dient diese ganze Spielerei, am Gehirn herumzutasten, da die ganze sogenannte Schrift des Charakters im Gesicht viel lesbarer und deutlicher ausgeprägt steht, auch wenn dem Menschen nicht die Zunge verliehen wäre, um sein geistiges Selbst zu offenbaren. Die Sprache kann täuschen, aber auch der gewöhnlichste Menschenkenner unterscheidet auf den ersten Blick die Physiognomien eines Galgencandidaten und eines ehrsamen Philisters, die Züge eines Windbeutels von denen des Genies, den Ausdruck des Hochmuths von dem des Bescheidenen, den Typus des Genußmenschen von dem des Geizhalses und so fort. Wozu dient also die Phrenologie, wenn sie kaum so viel gibt, als jedes gesunde Auge schon bei einiger Erfahrung erreichen kann?"

„Glückauf, mein Verehrtester," sagte der Professor mit einiger Gereiztheit, „wenn Sie ein solcher Menschenkenner sind. Auch die Physiognomien sind trügerische Aushängeschilder und Jeder kann damit Heuchelei treiben, wie er will, noch mehr als mit Worten. Die Sprache des Schädels allein ist ein untrügliches Document, welches niemals lügt, sondern uns oft heimlich die Wahrheit sagt. Sie werden an mich denken," setzte er leiser hinzu mit einem Ausdruck, der mich erschrecken machte. Ich bat ihn um nähere Aufklärung, aber er entschlüpfte mir.

„Sie werden vielleicht bald etwas erleben, wenn auch nicht an Ihrer eigenen Person, doch in Ihrer Familie," sagte er später, als ich meine Bitte auf das dringendste wiederholte.

Mit diesen mysteriösen Worten erhob er sich und die Gesellschaft zerstreute sich gruppenweise in den anstoßenden Zimmern. Ich war entschlossen, mich überhaupt zurückzuziehen und auf französische Manier zu empfehlen. Meine Bemühungen, diesen Charlatan zu demaskiren, die Hohlheit der ganzen sogenannten Wissenschaft der Phrenologie nachzuweisen, waren, wie ich mir selbst gestehen mußte, nicht sonderlich gelungen; im Gegentheil hatten sie die Autorität des Professors befestigt und ihn von Neuem zum Halbgott und Magier für seine Zuhörer gemacht.

Violet selbst, der in ihm gleichsam sein neuestes Paradepferd vorgeritten hatte, strahlte von Befriedigung und Stolz, daß sich der Professor so tüchtig erwiesen hatte. Wiederholt repetirte er die Axiome und Lehrsätze dieses neuesten Gall und trug das Weihrauchpfännchen seiner Bewunderung von Gast zu Gast, von Zimmer zu Zimmer.

In dem Moment, wo ich bereits das letzte Zimmer erreicht hatte, erblickte ich den Professor Stefani in einer Fenschernische stehen und zwar im Gespräch mit Sidonien.

Dieses tête-à-tête fiel mir auf, ich hemmte meine Schritte und blieb in dem Zimmer, um einige jener Gemälde zu besehen, welche einst von Violet gemalt, die Wand zierten.

Stefani und Sidonie sahen mich, aber sie ließen ihrem Gespräch freien Lauf, ja, es kam mir vor, als spräche jetzt der Professor lauter und bestimmter, als wolle er ausdrücklich, daß ich seine Worte hören solle.

„Also handeln Sie genau nach meinen Worten," sagte er. „Suchen Sie Ihren Gemahl immer zu beschäftigen. So lange seine rastlose Natur noch ein neues Interesse, einen neuen Gegenstand findet, der ihn gleichsam in Schach hält — so lange wird er gesund sein; sollte aber seine Thätigkeit einmal unterbrochen werden oder auf Widerstand stoßen, so stehe ich für nichts, und Sie selbst müssen auf Alles gefaßt sein."

Diese Art, über die Zukunft eines Menschen abzusprechen, schien mir doch zu stark, ich trat näher.

„Erlauben Sie, Herr Professor, daß ich mir Einsprache gestatte. Auf diese Manier stürzen Sie Freund Violet selbst in den Abgrund. Grade sein zielloses Umhertasten, sein Irrlichteliren und Abspringen von Einem auf das Andere scheint mir gefährlich und muß ihn der vollständigen Verwirrung entgegenführen, wenn es bestärkt und begünstigt wird. Ich finde es wirklich unverantwortlich, daß Sie seiner Zerfahrenheit noch das Wort reden können."

„Wie Sie es nehmen," sagte der Professor mit größter Gemüthsruhe und mit einer Höflichkeit, als hätte ich ihm die größten Schmeicheleien gesagt. „Ich lese in seiner Natur," fuhr er fort, „daß er einen hervorragenden Thätigkeitstrieb besitzt, denselben Trieb, der sich zur Zerstörungssucht verwandeln kann und wohl auch schon nahe daran war, wenn ich Violet glauben darf, der mir seine ganze Lebensgeschichte erzählt hat. Die Gefahr wäre nicht so groß, wenn er nicht zugleich einen ungewöhnlichen Verheimlichungssinn besäße, der ihn verhindert, seiner Ehrliebe freien Lauf zu lassen. Wir nennen das versteckten Ehrgeiz, der nicht in allen Fällen grade ein Segen genannt werden kann. Aber klatschen Sie doch, klatschen Sie doch!" rief er mir zu und trat mit Sidonien wieder in den Saal.

Violet hatte inzwischen am Piano eine jener schottischen Balladen gesungen, die ich schon kannte. Alle Zuhörer klatschten begeistert Beifall, und Violet selbst strahlte wie ein „junger Gott." Auch Sidoniens Schwermuth und Ernst wich jetzt der Theilnahme an jenem Triumph, sie wurde so heiter und lebendig, wie ich sie seit lange nicht mehr gesehen hatte, ja, sie schien heute selbst unempfindlich zu sein, als der Moldowalache wieder begann, seine frivolen Abenteuer in Venedig zu erzählen, die einen Strom von ähnlichen Anekdoten von bedenklichem hautgoût entfesselten.

„Sie werden ihn noch Alle zum Narren machen," sagte Wally leise, indem sie zu mir trat und mich bat, sie nach Hause zu führen. Niemals hatte mich eine Abendgesellschaft in eine so öde und verzweifelte Stimmung versetzt, wie diese. Die Neigung, diesen Menschen laufen zu lassen, der sich freiwillig zur Beute jedes Charlatans machte, ward an jenem Abend zum festen Entschluß.

Ich konnte ihm ja doch nicht mehr helfen. Wozu eine Verantwortung mit auf sich nehmen, wo uns die Hände gebunden sind.

Fünftes Buch.



Dennoch entrann ich diesem seltsamen Menschen nicht, und es war, als wenn mein eignes Geschick nur ein höhnisches Spiegelbild des seinigen sei.

In den nächsten Tagen hatte ich mancherlei Mühen und zeitraubende Wege. In einer Porcellanfabrik des Auslands war mir eine Stelle als Modelleur angeboten

worden, glänzend und ergiebig in den materiellen Bedingungen, aber für immer meine eigenen Kunstunternehmungen tödtend. Es wurden mancherlei Versuche gemacht, mir am Ort selbst einige größere Aufträge zu verschaffen, um mir wenigstens über die nächsten Jahre wegzuhelfen. Man machte mir halbe Aussichten da und dort, ich mußte Zeichnungen und Voranschläge einreichen, mancherlei Suppliken aufsetzen und Visiten machen, wobei ich artige Worte und weitaussehende Vertröstungen erhielt.

Müde von solchen Laufereien, trat ich eines Tages in eine Restauration, welche von einer dicken Wittwe in der Vorstadt gehalten wurde. Die Räume dieses lustigen Hauses, welches in einem kleinen sandbestreuten Garten lag, waren hübsch groß und für gewöhnlich der Sammelplatz von herrschaftlichen Bereitern, vacirenden Kutschern, Comissionären, Kornspeculanten und zu Grunde gegangenen Geschäftsleuten, welche hier abseits von dem Treiben der großen Stadt unbeobachtet und unbehelligt ihr Billard oder Tarock spielten und dabei ihr bescheidenes Frühstück nahmen.

Aus dem Hauptsaal scholl mir helles Gelächter entgegen, und es waren heut' ungewöhnlich viel Gäste versammelt, welche irgend einem bestimmten Vorgang ihre Aufmerksamkeit zu schenken schienen. — Ich war wenig neugierig und ließ mich am nächstbesten Tische nieder; als ich aufsah, saß mir gegenüber halb verborgen in der Fensternische ein Mann, der mit hellgrauen, klugen Augen um sich blickte. Im Uebrigen hatte er ein breites, rothes Gesicht, bartlos und von gutmüthigem Ausdruck — man konnte ihn für einen Holzhacker halten, der sich auch einmal einen guten Tag machen wollte — dafür sprachen namentlich die großen knochigen Hände, welche er gefaltet auf dem Tische hielt, während er aus einem sogenannten Ulmer Kopf schlechten Taback vor sich hin dampfte. Seine Seele schien jetzt weniger in Träumerei versunken, als dem Gläschen Schnaps gewidmet, welches vor ihm stand — um alles Andere schien er sich nicht zu kümmern, ja es wohl übel zu nehmen, daß es Jemand gewagt hatte, sich mit an seinen Tisch zu setzen.

Ich stand auf, um meine Cigarre anzuzünden, und zufällig warf ich dabei einen Blick in den Saal; denn es kam mir vor, als hörte ich dort eine bekannte Stimme. Wer beschreibt mein Entsetzen, als ich Violet erblicke, in einer so sonderbaren Situation, daß ich laut aufgelacht hätte, wenn er wirklich die Absicht gehabt hätte, bloß einen „schlechten Witz" zu machen.

Er ging nämlich von Tisch zu Tisch, stellte sich den ihm völlig fremden Leuten mit vielen Entschuldigungen vor und befühlte dann ihren Kopf, um ihnen sofort ein Zeugniß über ihren Charakter und ihre Fähigkeiten auszustellen. Er gab gleichsam eine öffentliche Vorstellung in der praktischen Phrenologie, er wollte erproben, was er gelernt hatte, und dies Exercitium schien den Leuten vielen Spaß zu machen. Bei den Meisten stand er voll Staunen über die Entdeckung so seltener und eminenter Fähigkeiten; so fand er bei einem schnurrbärtigen, kugelrunden Herrn — es war offenbar ein Kutscher — das Organ der Gottesverehrung besonders entwickelt, bei einem Andern bewunderte er den eminenten Thätigkeitstrieb — es war ein Tambourmajor; bei einem Dritten entdeckte er Idealität und Einbildungskraft in außerordentlichem Grade — es war der Zettelträger eines kleinen Vorstadttheaters', der außerdem mit Vertilgung von Ungeziefer und Reinigung von Flecken sein Leben fristete. Die Leute waren natürlich von der Herablassung des eleganten Herrn sehr erbaut und belohnten seine Bemühungen mit dem Ausdruck ungeheuchelter Bewunderung.

Eine Weile sah ich dieser Farce zu und überlegte, auf welche Weise dieser unwürdigen Scene ein Ende zu machen sei, da kam mir der Zufall zu Hilfe. Um den Verlauf und die Möglichkeit dieses Auftrittes ganz verständlich zu machen, muß ich beifügen, daß Violet von jeher jene herzgewinnende Leutseligkeit besaß, welche selbst mit dem fremdesten Menschen nach den ersten Worten sich gleichsam auf Du und Du setzt. Diese Virtuosität, mit Leuten aller Stände anbinden zu können und mit ihnen zu verkehren, als wär' er Ihresgleichen, war es hauptsächlich, welche ihn in allen Kreisen so beliebt machte. Auch herrscht in Wirthshäusern dieser Gattung eine Art von republicanischer Gleichheit und so durfte sich Violet erlauben, was man ihm anderwärts sicher verweigert hätte. Jeder Kopf hatte für ihn gleichsam dieselbe Anziehungskraft wie das Ladenfenster eines

Zuckerbäckers für ein Kind. Unwillkürlich führte er seine Hand an die Köpfe fremder Personen, gleichsam als gehöre jeder Schädel zum gemeinsamen Grund und Boden. Endlich kam er auch an einen Mann mit kahlem Schädel, doch kaum hatte er die Hand der verlockenden Glatze genähert, als der Herr seine Augen erhob. Es war jener selbe Mann mit dem breiten, rothen Gesicht und den hellgrauen, klugen Augen, die einen Moment mit durchbohrender Schärfe auf Violet ruhten. Aber dieser Moment genügte, aus Violet einen todtblassen, schlotternden Mann zu machen. Gleich als hätte er auf eine Schlange getreten, fuhr er erschreckt zurück, haschte nach seinem Hut und stürzte zur Thür, die Augen wie durch einen magischen Bann immer noch auf jenen Mann gerichtet.

Draußen im Vorzimmer sank er auf einen Stuhl, legte aber, als er dann mich neben sich sah, ruhig seinen Arm in den meinen und ließ sich zum Garten hinausführen.

„Siehst Du, siehst Du," flüsterte er dann, als wir schon weit von jenem Hause entfernt waren, „schon wieder, schon wieder — o das ist entsetzlich, das ist grausam!"

„Du scheinst diesen Menschen mit irgend Jemand zu verwechseln, ich begreife nicht, was dieses gutmüthige Nachtwächtergesicht Entsetzliches haben soll. Wer ist es, was will er von Dir, was habt Ihr miteinander?"

„Ja, ja, diese Gutmüthigkeit," flüsterte Violet vor sich hin, „diese Milde, wir kennen sie, wir haben sie erfahren. Das ist jetzt das dritte Mal, daß ich ihn sehe, das dritte Mal, aber sie sollen sich verrechnet haben, bei Gott, sie sollen sich verrechnet haben, laß, laß, frage mich nicht weiter, frage mich nicht weiter, ich flehe Dich darum an, ich könnte Dir doch nichts sagen, reden wir lieber von etwas Anderm."

Er schwieg, und ich ebenfalls; denn die Vermuthungen, welche sich mir aufdrängten, waren so schrecklicher Art, daß sie gleichsam meine Zunge lähmten; im Stillen aber entschloß ich mich, bei nächster Gelegenheit die Bekanntschaft dieses mysteriösen Mannes zu machen und ihn zum Reden zu bringen. Hier war irgend ein Geheimniß aus Violet's Leben begraben, und der Mann wußte darum.

Nachdem wir eine Weile schweigend durch die beschneiten Gänge der Promenade gegangen, brachte ich das Gespräch auf seine öffentlichen Vorstellungen in diesem obscuren Wirthshause.

„O mach' mir nur Vorwürfe," rief er, „mach' mir nur Vorwürfe, ich schüttele Alles ab, denn ich bin glücklich; ja, Freund," und er sah mich dabei mit strahlenden Augen an, „jeder Tag bringt mir neue Aufschlüsse, neue Wahrheiten, neue Entdeckungen und Bestätigungen dieser Wissenschaft."

„Wir wollen nicht darüber streiten," sagte ich, „aber ich halte es nicht grade für nöthig, in solchen Wirthschaften nach Modellen zu suchen. Ich fürchte, die Leute sehen das nicht so harmlos an wie Du, mit einem Worte Du compromittirst Dich und die Familie; was würde Deine Frau sagen, wenn sie von anderer Seite davon erführe?"

„O meine Frau!" Da verwandelte sich sein Gesicht abermals und zeigte den Ausdruck tiefster Entrüstung. „Rede mir nicht davon!" rief er, „ich will nichts hören!"

„Aber was gibt es, ist etwas vorgefallen zwischen Euch?"

„O ich sage Dir," und er faßte meinen Arm, „nein, ich kann es nicht sagen, aber einen Streich werde ich ihr spielen, einen Streich, von dem sie nichts ahnt!"

Ich stand erschrocken still, besorgt vor dem, was ich noch hören sollte. Es war das erste Mal, daß Violet sich über seine Frau beklagte und dies in so auffallender Weise, daß etwas Auffallendes die Ursache sein mußte.

„Weißt Du," sagte er nach einer Pause, „sie wartet auf meinen Tod!"

„Tolle Einbildungen, wie kommst Du darauf?"

„Ich wiederhole Dir, sie wartet auf meinen Tod, und zum dritten Male: sie wartet auf meinen Tod; wenn ich Dir sage, sie hat mich gestern Abend und heute Morgen wiederholt gebeten, ich möchte doch meinen letzten Willen aufsetzen — meinen letzten Willen — was sagst Du dazu?"

„Ich begreife nicht, zu welchem Zweck, vielleicht ein Mißverständniß Deinerseits."

„Ein schönes Mißverständniß, es war deutlich genug, ich möchte meinen letzten Willen aufsetzen und zwar zu Gunsten armer Verwandten und frommer Stiftungen, aber sie soll sich verrechnet haben, ich will leben, nun erst recht leben; ich sage Dir," fuhr er mit bebender Stimme fort, „Du hast keine Vorstellung davon, wie ich diese Frau hasse!" und er zer-

brach aus Heftigkeit den Griff seines Stockes; er kam mir in diesem Augenblicke wahrhaft dämonisch vor.

„Aber was in aller Welt hat Dir Sidonie gethan, dies Muster einer braven Frau —"

„O gethan, Nichts," warf er leicht hin, „wir sind die besten Freunde, aber siehst Du, sie glaubt mich zu durchschauen, sie glaubt über mir zu stehen, sie bildet sich ein, mich bändigen, mich zähmen zu können durch die Liebe, als wäre ich ein wildes Thier, im Walde eingefangen und zur Dressur bestimmt, o was bildet sich solch ein Weiberkopf nicht ein. Siehst Du," fuhr er wieder mit milderem Tone fort, „wenn ich bei ihr bin, zu Hause bin ich die Gutmüthigkeit selbst. Es ist wahr, sie übt einen gewissen Bann, einen lähmenden Zauber auf mich aus, der Teufel ertrage das auf die Dauer, so angenehm es ist! Wie gesagt, in ihrer Gegenwart bin ich blöd und kirre, aber außerhalb des Hauses, wenn ich frei bin, dann schmerzen die Stellen, wo die Stricke saßen, mit denen sie mich bindet, dann kommt der Zorn und die Wuth über mich, daß ich mich von einem Weibe beherrschen lasse und daß ich trotzdem wieder in ihre Nähe muß, daß es mich nach Hause zieht trotz meines Widerstrebens, daß man unterjocht wird von der Gewohnheit und dem Einerlei, es ist zum Verzweifeln, aber es muß ein Ende nehmen, so oder so; wie es jetzt ist, kann es nicht lange mehr fortgehen!"

In diesem Augenblicke trat ein Invalide auf uns zu, um ein Almosen bittend.

Violet warf ihm ein großes Silberstück in die Mütze. „Siehst Du," sagte er dann, „wenn ich König wäre oder sonst zu befehlen hätte, diese Leute ließe ich alle auf die Seite schaffen. Ist es nicht eine Schande der Menschheit, diese Bilder der Verstümmlung dem öffentlichen Anblick preiszugeben. Ich hasse nichts so sehr, als alles Unvollkommene, ich hasse es mehr als das Schlechte, denn das Schlechte kann noch groß und vollkommen in seiner Art sein, aber diese Krüppel sind ein Hohn auf die Natur; todtschlagen soll man sie, statt sie herumlaufen zu lassen!"

Ich hatte Mühe, seinen sprungweisen Gedanken zu folgen. War dieser Ausbruch Zeugniß eines herzlosen, rohen Gemüthes, oder nur die Uebertreibung einer „ästhetischen" Grille? Ich glaubte das letztere, sonst würde er sich wohl auch nicht so freigebig erwiesen haben.

Ohne unser früheres Gespräch wieder direkt aufzunehmen, suchte ich wenigstens irgend eine Bürgschaft zu erlangen, daß Violet keinen voreiligen Entschluß fasse. Ich forderte ihn auf, mir sein Ehrenwort darauf zu geben, daß er nichts thun, keinen Schritt unternehmen wolle, ohne es mir vorher zu sagen. Ich sprach es ihm offen aus, daß ich nur Mißverständnisse und Launen als die Ursache seines Mißbehagens ansehen müsse, aber daß es seine Pflicht sei, den Rath und die Zustimmung eines Freundes nicht von sich zu weisen.

„Du bist ein braver Junge," rief er mit theatralischem Pathos, „ich habe Dich lieb, ich gebe Dir mein Ehrenwort; Alles was Du verlangst, soll geschehen, und jetzt zum Professor Stefani und dann auf die Bahn."

„Wohin, auf welche Bahn?"

„Du mußt wissen, ich erwarte heute Mittag einen alten Jugendfreund von mir, der einige Tage bei uns bleiben wird. Wir haben uns seit Jahren nicht gesprochen, und er möchte auch einmal gern sehen, wie glücklich ich geworden bin, — ja, wie glücklich," setzte er mit ironisch sein sollendem Tone hinzu und ging.

Dann kam er noch einmal wieder zurück. „Weißt Du," sagte er mit flüsternder Stimme, „auch ihren Kopf habe ich untersucht; Sinn für Neues enorm, wie kann dabei Treue bestehen? Und außerdem Eigensinn, Halsstarrigkeit und Scharfsinn in höchstem Grade, aber Alles weiß sie doch nicht und beugen soll sie mich auch nicht auf die Dauer!" und wieder ging er.

Nach einigen Schritten kam er abermals zurück, als wolle er mir noch etwas sagen, aber er unterdrückte es und schüttelte mir nur die Hand mit einem so wehmüthigen Ausdruck seiner großen, halb verschleierten Augen, daß ich heut' noch diesen Blick nicht vergessen kann.

Das ganze Benehmen Violet's war wieder so auffallend und sonderbar, daß es mich drängte, zu seiner Frau zu gehen und sie auf die seltsamen Aeußerungen ihres Gemahls aufmerksam zu machen. Vielleicht konnte sie mir Klarheit geben und von meinen Andeutungen selbst in der Behandlung des wunderlichen Charakters Nutzen ziehen.

Schon im Voraus fürchtete ich, sie wieder zerstört und unglücklich zu finden und mag wohl selbst mit einer rechten Leichenbittermiene eingetreten sein. Sidonie aber kam mir mit heiterster Laune und freudigster Miene entgegen; sie schien eben erst von einem Ausgang in die Stadt zurückgekommen zu sein, denn sie hatte Hut und Mantel noch nicht abgelegt.

„Rathe, lieber Schwager, wo ich gewesen bin," sagte sie mit unbefangenstem Tone, „jetzt hoffe ich, ist mein Mann außer aller Gefahr!"

„Wieso außer Gefahr?"

„Du wirst Dich erinnern, daß Stefani sagte, so lange Violet nur zu thun hat, wird er auf keine trüben Gedanken kommen; leider hat er nicht genug zu thun, denn in der letzten Zeit gibt man ihm wieder nur kleine Partien und Nebenrollen. Das zehrt an seinem Ehrgeiz und macht ihn unzufrieden mit sich und der Welt, obwohl er sich den Grund nicht einzugestehen wagt. Das muß anders werden. Ich bin heute selbst auf der Direction gewesen und habe Vorstellungen gemacht. Man empfing mich sehr liebenswürdig und konnte nicht begreifen, daß Violet nicht selbst längst seine Wünsche ausgesprochen hätte."

„Offen gestanden, das begreife ich auch nicht."

„O, Du kennst Violet noch nicht ganz," sagte sie. „Niemals hätte er es gewagt, selbst sich zu bewerben. Er fürchtet zudringlich zu erscheinen oder einem seiner Collegen zu schaden. Alles muß ihm gebracht, ihm aufgedrungen werden. Du weißt ja, wie schwer es mir geworden, ihn zu gewinnen. Und so ist er in allen Stücken."

„Nun, was hast Du ausgerichtet?"

„Man hat mir sofort eine größere Rolle mitgegeben, es ist der Raoul' aus den Hugenotten; wie ich weiß, einer der Lieblingswünsche meines Mannes. Ich werde nun die Rolle selbst mit ihm einstudiren, sein Leben hat wieder einen neuen Inhalt und eine neue Hoffnung."

Ich drückte der vortrefflichen Frau die Hand und sprach meine Ueberzeugung aus, daß ihr Schritt die glücklichsten Folgen haben werde, denn nur der Erfolg in unserm Beruf gibt dauernde Befriedigung.

„Auf diese Weise hoffe ich ihn auch am sichersten aus den Händen dieses Stefani zu befreien, der ihn vollends verwirrt," fuhr sie fort.

Diese Wendung brachte mich auf die Absicht zurück, weshalb ich gekommen war. „Dazu ist es wirklich die höchste Zeit," sagte ich, „und überhaupt, so erfreulich die Aussichten sind, muß ich mir doch ein ernstes Wort erlauben."

„Und das wäre?

„Ich habe nämlich Deinen Mann heute Morgen schon gesprochen," ich verschwieg in welcher Situation, „aber er scheint abermals in einem exaltirten Zustande zu sein, offenbar hat er einen Vorschlag mißverstanden, der von Dir ausging."

„Ein Vorschlag von mir und welcher?"

„Er sprach wenigstens davon, daß Du das Verlangen geäußert hättest, er möge seinen letzten Willen aufsetzen, über sein Vermögen disponiren zu Gunsten von frommen Stiftungen oder armen Verwandten. Nun bildet er sich ein, Du wartetest auf seinen Tod. Ich habe ihm das nach Kräften auszureden versucht und als ein Mißverständniß hingestellt, aber es wollte nichts helfen, und auffallend bleibt ein solches Verlangen unter allen Umständen."

Sidonie wurde plötzlich sehr ernst und sagte mit gewisser Betonung, die von Reizbarkeit zeugte: „Hier handelt es sich durchaus um kein Mißverständniß, sondern um einen Versuch, wozu mir der Arzt gerathen hat, warum soll ich es Dir verheimlichen, da Du doch schon die Hälfte weißt. Hast Du niemals gehört, daß man bei gewissen Charakteren etwas nur durchsetzt, indem man ihnen das Entgegengesetzte räth, als man eigentlich will. Kennst Du nicht die hübsche Geschichte von den Zwiebeln, welche der Mann so gern aß und die Frau nicht ausstehen konnte. Aber als es ihr noch ausdrücklich verboten wurde, sie zu versuchen, kam die Lust, sie versuchte sie heimlich und ward von ihrem Widerwillen geheilt. Du weißt, Violet hängt gern Todesgedanken nach, und alle meine Mühe, ihn davon abzubringen, war umsonst. Da rieth mir der Arzt, ich solle ihn scheinbar darin bestärken, ich solle die Aufsetzung seines letzten Willens verlangen, als dächte ich selbst an die Wahrscheinlichkeit seines Endes; dann würde er sich aus Trotz an das Leben klammern und mit Vergnügen allen Leuten beweisen, wie gesund er sei. In der That

hat das Mittel geholfen, er macht wieder weite Spaziergänge, redet von Reisen und Reiten und macht sich Zerstreuung. Heute Nachmittag fahren wir nach Schloß Sandheim, er will seinem Jugendfreunde den Ort zeigen, wo sein Schicksal zur Entscheidung kam, und morgen werden wir eine andere Partie machen, ich will ja nichts weiter, als daß er fröhlich sei."

Das alles sagte sie zwar mit heiterem, lachendem Tone, trotzdem vermied es ihr Auge, klar und bestimmt mir zu begegnen, überhaupt schien sie in einer heftigen innern Aufregung zu sein, so daß mir ihre Erläuterung doppelt bedenklich vorkam. Ich hielt es für meine Pflicht, sie wenigstens zu warnen und auf die möglichen Folgen eines so gewagten Spiels aufmerksam zu machen.

„Liebe Sidonie," sagte ich ihr, „das sind gefährliche Experimente, und ich wette, der Rath stammt eher von einer andern Seite, als von einem Arzte. Denke an den Wärter, der einen Löwen zähmen wollte und allerlei gewagte Spiele mit ihm trieb; lange schien er gezähmt, aber zuletzt biß er doch zu. Offen gestanden, begreife ich auch nicht, weshalb man jene Todesgedanken grade mit Vermögensdispositionen bestärken will. Das muß ihn mißtrauisch machen und auf arge Gedanken bringen."

„Und weshalb?" sagte sie erschrocken, „sein Vermögen ist bedeutend, aber ich weiß, daß er allerlei Jugendfreunde hat, an die er viel verschleudert, während er es besser manchem seiner armen Verwandten zuwenden könnte. Ich wollte ihn auf einem Umwege dazu bringen, an eine bessere Verwendung seiner Mittel schon bei Lebzeiten zu denken und sich durch Wohlthaten reinere Freuden zu bereiten, als er jetzt von allem Luxus und aller Verschwendung hat, und außerdem, wer weiß denn," fuhr sie nicht ohne Verwirrung fort, „daß ich diesen Schritt nicht vielmehr in der Absicht gethan habe, um zu erfahren, ob er nicht noch Verbindlichkeiten gegen lebende Personen hat. Violet hat so manches Abenteuer in seiner Vergangenheit aufzuweisen, und es ist mir so Vieles dunkel darin, was ich gern aufgehellt sähe; vielleicht könnte ich auf solche Weise erfahren, ob Niemand lebt, der noch Ansprüche an seine Liebe, an seine Sorge hat, denn bei einem letzten Willen ist das Gedächtniß und das Gewissen unerbittlicher, als sonst. Und endlich, lieber Schwager, sollte es denn undenkbar sein, daß ich jenen Schritt vorgeschlagen, um ohne seinen Argwohn den gleichen zu thun?"

„Was willst Du damit sagen, Sidonie?"

Als sie sah, daß mich ihre Ausrede heftig erschreckte, wandte sie sich um; dann aber erfaßte sie heftig meine Hand und stieß in kurzen Absätzen die Worte hervor: „Sieh, von dem Augenblicke an, wo ich merken sollte, daß ich sein Unglück bin, daß er mich los sein will, so wird's auch geschehen sein. Glaube mir, daß ich zu stolz bin, mich ihm aufzudrängen; wenn ich sehe, daß meine Rechnung falsch war, so zerreiße ich sie und gebe ihm seine Freiheit wieder!"

„Unglückliche, das wolltest Du, aber ich verstehe noch nicht, wie das mit Deiner Absicht zusammenhängt."

Sie versuchte zu lächeln, um ihre Verlegenheit zu verbergen. „Ich weiß nicht, seit einiger Zeit bin ich leidend, ich glaube nicht, daß ich lange leben werde, und eines Tages wird Violet wieder frei sein, man muß an alle Fälle vorausdenken und für den schlimmsten will ich auch beruhigt sein. Doch reden wir nicht weiter davon," setzte sie hinzu, und da sie sah, wie ich in wortlosem Staunen versunken saß, um mir den verborgenen Sinn ihrer Worte zu enträthseln, gewann sie Muth, die lästige Pein dieser Unterredung mit einemmale abzuschütteln, und mit einer gewissen Schärfe rief sie jetzt: „Uebrigens begreife ich durchaus nicht, wie Violet über solche Dinge, die Niemand etwas angehen, zu einem Andern reden kann; man müßte sie ihm denn ausdrücklich abfragen. Ich werde hoffentlich noch allein mit ihm fertig werden und danke wirklich für alle Bemühungen, sich zwischen mich und ihn zu stellen; wirklich, ich danke für solche Sorgfalt und käme sie auch von nächster Seite. Jeder kehre vor seiner Thür und lasse die Andern in Frieden. Guten Morgen, Herr Schwager!"

Mit diesen jähen und unerwarteten Worten erhob sie sich und war aus dem Zimmer davongerauscht, ehe ich mich nur von meiner Ueberraschung erholen konnte. Hatte sie bereits zu viel verrathen, zu weit den Schleier gelüftet, daß sie jetzt wie erschrocken die Flucht ergriff, aus Furcht,

vielleicht noch mehr zu sagen, was für kein fremdes Ohr sei, oder war Alles nur eine Komödienscene, wie sie bei Leuten nicht selten vorkommen, die zur Bühne gehören und bisweilen geneigt sind, den Boden der Wirklichkeit umgekehrt für die Bretter anzusehen, welche die Bühne bedeuten. Ich kam mir in meiner Situation unendlich lächerlich und vorwitzig vor, daß ich wieder einmal geblasen hatte, was mich nicht brannte. Verschworen sei es ein für allemal, rief es in mir, mich in die Angelegenheiten dieses seltsamen Paars zu mischen, sie sind ja ganz glücklich miteinander, machen zwar Rauch und Feuer, daß die Nachbaren erschreckt mit Spritzen herbeikommen, um zu löschen, aber siehe da, sie hatten bloß Kuchen gebacken und lachen die blöden Helfer aus.

Als ich durch das Vorzimmer schritt, um das Haus zu verlassen, fiel mir der Drahtkäfig auf, in welchem sonst das Eichhörnchen gehaust hatte, jetzt war der Käfig leer, und am Boden zeigten sich einige Blutflecken. Mein erster Gedanke war, daß der grausame Nero in einer wilden Laune sich an dem muntern Thierchen vergriffen hatte. Da in diesem Augenblicke die alte Magd hereintrat, um den Tisch zu decken, richtete ich eine Frage an sie, aber die alte Person mit ihren hohlen Augen und ihrer heisern Stimme machte auf meine Frage so seltsame Bewegungen mit ihrer Hand, als müsse sie sich selbst und mir den Mund zuhalten.

„Das arme Thier, ach Du mein Gott, das arme Thier," flüsterte sie dann mit weinerlicher Stimme, „nein, nein, das hätte der Nero nie gethan, da kenn' ich ihn viel zu gut, aber wer kennt die Menschen, wer kennt die Menschen — denken Sie," fuhr sie fort, als sie sah, daß ich auf ihre Mittheilungen wartete, „heute Morgen sitzt Herr Violet beim Frühstück; Lene, sagt er, die Chocolade war sehr gut, sagt er, so wünsch' ich sie immer, und war ganz freundlich, daß ich gar nichts Arges denke, nachher trat er vor seinen kleinen Spiegel, um sich zu rasiren — denn der Herr läßt keine fremde Hand an sich kommen — auf einmal sagt er zu der gnädigen Frau, Frau, sagt er, sieh' mal den armen Jack im Käfig, ist es nicht das miserabelste Thier auf Gottes Erdboden?

„Ja warum denn, sagt die gnädige Frau, ich weiß nicht, was dem Thiere fehlt.

„Was, ruft der Herr, ist es nicht ein schreckliches Loos, keine Freiheit zu haben, zwischen Draht und Eisen zu stecken, möchtest Du etwa in solchen Käfig eingesperrt sein, oder in einen, wie ihn die Menschen bauen mit vergitterten Fenstern, möchtest Du es? sagt er.

„Mein Gott, sagt die gnädige Frau, wenn Du das Thierchen so bedauerst, nun so lassen wir es frei, ich hab' es zwar sehr gern, aber wenn Du's befiehlst —

„Freilassen, was fällt Dir ein, sagt wieder der Herr, jetzt wo wir Winter haben, würde es verhungern draußen, und wenn es ein Mensch wäre, könnte es uns verklagen, daß wir es in's Verderben gejagt; komm' her, Lene, sagt der Herr, gib mir den armen Schelm her; ich will es erlösen, das liebe Thier; unvollkommen ist es mal doch und vollkommen kann ich es nicht machen.

„Aber was wollen Sie denn thun, Herr Violet, sagt' ich, denn seine Manier war so curios. Gib den Jack nur her, schreit der Herr, Du wirst es schon sehen, und nimmt das arme Thierchen, und — schneidet ihm mit dem Rasirmesser den Hals ab. Die gnädige Frau hat geweint und geschrien, und ich bin hinaus in die Küche, o es ist zu schrecklich, ach, und wenn das Alles wär', aber Abends und Nachts, sag' ich Ihnen, da hält der Herr oft lange Reden wie ein Pfarrer von der Nichtsnutzigkeit der Welt, und wie schön es wär', zusammen zu sterben und im Grabe zu liegen; o mein gnädiger Herr, wenn Sie wüßten, wie es hier zugeht. Ich sage Ihnen, man ist seines Lebens nicht sicher; ich wäre längst davon, aber ich weiß nicht wohin, und die gnädige Frau hat Niemand als mich. Der Herr ist alle Tage anders, und die gnädige Frau, das kann keine Zunge sagen, was sie aussteht, aber sie läßt es sich vor Niemand merken, nein Herr, vor Niemand, lieber bisse sie sich die Zunge ab, als etwas zu sagen."

In diesem Augenblick tönte die Klingel im Salon. Die alte Lene raffte rasch ihre Sachen zusammen und folgte dem Rufe ihrer Gebieterin. Wie von Grauen geschüttelt verließ ich die Wohnung. Einen Moment war mir's, als läge mir das Räthsel von Sidoniens Benehmen offen,

war es eine Ansteckung seiner Selbstmordgedanken, oder war es die Furcht um ihr eigenes Leben, daß auch sie an jenen schlimmsten Fall denken konnte, für den sie durch Aufzeichnung des letzten Willens sorgen wollte? Aber diese Vorstellungen schienen mir doch zu abenteuerlich, um sie im Ernst zu erwägen.

Inzwischen war ein Wagen vorgefahren. Violet kam mir auf der Treppe mit seinem Jugendfreunde entgegen, den er mir vorstellte. Es war ein blonder, junger Mann mit gekräuselten Haaren und gefälligen Manieren. In dem blassen, scharf ausgeprägten Gesicht sproßte ein breitägiger Vacanzenbart, jene Manneszierde, die Schauspieler nur zur Zeit ihres Urlaubs tragen dürfen.

Beide lachten und scherzten, daß das Haus schallte, sie strahlten vor Jugend und Kraft. Violet lud mich ein zu bleiben und an der beabsichtigten Partie nach Sandheim theilzunehmen; aber es litt mich nicht in der Nähe des beklagenswerthen, oder vielmehr des entsetzlichen Menschen. Ich eilte davon, ohne seine Hand zu berühren. Bin ich ein Thor, mir Sorge zu machen, fragte ich mich, oder sind die Menschen so verschieden construirt, daß dieselbe That, dieselbe Erscheinung dem Einen lustig, pikant und anmuthend, dem Andern aber grauenvoll, drohend und unheimlich vorkommen kann?

Ich weiß nicht, ich war an jenem Tage zerstreut und berührte nichts bei Tische. Essen und Trinken war mir widerlich geworden, und obwohl es Winter war, schien es mir wie ein Gewitter in der Luft zu hängen. Glücklicherweise waren mehrere Briefe angekommen, deren Beantwortung mich den ganzen Tag über beschäftigte, so daß ich zu keinem Grübeln und Nachdenken kommen konnte.

Erst in der folgenden Nacht trat jener Auftritt und jene Mittheilung der Magd wieder in ihrer ganzen Lebendigkeit vor mich; ich konnte vor einer unerklärlichen Unruhe kein Auge schließen, und auch am folgenden Tage verließ mich der Gedanke an Violet und seine Frau keinen Augenblick.

Es vergingen noch zwei Tage, ohne daß wir etwas Ungewöhnliches erfuhren, am vierten Tage fiel mir der rothe Theaterzettel an den Straßenecken auf, ich las, daß wegen der Unpäßlichkeit des Herrn Violet die lang erwartete neue Oper abgeändert, das heißt einstweilen verschoben worden sei. Violet krank, und das mußte ich erst von den Straßenecken erfahren. Wie kam es, daß man uns keine Nachricht gegeben hatte. Zwar führte mich mein Weg an Violet's Hause vorüber, aber ich konnte mich nicht entschließen hinaufzusteigen; man hatte uns nichts sagen lassen, also war entweder die Sache unbedeutend, und wozu dann eine aufdringliche Neugier, oder die Sache war ernster und vielleicht jeder Besuch von Seiten des Arztes verboten. Indeß eine Erkundigung durfte wohl erlaubt sein. Als ich in das Haus treten wollte, trat mir ein Mann entgegen; auf den ersten Blick erkannte ich jenen Menschen mit den hellgrauen, klugen Augen, mit dem breiten, bartlosen, rothen Gesicht, der Violet schon mehr als einmal jenen namenlosen Schrecken eingeflößt hatte.

Ich redete ihn an. „Mein Herr, wie kommen Sie hierher, wer sind Sie eigentlich? Was wollen Sie von Violet?"

Er zog höflich seine Pelzmütze. „Nicht wahr, der Herr Schwager von Herrn Violet?"

„Ganz recht, und deshalb darf ich erwarten, daß Sie meine Frage beantworten."

„Das ist bald gethan, lieber Herr, ich kenne eben Herrn Violet aus früherer Zeit, ich hab' ihn gern, ich bin ihm gut, denn er ist ein braver Herr."

„Machen Sie keine solchen Redensarten," fiel ich ihm in's Wort. „Das wäre die neueste Art, Jemandem seine Anhänglichkeit zu beweisen, fortwährend ihm aufzulauern und ihn zu erschrecken. Violet scheint Ihnen nicht dieselben Gesinnungen zuzutrauen. Er fürchtet sich vor Ihnen." Dies wollte ich sagen, aber es kam nicht ganz dazu, die Art des Mannes erschien mir so ehrlich, so treuherzig und offen, daß ich nach schonenderen Worten suchte; aber er hatte mich bereits errathen.

„Sie wollen vielleicht sagen, daß Herr Violet mich fürchtet, o Sie dürfen keine Sorge haben, Herr, ich habe ihn niemals angeredet und werde ihn niemals anreden, er hat wirklich keine Ursache, und Sie könnten ihm das wohl bei Gelegenheit sagen, ich bin nur zufällig hier in der Stadt."



Er gab gleichsam eine öffentliche Vorstellung in der praktischen Phrenelogie.

„Dann müßte ich Ihren Namen wissen vor allen Dingen."

„Sagen Sie nur, der alte Wirschmann wär' es, übrigens kennt er mich recht gut."

„Herr, der Name mag ihm genügen, aber ich muß wissen, wer Sie sind, ich lasse Sie nicht los, bis Sie mir genügenden Aufschluß gegeben haben."

Der Mann sah mich mit seinen hellgrauen Augen lange forschend an. „Wenn ich mich darauf verlassen kann, daß Sie keinerlei Gebrauch von meiner Mittheilung machen. Die Leute sind einmal wunderlich und werden Gott weiß was denken. Ueber kurz oder lang würden Sie es übrigens doch erfahren haben, aber ich wiederhole zuvor, daß ich nur zufällig in der Stadt bin und bald wieder gehen werde dorthin, wo ich hingehöre. Wenn Sie mir dann etwas zu melden hätten, hier ist meine Adresse."

Er gab mir ein Blättchen, worauf eine Zeile mit Bleistift geschrieben war.

Ich las sie, und mein voriger Schrecken ward durch einen neuen verdrängt, das alte Räthsel war durch ein neues ersetzt; als ich aufsah, um mich weiter zu unterrichten, war der Mann verschwunden. Ich darf den Inhalt jener einen Zeile hier nicht verrathen, nur so viel sei angedeutet, daß jede ehrenrührige Vermuthung, die Violet's sonderbares Benehmen über seine dunkle Vergangenheit zuweilen erwecken konnte, beseitigt war. Statt dessen wurde eine andere Vermuthung zur traurigen Gewißheit, falls Sidoniens großherziges Unternehmen scheitern sollte. Es war mir unmöglich, jetzt Violet zu sehen oder ihn zu sprechen.

Als ich nach Hause zurückkam, fand ich Herrn Wiprecht, jenen Jugendfreund Violet's, bei meiner Frau sitzen. Er hatte mich aufsuchen wollen und gewartet, bis ich heimkehren würde. Der junge elegante Mann mit den gekräuselten Haaren und dem feinen blassen Gesicht, den ich damals nur flüchtig auf der Treppe gesehen, trug jetzt einen ungemein ernsten Ausdruck, ja es fiel mir auf, daß er wie meine Frau in feierlichem Schweigen saßen und mich mit bedeutungsvollen, traurigen Blicken ansahen. Es mußte etwas Ungewöhnliches geschehen sein.

„Wozu diese tragischen Mienen, sagt mir lieber Alles auf einmal. Was ist mit Violet?" rief ich; „an den Straßenecken muß ich lesen, daß er erkrankt ist."

„O das wäre unbedeutend," sagte Wiprecht, „nur eine kleine Brustfellentzündung, die er sich in der rauhen Luft geholt hat. Der Arzt macht nicht viel daraus und meint, daß er in acht bis zehn Tagen wieder auftreten könne, aber es ist ein anderer Umstand dabei, ein sonderbarer Vorfall, der mir als seinem alten Freunde ein wahres Entsetzen eingejagt hat. Ich kenne hier in der Stadt Niemand, vor dem ich mich offen aussprechen könnte, auch ist es ein Glück, daß die Sache keine Zeugen weiter gehabt hat, aber damit ist mir als seinem alten Freunde nicht gedient. Ich will wissen, wie ich daran bin mit ihm, und Sie würden mich sehr verbinden, wenn Sie mir Aufklärungen geben könnten über Violet und über das Verhältniß zu seiner Frau."

„Zu seiner Frau?" Wir waren auf das Höchste gespannt.

„Sehen Sie, die Sache war so — doch ich merke, ich muß Sie erst mit mir selbst bekannt machen. Ich kenne Violet seit seiner frühesten Jugend. Wir waren Nachbarskinder und sind zusammen in die Schule gegangen. Er war immer ein aufgeweckter Kopf, der Alles mit gewissem Feuer angriff und bald alle seine Mitschüler überflügelte, aber es war Niemand neidisch auf ihn, seine Gefälligkeit und Freundlichkeit machten ihn allgemein beliebt, und mehr als Einer hing mit schwärmerischer Innigkeit an ihm, mir aber gab er den Vorzug vor Allen, und so kann ich wohl sagen, daß ihn Niemand so genau kennt, als ich. Erst der Tod meines Vaters und die Uebersiedlung unserer Familie an einen andern Ort riß uns von einander. Lange blieben wir brieflich in Verbindung, und ich kann wohl sagen, daß nur sein muthiges Beispiel es war, welches auch mich zu dem Entschluß entflammte, mich der Bühne zu widmen, ich wollte nichts anderes sein, als mein theurer George; wie schön träumten wir es uns, auf einem Theater thätig zu sein und zusammen durch das Leben zu gehen. Leider wollte sich das niemals fügen. Er ist Sänger, ich hab' es nur bis zum Schauspieler gebracht und stehe jetzt am Stadttheater zu H. Obwohl seit lange nicht mehr in brieflichem Verkehr, so hörten wir

doch von Zeit zu Zeit durch die Zeitungen und wandernde Collegen häufig von einander. So erfuhr ich seine wunderliche Heirathsgeschichte und nahm es ihm beinah übel, daß er sich eine Frau ausgesucht, ohne mich danach zu fragen, denn so haben wir es uns einst in schwärmerischer Jugendliebe geschworen, entweder niemals zu heirathen, oder beide zugleich in das heilige Joch zu treten!

„In der Folge schrieb ich an ihn und machte ihm scherzhafterweise freundschaftliche Vorwürfe. Er antwortete in demselben Ton und lud mich ein, meinen nächsten Urlaub bei ihm zuzubringen und seine junge Frau kennen zu lernen. So viel ich von seinem Glück hörte, und so sehr es mich drängte, den alten Freund wiederzusehen, wollte sich doch die Sache nicht machen, und es gingen beinah zwei Jahre hin; endlich schickte mir Violet selbst die Mittel zur Reise und schrieb sogar an meinen Director, den er aus seinen Wanderjahren her kennt, mich endlich einmal freizulassen.

„So kam ich vor einigen Tagen an und betrat sein Haus. Ich brauche nicht zu sagen, wie mich seine junge reizende Frau entzückte. So hatte ich mir das Wesen gedacht, welches bestimmt war, meinen George glücklich zu machen.

„Ich brauche nicht anzuführen, daß Violet darauf bestand, ich müsse in seinem Hause bleiben; auch seine schöne Frau war damit einverstanden, und so führte man mich in ein reizendes Fremdenstübchen, das auf den beschneiten Park hinausgeht; Sie kennen wohl das grüne Zimmerchen, in dem ich mich sofort wie zu Hause befand.

„Bei Tisch erzählte er mir seine ganze abenteuerliche Liebes- und Entführungsgeschichte, und nach Tisch war eine Spazierfahrt nach dem Schloß verabredet, gleichsam um mir alle Orte und Stellen zu zeigen, welche zur Illustration seines merkwürdigen Abenteuers gehörten.

„Wirklich fuhren wir nach Tisch durch die herrliche weite Landschaft. Es war ein schöner, klarer, milder Wintertag. Der Schnee blitzte von den Hügeln und auf der weiten Ebene. Wir sangen und jubelten im Wagen, und der vortreffliche Wein des Diners trug wohl auch das seinige bei, um uns in eine behagliche Stimmung zu versetzen, und den Wintertag reizender finden zu lassen, als den wärmsten Sommertag.

„Kaum am Schlosse angekommen, schickte Violet den Wagen zurück; wir könnten ja den Rückweg zu Fuß machen, sagte er. Zunächst besahen wir das Schloß und den Park. Er zeigte mir den Baum, in den er damals die Pistolen abgeschossen hatte, der Weiher daran war mit Eis bedeckt. Dann gingen wir in die warme Pächterstube zurück. Der Wirthschaftspächter schien Violet und seine Frau wiederzuerkennen, denn er empfing sie mit einiger Verlegenheit, und er suchte sich zu vertheidigen, als ihn Violet an jenen Tag erinnerte. Nachdem wir eine Stunde etwa verweilt, dachten wir an den Rückweg, und Violet schlug den nähern Weg vor, der längs des Flusses auf der Höhe hinführt. Da wir bei Tisch und später viel getrunken hatten, war uns die Bewegung sehr willkommen; auch Sidonie willigte mit Freuden in den Vorschlag ein. Der Weg ist von Spaziergängern stark begangen und auch im Winter immer in gutem Zustande. Violet wurde auf diesem reizenden Wege immer lustiger und lebhafter, er warf seinem Nero große Steine und Baumäste, die das schöne Thier mit gewaltigen Sprüngen einholte, mit den Zähnen packte und wieder zurückbrachte. Endlich waren wir ganz auf die Höhe gekommen. Sie kennen die Gegend gewiß. Das Ufer des Flusses erhebt sich dort zu einer steilen, terrassenartigen Höhe, der Weg geht dicht an der Tiefe hin, die man wohl gegen hundert bis zweihundert Fuß schätzen darf. Auf einmal wirft Violet wieder einen Baumast, aber der rollt den steilen Abhang hinunter, der muthige Nero springt nach, aber am Abgrund bleibt er furchtsam stehen. Vorwärts, Apporte! ruft Violet, und hieb den winselnden Hund — bist Du kein rechter Hund, so verdienst Du auch nicht zu leben — vorwärts, und er ließ seinen Stock auf das edle Thier fallen, das heulend Reißaus nahm. Inzwischen war Sidonie herangekommen und machte ihrem Mann Vorwürfe wegen seiner Grausamkeit. Ach was, ruft Violet, was mir gehört, muß mir gehorchen; plötzlich packt er seine Frau am Arm und ruft wie im Scherze: Hol' Du den Ast herauf; Du bist gehorsam! und er stößt sie zum Ab-

grund hin. Sidonie schrie laut auf und klammert sich zum Glück an einen Baumstumpf; aber sie wäre dennoch verloren gewesen, denn der Baumstumpf gab nach, und Sidonie hatte bereits das Gleichgewicht verloren. Als ich hinzusprang, sah ich sie soeben in der Tiefe verschwinden. Ich war um eine Strecke vorausgegangen, um einer Wette halber. Violet behauptete, die Strecke bis zum nächsten Bauernhause betrüge nur dreihundert Schritt, während ich sie auf das Doppelte schätzte. Von Widerspruch erregt, drang er auf eine Wette, und ich war soeben daran, die Entfernung zu messen. So war ich von ihnen abgekommen. Erst der Schrei Sidonien's brachte mich zur Umkehr, und ich kam grade noch recht, um Violet, der Sidonien die Hand gereicht, um sie wieder heraufzuziehen, zu helfen. Im nächsten Augenblick wäre er selbst mit hinuntergerissen worden. Als wir nach einiger Anstrengung die schöne Frau wieder oben hatten, sank sie in Folge des ausgestandenen Schreckens in Ohnmacht. Violet rannte sofort nach dem Schloß zurück, um wo möglich einen Wagen aufzutreiben. Inzwischen erholte sich Sidonie wieder, und ich konnte sie glücklich bis in jenes nächste Bauernhaus bringen, wo wir auf Violet warteten; aber er kam nicht, der Abend brach herein, und die Bauersleute ließen sich endlich bewegen, einen Milchwagen einzuspannen, mit dem wir Sidonien bis vor die Stadt brachten. Violet erschien erst spät in der Nacht in verwildertem Zustand, ohne Hut und mit offenem Hemd. Er mußte vollkommen den Kopf verloren haben; da er im Schloß keine Gelegenheit fand, war er wieder umgekehrt, aber an dem Bauernhause vorbeigestürmt, wo wir waren. Mit seinem Suchen und Fragen ging die Zeit hin, bis er erst von dem zurückkehrenden Bauer erfuhr, daß wir in Sicherheit wären. Von dem Hin- und Herlaufen und dem rauhen Schneewind, der sich gegen Abend erhob, hat er eine Brustfellentzündung davongetragen. Er hat sich sofort zu Bett gelegt, ohne weiter viel zu reden, wir haben ihm mühsam Alles abfragen müssen. Jetzt erklären Sie mir, wie soll ich diesen Vorfall verstehen, je mehr ich darüber nachdenke, desto verdächtiger kommt mir die Sache vor."

Auf meine Frau und auf mich hatte dieser Bericht einen sehr verschiedenen Eindruck gemacht. Meine Frau fand merkwürdigerweise den Vorfall mehr komisch als bedenklich. Ich wußte nicht, ob es jetzt Zeit sei, auszusprechen, was ich seit den letzten Erfahrungen von Violet's Zustand hielt. Was sollte ich auch erklären. Dieser freundliche Herr Wiprecht hatte mir offenbar nicht die ganze Wahrheit gesagt und Manches verschwiegen.

Ich fragte ihn, ob es an dem genannten Nachmittag keinen Streit zwischen Sidonien und ihrem Mann gegeben hätte.

„Durchaus nicht," antwortete er, „Violet war die Liebenswürdigkeit und Zärtlichkeit selbst."

„Aber sagen Sie, wie kam es denn, daß grade Violet und nicht Sie nach dem Schlosse zurückliefen, um einen Wagen zu holen?"

„Das wollte Violet auch, aber ich habe es ihm verweigert, rundweg verweigert. Sehen Sie, erst den Wagen fortschicken, um zu Fuß zu gehen, dann diesen gefährlichen Weg wählen, endlich mich entfernen, das war mir im Moment so auffallend, daß ich ihn nicht zum zweiten Mal mit seiner Frau allein lassen wollte."

„Um des Himmels Willen," rief Wally, „Sie glauben also an eine vorbedachte Absicht?"

Herr Wiprecht zuckte beide Schultern. „Der einzige Umstand, der dagegen spricht, ist, daß Violet, als die That geschehen war, die Hand seiner Frau packte, um sie, die schon im Gleiten war, wieder heraufzuziehen, aber jener Baumstumpf hatte überhaupt zuerst seine Absicht vereitelt, und ich war glücklicherweise noch nahe genug, um zur Stelle zu sein. Er mußte ihr die Hand reichen, um nicht durch unthätiges Zuschauen seine Absicht zu verrathen. Uebrigens führt er auf seinem Krankenlager so sonderbare Reden, daß an seiner vorbedachten Absicht, wie Sie das nennen, gar nicht zu zweifeln ist. Ich müßte ein schlechter Freund sein, wenn ich sie ihm ohne Ursache unterschieben wollte."

„Aber wie in aller Welt soll er zu einer so gräßlichen Absicht gekommen sein?"

„Das zu erfahren bin ich eben zu Ihnen gekommen."

„Lieber Freund," sagte ich ihm, „wenn Ihre Vermuthung die richtige wäre, so

wäre es Pflicht, auf der Stelle beide zu trennen, vielleicht sogar eine Anzeige zu machen; einstweilen aber klingt mir das Ganze noch so unwahrscheinlich, so unglaublich, so gefährlich, daß wir wohl vor allen Dingen Sidonien selbst sprechen müssen, um die weitern Schritte zu berathen. Unter allen Umständen ist es gut, daß Violet an das Krankenlager gefesselt ist und uns nicht entschlüpfen kann."

Sofort ging ich mit Wiprecht zu Violet's Behausung zurück. Die Klingel zur Wohnung war mit einem Tuch umwunden. Sidonie kam mir entgegen und behielt meine Hand in der ihrigen, mit einem Ausdruck der Innigkeit, als wollte sie sagen: Du hast Recht gehabt, warum habe ich auf Deine Warnung nicht gehört. Zwar standen damit ihre Worte in einigem Widerspruch, denn sie sagte:

„Ich habe es mir gleich gedacht, daß Herr Wiprecht zu Dir gegangen ist, aber ich versichere Dich, was er sagt und denkt, ist eine reine Einbildung. Mein Mann ist ganz unschuldig, er konnte nichts dafür, es war ein schlechter Spaß, er selbst hat mich ja festgehalten und heraufgezogen, und ist selbst fortgelaufen, um Hilfe zu holen."

„Aber er klagt sich ja selbst an," warf wieder Wiprecht dazwischen.

„Wie können Sie danach urtheilen, was ein Kranker im Fieber sagt. Nein, wirklich, Herr Wiprecht, Sie dürfen so etwas nicht denken und noch weniger sagen."

„O ich denke gar nichts," warf der junge Mann unwillig hin und begab sich in sein Stübchen; ich folgte Sidonien in das Krankenzimmer. Ich verstand ihre Vertheidigung Violet's sehr wohl; es war die Noblesse ihrer Natur, welche das eigene Leid verheimlichte; sie schien ruhig und sogar sorglos zu sein, nur in ihrem Auge lag der Ausdruck einer unsäglichen Angst, eines tiefen Schreckens der Seele, der sich nicht verheimlichen ließ.

Im Krankenzimmer selbst war es still und heimlich. Violet lag mit dem Gesicht gegen die Wand. Auch Wiprecht war wieder eingetreten, denn das Amt der Krankenpflege ließ er sich als alter Freund nicht nehmen.

„Ist meine Frau hier?" fragte Violet mit verschleierter Stimme.

Wir verneinten die Frage, weil es Sidonie, die uns zuwinkte, so haben wollte.

„Laßt sie nicht zu mir," fuhr Violet fort, „laßt sie nicht zu mir, ich will nicht von ihr gepflegt sein, ich verdiene es nicht, ich bin ein schlechter Mensch, ein Verbrecher, ein Mörder!"

Hier unterbrach ihn ein erstickender Husten, aber er erholte sich bald wieder und fuhr fort: „Ich weiß," sagte er, „Ihr denkt, ich spreche im Fieber oder im Delirium, aber Ihr seid im Irrthum — ich bin ein Mörder, ich wollte sie umbringen, wie das Eichhörnchen. Wir sind Alle unvollkommen, wir sind Alle werth zu Grunde zu gehen, o mein Gott, was habe ich thun wollen, gibt es keine Erlösung, keine Gnade für mich!"

Sidonie kämpfte sichtlich mit sich selbst, jetzt brach ihr Schluchzen unaufhaltsam aus, so daß sie aus dem Zimmer fliehen mußte, um ihre Anwesenheit nicht zu verrathen.

„Ja, ja," hob Violet wieder mit eintöniger Stimme an, „sie ist unglücklich, sie ist unglücklich, ich hab' es immer gesagt, ich habe sie von Anfang an gewarnt vor mir. — Nun aber wird sie bald frei sein, frei für immer, denn ich werde es nicht lange machen."

Nur mit Mühe und mit gütlichen Zureden brachten wir den Armen zum Schweigen; er scheute sich noch immer, sich umzudrehen, so groß war seine Scham und Scheu, Andern in das Auge sehen zu müssen.

Endlich setzte sich Wiprecht an das Piano im Salon und unter den Klängen eines sentimentalen Adagio sank der gequälte Geist endlich in die Arme eines sanften Schlummers. Als wir hinüberkamen in das Zimmer Sidoniens, fanden wir den Professor Stefani, der seinen Abschiedsbesuch machte.

Mit völliger Gelassenheit hatte er von der Katastrophe vernommen, die er „so sicher vorausgesehen," wie er mit vieler Würde sagte. „Aber," fügte er dann hinzu, „ich gratulire zu diesem Vorfall. Alles in Allem genommen, dürfen Sie dies Ereigniß als ein Glück betrachten, denn auf diese Weise schafft sich die Natur vielleicht Genesung. Es kommt oft vor, daß eine tüchtige Krankheit die Natur gleichsam ausreinigt und daß ein gewaltiger Stoß die zerrüttete Maschine wieder in Ordnung

bringt. Herr Violet leidet an einen Ueberschuß von Kräften und Säften im moralischen wie im physischen Sinne, eine Schwächung und entschiedene Demüthigung kann ihn möglicherweise wieder zu einem normalen Menschen machen. Sie werden sehen, er wird einfach, bescheiden und zahm werden, wenn er davonkommt, woran ich nicht im Mindesten zweifle."

Bevor er ging, trat er auch noch in das Krankenzimmer und betrachtete den Schlafenden, welcher uns jetzt das Gesicht zukehrte. Die Athemzüge gingen leicht und unhörbar, aber der Ausdruck des Gesichts war wieder finster und trotzig geworden, als gälte es einer ganzen „See von Trübsal" die Stirn zu bieten.

„Sie sehen," sagte Stephani, „die Krankheit ist gehoben, sein Gesicht hat schon wieder den Ausdruck des Willens. Auch der Arzt erklärte am nämlichen Tage den Patienten außer Gefahr, und so sahen wir Alle einem neuen Leben, neuer Gesundheit, neuem Frühling hoffnungsreich entgegen.

(Fortsetzung folgt.)

Berühmte Liebespaare.

Von

F. von Hohenhausen.

II.

Julie Recamier und Prinz August von Preußen.



Höchst selten überlebt der Ruhm der Schönheit die Gegenwart und gewiß würde Madame Recamier ohne ihre übrigen guten Eigenschaften und ohne ihre politischen Beziehungen keine berühmte Frau geworden sein. Sie hat allerdings eigentlich nichts geleistet, sie war weder Künstlerin noch Schriftstellerin, sie konnte sich nicht auf der Bühne geltend machen und stand dem Thron fern, ihr fehlte jedes Piedestal zum Ruhme. Nur durch ihre unvergleichliche Schönheit erregte sie die allgemeine Aufmerksamkeit und durch ihre Liebenswürdigkeit, ihre Klugheit und ihre Tugend wurde ihr dauernde Geltung zu Theil.

Ihre Zeitgenossen haben von ihr gesagt, in erster Linie war sie gut, in zweiter geistreich und dann erst schön, aber wie schön! Wenn sie auch für die Oeffentlichkeit nichts geleistet hat, im Stillen wirkte sie mehr wie manche andere berühmte Frau; ihre milde und doch so wirksame Fürsprache hat vielen Verurtheilten damaliger Zeit das Leben gerettet und ihre versöhnliche politische Haltung hat manche Feindschaften ausgeglichen. Was sie für ihre Freunde that, für Frau von Staël und Chateaubriand, Montmorency und Ballanche, ist über jedes Lob erhaben. Das Talent zur Freundschaft war bei ihr wirklich großartig.

Wie viel die berühmte Schönheit geliebt worden ist, wurde weniger bekannt, da ihre Tugend stets jeden Eclat unmöglich machte. Um letztere verdientermaßen hervorzuheben, muß bemerkt werden, daß sie mit fünfzehn Jahren liebelos an einen Mann verheirathet wurde, der beinahe dreißig Jahre älter war als sie. Diese Ehe hatte überhaupt viel Räthselhaftes; warum eine so glänzende Schönheit so früh schon verheirathet wurde, ist allein schon seltsam, denn sie war das einzige Kind wohlhabender Eltern, die unmöglich um ihre Versorgung beunruhigt sein konnten. Herr Recamier war ein noch stattlicher Mann von vierzig und einigen Jahren, vortheilhaftem Aeußern und unermeßlich reich, was konnte ihn bewegen, ein junges Mädchen zu wählen, das ihn nicht liebte und von dem er während seiner langjährigen Ehe nie die kleinste Zärtlichkeit verlangte, sondern sich mit der Rolle eines väterlichen Freundes begnügte. Man hat zur Erklärung behaupten wollen, daß er sich in seinem Gewissen verpflichtet gefühlt hätte, in kein näheres Verhältniß zu seiner jungen Frau zu treten, weil er die Mutter derselben einst geliebt, ja, weil er vermuthen mußte, ihr Vater zu sein. Aber diese Gründe sind nicht stichhaltig, denn er wäre ja alsdann wahrhaft grausam gegen sein Kind verfahren, indem er durch seine Scheinehe jede Verbindung aus Liebe unmöglich machte. Auch geht aus seinen Briefen bei einem spätern Vorfalle hervor,

daß er nur aus Rücksicht für ihre entschiedene Abneigung sie mit seinen Zärtlichkeiten verschonte, die er aber für völlig berechtigt hielt. Außer der Liebe einer Gattin hat Julie Recamier ihrem Manne Alles gewährt, was die Ehe gebietet. Sie war sanft, freundlich, aufmerksam, aufopfernd für seine Interessen und hütete die Ehre seines Namens mit einer Treue, die jeder noch so lockenden Versuchung widerstand.

Die erste auffallende Leidenschaft erregte sie in ihrem neunzehnten Jahre, zu einer Zeit, wo ihre Schönheit in vollster Blüthe stand. Sie wird von Zeitgenossen folgendermaßen beschrieben: Eine geschmeidige und elegante Gestalt, Schultern und Hals von herrlicher Form, der Kopf überaus lieblich getragen, die Haltung halb stolz, halb nachlässig. Die Arme etwas zu dünn, die Hände schön. Die Haare von dunkelblonder Farbe, fast kastanienbraun und natürlich gelockt, die Nase fein und regelmäßig, aber mehr französisch als griechisch. Der Teint köstlich weiß und roth wie eine Blume, der Mund klein und purpurfarben, die Zähne perlenartig. Der Gesichtsausdruck, die Physiognomie übertraf Alles, weil eine holde Mischung von kindlicher Reinheit und schelmischer Bosheit darin vorherrschte. Eine unwiderstehliche Güte strahlte aber aus ihren Mienen, so oft sie sprach. Der Ausdruck von Unschuld und Reinheit, der über ihrer Stirn immer wie ein Heiligenschein schwebte, sicherte ihr sogar in der aufgelösten gesellschaftlichen Ordnung der Schreckenszeit die allgemeine Achtung. Die leichtfertigen Frauen, Madame Tallien und Andere, suchten deshalb auch ihren Umgang nicht und sie lebte die ersten Jahre ihrer Ehe ganz ohne Geselligkeit. Erst als Napoleon die Stürme der Revolution beschwichtigt und eine neue Ordnung der Dinge eingeführt hatte, erschien Julie Recamier in der großen Welt.

Mit leidenschaftlicher Bewunderung drängte sich alsbald der Bruder des ersten Consuls, Lucian Bonaparte, an sie heran. Er schrieb ihr die glühendsten Briefe, in denen er sich den Romeo dieser Julie nannte. Sie wies ihn kalt ab, und als er nicht nachließ, sie mit seinen Liebesbetheuerungen zu verfolgen, klagte sie es ihrem Manne. Dieser aber bat sie, nicht zu unverhohlen den Bruder des mächtigsten Mannes in Frankreich zurückzuweisen. Sie mußte sich fügen und im Interesse ihres Gemahls scheinbar die Huldigungen Lucian's annehmen; seine schwülstigen Verse erregten aber in einem so hohen Grade ihre Lachlust, daß sie dieselbe nicht immer bewältigen konnte und dadurch den zudringlichen Verehrer wirksamer abschreckte, als durch alles frühere Sträuben. Seine Liebe schlug nun in Haß um, er trachtete sie zu verleumden und verlangte seine Briefe von ihr zurück, um die Beweise seiner Schwäche zu vertilgen, aber die junge Frau war weltklug genug, diese Bürgen ihres tadellosen Benehmens nicht aus den Händen zu geben. Napoleon fühlte ebenfalls für die Schönheit der Madame Recamier; er ließ ihr bei einem Diner, ihm zu Ehren, einen Platz neben sich anweisen, sie entzog sich dieser Auszeichnung und nahm auch eine Hofstelle nicht an, die er ihr einige Zeit später anbot. Seine Mißstimmung über diese Zurückhaltung gestaltete sich zu offener Feindseligkeit gegen die schöne Frau, als sie später entschieden und offen Partei nahm für ihre Freundin, Frau von Staël, deren Schicksal der Verbannung sie theilen mußte.

Der vorsichtige Ehemann, der vergebens gewünscht hatte, seine Frau solle den Schein der Freundlichkeit gegen die mächtigen Napoleoniden bewahren, mußte ebenfalls unter dem Zorn derselben leiden. Sein glänzendes Banquierhaus, in dem ein wahrhaft fürstlicher Aufwand herrschte, verlor den größten Theil seines kolossalen Vermögens. Er suchte eine Anleihe aus Staatsmitteln zu erhalten, die ihn und alle seine Gläubiger vor dem Bankerott bewahrt haben würde, aber der Kaiser verweigerte mit Härte diese Beihilfe, die ihm kein Opfer gekostet, sondern sogar Vortheil gebracht haben würde.

Es war am Tage eines großen Diners in seinem eigenen Hotel, als Herr Recamier leichenblaß und zitternd zu seiner jungen Frau kam und ihr den Fall seines Hauses mittheilte; er bat sie zugleich, die Gäste zu empfangen, als sei nichts vorgefallen, seine Abwesenheit aber mit einer Geschäftsreise zu erklären.

Julie Recamier war an diesem Unglückstage schöner als jemals, sie trug weißen, durchsichtigen Stoff, den sie immer so sehr liebte, und echte Perlen als einzigen Schmuck,

sie sah aus wie eine Göttin, die in Wolken schwebte, und Niemand merkte ihr an, was sie soeben Schreckliches erfahren. Sie selbst aber erzählt nachher, daß sie wie im Traum geredet, daß sie jeden Augenblick erwartet hätte, alle die Herrlichkeit um sie her werde mit einem Zauberschlage verschwinden. Und so geschah es auch; nach zwei Tagen war Alles verwandelt, das prachtvolle Hotel vermiethet, die schönen Meubel verkauft, die Göttin wandelte nicht mehr in Wolken, sondern mußte zu Fuß gehen.



Julie Recamier.

Aber Juliens Seelengröße bewährte sich grade bei diesem Schicksalswechsel am herrlichsten; sie opferte ihr ganzes persönliches Vermögen auf, um den Namen ihres Mannes zu schonen und legte sich lächelnd jede Entbehrung auf, deren sie so wenig gewöhnt war. Man hatte ihr früher Tausende ausbezahlt in dem Comptoir ihres Mannes für ihre Wohlthätigkeitsausgaben und ihre stets mäßige Toilette, ohne zu fragen wofür. Jetzt lernte sie rasch mit Anstand zu sparen und erntete auch dafür die Bewunderung ihrer Umgebung. Man drängte sich fast noch mehr als früher in ihren kleinen Salon und sogar die Fürsten und gekrönten Häupter, die damals so oft nach Paris kamen, um den kaiserlichen Machthaber für sich zu gewinnen, besuchten sie heimlich, weil sein Zorn Alle traf, die ihr huldigten. Es finden sich die reizendsten Briefe des Großherzogs von Mecklenburg-Strelitz, Bruder der Königin Louise von Preußen, des Kronprinzen von Baiern, Ludwig I., des Prinzen Wilhelm von Preußen, Onkels des jetzigen Königs, unter den nachgelassenen Papieren von Madame Recamier, worin sie um die Gunst gebeten wird, sie besuchen zu dürfen. Sie selbst war so rücksichtsvoll, daß sie stets nur heimlich diese ehrenvollen Besuche annehmen wollte, indessen erfuhren die Spione Napoleon's doch davon und fachten seinen Zorn nur noch mehr an durch ihre Berichte.

Die schönsten Briefe jener Zeit sind vom Herzog von Montmorency, der seine junge, wahrhaft geliebte Freundin unablässig vor den Gefahren des Weltlebens warnt und sie tröstet, wenn sie traurig ist. Denn die schöne hochgefeierte Julie war oft sehr traurig! Auch als sie noch umgeben war von dem Glanz des Reichthums, fühlte sie sich unglücklich und ihr Herz sehnte sich nach unbekannten Gütern. Die Freude, allgemein zu gefallen, konnte es nicht ausfüllen, und der fromme Montmorency sah wohl die Gefahr ein, die ihrer reinen Seele von allen Seiten drohte. Er suchte sie mit wirksamern Mitteln, als die Welt bietet, zu stärken, er sendete ihr ernste Bücher, er brachte ihr geistlichen Zuspruch und gab ihr durch seine Briefe immerwährend Gelegenheit, sich auszusprechen und auszuklagen.

Unzweifelhaft liegt hierin eine Erklärung, wie Julie Recamier schon in früher Jugend zu so viel Charakterstärke gelangte und ein so vorwurfsfreies Leben führte inmitten einer Welt voll Versuchungen aller Art.

Sie war über sechsundzwanzig Jahre alt geworden, ohne jemals eine Liebesregung gefühlt zu haben, so ausgezeichnete Männer ihr auch huldigend genaht waren, die alle hier namhaft zu machen, zu weit führen würde. Aber endlich sollte auch diese Versuchung über sie kommen. Es war in Coppet bei Frau von Staël, wo sie den Prinzen August von Preußen kennen lernte.



Prinz August von Preußen.

Er stand in der Blüthe männlicher Schönheit und Jugend, er war erst vierundzwanzig Jahre alt; seine stolze, prächtige Gestalt, seine edeln, regelmäßigen Züge wurden noch mehr hervorgehoben durch die ernste, ritterliche Trauer um das Unglück seines Vaterlandes und den Tod seines heldenhaften Bruders, des vielgenannten hochbegabten Prinzen Louis Ferdinand von Preußen.

Wie zwei Göttergestalten begegnete sich dies schöne Menschenpaar, und es war nur zu natürlich, daß ihre Herzen in lichten Flammen standen, ehe sie es gedacht.

Alles vereinigte sich, um diese Liebe zu begünstigen; die romantische, glühende Einbildungskraft der Verfasserin der Corinne und Delphine warf zündende Funken um sich her, als dies Verhältniß im Schlosse zu Coppet bekannt wurde, und die reizenden Naturbilder des Genfer Sees, überschattet von den süßen Erinnerungen an den Liebesroman von Jean Jacques Rousseau, die „Neue Heloise," waren eine passende Decoration zu den Scenen, die dort gespielt wurden.

Es war jedoch dem Prinzen tiefer Ernst, die Geliebte zu erlangen, und er wollte alle beinahe welthistorischen Hindernisse, die sich ihm voraussichtlich entgegenstellen würden, überwinden, um sich mit ihr in aller Form, wenn auch morganatisch, vermählen zu können. Als Protestant, als Prinz von Preußen, als Gefangener Napoleon's hatte er allerdings harte Kämpfe vor sich, um eine Katholikin, eine bürgerliche Banquiersfrau und eine erklärte Feindin des Kaisers zu heirathen. Den hartnäckigsten Widerstand fand er aber bei dem Gegenstande seiner Liebe selbst.

Julie Recamier schauderte zurück vor dem Gedanken einer Scheidung und einer Wiedervermählung, die ihr als Katholikin auch nicht erlaubt worden sein würde, wenn ihre Verbindung mit Recamier nicht als Scheinehe bekannt gewesen wäre.

Die Bestürmungen des Geliebten und der Freundin besiegten jedoch endlich ihre Bedenken und sie willigte ein, ihrem Manne die Scheidung vorzuschlagen, dem sie bis dahin mit so musterhafter Treue angehangen hatte.

Er antwortete milde, ja er willigte ein, sie freizugeben, aber er stellte ihr in herzzerreißender Weise vor, wie einsam fortan sein, ohnehin durch den unseligen Bankerott zerstörtes Leben sein würde, wie er es beklagen und bereuen müsse, ihre Abneigung zu sehr berücksichtigt zu haben, da es ja nur von ihm abgehangen hätte, seine Rechte früher geltend und dadurch die Scheidung unmöglich zu machen.

Madame Recamier war nach diesem Briefe innerlich umgewandelt; sie konnte den Gedanken nicht ertragen, daß ihr Mann, der so viel Rücksicht und Güte für sie gehabt, ihr so viel Freiheit und Achtung gewährt hatte, verlassen im Alter sein sollte. Sie erkannte, daß sie sein einziges Glück, sein einziger Trost sein würde, während der junge schöne Prinz August die ganze Welt vor sich liegen sah und eigentlich froh sein könnte, daß die Kämpfe, die er um ihren Besitz eingehen mußte, ihm erspart würden. Lebensklug, wie sie immer war, sagte sie ihrem königlichen Freier nichts von ihren geänderten Entschlüssen, sie trennte sich von ihm mit ungewissen Worten und hoffte, daß die Zeit und die Umstände ihn trösten würden. Er kehrte nach Berlin zurück auf den Ruf seines Königs und Vaters und sie eilte nach Paris, um ihren Mann zu überzeugen, daß er sich nicht in ihr geirrt habe.

Obgleich Prinz August seinen königlichen Vater durchaus nicht aufgelegt fand, seine Vermählung mit einer niedriggeborenen Französin zu billigen, schrieb er doch die glühendsten Briefe an Madame Recamier und flehte sie an, ihn nicht zu vergessen. Um ihn zu erheitern und hinzuhalten, schickte sie ihm ihr lebensgroßes Bild in einer Darstellung, die ein merkwürdiges Zeichen der Zeit war. Eine so tugendhafte, reine Frau, wie Julie Recamier, ließ sich halb nackt, in einem Gewande, das mehr Hemd als Kleid war, dem Bade entsteigend, malen! und schenkte dies Bild einem Manne, dessen Gattin sie nicht werden wollte!

Vier lange Jahre hoffte der liebenswürdige Prinz vergebens auf die Erfüllung des Versprechens, das Julie Recamier ihm gegeben; er reiste mehrmals nach der Schweiz, und nach Paris kam er mit den siegreichen preußischen Truppen, wo seine Liebe von allen gekrönten Häuptern gebilligt und fast beneidet wurde, aber Julie Recamier zog sich immer mehr von ihm zurück; wahrscheinlich hatte sie auch erfahren, daß sein leichter Sinn sich in Herzensangelegenheiten anderweitige Tröstungen zu suchen verstand. Sie erklärte endlich, in Frankreich bleiben zu wollen, und zog sich in die berühmte Abbaye aux bois zurück, wohin der Kreis ihrer Freunde und Verehrer ihr folgte und jeden Abend ihre kleine Mansardenwohnung mit ausgezeichneten Namen anfüllte.

Julie Recamier bewies, daß ihr Herz

mehr Gefühl für Freundschaft als für Liebe besaß, sie war nach der Entsagung der letztern vollkommen glücklich im Verkehr mit ihren berühmten Freunden, die ihr fast alle einen wahrhaften Cultus weihten. Der ehrwürdige Chateaubriand bot ihr später seine Hand und seinen schönen Namen an, aber ihre Ehescheu war mit dem Alter nicht geringer geworden, sie gab ihm einen Korb, gefüllt mit den unverwelklichen Blumen der Freundschaft, und pflegte den Greis treu bis zu seinem Tode. — Der Prinz August starb sechs Jahre vor ihr und schrieb ihr noch kurz vorher, daß er ihren Ring mit in's Grab nehmen würde; er setzte ihr eine Pension aus und Julie behielt sein Bild und eine Landschaft von Coppet, wo sie sich einst geliebt, stets über ihrem Schreibtisch. Sie starb 1849 an der Cholera, siebenzig Jahre alt.

Der Spiegel des Earinus,

eine Photographie aus dem classischen Alterthum.



Die spätere Literatur der Römer birgt viele Schätze, die wir, sehr mit Unrecht, fast völlig zu vernachlässigen gewohnt sind: einer Schulregel zu Liebe, welcher es nun einmal beliebt, das Augusteische Zeitalter das goldene zu nennen, über alle spätern Blüthen aber mitleidig die Achseln zu zucken. So sind Statius, Seneca, Calpurnius, Claudian und mancher andere Dichter in sehr unverdiente Vergessenheit gerathen. Dies ist um so viel mehr zu beklagen, als Roms Culturverhältnisse grade erst in den Jahrhunderten nach Augustus den unsrigen mehr und mehr ähnlich zu werden beginnen.

Zu den schönsten Frühlingsblüthen der gesammten classischen Literatur dürfen wir aber Statius' „Silvae," „Wälder," rechnen. Und aus diesen wollen wir uns heute beschäftigen mit dem reizenden kleinen Gedichte: „Das Haar des Earinus."

Earinus war ein schöner Jüngling mit blühenden Wangen und lockigem Haar; wenn wir dem Statius auf's Wort glauben dürfen, schöner als einst Hylas und Endymion. Er war aus Pergamus in Kleinasien; wie denn Kleinasien damals überhaupt seiner Schönheiten wegen berühmt war. Wir erinnern nur an den Bithynier Antinous, dessen noch erhaltene Marmorstatuen wir als Meisterwerke der Schönheit heute bewundern.

Earinus kam als Page nach Rom an den glänzenden Hof Kaiser Domitian's. Dem Kaiser und der Kaiserin hatte er bei Tafel den goldenen Falernerwein in krystallenem Pocale zu reichen, weshalb Statius und Martial, welche seine Schönheit preisen, beide ihn vergleichen mit dem Mundschenken der Götter, mit Ganymedes, der im Olymp den unsterblichen Göttern den Nektar reicht. Er ward bald der bevorzugte Liebling des Kaisers und der Kaiserin.

Beim Eintritt in sein siebenzehntes Lebensjahr, der Sitte gemäß, schnitt man ihm sein Lockenhaar ab, um es einem Gotte zu weihen. Er erwählte dazu — wohl dem Zuge stillen Heimwehs folgend — den Landesgott seiner Heimath. In einer goldenen, mit Edelsteinen besetzten Kapsel ward des schönen Knaben „süß glänzendes" Haar, wie Statius es nennt, über's Meer gesandt, um im Tempel des Aesculap zu Pergamus aufgehängt zu werden.

Auch ein kleiner Spiegel ward mitgesandt, wie Statius und Martial ausdrücklich melden, nämlich ein Metallspiegel, ein Orbis nach Martial, also aus einer runden oder ovalen Platte, ohne Zweifel Silberplatte, bestehend. Die Metallspiegel waren in der Regel eben Silberspiegel. Mit diesem Spiegel hat es aber, wie wir unten sehen werden, eine ganz besondere Bewandtniß.

Mit welcher Sorgfalt mußte ein kaiserlicher Page gekleidet sein, und noch dazu dieser, welcher nach Statius' ausdrücklicher Versicherung des Kaisers sämmtliche bisherige Umgebung in Schatten stellte! Dies

ist namentlich zu entnehmen aus einer Stelle, in der das elegant und zierlich dahinfließende Gedicht unter poetischer Fiction uns erzählt, wie eine Göttin, nämlich Venus selber, die Göttin der Schönheit, einst in Pergamus den Knaben gefunden und sodann eigenhändig nach Rom zum Kaiser geführt habe, da sie nur des Kaisers ihn würdig erachtete. Die Stelle ist zu hübsch, als daß wir es uns versagen könnten, sie hier mitzutheilen.

Venus verließ eines Tages ihren Tempel auf dem meerbespülten Felsen Eryx in Sicilien, um zur Abwechselung einmal auf Cyprus, in Idalia's Hain, ihren Aufenthalt zu nehmen, wo sie unter Rosen und Myrten bekanntlich ebenfalls ein Heiligthum hatte. Von zwei weißen Schwänen gezogen, begann sie ihre Fahrt durch die leichten Lüfte, wie es scheint, sogar mit etwas Reisegepäck. Wenigstens scheint sie eine kleine Auswahl von Gewändern und Schmuck mit sich geführt zu haben. Zufällig kam sie an Pergamus vorüber, wo sie den schönen Knaben erblickte. Von seiner Anmuth ergriffen, ließ sie sich zur Erde hinab, hieß ihn ihren Wagen besteigen, und kehrte westwärts über Land und Meer nach Italien zurück. Als in blauer Ferne die Berge Latiums sichtbar wurden, ward es nun aber durchaus nothwendig, auch für das etiquettemäßige Exterieur des von der Straße aufgegriffenen Jungen ein wenig Sorge zu tragen. Er mußte bei Hofe doch auch „erscheinen" können! Und so erfahren wir denn, daß sie in Erwägung zog, von welcher Farbe das Gewand sein müsse, mit dem sie ihn schmücken wolle, um „seine rosigen Mienen leuchten zu lassen," „roseos accendere vultus," welch ein Goldschmuck für seinen Hals und welcher für seine Finger sich am besten eigne. Namentlich erwog sie dabei nun auch: „quae forma capillis optima," „welche Form für seine Haare die beste sei," also, welche Frisur ihn wohl am besten kleide. Dies Alles aber heißt, in trockene Prosa übersetzt, eben nichts Anderes, als: auf Earinus' Anzug, seinen Schmuck, Putz und auf seine Frisur ward bei Hofe Gewicht gelegt.

Hören wir nun aber, unter welcher Einkleidung Statius im Gedichte uns jenen Spiegel vorführt und mit welcher Gefälligkeit und Anmuth er der Sendung desselben an den Gott der Vaterstadt des Knaben einen ganz besondern Zweck unterschiebt.

Der Kaiser hat endlich bestimmt: Stirn, Schläfen und Schultern des heranwachsenden Jungen sollen des Lockenschmuckes beraubt werden. Und siehe da:

„Accurrunt teneri Paphia cum matre volucres." Plötzlich „eilt herbei mit ihrer Paphischen Mutter, d. i. wiederum mit der Venus, eine geflügelte Schaar zarter Liebesgötter." Diesen kleinen Engeln mit ihrer Mutter beliebt es, ein Zimmer des Cäsarenpalastes zur Veränderung einmal als „Haarschneidecabinet" zu benutzen. Mit ihren scharfgeschliffenen Pfeilen, mit denen sie so manche Herzen durchbohrt, schneiden die kleinen Liebesgötter die Fülle der Locken ab, indem je zwei und zwei ihre Pfeile zusammenfügen, „junctis sagittis," und so eine Scheere bilden.

Bei dieser Arbeit, ganz wie noch heute in den Haarschneidecabineten, wird auch ein Spiegel gebraucht. Ein kleiner Amor, der ihn hält, kommt dabei auf den allerliebsten Einfall, den Metallspiegel, die Silberplatte, mitzusenden nach Pergamus, zuvor jedoch das Bild des darin sich spiegelnden Earinus durch einen Zauber in demselben dauernd festzuhalten, auf diese Weise also nicht sowohl einen Spiegel hinzusenden, als vielmehr ein durch bloßes Gegenüberstehen aufgenommenes, auf der Silberplatte fixirtes Bild. „Nec gratius ullum munus erit," ruft der kleine Gott. „Kein Geschenk wird willkommener sein, als solch ein Bild." Sagen oder denken wir heute nicht ganz dasselbe, wenn wir unsern Freunden für ihre Albums unsere Photographie senden? Und ferner hören wir, wie das Götterkind — trotz dem achtsamsten Photographen unserer Tage — den Earinus mit diesen Worten instruirt:

„Tu modo fige aciem, et vultus hucusque relinque!" „Richte den Blick nur fest hierher, und laß hier deine Gesichtszüge zurück." Und als Earinus dem kleinen Photographen nun „gesessen," d. i. den Blick eine Zeit lang fest auf den Spiegel gerichtet hat, ist das Bild fertig.

„Sic ait, et speculum reclusit, imagine rapta." „Den Spiegel schließt er ein (legt ihn zu den Locken in die goldene Kapsel) nachdem er (dem Earinus auf diese Weise) sein Bildniß geraubt hat."

Fürwahr, ein lieblicher Gedanke, meinen

wir, für jene, und fast noch mehr für unsere Zeit. Ist für uns die Erzählung doch die Darstellung einer Photographie oder vielmehr Daguerreotypie aus classischer Zeit, bei deren Anfertigung es freilich nicht ganz „mit rechten Dingen" zugegangen ist, da ein Liebesgott der Photograph war!

Jetzt wissen wir also auch, wer der erste Photograph gewesen ist.

Statius' anmuthige Poesie setzt uns übrigens erst recht in den Stand, die Größe eines Triumphes zu ermessen, den unser Jahrhundert über alle vorhergehenden gefeiert hat, indem es einen der kühnsten Träume altclassischer Poesie, der jetzt fast erklingt wie ein prophetisches Wort, unserm Geschlechte zu That und Wahrheit verwirklicht hat.

Ehe wir schließen, wollen wir noch Martial's Worte mittheilen, in denen er des Earinus Namen zum Gegenstand eines niedlichen Räthsels macht, dessen Lösung freilich nicht schwer ist, wenn man sich erinnert, daß „Earinus" bedeutet: „dem Frühling entsprossen." Er sagt:

„Si daret autumnus mihi nomen, „Oporinus" essem:
Tempora cui nomen verna dedere, quis est?"

„Gäbe der Herbst mir den Namen, so würd' ich „Oporinus" (dem Herbst angehörig) heißen:
Dem ihn die Frühlingszeit schmeichelnd gewährte, wer ist's?"

Literarisches.

Gleich und Gleich. Erzählung aus dem Ries. Von Melchior Meyr. Leipzig 1867, Verlag von Ernst Keil.

Erzählungen von Melchior Meyr. Hannover 1867, Karl Rümpler.

Dramatische Werke von Melchior Meyr. Ebendaselbst, 1868.

In „Gleich und Gleich" bietet uns der Autor wieder eine „Erzählung aus dem Ries," die sich in treuer Auffassung und Wiedergabe der ländlichen Verhältnisse des dem Dichter heimathlichen Landstrichs seinen früheren Arbeiten auf diesem Gebiete würdig anschließt, in der Zeichnung und Composition aber insofern über dieselben hinausgeht, als der Verfasser hier noch mehr als dort bestrebt gewesen ist, in dem Bilde der Wirklichkeit zugleich ein dem Schönheitssinn entsprechendes Idealbild hinzustellen. Darunter hat die Wahrheit und der dorfgeschichtliche Charakter nicht gelitten. Gottfried und Sophie sind zwar zwei Naturen, wie sie unter den Bauern nicht allzuoft vorkommen mögen, aber sie bewegen sich gleichwohl mit ihren Gesinnungen und Empfindungen durchaus in den Grenzen ihrer Sphäre, und in den durchgreifendsten ihrer Handlungen entfalten sie sogar eine Naturwüchsigkeit, wie man sie sich urkräftiger nicht denken kann. Dasselbe gilt von den Nebenfiguren; unter ihnen ist namentlich der jüdische Unterhändler Schlome eine ebenso treu dem Leben nachgezeichnete, wie durch poetischen Humor in wirksamste Beleuchtung gesetzte Gestalt. — Unter den „Erzählungen," die sich mit gleicher Vertrautheit in höheren Gesellschaftskreisen bewegen, ist die erste: „Schicksale eines Idealisten," ohne Frage die gehaltvollste und durchgebildetste Gabe. Sie erzählt, wie sich ein junger Mann, weil er unter den Schönen der gebildeten Kreise keine gefunden, die seinen idealistischen Ansprüchen genügt hätte, den Gegenstand seiner Liebe in einer nur mit den Reizen natürlicher Vorzüge ausgestatteten Tochter des Volks sucht, jedoch auch bei ihr die volle Befriedigung nicht findet und Gefahr läuft, gleichzeitig das von der Natur und der Bildung ausfließende Glück zu verscherzen, bis ihm unter der hilfreichen Mitwirkung der ersteren doch noch von den Kreisen der Bildung aus das seinem Geist und Herzen entsprechende Glück zu Theil wird. — Die beiden kürzern Novellen: „Zwei Freier" und „Unverhofft," sind von leichterm Stoff und Gefüge. — Die „dramatischen Werke" enthalten eine in höherem Stil gehaltene, an die Tragödie streifende Dichtung: „Mechthilde," und ein dem Lustspiel sich näherndes, in Prosa geschriebenes Conversationsstück: „Wer soll Minister sein?" Beides sind gehaltreiche, gediegene Arbeiten, die erste eine zwar einfach verlaufende, aber reich mit poetischen Schönheiten ausgestattete Darstellung eines eigenthümlich ergreifenden Herzensconflictes; die zweite ein den jetzt vorherrschenden Interessen näher liegendes Bild aus den politischen Krisen der jüngsten Decennien. Zweckmäßig redigirt und gut dargestellt dürften sie auch von der Bühne herab ihre Wirkung nicht verfehlen, wenn auch nicht einem Geschmack gegenüber, der, wie der augenblicklich dominirende, nur noch für Raffinement oder Blödsinn Empfänglichkeit besitzt und sich Productionen, die an Geist und Gemüth höhere Ansprüche machen, höchstens noch gefallen läßt, wenn sie von hergebrachten Autoritäten herrühren. Ueber die in diesen Zuständen liegende Gefahr und das in's Auge zu fassende Heil des deutschen Dramas hat sich der Autor selbst in einem ausführlichen Vorwort beherzigenswerth ausgesprochen.



Ueber Leben und Geist der Pflanzenwelt.

Von

G. F. Daumer.

I.

Daß eine so regsame, sich so augenscheinlich aus sich selbst heraus in Bewegung setzende, in vielen Fällen so zweckmäßig handelnde und bildende, ihre Beseelung großentheils auch durch lautbare, ihren Zuständen und Empfindungen entsprechende Aeußerungen kundgebende Art von Geschöpfen, wie die Thiere, besonders die vollkommener organisirten, dem Menschen zum Theil selbst dem Bau und der Gestalt nach so ähnlichen, eine bereits hohe, sich der unsrigen in mancher Beziehung nähernde Stufe der allgemeinen Lebensentwicklung ausmache, springt in die Augen; es ist sogar ein Lieblingsthema naturwissenschaftlicher Erörterung der neuesten Zeiten geworden. — Die stille, an den Boden geheftete, mehr von außen als von innen bewegte Pflanze verräth ihr Leben, ihre Seele, ihre Art von Willen, Empfindung und Bewußtsein, wenn ihr dergleichen zugeschrieben werden kann, bei weitem weniger; und doch wird der Aufmerksame, seinen Blick mit Sinn und Antheil auf sie Hinrichtende die oft wundersamen, zum Theil selbst der Analogie mit dem Menschlichen nicht entbehrenden Spuren einer schon hier vorhandenen innern Lebendigkeit auch in diesem Naturreiche entdecken.

Indem ich mir nun erlaube, über diesen interessanten Gegenstand das mir Bewußte und Erinnerliche zusammenzustellen, werde ich nicht umhin können, manches keineswegs Neue, namentlich dem Manne vom Fache Wohlbekannte, zu berühren. Dies dürfte jedoch um so verzeihlicher erscheinen, je weniger diese kleine Abhandlung für den Fachgelehrten bestimmt ist, indem sie vielmehr ein sehr allgemeines, alle Denkenden und Gebildeten in sich begreifendes Publicum im Auge hat. Sie wird übrigens auch ihre Eigenthümlichkeit haben, und es wird darin nicht an Erwähnung und Mittheilung von minder beachteten und bedachten, ja noch ganz unbekannten Thatsachen fehlen.

II.

So ist denn vor Allem das merkwürdige Verhältniß der Pflanze zu Licht und Sonne in Betrachtung zu ziehen. Dieselbe ist recht eigentlich eine Lichtdienerin; sie betet, dem alten Peruaner ähnlich, ja noch eifriger als dieser, die Sonne an, wendet sich aus eigenem, innerem Triebe sehnsüchtigfromm und andächtig, wenn es uns so zu sprechen erlaubt ist, ihren Strahlen zu. Die Sonnenblume und eine Menge anderer Blumen richten sich bekanntlich nach der Bewegung der Sonne am Himmel und drehen sich nach ihr. Wenn man

des Abends von der Morgenseite her an eine blumenreiche Wiese kommt, so wird man wenig von diesen Blumen gewahren, man wird vielleicht gar keine sehen, da sie alle der Sonne zu, nach Westen gekehrt sind. Tritt man dagegen von der Abendseite heran, so sieht man Alles voll Blüthen prangen. Am frühen Morgen sieht man, von Osten herkommend, ebenfalls keine Blumen; denn erst, wenn die Sonne steigt und wirkt, drehen sie sich nach ihr hin. Ist die Pflanze in einen dunklen Ort eingeschlossen, so sucht sie in noch auffallenderer Weise zum Lichte zu gelangen. Kartoffelpflanzen, die in einem Keller ausschlagen, kriechen von entfernten Punkten, wohl viele Ellen weit, auf dem Boden fort, und nach der Seite hin, wo sich ein Luftloch befindet; dann ranken sie sich an der Mauer hinauf, um so die Oeffnung zu erreichen, wo sie ihren Durst nach Licht zu stillen vermögen. Sie besitzen demnach einen gewissen Sinn, ein gewisses Gefühl für das Licht, eine, wenn auch dem unsrigen sehr ungleiche, Art von Bewußtsein davon, und wissen recht gut den Weg, der ihm entgegenführt. Dies ist jedenfalls die unbefangene Ansicht der Sache; jede andere dürfte gezwungener und gemachter erscheinen.

III.

Die uns an den Producten der vegetabilischen Natur so befremdliche, weil nur bei denen der animalischen naturgemäß scheinende Selbstbewegung zeigt sich bei der Pflanze auch auf den Anlaß von Berührungen und atmosphärischen Einwirkungen hin, welche ihr antipathisch sind, so daß ein Wille, eine Absicht, sich vor solchen zu schützen, kaum weniger offenbar ist, als in dem Falle, wo ein Thier oder ein Mensch einem mit Verletzung drohenden Angriff oder Einfluß auszuweichen, sich zweckmäßig davor zu bewahren sucht. Schon Theophrast spricht von einem Baum in Aegypten, dessen Blätter sich bei der geringsten Berührung herabsenkten, dann wieder aufrichteten. Plinius gibt an, daß der Feldarbeiter Sturm und Gewitter ahne, sobald der Klee seine Blätter zusammenfalte. Aehnliches haben später Andere bemerkt. Die reizbaren Mimosen oder Sinnpflanzen sind allgemein bekannt; ihre Blätter ziehen sich bei der geringsten Berührung zusammen, legen sich um den Stengel und bleiben eine Zeit lang geschlossen. Von selbst erfolgt diese Erscheinung jeden Morgen und Abend, bei Regen und Wind, an warmen Tagen stärker, als an kühlen. Solche Pflanzen sind lebendig und selbstthätig genug, um an kleinen, lebenden Geschöpfen, die ihnen zu nahe kommen, sogar Morde zu begehen. Die sogenannte Venus-Fliegenfalle ist eine Sumpfpflanze Carolina's, deren gewimperte Blätter, sowie nur das kleinste Insect darankommt, zusammenklappen, und so lange geschlossen bleiben, bis sich das Thierchen nicht mehr bewegt. Der bei uns als Zierpflanze gehaltene Fliegenfänger ist eine schön blühende Perenne, welche einen circa zwei Fuß hohen Busch mit großen, prächtigen Blüthendolden entwickelt, die zu einem Schutzmittel wider Insecten dienen. Die Blüthen schließen sich bei Berührung eines Insectes, halten es fest und werfen es erst nach dessen Absterben wieder aus.

Höchst merkwürdig ist es, daß man empfindsame Pflanzen in derselben Weise, wie animalische Organismen, unempfindlich machen kann. So hat man z. B. Mimosa pudica durch einen Tropfen Chloroform in einen Zustand versetzt, worin sie sich gegen den Reiz der Berührung fast indifferent zeigte und die Blättchen, wenn man sie berührte, sich nicht mehr schlossen.*

IV.

Linné hatte bereits 1737 in seiner Flora von Lappland mehrerer zur Nachtzeit die Stellung ihrer Blätter ändernder Pflanzen gedacht; er ging dazu fort, die Erscheinung in ihrer Allgemeinheit aufzufassen, und in dichterischer Weise als den Schlaf der Pflanze zu bezeichnen. Man erinnert sich wohl des altchristlichen Abendliedes, das mit den Worten: „Nun ruhen alle Wälder" beginnt. Der Dichter hat öfter Recht, als man meint. Wachen und Schlafen ist nicht bloß eine Eigenschaft der Thiere und Menschen; auch die Pflanze wechselt auf diese Weise ihren Zustand und ihr Verhalten zur Außenwelt, d. h. sie hat ein Inneres, das bald aus

* Bibliotèque de Genève. November 1848. Schleiden und Froriep, Notizen 1849, Nr. 182.

sich heraustritt, eine objective Richtung nimmt, so in Verkehr mit dem allgemeinen Naturleben tritt, sich namentlich dem Lichte, der Sonne erschließt; bald wieder in sich einkehrt und zu einer rein subjectiven Beziehung auf sich selber wird.

Die in dieser Rücksicht seit dem vorigen Jahrhundert angestellten Beobachtungen haben folgende Resultate geliefert:

Die Pflanze schläft in ihrer Weise ebenso, wie andere, dem Thierreiche angehörige Geschöpfe thun. Die jüngeren Pflanzen schlafen lieber, als die ältern. Die Blätter legen sich über Nacht zusammen, bald so, bald so; sie nehmen bei gewissen Pflanzen während der Nacht eine Stellung an, welche von der, welche sie den Tag über haben, wesentlich verschieden ist. Hill bemerkt, daß er nach seinem Belieben die Abruspflanze am Mittag schließen und wieder öffnen könne, je nachdem er sie in diese oder jene Lage bringe, ihr das Licht der Sonne entziehe oder gebe.

Willkomm* beschreibt, wie sich nach Sonnenuntergang die Blumen der Pflanzen schließen, ihre Blätter zusammenfalten, beim Aufgange der Sonne aber sich wieder öffnen und auseinander thun; er unterscheidet zwischen dem Schlafe der Blumen und dem der Blätter, welcher letztere anderer Art und weniger häufig, als der erstere ist, und vorzugsweise nur bei den zusammengesetzten Blättern mit mehreren Blattscheiben vorkommt. Er vergleicht den Schlaf der Pflanzen mit dem der Thiere, und schließt mit der interessanten Bemerkung: „Wie die schlafenden Thiere diejenige Lage annehmen, welche sie im Mutterleibe oder im Ei gehabt, so nehmen auch Blumen und Blätter die Lage an, welche sie in der Knospe hatten.“

V.

Es ist vornehmlich die Blüthezeit der Pflanzen, wo sie die sie sonst zu fesseln pflegenden Bande zu lösen im Stande sind, oder dazu fortgehen, eine solche Lösung zu versuchen. Man bemerkt in diesem Zeitpunkte der Entwicklung besonders häufig Bewegung ihrer Blüthentheile.

Bei einigen Pflanzen nähert sich während der Blüthe ein Staubfaden nach dem andern der Blüthennarbe und entfernt sich dann wieder. Es kommt vor, daß sich die Staubfäden mit plötzlicher Bewegung nach innen krümmen und dann in ihre frühere Lage zurückkehren. Viele Wasserpflanzen, besonders die Seerosen und Teichkräuter, erheben sich während der Blüthezeit über das Wasser. Bei der Valisneria ist Einrichtung und Bewegung von folgender Beschaffenheit: Die Stiele der weiblichen Blüthen sind in dichten Schraubenlinien zusammengewunden. Diese rollen sich zur Zeit der Befruchtung so lange auseinander, bis die Blüthen den Wasserspiegel erreicht haben, wo sie sich entfalten und der männlichen Einwirkung harren. Das Blüthenknöspchen der männlichen Pflanze hält sich kurzgestielt dem Boden nahe, löst sich aber, wenn jene Zeit vorhanden, von seinem Stiele los, steigt auf die Oberfläche des Wassers empor, öffnet sich, schwimmt zwischen den weiblichen Blüthen umher und schüttet auf sie den Befruchtungsstaub (Pollen) aus, worauf die letzteren ihre schraubenförmigen Stiele wieder zusammenrollen, untersinken und die empfangene Frucht unter dem Wasser zur Reife bringen. Nichts könnte geeigneter sein, um das dem thierischen analoge Geschlechtsleben und die damit verbundene selbsteigene Bewegung der Pflanze zu beweisen. Wundersam zweckmäßig ist die Einrichtung, daß die weiblichen Blüthen auf ihrem Stiele bleiben, dieser aber sich je nach Bedarf verkürzen oder verlängern kann. Diese Blüthen dürfen sich nicht lösen; sie müssen sich wieder zurückziehen können, um die Frucht zu hegen und auszuzeitigen. Die männlichen dagegen haben nach dem beschriebenen Vorgange ihre Bestimmung erfüllt und werden aufgeopfert.

VI.

Bei einem Baum in Nordamerika, welcher verschiedene Blüthentheile auf dem nämlichen Stamm hat, nähern sich dieselben mit electrischem Licht und hörbarem Knittern. Man kann also nicht einmal sagen, daß die Pflanze durchaus stumm sei, und nur etwa durch die von außen herkommende Bewegung, welche z. B. der Wind im Laube hervorbringt, eine hörbare Eigenschaft annehme. Mehrere Pflanzen entwickeln während der Blüthe und der damit verbundenen Bewegungen eine auf-

* Meier's Volksbibliothek LIII. S. 56 ff.

fallende Wärme; Moose und Farrenkräuter enthalten in besondern Kapseln Körper, welche an die animalischen Samenthiere erinnern, die sogenannten Sporen, welche sich mit lebhafter Drehung und schlangenartigen Wendungen bewegen. Schleiden* spricht von den prachtvollen, isabellfarbenen, vanilleduftenden Blüthen der großblumigen Fackeldistel, die, sich in verschwiegener Nacht entfaltend, einer Sonne gleich strahlen und „in dem wunderbaren Spiel ihrer Staubfäden fast zu einem höhern, thierischen Leben hinanzustreben scheinen.“

VII.

Höchst merkwürdig ist auch die Lichtentwicklung gewisser Pflanzensäfte. Martius in seiner Reise durch Brasilien berichtet von einer dort wachsenden Wolfsmilchart, deren Saft, wenn er in dunklen Nächten dem Stamme entquillt, ein helles, phosphorisches Licht verbreitet.

Lichtentwicklungen zur Zeit der sexualen Bethätigungen kommen gleichmäßig bei Thieren und Pflanzen vor. Blumen, welche zur Nachtzeit leuchtend erscheinen, kennt man wenigstens seit Linné.** Von Schwämmen, die bei Nacht leuchten, spricht Borellus, von einem Moose der Art Leonhardi; bei Beiden tritt das Phänomen zur Zeit des Besamens ein. Damit vergleicht sich das Leuchten thierischer Geschöpfe während des angedeuteten Lebensprocesses, was eine bedeutende Anzahl von Würmern, Mollusken und Insecten, besonders zum Käfergeschlechte gehöriger, betrifft. An den Flußkrebsen haben Bernhard und Tulis ein Leuchten im Brachmonat wahrgenommen. Mit dem Leuchten ist ferner der Farbenschmuck der Pflanzen und Thiere verwandt, der zu der Zeit, wo jene Beziehungen obwalten, in besonderm Grade bemerklich ist. Die Liebe, als schaffendes Lichtprincip, tritt, wenn nicht in förmlicher Lichtentwicklung, doch deutlich genug in dem bunten Farbengewande der Blumen und Befruchtungswerkzeuge des Pflanzenreichs bis zu dem Geschlechte der Moose und Flechten hinab auf, ganz den glühenden Farben entsprechend, welche während jener Vorgänge die Insecten schmücken, sowie denn auch das Gefieder der Vögel hierbei am schönsten zu erscheinen pflegt. In allen diesen Fällen ist die Analogie, ja Identität der in beiderlei Reichen herrschenden Naturprocesse unverkennbar.

* Die Pflanze und ihr Leben. Leipzig. 1855. S. 251.

** Amoenit. Acad.

VIII.

Ich werde nun, noch etwas kühner vorschreitend, dem geneigten Leser eine Prüfung auf höhere, seelische Lebendigkeit beschreiben, welche mit einem vegetabilischen Gegenstande angestellt wurde und interessante Resultate ergab.

Mein verstorbener Freund, Dr. Gustav Blumröder, ein geistvoller Arzt und Schriftsteller, beobachtete Jahre lang einen sich unter seinem Fenster hinaufrankenden Weinstock und bemerkte da mit Interesse und Vergnügen die Analogie seiner Lebensäußerungen mit den auf Bewußtsein und Absicht beruhenden thierischen und menschlichen. Er machte förmliche Experimente und stellte ihn auf quälerische Proben, um zu sehen, wie er sich benehmen werde; der Weinstock bestand dieses Examen auf's Rühmlichste. Wir lassen unsern Autor selber reden.

„Dieser Weinstock,“ sagt er, „lehrte mich laut und vernehmlich, daß mit dem Worte Vegetabilität sein Wesen nicht erschöpft sei. Ich beobachte nun sechs Jahre, wie klug er seine Gäbelein ausstreckt und Fixirung zu gewinnen trachtet; und wenn ich dieselben, wie öfters geschah, von der schon erfaßten Latte losmachte und dauernd verhinderte, sich damit in Verbindung zu setzen, so wußte er doch immer auf eine ganz gescheidte Art seinen Zweck zu erreichen. Da trieb er wunderbar schnell Nebenranken hervor, die sich geschickt anzuklammern wußten, oder die abgewehrten Gäbelein erreichten ihr Ziel langsamer, aber doch sicher, auf Umwegen.“*

Auch ich habe an einem Weinstock einige interessante Beobachtungen gemacht. Ich hielt mich im Sommer 1861 und 1862 in einem Gartenhäuschen auf, an dessen einer Seite, wo oben der Eingang befindlich, drei Weinstöcke gepflanzt waren. Man geht daselbst an der Mauer eine Treppe

* Blumröder, Ueber das Irresein. Leipzig. 1836. S. 12.

hinauf, die auf einen kleinen mit einem Geländer versehenen Vorplatz führt. Grade der Thüre meines Zimmers gegenüber, an diesem Geländer emporsprossend, befand sich der mittlere Weinstock. Der wuchs und strebte nun mit mächtigem Sprößlinge durch das Geländer hindurch auf die Thüre zu, so daß es ganz so aussah, als wolle er zu mir in's Zimmer hinein. Ich hatte meine Freude daran und wollte sehen, wie weit er es treiben werde. Auf einmal war es aus damit. Der Gärtner hatte den Weinstock beschnitten, seiner kühn strebenden Zweige beraubt, und fest an einen Pfahl gebunden. Ich hätte fast weinen mögen, als ich ihn so tyrannisch gebändigt und eingeschnürt vor mir sah. Nun kam der zweite Sommer; ich war begierig, ob der Weinstock wieder diese Richtung nehmen werde. Es war nicht der Fall. Er schien sich die Sache gemerkt zu haben, blieb ganz außer dem Geländer und strebte mit seinen Zweigen und Ranken theils auf die entgegengesetzte Seite, theils daneben hin. Einen einzelnen, starken, langen Zweig trieb er in grader Richtung nach einem benachbarten, ungefähr zwei Schritte weit entfernten Weinstock hinüber, um sich daselbst anzuranken. Er hatte demnach, so kam es mir wenigstens vor, die Neigung und Richtung zum Menschlichen, gleichsam gekränkt und beleidigt durch jene gewaltsame Abhaltung und Einschnürung, vollständig aufgegeben, kehrte mir, so unschuldig ich auch war, den Rücken zu, und suchte sich statt dessen, da er doch nun einmal ein so zärtliches Herz hatte, an Seinesgleichen anzuschließen. Auch damit ging es ihm schlecht genug. Der Gärtner schnitt auch den zu dem andern Weinstock hinführenden Zweig ab. Da war der Arme wieder ganz isolirt und machte auf's Neue mein Mitleid rege. Es kam mir damals der Gedanke, eine Psychologie der Pflanzenwelt zu schreiben, die ich aber, von andern, fern liegenden Studien in Anspruch genommen, nicht zu Stande brachte. Vielleicht faßt ein Anderer diesen Einfall auf und verwirklicht ihn.

IX.

Man spricht von geistigen Getränken — und das ist kein leeres Wort, kein bloßes Gleichniß, mit dem man es nicht ernstlich zu nehmen hätte; die Sache ist viel eigentlicher zu verstehen, als man denkt. Diese Getränke wirken nicht nur anregend und steigernd auf unsere Geisteskräfte, sie sind an und für sich geistiger Art und Natur. Wie könnte auch das selbst Geistlose so affirmirend und potenzirend auf das Geistige wirken? — Wem dieser Schluß nicht genügt, der kann auf noch andere Thatsachen, die eine in der That mehr als materielle Beschaffenheit jener Substanzen darthun, verwiesen werden.

„Wenn die Reben wieder blühen,
Rühret sich der Wein im Fasse."

Der Wein im Fasse ahnt, spürt, weiß da also gewissermaßen, daß die Blüthezeit des Gewächses vorhanden, dem er entsprungen ist. Er regt sich, so gut er es hier in seinem abstracten Zustande vermag, ebenfalls mit. Er ist nämlich, gegen die Rebe gehalten, als eine Art von abgeschiedenem Geiste zu betrachten. Der Saft der Rebe hat eine höhere, spiritueller Qualität erlangt, befindet sich in diesem Zustande, abgeschlossen von der äußern Natur, der er entstammt, doch noch sympathetisch verbunden mit den draußen im Freien sprossenden und blühenden Gattungsverwandten. In der Natur spiegeln sich große Geheimnisse, so daß ihre Phänomene, wenn man sie mit entsprechendem Sinne betrachtet und auffaßt, selbst zu einem Analogon des Geisterreiches, des Zustandes der Seele nach dem Tode und ihrer möglichen Beziehung zu den Lebenden zu werden scheinen.

X.

Es ist ferner von einem wunderbaren Anschlusse der vegetabilischen Natur an den Menschen zu sagen, wie ihn der Spanier Don Felix Azara beobachtet hat.

Derselbe versichert in seiner Reisebeschreibung, in den Steppen des südlichen Amerika unzählige Male beobachtet zu haben, wie in der Nähe von Häusern und überhaupt von jedem Orte, wo Menschen sich lange aufhalten, Malven, Disteln und andere solche Gewächse emporwachsen, die in den Wildnissen niemals angetroffen werden. Er fügt hinzu, es sei schon hinreichend, daß sich der Mensch auf irgend einem Wege, wenn auch nur zu Pferde, häufig hin und her bewege, um in kurzer Zeit an dessen Rande einige von diesen Pflanzen, die vorher dort nicht vorhanden

waren, und die auch in der ganzen umliegenden Gegend nicht zu erblicken seien, hervorkommen zu sehen. Auch dürfe man nur irgend ein Stück Boden als Gartenland bearbeiten, und es werde sich sofort überall Portulak in Menge einfinden. Daß gewisse Pflanzen, wie Sambucus 2c., dem Menschen gleichsam nachziehen, kann man auch bei uns bemerken. Der Mensch kann also durch seine bloße Anwesenheit an einem Orte gewisse Erscheinungen und Veränderungen in der Vegetation bewirken, so daß, statt der freiwillig wachsenden Pflanzen, andere, von ihnen ganz verschiedene hervorgebracht werden. So behauptet und versichert der genannte Spanier, und Schelling, der damit übereinstimmt, spricht von einer gleichsam ansteckenden Kraft, die der Mensch durch sein bloßes Dasein auf die Pflanzenwelt ausübe. Die Sache beruht aber nicht bloß auf diesen Autoritäten allein. Es ist eine anerkannte, von Botanikern des ersten Ranges erwähnte Thatsache, daß sich bestimmte Pflanzen an bestimmte Menschenstämme und Nationalitäten anschließen, sich da, wo letztere weilen, in vorzüglichem Grade mehren, ja sogar den Ziehenden und Wandernden von selber sympathetisch nachfolgen, indem sie sich an den von der Heimath entfernten Orten ihres Aufenthalts freiwillig einstellen. Die großen Völkerzüge, die sich im Mittelalter von Asien aus dem mittleren Europa zuwandten, werden uns noch jetzt durch das Vordringen asiatischer Steppenpflanzen bezeichnet, so der Kochia nach Böhmen und Krain, und des tatarischen Meerkohles durch Ungarn und Mähren hin. Den Zigeunerzügen aus Asien her folgte der sich auf diese Weise über ganz Europa verbreitende Stechapfel, welcher von diesem Volke häufig gebaut und angewendet wurde, aber auch ungefordert neben ihren Wohnungen wuchs. Nach den Befreiungskriegen kam an vielen Stellen, wo sich Kosaken gelagert, wie z. B. um Schwetzingen, eine den Gänsefußarten verwandte Pflanze hervor, die sonst nur in den Steppen am Dniper einheimisch ist; die Zackenschote verbreitete sich mit den russischen Heereszügen von 1814 durch Deutschland bis Paris. Eine Wickenart zeigt noch jetzt die ehemalige Wohnstätte norwegischer Colonisten in Grönland an, und der Indianer in Nordamerika, dem die in Rede stehende botanische Thatsache nicht entgangen ist, pflegt unsern Wegebreit „die Fußspur des Weißen" zu nennen. August St. Hilaire* äußert sich über dies wundersame Thema in folgender Art: „In Brasilien, wie in Europa, scheinen gewisse Pflanzen dem Menschen auf dem Fuße zu folgen und bilden die Spuren seiner ehemaligen Gegenwart. Oft habe ich mit ihrer Hilfe mitten in den Wüsten, die sich über Paracuta hinaus erstrecken, die Stelle einer zerstörten Hütte aufgefunden. Nirgends haben sich europäische Pflanzen in solcher Menge vermehrt, als in den Gefilden zwischen Theresia und Montevideo und von dieser Stadt bis zum Rio Negro hin. Schon haben sich in der Umgegend von Theresia das Veilchen, der Borretsch, einige Geranien, der Fenchel 2c. angesiedelt. Ueberall trifft man unsere Malven und Camillen; und unsere Mariendistel, besonders aber unsere in die Ebene des Rio de la Plata und Uruguay eingeführten Artischocken bedecken jetzt unermeßliche Landstriche."**

Wenn nun dergleichen, trotz der großen Spaltung, die in das Verhältniß des Menschen zur Natur gekommen, doch noch immer möglich ist, was mag einst vor dem Eintritte dieser Zerreißung möglich und wirklich gewesen sein? Wenn obige von Azara beobachteten Erscheinungen wahr sind, so hat man gewiß kein Recht mehr, über Legenden, in denen ein sympathetischer Einfluß auf die Pflanzenwelt erzählt wird, so unbedingt den Stab zu brechen. Sie können allerdings auch nur Poesie sein und es steht frei, sie dafür zu halten. Oft aber ist, wie schon oben bemerkt, in der Poesie mehr Wahrheit, als man denkt; und wenn sich die Pflanzenwelt auf eine so sympathetische Weise schon zur Menschenwelt überhaupt verhält, so ist es doch gewiß sehr denkbar, daß sie sich zu einzelnen, besonders geeig-

* Einleitung in die Flora Brasiliens.

** Vergleiche Schleiden, die Pflanze und ihr Leben, S. 372 der 4. Auflage: „Die mit Ankunft des Europäers eingewanderte Distel und Artischocke haben sich (in den Pampas von Buenos Ayres) rasch des herrenlosen Bodens bemächtigt und unglaublich schnell Gebiete von vielen Quadratmeilen mit ihrer stacheligen Vegetation überzogen, die sich hier zu einer in Europa unbekannten Ueppigkeit entwickelt hat."

neten Individuen auch in ganz besonders freundschaftlicher und lebensvoller Weise zu verhalten vermöge.

XI.

Das Seltsamste, was mir bekannt, sind aber doch gewisse Pflanzen, Orchideen genannt, über die ich schließlich angeben will, was ich darüber weiß und in Erfahrung gebracht.

In Paris befindet sich ein gelehrter Gartenbauer und Pflanzenkenner, Namens Rougier-Chaumière, in dessen Gewächshäusern sich ein unbeschreiblicher Reichthum vegetabilischer Seltenheiten und Naturwundern befindet. In dem „Journal pour tous“ steht eine Nachricht davon, die sich jedoch nur auf das Gewächshaus der Orchideen beschränkt, welche den Berichterstatter in ganz besonderes Erstaunen gesetzt, und worüber er Dinge erzählt, die schwer zu glauben sind und die man für eine Mystification halten könnte, wenn man über diese paradoxen Blumen nicht auch sonst noch unterrichtet wäre.

Die Orchideen sind eine Pflanzenfamilie, welche Jussieu unter die Monokotyledonen eingereiht hat; sie stammen aus Brasilien, Indien, China; die Zahl der gegenwärtig bekannten Arten beläuft sich auf fast dreitausend. Eine Sammlung von solchen befindet sich nun in jenem dafür besonders bestimmten und eingerichteten Gewächshause, welches „die fabelhafteste Mannigfaltigkeit von Pflanzen enthält, von welcher selbst die Malerei keinen auch nur annähernden Begriff zu geben vermöchte.“

Schon das Blätterwerk ist von der ungewöhnlichsten Art. Oft sind die Geflechte jedes Blattes mit einer ungemeinen Regelmäßigkeit gezeichnet; aber es zeigt sich hier schon zugleich auch ein phantastisches Hinausgehen darüber; es sondern sich auf dem grünen Grunde des Blätterwerkes unregelmäßige, launenhafte Zeichnungen ab, hier mit silber-, dort mit goldfarbigen Linien und mit einem Metallglanze ausgestattet, der bei andern Familien der Pflanzenwelt völlig unbekannt ist. Wenn aber schon das Blätterwerk so schön und glänzend ist, so geräth man bei Betrachtung der Blüthen vollends außer sich. Sie bieten die bizarresten und mannigfaltigsten Formen dar; sie ahmen Insecten, verschiedene kleine Thiere, Menschenhäupter, mit Helmen bedeckte Köpfe, Frauenschuhe, Medusen, Mollusken u. s. w. nach und gefallen sich in dem ungewöhnlichsten Aussehen. Ja, auf einem und demselben Stiele und in einer und derselben Blüthezeit gibt es so verschiedene Blumen, daß man bei abgesonderter Betrachtung versucht sein würde, sie in getrennte Gattungen einzureihen. Sie zeichnen sich sämmtlich durch ihre Schönheit, durch die Lebhaftigkeit und Eigenthümlichkeit ihrer Färbung und ihre völlig exceptionelle Dauer aus, indem sie zwei bis drei Monate lang in unverändert blühendem Zustande auf ihren Stengeln bleiben. Darunter ist, um ein paar Einzelheiten zu nennen, der Papilio, eine Blume, welche auf das Täuschendste einen Schmetterling, das schönste der Insecten, darstellt; so wie der Venusschuh, eine Blume, „die den köstlichsten Pantoffel bildet, den man dem Fuße der Frau von Pompadour hätte wünschen können.“ Ich schreibe dies mit Schüchternheit ab; aber der Berichterstatter selber bemerkt: „Man muß sehen, um glauben zu können; und wenn man gesehen hat, so fragt man sich dennoch, ob man nicht der Spielball eines Traumes gewesen.“

Eine Freundin, die sich bei einer bekannten Künstlerfamilie aufhielt, schrieb mir, in welches Erstaunen auch sie gerathen, als sie daselbst Zeichnungen von Orchideen sah, von denen mir ein paar sogar freundlichst überschickt worden sind. Sie bemerkte hierzu: „Diese Copien beschränken sich auf einen Theil derjenigen Bildungen, welche die menschlichen Gesichtszüge nachahmen. Höchst merkwürdig sind aber auch die, in welchen man ganze Gestalten, besonders Frauengestalten mit abenteuerlichen Frisuren, auch oft mit Flügeln an der Schulter, sieht. Natürlich ist dies nicht au point de la lettre zu nehmen und man darf hier keine Vergleichungen mit den neuesten Pariser Modejournalen anstellen. Schrödter machte mich darauf aufmerksam, wie alle diese Nachbildungen menschlicher Körper oder Körpertheile einen gar nicht europäischen, sondern entschieden indischen Charakter tragen.“

Die Gongora fulva, die ich abgebildet sah, zeigt ein unverkennbares Menschengesicht mit einer Art von Bischofsmütze auf dem Kopfe; das Gesicht ist gelb. Eine

andere solche Pflanze aus Brasilien stellt ein Menschengesicht mit phantastischem Kopfschmucke dar. Eine dritte ist drachenartig gestaltet:

„In die Traum- und Zaubersphäre
Sind wir, scheint es, eingegangen."

Eine künstlerisch nachahmende, zugleich auch frei combinirende und phantasirende Tendenz und Befähigung dürfte diesen sonderbaren Gewächsen nicht wohl abzusprechen sein; sie sind jedenfalls von der Art, daß unsere Verwunderung und unser Nachdenken dadurch in ganz einziger Weise angeregt wird.

Ein Anthropolog und Ethnolog

als Reisender.*

Von

Wilhelm Hoffner.

„Vieler Menschen Städte sah er und erforschte ihre Sinnesart!" dies ist, was Homer von seinem völkerkundigen Odysseus zu rühmen weiß, dem Aeltervater aller Reisenden. Es ist das primitivste, dem Menschen nächste Interesse, die Sitten, die Denkart, das Zusammenleben der Menschen bei Völkern anderer Zunge, Farbe, Herkunft neugierig zu betrachten. Bleibt doch der Mensch sich selber der bedeutendste unergründliche Stoff der Nachfrage, des Gesprächs, unendlicher Geschichten. Und diese Richtung des Interesses blieb den Griechen Jahrhunderte hindurch, als ihre schnellen Schiffe sie von ihren Halbinseln und Inseln nach Aegypten, nach Babylon brachten.

Die Reisen der Modernen standen unter dem herrschenden Einfluß des naturbeschreibenden, naturwissenschaftlichen, geographischen Interesses. Oder es waren Männer von universalen Gesichtspunkten, welche für die verschiedensten Gebiete ihren gefahrvollen, mühsamen Unternehmungen einen Ertrag abzugewinnen trachteten. Adolf Bastian, obwohl als Arzt früh in naturwissenschaftlichen Studien heimisch, unternahm seine fünfjährige Reise durch den Osten von Asien, geleitet von einem klar formulirten wissenschaftlichen Interesse, welches erst den letzten Jahrzehnten angehört. Es ist die Aufgabe des neunzehnten Jahrhunderts, eine Erfahrungswissenschaft der geistigen Welt zu begründen. Was seit dem sechzehnten Jahrhundert für die Naturwissenschaft geschehen ist, beginnt nun für die Geisteswissenschaften unternommen zu werden. Die Naturwissenschaften wurden begründet, indem durch eine Reihe in einandergreifender großer Forscher, durch Copernicus, Kepler, Galilei, Newton auf der Grundlage der mathematischen Wissenschaften die Mechanik des Himmels entdeckt ward. Hier zuerst wurden die naturwissenschaftlichen Methoden ausgebildet, durch welche alsdann der Natur ein Geheimniß nach dem andern entlockt ward. Die Wissenschaften des Geistes müssen des mächtigen Hilfsmittels der Mathematik entrathen. Die fein ausgebildeten naturwissenschaftlichen Methoden können daher nur theilweise auf sie übertragen werden. Sie tasten heute noch. So viel ist klar, daß sie eines desto umfassenderen Umkreises von Thatsachen bedürfen, welche sich für ihre Schlüsse darbieten. Und ihnen ist nicht vergönnt, durch das andere mächtige Hilfsmittel der Naturforschung, das Experiment, in ihrem eigensten Gebiet, dem der höhern geistigen Erscheinungen voranzuschreiten. Auch von dieser Seite her ist klar, daß sie auf desto allseitigere, mannigfaltigere, sorgsamere Beobachtung angewiesen sind. Durch diese allein können sie wachsen. Hier muß für eine Wissenschaft des Geistes das Fundament gelegt werden, das Material wenigstens gesammelt werden. Von einer hohen Begeisterung für diese große Aufgabe erfüllt, in ihrem Dienste, unternahm Bastian seine Reisen durch das östliche Asien.

Lange Jahre der Vorbereitung lagen hinter ihm, als er die Reisen begann. Im Jahre 1851 hatte sein vieljähriges Reiseleben begonnen; 1858 zurückgekehrt, entwickelte er in zwei Jahren der Ruhe seine Theorien über das Studium der menschlichen Natur in ihren mannigfachen Formen in seinem dreibändigen Werke: „Der Mensch in der Geschichte." Man erkennt in diesem Werke eine echte Forschernatur, welche mit einem vasten Stoff, mit ungeheuren ungesichteten und doch noch un-

* Die Völker des östlichen Asien. Studien und Reisen von Adolf Bastian. Bd. 3: Reisen in Siam. Bd. 4: Reise durch Kambodja nach Cochinchina. Jena 1868, Costenoble.

zureichenden Materialen, mit einem großen Plane ringt. „Die Psychologie," schrieb er damals, „ist die Wissenschaft der Zukunft, die den weiter und immer weiter aus einander klaffenden Zwiespalt zwischen Glauben und Wissen allein zu vermitteln vermag. Die Psychologie darf nicht jene beschränkte Disciplin bleiben, die mit unterstützender Herbeiziehung pathologischer Phänomene, der von den Irrenhäusern und durch die Erziehung gelieferten Daten sich auf die Selbstbeobachtung des Individuums beschränkt. Die Menschheit, ein Begriff, der kein Höheres über sich kennt, ist zum Ausgangspunkte zu nehmen; als das einheitliche Ganze, innerhalb welchem das einzelne Individuum nur als integrirender Bruchtheil figurirt."

Damit war ausgesprochen, daß die Gesammtheit der anthropologischen, der ethnologischen, der historischen Thatsachen der Ausgangspunkt für die Inductionen des wahren Erforschers der geistigen Welt sein müssen. Auch Andere empfanden das; aber es kommt darauf an, daß Jemand Hand an's Werk lege.

Ungefähr gleichzeitig begannen Waitz und Bastian ihre Unternehmungen von einem bewunderuswürdigen Umfang, um das ethnographische Material einer vergleichenden Anthropologie herbeizuschaffen. Unter den Leistungen zur Begründung einer wahren Geisteswissenschaft behaupten diese Unternehmungen eine bedeutende Stelle. Wenn Helmholtz von der Physiologie aus der Anthropologie eine neue Bahn brach durch die Erforschung des Aufbaues unseres Wahrnehmungskreises auf den Gebieten der Gesichts- nnd Tonempfindungen, so kam damit freilich der Psychologie ein Beitrag zu ihrer Grundlegung aus Gebieten, welche die feinsten, durch Mathematik unterstützten Methoden gestatten. Die Tragweite seiner Leistungen, insbesondere der Optik, für das Verständniß der elementaren psychischen Vorgänge läßt sich noch nicht ermessen. Seine physiologische Optik tritt vor uns als ein wissenschaftliches Kunstwerk ersten Ranges. Die Psychologie wird manches Jahr bedürfen, die hier entdeckten Thatsachen auszunützen, mit der sie verknüpfenden Hypothese sich auseinander zu setzen. Im Gegensatz hierzu waren Waitz und Bastian zunächst auf die Aufgaben umfassender Sammlung und Combination von Thatsachen angewiesen. Sie waren Pfadfinder auf ungebahnten Wegen.

Es ist eine Ehrenpflicht der neueren Forschung, auf Theodor Waitz hinzuweisen. Wenn es gilt, die ethnologischen Thatsachen zu sammeln, so zerfallen dieselben in zwei Gruppen. Die eine umfaßt das Studium der culturlosen oder Naturvölker; die zweite erst das der Culturnationen. Es leuchtet ein, wie entscheidend für unsere Erforschung des Menschen das erstere Studium sein muß. Aber wer das ungeheure, zerstreute Material kannte, mußte wohl vor der Aufgabe zurückschrecken. Vielleicht allein in London, in den Schätzen der dortigen Bibliotheken schwelgend, die mit einer so einzigen Liberalität dem Forscher zu bequemer Benutzung offen stehen, durfte Jemand hoffen, dies Material bewältigen zu können. Auf seine geringen Privatmittel und Sendungen auswärtiger Bibliotheken beschränkt — er war außerordentlicher Professor in Marburg in seinem vierzigsten Lebensjahre — unternahm Waitz, eine Anthropologie der Naturvölker zu begründen. Eine Reihe von Bänden begann seit 1859, welche durch umsichtige kritische Ausnutzung und Beleuchtung der vielartigsten Quellen meisterhaft ist. Aber die Gleichgiltigkeit, mit welcher das Resultat so ungeheurer Anstrengung aufgenommen ward, der Kampf mit der äußersten Ungunst seiner Lage, Anstrengungen, welche auch unter den günstigsten Verhältnissen nur von Wenigen ertragen werden, rieben seine Kräfte frühzeitig auf. Sein Werk ist vorläufig noch unvollendet geblieben.

Ueberblickt man alsdann die Culturnationen und die großen Culturkreise, auf welchen ihr geistiges Leben ruht, so erscheinen zwei große Gruppen in scharfer Umzeichnung, in entschiedenem Gegensatz. Der Cultur des Christenthums tritt die des Buddhismus gegenüber. Seit Goethe und Wilhelm von Humboldt begann man, diesem mächtigen Culturkreis auch in Europa ein lebendiges Interesse zuzuwenden. Ein großer deutscher Schriftsteller — wenn wir ihn auch nicht als einen großen Philosophen anzuerkennen im Stande sind — Schopenhauer, unternahm in unserm Jahrhundert die Weltanschauung dieses Culturkreises in Europa zu vertheidigen, fortzubilden, auszubreiten. Er war ein Missionär des

Buddhismus unter uns Europäern. Diesen Culturkreis zu erforschen, begab sich Bastian auf eine Reihe von Jahren in das östliche Asien.

Es leuchtet ein, wie für unsere westliche Cultur diese des östlichen Asiens grade darum von hervorragender Bedeutung sein muß, weil sie sich von jener, der unsrigen, ganz unabhängig entwickelt hat. Beide laufen in getrennten Reihen neben einander her. Diese Thatsache grade machte sie für die Vergleichung so geeignet. Alle sonst bekannten Civilisationskreise (mit Ausnahme der im vorgeographischen Amerika untergegangenen) haben sich mehr oder weniger mit dem unsrigen gemischt; sie dienten ihm entweder zur früherern Grundlage oder sie zweigten sich von ihm ab. Hier dagegen sind zwei umfassende Gebiete, deren analoge Entwicklungen auf die Einheit eines Bildungsgesetzes zurückweisen, ohne daß nur ein Verdacht gegenseitiger Einwirkung aufkommen dürfte. Dies war nach Bastian's eigener Erklärung der Gesichtspunkt, der ihn grade auf das Studium der ostasiatischen Cultur hinwies.

Wie groß mußte hier der Vortheil des Reisenden gegenüber allen bisherigen Forschern sein! Man kann sich dies etwa verdeutlichen an der Aufgabe, den christlichen Culturkreis zu studiren. Würde es hier genügen, die Bibel und einige Kirchenväter zu studiren? Diesen ein bestimmtes System von Ansichten abzuzwingen? — Welche Ueberzeugungen über die Fortdauer der Seele herrschen im Umkreis der christlichen Cultur? Wer hierauf eine einfache Antwort, ein Dogma als Antwort erwartete, würde das Wesen religiöser Ueberzeugungen ganz verkennen. Nicht mehr Recht haben die, welche über Nirwana etwa in den heiligen Büchern der Buddhisten eine runde Erklärung suchen. Es gilt vielmehr, den vielfachen Gestaltungen religiöser Ueberzeugung, den lebendigen Motiven, dem noch bestehenden Vorstellungskreis nachzugehen, will man erfahren, was dieser buddhistische Culturkreis bedeute. Also der Reisende allein, der bald mit dem Mönch an den Ufern des Irawadi, mit dem Fürsten, dem Gelehrten von Mandalay, bald mit den Bewohnern der Klöster an den Ufern des Menam in ihrer Landessprache sich unterredet, der nicht mit Vorurtheilen und der aufregenden Einseitigkeit des Missionärs diesen allen gegenübertritt, sondern als ein Forscher über göttliche und menschliche Dinge Mitforschenden sich nähert und Verständigung sucht: dieser allein wird den Vorstellungskreis dieser Nationen des östlichen Asiens in seinen psychologischen Wurzeln, in seinen Gemüthsmotiven durchschauen, in seiner freien Mannigfaltigkeit auffassen können. Und in der That haben Bastian's Nachforschungen in Bibliotheken und unter Menschen des östlichen Asien zu ganz neuen und höchst überraschenden Resultaten geführt. Er fand diesen Vorstellungskreis dem unsrigen weit näherstehend, als irgend Jemand vorher bemerkt hat.

Ich habe dies seiner Zeit in einer Anzeige der beiden ersten Bände des Werkes von Bastian in diesen Monatsheften näher ausgeführt. Inzwischen liegen zwei neue Bände vor, welche uns von Birma weiter nach Siam, Kambodja, Cochinchina geleiten; damit schließt die Darstellung der hinterindischen Halbinsel ab. Das Werk hat sich dem Verfasser unter den Händen erweitert. Der nächste Band soll also den Archipelago, Japan und China behandeln, der sechste dann Mongolien und Sibirien nebst der Rückreise. Dann erst wird die zusammenfassende Abhandlung des Buddhismus, welcher wir mit dem größten Verlangen entgegensehen, das Werk schließen. Der Ertrag desselben für das Verständniß des gesammten ostasiatischen Culturkreises wird sich an diesem Abschluß erst übersehen lassen, denn hier werden auch Bastian's umfassende Forschungen in den ostasiatischen Bibliotheken mit seinem Studium der Menschen verknüpft werden. Das volle Resultat dieser Reisen und Arbeiten wird also erst dann den Lesern dieser Monatshefte vorgelegt werden können.

Inzwischen enthalten die beiden neu vorliegenden Bände wieder eine solche Fülle des Interessanten, daß es uns drängt, Einiges wenigstens herauszuheben.

Am Ufer des Menam, eine Strecke bevor er in den Golf von Siam mündet, liegt Bangkok, jetzt die Hauptstadt des Königreichs Siam. Hier verweilte Bastian längere Zeit, die Culturverhältnisse dieses großen Reichs genau zu studiren. Herodot spricht von den Resten einer Pfahlstadt im See Prasias; Hippokrates beschreibt die Pfahlbauten am Phasis; so

sieht man auf Pfählen gebaut Häuserreihen in Bangkok und eine doppelte Reihe schwimmender Häuser rahmt die Ufer des Menam an beiden Seiten ein. Da fahren denn Boote aller Art einhandelnd und verkaufend zwischen den schwimmenden Häusern einher; ganze Häuserreihen sieht man zuweilen freiwillig oder unfreiwillig den Fluß abwärts treiben; an den Ufern aber erheben sich in malerischen Gruppirungen die Thürme der schlanken Pagoden, blicken die Klostergebäude zwischen den Bäumen ihrer Gärten hervor, oder blitzen und schimmern die Dächer der mit Schmuck überladenen Paläste im Sonnenschein. Und wenn sich die Böte der Privatleute der königlichen Residenz nähern, so knien die Ruderer nieder, bis sie den geweihten Bezirk passirt haben.

Man liest heute noch in dem einen oder andern Handbuch der Geographie für höhere Unterrichtsanstalten vom König von Siam: „Der König, der stolze Herr des siebenfachen Sonnenschirms und des weißen Elephanten ist ein schrecklicher Despot u.s.w.“ Nun vernehmen wir von Bastian, der mehrfacher Audienzen bei dem hohen Herrn gewürdigt ward, mit vielem Vergnügen, daß Se. Majestät vielmehr ein — gründlicher Gelehrter ist, der sich mit religiösen Reformen trägt, um den moralischen Kern aus dem Buddhismus rein heraus zu schälen. Etwas barbarisch freilich sind die Empfangsformen. Der Ceremonienmeister brachte Bastian zum Audienzsaal. „Nachdem ich einige Worte mit den anwesenden Ministern gewechselt hatte, blickte ich aus dem Fenster auf den Hof hinab, wo einer der jungen Prinzen auf einem Pony spazieren geführt wurde, als ich etwas an meiner Wade kratzen fühlte. Beim Umdrehen fand ich, daß einer der Hofleute zu mir herangekrochen war, um mir auf diese Weise Nachricht von dem Eintritt Seiner Majestät zu geben. Die ganze Halle war mit den zur Erde geworfenen Körpern des Gefolges bedeckt, als der König, ein kleiner schmächtiger Mann mit lebendigen Augen, auf mich zukam, mir nach englischer Weise die Hand schüttelte u. s. w.“ Der König liest und spricht Lateinisch und Englisch, hat tiefe Palistudien gemacht. Seine Absicht ist, aus den Palischriften alles Fabelhafte und Unglaubwürdige auszuscheiden und nur die moralische Essenz derselben beizubehalten: er ist also, was man in Europa einen Rationalisten nennt. Mit seinem Minister des Auswärtigen hatte Bastian ein Gespräch, in welchem der eifrige Buddhist bemerkte: alle Religionen der Erde könnten in zwei Classen getheilt werden, einmal diejenigen, die andere Mächte zur Hilfe rufen, wie Kinder nach ihren Eltern schreien, und dann solche, die die Hilfe in ihrem eigenen Geiste finden. Die Gebildeten fand Bastian überall mit dem Gedanken einverstanden, daß das Göttliche nach Naturgesetzen die Welt regiere.

Höchst merkwürdig erscheint in seiner Schilderung im Gegensatz hierzu das Gewebe des volksthümlichen Aberglaubens. Ich hebe die Theilung der Seelen im Volksaberglauben hervor, welche den Lebensgefühlen des einfachen Menschen so deutlich entspricht. In Zehen und Fingern der Menschen regieren in jedem ein besonderer Geist (Ursache offenbar der willkürlichen Bewegung und in den Muskelgefühlen gegeben). Wenn nun die Leiche eines Menschen auf dem Scheiterhaufen verbrannt wird, so laufen diese vier Geister davon. Wer zuerst bei der Wohnung des Verstorbenen ankommt, verbleibt dort als Hausgeist. Die andern drei aber eilen weiter nach dem Kloster und der im Wettlauf Gewinnende läßt sich da nieder als Dämon des Grabes. Die beiden noch übrigen laufen hastig nach dem Walde, wo der Schnellste sich als Waldteufel niederläßt, der letzte, der nirgend eine bleibende Stätte finden kann, wandert fortan als das Gespenst ruhelos umher in umheimlichem Spuk. So bleibt auch von den drei Seelen der Chinesen eine im Grabe, die andere an der Ahnentafel, die dritte in der Geisterwelt.

Die Gesänge der Nation haben etwas Eintöniges, aber eben darin den elegischen Klang, der auch in manchen chinesischen und westindianischen Ländern so ergreifend wirkt. So ein Liebeslied: „O du, der schwellenden Lotos gleich, dem ruhigen stillen See. Du, die kein Name genügend preist, o komm, du Langersehnte, komm. Blumen zu pflücken wandert der Bruder umher, Blumen dem Engel darzubringen. Wirst du nicht Theil zu nehmen wünschen, seine Arbeit theilen? Fern bist du geboren, fern an der Küste Junan's, dein Bruder sah das Licht in Siam, laß denn uns beide, die weite Entfernung überwindend,

ein Herz und eine Seele sein, zusammenlebend." Von anmuthigster Naivetät sind Erntelieder, welche die wechselnden Scenen der Arbeit vergegenwärtigen. „Mähet, ihr Schnitter, mähet. Wendet nicht den Kopf, um hinzublicken, ihr werdet euch mit der Sichel die Hand zerschneiden." — „Vorwärts, gemäht, alle mit einander, mäht doch, so mähet. Hell sind jetzt die Nächte mit dem Lichte des Vollmonds. Das ist eine gute Zeit für euch, ihr Mädchen. Dann mögt ihr euch bewirthen und in Spielen erlustigen." Dann: „Man hat mich hier allein gelassen, ganz allein und einsam. Wie still ist's um mich her, ich fühle mich unheimlich. Ein schlechter Platz zum Mähen hier, wo das Gras so hoch steht und so dicht mit dem Reis vermischt. Die Schaaren der Krähen und Habichte leisten mir Gesellschaft statt der Gefährten des Hauses." Und nun tritt die liebliche Schwester herzu zu helfen; dann wieder fliegen die Vögel in Schaaren herbei, die Körner zu fressen und sollen verscheucht werden; die Sonne brennt heiß und die Schnitter rasten; immer neu wechseln die idyllischen Scenen.

Das höchste Interesse zieht aber Bastian's Darlegung der religiösen Vorstellungen Siams, d. h. der Gestaltung, welche der Buddhismus dort in der Gegenwart zeigt, auf sich. Es ist eine Aneinanderreihung von Mittheilungen in objectiver Form, was Bastian bietet. Die Entwicklungsgeschichte des Buddhismus, die geschichtliche und psychologische Entfaltung dieser gewaltigen Culturmacht Asiens ist ganz der spätern Darstellung vorbehalten; hier sind die Grenzen der Reisebeschreibung nicht überschritten. Welcher Art ist also der Vorstellungskreis, in welchem der Siamese die Lehren des Buddhismus heute auffaßt?

Wie den ältesten griechischen Forschern die Gottheit mit der Ursubstanz eins war, so ist dem Siamesen das Gesetz der durch sich bestehende Grund aller Dinge. Die Entwicklung der Schöpfung verläuft nach organischen Gesetzen; das Unentwickelte, das am Anfang war, ist zur Gestalt geworden. Wundersame Welt- und Menschenschöpfungslehren umkreisen auch hier das ewige Problem vom Hervorgang des Menschen inmitten der physischen Welt. Aus gehöhlten Baumstämmen waren die pelasgischen Ureinwohner gekommen; auch die ersten persischen Menschen waren aus Bäumen entsprossen; nach der Buddhalehre sind die ersten Menschen göttlichen Geschlechts. Auch hier ein Sündenfall derer, die von den Dingen dieser Erde essen. Die ersten Menschen gehörten dem göttlichen Geschlecht, das sich frei im Aether und auf Erden bewegt; da sie aber von irdischen Speisen genossen, verloren sie ihren Glanz und durch zunehmende Schwere die Fähigkeit des Fliegens. Nun stieg den so an die Erde Gefesselten, ihren Bedingungen Hingegebenen die Nacht herauf, sie begannen zu jammern und zu klagen, da sie den Tod hereinbrechend glaubten, bis die Sonne glänzend emporstieg, sie mit Freude erfüllte, um dann abermals hinter den Bergen zu schwinden.

Dieses Weltgesetzes wird der Mensch erst ganz theilhaftig in der nahenden Nirvana, der Versenkung in das Nichts. Aber in diesem Nichts ist nur die Verneinung der vielgestaltigen Lebensformen des Daseins ausgesagt: die Existenz wird in ihm nur aufgegeben, damit man in dem Weltgesetz selber untergehe. So lange ein Körper ist, werden seine Schmerzen und seine Leidenschaften sein; so lange ein Geist ist, wird er in die Fesseln der Materie hinabgezogen, wird umhergewirbelt werden in den schmerzbringenden Kreisen der Wiedergeburt. Auch was wir als unsern Geist bezeichnen, ist eine Daseinsform, welche untergeht in dem Weltgesetz, in welchem jede Daseinsform verneint ist; so glauben wir nach Bastian's verschiedenen Aeußerungen diese fundamentale buddhistische Vorstellung erläutern zu dürfen. „Wer weiß," sagt Euripides, „ob das Leben nicht gar Sterben ist und das Sterben Leben." Hieran konnte sich im populären Verständniß, welchem dieser metaphysische Gedanke unzugänglich blieb, leicht eine positivere Fassung anschließen. So erklärte ein hochgestellter siamesischer Geistlicher Bastian: „Gleich Gold, in reinster Feinheit veredelt, enthält Nirvana die ganze Vollkommenheit als Essenz des Lebens."

Aber in die Betrachtung tritt erst ein, wer die Leidenschaften überwunden hat. Bastian weist mit Recht darauf hin, wie die Naturbedingungen des Orients die Leidenschaften zu einer furchtbaren Macht erheben, welche die Religionen des Ostens

alle wie eine schwer überwindliche Naturgewalt dem Gesetz gegenüber stellen. Aus dem Osten kam die gnostische Anklage der Welt; von da die manichäischen Ideen, welche bis in das Mittelalter in christlichen Kreisen sich erhielten; dort entwickelte sich die iranische Lehre von einer doppelten Welt; auch der buddhistische Radicalismus, welcher die Wurzeln des Bösen erst mit unserm Dasein selber auszureißen hofft, ist von hier aus zu erklären. „Dem gegenüber," bemerkt Bastian, „vertraten die griechischen Philosophen die gesunde Naturansicht eines in der gemäßigten Zone zur Mündigkeit herangereiften Volkes. Erst unser Ueberblick über den Erdkreis wird uns indeß ermöglichen, diejenige Anschauung zu gewinnen, die dem Erdensohn in gleicher Weise entspricht, ob er in kalter, gemäßigter oder heißer Zone geboren ist."

So weit Dasein reicht, so weit ist das Weltgesetz lebendig und zugleich der Drang des Lebens, welcher das Böse ist. Es kommt nun auf die Stufe von Vorstellung und Willen an, zu welcher das Weltgesetz sich entfaltet in den verschiedenen Lebendigen. In den Thieren waltet das Böse vor, die Daseinsform bloßer Affecte; von einer Ueberwindung derselben kann hier nicht die Rede sein; sie leben ihre Leidenschaften aus, erschöpfen sie, um dann als unwissende, rohe Menschen wieder geboren zu werden. Doch wird so sehr empfunden, wie Alles, was lebt, auch am Weltgesetz, welches dann erst im Weisen erkannt und verwirklicht wird, Theil hat, daß Buddha auch in sonderbaren Märchen von einer Thierwelt umgeben wird. So ward ein armes Huhn von den „Vorschriften" ergriffen und saß da in Meditationen versunken. Da schleicht denn eine Schlange heran, es zu beißen, wundert sich über seine Unbeweglichkeit, und als sie nach ihren Fragen den Grund vernimmt, fühlt sie gleichfalls das Sehnen nach dem Buddhazustand in sich erwachen. In diese Gesellschaft tritt dann auch ein Ochse als Buddhacandidat, da er sie so freundlich zusammen sitzen sieht und, erstaunt darüber, die Ursache vernimmt. Und wie gar ein Tiger heranspringt, sie zu verschlingen, hält er an, da ihm unbegreiflich ist, wie keiner sich vor seiner Annäherung fürchte, hört die Geschichte und wird ebenfalls zum Hinstreben nach dem Buddha bekehrt.

Es ist eine Stufenfolge von Contemplationen, durch welche in dem Menschen, wenn er die Leidenschaft abthut, das Weltgesetz aufgeht, bis er in der Tiefe desselben, vom Dasein, seinen Leidenschaften und seinen Schmerzen befreit, vollendet wird.

Die Wissenschaft wird der Genesis dieses Vorstellungskreises, in welchem die höchsten Ideen mit den abenteuerlichsten Märchen, metaphysische Erklärung der Welt mit mythologischem Spiel auf das seltsamste verschlungen ist, nicht als einem ewigen Räthsel gegenüber stehen. Der Menschengeist muß schließlich Alles, was aus seiner Tiefe entsprang, aus ihr zu begreifen im Stande sein. Bastian spricht in der Einleitung zu seinem dritten Bande eine Hypothese aus, welche wohl geeignet sein dürfte, in dem pfadlosen Walde religiöser, mythologischer, märchenhafter Elemente der verschiedensten Völkerkreise zu leiten.

Er geht davon aus, daß eine umsichtige Analyse in der Stufenleiter aufsteigender Vervollkommnungen der religiösen Kreise einen gesetzmäßigen und ununterbrochenen Zusammenhang von den leisesten Religionsahnungen der Naturvölker bis zu den erhabensten unserer Gegenwart schließlich entdecken müsse. Es gelte aber von den einfachsten Verhältnissen, gewissermaßen der primitiven Zellbildung des religiösen Lebens auszugehen.

Diese primitive Gestaltung muß in den religiösen Vorstellungskreisen der Naturvölker studirt werden. Hier muß das gleichmäßige Bildungsgesetz im Gewirr von Ahnungen, Bildern, Furcht und Hoffnung entdeckt werden. Die Grundthatsache nun ist: bei diesen Naturvölkern finden sich noch keine Mythologien. Die Religion bewahrt bei ihnen noch ganz und wahr ihren ursprünglichen Sinn eines bindend zurückwirkenden Uebersinnlichen, dessen mächtigem Walten sich der Mensch willenlos unterwirft. Der Wilde bleibt noch ganz dem ingens mysterium verfallen, das ihn im Mutterschooße der Natur umfängt. Er bleibt in den Banden des Wunderbaren und Unbegreiflichen gefesselt. Jedes Ding, das er sieht, ist heilig und unantastbar, das Erzeugniß und somit das Eigenthum verborgener Mächte, welche nur unter sühnenden Ceremonien seinen Nießbrauch gestatten.

Dieser dem Naturmenschen eigene Vorstellungskreis, den wir in starrer Ausprägung bei den wilden Völkern finden, hat also auch den frühesten Stufen der Entwicklung aller Culturvölker zu Grunde gelegen, wie er denn noch heute im populären Aberglauben inmitten der höchsten Civilisation nachwirkt. Aus ihm erwuchs alles Folgende.

Erst wenn dieser Vorstellungskreis sich überlebt hat, formen sich seine Theile zu Mythologien um. Ihr buntes Spiel gestaltet sich aus der Reflexion über dies in einem unbewußten Geistesvorgang heraus gestaltete Jenseits. Das ausschmückende Nebenwerk dichterischer Phantasie, welches nun den ursprünglichen Vorstellungskreis überall durchflicht, verdeckt ihn nur leicht. Nur die Forschung der vergleichenden Mythologie wird ihn überall nachzuweisen im Stande sein. Sie wird zeigen, wie das Religiöse überall im Mythologischen zu Grunde liege, wie es aber durch dasselbe auch überall zerlegt, umgestaltet, zersetzt werde.

So oft sich dann mit dem zunehmenden Bedürfniß einer der Höhe der Zeit entsprechenden Offenbarung unter den Kämpfen schmerzvollen Sehnens jener Mutterstamm der Religion aus seinem Schutte regenerirt, so kehrt er stets auf seine psychologischen Anfänge zurück, wie sie in den elementaren Anschauungen eines naturwüchsigen Denkens eingeschlossen ruhen.

Wir halten das hiermit aufgestellte Gesetz für die Bildung religiöser Vorstellungskreise mit gewissen Modificationen für richtig. Manche dieser Modificationen greifen so tief in die Seelenlehre, daß sie hier nicht zu entwickeln sind. Jedenfalls aber müssen die Religionen der Wilden und die Religionen der Culturvölker im Naturzustand scharf auseinander gehalten werden. Wie uns heute die Religion der nördlichen Indianer zum Beispiel vorliegt, zeigt sie eine große Fülle von Märchen, abenteuerlichen Mythologien. Man denke nur an ihre Schöpfungsgeschichten. So wäre also an ihnen keineswegs der Vorstellungskreis der Naturreligion einfach zu studiren, sondern es läge, falls überhaupt die beiden Stufen zeitlich gesondert wären — was nicht unwahrscheinlich ist — eine verkrüppelte Umgestaltung zur zweiten Form in verschiedenen Theilen des Vorstellungskreises vor. Wenn dann die Forschungen von Waitz sehr wahrscheinlich machen, daß die Anschauungen vom großen Geiste selbständige, vom Christenthum unbeeinflußte Gebilde sind, so wäre doch sehr fraglich, ob sie der ersten Stufe angehörten, obwohl ja die Untersuchungen Welcker's grade hierfür vorläufig den Ausschlag zu geben scheinen. Doch eine Streitfrage bliebe es immer; man könnte ebensowohl an eine freilich höchst unvollkommene Fortbildung in der Richtung der dritten Form denken. Kurz, kaum möchten die Religionen der Wilden ohne große Schwierigkeiten zur Aufstellung der primitiven Naturreligion der Culturvölker gebraucht werden können.

Doch Bastian selber ist am weitesten entfernt, abschließende Theorien aufstellen zu wollen. Die Forschung bedarf der Hypothese, durch welche das Material geordnet werde. Aber in der Sammlung und Ordnung der Thatsachen erkennt er mit Recht das nächste Ziel seiner ethnologischen Arbeiten. „Der redliche Forscher muß Aufopferungsfähigkeit genug besitzen, keine Folgerungen zu ziehen, die nicht aus dem zwingenden Gebote der Thatsachen sich unabweislich aufdrängen; er muß sich hüten, durch die künstliche Glätte eines Selbstruhm suchenden Systems momentan täuschen zu wollen, wo noch kein System vorhanden ist, noch nicht vorhanden sein kann, noch nicht vorhanden sein darf.“ In der That läßt sich der Chemiker nicht von dem Vorwurf verworrener Unbestimmtheit anfechten, der von dem theoretisirenden Standpunkte aus seinem System gemacht werden könnte. Vorübergehend mögen die Beschäftigungen der Pioniere wahrer auf Induction gegründeter Forschung dem Zusammenschütten eines Steinhaufens ähneln. Aber wenn ein die Zeitstürme überdauerndes Gebäude errichtet werden soll, muß wohl vorher der Bauplatz einmal mit unbehauenen Quadern voll gelegen haben.

Lange genug ist die Philosophie in den Labyrinthen eigener Meditationen umhergewandelt. Nun aber hat sich der Gesichtskreis der Forschung in's Unermeßliche erweitert; Geschichte, Ethnologie, Anthropologie bieten einen ungeheuren Stoff für wahre Induction. Es ist nicht zu befürchten, daß ihr, wenn sie erst den wahren Weg

eingeschlagen hat, noch einmal die Erfahrungen ausgehen sollten. Ist aus ihnen der hohe Bau einer Wissenschaft der geistigen Erscheinungen aufzurichten nur erst begonnen worden, dann erst werden wir über die Wolkenpaläste einer Schelling'schen, Hegel'schen Speculation richtiger — ja vielleicht billiger urtheilen.

„Am Eingangsthor der gewaltigen Riesenarbeit stehend, die sich in weite Fernen vor uns ausbreitet, bleibt indeß keine Zeit zur Polemik oder zu langer Argumentation, daß Vorarbeiten nöthig sind, wenn Resultate erzielt werden sollen. Die vom frischen Hauche der Naturwissenschaften durchwehten Forscher, deren Zahl in physikalischen sowohl wie in historischen Disciplinen von Jahr zu Jahr wächst, werden mir sicherlich gern die Hand zum Mitarbeiten reichen." Diesem Wunsche Bastian's ist seine Erfüllung sicher.

Beobachtungen

über

Meteorsteine und Sternschnuppen.

Kometen, Sonnen- und Mondfinsternisse, Sternschnuppen, Wetterleuchten und dergleichen Himmelserscheinungen wurden in früheren Zeiten allgemein mit Gefühlen der größten Ehrfurcht, des größten Aberglaubens betrachtet, ebenso der Fall von Meteorsteinen, und in östlichen Ländern besonders, wo man glaubte, der Fall eines Meteorsteins sei der unmittelbare Vorläufer irgend eines wichtigen Ereignisses, oder eines Nationalunglücks, ward das Datum eines jeden derartigen Falls auf's allersorgfältigste verzeichnet. In China z. B. reichen solche Berichte zurück bis zum Jahre 644 vor unserer Zeitrechnung und Herr Biot hat in dem astronomischen Abschnitt eines der ältesten Jahrbücher dieses Reiches sechzehn Aërolithenfälle aufgezählt gefunden, von denen gemeldet wird, daß sie zwischen den Jahren 644 vor Christus und 333 nach Christus stattgefunden haben; griechische und römische Schriftsteller dagegen erwähnen nur vier solcher Vorkommnisse während der nämlichen Periode. Selbst jetzt noch, im Zeitalter der Wissenschaft und allgemein verbreiteter Kenntnisse, kann man Aërolithen kaum ohne einen gewissen Grad von Furcht betrachten. In der That sind vier oder fünf Fälle vorgekommen, bei denen Menschen durch dieselben den Tod gefunden haben; bei einem andern wurden mehrere Dörfer in Indien durch den Fall eines Meteorsteins in Brand gesteckt, und es ist ein keineswegs angenehmer Gegenstand für das Nachdenken, daß eine derartige Katastrophe sich irgendwo, und zwar in jedem Moment, ereignen kann, besonders wenn wir im Auge behalten, daß diese Steine, obgleich nicht ganz weißglühend, doch stets in einem mehr oder weniger erhitzten Zustand und zuweilen so heiß sind, daß man sie selbst nach Verfluß von sechs Stunden noch nicht ungestraft berühren kann.

Der erste Fall von Meteorsteinen, den man kennt, scheint um das Jahr 654 vor Christi Geburt stattgefunden zu haben, zu welcher Zeit, einer Stelle in den Schriften des Livius zufolge, ein Steinregen auf dem albanischen Hügel, nicht sehr weit von Rom entfernt, fiel. Der in chronologischer Ordnung nächste wird von mehreren Schriftstellern erwähnt, so z. B. von Diogenes, von Apollonia, von Plutarch und Plinius. Das Object wird als ein gewaltiger Stein geschildert, in der Größe von zwei Mühlsteinen, und an Schwere gleich dem Gewicht einer vollen Wagenladung. Er fiel um das Jahr 467 v. Chr. am Aegos Potamos am Hellespont, und war selbst bis zu den Tagen des Plinius, vier Jahrhunderte nach seinem Fall, ununterbrochen ein Gegenstand der Neugier und des Nachdenkens. Von dem Schlusse des ersten Jahrhunderts unserer Zeitrechnung an fehlen uns alle weiteren Nachrichten über diesen Stein; allein obgleich man ihn mehr als achtzehn Jahrhunderte lang aus den Augen verloren hat, sagt doch Alexander von Humboldt in einem seiner Werke: er gebe, trotz aller früheren vergeblichen Bemühungen, denselben wieder zu entdecken, die Hoffnung nicht auf, daß diese thracische Meteormasse, selbst nach einem solchen beträchtlichen Zeitverlauf, da es sehr schwer sein würde, sie zu zerstören, wieder werde aufgefunden werden, besonders seit der Landstrich, in welchem sie fiel, europäischen Reisenden so leicht zugänglich geworden ist.

Der nächste Fall von irgend besonderer Wichtigkeit fand zu Ensisheim im Elsaß

statt, wo am 7. November 1492 ein Aërolith grade zu der Zeit fiel, als der deutsche Kaiser Maximilian I. im Begriff stand, dem französischen Heere eine Schlacht zu liefern. Dieser Meteorstein wurde als eine Reliquie in der Kirche von Ensisheim aufbewahrt bis zum Beginn der französischen Revolution, wo er in die öffentliche Bibliothek von Colmar gebracht ward, woselbst er noch jetzt unter ihren Schätzen aufbewahrt wird.

In späteren Jahren kann der Aërolithenregen, welcher im April 1803 zu L'Aigle in der Normandie fiel, zu den außerordentlichsten uns bekannten Fällen gezählt werden. Man hatte einige Augenblicke zuvor in der Umgegend von Caen und Alençon, wo der Himmel vollkommen hell und wolkenlos war, eine große Feuerkugel beobachtet. In L'Aigle war keine Lichterscheinung sichtbar, sondern die Feuerkugel nahm dafür die Gestalt einer kleinen schwarzen, aus Dunst bestehenden Wolke an, welche plötzlich mit einem heftigen Knall zerbarst, dem mehrmals ein eigenthümliches, rasselndes Geräusch folgte. Die Steine waren zur Zeit ihres Niederfallens heiß, aber nicht roth, und rauchten sichtbarlich. Die Zahl der Steine, die man hernach innerhalb einer sechs bis sieben englische Meilen in der Länge und drei englische Meilen in der Breite messenden elliptischen Bodenfläche sammelte, hat man verschieden zu zwei- bis dreitausend geschätzt. Sie waren von 2 Drachmen bis zu $17^1/_2$ Pfund schwer. Die französische Regierung gab Herrn Biot, dem berühmten Naturforscher, sogleich Auftrag, sich an Ort und Stelle zu begeben, zu dem ausdrücklichen Zweck, die authentischen Thatsachen in Betreff eines Phänomens zu sammeln, das bis zu jener Zeit fast allgemein als ein Beispiel von Volksaberglauben und Leichtgläubigkeit behandelt worden war. Sein bündiger Bericht machte allen Zweifeln hierüber ein Ende und seit dieser Zeit wird die Wirklichkeit, nicht bloß die Möglichkeit, solcher Vorkommnisse nicht mehr bestritten.

Die Gesammtzahl von Aërolithenfällen, die bis auf die Gegenwart herab in Großbritanien und Irland beobachtet worden, beläuft sich auf zwanzig, von denen vier in Schottland und vier in Irland vorkamen. Der größte und bemerkenswertheste von diesen Aërolithen fiel am 13. December 1795 bei Wold Cottage, in der Pfarrei Thiving, East Riding von Yorkshire. Zeugen seines Falles waren zwei Personen; als man den Stein ausgrub, fand man, daß er nicht weniger als 18 Zoll tief in harten Kreideboden eingedrungen war. Er wog ursprünglich ungefähr 56 Pfund, allein der Theil davon, welcher im Britischen Museum aufbewahrt wird, steht im amtlichen Katalog nur zu 47 Pfund 9 Unzen 53 Gran verzeichnet, was grade das doppelte Gewicht des Devonshirer Aërolithen ist.

Olbers war der erste, welcher die Annahme, daß die Steine vom Monde fielen, wissenschaftlich behandelte, und bald nach dem Fall eines Aërolithen in Siena, im Jahre 1794 fing er an, mittelst der abstrusesten Mathematik die Frage seiner Prüfung zu unterziehen. Nach mehrjähriger Arbeit gelang es ihm, zu zeigen, daß ein Stein, um unsere Erde zu erreichen, mit einer anfänglichen Geschwindigkeit von 8,292 Fuß in der Secunde vom Monde abgehen müßte; dann würde er, mit zunehmender Eile abwärtsgehend, mit einer Geschwindigkeit von 35,000 Fuß in der Secunde auf der Erde ankommen. Da jedoch häufige Messungen gezeigt haben, daß die durchschnittliche wirkliche Geschwindigkeit von Aërolithen 114,000 Fuß oder ungefähr $21^1/_2$ englische Meilen in der Secunde beträgt, so ist durch diese merkwürdigen und höchst genauen Berechnungen erwiesen, daß sie aus einer größern Entfernung, als der unseres Satelliten kamen. Billigerweise müssen wir hier anführen, daß die Frage in Betreff der anfänglichen Geschwindigkeit, auf welcher der ganze Werth dieses sogenannten „ballistischen Problems" beruht, von drei andern ausgezeichneten Mathematikern, den Herren Biot, Laplace und Poisson, welche zehn oder zwölf Jahre lang unabhängig von einander sich mit diesen Berechnungen beschäftigten, geprüft wurde. Biot's Schätzung war 8,282 Fuß in der Secunde, die Laplace'sche 7,862, und die Poisson'sche 7,585 Fuß — Ergebnisse, die annähernd ziemlich genau mit dem Olbers'schen übereinstimmen.

Der Reisende Pallas fand im Jahre 1749 zu Abakansk in Sibirien, die jetzt im kaiserlichen Museum zu St. Petersburg befindliche, 1680 Pfund schwere Masse me-

teorischen Eisens. Eine andere, auf der Ebene von Tucuman bei Otumpa in Südamerika liegende Masse ist durch Messung zu einem Gewicht von nicht weniger als 33,600 Pfund, oder zu etwa 15 Tonnen geschätzt worden, und eine dritte, mit welcher im verflossenen Jahr die glänzende Sammlung von Meteoriten im Britischen Museum vermehrt wurde, wiegt etwas mehr als $3^1/_2$ Tonnen. Sie ward in Cranbourne, bei Melbourne, gefunden, und von einem Herrn Bruce in der Absicht gekauft, sie dem Britischen Museum zum Geschenk zu machen. In diesem Museum kann man auch ein kleines Bruchstück eines ursprünglich 191 Pfund schweren Aërolithen sehen, das seit unvordenklicher Zeit in Elbogen, bei Karlsbad in Böhmen, gelegen war, und dem man stets die märchenhafte Benennung, „der verwünschte Burggraf,“ gegeben hatte. Der Rest dieser Masse wird in der kaiserlichen Sammlung zu Wien aufbewahrt. In Großbritanien hat man bisher nur zwei meteorische Massen entdeckt, sie aber nicht fallen gesehen; die eine fand man vor ungefähr vierzig Jahren bei Leadhills in Schottland, die andere im Jahre 1861 zu Newstead in Roxburgshire.

Wenn wir die Zusammensetzung der Meteorsteine untersuchen, so finden wir in den verschiedenen Stücken eine große Verschiedenheit ihrer chemischen Structur. Eisen ist das meist stets vorhandene Metall, gewöhnlich begleitet von einem beträchtlichen Procentsatz Nickel und Kobalt; auch fünf andere Metalle kommen vor, Chrom, Kupfer, Molybdän, Mangan und Zinn — von allen diesen aber ist Eisen das vorwiegende, indem bisweilen 96 Theile in 100 vorhanden sind. Man hat indeß einige seltene Beispiele kennen gelernt, in denen das Verhältniß des Eisens so gering war, daß es nur 2 Procent betrug, und der so verursachte Mangel war ersetzt durch eine größere Beimischung irgend eines Erdminerals, z. B. durch Augit, Hornblende oder Olivin. Andere Ingredientien, wie Kohlenstoff, Schwefel, Alumia &c., finden sich ebenfalls, in verschiedenen Verhältnissen, in der Zusammensetzung der Aërolithen; die Gesammtzahl der in denselben beobachteten chemischen Elemente beträgt, bis heute wenigstens, neunzehn oder zwanzig. Mit Recht hat ein ausgezeichneter Schriftsteller bemerkt, daß bis jetzt keine neue Substanz von außen her zu uns gekommen ist, und sonach finden wir, daß alle diese neunzehn oder zwanzig Elemente genau denjenigen ähnlich sind, welche auch in den Felsen und Mineralien unserer Erde vorkommen; den wesentlichen Unterschied zwischen den beiden Classen und Bildungen — der himmlischen und der irdischen — sieht man auf's klarste in den beziehungsweisen Methoden, in welchen die Bestandtheile beigemischt sind.

In dem äußeren Aussehen der Aërolithen kommt ein Charakterzug so beständig vor, daß unter den vielen hundert Beispielen, von welchen wir Kenntniß erhielten, nur eines (so weit wir Gewißheit erlangen können) vorhanden ist, dem dieses Merkmal fehlt. Wir meinen die schwarze, geschmolzene Kruste oder Rinde, mit welcher die Oberfläche der Meteorsteine bedeckt ist. Sie erstreckt sich gewöhnlich mehr nicht als einige Zehntel eines Zolls in die Substanz des Steins, und rührt vermuthlich von der ungemeinen Raschheit her, mit der diese Steine in den Sauerstoff unserer Atmosphäre herabkommen, wodurch sie eine geringe und theilweise Verbrennung erleiden, welche indeß, wegen der kurzen Zeit, die ihr Fall nothwendigerweise in Anspruch nimmt, nicht tiefer in die Oberfläche einzubringen vermochte.

Schließlich machen wir unsere Leser aufmerksam auf die herrliche Sammlung von Meteorsteinen, die in mehreren Glaskästen am Ende der Mineraliengalerie im Britischen Museum enthalten sind. Der Katalog für das Jahr 1856 gab eine Liste von 70 bis 80 Stücken; im Jahre 1863 wuchs diese Zahl auf 216 an, hauptsächlich durch den Sammlerfleiß des Curators, Herrn Maskelijne's, und seit jener Zeit ist noch einiges weitere hinzugekommen. Als die hervorragendste unter den in Continentalmuseen enthaltenen Sammlungen kann die kaiserliche in Wien gelten, da sie eine Reihenfolge von Stücken besitzt, die ebenso ihrer Größe als ihrer Wichtigkeit wegen merkwürdig sind.

Professor Benzenberg sagte 1834 in seiner Abhandlung über die Sternschnuppen: Ich glaube, daß alle Sternschnuppen Steine aus dem Monde sind, die durch die Mondvulcane in die Höhe geworfen werden und zwar mit einer Geschwindigkeit, die größer ist wie 8000 Fuß in einer Secunde, wo

sie dann nicht wieder auf den Mond zurückfallen, sondern wie kleine Monde um unsere Erde gehen, und das in längeren oder kürzeren Ellipsen.

Der Durchmesser derselben beträgt aber höchstens 1, 2 bis 3 Fuß und selten 4 bis 5 Fuß. So war z. B. der Ensisheimer ungefähr 1 Fuß, der von Agram 1 Fuß, der von Siena 1/2 Fuß und der von Stammern 1 Fuß groß. Die Aachener Eisenmasse wird höchstens 4 Fuß sein, die in Sibirien ungefähr 2 Fuß und die in Amerika, welche 30,000 Pfund wiegt, wird ungefähr 5 Fuß Durchmesser haben.

Diese Sternschnuppen können mit Millionen um die Erde gehen. Denn gesetzt, jeder wöge 30,000 Pfund und wäre also 5 Fuß mächtig, so wären auf dem Monde, wenn nur 1/4 Cubikmeile (oder 6000 Fuß lang, breit und hoch) von demselben in die Höhe geworfen worden, 1728 Millionen Steine gebildet, welche um die Erde herumlaufen. Daher kommt es auch, daß, wie Herr von Schreiber sagt, täglich 2 Sternschnuppen auf die Erde fallen und er beweist dies durch die Steinniederfälle in Frankreich und England vom Jahre 1790 bis 1815.

Diese kleinen Mondsteine oder Sternschnuppen gehen nun entweder:

1) Immer in der Leere herum, und leuchten, wenn sie in unsere Atmosphäre kommen (d. h. 5, 10 oder 15 Meilen von der Erdoberfläche) und gehen ihren gewohnten Gang weiter, oder

2) sie fallen auf die Erde, wie z. B. der Ensisheimer, der Agramer, der von Siena und der von Stammern oder der, welcher 1650 in Mailand einen Franziskaner todtschlug, der von dem Steine getroffen wurde, oder

3) sie fallen auf die Erde, aber ehe sie auf der Erde sind, werden sie wieder in die Höhe geschnellt und gehen wieder im Leeren fort.

Dies Indiehöhewerfen thut die Luft, welche von der Sternschnuppe mit einer Geschwindigkeit von 4 bis 5 Meilen in der Secunde durchlaufen wird, wo es dann hinter der Sternschnuppe luftleer und vor derselben die Luft so verdichtet wird, daß sie gleichsam dem Quecksilber die Waage hält. Und da nun die Federkraft der Luft immer wächst, und z. B. wie 10,000 zu 1 ist, so wird die Sternschnuppe von derselben wieder in die Höhe geworfen und sie geht wie vorher im Leeren fort. Dies war der Fall bei Nr. 12, welche wir am 9. October 1798 beobachteten.

Daß die Sternschnuppen platzen, wenn sie in die Nähe der Erde kommen und dann als kleiner Steinregen auf dieselbe herunter fallen, dies ist bekannt, aber auch schwer zu erklären.

Die Mondsteine oder Sternschnuppen oder Feuerkugeln kommen daher aus den Mondvulcanen in die Höhe und wenn sie eine Geschwindigkeit von 8000 Fuß haben, so kommen sie nicht wieder auf den Mond zurück, sondern gehen als neue Monde um unsere Erde.

Aber diese Monde sind klein und haben nur 1, 2, 3, 4 bis 5 Fuß Durchmesser, wie man dies an den Stein- und Eisenmassen sieht, die vom Monde herunterkommen.

Eine ungeheure Menge Mondsteine läuft um die Erde herum. Wie groß die Anzahl derselben ist, wissen wir nicht. Aber wenn nur 6000 Fuß lang, breit und hoch aus den Mondvulcanen ausgeworfen werden, die als neue Monde um die Erde herumlaufen, so werden diese, wenn sie 5 Fuß kantig sind, schon 1728 Millionen Steine betragen.

Wenn die Mondsteine in unserer Nähe ankommen, das heißt, wenn sie von der Erde nicht mehr als 10 Meilen entfernt sind, so leuchten sie in unserer Erdatmosphäre.

Sie kommen mit einer Geschwindigkeit von 5 Meilen in der Secunde an und durchlaufen die ganze Atmosphäre von 10 Meilen in 2 Secunden. Weil aber der Mondstein so ungeheuer schnell die Atmosphäre durchlaufen muß, so verdickt er die Luft vor sich und hinter sich läßt er einen leeren Raum.

Bis zu welchem Grade die Luft sich verdicken läßt, dies wissen wir nicht. Wir haben keine Erfahrung hierüber, welche 5 Meilen in einer Secunde betrüge.

Wir wollen annehmen, daß die Luft so sehr verdichtet werde, daß sie dem Quecksilber auf der Waage gleich wäre, so daß ein Cubikzoll Luft und ein Cubikzoll Quecksilber gleich ständen.

Wenn das Quecksilber auf 28 Zoll steht, so müßte die Luft nach Biot 10,495 mal schwerer sein wie jetzt. Die Luft behält

immer ihre Federkraft, und wie sie dieselbe behält, das sehen wir am luftleeren Raum. Otto von Guericke konnte, als er die Luftpumpe erfand, zwei Halbkugeln nicht von einander trennen, aus denen die Luft gepumpt war, ungeachtet er vier Pferde an die Halbkugeln spannte.

Die Federkraft der Luft schnellt endlich den Stein wieder in die Höhe, sie ist stärker wie die Anziehung der Erde.

Herr von Schreiber sagt, daß täglich zwei Mondsteine auf die Erde kommen. Ist nun wirklich eine Gefahr damit verknüpft?

Außer dem Araber, der von einem Mondsteine soll erschlagen sein, müssen wir uns auch noch des Franziskaners erinnern, der 1650 von einem Mondsteine zu Mailand getroffen wurde. Der Stein wurde aus dessen Fleische ausgeschnitten und ist also ein redender Beweis für die Gefahr, von Mondsteinen getödtet zu werden. Die Wunde an einer Rippe, wo der Stein eingedrungen, war wie vom Feuer oder vom Brande geschwärzt; sie endigte an einem Knochen. Der gefundene Stein, welcher nur 14 Unzen wog, war fast rund, mit einem stumpfen Winkel; die Dicke und die Breite betrug etwa 1/2 Zoll. Die Farbe war verschieden; an einer Stelle war er wie ein im Ofen verglaster Backstein, an einer andern hatte er eine dünne und durchscheinende Rinde und an der entgegengesetzten war er rauh und eisenartig. Als er in der Mitte zerbrochen ward, verbreitete er einen starken Schwefelgeruch. Er ward in dem Naturalienkabinet des Grafen Settala verwahrt; der ältere Graf, Manfredo Settala, war selbst zugegen, als man den Stein aus der Wunde schnitt.

Bei Siena wurde 1794 ein Hutfilz, den ein Junge auf dem Kopfe hatte, versengt. Das war also sehr nahe dabei, schlimmer zu werden.

Ein Schiff, welches den 4. Nov. 1749 auf offener See dahin segelte, wurde durch einen Mondstein so versengt, daß drei Matrosen für todt niederfielen. Den 19. Mai 1552 wurde durch einen Mondstein der Leibhengst des Grafen von Schwarzenberg getödtet. Den 6. August 1650 wurden durch einen Mondstein zu Dortrecht die Fenster eingeschlagen. Den 12. November 1761 wurde durch einen Mondstein nicht weit von Dijon ein Haus angezündet. 1779 wurde zu Pettiswood durch einen Mondstein ein hölzernes Joch von einem Pferde zerschlagen. Den 23. October 1801 wurde in England bei Bourg St. Edmont durch eine Feuerkugel das Haus eines Müllers angezündet. Den 4. Juni 1803 wurden zu East Norton durch eine Feuerkugel im Gasthofe „Zum weißen Ochsen" viele Zerstörungen angerichtet.

Man sieht also, daß die Mondsteine zu Zeiten gefährlich werden.

Es läßt sich also feststellen:

1) Die Sternschnuppen oder Feuerkugeln oder Leuchtkugeln sind alle Mondsteine.

2) Diese Mondsteine gehen mit Millionen um unsere Erde herum.

3) Sie haben einen Durchmesser von 1, 2, 3 bis 5 Fuß.

4) Täglich kommen etwa 2 auf der Erde an. Zuweilen tödten sie, wie z. B. den Franziskaner in Mailand, oder es steckt ein Mondstein ein Haus in Brand, wie z. B. das Haus des Müllers in Bourg St. Edmont in England.

5) Die Mondsteine werden aus dem Monde geschleudert mit 8000, 16,000 bis 32,000 Fuß in einer Secunde; sie kommen dann nicht wieder auf den Mond zurück.

6) Indem sie mit Millionen um die Erde herumlaufen, sind sie entweder nur 5 Meilen von der Erde entfernt oder 10 Meilen, 100 Meilen, 1000 Meilen, 10,000 Meilen, 100,000 Meilen oder 200,000 Meilen.

7) Wenn sie mit 8000 Fuß Geschwindigkeit vom Monde ausgeworfen werden, und der Krater hat eine günstige Lage, so kommen sie in 2 1/2 Tag auf unserer Erde an. Ihre Geschwindigkeit ist dann 15,000 Fuß in 1 Secunde.

8) Da aber die Mondsteine 4 bis 5 Meilen in 1 Secunde haben, so müßten sie, wenn der Krater günstig liegt, eine Geschwindigkeit aus dem Mondkrater von 32,000 Fuß haben.

9) Liegt aber der Mondkrater nicht günstig, so daß die Mondsteine nicht auf die Erde fallen, so können sie in der Erdnähe entweder 100 Meilen, 1000 Meilen, 10,000 Meilen, 50,000 Meilen, 100,000 Meilen oder 200,000 Meilen von der Erde entfernt bleiben und immer um die Erde herumgehen, ohne daß wir sie sehen.

10) Ein Mondstein, der im Kreise um die Erde geht, mit einer Geschwindigkeit von 4

Meilen in der Secunde oder 200,000 Meilen vom Mittelpunkte der Erde entfernt; diesen Mondstein sehen wir niemals eben wegen seiner Kleinheit von 5 Fuß.

11) Da aber die Mondvulcane alle möglichen Richtungen haben, so wird einer die Steine auswerfen zu 100,000 Meilen, zu 50,000 Meilen, 10,000 Meilen, 1000 Meilen, 100 Meilen oder zu 5 Meilen. Dieses ist die Entfernung der kleinen Axe der Ellipse von der Erde.

12) Aber die größte Axe der Ellipse muß um 300,000 Meilen, 1,000,000 Meilen, 2,000,000 Meilen u. s. w. von der Erde entfernt sein.

13) Wenn unsere Erde keine Atmosphäre hätte, so würden unsere Erdvulcane die Steine ebenso fortwerfen, wie die Mondvulcane, nämlich 1,4 Meile. Aber sie hat eine Atmosphäre und wegen des Widerstandes der Luft müßte ein Stein in einer Secunde 143 Meilen Geschwindigkeit haben.

Ueber den in den Nächten vom 12. zum 13. und vom 13. zum 14. November 1866 im Voraus angekündigten großen Sternschnuppenfall finden wir mehrfache Berichte. So schreibt die „Danziger Zeitung" vom 14. d. M.: „In voriger Nacht boten die in großer Menge fallenden Sternschnuppen ein sehr interessantes Schauspiel. Wie Raketen kamen sie von Osten nach Westen über den Himmel dahin geschossen, bald mit kurzem, bald mit langem Bogen, bald ein glänzender Körper, bald wie ein Komet mit langem, leuchtendem Schweif. Auf dem Kohlenmarkte blieb sogar ein breiter, schlangenartig gewundener Leuchtstreif noch lange über dem Theater stehen, nachdem der Stern erloschen war. Es war, als ob die Sterne sich scherzend diese feurigen Schneebälle zuwarfen, und der große Bär schien namentlich von der Cassiopeia in Angriff genommen zu sein. Sehr überraschend war es, wenn in der Straße plötzlich hinter der einen Häuserreihe ein solches Meteor erschien, mit Blitzesschnelle seine Streifen über den Himmel zog und hinter der gegenüberstehenden Häuserreihe verschwand. Von 1 bis 2 Uhr sah ich 251 Erscheinungen."

Herr Professor Heis in Münster schreibt unter demselben Datum: „Anhaltend trübe Witterung verhinderte die Beobachtung der Sternschnuppen während der diesjährigen Novemberperiode, welche voraussichtlich eine reiche Ernte versprechen mußte. Vom 13. bis 14. gegen Mitternacht hellte sich der Himmel plötzlich auf und erschien in ungemeiner Klarheit. Nachdem der Vorhang gelichtet, begann das Schießen der meist hellen Meteore, welche zum größern Theile hellere Schweife zurückließen. Von einem gegen Westen gelegenen Fenster wurden von fünf Minuten vor Mitternacht bis 1 Uhr Morgens 202 Sternschnuppen gezählt; häufig fielen mehrere derselben gleichzeitig und erschwerten das Abzählen. Von 11 Uhr 55 Minuten bis $12^1/_2$ Uhr wurden 62 Sternschnuppen gezählt, von denen 45 durch das Sternbild des Schwanes gingen; in der nächsten Viertelstunde wurden 60 und in der darauffolgenden Viertelstunde sogar 80 Meteore gezählt. Nimmt man an, daß man von dem Fenster aus nur etwa den vierten Theil des Himmels übersehen konnte, so würde die Zahl der sämmtlichen Meteore, wenn sie gleichmäßig am Himmel vertheilt waren, in der angegebenen Zeit bei 800 betragen haben. Der gegenwärtige November ist durch mehrere Nordlichter ausgezeichnet. Am Abende des 1. wurde um 8 Uhr, als der Himmel sich auf kurze Zeite aufgehellt hatte, in Münster ein schwaches Nordlicht gesehen. Dasselbe wurde auch an einem andern Orte Westphalens bemerkt, in Peckeloh. Von Stockholm und Hernösand werden Nordlichter vom 3. November gemeldet. Am Abend des 10. entfaltete sich gegen 7 Uhr in Münster ein Nordlicht; ein heller Saum begrenzte den nordwestlichen Horizont; bis nach 10 Uhr wurde ein heller Schein bemerkt, der sich bis zur Höhe des Polarsternes hinaufzog. An demselben Abende des 10. wurde in Brüssel ebenfalls sein Nordlicht bemerkt."

Ueber das Erscheinen der Sternschnuppenfälle wird aus Berlin wie folgt berichtet: „In den letzten Nächten ist die Aufmerksamkeit der Astronomen auf das Erscheinen reicher Sternschnuppenfälle gerichtet gewesen, nachdem die Untersuchungen des amerikanischen Astronomen Newton aus allen in den vorangehenden Jahrhunderten verzeichneten Fällen dieser Art abgeleitet hatten, daß die Erde im November etwa alle 33 Jahre einer Gruppe von kleinen Weltkörpern begegne, welche bei dem schnellen Durchgange durch die hemmende Erdatmosphäre jene

Lichterscheinungen darbieten, daß ferner alle 133 Jahre der Durchgang der Erde durch das Centrum dieser Schaar erfolge und daß endlich ein solcher Durchgang in den Morgenstunden des 14. November 1866 sicher zu erwarten sei.

Von Seiten der hiesigen Sternwarte waren für die Beobachtung dieses Phänomens besondere Vorbereitungen getroffen worden. Ein Theil der hiesigen Astronomen hatte sich nach Brandenburg und Nauen begeben, um von dort aus Ortsbestimmungen der zu erwartenden Lichterscheinungen anzustellen, aus denen in Verbindung mit den correspondirenden Beobachtungen der auf der Berliner Sternwarte zurückgebliebenen Astronomen die Entfernungen jener Erscheinungen von der Erdoberfläche hergeleitet werden sollten.

Diesem Beobachtungssystem hatte sich der durch seine Sonnenfleckenbeobachtungen um die Astronomie verdiente Professor Spoerer in Anclam, sowie der durch Entdeckung mehrerer Kometen bekannte Uhrmacher Baeker in Nauen angeschlossen.

Zwischen der Berliner Sternwarte, welche durch eine unterirdische Leitung mit der hiesigen Centraltelegraphenstation verbunden ist, und Brandenburg, Nauen und Anclam war durch die Bereitwilligkeit der königlichen Telegraphendirection für gewisse Stunden eine directe telegraphische Correspondenz eröffnet, vermöge derer die Beobachter von Brandenburg, Nauen und Anclam ihre Chronometer genau mit der Zeit der Sternwarte vergleichen konnten, damit die Identität der an den verschiedenen Orten erscheinenden Sternschnuppen durch die absolute Gleichzeitigkeit ihres Aufleuchtens innerhalb derselben Zeitsecunde nöthigenfalls geprüft werden könne.

In der so mit Spannung erwarteten Nacht vom 13. bis zum 14. November schien Anfangs die Ungunst des Wetters alle Vorbereitungen illusorisch zu machen; jedoch brach nach 9 Uhr Abends der starke Westwind mehrmals in längeren Zeiträumen die leichten Regenwolken, so daß wenigstens ein Theil der Wahrnehmungen als gelungen zu betrachten ist.

Das Phänomen war besonders in Berlin und Brandenburg von überraschender Schönheit und Großartigkeit. In der Richtung zum Sternbilde des Löwen, nach welchem in jener Nacht grade die Bewegung der Erde gerichtet war, erschloß sich eine wahre Quelle von Lichterscheinungen, aus welcher sie nach allen Seiten hin wie Raketen ausstrahlten, oft 10 bis 15 zu gleicher Zeit den Himmel mit ihren leuchtenden Schweifen durchfurchend.

Bis Mitternacht waren die Erscheinungen nur sehr spärlich gewesen, gegen 1 Uhr jedoch begann die Strahlung aus dem Bilde des Löwen, erreichte gegen 2 Uhr einen solchen Höhepunkt, daß die Beobachter zeitweise nur schauen und staunen konnten und sank dann von halb 3 Uhr ab bis 5 Uhr wieder, bis gegen 6 Uhr die gewöhnliche Stille des Anblicks zurückkehrte. Die Beobachter hatten fast greifbar den Eindruck der enormen Geschwindigkeit, mit welcher sich in der Richtung zum Löwen die Erde durch jene Planetenschaar hindurchdrängte."

Die Aërolithen, Sternschnuppen, Meteorsteine ꝛc. sind also winzig kleine Planeten, die, wenn sie mit einer, einer Kanonenkugel spottenden Geschwindigkeit in unsere Atmosphäre bringen, sich durch Luftreibung erhitzen, so daß sie leuchtend werden; die einen durchfahren die über unserer Atmosphäre liegenden Regionen und heißen Sternschnuppen, die andern schlagen zu Boden und heißen Meteorsteine.

Der Meteorregen am 13. November 1833 ist nach Berechnungen so compact gewesen, daß die Zahl dieser am Horizont in Boston sichtbaren Körper in einer einzigen Nacht auf 240,000 geschätzt werden konnte.

Alle Mondsteine, die auf die Erde kommen, sind nichts gegen diejenigen, die im ewigen Leeren herumgehen.

Auf dem Monde sind über 1200 Vulcane an einer Seite, und auf der andern, die wir nicht sehen, sind wahrscheinlich ebenso viele. Also zusammen 2400 Vulcane, die alle in die Höhe werfen und wo die Steine nicht wieder auf den Mond zurückgehen.

Die Mondsteine können aber auch auf den Mond zurückgehen, nachdem sie 100, 200 und 300 Jahre um die Erde gelaufen sind. Denn die Mondsteine gehen immer fort, auch wenn man sie nicht sieht, woran entweder die Helligkeit des Tageslichtes oder des Nachts die trübe Witterung Schuld ist.



In der Fremde.

Dem Holländischen nacherzählt

von

Adolf Glaser.

(Fortsetzung.)

Während Philipp auf der Bank der armseligen Wirthsstube träumend saß, war in der Umgegend von Reizenort Alles in Aufruhr und Bewegung. Kaum war die Polizei von dem Vorfall benachrichtigt, so fand sich der Untersuchungsrichter mit mehreren Beamten auf der Fabrik ein, um an Ort und Stelle ein Protocoll aufzunehmen. Es wurde genau constatirt, daß die Diebe von außen das Fenster geöffnet hatten und hereingestiegen waren, daß sie eine Kiste und den Schreibepult erbrochen hatten, wobei sich leider nicht feststellen ließ, was von beiden zuerst geschehen war. Ferner wurde entdeckt, daß noch ein anderes Fenster von außen, und zwar von dem vor demselben stehenden Maulbeerbaum aus, geöffnet worden war; in der Stube, zu welcher dies Fenster führte, hatte man einen Stuhl bei dem Tische stehen und auf letzterm Cigarrenasche nebst einem Endchen Cigarre gefunden, welches letztere genau mit andern Cigarrenenden übereinstimmte, die bereits früher in den Kamin geworfen waren.

Der alte Fastemann fand sich höchst unangenehm berührt, als er einem so jungen Menschen, wie der Untersuchungsrichter war, Rede und Antwort stehen sollte, und es wäre fast zu einem Streit zwischen beiden gekommen, bevor er sich herbeiließ, Auskunft zu ertheilen, wie viel die Diebe gestohlen hatten und ob außer ihm noch Jemand im Hause zu schlafen pflege. Das Gericht fand selbstverständlich die Persönlichkeit Münster's sehr verdächtig und obgleich sich Fastemann für dessen Ehrlichkeit verbürgte, half ihm dies nichts und der ehemalige Zuchthaussträfling mußte sofort zurückberufen werden, ja derselbe konnte sogar von Glück sagen, daß man ihn nicht zurück transportiren ließ. Als Fastemann in Bezug auf Erlen gefragt wurde, ob dessen Familie ihm näher bekannt sei, besann er sich eine Weile und entgegnete dann mit einem entschiedenen Nein. Weiter befragt, ob ihm in des jungen Menschen Betragen während seines Aufenthalts in Reizenort nichts Bemerkenswerthes aufgefallen sei, erinnerte sich der alte Mann, daß Philipp ein Gewehr auf ihn angelegt habe, und unter dem Eindruck der Frage sagte er halb zu sich selbst: „Er hat mich einmal fast durch einen Flintenschuß getroffen," worauf der Untersuchungsrichter ein bedenkliches Gesicht machte und sich den Vorfall mit allen Einzelheiten erzählen ließ.

Als Münster ankam, stellte der Untersuchungsrichter zuerst die Frage an ihn, wo

er den jungen Erlen gelassen habe und als er die Auskunft gab, daß er diesen im Dorfe zurückgelassen, wurde an den Bürgermeister in Rothenburg geschrieben, um zu erfahren, ob er dort angekommen sei. Vorderhand wurde Münster ganz besonders beobachtet, und wie das Gericht, so dachten auch die Bewohner der Umgegend von Reizenort. In ihren Augen unterlag es keinem Zweifel, daß Münster den jungen Erlen verleitet habe, den Diebstahl mit ihm zu begehen. Der allgemeinen Ansicht nach war Erlen mit dem Gelde vorausgeeilt und Münster sollte nachkommen. Aber wo war Philipp Erlen geblieben? Er war plötzlich verschwunden, ohne daß man wußte, warum und wohin, und dies war nicht nur für die große Menge ein Räthsel, sondern auch für diejenigen, deren Aufgabe es war, sich darüber Aufschluß zu verschaffen. Das Gericht hatte geglaubt, er sei nach Rothenburg abgereist, aber der Bürgermeister Degeling, bei welchem amtlich angefragt wurde, hatte erklärt, daß der junge Erlen dort noch nicht angekommen sei, und aus einer Unterredung mit dem Steuereinnehmer folgerte er, wie er schrieb, daß die Familie in den letzten Wochen nichts von ihm vernommen habe.

Es war kein Wunder, daß diese gerichtliche Anfrage den Bürgermeister Degeling in nicht geringe Aufregung versetzte. Zuerst besprach er die Sache mit seiner Frau und dann ersann er eine geschäftliche Veranlassung, welche den Steuereinnehmer zu ihm führen mußte. Er versuchte anfänglich, diesen auszuforschen, ob Philipp sich vielleicht heimlich in Rothenburg aufhalte, aber der ehrliche und offene Steuereinnehmer merkte bald, daß irgend etwas mit seinem Sohn nicht ganz in Ordnung sei und indem er seine Hand auf Degeling's Arm legte, sagte er mit bebender Stimme: „Ich bin ein Mann, Herr Degeling, sagen Sie mir lieber Alles auf einmal, anstatt mich auf die Folter zu spannen."

„Ich versichere Ihnen," entgegnete der Bürgermeister, „daß ich nichts Besonderes — es ist vom Gerichte bei mir angefragt, ob Ihr Sohn vielleicht — ich soll sofort Nachricht —"

„Durch das Gericht?"

„Nun ja, wie denn sonst? Es kann eine Streitigkeit — es kann etwas Anders — und nun mischt sich das Gericht ein, das, wie Sie wissen, sehr neugierig —"

„Ich reise sofort nach Reizenort, Bürgermeister."

„Aber bester Herr Erlen, übereilen Sie sich nicht, ich kann ja zuvor dort — vielleicht erfahre ich, was mit Ihrem Sohn — in der Zwischenzeit kommt er vielleicht zurück und dann können Sie die Sache — man muß nicht Alles gleich so schwarz — die Jugend macht ja wohl einmal einen dummen Streich, aber Ihr Sohn ist ein viel zu anständiger Mensch, um — Sie brauchen sich gewiß seiner nicht zu schämen."

Erlen schüttelte ungläubig den Kopf, aber des Bürgermeisters Worte übten doch eine gewisse Wirkung auf ihn, um so mehr, als der Reise nach Reizenort verschiedene andere Umstände im Wege standen, einmal waren die Kosten zu bedenken und dann konnte er auch schwer von seinen Geschäften loskommen.

Einige Tage darauf kam der Bürgermeister wieder zu dem Steuereinnehmer und setzte ihn von einem Briefe in Kenntniß, den er von Reizenort erhalten hatte. Darin war nun der ganze Vorfall des Einbruchs und Diebstahls in allgemeinen Umrissen geschildert und der Bürgermeister setzte zum Schlusse hinzu, daß man die Meinung hege, ein gewisser Münster, der bereits früher im Zuchthause gesessen habe und unbegreiflicher Weise durch den Herrn Fastemann wieder in Gnaden aufgenommen sei, könne vielleicht nachtheilig auf den jungen Erlen eingewirkt haben, wenn dieser überhaupt bei der Sache betheiligt sei.

„Es ist unmöglich, unmöglich!" rief der Steuereinnehmer, während dicke Thränen über seine Wangen rieselten: „Hätte der Junge sich lieber ertränkt, als seinen ehrlichen Namen besudelt. O, Bürgermeister, wie glücklich sind Sie, keine Söhne zu haben!"

Herr Degeling war immer anderer Meinung gewesen, aber er fand den Augenblick doch nicht geeignet, um einen Streit darüber zu führen; er versuchte, den Steuereinnehmer so gut als möglich mit der Hoffnung zu trösten, daß Alles eine Verwechslung sei, daß Gerüchte häufig übertrieben und so weiter, aber bei sich selbst war er doch ziemlich fest überzeugt, sein College habe ihm nur die halbe Wahrheit geschrie-

den und der junge Erlen sei eigentlich ein ganzer Schuft.

Frau Degeling war natürlich nicht wenig überrascht, als sie von all diesen Dingen benachrichtigt wurde.

„Es thut mir leid um Hermine," schloß der Bürgermeister seine Mittheilung.

„Wir müssen ihr die Sache vorderhand noch verschweigen," meinte seine Frau, „aber gelegentlich werde ich ihr doch einen Wink geben."

„Wenn Du nur vorsichtig — es ist recht traurig."

„Ja wohl ist es schade, es war eine so gute Partie, sollte es nicht möglich sein, daß die Sache beigelegt würde?"

„Wenn dies möglich wäre, würde sich vielleicht noch Alles — nun, wir wollen hoffen — möglicherweise bleibt es nur eine Familienunannehmlichkeit."

„Was meinst Du, Degeling, wäre es nicht besser, wenn Hermine für eine Zeit lang von hier fortginge?"

„Nichts übereilen! Wenn Hermine jetzt mit einem Male von hier fortgeht und die Sache kommt dann heraus, so haben die Menschen wieder vielerlei zu reden."

„Das kommt davon, wenn man in einer so kleinen Stadt lebt," lautete wie gewöhnlich der Schlußseufzer der Frau Degeling, worauf der Bürgermeister der Sache damit ein Ende machte, daß er das Zimmer verließ.

Zehntes Capitel.

„Also etwa sechshundert und über vierzig Gulden," sagte Fastemann, nachdem er andächtig das Papier durchgesehen hatte, welches Münster ihm vorlegte. „Es ist ein tüchtiger Verlust, Münster."

„Es hätte mehr sein können," entgegnete der Geschäftsführer, während er in das eitle Nichts starrte.

„O ja, sie hätten Alles mitnehmen können und mich auch," versetzte Fastemann, „hatte ich nun so sehr Unrecht, als ich beschloß, ihn fortzuschicken? Ich wußte wohl, was es heißt, wenn man Verwandte in's Geschäft nimmt."

„Ich bin noch immer nicht überzeugt, daß er der Schuldige ist," meinte Münster.

„Und sein Handschuh und sein Endchen Cigarre, die man fand?"

„Ein Dieb wird sich doch nicht vorher an den Tisch setzen und eine Cigarre rauchen."

„Lene hat erklärt, daß sie sofort nach seiner Abreise Alles rein gemacht habe, und daß er in seinem Zimmer war, unterliegt keinem Zweifel, überdies Münster, die Geschichte mit dem Gewehr."

„Aber Herr Fastemann, Sie können doch keinen Augenblick geglaubt haben, daß Philipp einen Anschlag auf Ihr Leben beabsichtigte."

Fastemann schwieg einen Augenblick.

„Wir wollen es uns aus dem Sinne schlagen," sagte er dann und wiederholte noch einmal: „Sechshundertundvierzig Gulden."

„Das ist die Summe, die sie Ihnen gestohlen haben," sagte hierauf Münster und Fastemann richtete rasch die Frage an ihn: „Haben sie von Ihnen denn auch etwas mitgenommen?"

„Sehr viel."

„Ei was, hatten Sie denn Geld?" fragte der alte Herr mißtrauisch, „das habe ich nicht gewußt."

„Ich verzehrte mein Einkommen nicht," entgegnete Münster.

„Nicht? Ja, das kann ich wohl einsehen, aber ich dachte, Sie hätten viel Geld ausgegeben für Messen und an die Pfaffen."

Münster hielt es nicht für nöthig, auf diesen Ausfall zu antworten.

„Hatten Sie viel? Wie viel wohl ungefähr?"

„Was ich an Geld besitze, war geborgen, aber alle meine Papiere sind gestohlen."

„Was sagen Sie, Münster!" rief hierauf der Alte. „Die Papiere sind gestohlen, aber dann ist ja Alles so klar wie der Tag; sagen Sie selbst, wer kann ein Interesse dabei haben, Ihre Papiere zu stehlen? Wer konnte wissen, was unter diesen Papieren verborgen war? Wer anders, als derselbe Taugenichts, der mich todtschießen wollte?"

Münster schwieg. Mit dem Kopf in der Hand war er wieder beschäftigt in das Leere hinauszustarren.

„Nun?" fragte Fastemann. „Sagen Sie nichts?"

„Ich möchte nicht gern Jemand beschuldigen," entgegnete Münster.

„Aber die Thatsachen beweisen es ja. Denken Sie, daß ich dazu stillschweigen werde? Meinen Sie, es sei schade um

den Jungen? Soll ein Mensch, der Böses thut, nicht bestraft werden? Bei Ihnen hat man das wohl auch gedacht?"

Münster sah den zornigen alten Mann ruhig an, aber das brachte denselben nur noch mehr in Aufregung.

„Ich habe es oft genug gesagt," fuhr er scheltend fort, „daß ich mit der ganzen Bande nichts zu thun haben will, erst wollte er mich todtschießen und nun bestiehlt er mich."

„Wenn ich für den jungen Erlen spreche," entgegnete Münster, „so geschieht es, weil ich ihn noch immer nicht für schuldig halten kann; und wenn er schuldig wäre, so glaube ich nicht, daß Sie Ihren Enkel wegen einiger hundert Gulden lebenslang in's Unglück stürzen werden, denn was die Papiere betrifft, so sind dieselben leicht zu ersetzen; der Notar hat die Acten und jenem können die Papiere nichts nützen, wenn Sie dieselben neuerdings ausfertigen lassen."

„Meinen Sie," entgegnete der alte Fastemann höhnisch, „daß ich sofort bereit bin, noch einmal alles das, was ich für Sie gethan habe, zu wiederholen? Vielleicht, weil Sie den Taugenichts hierher gebracht haben, der mich todtschießen wollte? Am Ende stecken Sie mit ihm zusammen, denn Sie sind nicht besser wie er."

Der alte Mann stockte, Münster zögerte einen Augenblick, ob er etwas sagen solle, aber er wählte den klügsten Entschluß und ging aus dem Zimmer. Als der Alte wieder allein war, hatte sich sein Zorn bald gelegt und er faßte nun den Entschluß, die ganze Sache niederzuschlagen, denn am Ende haßte er die Gerichtsverhandlungen mehr, als seinen Enkel, und er würde vielleicht dazu beigetragen haben, dem letztern die Freiheit zu verschaffen, nur um dem Gerichte einen Strich durch die Rechnung zu machen.

Während nun in Reizenort Jedermann überzeugt war, daß Münster die Hauptveranlassung zu dem Diebstahle gewesen sei, dauerte es nicht lange, bis man auch in Rothenburg etwas derartiges aussprengte, und der Steuereinnehmer kam nun zu der Einsicht, daß er nicht länger zögern dürfe, sich an Ort und Stelle einmal nach der Sachlage umzusehen. Er reiste daher sogleich nach Reizenort und erkundigte sich dort bei den Justizbeamten nach den nähern Umständen. Da erfuhr er denn, daß sein Sohn der muthmaßliche Verbrecher sei, und obgleich bis jetzt nur Vermuthungen vorlagen, so wären doch Umstände dazu gekommen, welche die Sache höchst verdächtig machten. Wahrscheinlich, meinte der Beamte, hielte sich Philipp in der Umgegend versteckt und werde eines Tags nach Rothenburg zurückkehren, um sich von dort aus für den Seedienst anwerben zu lassen. Jedenfalls, setzte der Beamte noch hinzu, liege die Vermuthung nahe, daß Münster nicht günstig auf Philipp eingewirkt habe, denn wenn auch nichts gegen den Mann vorliege, so sei seine Vergangenheit doch derart, daß man ihm nicht allzuviel trauen könne.

Mit schwerem Herzen begab sich der Steuereinnehmer hierauf nach der Ziegelbrennerei, woselbst er, nachdem er seinen Namen genannt hatte, bei dem alten Fastemann vorgelassen wurde.

Als er eingetreten war, standen die beiden Männer sich einen Augenblick schweigend gegenüber. Fünfundzwanzig Jahre waren vorübergegangen, seitdem sie sich nicht gesehen hatten, aber während diese fünfundzwanzig Jahre an dem alten Fastemann kaum etwas verändert hatten, erinnerte in Erlen's Erscheinung fast nichts mehr an den jungen kraftvollen Officier von damals.

Fastemann machte eine Bewegung, als wolle er seinem Besucher die Hand bieten, aber da dieser nicht im Entferntesten darauf eingehen zu wollen schien, so beschränkte er sich auf eine kleine Kopfneigung und deutete dann auf einen Stuhl, während er selbst wieder Platz nahm.

„Der Zweck meiner Ankunft," begann Erlen, „wird Ihnen begreiflich sein. Mein Sohn wird durch Sie beschuldigt, gestohlen zu haben."

„Ja," sagte der alte Mann kühl.

„Haben Sie irgend einen Beweis dafür?"

„Ich habe nicht die Absicht," entgegnete der Alte scharf, „mich von Ihnen verhören zu lassen; wenn Sie sich zu beklagen haben, kennen Sie den Weg, den Sie einschlagen müssen."

„Ich dachte, es sei besser, wenn man Dinge, welche die Ehre einer Familie so nahe betreffen, unter einander ausmachte und das Gericht nicht hineinzöge."

„So? Nun, ich denke anders darüber. Wenn Jemand mich bestiehlt, frage ich nicht, wie er heißt," antwortete Fastemann, bei welchem mit einemmale der Geist des Widerspruchs mächtig wurde.

„Auch nicht, wenn er der Sohn Ihrer Tochter ist?"

„Tochter? Tochter? Davon wollen wir lieber nicht sprechen. Ich habe Ihren Sohn nicht hierher gerufen, er ist von selbst gekommen und jetzt ist er von selbst wieder fortgegangen. Er hat nur wahrscheinlich als Beweis von Erkenntlichkeit mein Geld mitgenommen."

„Das ist eine Lüge; mein Sohn stiehlt nicht."

„Wenn Sie das so genau wissen, können Sie mir vielleicht sagen, wer der Dieb ist."

„Der ist vielleicht nicht so weit als Sie denken. Sie haben einen entlassenen Sträfling im Hause und wenn mein Sohn ein Verbrechen begangen hat, so kann es nur die Folge von Verführung sein, die dieser verpestete Umgang auf ihn ausgeübt hat."

„Meinen Sie?" sagte Fastemann mit höhnischem Lächeln. „Ich begreife wohl, daß Sie auf diesen Mann nicht gut zu sprechen sind, weil ich ihm und nicht Ihnen mein Vertrauen geschenkt habe."

„Ich habe Ihnen keine Veranlassung gegeben, dies zu glauben," entgegnete Erlen, „ich habe niemals auch nur einen Thaler an Werth von Ihnen verlangt und niemals von Ihnen erhalten."

„Und ich habe Ihnen immer gesagt, daß Sie während meiner Lebzeit nichts von mir zu erwarten haben."

„Und Sie haben Wort gehalten," antwortete Erlen mit einem bittern Lächeln. „Ich habe dreißig schwere Jahre mit meiner Familie durchlebt, aber davon spreche ich jetzt nicht; ich habe meine Kinder mit Ehren groß gezogen, habe gesorgt, daß sie dem Namen ihres Vaters keine Schande anthun sollten und nun rauben Sie mir dies einzige Glück, den einzigen Besitz, den ich auf der Welt hatte. Sie sagen, mein Sohn sei ein Dieb und Einbrecher, und das ist eine Lüge; er muß seine Ehre wieder haben, verstanden, Herr Fastemann, und wenn ich selbst an den Bettelstab gebracht würde, auf meinem Sohne soll keine Schande ruhen, Jeder soll wissen, daß er der Dieb nicht ist."

Während er dies sagte, war Erlen in Feuer gerathen und aufgestanden, wobei er heftig mit seinem Stock auf den Boden stieß.

„Wenn Sie die Absicht haben, hier Lärm zu machen, dürfen Sie es nur sagen," erwiederte Fastemann, indem er ebenfalls aufstand, „aber dann habe ich nicht die Absicht, Sie länger anzuhören. Sie wollen die Ehre Ihres Sohnes wieder hergestellt sehen? Gut, das kann geschehen, wenn Sie mir den Dieb nur zuvor angeben."

„Ich habe ihn schon genannt," sprach Erlen, wenn auch nicht wirklich, so doch scheinbar ruhiger.

Fastemann gab keine Antwort, aber er klingelte. „Sagen Sie dem Buchhalter, daß er hier erwartet wird," rief er der alten Magd zu, die auf sein Klingeln hereingetreten war. Einen Augenblick darauf erschien Münster.

„Münster," sagte Fastemann, „dieser Herr ist Erlen's Vater, er meint, wir hätten seinen Sohn unrecht beschuldigt."

Erlen warf einen Blick auf Münster, als wolle er ihn überfallen, indessen dieser seinen Gegner kaum zu sehen schien, denn seine Augen starrten wieder in das unbestimmte Nichts, während er mit seiner gebrochenen Stimme antwortete: „Ich habe Niemand beschuldigt."

„Dazu werden Sie Ihre guten Ursachen gehabt haben," fuhr ihn der Steuereinnehmer an.

„Soll ich dem Herrn antworten?" fragte der Buchhalter den alten Mann.

„Ganz gewiß, Münster," entgegnete dieser, „machen Sie es nur mit dem Herrn selbst aus, es ist Ihre Sache, denn Erlen war Ihr Gehilfe, als der Diebstahl begangen ward."

„Das ist kein Grund, daß er der Dieb gewesen sein muß," warf der Steuereinnehmer heftig ein.

„Sie haben recht," sagte Münster, „und auch ich glaube nicht an die Schuld des jungen Erlen, aber was soll ich thun, und womit könnte ich die Unschuld des jungen Mannes beweisen, der an diesem verhängnißvollen Abend verschwunden ist, nachdem er, wie unzweifelhafte Beweise darthun, einige Zeit im Hause hier zugebracht hat?"

„Ist das so gewiß?" fragte Erlen.

„Alles spricht dafür, und ich könnte Ih-

nen selbst genau den Weg zeigen, auf welchem er Reizenort verlassen hat, um dann auf der Landstraße wahrscheinlich mit einem Wagen weiter zu fahren, der Himmel weiß, wohin."

„So, so, und der, welcher ihn durch Beispiel und Verleitung vielleicht dazu getrieben hat, ist auf freien Füßen."

„Sie waren Militär, Herr Erlen," entgegnete Münster mit bebender Stimme, während seine Augen sich mit einemmale fest auf den Steuereinnehmer hefteten, „und Sie wissen daher besser, wie mancher Andere, was Ehrgefühl ist."

„Eben deshalb," sagte Erlen, bleich vor Wuth, „eben darum komme ich hierher, um die Ehre meines Sohnes zu retten und die Ehre eines Menschen, der sein halbes Leben im Zuchthause zugebracht hat —"

Münster sprang auf und schien nun seinerseits über Erlen herfallen zu wollen, aber mit einemmale blieb er stehen und sagte in gedämpftem Tone: „Sie haben Recht, ich habe im Zuchthause gesessen, und darum maßt sich Jeder das Recht an, mich zu beleidigen und zu verdächtigen, aber das braucht nicht ewig zu dauern; nein," fuhr er fort, nur mühsam sprechend, da seine Zähne wie festgeklemmt waren, „dort im Zuchthause hatte ich es besser als hier, und es hängt von mir ab, dorthin zurückzukommen." Diese letzten Worte sprach er mit eisiger Ruhe aus, während er Schritt für Schritt auf Erlen zuging, der ihn bewegungslos erwartete.

„Münster, Münster! sind Sie wahnsinnig geworden?" schrie der alte Fastemann, denn mit einemmale sah er, wie der Aufseher seinen Schwiegersohn bei der Kehle gefaßt hatte, die er mit eiserner Hand zusammendrückte.

Fastemann suchte die Beiden zu trennen, aber der Greis vermochte nichts gegen die Kraft seines Aufsehers, der den Steuereinnehmer fester und fester faßte, so daß dieser roth und blau im Gesichte wurde.

„Mord! Mord! Hilfe! Hilfe!" schrie der alte Mann, ganz außer Fassung, und auf sein Geschrei hörte man Fußtritte im Gang, während die Hunde draußen anschlugen. Nun ließ Münster plötzlich los und entfloh aus dem Zimmer, aber in der Eile rannte er ohne seine Schuld heftig gegen Fastemann an, welcher mit einem Schreckensschrei zu Boden fiel.

Die alte Frau und ein Arbeiter kamen aus der Küche herein, indessen ihre Hilfe war überflüssig und sie wurden sofort hinausgeschickt. Fastemann war schon wieder aufgestanden und Erlen hatte sich rasch erholt, als Münster ihn losgelassen hatte. Die steife hohe Cravatte, die er trug, hatte Münster's tödtlichen Druck abgeschwächt.

„Wie entsetzlich! Wie verdrießlich!" jammerte der alte Mann. „Das kommt davon — wozu mußten Sie auch von diesen vergangenen Dingen reden!"

„Nehmen Sie noch seine Partei?" rief Erlen. „Sie hätten es vielleicht gern gesehen, daß er den Vater ermordet hätte, wie er den Sohn moralisch getödtet hat. Ist das der Mann, der Ihr ganzes Vertrauen besitzt? Schließlich wird er Ihnen selbst noch nach dem Leben trachten, aber das ist alsdann Ihr verdienter Lohn, denn wer solchen Menschen in seinem Hause hält, verdient es nicht besser."

Hierauf ging er nach der Thür, aber dort stand er still und nachdem er einen Augenblick gezögert hatte, kehrte er um, näherte sich Fastemann und sagte, indem er dessen beide Hände faßte, in herzergreifendem Tone: „Vater, bringen Sie meinen Sohn nicht in Schande; ich bitte, ich flehe darum, daß Sie ihn nicht unglücklich machen. Ich verachte ihn tiefer, als Sie selbst, denn er trägt meinen Namen; aber nur dies nicht! O Gott, was muß ich thun, um Sie zu erweichen! Lassen Sie den Namen eines ehrlichen Mannes nicht in den Schlamm treten! Fluchen Sie ihm, enterben Sie ihn und uns Alle; ich will betteln, um Ihnen das Geld wieder zu schaffen, das er — das er — das Sie verloren haben, schonen Sie meine Ehre, meinen unbefleckten Namen!"

Es war ein schreckliches Schauspiel, den strengen Mann mit den harten Gesichtszügen weinend um Erbarmen flehen zu sehen, und es hätte die größte Unmenschlichkeit dazu gehört, seine Bitte zu verweigern. Vielleicht hätte aber auch die Weigerung eine furchtbare Wirkung gehabt und die Verzweiflung würde den flehenden Vater dann zum Aeußersten getrieben haben. Aber Fastemann widerstand der Bitte nicht.

„Gehen Sie hin, Erlen," sagte er, „Sie werden nichts mehr von der Sache hören, aber auch ich will nichts mehr von ihm,

nichts mehr von Euch allen wissen, es ist für immer aus mit uns; gehen Sie nur, es ist gut!" endigte er, indem er sich von Erlen losmachte, der in größter Aufregung die Hände des alten Mannes an seine Brust drückte.

Bald darauf war der Steuereinnehmer schon auf der Heimreise und das Gericht wurde in Kenntniß gesetzt, daß der Fabrikant die Sache niedergeschlagen wünschte.

Am andern Morgen erschien Münster zur gewöhnlichen Zeit bei seinem Principal.

„Wollen Sie mir die Geschäfte übergeben?" fragte Fastemann, nachdem sein Buchhalter einen Augenblick ihm schweigend gegenübergestanden hatte.

„Ja," entgegnete dieser.

„Sie sehen also selbst ein, daß unser Contract aus ist," sagte Fastemann. „Als ich Sie in mein Haus nahm, glaubte ich an Ihre Besserung, aber ich sagte Ihnen damals schon, daß beim ersten Rückfall Alles zwischen uns vorüber sei; wäre ich gestern nicht dazwischen gekommen, so hätten Sie heute einen zweiten Mord auf dem Gewissen."

Münster wollte hier etwas erwiedern, aber der Alte unterbrach ihn und fuhr fort: „Sie wissen im Zorn nicht, was Sie thun, und ich selbst bin meines Lebens in solchen Augenblicken bei Ihnen nicht sicher. Haben Sie mich doch gestern Abend bereits zu Boden geworfen."

„Das geschah ohne Absicht."

„Für mich ist es gleichgiltig, ob Sie mich mit oder ohne Absicht um's Leben bringen, darum ist es besser, wenn wir uns trennen; ich werde Sie nicht Noth leiden lassen."

„Wenn es nicht anders sein kann," entgegnete Münster, „so werde ich die Bücher in Ordnung bringen und sie Ihnen dann übergeben. Für meinen Unterhalt werde ich selbst sorgen und Ihnen nicht zur Last fallen."

Wenige Tage darauf war Münster abgereist und es hieß, daß er sich in's Ausland begeben habe, obgleich in der Umgegend von Reizenort wieder allerlei andere Gerüchte im Umlauf kamen, besonders erhielt sich die Meinung, daß Münster mit dem jungen Erlen im Einverständniß gehandelt habe und beide nun irgendwo ihren Raub zusammen verzehrten.

Kurze Zeit darauf empfing der Steuereinnehmer Erlen einen Brief aus Belgien von seinem Sohn, worin ihm dieser den ganzen Sachverhalt ausführlich mittheilte. Er las den Brief wiederholt und überlas ihn dann nochmals, aber er konnte ihm keinen Glauben schenken. Seiner Frau und den Töchtern wollte er den Brief nicht mittheilen, denn er hatte ihnen Alles verschwiegen. Auch sonst hatte er mit Niemandem über die Angelegenheit gesprochen und so viel auch darüber hin und her geredet wurde, Niemand wagte es, mit dem Steuereinnehmer selbst über das Verbrechen seines Sohnes zu reden. Der Einzige, mit dem er ein Wort darüber gewechselt hatte, war der Bürgermeister, aber dieser war grade jetzt in einer Stimmung, daß er gar keine Gedanken für fremde Angelegenheiten haben konnte. Er stimmte dem Steuereinnehmer vollständig bei, und nachdem dieser noch einige schlaflose Nächte und qualvolle Tage durchlebt hatte, in denen ihn das Bild seines Sohnes keinen Augenblick verließ, schrieb er folgende wenige Zeilen an die Adresse, welche Philipp aufgegeben hatte.

„Du bist unwürdig, den ehrlichen Namen Deines Vaters zu tragen. Wage es niemals wieder, ihm unter die Augen zu kommen. Ein Dieb und ein Lügner ist nicht mehr der Sohn Erlen's. Deine Todesnachricht würde für uns die beste Nachricht sein.

Erlen."

Auch Hermine Degeling hatte einen Brief von Philipp erhalten, worin er ihr dasselbe, nur weniger ausführlich mittheilte. Er glaubte, ihr gegenüber sei es nicht nöthig, seine Unschuld mit so viel Nachdruck zu betheuern, sie würde doch nicht an seine Schuld glauben. Hermine weinte den ganzen Tag, nachdem sie Philipp's Brief empfangen hatte, dessen Inhalt kein Geheimniß für ihre Hausgenossen blieb, aber einstimmig war das Urtheil, dem sich Hermine auch bald anschloß, daß Philipp ein schlechter Mensch sei und nur suche, die Schuld von sich abzuwälzen. Anfänglich wollte sie ihm antworten und sie hatte mehrmals damit begonnen, aber ihr Vater wußte eindringlich darzulegen, daß es sich für sie nicht schicke, länger an einen solchen Menschen zu denken, der doch nicht zu bessern sei. Sie hielt viel zu viel von ih-

rem Vater, um dessen Rath nicht zu befolgen und so blieb Philipp's Brief unbeantwortet.

Elftes Capitel.

Obgleich Pastor Stein den größten Theil seines Lebens in seiner Studirstube verbrachte, so verlor doch der Aufenthalt in Rothenburg für ihn allen Reiz, als sein Sohn Karl zur Universität abgegangen war. Er lebte zwar mit der ganzen Gemeinde in Friede und Liebe, aber seine milde Richtung, welche alle äußersten Extreme in der religiösen Gesinnung vermied, bewirkte doch, daß er etwas vereinsamt blieb, und so war es ihm nicht unwillkommen, als er, zur nicht geringen Verwunderung der ganzen Gemeinde, einen Ruf an einen andern Ort erhielt. Obgleich mit diesem Rufe keine Geldvortheile verbunden waren, so fand sich doch der Pastor geneigt, darauf einzugehen, und es dauerte Wochen und Monate, bevor man sich in Rothenburg darüber beruhigt hatte, daß Pastor Stein die Stadt verlassen und einer andern Gemeinde als Seelsorger dienen wolle.

So nahete der Tag seiner Abschiedspredigt und die Kirche zu Rothenburg war so voll, wie nie zuvor, ja sogar die wenigen Katholiken hatten sich daselbst eingefunden.

Lange Zeit war das Verschwinden von Philipp Erlen der Hauptgesprächsgegenstand gewesen, dann folgte die Kunde von Pastor Stein's Fortgang, aber noch bevor dieser seine Abschiedspredigt hielt, war diese Neuigkeit bereits durch eine andere verdrängt, die in Bezug auf den Bürgermeister Degeling in Umlauf kam, von welchem nicht mehr und nicht weniger erzählt wurde, als daß seine Verhältnisse vollständig ruinirt seien und er sich nicht länger als Bürgermeister halten könne. Er war eine Zeit lang verreist gewesen, um bei seinen Verwandten Hilfe zu suchen, aber der Erfolg mußte nicht günstig gewesen sein, denn er kehrte zurück und lebte so zurückgezogen, daß ihn fast Niemand zu sehen bekam. Selbstverständlich wirkten alle diese Umstände dahin, daß die Gläubiger noch dringender wurden und sich die Sache dadurch verschlimmerte.

An demselben Vormittag, als Pastor Stein seine Abschiedspredigt hielt, saß Herr Degeling mit seiner Frau, beide im Morgengewande, in seiner Arbeitsstube. Degeling war den Abend vorher von einer abermals vergeblichen Reise sehr spät nach Hause gekommen und da er seine Zurückkunft so heimlich wie möglich halten wollte, so war er in der nächsten Stadt abgestiegen und zu Fuß nach Rothenburg gegangen.

„Nun, Alles zusammengenommen, ist die Sache doch nicht ganz ungünstig abgelaufen," meinte Frau Degeling, nachdem ihr Gatte ausführlich über seine Reise berichtet hatte.

„Für den Augenblick ist uns geholfen," entgegnete er, „aber — die paar hundert Gulden sind kaum genügend, um — "

„Hast Du denn nirgends mehr Gelegenheit, etwas aufzutreiben? Versmalen hat doch Geld liegen," entgegnete die Frau.

„Er will mir einmal nicht — " entgegnete Degeling, „Pastor Stein hat sich besser —"

„Und Dein Bruder?"

„Der hat diesmal geholfen, aber ich habe viel müssen — er hat mir allerlei Verweise — und wenn ich ihm nicht fest gelobt hätte, daß unsere Töchter Stellen annehmen — "

„Hermine und Leonie Stellen? Woran denkst Du? Bürgermeisterstöchter in Condition!"

Degeling schwieg, denn der Gedanke in Bezug auf seine Töchter, so verständig er auch war, erschien ihm selbst unerträglich, aber da er das Geld haben mußte, so hatte er auch sein Wort gegeben, die Bedingung zu erfüllen und er sagte jetzt: „Es muß sein, liebe Frau, ich habe mein Wort verpfändet."

„Aber mein Gott, wie konntest Du so thöricht sein!"

„Man verspricht in solchen Fällen Alles und da mein Bruder durchaus darauf bestand, sah ich keine Möglichkeit, um —"

„Dein Bruder hat nichts über meine Töchter zu verfügen."

„Das ist richtig, wohl aber über sein Geld, und wenn Du — er wird sein Geld zurückerwarten, wenn wir nicht — Du hast die Wahl."

„Und hast Du auch bedacht," sagte nun Frau Degeling, „daß es für den Bürgermeister von Rothenburg anstößig ist, seine Töchter in Condition gehen zu lassen?"

„Nun, wer weiß," entgegnete Degeling,

„wie lange das noch — nächstes Jahr wird wieder gewählt und es ist sehr viel Aussicht, daß ich —“

Frau Degeling, die soeben noch irgend etwas eines Bürgermeisters nicht würdig hielt, war mit einemmale anderer Ansicht geworden und hielt es für die schreiendste Ungerechtigkeit, daß die Regierung bei der Wahl zu Stellen sich um die persönlichen Angelegenheiten der Beamten kümmere.

„Wir haben noch ein ganzes Jahr vor uns,“ entgegnete ihr Gemahl, „mein Bruder hat mir versprochen, daß er — vielleicht findet sich eine Anstellung — als Beamter bei der Eisenbahn — wenn die Mädchen uns nicht mehr zur Last — werden wir ganz gut leben können.“

„Warum bist Du auch Bürgermeister geworden!“ schalt Frau Degeling.

„Laß uns schweigen über das, was geschehen ist; Du weißt doch selbst, wie — es ist nun einmal so — “

Frau Degeling schien noch gar nicht Willens, das Gespräch fallen zu lassen, aber glücklicherweise wurde sie gestört, die Thür ging leise auf und Hermine trat ein.

„Darf ich?“ fragte sie.

„Du kommst wie gerufen, Kind,“ sagte der Bürgermeister, der mit Wohlgefallen das hübsche Gesicht seiner Tochter erblickte. „Rufe Deine Schwester nur auch einmal hierher.“

„Wie Du willst, Papa, ich wollte Dich aber zuvor um etwas fragen.“

„Was denn?“

„Mama hat uns kürzlich erzählt, daß Du viel Geld verloren hast.“

„So ist es, Hermine, und grade darüber — “

„Ich auch, Papa, zwei große Mädchen kosten viel Geld, und da ich die Größte bin,“ sagte sie mit einem Lächeln, welches dazu dienen mußte, die folgenden Worte weniger traurig erscheinen zu lassen, obschon sie kaum ihre Thränen zurückhalten konnte, „muß ich zuerst daran denken, selbst für meinen Unterhalt zu sorgen.“

„Du, Hermine, mein liebstes Kind!“ rief Degeling aus, während ihm die Thränen mit Gewalt aus den Augen drangen. Hermine konnte sich nicht zurückhalten, sie fiel ihm um den Hals und ließ ihren Thränen freien Lauf.

„Ja, Papa,“ sagte sie etwas gefaßter, „es ist am besten, wenn ich gehe; Du weißt, daß ich ein Examen bestehen kann und zur Erzieherin geboren bin. Leonie ist die fröhlichste von uns, die kann Euch aufheitern, während ich in der Ferne bin.“

„Liebes Kind,“ entgegnete ihr Vater, „ich hätte nie gedacht, daß es so weit kommen würde.“

„Warum nicht?“ versetzte Hermine. „Ich will sehen, ob ich als Lehrerin in einer Schule eine Stellung finde, das wäre mir das Liebste. Aber eins möchte ich zuvor wissen, nämlich, ob Dir damit geholfen ist, wenn ich gehe.“

„Liebe Hermine,“ sagte Frau Degeling, „wir wollen nichts übereilen; es ist wahr, Papa hat manche Verluste gehabt, aber Alles wird noch wieder gut werden.“

Hermine sah ihren Vater fragend an, dieser schüttelte den Kopf und sagte, während er vor sich hinstarrte und gedankenlos mit dem Federmesser in das Tuch seines Schreibtisches schnitt: „Daß Du allein gehst, ist nicht genug.“

Hermine entgegnete: „Das thut mir leid, Papa, Ihr werdet dann recht einsam sein.“

„Laß uns darüber nicht — es ist nun einmal so, Hermine, durch meine Schuld ist es so gekommen, und mit Recht leide ich am meisten darunter, in meinen Jahren — wenn man sein Lebenlang — mein Hochmuth wird hart bestraft.“

Der arme Mann konnte seine Gedanken noch weniger als gewöhnlich zusammenhalten, wenn er bedachte, daß er seine Töchter, die seither sein Stolz und sein Ruhm waren und die er glänzend zu verheirathen gehofft hatte, in untergeordneter Stellung in die Welt schicken sollte. Auch Hermine fühlte sich zu sehr von dem Eindruck des Augenblicks ergriffen, um das Gespräch fortsetzen zu können. Unter ausbrechenden Thränen fiel sie ihrem Vater wiederholt um den Hals, während Frau Degeling ebenfalls heftig weinte. Sie, die im Wohlstand erwachsen war, empfand es doppelt hart, daß die Mädchen Stellen annehmen sollten, anstatt die gefeierten Töchter des Gemeindevorstands zu sein, war diese Gemeinde auch nur Rothenburg; indessen war der Würfel nun einmal gefallen und da der Bürgermeister sich vor der Wiederholung der soeben durchlebten Scene fürchtete, so beschloß seine Frau, zu Leonie zu gehen und mit dieser zu sprechen. In demselben

Augenblicke wurde an der Hausthür geklingelt und da Leonie grade von oben herabkam, so ging sie, um die Hausthür zu öffnen.

Pastor Stein kam selbst noch einmal, um von Frau Degeling und seinen frühern Schülerinnen Abschied zu nehmen. Es that ihm leid, daß er den Bürgermeister selbst nicht sehen könne, aber Mama und Hermine würden doch gewiß zu sprechen sein. Leonie ging mit ihm in den Salon und antwortete auf seine Anrede nur wenig; sie wollte sofort Mama und Hermine benachrichtigen und entfernte sich. Hermine kam zuerst und darauf erschien auch Frau Degeling, die ihr Bestes gethan hatte, um die Spuren ihrer Thränen zu verwischen. Stein war ganz kurzsichtig, aber seine Menschenkenntniß verrieth ihm doch bald die gedrückte Stimmung der Damen, und nachdem einige Redensarten über seinen neuen Bestimmungsort, die volle Kirche und den neuen Prediger gewechselt waren, sagte er: „Etwas thut mir aufrichtig leid, liebe Frau Bürgermeister, daß ich nämlich Sie und Ihre Familie nicht in voller Zufriedenheit hier zurücklasse."

„Ach, Herr Pastor," entgegnete sie, „wir dürfen den Muth nicht verlieren."

„Das ist gewiß das Beste, was Sie thun können," entgegnete er, „und vor allen Dingen dürfen Sie nicht vergessen, was Ihnen geblieben ist. Haben Sie auch an irdischen Gütern vieles eingebüßt, so sind Ihnen doch höhere Gaben geblieben, indem Ihnen die beiden Töchter das Leben erheitern."

„Und darum ist es hart, Herr Pastor," erwiederte sie, „daß unsere Töchter, denen wir eine so gute Erziehung gegeben haben, nun genöthigt sein werden, in Condition zu gehen."

„Haben Sie diese Absicht?" fragte der Pastor.

„Eigentlich ist es meine Absicht nicht," entgegnete die Bürgermeisterin, „aber Degeling bringt darauf, weil er es seinem Bruder fest versprochen hat."

„Demnach ist der Bürgermeister zurück," sagte hierauf der Pastor, „dann muß ich ihn noch einmal sprechen. Ich fürchtete schon, daß wir Alles schriftlich mit einander verhandeln müßten."

Frau Degeling hatte sich verrathen und sie konnte jetzt keine Ausflucht und keinen Vorwand mehr finden, um ihren Mann zu verleugnen; sie führte den Pastor daher sofort in die Stube desselben, und gegen ihre Erwartung war der Bürgermeister darüber erfreut. Er fühlte nämlich das Bedürfniß nach dem Rathe eines Freundes, und den Pastor Stein, der ihm ebenfalls schon mehrmals aus der Noth geholfen hatte, betrachtete er als einen solchen. Er sprach sich daher ausführlich über seine Verhältnisse aus und der Pastor, der anfänglich schweigend zugehört hatte, sagte zum Schlusse: „Nun, wenn Ihnen geholfen ist, so ist das die Hauptsache; es thut mir leid, daß ich nicht in der Lage bin, an Ihres Bruders Stelle Ihre Angelegenheiten zu ordnen, aber ich verstehe von Geschäftsangelegenheiten wenig."

Der Bürgermeister und seine Frau machten eine abwehrende und zugleich dankende Bewegung und der Pastor fuhr fort: „Und Ihre Töchter sollen aus dem Hause, wie die Frau Bürgermeister mir erzählt hat? Nun, das ist recht. Die Mädchen sind jung und wollen sich die Welt auch einmal ansehen, nicht wahr?"

Hermine und Leonie nickten zustimmend.

„Ihr müßt Euch das nur nicht zu schwer vorstellen, Kinder; Menschen sind überall Menschen, und wer seine Pflicht thut, findet überall ein glückliches Loos."

Er wendete sich hierauf zu Frau Degeling und sagte: „Es thut mir leid, daß meine Zeit zu beschränkt ist, um noch mehr über Eins und das Andere zu reden, Sie müssen mich einmal an meinem neuen Bestimmungsorte besuchen und die Mädchen auch; ich möchte gleich eine davon mitnehmen, denn ich habe grade Jemand nöthig, um meine kleine Haushaltung in Ordnung zu bringen."

„Sie werden uns nicht haben wollen," sagte Leonie.

„Und warum nicht?"

„Sie haben immer gesagt, daß wir zu eitel und weltlich seien; aber das soll in Zukunft nicht mehr so sein."

„Da es nun so gekommen ist, würdest Du denn Lust und Geschick haben, um für so einen alten Herrn zu sorgen, Leonie?"

„Ich glaube wohl, daß ich es könnte; Mama sagt, daß ich mich auf die Haushaltung gut verstehe, nicht wahr Mama?"

„Ja, Kind, aber der Herr Pastor meint es nicht im Ernst."

„Ganz gewiß, Frau Bürgermeister, um die Wahrheit zu sagen, bin ich froh, daß ich meine alte Haushälterin los werde, denn ich war vollständig unter ihrem Pantoffel; ich hatte es verkehrt angefangen, aber jetzt werde ich es besser machen und Herr im Hause bleiben. Darum möchte ich ein junges Mädchen aus guter Familie zu mir nehmen, um so mehr, da ich an meinem neuen Bestimmungsorte mich nicht so von der Welt zurückzuziehen gedenke, wie hier, und ich glaube wirklich, daß Leonie sich vortrefflich dazu eignen würde. Was sagen Sie dazu, Herr Bürgermeister?"

Acht Tage früher würde Herr Degeling sich durch den Vorschlag des Pastors beleidigt gefunden haben und acht Tage später wäre seine Absicht in Bezug auf die Töchter vielleicht ebenfalls wieder wankend geworden, aber im gegenwärtigen Augenblick sah er in dem Vorschlage einen guten Ausweg und er sagte daher: „Ich glaube, Herr Pastor, daß Ihr Vorschlag sehr annehmbar — daß wir nicht zögern können, Ihnen — Leonie wird gewiß nicht leicht eine bessere Stellung — "

„Ich werde sie wie meine Tochter behandeln, davon können Sie überzeugt sein," wendete sich der Pastor zu Frau Degeling, die ihre Zustimmung noch nicht gegeben hatte.

„Daran zweifle ich nicht, Herr Pastor, aber Leonie ist noch zu jung, sie ist erst zwanzig."

„Wenn ich sie heirathen wollte, würde das wohl in Betracht kommen müssen, denn ich bin nun fünfzig," sagte Pastor Stein mit einem Lächeln, „aber da dies nicht der Fall ist und ich mehr eine Tochter, als eine Frau suche, so bietet dies kein Hinderniß; übrigens sollen Sie sich nicht übereilen, überlegen Sie sich die Sache noch einen Tag und geben Sie mir morgen vor zehn Uhr Nachricht, denn ich verlasse um diese Zeit Rothenburg und habe noch so viel zu thun, daß Sie mir es zu gute halten müssen, wenn ich jetzt Abschied nehme."

Wenn Pastor Stein vom Fortgehen sprach, so war dies noch immer kein Beweis, daß er wirklich ging. Es verhielt sich damit wie mit seinen Predigten; sein „Wohlan denn, meine Geliebten," oder sein „und nun zum Schlusse, meine Theuren," waren zwar stets der Anfang vom Ende, aber noch lange nicht das Ende selbst, und so blieb er denn auch jetzt noch ein halbes Stündchen beim Plaudern und erzählte dem Bürgermeister mehrere Fälle von Leuten, die zurückgegangen waren und sich dann wieder zum schönsten Wohlstande emporgeschwungen hatten, und dann wieder nannte er der Frau Degeling mehrere sehr anständige Familien, deren Töchter in Condition waren, und zwischen den Trostgründen und Ermahnungen für die Eltern, den Aussichten für Hermine und den Zusagen für Leonie fand er noch Gelegenheit, Bemerkungen über Rothenburg, sowie über seinen neuen Bestimmungsort einfließen zu lassen.

Endlich hatte er das Haus verlassen und begab sich nach der Wohnung des Steuereinnehmers Erlen, welcher zu den wenigen Menschen gehörte, von denen er persönlichen Abschied nahm. Die Familie war grade beim Essen, und Erlen, welcher den Pastor in der Vorderstube empfing, trat mit der Serviette im Knopfloch des Rockes herein. Der Pastor sagte daher sogleich, daß er nur gekommen sei, um Abschied zu nehmen und ihn nicht lange aufhalten wolle. Dies war jedoch wieder nicht so ganz wörtlich zu verstehen. Mit einem Lächeln meinte der Pastor, da er Erlen's Frau und Töchter wohl nicht mehr sehen werde, so bitte er, denselben seine Grüße zu überbringen; er wußte recht gut, daß die Erlen'schen Damen seine Richtung nicht anerkannten und daß sie die Wahrheit, welche ihrer Ansicht nach in seinen Predigten nicht zu finden war, in Religionsübungen suchten, deren Leitung ein früherer Anstreicher übernommen hatte. Von diesem Concurrenten sprach Pastor Stein niemals, und jedenfalls war ihm derselbe weniger im Wege, als es der Amtsgenosse aus dem Stegreif selbst wünschte.

„Es thut mir leid, Herr Einnehmer," sagte der Pastor, „daß ich Ihnen nicht auch Grüße an eine andere Person auftragen kann."

Erlen's Gesicht verdüsterte sich, aber er antwortete nicht.

„An Ihren Sohn Philipp nämlich," fuhr Stein fort, „ich mochte den Jungen immer gern leiden, er war ein aufgeweckter, tüchtiger Bursche mit gutem Herzen, welches — "

„Sollten wir diesen Gegenstand nicht

ruhen lassen, Herr Pastor?" unterbrach ihn Erlen.

„Läßt er Ihrem Herzen Ruhe?" fragte der Pastor ernst.

„Nein," sagte Erlen kurz.

„Warum also," entgegnete der Pastor, „sollten wir nicht darüber sprechen? Zwar ist es meine Absicht nicht, Ihnen Vorwürfe zu machen, daß Sie anderer Ansicht sind, als ich; ich bedaure Sie von ganzem Herzen, aber die Art, wie Sie die Sache behandelten, war nicht geeignet, Ihren Sohn zu einem vertraulichen Bekenntniß zu veranlassen, da Sie ihm alle Aussicht auf Vergebung und Versöhnung genommen haben. Das war das Mittel nicht, um ihn Ihnen näher zu bringen."

„Aber ich will ihn nicht in meiner Nähe haben! Er soll mir nicht mehr unter die Augen kommen oder es geschieht ein Unglück."

„So sagen Sie jetzt, aber Sie werden anders denken, wenn Sie ihn vor sich sehen."

„Ich will ihn nicht sehen."

„Auch nicht, wenn er Besserung gelobte?"

„Wissen Sie etwas von ihm? Wo ist er?" fragte mit einemmale der Steuereinnehmer in ganz verändertem Tone.

„Ich weiß nichts von ihm," erwiederte der Pastor. „Was ich von ihm weiß, hörte ich von Ihnen, aber der Ton, in dem Sie diese Frage stellen, beweist schon, daß Sie mehr Gefühl für ihn haben, wie Sie selbst eingestehen wollen. Glauben Sie mir, wenn Sie später einmal das Glück haben sollten, ihn wiederzufinden —"

„Glück?" rief Erlen in düsterm Tone, „nennen Sie das Glück, wenn man einen Sohn wiederfindet, der den unbefleckten Namen seines Vaters mit Schande bedeckt hat, der gestohlen hat, gestohlen! Wissen Sie, was das ist, Herr Stein, einen Sohn, der gestohlen hat!"

„Ich weiß es nicht aus Erfahrung," entgegnete der Pastor, „und Gott behüte mich, daß ich jemals solch ein bitteres Erlebniß erfahren muß, aber vergessen Sie nicht, daß wir zu allererst gegen unsere eigenen Angehörigen milde und nachsichtig sein müssen. Wer weiß, wie sehr er seine That bereut! Geben Sie mir die Hand, Erlen, und versprechen Sie mir, daß Sie Ihrem Sohne verzeihen wollen; nein, schütteln Sie nicht mit dem Kopfe; wäre er auch tief gesunken, er bleibt doch Ihr Sohn und Sie müssen mit väterlicher Barmherzigkeit an ihn denken. Ich weiß wohl, daß ich kein Recht habe, ein solches Versprechen von Ihnen zu fordern, denn wir sind uns ferner geblieben, als es gut war, aber grade deshalb möchte ich nicht von meiner alten Gemeinde scheiden, ohne wenigstens das Bewußtsein mitzunehmen, daß mein Einfluß hier noch fortlebt."

In diesem Augenblick vernahm man die Stimme der Frau Erlen, die sich nicht im freundlichsten Tone über den Besuch aussprach, durch dessen Schuld das Essen kalt werde. Stein lächelte und reichte Erlen seine Hand hin; er wußte, daß dieser sein Versprechen halten werde, wenn er es ihm gab und er hoffte halb und halb, Erlen werde ihm das Versprechen geben, um ihn los zu werden.

„Leben Sie wohl, Herr Pastor," sagte Erlen.

„Und das Versprechen?"

„Ich werde darüber nachdenken."

„Nein, Herr Einnehmer," entgegnete der Pastor, „über solche Dinge muß man nicht lange denken, es ist eine Herzenssache, es betrifft Ihren einzigen Sohn."

„Da haben Sie meine Hand," sagte darauf Erlen rasch und Stein ging zufrieden mit dem Verlauf seiner Sendung nach Hause.

„Was wollte der Stein?" fragte Frau Erlen, als ihr Mann wieder bei Tische saß.

„Er wollte Abschied nehmen."

„Und dazu hat er so lange Zeit nöthig?"

„Er wollte mich noch über irgend etwas sprechen."

Frau Erlen vermuthete sofort, was der Gegenstand des Gesprächs gewesen sei, aber ihre Abneigung gegen den Pastor verblendete sie derart, daß sie seine gute Absicht gänzlich verkannte.

„Was bekümmert er sich um fremde Angelegenheiten," schalt sie, „ein schlechter Seelsorger stiftet das größte Unheil und er ist die Ursache unseres ganzen Unglücks. Was verlangt er nun?"

„Ich soll Philipp in Gnaden wieder annehmen."

„Welch ein Vorschlag!" entgegnete die Frau, „da wir nicht einmal wissen, wo er ist."

„Er wird sich wohl hüten, uns dies zu schreiben," meinte Susanne.

„Wenn er nur schriebe!“ rief Frau Erlen aus, „aber er ist verhärtet in seiner Schlechtigkeit.“

„Es versteht sich von selbst, daß er auf meinen Brief nicht schreiben kann,“ sagte Erlen halblaut, „da ich ihm gesagt habe, daß die Nachricht seines Todes für uns die einzig willkommene Nachricht sei.“

„Und ist dies denn nicht der Fall?“ fragte Käthe.

„Nein,“ sagte Erlen kurz, „das ist nicht so, und wird nie so sein, und nun wünsche ich, daß darüber nicht weiter gesprochen wird.“

Hierauf nahm er seine Mütze und schnitt die Fortsetzung des Gespräches dadurch ab, daß er ausging. Er schlug den Weg nach einer Richtung ein, wo nicht die geringste Aussicht war, irgend Jemand zu begegnen; er wollte allein sein, um, durch nichts abgezogen, an seinen Sohn und sein verlorenes Glück zu denken. Und doch war es, als fühle er sich an diesem Tage weniger unglücklich! Das Versprechen, welches ihm der Pastor Stein gegen seinen Willen abgenöthigt hatte, schien ihm einige Erleichterung zu gewähren, und da er seinem Sohne nun einmal Verzeihung gelobt hatte, dachte er mit einem andern Gefühl als bisher an denselben. Was würde er dafür gegeben haben, hätte er wieder mit ruhigem Herzen und überzeugt von seiner Unschuld an den hoffnungsvollen Jüngling, der sich so gut und tüchtig entwickt hatte, denken können. Niemals hatte er demselben durch zärtliche Worte oder Nachgiebigkeit seine innige Liebe zu erkennen gegeben, aber er verbarg hinter den kühlen abgemessenen Formen ein warmes Vaterherz, und der Gedanke an Philipp hatte ihn immer schadlos gehalten für die vielen vergeblichen Hoffnungen seines Lebens. Wenn er ihn jetzt einmal wiedersehen könnte, hier, auf der einsamen Haide, wo Niemand von ihrer Begegnung Zeuge sein würde, wie würde er ihn an das Herz drücken und Alles vergeben und vergessen! Aber ach! sein Sohn war weit entfernt, wo, wußte er selbst nicht, und in seinem Vaterherzen war es so einsam, wie auf der unübersehbaren Haide, wo nur die vorübertreibenden Wolken ihre breiten Schatten auf den unfruchtbaren Boden warfen.

Zwölftes Capitel.

Philipp Erlen befand sich nun bereits eine geraume Zeit in Brüssel, aber es war ihm bisher nicht besonders nach Wunsch gegangen. Der einzige Mensch, auf welchen er bei seiner Ankunft in Brüssel alle Hoffnungen gebaut hatte, war Herr Everard, der vornehme Geschäftsreisende für das große Handelshaus Bijou, aber als er nach dem Haus Bijou fragte, erfuhr er, daß dieses nach kurzem Bestehen fallirt hatte, von dem vornehmen Geschäftsreisenden Everard oder dessen Schwester, die stets für seine Wohnung sorgte, war gar nichts zu erfahren. Alle Everard's, die im Adreßbuche standen, hatte Philipp bereits aufgesucht, bei allen Bijou's hatte er Erkundigungen eingezogen, aber der Mann, den er suchte, war nirgends zu finden. Endlich hatte er die Hoffnung aufgegeben, und seiner eigenen Kraft vertrauend, bald hier bald dort seine Dienste angeboten, aber so empfehlend auch sein Aeußeres war, seine Papiere stellten sich doch nicht als genügend heraus, um ihm eine Stellung in einem soliden Hause zu verschaffen. So hatte er fast ein ganzes Jahr lang in allerlei vorübergehenden und unsichern Stellungen zugebracht, zweimal mehr Enttäuschungen erlebt, als sich Aussichten verwirklicht hatten, und er war dabei jeden Augenblick in Gefahr, als Fremdling ohne bestimmte Mittel zur Existenz über die Grenze gebracht zu werden. Zum Schluß war er bei einem Herrn Coninx als erster Gehilfe eingetreten, in der Erwartung, daß das Geschäft sich ausdehnen und später noch eine Menge anderer Commis angenommen würden. Philipp war übrigens die rechte Hand des Herrn Coninx und half ihm in den zwanzigerlei Geschäften, welche dieser betrieb. Coninx war Agent für Assecuranzgesellschaften, hatte Niederlagen von Schnellpressen, Zuckermühlen, Brustbonbons und Cigarren, sein Anzeigebüreau wurde monatlich in mehreren Zeitungen annoncirt und er besorgte Vermiethungen, verschaffte Stellen und verkaufte Häuser, alle diese Geschäfte und noch viele andere, die er übernahm, reichten grade hin, um den eifrigen Herrn und seine Familie zu erhalten. Von Tag zu Tag hoffte er, daß irgend eine seiner Unternehmungen ganz besonders einschlagen werde, und dann wollte er alle

andern aufgeben, aber dies war bis jetzt noch nicht geschehen, und seit der Zeit, daß Philipp bei ihm war, waren die Geschäfte des Herrn Coninx noch nicht besonders viel weiter gekommen. Allerdings trug Philipp gewiß nicht die Schuld, denn er arbeitete von Morgens früh bis Abends spät, und in seinen freien Augenblicken nahm er sich auch noch der Haushaltung seines Principals an, denn dieser war viel zu sehr beschäftigt, um sich um häusliche Angelegenheiten zu bekümmern, und seine Frau ließ in der Haushaltung Alles gehen wie es wollte.

Früher hatte Herr Coninx sich bemüht, so viel Geld zu verdienen als möglich, und seine Frau hatte es dann regelmäßig sorglos wieder ausgegeben. Seitdem Philipp Erlen im Hause war, trat einige Besserung ein; es kam jetzt vor, daß man mehrere Tage hintereinander so ziemlich um dieselbe Zeit zu Mittag aß und sechs Monate lang dasselbe Dienstmädchen behielt, was früher nie vorgekommen war. Wäre Herr Coninx zur Eifersucht geneigt gewesen, so würde er Philipp vielleicht aus dem Hause geschafft haben, denn der Einfluß, den dieser auf die hübsche Frau ausübte, konnte nicht unbemerkt bleiben, aber er wußte, daß sie sich nicht das Geringste vergab, und begünstigte daher den Einfluß seines Gehilfen.

An einem Sonntag Vormittag verließ der feuerrothe, sehr corpulente Belgier in etwas auffallender Kleidung, sein Lieblingslied summend, das Haus, um nach seinem Billardclub zu gehen, nachdem er vorher seinem Gehilfen die Weisung gegeben hatte, vor Tisch mit seiner Frau und den Kindern im Park spazieren zu gehen, was Philipp nicht grade mit besonderm Vergnügen vernahm, da er gern den Sonntag für sich frei gehabt hätte. Bald darauf erschien denn auch Frau Coninx auf dem Comptoir. Sie war in einer sehr reichen und etwas excentrischen Toilette, etwas zu reich für ihren Stand und etwas zu auffallend für eine verheirathete Frau. Aber mehr noch als durch ihre Kleidung, fiel sie durch ihr sehr hübsches Aeußere auf, den schlanken Wuchs, das lebendige, wenn auch nicht regelmäßige Gesicht, den dunklen Teint, das fröhliche Lächeln und den heitern, unbefangenen Ton, der mit der ganzen Erscheinung übereinstimmte.

„Nun, Erlen, gehen wir aus?“ fragte sie nach einem flüchtigen, intimen Gruße.

„Wenigstens hat mir Herr Coninx davon gesagt,“ entgegnete Philipp.

„Sie gehen also nur auf Befehl mit?“

„Das nicht. Es ist mir immer ein Vergnügen, die Frau meines Principals zu begleiten.“

„Desto besser, wenn Sie aber keine Lust haben, so zwingt Sie Niemand. Mir scheint, daß Sie es hier langweilig genug finden müssen; gehen Sie nicht lieber mit Ihren Freunden aus?“

„Ich habe keine.“

„Armer Mensch,“ sagte Frau Coninx mit schalkhaftem Lächeln, „warum führt Sie mein Oger auch nicht in seinen Club ein?“

Oger war der Name, den Frau Coninx ihrem Gatten gab, auch in seiner Gegenwart, und ohne damit das geringste Böse bezeichnen zu wollen.

„Ich weiß nicht, ob ich dort mehr Vergnügen finden würde,“ entgegnete Philipp.

„Gewiß mehr, als wenn Sie Duenna und Kindermädchen bei einer alten Frau spielen sollen. Sind Sie wohl schon verliebt gewesen, Erlen?“ fragte sie plötzlich, denn sie liebte es, im Gespräche abzuspringen. Philipp erröthete, ohne es zu wollen.

„Antworten Sie nur gar nicht,“ lachte sie, „ich weiß es schon. Wie sah das Mädchen aus? Haben Sie kein Bild von ihr? Aber das sind Dinge, die mich nichts angehen. Sie haben gewiß noch gar nicht gefrühstückt, ich bin zu lange mit meiner Toilette beschäftigt gewesen; wie finden Sie mein neues Kleid? prächtig und gut gemacht, nicht wahr?“ In dieser Weise ging das Gespräch fort.

Philipp mußte sich mit ihr zum Frühstück setzen, aber da fehlte bald das Eine, bald das Andere; sie hatte den Schlüssel zum Wein verlegt und wollte welchen holen lassen, aber Philipp hielt sie davon ab. Darauf wünschte sie, daß er einen Wagen hole, da sie sich den Fuß verstaucht habe und nicht gehen könne, und so sehr Philipp sich dagegen sträubte und darauf bestand, daß sie zu Fuß gehen wollten, es half nichts. Auch die Kinder, welche inzwischen hereingekommen waren, stimmten für das Ausfahren, und so blieb Philipp zuletzt nichts anderes übrig, als auszugehen und einen Wagen zu holen.

Als er wegging, rief ihm Frau Coninx noch nach, daß sie vergessen habe, für das Mittagsessen zu sorgen, und bat ihn, in einer Restauration das Essen zu bestellen. Philipp lief eiligst nach dem Restaurant, und eben verließ er das Haus wieder, um sich nun nach einer Droschke umzusehen, als er einem Herrn begegnete, der in die Restauration eintreten wollte, und indem er ihm auswich, grade auf ihn stieß.

„Herr Everard!“ rief Philipp erstaunt aus.

„Mein Herr, ich kenne Sie, aber ich erinnere mich nicht —“

„Mein Name ist Erlen. Wir sahen uns auf dem Dampfboote während der Fahrt nach Reizenort.“

„Richtig, richtig, nun erinnere ich mich.“

„Wie lange habe ich Sie gesucht.“

„Mich? kein Wunder! Ich wohne nicht mehr in Brüssel, meine Schwester ist nicht mehr hier.“

„Und die Firma Bijou?“

„O schweigen Sie mir von der Firma Bijou! Diebe waren es und Betrüger, die ihre Gehilfen Hunger leiden ließen.“

„Ich dachte, daß Sie zwölftausend Francs Gehalt hatten.“

„In Worten; aber das sind vergangene Zeiten. Sind Sie zu Ihrem Vergnügen hier?“

„Ich habe hier eine Stelle als Gehilfe bei Herrn Coninx.“

„Coninx? In Kohlen und Lebensversicherungen und Niederlagen von Brustbonbons und Dampfmühlen?“

„Derselbe.“

„Mit einer schönen Frau.“

„Man findet sie wenigstens schön.“

„Sie Glücksengel! welch' eine herrliche Stellung, Sie Beneidenswerther! Ich selbst würde Sie beneiden, wenn ich nicht so ganz besonders gut situirt wäre.“

„Das freut mich. Sind Sie immer noch Geschäftsreisender?“

„Immer noch? Sie sagen das so von oben herab. Kommen Sie mit, dann werde ich Ihnen Alles erzählen.“

„Unmöglich. Ich muß eine Droschke bestellen, um mit Frau Coninx und den Kindern auszufahren.“

„Ich wollte, daß ich an Ihrer Stelle wäre! Warten Sie, dort ist eine Droschke, die ganz gut aussieht.“

Darauf rief Everard den Droschkenkutscher an, stieg mit Philipp ein und sagte: „Ich bringe Sie zur Familie Coninx. Vielleicht gehe ich einen Augenblick mit hinein. Ich kenne die Frau noch von früher. Und dann überlasse ich Sie Ihrem guten Schicksale. Aber heute Mittag müssen wir zusammen diniren. Ich esse im Hotel de Berlin; kommen Sie da auch hin.“

„Das wird nicht gehn, ich esse mit der Familie.“

„Aber mein bester Herr Erlen, Sie sind ja der glücklichste Mensch auf der Erde. Kind des Hauses. Wissen Sie was, ich will Ihren Weg lieber nicht kreuzen und die hübsche Frau Coninx Ihnen überlassen. Der arme Coninx! Wozu nimmt er aber auch solchen Gehilfen!“

„Aber Herr Everard, ich begreife Sie nicht.“

„Desto besser, Freundchen, desto besser, Sie keuscher Joseph. Geben Sie nur Acht, daß es Ihnen nicht geht wie diesem. Aber wo kommen wir zusammen? Heute Abend gehe ich in die Vorstadt; wissen Sie was, da wollen wir uns in der Laterna Magica treffen. Dort geht es lustig her und wir werden uns gut amüsiren. Aber hier sind wir schon. Auf Wiedersehen also, heute Abend in der Laterna Magica. Adieu!“

Philipp hatte gar keine Gelegenheit, um den Redefluß des Geschäftsreisenden zu hemmen, er dachte daher auch kaum daran, der Abrede gemäß ihn wiederzusehen, denn er gestand sich, daß Herr Everard ihm diesmal viel weniger gefallen hatte, als bei der ersten Begegnung. Was ihn am meisten verstimmte, war die Art und Weise, wie Herr Everard über Frau Coninx gesprochen hatte, und er trat mit ganz andern Gefühlen bei ihr ein, um ihr zu sagen, daß der Wagen warte. Sie entgegnete darauf, daß sie sogleich fertig sei, aber aus diesem Sogleich wurde eine gute halbe Stunde, und Philipp mußte seine ganze Geduld zusammennehmen, um darüber nicht aufgebracht zu werden. Zuletzt mußte er ihr noch behilflich sein, um die Mantille umzuhängen und die Manchetten festzuknöpfen, und endlich stieg die ganze Gesellschaft in den Wagen, um zuerst eine Spazierfahrt durch die belebtesten Anlagen zu machen und dann bei Belloni vorzufahren, um dort noch etwas von dem Concert zu hören. Nachdem sie ausgestiegen waren,

legte Frau Coninx, ohne sein Anerbieten abzuwarten, ihre Hand auf Philipp's Arm, und so kamen sie in den überfüllten Concertgarten, wo kaum noch ein Platz zu finden war.

„Dort sind noch einige Stühle frei," sagte Frau Coninx.

„Aber das Tischchen ist besetzt," entgegnete Philipp.

„Das hat nichts zu sagen," versetzte die Dame, „wir können es immerhin probiren, ob die Plätze frei sind."

Erlen sah nach den beiden Herren, die am Tische saßen, und erkannte in ihnen die beiden Versmalen aus Rothenburg.

Frau Coninx bemerkte, daß er zögerte, und zog ihn um so bestimmter nach dem Tischchen, wo die beiden jungen Leute saßen.

„Sind diese Stühle frei?" fragte sie mit der ihr eigenen Freimüthigkeit. Die beiden jungen Leute verbeugten sich zustimmend, obgleich sie mit der Gesellschaft nicht besonders zufrieden zu sein schienen. Wilhelm Versmalen zog seine Uhr und sah sehr andächtig darauf, und Ferdinand meinte, es sei Zeit, daß sie nach dem Hotel zurückkehrten.

Frau Coninx wollte einen Gewaltstreich ausführen. Sie sprach Erlen laut bei seinem Namen an und fragte ihn, ob er die beiden Herren vielleicht kenne.

„Ich glaube wohl," sagte Philipp mit etwas bebender Stimme, „und vielleicht werden die Herren mich auch kennen." Mit gespannter Erwartung blickte er nach den beiden Versmalen, aber diese thaten gar nicht, als ob sie ihn gehört hätten; sie standen im Gegentheil auf und verließen mit einem zwar höflichen, aber steifen Gruße das Tischchen, um sich wenige Augenblicke darauf auf ein paar andere Stühle, die frei geworden waren, niederzusetzen.

„Ich dachte, daß Sie die Herren kennten," sagte Frau Coninx.

„Ich kenne sie auch," entgegnete Philipp, „sie waren früher meine Freunde, und nun —"

„Und nun?"

„Sie sehen, daß sie mich nicht mehr kennen wollen."

„Allerdings, aber — wirklich, Erlen, es wird Zeit, daß Sie mich zu Ihrem Beichtvater machen, Sie gehen zu Grunde an Ihren Geheimnissen. Erzählen Sie mir einmal Ihren ganzen Lebenslauf und ich will Ihnen ein wohlwollender Beichtvater sein. Sie sind unglücklich, Erlen?"

„Ja," entgegnete Philipp.

„Wie albern in Ihren Jahren, mit Ihrem Aussehen! Oder haben Sie etwas Böses gethan?"

„Nein, aber man denkt es."

„Also das Urtheil der Welt macht Sie unglücklich? Ich hielt Sie für verständiger; ich bekümmere mich durchaus nicht um die Welt und Sie als Mann brauchen dies noch weniger zu thun. Wenn man bei sich selbst weiß, daß man kein Unrecht thut, braucht man nicht nach dem Urtheil der Welt zu fragen."

„Doch wohl. Diese beiden jungen Leute waren meine besten Freunde und nun wenden sie sich von mir ab. Sie sehen, daß sie sich dort wieder niedergesetzt haben, um nur nicht in meiner Gesellschaft zu sein."

„Aber an Ihrer Stelle würde ich sie angeredet haben. Wessen beschuldigt man Sie denn eigentlich?"

„Ach, lassen Sie mich den Jammer und das Elend nur für mich behalten."

„Ich bitte Sie, erzählen Sie mir Alles, wie Sie es einer Mutter erzählen würden, oder nein, darnach sehe ich wohl nicht aus, was meinen Sie?"

Philipp warf einen Blick auf Frau Coninx und mußte gestehen, daß sie wirklich nicht viel von einer Mutter hatte, namentlich jetzt nicht, da sie ihn mit ihrem einnehmendsten Lächeln ansah und ganz unwillkürlich die Hand, womit sie das Glas Eis auf den Tisch setzte, auf seinen Fingern ruhen ließ. Philipp würde sich vielleicht zur Mittheilung geneigt gefühlt haben, aber als er eben die Augen aufschlug, sah er die Blicke der beiden Versmalen halb spöttisch auf sich gerichtet. Obgleich diese keine eingerosteten Rothenburger waren, hatten sie doch zu viel Achtung vor sich selbst, um die Bekanntschaft mit einem Menschen wie Erlen erneuern zu wollen, namentlich, da dieser sich ihnen auch jetzt wieder in einer Gesellschaft zeigte, die eben nicht auf eine Besserung hindeutete.

„Lassen Sie uns das Gespräch abbrechen," sagte Philipp, „die Musik ist zu schön und überdies kommen hier Ihre Kinder."

„Gut, aber unter dem Vorbehalt,"

entgegnete sie, „daß Sie mir später Ihr Vertrauen schenken. Es ist nicht gut gethan von Ihnen, daß Sie sich weigern, die Hand anzunehmen, die Ihnen gereicht wird. Versprechen Sie mir, daß Sie mir Alles erzählen wollen."

„Sobald sich dazu die Gelegenheit gibt," antwortete Philipp, fest entschlossen, dafür zu sorgen, daß sich diese Gelegenheit niemals bieten sollte.

Als darauf Frau Coninx am Arm ihres Begleiters den Concertgarten verließ, saßen die Versmalen noch an ihrem Platze und blickten den Beiden nach.

„Ob die Kinder zu ihnen gehören?" fragte Ferdinand.

„Das beweist nichts, die können gemiethet sein für den Spaziergang," meinte Wilhelm. „Vielleicht hat er auch Bekanntschaft mit Familien."

„Warum nicht gar! Dann hätte er uns ja anreden können."

„Freilich, aber wir hätten auch etwas zu ihm sagen können."

„Zum Beispiel, wie es seinem Großvater geht."

„Wer weiß, ob die ganze Geschichte, daß der alte Fastemann sein Großvater sei, wahr ist. Fastemann ist ein Millionär und Erlen's Vater lebt wie ein Tagelöhner."

„Ich weiß nicht, wer mir die Sache erzählt hat; wenn ich nicht irre, war es Leonie Degeling. Gut, daß ich daran erinnert werde, wir dürfen nicht versäumen, auf der Rückreise den Pastor Stein zu Wimpfen aufzusuchen und zu sehen, wie sich Leonie dort gefällt. Sehr willkommen werden wir ihr nicht sein, denn sie wird gewiß nicht gern daran erinnert, daß unser Vater jetzt Bürgermeister in Rothenburg ist. Aber wir müssen gehen."

„Schade, daß wir nicht zehn Minuten früher aufgebrochen sind, da hätten wir dem saubern Herrn Erlen einmal nachfolgen können, um zu erfahren, wie die Sache steht!"

„Das ist nicht schwer zu wissen; ein Mensch, der seinen Prinzipal bestohlen hat, geht sehr hübsch gekleidet in Brüssel mit einer prächtig aufgeputzten Dame spazieren; bester Ferdinand, was willst Du noch mehr wissen? Je weniger wir ihn beachten, um so besser."

Während dieses Gespräches waren auch die beiden Versmalen aufgestanden und fortgegangen, und es versteht sich von selbst, daß bei der nächsten Gelegenheit ganz Rothenburg erfahren wird, was sie jetzt wissen oder vielmehr vermuthen.

Das Diner, welches Philipp bei dem Restaurateur bestellt hatte, war sehr nach dem Geschmacke des Herrn Coninx, der obendrein besonders gut gelaunt war, weil er in seinem Billardclub einige ausgezeichnete Stöße gemacht hatte. Er bewies seine heitere Stimmung dadurch, daß er gleich nach Tisch wieder ausging, um im Kaffeehause eine Tasse Kaffee zu trinken und eine Partie Domino zu spielen. Philipp blieb mit Frau Coninx und den Kindern noch eine Weile zusammen, und als die Letztern endlich nach ihrer Stube gingen, erhob auch er sich, um fortzugehen. Frau Coninx erkundigte sich, was er für den Abend vorhabe und nachdem er ihr mitgetheilt hatte, daß er mit einem frühern Bekannten, Herrn Everard, eine Zusammenkunft in der Laterna Magica verabredet habe, seufzte sie tief und beklagte, daß sie von allen Vergnügungen abgesondert sei, da ihr Mann sich nicht um sie bekümmere.

Erstaunt sagte Philipp: „Sie sind also auch nicht glücklich?"

„Glücklich!" rief die rasch aus einer Stimmung in die andere überspringende Frau aus, „meinen Sie vielleicht, weil ich lache und fröhlich bin? Sie urtheilen sehr oberflächlich. Seitdem ich verheirathet bin, liegt die ganze Last der Haushaltung auf mir, und Alles, was mir dieselbe erleichtern könnte, ist mir entzogen. Ich war achtzehn Jahre, als ich mich verheirathete, jetzt bin ich neunundzwanzig, und wahrhaftig, ich bin des Lebens und der Welt noch nicht müde. Aber lassen Sie sich durch mich nicht zurückhalten, gehen Sie und genießen Sie, so lange Sie können. Es ist ja so herrlich, jung zu sein und die Jugend zu genießen."

„Genießen?" fragte Philipp, und mit einemmale fühlte er eine Art von Mitgefühl für die hübsche junge Frau, die ihn zum Mitwisser ihrer Geheimnisse machte.

Er fühlte sich in diesem Augenblicke so zu ihr hingezogen, daß er ihr in kurzen Worten seine Erlebnisse in Rothenburg und Reizenort erzählte, und auf welche Weise er in den Verdacht des Diebstahls gekommen sei.

„Und haben Sie denn keinen einzigen

Freund, der Ihre Partei nehmen kann?" fragte sie.

„Wenn mein eigener Vater nicht an mein Unschuld glaubt, wer soll denn daran glauben?" entgegnete er.

„Es ist wahr, aber gewiß kommt noch einmal die Zeit, wo Ihre Unschuld zu Tage tritt," meinte tröstend Frau Coninx.

„Ich glaube nicht daran," versetzt Philipp, „ich wage nicht, darauf zu hoffen."

„Und doch sind Sie weniger zu beklagen als ich," sagte hierauf Frau Coninx. „Die Ursache Ihres Unglücks liegt in der Vergangenheit und es bleibt Ihnen die Hoffnung, ich aber bin zum Unglück verurtheilt für unbestimmte Zeit, vielleicht für mein ganzes Leben."

Während sie dies sagte, hatten sich ihre Augen mit Thränen gefüllt und sie blickte Philipp traurig an. Er suchte sie zu trösten, indem er ihren Kummer übertrieben nannte. Er blickte ihr dabei theilnahmvoll in das hübsche Gesicht und sagte, er möchte ihr gern Muth und Lebenslust einflößen und wünsche nichts lieber, als sie glücklich zu sehen. Ohne es selbst zu wissen und zu wollen, hatte Philipp's Arm sich dabei über die Lehne der Causeuse ausgestreckt und der Kopf der Frau Coninx ruhte an seiner Schulter, während er mit der andern Hand ihre Hand gefaßt hatte. Es war gewiß unrecht von beiden Seiten, daß sie in dieser vertraulichen Haltung sich gegenseitig ihr Leid klagten, aber es geschieht öfter in der Welt, daß das Herz stärker ist, als der Verstand, und daß der Mensch in Augenblicken des Gefühls die Rücksicht auf sittliche Verpflichtungen etwas in den Hintergrund treten läßt. Wahrscheinlich war dies auch in den darauf folgenden Augenblicken der Fall, als Philipp's Kopf sich noch etwas tiefer herabbog und er einen Kuß auf die hübschen Lippen der Frau Coninx drückte.

Plötzlich stand er auf. Er war über seine eigene Dreistigkeit erschrocken und verwirrt in dem Bewußtsein, daß er seinen festen Vorsatz gebrochen und sich einem Gefühle überlassen hatte, welches ihn schon öfter bedrohte, wenn die Frau seines Prinzipals ihm freundlich begegnete.

Auch sie stand auf, aber lange nicht so erregt, als Philipp. Ganz ruhig sagte sie zu ihm: „Das müssen Sie nicht wieder thun, Erlen."

„Ich möchte es tausendmal, tausendmal thun, Louise," sagte Philipp, der nun, da einmal der erste Schritt geschehen war, an keine Rückkehr mehr dachte. Ohne zu antworten, verließ Frau Coninx das Zimmer und kehrte einige Zeit darauf mit ihren Kindern zurück, so daß dem tête-à-tête ein Ende gemacht war. Ob ihr Gewissen erwacht war, oder ob sie nur den Kunstgriff einer listigen Kokette in Anwendung brachte, sie setzte sich wieder auf den Sopha, zündete die Gasleuchter an und erschien in dem hellen Lichte noch viel vortheilhafter als vorher.

„Wenn Sie noch nach der Laterna Magica gehen wollen, dürfen Sie nicht mehr lange zögern."

„Ich weiß nicht, ob ich hingehen soll," meinte Philipp.

„Sie sollten es nicht unterlassen; ein Freund erwartet Sie dort, und um Ihnen die Wahrheit zu sagen, möchte ich gern einige Briefe schreiben. Der Sonntag Abend ist ganz besonders dazu geeignet und ich glaube, daß Coninx sehr spät nach Hause kommen wird."

Dies Alles sagte Frau Coninx in ihrem gewöhnlichen freundlichen Tone, und wie es schien, ohne an das Vorgefallene zu denken. Philipp verstand deutlich, daß sie den Abend nicht mit ihm zuzubringen wünsche und er verließ einige Augenblicke darauf das Haus, ohne genau zu wissen, wohin er gehen solle. Er durchwandelte die belebtesten Straßen Brüssels, aber ohne auf Etwas zu achten oder sich umzusehen; er war ausschließlich nur mit sich selbst beschäftigt.

Dreizehntes Capitel.

Die Laterna Magica war ein Ort, wo die verschiedensten Stände sich zusammenfanden. Die große Welt war allein durch einige Herren repräsentirt, welche den Bürgerstand verachten, mit Ausnahme der hübschen Tänzerinnen, die er stellt. Die besitzende Classe kam überhaupt dort nicht hin, dagegen war der kleinere Bürgerstand zahlreich vertreten und außerdem waren Besucher und Besucherinnen da, welche der Ansicht huldigen, daß das Leben ausschließlich zum Genusse bestimmt sei. Auch von den Fremden, welche sich in der Stadt aufhielten, konnte man immer viele hier fin-

den. Zu diesen Letztern zählte Herr Everard, der allerdings über das Alter hinaus war, wo er selbst lebhaft am Tanze sich betheiligte, während er jetzt ruhig an irgend einem Tische saß, sein Glas Bier trank und dabei die Thür aufmerksam im Auge behielt, um zu sehen, ob nicht irgend ein bekanntes Gesicht erscheine, was an diesem Abend bis jetzt noch nicht der Fall war. Mit Vergnügen sah er endlich Philipp Erlen eintreten, auf dessen Ankunft er eigentlich gar nicht mehr gerechnet hatte. Philipp würde auch nach dem gewöhnlichen Verlauf der Dinge nicht dort hingekommen sein, denn bis jetzt hatte ihn die Laterna Magica noch niemals angelockt, aber die Scene mit Frau Coninx hatte ihn unzufrieden mit sich selbst gemacht und er verlangte nach einer Zerstreuung.

Er konnte nicht begreifen, weshalb die schöne Frau plötzlich von großer Vertraulichkeit zu dem kühlen Tone übergegangen war, womit sie ihn ersucht hatte, sich zu entfernen. Wenn sie wirklich Reue empfand und ihr Gewissen sich empörte, so war es seine Pflicht, das Haus zu verlassen, um den Gefahren für immer ein Ende zu machen; war es nur Gefallsucht von ihr, so wollte er nicht der Spielball ihrer Launen sein und sich von einer Frau zum Besten halten lassen, die er tief unter sich stellte.

Mit diesen Betrachtungen war er in die Laterna Magica getreten, wo ihn der berühmte Reisende des gewesenen Hauses Bijou mit unverholener Freude begrüßte. Wie einen alten Busenfreund hieß er ihn willkommen, obschon sie sich nur zweimal gesehen hatten, aber Everard schloß sehr häufig unzerreißbare Freundschaftsbande, die allerdings niemals rissen, weil niemals daran gezogen wurde. Er dachte eben nur dann an seine Busenfreunde, wenn sie bei ihm waren.

„Erzählen Sie mir nun einmal Ihren ganzen Lebenslauf von dem Augenblicke, da wir uns zuletzt sahen,“ sagte er, nachdem er seinem Intimus ein Glas Bier hatte bringen lassen und eine Cigarre präsentirte, welche eine der besten, wenn nicht gar die beste war, die man in ganz Europa bekommen konnte; diese Cigarren waren von einem Gesandten, welcher sie von einem Millionär von der Insel Cuba, dessen Leben er gerettet, zum Geschenk erhalten hatte, oder auf irgend eine derartige Weise nach Europa gekommen, und da Everard ein Busenfreund des Gesandten war, hatte er ein Päckchen davon erhalten.

„Mein Lebenslauf,“ sagte Philipp, indem er die Cigarre anzündete, „ist sehr einfach. Ich war, was ich nicht mehr bin, und was ich jetzt bin, will ich nicht bleiben.“

„Wie? Sind Sie nicht zufrieden? Ich dachte immer, Sie wären ein vollständig glücklicher Mensch, und jetzt gar! Was bezahlt Coninx?“

„Tausend Franken.“

„Und Sie wollen fort! Tausend Franken und eine solche Prinzipalin! Zum Teufel, Sie scheinen auch nicht leicht zu befriedigen zu sein.“

„Und Sie haben zwölftausend Franken!“

„Lassen wir das auf sich beruhen, die Fähigkeiten eines Reisenden werden mit ganz andern Maßstabe gemessen; augenblicklich habe ich fünfzehntausend Franken und wenn ich will, kann ich morgen zwanzigtausend haben, aber ich habe mich verbindlich gemacht. Ein Reisender muß Alles können, heute verkauft er Wein, morgen Diamanten, übermorgen Seidenstoffe oder Uhren und wenn es nichts besseres zu thun gibt, spielt er Comödie. A propos, singen Sie noch so hübsch?“

„Hübsch habe ich nie gesungen, und die Lust zum Singen vergeht mir auch.“

„Nun, so viel ich weiß, haben Sie früher doch mit Ihrer Stimme großen Effect gemacht und für den Augenblick, da Sie nichts Anderes in Aussicht haben —“

„Könnte ich vielleicht die Stelle erhalten, die Sie verlassen haben?“ fragte Philipp.

„Unmöglich!“ erwiderte Everard. „Hundertdreizehn Aspiranten hatten sich dazu gemeldet und das ist auch kein Wunder; es waren Doctoren, Advocaten und Rittmeister der Cavallerie darunter, man hat einen Oberst von der Garde damit beglückt.“

„Gegen solche Concurrenten kann ich natürlich nicht aufkommen; aber wissen Sie nichts Anderes für mich?“

„Ja und nein,“ sagte Everard mit einem ernsthaft nachdenklichen Gesichte, „ich könnte Sie an mehrere große Häuser empfehlen, aber Sie sind zu bescheiden, zu ängstlich, Sie werden mich schon verstehen, der Fisch schwimmt und der Vogel fliegt.“

„Aber es gibt fliegende Fische und Schwimmvögel," meinte Philipp.

„Richtig, aber sie fliegen nicht hoch und schwimmen nicht schnell. Wollen Sie denn wirklich nicht bleiben?"

„In keinem Falle," entgegnete Philipp.

„Nun denn," versetzte Everard, „können Sie über den heutigen Abend verfügen?"

Nachdem Philipp bejaht hatte, brachte Everard vorläufig das Gespräch wieder auf seine früheren Heldenthaten, die an das Unglaubliche grenzten, und da er in Philipp einen andächtigen und dankbaren Zuhörer hatte, so floß der Strom seiner Rede unaufhaltsam fort. Mitten in seiner Erzählung hörte er jedoch plötzlich auf und lief nach dem Eingange des Saales, wo er mit einigen Herren und Damen, die eben eintraten, ein Gespräch anknüpfte. Plaudernd, langsam fortgehend und zuweilen still stehend, brachte er die Gesellschaft an den Tisch, an welchem Philipp Erlen saß und bald war dieser Tisch sowie die umherstehenden Stühle mit allerlei Kleidungsstücken bedeckt. Die Personen selbst entfernten sich nach einem flüchtigen höflichen Gruße gegen Philipp und mischten sich unter die tanzenden Gruppen; nur Einer setzte sich zu ihm und Everard nieder und ließ sich ein Glas Grog bringen. Everard machte die beiden Herrn miteinander bekannt und Philipp sah sich dem Herrn Fromman gegenüber, den Everard scherzend als Künstler ohne Vaterland und gegenwärtig Director eines Café chantant bezeichnete. Das Gespräch ging bald lebhaft weiter. Herr Fromman trank ein Glas Grog nach dem andern und äußerte endlich, daß er sich schon seit einiger Zeit nach einem Sänger umsähe, den er nöthig habe. Er setzte hinzu: „Ich habe bereits einen prächtigen Namen für ihn ausgedacht."

„Darin sind Sie stark," entgegnete Everard. „Wird Ihr eigener gefeierter Name nicht bald vacant?"

„Wenn ich einmal zurücktrete, verkaufe ich ihn theuer," versetzte Fromman, „ich habe mich zwanzig Jahre lang bemüht, ihn berühmt zu machen, und es ist nicht mehr als billig, daß man ihn gut bezahlt. Das Publicum ist einmal daran gewöhnt, sich nach bekannten Namen zu richten, die anderthalb Kenner, die sich in der Menge verlieren, üben keinen Einfluß aus und wenn man keinen Namen hat, mag man singen und spielen so gut man will, es hilft Alles nichts; setzt man aber einen berühmten Namen dazu, so ist Alles gewonnen."

„Wie viel bringt Ihre Beschäftigung wohl auf?" fragte hierauf Everard lachend.

„Meinen Sie, daß wir um des Geldes willen wirken?" entgegnete Fromman. „Wenn das Geld für mich Werth hätte, wäre ich ein reicher Mann, aber wir Künstler halten nicht viel auf Geld, wir wirken für die Ehre, für den Ruhm, für den Beifall."

„Das ist Alles bekannt," versetzte Everard, „aber wenn Sie einen Sänger engagiren, werden Sie ihn doch nicht allein mit Lob und Beifall bezahlen wollen?"

„Wenn er gut ist, kann er zweihundert Franken im Monat erhalten und hat die Reisekosten frei durch ganz Europa," erwiderte Fromman.

„Und ein mittelmäßiger?" fragte Philipp etwas zögernd.

„Einen mittelmäßigen," sagte Fromman, ihn aufmerksam ansehend, „kann ich gar nicht gebrauchen; aber weshalb fragen Sie? Wollen Sie sich engagiren lassen?"

„Warum nicht," versetzte Philipp, „aber Sie werden mich nicht gebrauchen können."

„Das glaube ich doch," fiel Everard ein, „Herr Erlen singt gewiß besser, als irgend Einer von Ihrer Gesellschaft."

„So," sagte Fromman, „ich wußte nicht, daß der Herr Künstler ist."

„Das bin ich auch nicht, ich singe nur aus Liebhaberei."

„Bleiben Sie dabei," sagte darauf Herr Fromman, „singen Sie zu Ihrem eigenen und zu Ihrer Bekannten Vergnügen und betreiben Sie niemals die Kunst als Erwerbszweig. Wenn ich noch einmal zu beginnen hätte, würden Sie mich auch nicht hier sehen." Darauf ließ er sich das fünfte Glas Grog bringen und sprach nicht weiter über seinen Beruf. Ueberhaupt kamen bald andere Gegenstände zum Gespräch, denn die Herren und Damen nahten sich abwechselnd dem Tische, um sich bald ein wenig auszuruhen, bald eine kleine Erfrischung zu sich zu nehmen.

Philipp betrachtete die Mitglieder des Café chantant mit Aufmerksamkeit und ein unbestimmtes Gefühl ermuthigte ihn, sich denselben anzuschließen, obgleich die Worte des Directors ihn wenig dazu verlockten.

Es waren Leute von dem verschiedenartigsten Aussehen. Ein großer Mann mit blondem Schnurr- und Knebelbart, ein schmächtiger Jüngling, der eher einem Mädchen als einem Manne glich und in dessen scharfen Gesichtszügen die Auszehrung lauerte, ein kleiner schwarzer Herr, der wie ein gewesener Schulmeister aussah und endlich ein gesunder voller Flamländer, der eher einem Bäckergesellen als einem Künstler ähnlich sah. Unter den Damen war nur eine, die wirklich für schön gelten konnte; sie zog sofort Philipp's Aufmerksamkeit auf sich durch ihre Aehnlichkeit mit Everard, und da vorher im Gespräch zwischen Fromman und Everard ihr Name öfter genannt worden war, so wußte er bald, daß sie Rosa hieß und Everard's Schwester war. Sie schien als Tänzerin sehr gefeiert zu sein, aber sie nahm den Herren gegenüber, die sie aufforderten, eine sehr stolze Haltung an, während sie gegen Fromman und Everard äußerst ungenirt war. Für Philipp Erlen schien sie gar keine Aufmerksamkeit zu haben.

Die übrigen Damen waren mehr oder weniger hübsch, theilweise von zweifelhaftem Alter, während eine darunter fast noch ein Kind war. Fromman nahm sich nicht die Mühe, sein Personal vorzustellen und Everard widmete demselben wenig Aufmerksamkeit; nur mit Rosa wechselte er einige, wie es schien, nicht sehr freundliche Worte. Es schien, daß sie über Geldsachen sprachen. Endlich nahm Everard seine Brieftasche heraus und legte eine Cassenanweisung auf den Tisch, aber während Rosa verächtlich auf dieselbe niedersah, wahrscheinlich in der Erwartung, daß sie mindestens verdoppelt werden solle, streckte Herr Fromman die Hand aus und nahm die Anweisung scherzend zu sich. Weder Bruder noch Schwester schienen darüber erzürnt zu sein und sie hatten auch dazu keine Ursache, denn die Schuld der Schwester war durch die Freigebigkeit des Bruders vermindert worden und Rosa konnte nun auf's Neue Vorschuß nehmen.

Philipp betrachtete die beiden Geschwister etwas genauer und fand die Aehnlichkeit zwischen beiden wirklich sehr auffallend. Everard war schwarz und Rosa blond und dieser Umstand ließ die große Aehnlichkeit nicht sofort erkennbar werden.

Philipp sah übrigens immer mehr ein, daß er hier überflüssig sei und empfahl sich. Fromman forderte ihn auf, zu bleiben, aber Philipp entgegnete: „Meine Zeit ist um, und was soll ich länger hier thun?"

„Sie scheinen also wenig Gefallen an unserer Gesellschaft zu finden," entgegnete Fromman.

„Wenn dies so wäre, hätten wir uns gegenseitig wenig Vorwürfe zu machen."

„Wie so?"

„Nun, als ich mich Ihrer Gesellschaft anschließen wollte, verweigerten Sie mein Anerbieten."

„Das ist wahr," antwortete zögernd Herr Fromman, „daran dachte ich nicht mehr. Nun, wir sehen uns ja wohl öfter. Guten Abend."

Everard wollte mit Philipp weggehen, aber Rosa verlangte gebieterisch, daß er bleibe. Philipp drückte ihm daher die Hand, verbeugte sich gegen Rosa und die Uebrigen und entfernte sich dann.

„Das scheint ein anständiger Mensch zu sein," sagte Fromman, indem er sein sechstes Glas Grog prüfte.

„Ein talentvoller junger Mann," entgegnete Everard, „der nur noch ein wenig abgeschliffen werden muß."

„Singt er wirklich gut?" fragte hierauf Herr Fromman.

„Allerdings," entgegnete Everard, „und ich begreife nicht, warum Sie seinen Vorschlag zurückwiesen."

„Dazu habe ich meine Gründe," entgegnete Fromman. „Solche junge Leute aus guter Familie sind gewöhnlich sehr unbequeme Mitglieder, sie sehen auf das Publicum verächtlich herab und dünken sich etwas Besseres wie ihre Collegen, oder sie sind total verdorben und man muß ihnen ihrer Liederlichkeit wegen bald den Abschied geben. Die brauchbarsten Mitglieder habe ich bis jetzt noch immer am Rande des Elendes aufgelesen."

Als er dies sagte, überflog eine heftige Zornesröthe das Gesicht der schönen Rosa und sie rief: „Was soll das, Herr Fromman?"

„Nun, Fräulein Rosa wird doch nicht behaupten, daß sie sich im Wohlstande befand, als ich mich über sie erbarmte."

Diese Bemerkung reizte auf's Neue die beleidigte Schöne und es entstand nun ein Streit, in welchen auch Everard verwickelt wurde und durch welchen derselbe über

manche Charaktereigenheiten seiner Schwester neue Aufklärungen erhielt.

Der Director erklärte sie für eine unverbesserliche Verschwenderin, die in Folge ihrer vielen Schulden und der Vorschüsse, die er bereits geleistet, vollständig in seiner Gewalt sei. Rosa wollte sich dies nicht sagen lassen und behauptete, daß sie jeden Tag gehen könne, wohin sie wolle, worauf Fromman ihr sagte, daß sie dies allerdings könne, sobald ihr Bruder für sie bezahle. Dies gab dem Gespräch eine neue Wendung. Everard war der Meinung, daß seine Schwester unter eine Art Curatel gestellt werden müsse und schlug vor, daß sie sich der Vorsorge einer Duenna anvertrauen möge.

„Ich danke," entgegnete die Schöne, „ich will keine Duenna, ich will frei sein."

„Wenn ich einen Cavalier besorgte?" erwiderte Fromman, aber die entrüstete Schöne warf ihm einen zornglühenden Blick zu.

„Verstehen Sie mich recht, Mademoiselle," fuhr er kaltblütig fort, „wenn ich Ihnen einen Ehemann zum Scheine geben würde, der Ihr Begleiter und der Administrator Ihrer Angelegenheit wäre, Ihre Ausgaben und Einnahmen regelte und Sie außerdem vor den Belästigungen anderer Männer, über die Sie sich doch so sehr beklagen, schützte, was meinen Sie dazu?"

Rosa hatte andächtig zugehört und fragte, als Fromman ausgesprochen hatte: „Wollen Sie mir vielleicht den kleinen Trommelschläger oder den mit dem Triangel zum Cavalier geben, denn ich muß Ihnen die Wahl ja doch überlassen."

„Wenn dies Dein Ernst wäre," mischte sich hier Everard in's Gespräch, „wüßte ich einen guten Vorschlag zu machen. Der junge Mensch, der soeben hier war."

„Gehört der auch zur Truppe?" fragte spöttisch Rosa.

„Er kann sehr bald dazu gehören, nicht wahr, Herr Fromman?" entgegnete Everard.

„Wenn Fräulein Rosa sich mit ihm einigen kann, werde ich gern ein Opfer bringen, vorausgesetzt, daß er brauchbar ist," sagte Fromman.

„Das glaube ich fest," versetzte Everard, „und überdies hat er noch einen Vorzug, der mit der Zeit zum Vortheil gereichen kann."

„Und der wäre?" fragte Rosa.

„Er hat einen steinreichen Großvater," entgegnete Everard.

Die Sängerin zuckte gleichgiltig die Achseln. „Der junge Mensch ist noch nicht einmal engagirt," sagte sie, „Niemand weiß, wie er singt, und ob er den Vorschlag annehmen wird, und man beschließt über ihn, als ob man nur zu befehlen hätte."

„Wir sprachen nur in der Voraussetzung, daß er Mitglied unserer Gesellschaft werden kann, und ich wünschte nur zu wissen, ob Sie alsdann auf den gemachten Vorschlag eingehen würden," bemerkte Fromman.

„Ich werde wohl müssen," entgegnete Rosa.

„Nur unter der Bedingung, daß Sie mir eine gewisse Sicherheit bieten, kann ich überhaupt Ihr bisheriges Engagement verlängern," sagte nun Fromman, „und da Ihr Herr Bruder nicht gesonnen zu sein scheint, für Sie Bürgschaft zu leisten, so sehe ich allerdings die vorgeschlagene Art als das einzige Rettungsmittel an."

„Ich will darüber nachdenken," antwortete Rosa gleichgiltig.

„Nein," sagte Fromman darauf, „ich muß eine bestimmte Erklärung von Ihnen haben in Gegenwart Ihres Bruders."

„Nun ja denn, wenn es nicht anders sein kann, werde ich thun, was Sie verlangen."

„Topp!" sagte Fromman, indem er ihr die Hand darreichte, von welcher sie die äußersten Spitzen der Finger eben berührte; „somit ist die Sache in Ordnung und ich schmeichle mir, daß wir in einem halben Jahre uns ganz anders gegenüberstehen werden."

Rosa nahm inzwischen Hut und Tuch und verließ dann mit ihrem Bruder den Saal, während Fromman sich noch ein Glas Grog geben ließ, um über den Plan weiter nachzudenken.

Vierzehntes Capitel.

Guter Rath kommt über Nacht! Was am vorigen Abend erst ein unbestimmter Plan bei Philipp war, hatte sich nun zu einem festen Entschlusse entwickelt. Unwiderruflich wollte er die Familie Coninx verlassen. Seiner Ansicht nach hatte er gestern in etwas aufgeregtem Zustande einen unbegreiflich dummen Streich gemacht und

es war ihm ein peinlicher Gedanke, der hübschen Frau Coninx wieder unter die Augen zu treten. Was würde sie sagen? Wie sollte er sich verhalten? Und doch blieb ihm nichts Anderes übrig, als sich anzukleiden und nach dem Geschäfte zu gehen. Aber er that dies in der festen Absicht, daß es das letzte Mal sein sollte.

War Philipp spät zu Hause gekommen, so hatte auch sein Prinzipal den vorigen Abend sehr lange ausgedehnt und da die menschliche Natur in solchen Fällen gewöhnlich eines Gegengewichtes bedarf, so war Herr Coninx ebenfalls nicht bei bester Laune, was zwar selten geschah, dann aber auch leicht bemerklich war.

„Wir wollen lieber nicht oben frühstücken," sagte er zu seinem Gehilfen, „denn es ist dort ein Durcheinander, daß man kaum mit einem Stock darüber springen kann. Meine Frau hat noch nicht aufräumen lassen; ich habe ihr einmal deutlich gesagt, daß sie keinen Begriff von Ordnung hat."

„Ich habe kein Verlangen nach dem Frühstück," sagte Philipp.

„Um so besser, ich auch nicht," entgegnete Herr Coninx und brummte dann über das Nachtschwärmen der jungen Leute etwas in seinen Bart, was er ebensogut an seine eigene Adresse hätte richten können. Philipp arbeitete ruhig fort, oder vielmehr, er hielt die Feder in der Hand und sah ganz in Gedanken vertieft in seine Bücher. Er dachte an Frau Coninx und an den Ausfall, den sie wahrscheinlich soeben von ihrem Manne zu ertragen gehabt hatte. Sein mitleidiges Gefühl regte sich wieder und besonders kam ihm die Erinnerung an das vertrauliche Gespräch des vorigen Abends, als sie so unabsichtlich in seinem Arme geruht hatte, bis er durch seine unbegreifliche Albernheit der Situation ein Ende gemacht und ihr die lächerlichen Worte gesagt hatte. Er sah sie wieder in ihrer ganzen Schönheit, lachend mit thränenfeuchten Augen, mit den perlweißen Zähnen und den halbgeöffneten Lippen, auf welche er einen Kuß gedrückt hatte, den Kuß, von dem er in seiner Albernheit gesagt hatte, daß er ihm noch tausend folgen lassen wollte.

„Sind Sie verliebt?" fragte plötzlich Herr Coninx.

„Verliebt? Ich wüßte nicht in wen!"

„Das würde mir auch einerlei sein," versetzte der verstimmte Prinzipal, „aber Sie sind schon eine ganze Stunde in Ihre Träumereien versunken und scheinen nicht zu bemerken, daß ich Ihnen dieses Buch bereits eine Viertelstunde vorhalte."

„Ich habe es nicht gesehen."

„Das kommt davon, wenn man halbe Nächte durchschwärmt, das schickt sich nicht für junge Leute."

„Für alte Leute noch weniger," antwortete Philipp, der nicht recht wußte, was er sagte, aber seinem Aerger Luft machen mußte.

„Was wollen Sie damit sagen? Wollen Sie mir etwa einen Vorwurf machen? Ist es so weit gekommen, daß Sie sich herausnehmen, mich zu beleidigen? Wenn Sie auf diese Weise anfangen, habe ich Sie nicht mehr nöthig."

„Dann werde ich fortgehen," sagte Philipp, nahm zur großen Verwunderung des Herrn Coninx seinen Hut und ging zur Thür hinaus.

Er wird schon wiederkommen, murmelte Herr Coninx, indem er ihm nachsah; das kommt davon, wenn junge Leute ausschweifend werden, eine einzige Nacht kann sie für ihr ganzes Leben ruiniren. So räsonnirte der gute Mann, ohne zu überlegen, daß er alle diese Bemerkungen auf sich selbst anwenden konnte.

Uebrigens brachte ihn die plötzliche Entfernung Philipp's nach und nach zur Besinnung und er begann zu fühlen, daß er ihn doch nicht missen konnte, denn er hatte verschiedene Unternehmungen begonnen, bei welchen ihm der junge Mann unentbehrlich war. Wäre Philipp noch im Hause gewesen, so hätte er ihn durch ein gutes Wort zurückhalten können, jetzt aber zu ihm zu gehen, erlaubte seine Ehre nicht; er tröstete sich vorläufig noch mit der Erwartung, seinen Gehilfen unter irgend einem Vorwande wieder zurückkehren zu sehen, und war es nicht jetzt, so doch sicher am Abend, oder am folgenden Tage.

Als es Zeit wurde, zum Mittagsessen hinaufzugehen, überlegte Herr Coninx, was er seiner Frau sagen werde, die gewiß mit Philipp's Fortgang wegen einer so unbedeutenden Ursache auch nicht zufrieden sein werde.

„Erlen kommt nicht zu Tische," begann er.

Anstatt nach der Ursache zu fragen, antwortete Frau Coninx gleichgiltig: „So.“

„So, so! Findest Du es denn gut, daß er weg ist?“ fragte Coninx, erfreut, daß er Jemand fand, an dem er seinen Aerger auslassen konnte.

„Er ist Dein Gehilfe und nicht der meinige,“ entgegnete sie, „soll ich etwa darum weinen, daß er fort ist?“

„Nun, ich dächte, daß meine Angelengenheiten Dir doch auch ein wenig nahe lägen,“ sagte Herr Coninx, „und überdies dachte ich, daß Du ihn gern leiden möchtest, da er so geschickt und dienstfertig und bereitwillig ist.“

Frau Coninx erwiderte ruhig, sie erinnere sich nicht, ihn jemals so hoch gepriesen zu haben; aber nun schien ihrem Gemahl plötzlich ein Licht aufzugehen. „Du hast doch nichts mit ihm gehabt?“ fragte er, denn ihm wurde klar, daß seine Frau mit seinem Gehilfen einen Streit gehabt haben mußte und daß dieser deshalb sein Haus verlassen hatte. Sofort entwarf er einen Plan, um Alles wieder in Ordnung zu bringen. Wenn seine Frau Erlen beleidigt hatte, mußte sie ihn um Entschuldigung bitten, damit war die Sache denn aus der Welt und er hatte nicht nöthig, sich vor seinem Gehilfen zu erniedrigen.

Als er sich jedoch überzeugt hatte, daß seine Frau durchaus nichts mit dem plötzlichen Weggange Erlen's zu thun hatte, zog er andere Saiten auf und sagte: „Du siehst wohl ein, daß ich ihn nicht zurückholen kann, darum gehe Du zu ihm, Louise, bringe die Sache wieder in Ordnung und sage im Nothfall, daß ich übler Laune war.“

„Das brauchst Du mir wahrlich nicht zu sagen,“ fiel ihm seine Frau in die Rede, denn sie wollte lieber den Sturm auf sich heraufbeschwören, als seinen Auftrag ausführen.

„Und Du hast nicht nöthig, mir das zu verweisen,“ rief Coninx heftig aus, „Du gewiß nicht, die bei allen Vorfällen gleichgiltig und fröhlich bleibt.“

„Und wer hat mich so gemacht?“ entgegnete die entrüstete Frau.

„Etwa ich?“ erwiderte der Mann.

„Jedenfalls!“ versetzte sie. „Ich bin Deine Haushälterin, Deine Dienstmagd, Deine Sclavin, aber nicht Deine Frau, wie es scheint,“ und nun ließ Frau Coninx eine Sturzfluth von Vorwürfen folgen, gegründete und ungegründete, die ihren Ehegemahl so wüthend machten, daß er endlich vom Tische aufstand, hinauseilte und heftig die Thür hinter sich zuschlug.

Der Mann würde wirklich keine Ursache zum Aerger gehabt haben, wenn er die Veranlassung gekannt hätte, sowohl von Philipp's Weggange, als von den Vorwürfen seiner Frau, die nur dazu dienen sollten, um sie von dem Auftrage zu befreien, irgend welchen Schritt wegen Erlen's Wiederkehr thun zu sollen. Ihre List war denn auch vollkommen geglückt. Coninx vermied diesen Tag und den folgenden jedes vertrauliche Gespräch mit seiner Frau und sie that nicht das Geringste, was zu einer Versöhnung hätte führen können.

Philipp hatte dem Kutscher der Droschke die Adresse des Herrn Fromman genannt und wenige Augenblicke darauf stand er im Vorzimmer des Impresario, wie dieser sich am liebsten nennen ließ.

Fromman empfing ihn sofort, obschon seine Toilette noch sehr ungeordnet war, denn sie bestand nur in einem großen feuerrothen Schlafrock, aus dem oben der bloße Hals und unten ein paar goldgestickte Pantoffeln hervorsahen. Die Unterhaltung dauerte nicht lange. Nachdem Fromman sich von der Brauchbarkeit Philipp's für seine Gesellschaft überzeugt hatte, einigten sie sich über die Bedingungen, der Contract wurde doppelt ausgefertigt und sofort von beiden Seiten unterzeichnet.

„Der andere Contract soll ebenfalls in einigen Tagen fertig sein,“ sagte Herr Fromman, und als Philipp fragte, von welchem Contracte die Rede sei, erklärte er ihm, daß in solchen Fällen ein wirklicher und ein Scheincontract gemacht würden, letzterer mit verdoppelten Zahlen, um den Werth der Mitglieder in einem besseren Lichte dem Publicum und den Behörden gegenüber erscheinen zu lassen.

„Geschieht dies öfter in Geschäftsangelegenheiten?“ fragte Philipp, dem der enorme Gehalt des Herrn Everard einfiel.

„Manche Handelshäuser folgen bei ihren Reisenden demselben Gebrauche, um der Firma einen höhern Glanz zu verleihen,“ erwiderte Herr Fromman und setzte hinzu: „Nun aber, lieber Herr Bosquet —“

„Erlen,“ verbesserte Philipp.

„Mit Ihrer Erlaubniß,“ meinte Herr

Fromman, „Sie werden doch nicht unter Ihrem eigenen Namen auftreten wollen?“

„Wie verstehen Sie das?“ fragte Philipp.

„Nun, ich dächte, es wäre Ihr eigener Vortheil, wenn Sie den Namen eines unserer berühmtesten Sänger adoptirten. Jedermann wird neugierig sein, zu sehen, ob Sie der echte Bosquet sind oder nicht und jedenfalls werden auf diese Weise unsere beiderseitigen Geschäfte nur gewinnen. Heute Abend,“ fuhr Herr Fromman fort, „werden Sie doch jedenfalls unsere Vorstellung besuchen und nach derselben werde ich das Vergnügen haben, Ihnen Madame Bosquet vorzustellen, die dann einige Tage Ferien erhält, um darauf mit Ihnen zugleich unter dem neuen Namen aufzutreten. Ihr Lebenslauf ist leicht zusammengestellt. Sie waren an einem deutschen Hoftheater engagirt, und studiren nun sofort einige Scenen ein, die Sie mit Rosa gemeinschaftlich vortragen werden. Die Einzelheiten Ihrer Laufbahn müssen Sie sich inzwischen zusammenstellen, um auf alle Fragen gerüstet zu sein. Rosa läßt allerdings als Sängerin Manches zu wünschen übrig, aber ihre Erscheinung gefällt und wenn sie gut unterstützt wird, hilft eins dem andern nach.“

Philipp hörte alle diese Winke schweigend an. Als der Impresario ihn noch aufforderte, mit zu Mittag zu speisen, lehnte er ab, da er das Bedürfniß hatte, zu sich selbst zu kommen und den rasch geschlossenen Contract, in welchem sein Verhältniß zu Rosa ebenfalls einbedungen war, noch einmal aufmerksam zu prüfen. Eigentlich hatte ihn der Impresario mit schönen Redensarten überrumpelt und als Philipp den großen Schritt, den er gethan hatte, ruhig überdachte, bereute er seine Uebereilung. Alles war im Contracte vorgesehen und geregelt. Seine Verpflichtung gegenüber Fräulein Rosa Everard sollte darin bestehen, daß er sich vor dem Publicum als ihren Gemahl ausgeben, dieselbe Wohnung mit ihr beziehen und ihre Einkünfte und Ausgaben überwachen sollte, mit der Bedingung, daß damit keinerlei Rechte oder Pflichten weiter verbunden sein sollten.

Nachdem Philipp grade diesen Theil des Contractes nochmals durchgelesen hatte, kam ihm erst die ganze Bedeutung desselben zum klaren Bewußtsein. Er erkannte, daß seine Stellung dabei in den Augen der Welt eine unsittliche war und ihn für sein ganzes Leben brandmarken mußte. Die heftigste Reue überfiel ihn und wenn er in diesem Augenblicke die Mittel besessen hätte, sich durch Zahlung eines Reugeldes von seinen Verpflichtungen zu lösen, so würde er keinen Augenblick gezögert haben, dies zu thun. Hätte er gewußt, in welcher Stimmung Herr Coninx auf seine Rückkehr wartete, er würde sich demselben vielleicht anvertraut haben und der eifrige und gewandte Geschäftsmann hätte am Ende auch Mittel gefunden, seinen Gehilfen frei zu machen; aber Philipp wagte nicht in das Haus des Herrn Coninx zurückzukehren und Herr Coninx ging nicht aus dem Hause heraus, um die Rückkehr des ersehnten Gehilfen nicht zu versäumen.

Als Philipp an demselben Abende nach dem Café chantant kam und eine Eintrittskarte lösen wollte, rief ihm der Cassirer zu: „Treten Sie nur ein, Herr Bosquet, es ist Alles in Ordnung.“

Er setzte sich in eine Ecke und verfolgte nicht in der besten Stimmung sämmtliche Vorträge. Halb wie im Traume dachte er daran, daß er in einigen Wochen selbst zu dieser Demimonde der Kunst gehören sollte, und es überlief ihn dabei ein leiser Schauder. Allerdings nahm das Publicum lebhaften Antheil an den Vorträgen und belohnte die einzelnen Mitglieder der Gesellschaft reichlich mit Beifall. Philipp war überzeugt, daß es auch ihm gelingen werde, sich Lob zu erringen, und er hoffte, sein Auftreten in dem Café werde nur das Vorspiel sein zu einer größern künstlerischen Laufbahn. Es war natürlich, daß ein Mensch von einundzwanzig Jahren sich gern in solchen Träumereien erging und damit die Reue zu überwinden suchte, die er über den Schritt empfand, den er gethan hatte.

Um elf Uhr verließen die Musikanten den Saal, die große Trommel überreichte Philipp ein Briefchen, durch welches derselbe daran erinnert wurde, daß ihn Herr Fromman im Seitenzimmer erwarte.

Dort stand Mademoiselle Rosa in blauseidenem Kleide, eine Camellia in dem schönfrisirten Haar, mit Collier und Armbändern, wie sie eben vor dem Publicum erschienen war. Sie war durchaus nicht überladen gekleidet, aber was sie trug, war kostbar und geschmackvoll; trotzdem sah sie

weniger gut aus, als am vorhergehenden Abend, als sie ganz einfach gekleidet war. Dies mochte wohl hauptsächlich seinen Grund in der Haltung haben, die sie angenommen hatte, denn da sie zeigen wollte, daß sie sich hoch über den Menschen stellte, der sich ihr zum scheinbaren Ehemann aufdrängen ließ, so sah sie mit einer höchst geringschätzenden Miene auf denselben herab. Herr Fromman sagte ihr nach der gegenseitigen Vorstellung, er habe mit Herrn Bosquet verabredet, daß sie während vierzehn Tagen nicht auftreten solle und unterdessen mehrere Scenen mit demselben einprobiren könne, um alsdann zuerst in Lüttich mit Herrn Bosquet aufzutreten.

Rosa fragte nur, ob ihr Honorar während der vierzehn Tage bezahlt werde und meinte dann hochmüthig, man werde ja sehen, was der neuengagirte Herr leisten könne.

Nachdem Herr Fromman ihr noch einige eindringliche Ermahnungen hinsichtlich ihrer Studien hinterlassen hatte, ließ er die beiden Scheineheleute allein.

Rosa war sehr einsilbig und erwiderte die kurzen Bemerkungen, welche Philipp in Bezug auf ihr beiderseitiges Verhältniß machte, äußerst wortkarg und ablehnend, so daß er am besten zu thun glaubte, wenn er sich entferne.

Er sagte daher, er werde ihr am andern Tage seinen Besuch machen, und glaubte sich dann verabschieden zu können.

Aber die stolze Schöne sagte zu ihm: „Sie werden doch wohl zuvor so höflich sein, mich nach Hause zu begleiten.“

„Ich wußte nicht,“ erwiderte Philipp, „daß Sie darauf warteten.“

„Ich wartete auch nicht,“ versetzte sie, „aber da ich jetzt meine Toilette wechseln will, muß ich Sie ersuchen, sich in ein anderes Local zu verfügen.“

Philipp verbeugte sich und verließ das Zimmer. Er zündete sich eine Cigarre an und wanderte im Corridor auf und ab. Einen komischen Eindruck hatte es ihm gemacht, daß die erzürnte Schöne das Schloß an ihrer Thür mit möglichst großem Geräusch zugeschoben hatte. Während die schöne Rosa zu andern Zeiten in äußerst kurzer Zeit die Toilette gewechselt hatte, ließ sie heute ihren Gatten länger als eine halbe Stunde warten, so daß ihm fast die Geduld ausging und er nur aus Besorgniß, um nicht gleich am ersten Tage seiner Ehe in Unfrieden zu gerathen, ausharrte.

Ohne sich zu entschuldigen, ging Rosa darauf an ihrem Ehemanne vorüber, die Treppe hinab, und ohne ein Wort zu reden, den Weg bis nach ihrer Wohnung. Dann grüßte sie mit einem leichten Kopfnicken, schlug ihm die Thür vor der Nase zu und er konnte nun den Weg nach Hause suchen. Dort angekommen, sah er gegenüber die Fenster der Familie Coninx noch erleuchtet und er erinnerte sich der vielen Abende, die er dort zugebracht hatte, aber er bestärkte sich in der Ansicht, daß es besser sei, wenn er den neuen Weg weitergehe, und er beschloß, jede Berührung mit der Familie gänzlich zu vermeiden. Am andern Vormittage miethete er in einer ganz anderen Gegend eine Wohnung für die vierzehn Tage, die er noch in der Stadt bleiben sollte.

Er hatte eben seine Wohnung verlassen, als Herr Coninx in das Zimmer seiner Frau trat und in der allerverdrießlichsten Stimmung mit ihr davon sprach, daß nun alle Hoffnung geschwunden sei, den jungen Erlen zurückkehren zu sehen, und obgleich Frau Coninx nur wenige ruhige Worte zwischen seine heftigen Klagen und Vorwürfe einschaltete, so wendete sich doch bald sein ganzer Groll wieder gegen sie und er machte sie ohne jeden Grund verantwortlich für den Verlust des jungen Erlen, der allerdings größern Einfluß sowohl auf das Geschäft des Mannes, wie auf das Herz der Frau gehabt hatte, als die Betheiligten selbst wußten. Frau Coninx empfand gar bald, was sie an ihm verloren hatte; sie fühlte sich einsamer als jemals und vernachlässigte ihr Hauswesen mehr als zu einer andern Zeit. Ihr Leben wurde noch trauriger und einsamer, und jemehr der eheliche Frieden gestört wurde, um so mehr schwand auch der Wohlstand, der sich während Philipp's Anwesenheit im ganzen Hauswesen bemerklich gemacht hatte.

Fünfzehntes Capitel.

Das Pfarrhaus zu Wimpfen war ein großes alterthümliches Gebäude und, wie es schien, zu einer Zeit entstanden, da noch kein Baustil existirte, denn die Zimmer waren in dem Hause auf die sonderbarste

Weise vertheilt und widerstrebten durchaus dem Gesetze der Symmetrie. Allerdings mochte der Baumeister nicht allein daran schuldig sein, denn die aufeinander folgenden Bewohner, die bald große, bald kleine Haushaltungen hatten, ließen hier und da etwas verbessern und verändern, und so war es gekommen, daß der Pastor Stein, als er mit seiner jungen Haushälterin einzog, in den vierzehn Stuben und so und so viel Kammern viel zu viel Räumlichkeiten für seine Bedürfnisse vorfand und an manchen Tagen wurde der größte Theil der Wohnräume gar nicht einmal geöffnet.

In der ersten Zeit nach der Ankunft des Pastors Stein zu Wimpfen war Karl Stein mehrmals aus der nahegelegenen Universitätsstadt Utrecht herübergekommen, aber das todtenstille Pfarrhaus hatte für ihn keine besondere Anziehungskraft; sein Vater war gut und herzlich, aber einen fröhlichen Gesellschafter konnte man ihn nicht nennen, und Leonie, die doch seine frühere Spielgefährtin war, nahm ihm gegenüber eine so ernste und gemessene Haltung an, daß er in einem Abstand von ihr verblieb und lieber so selten wie möglich in das Pfarrhaus kam, um der prätensiösen Person, wie er sie nannte, gar nicht in's Gehege zu kommen.

Früher war Karl seinem Vater bei den Studien und gelehrten Arbeiten zur Hand gegangen, hatte Auszüge aus alten Classikern für ihn gemacht, oder nachgeschlagen, wenn es sich um die eine oder andere gelehrte Auskunft handelte; seitdem er auf der Universität war, vermißte der Pastor diese kleinen Dienste sehr schmerzlich, und er empfand den Verlust doppelt, als er Karl bei den ersten Besuchen zu Wimpfen wieder zu solchen Hilfsleistungen heranziehen wollte und dieser nicht besonders geneigt war, sich damit zu befassen.

Der Pastor hatte sich somit nach und nach daran gewöhnen müssen, auf jene Hilfsleistungen zu verzichten und seine Arbeiten allein zu besorgen, aber dies fiel ihm nicht leicht, und an einem Abende, als er einmal recht vertraulich mit Leonie zusammensaß, klagte er dieser seine Noth. Leonie fragte ihn darauf, ob sie nicht an Karl's Stelle den kleinen Dienst übernehmen könne, und so überrascht der Pastor über diese Frage auch war, so konnte er doch nicht umhin, wenigstens einzugestehen, daß Leonie ihm in allen Studien, zu welchem er Werke in der Muttersprache oder anderen neueren Sprachen benutzte, zur Seite stehen könne.

Das Mädchen griff die Sache mit großer Energie an; sie ließ nicht nach, bis der Pastor ihr die Anfangsgründe der lateinischen und griechischen Sprache beigebracht hatte, und da Leonie eine sehr rasche Auffassungsgabe besaß, so währte es nicht gar lange, bis sie ihm wirklich in jeder Weise die Dienstleistungen, welche früher sein Sohn übernahm, ebenso gut gewähren konnte. Dazu kam noch, daß Leonie allen seinen Auseinandersetzungen und Lehren mit vollem Vertrauen zuhörte, wodurch sie ihm immer unentbehrlicher wurde und die Lust zur Arbeit bei ihm vermehrte.

Der Pastor fand es ganz natürlich, daß sein Sohn Karl die Weihnachtsferien bei einem seiner Freunde in der Hauptstadt zubringen wollte; junge Leute müßten die Welt kennen lernen, meinte er, und so behaglich ihm der Aufenthalt in dem Pfarrhause zu Wimpfen auch erschien, so begriff er doch vollständig, daß sein Sohn darin anderer Meinung sein dürfte.

Die Bewohner von Wimpfen verwunderten sich einigermaßen über das seltsame Leben im Pfarrhause; sie hielten Leonie natürlich für die Nichte des Pastors, und erklärten sich die Betheiligung an den gelehrten Arbeiten bei dem Mädchen dadurch, daß sie dieselbe für die Verlobte Karl's hielten, welches Verhältniß vorderhand geheim gehalten werden solle, bis Karl seine Studien beendigt habe.

Der Winter war auf diese Weise vorübergegangen, als Pastor Stein, dessen Augen seit längerer Zeit schlecht geworden waren, eines Tages, während er mit Leonie in seiner Studierstube saß, plötzlich einen Nebel vor dem Gesichte sah, so daß er aufhören mußte zu arbeiten.

„Wir wollen ein wenig ausgehen, Leonie,“ sagte er, „ich denke, es wird die Folge eines Blutandranges nach dem Kopfe sein und mit etwas Ruhe und Diät wird es sich wohl verlieren.“

Wirklich wurde es besser, aber einige Tage später wiederholte sich der Zufall, und obgleich es sich nach kurzer Zeit wieder gab, fühlte er doch an dem darauf folgenden Tage, daß das Lesen den Augen Schmerzen verursachte und er damit aufhören

mußte. Den nächsten Tag war es schlimmer und der Pastor sah ein, daß er sich schonen müsse.

„Liebes Kind," sagte er zu seiner Haushälterin, „wenn Du mir etwas vorlesen könntest; da wir doch nicht immer spazieren gehen können, würde mir dies sehr angenehm sein."

Leonie las ihm vor, was er ihr angab.

Nun versuchte der Pastor, ob er ihr auch dictiren könne.

Den ersten Abend ging es schlecht, den zweiten schon etwas besser, der dritte Tag war Freitag, an welchem Stein sich gewöhnlich ganz allein in seine Studirkammer zurückzog, um seine Predigt für den Sonntag zu entwerfen. Auch diesmal hatte er sich zur gewohnten Zeit dahin zurückgezogen, aber vergeblich versuchte er, sich zu sammeln und einen Entwurf zu Papier zu bringen. Es war seit den dreiundzwanzig Jahren seiner Amtsthätigkeit das erste Mal, daß er bereits stundenlang saß, ohne einen Buchstaben niedergeschrieben zu haben; endlich entschloß er sich, eine seiner früheren Predigten herauszusuchen, und er erinnerte sich einer solchen, die er vor längerer Zeit in Rothenburg gehalten hatte und welche sich sehr gut für den nächsten Sonntag eignete. Aber nun entstand eine neue Schwierigkeit. Er konnte seine Predigt nicht lesen, und nachdem er mit Mühe die ersten Zeilen entziffert hatte, mußte er es aufgeben. Keine Predigt halten zu können, war ihm ein unerträglicher Gedanke, denn schon jetzt war ihm die immer wiederkehrende Frage: Nun, Herr Pastor, wie geht es jetzt mit den Augen? so lästig, daß er um keinen Preis neue Veranlassung dazu geben wollte. Ein plötzlicher Gedanke erleichterte ihn, als Leonie hereintrat, um ihm wie gewöhnlich am Freitag Abend zu dieser Stunde eine Tasse Kaffee zu bringen.

„Kannst Du meine Schrift lesen, Leonie?" fragte er.

„Habe ich's denn nicht schon hundertmal gethan?" entgegnete Leonie.

„Das ist wahr," versetzte der Pastor, „aber ich meine, eine geschriebene Predigt, in welcher eine Menge Abkürzungen und Aenderungen vorkommen."

„Soll ich es einmal probiren?" meinte Leonie.

„Gut," entgegnete der Pastor, „aber langsam und —"

„Und ernsthaft," fiel ihm Leonie in die Rede.

„Richtig, mein Kind, richtig," antwortete der Pastor, indem er Leonie nahe bei sich Platz nehmen ließ.

Das Mädchen begann zu lesen, langsam, ruhig und ernsthaft, und Stein hörte mit ununterbrochener Andacht zu, nur einige Male ersuchte er, eine Stelle nochmals zu lesen, oder Nachdruck auf ein bestimmtes Wort zu legen. Nach einer halben Stunde war die Vorlesung beendigt.

„Könntest Du die Predigt noch einmal lesen?" fragte der Pastor, und als Leonie ihn nicht sogleich verstand, wiederholte er die Frage.

„Ich glaubte, Sie meinten, ob ich sie noch einmal hören könnte," sagte sie dann, „darauf würde ich gern ja gesagt haben."

„Später sollst Du sie von mir wohl hören, aber zuvor mußt Du sie mir noch einmal lesen," entgegnete der Pastor.

Leonie begann wieder, und indem sie nun von den Winken, die ihr vorher zu Theil geworden waren, Vortheil zog, brachte sie die Vorlesung zur vollkommenen Zufriedenheit des Pastors zu Ende.

„Nun bin ich an der Reihe," sagte dieser, „aber zuvor gib mir noch eine Tasse Kaffee."

Als Leonie mit dem Kaffee wieder in das Zimmer trat, begann Stein auf- und abzugehen und sagte fließend seine Predigt her, während Leonie andächtig zuhörte.

„So," sagte er, nachdem er seinen Vortrag geendigt hatte und noch einige Male schweigend im Zimmer auf und ab gegangen war, „nun bin ich vorbereitet, liebes Mädchen, und ich danke Dir herzlich für Deine Hilfe; es mag recht langweilig für Dich gewesen sein, nicht wahr?"

Leonie machte eine Einwendung, aber der Pastor fuhr fort: „Nein, ich erkenne es selbst, es ist nicht Jedermanns Sache, dreimal hintereinander dieselbe Rede anhören zu müssen, und doch, beste Leonie, doch glaube ich, daß wir öfter dasselbe thun werden."

Seine Stimme bebte, als er diese letzten Worte sprach, und Leonie sagte tröstend zu ihm: „Schlagen Sie sich das aus dem Kopfe, Herr Pastor, wer weiß, wie bald Sie wieder gut sehen können, es ist ja doch nur ein vorübergehendes Leiden."

„Glaubst Du?" entgegnete der Pastor. „Nein, liebes Kind, allerdings mag der

Grad der Blindheit vorübergehend sein, denn sie wird wohl immer schlimmer werden. Ich verstehe mich etwas darauf und weiß, was mir fehlt, aber vorderhand braucht die Gemeinde nichts davon zu erfahren und deshalb darf ich die Predigten nicht aussetzen; wenn Du mir hilfst, wird es ja wohl gehen. Aber ich sage Dir im Voraus, daß Du langweilige Abende verleben wirst."

„Wäre das auch noch schlimmer, so würde ich es doch Ihretwegen gern ertragen," sagte Leonie, indem sie die Hand drückte, welche Stein gemüthlich auf ihre Schulter gelegt hatte.

Was Pastor Stein vorausgesetzt hatte, geschah; sein Augenlicht wurde immer schlechter und er reiste endlich nach Utrecht, um einen berühmten Professor zu Rathe zu ziehen. Dort erhielt er den traurigen Trost, daß seine Genesung allerdings möglich und sogar wahrscheinlich sei; bevor jedoch die Operation vorgenommen werden könne, müsse das Leiden erst vollständig zur Reife gekommen sein, was wohl noch ein Jahr Zeit in Anspruch nehmen werde. Er mußte erst ganz blind sein, bevor er wieder sehend werden konnte. Vor allen Dingen wurde ihm Ruhe und Vermeidung jeder Aufregung anbefohlen.

Von dieser Zeit an machte der Pastor Stein alle seine Predigten unter Beihilfe von Leonie und nach und nach wurde ihr Antheil daran eingreifender und wichtiger. Er fragte sie zuweilen um ihre Meinung, und Leonie sagte ihm, anfänglich bescheiden und nach und nach mit größerer Sicherheit, ihre Ansicht über diese oder jene Betrachtung. Die Predigten wurden dadurch nicht schlechter und während so seine Blindheit zunahm, wurde ihm Leonie immer unentbehrlicher. Ein wie verständiger Mann er sonst war, so war er doch in Bezug auf sein Gebrechen sehr empfindlich und wünschte nichts sehnlicher, als dasselbe der Welt verbergen zu können. Er stieß sich und rannte an, und strauchelte und fiel nicht selten, trotz Leoniens großer Fürsorge, aber niemals entfloh seinen Lippen eine Klage. Am meisten störte es ihn, wenn Personen ihn anredeten und er sie nicht erkannte; auch hierin war Leonie ihm sehr dienlich, da sie die rechte Art und Weise kannte, um ihn auf eine ganz ungesuchte Weise über die Personen und Dinge, die ihn umgaben, vollständig zu unterrichten, so daß sie ihn den Mangel des Gesichtes so wenig als möglich fühlen ließ. Leonie selbst betrachtete das Vertrauen, welches er ihr schenkte, und die unverstellte Offenheit im Zusammenleben, als den reichlichsten Lohn für alle ihre Mühen.

Es war wieder an einem Sonnabend Abend. Der Pastor hatte seine Predigt dictirt und Leonie las das Geschriebene langsam vor; zuweilen unterbrach er sie, um ganze Stellen, die ihm bereits geläufig waren, selbst herzusagen, und Leonie brauchte dann nur aufzumerken, ob er nichts überschlug. Er war mitten in einem solchen Satze, als heftig geklingelt wurde, was an solchem Abende eine Seltenheit war.

Die ungewohnte Störung brachte ihn aus der Fassung. Leonie wollte in ihrer Vorlesung fortfahren, aber der Pastor unterbrach sich selbst mit der Frage, wer geklingelt habe. Leonie meinte, es handle sich wohl nur um eine Haushaltungsangelegenheit, aber in demselben Augenblicke kam das Dienstmädchen und sagte ihr, daß Jemand gekommen sei, um sie zu sprechen.

Leonie wollte anfänglich nicht darauf eingehen, da aber das Dienstmädchen die Sache dringlich machte, verließ sie mit der Bemerkung, daß sie gleich wiederkommen werde, das Zimmer.

Sie war nicht wenig erstaunt, als sie im Wohnzimmer zwei Herren erblickte, welche sie zwar sehr höflich grüßten, denen man aber doch anmerken konnte, daß sie sich in einem etwas angetrunkenen Zustande befanden. Es schienen Studenten zu sein.

Leonie fragte nach dem Zwecke des Besuches und die beiden Studenten entgegneten, daß sie eigentlich den Pastor hätten sprechen wollen, daß sie es aber ebenso gut ihr sagen könnten. Sie seien mit einem besondern Wagen hierher gereist, um dem Pastor zu sagen, daß sein Sohn Karl sich durch einige Unvorsichtigkeiten in große Verlegenheit gebracht habe und daß es darauf ankomme, ihn sofort daraus zu befreien, wenn nicht das größte Unglück über ihn hereinbrechen solle.

Leonie hatte mit größter Ruhe diese Mittheilungen angehört und nur mehrmals wiederholt, daß der Pastor jetzt nicht zu sprechen sei. Als die jungen Leute jedoch nicht nachließen, ihr die Dringlichkeit der Sache vorzustellen und hinzusetzten, daß es

morgen vielleicht zu spät zur Rettung sei, erklärte sie sich bereit, den Pastor zu benachrichtigen, jedoch mit der Bedingung, daß die jungen Herren diesem die Sache in einem andern Tone vortragen sollten, da ihn ein unehrerbietiges Behandeln dieser Angelenheit tief kränken müsse.

Bald darauf kam Pastor Stein allein in das Zimmer und die jungen Leute theilten ihm mit, daß Karl Unglück gehabt und bei einer Streitigkeit eine kostbare Pendule nebst einer sehr theuern Vase umgeworfen und zerbrochen habe. Der Schaden mußte sofort ersetzt werden, weil sonst eine Verfolgung zu erwarten stand. Der Pastor war schmerzlich entrüstet und verlangte nähere Auskunft und Bürgschaft für die Wahrheit der Angaben. Die jungen Leute, welche sich mit Karl im Einverständniß zu diesem Studentenstreiche verabredet hatten, waren auf alle Fragen vorbereitet und blieben dabei, daß es sich um Karl's Freiheit oder dessen schimpfliche Ausstoßung von der Universität handle, die Summe gaben sie auf dreihundert Gulden an.

Der Pastor versicherte, daß er die Summe seinem Sohne selbst überbringen wolle, aber die jungen Leute blieben dabei, daß er nur die Wahl habe, entweder ihnen das Geld mitzugeben, oder seinen Sohn in's Unglück gestürzt zu sehen.

Pastor Stein erklärte sich endlich bereit, die dreihundert Gulden zu holen.

Unterdessen hatte Leonie vom Fenster ihres eigenen Zimmers aus eine männliche Gestalt im Garten des Pfarrhauses auf und ab gehen sehen. Ganz verwirrt vor Schrecken, glaubte sie, Karl Stein darin zu erkennen. Aufmerksam beobachtete sie denselben und es konnte endlich kein Zweifel mehr sein, daß der entartete Sohn wirklich selbst ein Theilnehmer dieser Erpressungsexpedition war. Sie rang nach Fassung und es gelang ihr, scheinbar ruhig mit dem Pastor zugleich in die Wohnstube zurückzukehren, als dieser den jungen Leuten das Geld überbrachte.

Dort angekommen, forderte der Pastor sie auf, eine Quittung zu schreiben, die er dictirte, und nachdem dies geschehen war, ließ er den Schein von den beiden jungen Leuten, welche sich die Namen Mond und Hase beilegten, unterzeichnen. Darauf reichte der Pastor denselben die Cassenscheine hin. Aber bevor einer der saubern Herren dieselben noch erfaßt hatte, ereignete sich etwas, was jene nicht vorhergesehen hatten und was ihnen mit einemmale alle Keckheit benahm.

Leonie trat nämlich vor, ergriff die Cassenscheine, steckte sie in ihre Tasche und deutete schweigend mit dem Ausdruck tiefster Verachtung auf die Thür.

Die beiden Studenten sahen einander so erstaunt und verblüfft an, daß selbst Leonie Mühe hatte, ernsthaft zu bleiben, aber ihre muthige Haltung schüchterte die kecken Eindringlinge so sehr ein, daß sie es als das Verständigste erkannten, sich sofort aus dem Staube zu machen.

Kaum war dies geschehen, so begann auch der Pastor sein Bedenken darüber zu äußern, daß er zu rasch nachgegeben und sich am Ende zum Spielball eines frechen Studentenstreiches habe gebrauchen lassen.

Leonie versuchte ihm dies auszureden, denn sie fühlte, daß die Erkenntniß des wahren Sachverhaltes ihn tief unglücklich machen müsse.

„Wenn es so wäre —“ sagte Stein, „aber nein, ich halte es doch nicht für möglich. Schreibe ihm sogleich ein Briefchen, daß ich ihn am Montag jedenfalls hier erwarte; ich will die Sache untersuchen.“

Dann forderte er Leonie auf, die Predigt weiter zu lesen, aber, ob es nun an ihr oder an ihm lag — es wollte diesen Abend nicht recht gehen. Jeden Augenblick unterbrach er sie und kam wieder auf die Studentengeschichte zurück.

„Ich lasse es nicht dabei,“ sagte er endlich, „es ist mir nicht um die dreihundert Gulden, daß kannst Du Dir wohl denken, aber es ist eine Schurkerei.“

„Ein Studentenstreich,“ warf Leonie ein.

„Man macht einen blinden Mann nicht zum Schlachtopfer eines Studentenstreiches! Wenn mein Sohn Karl Theil daran hat — aber nein, das ist nicht möglich, so entartet kann ein Sohn nicht sein.“

Leonie bot Alles auf, um ihn zu beruhigen, aber er gab sich nicht zufrieden. „Wenn Karl seinen Vater auf diese Weise betrogen hat,“ sagte er, „so geht er, so wahr ich hier vor Dir stehe, nach Amerika, denn ich will lieber nie mehr mein Augenlicht wieder erlangen, als einen Sohn sehen, der seinen Vater so betrogen hat.“

(Fortsetzung folgt.)

Römische Skizzen.

Von

M. B. Lindau.

In und auf St. Peter.



Man kann die Peterskirche jedenfalls als das großartigste kirchliche Bauwerk der Welt betrachten; ich würde sagen, sie sei das versteinerte Gebet der Christenheit, wenn sie eben nicht zu prächtig wäre, wenn sie nicht mit ihren hochstrebenden Marmorsäulen, mit ihren glänzenden Altären, mit ihren vergoldeten Decken- und Kuppelräumen, mit ihren massiven Marmormonumenten allzusehr das sinnliche Auge fesselte. Die Großheit dieses Tempels erregt Staunen, aber ich zweifle, daß sie das Herz zur Andacht stimmen kann. Prunken mit Menschenkraft und Menschengenie ist am Platze, wo es gilt, Menschen zu dienen, Massenaugen zu bestechen und zu fesseln, nicht aber, wo es gilt, Menschenherzen zu Gott zu erheben. Man bewundert die Meister, die dies Alles schufen, aber ihr Meisterwerk bringt uns jenem großen Meister nicht näher, vor dessen Odem solches Prachtgestein verwittert und zerstiebt, wie jene Tempel, die einst nicht minder prächtig, jetzt nur noch als Trümmer von der Zeit heidnischen Götzendienstes erzählen. — So schrieb ich in mein Tagebuch, nachdem ich zum ersten Male in der Peterskirche gewesen war. Aber die Peterskirche gibt uns das Verständniß ihrer Größe und Erhabenheit nur erst, nachdem wir die Weihe ihrer Räume wiederholt geathmet haben. Der erste Eindruck ist mächtig genug, aber er erdrückt uns mehr als daß er uns erhebt; wir fühlen sein Gewicht, indem wir hinweggehen, aber unser Urtheil vernünftelt dagegen, weil es sich des aufrichtigen Geständnisses schämt, einem Menschenwerke gegenüber mit einemmale jeder Maßvergleichung entrückt zu sein. Die Anziehungskraft der riesigen Basilika wird jedoch immer unwiderstehlicher, je öfter wir sie betreten, und so verging seitdem kaum ein Festtag, ohne daß ich dahin zurückkehrte. Es war nicht der Strom der Menge, die sich an allen Festtagen neben den rothen Staatskutschen der Cardinäle und Monsignori dorthin drängt, nicht der Prunk des Gottesdienstes, nicht der Marmor-, Bilder- und Goldschmuck der Altäre in den Hauptschiffen und Capellen, es waren nicht die Wunder der Kuppel oder die Geheimnisse und Alterthümer der Grotten, es war endlich auch nicht die milde liebliche Luft, die — eine bekannte Eigenthümlichkeit der Peterskirche — gleichviel, ob außerhalb erschlaffender Scirocco oder rauhe Tramontana weht, immer und immer sich gleich bleibt, als hätte Gott selber diesem stolzen Menschenwerk eine ewige Frühlingsluft als Seelentheil eingehaucht — es war mit einem Worte nichts Einzelnes, was mich so oft dorthin führte, es war vielmehr die Großartigkeit und Harmonie des Ganzen, die mir mit jedem Male verständlicher ward und mich der Anschauung derjenigen näher brachte, die wie Corinne diesen Tempel für das einzige Kunstwerk der Erde erklären, dem eine Art jener Erhabenheit eigen ist, welche die unmittelbaren Werke der Schöpfung charakterisirt, und die wir niemals auslernen können.

Man wandert an solchen Festtagen auf dem Wege nach St. Peter oder nach der Sistina zwischen sonntäglich geschmückten Elegants und stattlichen Weltpriestern in ihren feinen langen Talaren und zierlichen glänzenden Schuhen, mit welchen sie sorgfältig und geschickt die reinsten Steine des Pflasters aussuchen; zwischen ascetischen Mönchen, Franciscanern, Capuzinern 2c., die mit ihren nackten, nur mit Sandalen bekleideten Füßen, mit ihrem nacktgeschornen Haupte, mit ihren braunen, strickumgürteten Kutten, unbekümmert um all den äußern Tand der Welt, ernsten Schrittes dahingehen; zwischen Soldaten, die mit dem blankgeputzten gallischen Adler auf dem zierlichen Tschako gemächlich dahinschreiten, wie immer henkeltopfartig die Hände in den weiten rothen Hosen haltend, deren riesiger Umfang die Bipedalität ihrer Eigner erst unterhalb, wo die weißen Gamaschen zum Vorschein kommen, erkennen

läßt; zwischen allerlei in bunten Farben prangendem Land- und kleinbürgerlichem Stadtvolk, dessen weiblicher Theil mit dem weißen Kopftuche, den goldenen Ketten um den braunen Hals, mit den grellfarbigen Miedern und Schürzen, aber auch mit seinen dunklen glühenden Augen prunkt, und zwischen römischen Bummlern und Proletariern, deren zerrissene Jacken und schmutzige Hembärmel heute ein malerisch drapirter Carbonaro deckt. Mitten durch dieses Gewühl rollen die rothen Cardinalskutschen mit ihren stattlichen bequasteten Pferden und ihren hintenaufstehenden zwei bis drei Dienern, prächtige Privatequipagen mit jener eximirten Menschenart, die, wie besonders kostbare Schmucksachen, nur immer in ihrem Futteral, d. i. in ihrem Wagen sich zeigt, und hier und da ein zweiräderiger Karren, in welchem, von einem klingelnden dürren Pferde gezogen, eine zahlreiche Familie den Freuden des Festtages entgegenrumpelt. Dort schlüpfen eben einige Wanderer der Straße hinter dem schwerfälligen Ledervorhang in die Kirche de Trinita und ich erhasche noch einen Hauch von Weihrauchduft, um ihn ein paar Schritte weiter, wo ein fliegender Gärtner mitten im Winter ungeheure Sträuße von Veilchen und Rosenknospen feilbietet, mit dem lieblichsten Frühlingsduft aus Gottes freier Natur zu vertauschen. Endlich münden verschiedene enge Straßen auf die Piazza di Ponte S. Angelo und uns zur Rechten jenseit des Tiber ragt uns mit einmal Hadrian's Riesenmausoleum entgegen, dessen jetzige Verwendung als Castell (Engelsburg), namentlich wenn man der Form des Mausoleums der Cäcilia Metella in der Via Appia gedenkt, noch immer die ursprüngliche Bestimmung eines Kaisergrabes erkennen läßt und das mit seinen unverwüstlichen Mauern noch immer die Trümmer des alten Roms überragt — mit seinem, die Todtenglocke der Päpste bewachenden ehernen Engel auf der Spitze, ein nicht minder ehernes Monument aller Begebenheiten der römischen Geschichte, von der Zeit, wo die Römer, von den Gothen bedrängt, die kunstvollen Statuen, womit das Mausoleum geschmückt war, auf die Köpfe der Belagerer schleuderten, bis auf den heutigen Tag, wo die französischen Beschützer Roms die Remparts mit ihren rothen Hosen decoriren.

Einen imposanten, ich möchte fast sagen unheimlichen Eindruck, der dem des Kolosseums nicht viel nachsteht, macht das riesenhafte Bauwerk, wenn man bei Mondschein oberhalb der trüben Wogen des Tiber, von der einsam gewordenen Brücke aus und zwischen den gespensterhaften Gestalten der Apostel und Passionsengel, welche die Brücke zieren, zu den dunklen Mauern aufschaut. Es war an einem solchen Abend, als ich zum ersten Mal hier wandelte und es ist möglich, daß der düstere Eindruck erhöht wurde, indem mir mein Begleiter die Stelle andeutete, wo am 11. September 1599 die schöne Beatrice Cenci den Tod durch das Henkerbeil erlitt. Ich habe seitdem hier nicht vorüber gehen können, ohne daß mir ein liebliches Bildniß vor die Seele getreten wäre, das ich jüngst in der Galerie des Palazzo Barberini gesehen. Es ist jenes bekannte, rührend schöne Mädchenbild, womit angeblich Guido Reni das Andenken an diese unglückliche Römerin erhalten hat. Er malte es, wie es heißt, am Tage vor ihrer Hinrichtung, nachdem sie an den Haaren und auf einer Kuhhaut durch die Straßen geschleift worden war, und das um ihren Kopf geschlungene weiße Tuch soll der Sage nach die Wunden verhüllen, die sie dabei empfangen hatte. Es gibt kaum einen Bilderhändler in Rom, aus dessen Kram uns nicht eine gute oder schlechte Copie dieses allbekannten Bildes wie der ruhelose Schatten eines schuldlosen Opfers entgegenblickte.

Doch da ergießt sich mit einemmale, wie ein Bächlein in den Ocean, das sonntägliche bunte Gewühl der engen Straße jenseit der Brücke auf den ungeheuren Platz von St. Peter; denn wenn uns die hier ausmündenden Straßen auch noch so gedrängt erschienen sind, auf dem ungeheuren Platze selber verläuft sich alsbald jede drängende Menge. Langsam, um nichts von der Wirkung des Ganzen zu verlieren, durchschreitet man den sanft ansteigenden Raum. Vor uns in der Mitte erhebt sich zunächst der hohe Obelisk von Heliopolis, der von Caligula nach Rom gebracht, einst Nero's blutigen Circus schmückte. Zu beiden Seiten treiben die beiden schönsten Fontänen des brunnenreichen Roms ihre klaren stolzen Strahlen in's helle Sonnenlicht empor und besprengen, ehe sich das Wasser über die umgekehrten Granitschalen

in das unterste große Becken ergießt, einen weiten Umkreis mit einem feinen, im buntesten Farbenspiel funkelnden Staubregen. Aber wie könnten unsere Blicke sich lange von diesen einzelnen Schönheiten des Platzes fesseln lassen; selbst der Vaticanische Palast, der zur Rechten in riesenhaften Dimensionen Bernini's stolze Säulengänge überragt, kann unsere Aufmerksamkeit nicht mehr für sich gewinnen, wir haben nur noch Auge und Sinn für den großartigen Tempel selber, dessen Majestät mit jedem Schritt, um welchen wir näher kommen, mehr und mehr zu wachsen scheint — für „die erhabene Matrone aller Kirchen der Erde," die zu beiden Seiten ihre wundervollen Colonnaden wie liebevolle Arme über den Platz streckt, als wollte sie die gläubige oder bewundernde Welt in ihren zauberhaften Schooß ziehen. Es gibt eine Classe moderner Touristen, die Rom nur mit dem Mißmuth eines politischen oder religiösen Oppositionseifers durchwandert, die hier nur Schaaren von Priestern und Mönchen, von Soldaten und Bettlern sieht und über derartige Begegnungen wie über das ungenirte Straßenleben, vielleicht auch über eine todte Katze, die auf dem schmutzigen Pflaster ihre Zersetzung erwartet, in so culturnervöse Erbitterung geräth, daß ihr darüber Auge und Empfänglichkeit für die wahrhaft großartigen Züge der ewigen Stadt gänzlich verloren gehen. Aber es muß fürwahr ein Mensch vom verknöchertsten Stoicismus sein, der sich nicht im Stillen vor der ehrfurchtgebietenden Majestät beugt, die uns überall, wohin der Blick sich wendet, entgegentritt, wenn wir zwischen den Statuen des Petrus und Paulus die große Treppe von St. Peter hinansteigen und durch die von ihren Säulenkolossen getragenen Portale in die prächtige Vorhalle treten. Und merkwürdig, die Bedeutung der Eindrücke des Ganzen und des Einzelnen wächst statt sich abzustumpfen, je öfter wir hierher zurückkehren.

Beim ersten Besuch der Kirche hat man für diese Vorhalle meist nur einen flüchtigen Blick; das Verlangen, die Wunder des Innern zu schauen, läßt uns nicht lange zögern, eines der dicken Lederpolster aufzuheben, welche die gewöhnlichen Eingänge bedecken. Bei wiederholtem Besuche aber schenkt man auch dieser Vorhalle ein längeres Verweilen, um uns durch sie wie durch ein schönes Präludium auf den erhabenen Choral der Baukunst vorbereiten zu lassen, der uns im Innern erwartet. Ueber dem mittelsten der fünf äußern Säuleneingänge der mit den Statuen des Heilands und der Apostel geschmückten Façade befindet sich die Loggia, von welcher aus der Papst am Ostersonntage „orbi et urbi" den großen Segen ertheilt. Diesem Eingange gegenüber befindet sich die mittelste der fünf in das Innere führenden Pforten, die nur an besondern Festtagen geöffnet ist, aber uns dafür den Anblick ihrer schönen Basreliefs gewährt, welche Eugen IV. (1441) von dem Florentinischen Broncegießer Filarete fertigen ließ, und die einst reich vergoldet waren. Rechts von hier treten wir zu der mit einem Kreuze geschmückten heiligen Pforte (porta sacra), die nur an Jubeljahren (zuletzt 1825) geöffnet wird. Auch die sogenannte Navicella über dem mittelsten Portale, Giotto's berühmtes Mosaikwerk (das Schifflein der Apostel und Petrus auf dem Meere) fesselt wiederholt unsere Aufmerksamkeit, obgleich man nicht weiß, was von seiner ursprünglichen Beschaffenheit erhalten ist, und was spätere Hände ergänzt und verändert haben. Dann durchschreitet man die prächtige Halle in ihrer ganzen Länge — gleichsam vom Orient zum Occident, denn an den beiden Enden derselben prangen die riesenhaften Reiterstatuen der beiden größten Kaiser dieser Reiche, Constantin's des Großen und Karl's des Großen. Die erstere, ein Werk Bernini's, dessen Name uns hier überall in großartigen Zügen der Baukunst und Plastik entgegentritt, steht zugleich am Fuße der Scala Regia, die den Hauptaufgang zu den Sälen des Vaticans bildet und mit ihren Marmorsäulen und ihren prächtigen Stuccaturen von den Sälen, zu welchen sie hinaufführt, einen ebenso glänzenden Begriff gibt, wie die Vorhalle von dem Innern der Kirche, in welches wir, den schweren Vorhang lüftend, endlich eintreten.

Ein fast ununterbrochenes Zuströmen von Menschen hat jenen Vorhang in steter Bewegung erhalten; man könnte glauben, das Innere müsse bereits überfüllt sein und doch erscheint, wenn wir in den ungeheuren Raum des Hauptschiffes eintreten, die Zahl der auf dem Marmorboden knienden Andächtigen oder der herumwandernden

Bewunderer so unbedeutend, daß man sich versucht fühlt, leiser aufzutreten, um nicht durch seine widerhallenden Schritte die in dem ungeheuren Raume herrschende weihevolle Ruhe zu stören. Freilich gibt es auch Tage — besondere Festtage — wo der Gottesdienst mehr den Charakter einer Parade hat, wo im Hauptschiffe die päpstliche Nobelgarde aufmarschirt steht, wo Säbel klirren und Commandowörter erschallen und zwischen den mächtigen Pfeilern des Schiffes eine schaulustige Menge sich drängt, um das Erscheinen des Papstes oder irgend eine Procession zu erwarten. Aber selbst an solchen Tagen findet man noch überall in einem Seitenschiff oder in einer Capelle ein stilles Plätzchen, wo das Geräusch des Hauptschiffes nicht eindringt, wo man höchstens in Gesellschaft einiger stiller Beter sich ungestört dem Anblicke eines Kunstwerkes überlassen kann, das wenn nicht für sich allein, so doch in seinem Zusammenwirken mit dem Ganzen für jede Confession ein Gloria und ein Credo singt. An allen andern Tagen aber kann man sich auch im Hauptschiffe ungestört dem Eindrucke des Ganzen und Einzelnen überlassen, der natürlicher Weise an dieser Hauptstätte des Tempels auch die mächtigsten Mittel der Wirkung vereinigt. Nicht weit vom Eingange ist in das prächtige Marmorgetäfel des Fußbodens eine runde Porphyrplatte eingefügt. Wenn man mit einem Cicerone zum ersten Mal die Kirche besucht, wird dieser nicht versäumen, auf dieselbe aufmerksam zu machen, und in der That, sie ist durch die Sage, die sich daran knüpft, ein Stein von wunderbarer Redekraft. Sie erscheint mir wie eine Perle in riesiger Marmormuschel, ein einfaches, aber beredtes Denkmal jener längst entschwundenen Zeit, wo alle weltliche Macht mit dem Schwerte oder dem Pilgerstabe in Rom die letzte Weihe suchte. Auf diesem Steine, so erzählt die Sage, knieten von Karl dem Großen an all die Herrscher, die hier die Krone des heiligen römischen Reichs deutscher Nation empfingen. Er ist einer der wenigen Ueberreste der ehemaligen Peterskirche und wie eine versteinerte Thräne der Suprematie des Papstthums liegt er eingebettet in dem Marmor des neuen Tempels, der uns bei den Erinnerungen und Vergleichen, die dieser Stein erweckt, nur wie eine prächtige Tomba gefallener Macht und Größe erscheint. Ist man schon mehr als einmal in St. Peter gewesen, so läßt man sich durch die Beschauung der an den ersten Pfeilern befindlichen riesigen Weihwasserbecken nicht mehr aufhalten; auch für die bekannte, aus dem fünften Jahrhundert stammende, auf ihrem weißen Marmorsessel sitzende schwarze Broncestatue des St. Petrus mit ihrem durch die Küsse der Andächtigen völlig verstümmelten vorgestreckten Fuße hat man nur einen flüchtigen Blick; unser Verlangen drängt uns nach dem eigentlichen Brennpunkte der Schönheit des Tempels, nach dem Kuppelraum. Hier stehen wir über dem Allerheiligsten der ganzen Basilika, über der Confession, die den Sarkophag des Apostels Petrus birgt und von ungefähr hundert immerbrennenden Lampen umgeben ist. Eine zweiarmige Marmortreppe, die zu der aus der alten Peterskirche erhaltenen vergoldeten Broncethür der Confession hinabführt, umschließt die Statue Pius' VI., ein Werk Canova's, das jenen Papst in all dem feierlichen Anstande, der ihm eigen gewesen sein soll, und in jener Stellung zeigt, in welcher er ehemals, vor der Statue des heiligen Petrus kniend, den frommen Römern ein Vorbild hinschmelzender Andacht war. Hinter der Confession erhebt sich über dem nur für den Papst selber bestimmten Hochaltar das ungeheure, aus den dem Pantheon entnommenen Broncemassen geschaffene Tabernakel, das höher sein soll als der ungeheure Palast Farnese, man glaubt es, denn man verliert, wie gesagt, in diesem Tempel alle Maßvergleichungen. Das Licht jener ewigen Lampen spiegelt sich in dem Bronceschmuck dieses Tabernakels, in dem Alabasterschmuck der Confession, in den Gold- und Edelsteinverzierungen des Hochalters, schlängelt sich an dem spiegelglatten Marmor der Pfeiler empor und macht, sich zitternd mit dem Oberlicht verbindend, die Friesinschrift lebendig: „Tu es Petrus et super hanc petram aedificabo ecclesiam meam." Von hier erhebt sich der Blick, höher und höher emporklimmend bis zum schwindelnden Gipfelpunkte des mächtigen, die prächtigsten Lichteffecte spendenden Kuppelraums. Wir haben mit einemmale Alles um uns her vergessen und unsere Seele empfängt ein Bild, von welchem wir beim ersten Anblick ahnen, daß es ein unvergeßliches

bleiben werde. Wenn man auf der obern Galerie der Kuppel steht, ist man zwar dem Ermessen der riesenhaften Verhältnisse dieses achitektonischen Meisterstücks Michel Angelo's näher gerückt, aber der Blick hinab in das tief unter uns liegende Schiff, aus welchem jeder Ton fast nur als flüsterndes Echo zu uns heraufdringt, ist nur interessant, während dagegen der Blick aus dem Schiffe nach oben in den unermeßlichen lichten Raum der Kuppel wahrhaft erhebend ist. Nur wenn es mir vergönnt gewesen, mich einige Minuten in ungestörter Andacht dieses Aufblicks zu freuen, konnte ich St. Peter mit voller Befriedigung verlassen. Deshalb war, so oft ich diesen Marmorboden betrat, der Kuppelraum die erste Stätte, wo ich verweilte, um schließlich, ehe ich schied, noch einmal dorthin zurückzukehren.

Aber wie unendlich viel gibt es hier noch außerdem zu schauen. Nur Einzelnes läßt sich daraus hervorheben, wenn die Schilderung nicht zum Buche anwachsen soll. An bedeutenden Bildern, welchen der Reisende in den römischen Kirchen vorzugsweise nachzugehen pflegt, ist St. Peter im Vergleich zu manchen andern kleinern Kirchen Roms sehr arm. Um so massiger drängen sich in den Schiffen und Capellen die Werke der Plastik. Gleich in der Capelle am Eingange rechts vom Hauptschiffe haben wir Gelegenheit, Michel Angelo als Bildhauer in einem seiner gepriesensten Werke kennen zu lernen; es ist seine berühmte „Pieta," von welcher diese Capelle ihren Namen hat — Maria am Fuße des Kreuzes mit dem Leichnam des Heilands im Schooße, ein Marmorbild von so zarter Innigkeit, daß wir die Richtigkeit der Angabe nicht bezweifeln, welche dieses Werk als eine Jugendarbeit des großen Meisters bezeichnet, der uns in seinen spätern Werken — ich denke namentlich an seine Schöpfungen in der Sixtinischen Capelle — nur in dem vollen gewaltigen Ernste seines Kraftbewußtseins entgegentritt und durch die mächtigen Gestaltungen seiner ureigenen Genialität mit einem Erstaunen erfüllt, neben welchem das Entzücken des Herzens keinen Raum hat. Dort ist er am schwülen Tag der rollende Donner, der uns zittern macht, hier der milde, wenn auch thränenthaunige Morgen, der uns erquickt und versöhnt. Eine neben dem Altar dieser Capelle befindliche kleinere Capelle birgt in einem eisernen mit Elfenbein verzierten Schreine den Schaft einer Säule aus dem Tempel von Jerusalem, an welcher — Christus gelehnt haben soll. Der Anblick der „Pieta" hat uns gläubig gestimmt und wir vergessen bei der Betrachtung dieser Reliquie auf einen Augenblick das unglückliche „man sagt," das uns in Rom so vielen Ueberresten des Alterthums gegenüber nicht zum reinen Genusse kommen läßt.

Ueberall treten uns, indem wir weitergehen, die kolossalen Monumente ehemaliger Päpste entgegen. Sie sind zum größern Theil keine Kunstwerke von Bedeutung und leiden an einer gewissen Monotonie, aber sie fesseln doch durch ihre Marmor- und Broncepracht oder durch die Erinnerungen, die ihre Namen erwecken. Da begegnen wir zunächst dem Denkmal Leo's X., jenes gelehrten, aber verschwenderischen Papstes, der durch die Gräuel des Ablaßhandels, durch dessen Ertrag er namentlich auch die Mittel zur Fortführung des Prachtbaues der Peterskirche zu gewinnen hoffte, den nach Licht und Freiheit ringenden Geist seiner Zeit zu einer Flamme anfachte, welche seine Bannflüche nicht wieder zu löschen vermochten. Es ist eines der neuesten der Kirche und erst unter dem vorigen Papste errichtet. Einen wunderbaren Eindruck macht es, wenn man mit den Gedanken und Erinnerungen beschäftigt, welche dieses Denkmal erweckt, sich der gegenüber befindlichen Wand zuwendet, wo uns ein weibliches Broncebildniß, eine Inschrift und ein Basrelief in die Augen fällt. Das Bildniß zeigt die angeblich lebenstreuen Züge der abenteuerlichen Christine von Schweden, das Basrelief ihre Abschwörung des protestantischen Glaubens und die Inschrift ist ein langer Panegyricus an Stelle der schlichten Worte, die sie selber für ihren Grabstein gewünscht hatte: „Christina vixit annos LXIII." Christina starb bekanntlich 1689 zu Rom, wo sie den Palast Corsini bewohnte; aber man fragt sich unwillkürlich, ob es Zufall oder Absicht, daß das Denkmal der wieder katholisch gewordenen Tochter des kriegerischen Helden und Retters des Lutherthums grade dem Denkmal Leo's X. gegenüber seinen Platz gefunden hat. Auch das Denkmal Innocenz XII., einige Schritte weiter hat, ein solches weibliches Gegenüber in dem Denkmal je-

ner Landgräfin Mathilde, die durch ihre aufopfernde Treue den mächtigen Papstsinn eines Hildebrand so nachhaltig unterstützte und durch ihr Vermächtniß die weltliche Macht des Papstthums begründen und erweitern half. Das Monument der Markgräfin ist mit einem Relief geschmückt, das davon zeugt, welche hohe Bedeutung die dankbare Kirche ihr als Theilhaberin an jenem erbitterten Streite zwischen Kirche und Reich, zwischen Altar und Thron, zwischen Wort und Schwert beilegt, welchen jener Papst angefacht hatte, denn es zeigt den für das Papstthum siegreichsten Moment jenes Streites — Heinrich IV. in Canossa, die eigene Schuld nicht bloß, sondern vor allem die alte Sünde der Uneinigkeit seines deutschen Vaterlandes büßend. Der Anblick dieser und anderer päpstlicher Monumente hält bei der Wanderung durch die Kirche unsere Gedanken in stetem Verkehr mit der Geschichte des Papstthums. Die Namen der einzelnen hier verherrlichten Päpste treten mit ihren Persönlichkeiten in den Hintergrund, und ihre Denkmäler erscheinen uns wie die zusammengehörigen Theile einer einzigen großen fortdauernden Verherrlichung jenes „römischen Geistes," den selten oder nie einer jener Päpste verleugnet hat. Nahe bei dem Denkmale der tuscischen Markgräfin treten wir durch ein eisernes Gitter in die Sacramentscapelle. Ihren Altar schmücken zwei aus der alten Peterskirche erhaltene Marmorsäulen und ein Bild, die Dreieinigkeit von Pietro Berettini, der in dem von Urban VIII. erbauten Palaste Barberini die Decke des großen Saales mit herrlichen, die Tugenden und Thaten dieses Papstes darstellenden Fresken schmückte, aber damit freilich seinen eigenen Ruhm besser zu sichern als den Ruhm eines Papstes zu retten vermochte, der trotz aller Gelehrsamkeit einen Galilei die Bewegung der Erde abschwören ließ. Von dem broncenen Denkmale Sixtus' IV., einem Werke des Pollojuolo (1484), treten wir zu dem schönen Denkmal Gregor's XIII., dem bedeutendsten Werke des Mailänders Rusconi. Ein Relief erinnert an das unsterbliche Verdienst dieses Papstes als Kalenderreformator — nur schade, daß man bei seinem Namen auch an die Pariser Bluthochzeit denken muß, die das erste Jahr seiner päpstlichen Herrschaft bezeichnet, die er durch Procession und ein Te Deum feiern ließ, und die selbst in der Sala Regia, dem prächtigen Vorgemache der Sixtinischen und Paulinischen Capelle, dem ehemaligen päpstlichen Empfangsaale, mitten unter den die Triumphe der katholischen Kirche darstellenden Fresken ihren verherrlichenden Pinsel gefunden hat. Wir können von dem Denkmal dieses Papstes sogleich in die ihm gewidmete prächtige Capelle treten, die, ein Werk Michel Angelo's, sich durch schöne Kuppelmosaiken auszeichnet. Unter ihrem Altar ruht der Wüstenheilige des vierten Jahrhunderts, Gregor von Nazianz, und ein durch Kerzenrauch bis zur Unkenntlichkeit geschwärztes Madonnenbild dieser Capelle, die „Madonna del Soccorso," das vielleicht aus dem elften Jahrhundert stammt, wird als besonders wunderthätig verehrt.

Wenden wir uns hier dem linken großen Seitenschiff und dem Querschiff zu, so haben wir noch die Capelle della Colonna, die Clementinische Capelle, die Chorcapelle und schließlich die prächtige Sacristei zu besuchen, die sämmtlich groß genug sind, um Kirchen für sich bilden zu können. Dazwischen treten uns allenthalben andere päpstliche Denkmäler entgegen, die mehr oder weniger zum Verweilen mahnen. Die Dinge, die des Beschauens und Verweilens werth sind, drängen sich und das Auge ermüdet fast. Hier ist es ein Altar mit einem beachtenswerthen Bilde, einer Mosaik, einem Relief oder einer merkwürdigen Reliquie, dort wieder ein prächtiges Denkmal und an einer andern Stelle die imposante Wirkung der Harmonie oder Großartigkeit der einzelnen Theile oder des Ganzen des mächtigen Bauwerks, das uns immer wieder fesselt und hätten wir es noch so oft gesehen. In der Capelle des Erzengels Michael bewundert man besonders zwei herrliche Mosaiken nach Bildern von Guido Reni und das kolossale, aber einfach schöne Denkmal Clemens' XIII. von Canova. Wir fühlen, nachdem wir die verschiedenen Denkmäler von Bernini und Andern betrachtet haben, gleichsam einen frischen Morgenhauch der aus der Ohnmacht eines verdorbenen Geschmacks wieder erwachten Kunst, indem wir vor dieses Denkmal treten. Und wir treten leiser auf, so schön ist die Figur des betenden Papstes, so innig die Wirkung ihrer Andacht, die auf der

einen Seite von der kolossalen, allerdings starren und mit einem ungeheuren Kreuze belasteten Figur der Religion, auf der andern von dem um so sanftern und lieblichern Genius des Todes bewacht wird. Wenn man sich kurz vorher in der Haupttribüne am Ende des Hauptschiffes zuerst an dem schönen Denkmal Paul's III. erfreut hat, womit Guglielmo della Porta angeblich eine Idee Michel Angelo's verkörperte, an welchem aber die Decenz einer spätern Zeit die ursprünglich nackten Figuren der Klugheit und Gerechtigkeit mit broncenen Gewändern bekleidet hat, und dann zu dem Denkmal getreten ist, womit Bernini das Andenken seines Wohlthäters Urban's VIII., zugleich aber auch, namentlich durch die Darstellung des Todes als Gerippe, seine eigene Geschmacksverirrung verewigt hat, dann empfindet man vor dem Werke Canova's jenen Athemzug der wiedererwachten Kunst um so wärmer. Wir können sogleich in die Clementinische Capelle eintreten, um gleichsam in chronologischer Ordnung nach Canova, als dem Begründer einer neuen Kunstperiode, das Werk eines Bildners zu bewundern, der als zweiter und vielleicht noch größerer Meister dieser Epoche erscheint. Es ist das Denkmal Pius' VII. von Thorwaldsen. Der fromme Pius, von welchem selbst Napoleon, sein Bedränger und Verfolger, sagte, daß er: „vraiment un agneau, un véritable homme de bien" gewesen sei, ist in sitzender Stellung dargestellt, umgeben von vier allegorischen Figuren, der Klugheit und Gelehrsamkeit, der Zeit und der Geschichte. Es ist eines der letzten Werke des trefflichen Meisters und, obgleich unvollendet, von herrlicher Ausführung, aber man fühlt auch bei diesem Denkmal, wie schwer es bei dem Eindruck, den die ungeheure Räumlichkeit des Tempels macht, auch dem schönsten Kunstwerke wird, zu voller Geltung zu gelangen, und man möchte fast annehmen, daß diejenigen Bildner, die hier mehr durch ungeheure energische Marmormassen als durch feine Ausführung zu wirken gesucht haben, es noch am besten verstanden, in der mächtigen Posaunenhymne dieses Baues einen vernehmlichen Ton zu vertreten.

Doch genug der päpstlichen Denkmäler. Suchen wir nach bedeutenden Bildern, so finden wir höchstens gute Mosaikcopien bedeutender Originale, wie die des letzten herrlichen Werkes Raphael's, der sogenannten Transfiguration (in der vaticanischen Sammlung), des Abendmahls des St. Hieronymus von Domenichino, des Erzengels Michael von Guido Reni u. a. m. Was die Peterskirche an namhaften Originalen aufzuweisen hat, ist vorzugsweise in der Sacristei vereinigt. In den verschiedenen Abtheilungen dieses prächtigen, von Pius VI. mit einem Aufwande von mehr als einer Million Thaler erbauten Raumes zeigt man uns außer vielen interessanten Inschriften und antiken Säulen, die zum Theil aus Hadrian's Prachtvilla zu Tibur stammen, Bilder von Giotto, werthvolle Fresken aus der Zeit des Mantegna, angeblich von diesem selber, Madonnen- und Altarbilder von Giulio Romano, Francesco Penni, Lorenzo Sabattini und Girolamo Muziano, und wenn der uns herumführende Sacristan uns anmerkt, daß es uns nicht darauf ankommt, den Führerlohn um einen Paolo zu vermehren, dann zögert er auch nicht, uns die Kostbarkeiten der Schatzkammer der Kirche schauen zu lassen, unter welchen wir Cellini's prächtige Hochleuchter bewundern, und mit williger Gläubigkeit ein reich mit Gold gesticktes Gewand betrachten, womit Karl der Große bei seiner Krönung in Rom geschmückt gewesen sein soll.

Von der Sacristei aus sind wir in das Mittelschiff und den Kuppelraum zurückgekehrt; wir könnten am Altar der Veronica in die, die eigentliche Confession, das Allerheiligste der Peterskirche, umfassenden Grotten eintreten; aber ein abermaliger Aufblick zum hellen glänzenden Lichte des Kuppelraums läßt uns das Vorhaben, hinabzusteigen zu den Gräbern und dem Staube einer längst versunkenen Zeit, mit einmal allzuschwer erscheinen. Es ist, als wären wir alt geworden mit den Jahrhunderten, die wir im Geiste durchwandert haben und als bedürften wir, um uns zu überzeugen, daß uns die Gegenwart noch gehört, endlich wieder des heller leuchtenden Sonnenlichtes. Wir wenden uns zu einem der nächsten Pfeiler; er ist mit einem Denkmal der Gemahlin Jakob's III., der Clementine Sobieski geschmückt, der Mutter der beiden letzten Sprossen des königlichen Hauses Stuart, des unglücklichen Prätendenten Karl Eduard und des Cardinals von York, deren Andenken Canova, dieser Stelle ge-

genüber, durch ein schönes, mit geflügelten, ihre Fackeln senkenden Genien geschmücktes Denkmal geehrt hat. Unten in den Grotten ruht die Asche dieser letzten in der Verbannung gestorbenen Königssöhne; denn Rom ist immer die Zufluchtstätte der verbannten Fürsten der Welt gewesen. An der Thür jenes Pfeilers erwartet uns bereits der Custode, dem wir unsern, zur Besteigung der Kuppel erforderlichen, von der Gesandtschaft ausgestellten Permesso ausgehändigt haben, und der uns entweder selber führt oder uns seinem auf dem Dache wohnenden Collegen zur weitern Führung zuweist. Die Aussicht, bald einen der interessantesten Punkte der Welt erreicht zu haben, macht uns die Beschwerde der Ersteigung der endlosen Stufen nicht fühlbar. Wenn man fürstlichen Geblütes ist, kann man sich durch diesen Mühaufwand die Ehre erwerben, seinem Namen an der Mauer dieser Räume ein dauerndes Andenken zu geben, denn am Ausgange nach dem Dache liest man die Namen all der fürstlichen Personen, die das Werk der Kuppelersteigung vollbracht haben. Ein gewöhnliches Menschenkind begnügt sich mit der für sich selber gewonnenen Erinnerung, und wahrlich, man hat Ursache, damit zufrieden zu sein.

Der auf dem Dache sich bietende Ueberblick läßt uns den ungeheuren Umfang des Tempels, der es trägt, und den ganzen Titanenbau noch einmal recht deutlich erkennen. Der hohe luftige Raum ist bebaut wie irgend einer der historischen Hügel der ewigen Stadt. Viele der Arbeiter, welche fortwährend zur Erhaltung der Peterskirche verwendet werden — und diese Erhaltung erfordert beiläufig erwähnt einen jährlichen Aufwand von ungefähr vierzigtausend Thalern — haben hier oben ihre Wohnung. Man wandelt zwischen Gebäuden verschiedener Art, zwischen welchen sich die Seitenkuppeln wie kleine Kirchen erheben, und das wasserreiche Rom verleugnet sich auch hier oben nicht, denn die kleine Kuppelstadt hat auch ihren Springbrunnen. Nur wenn man hier und da die Stadt und ihre Umgebungen tief unter sich ausgebreitet sieht, wird man sich der Höhe bewußt, in welcher man wandelt. Selbst Maulthieren kann man hier oben begegnen, wenn irgend ein bequemer Tourist die Ersteigung der Treppen für seine eigenen Glieder zu beschwerlich gefunden hat. Aber natürlich, über Alles emporragend, fesselt unsern Blick vor Allem und immer wieder die ungeheure von ihren Pfeilern umgebene Kuppel selber. Staunend suchen wir die mächtigen Dimensionen dieses auf eine Kirche gesetzten Tempels zu messen und zu fassen, und wie ein isolirt sich erhebender Berg uns stets verlockt, seinen Gipfel zu erklimmen, so läßt uns auch hier das Verlangen nach dem Gipfel der Kuppel und nach dem freien Ausblick in das römische Land, der uns dort oben erwartet, nicht lange Rast zur Beschauung der Wunder des Daches.

Wir treten in das Innere der Kuppel und schauen von den Gesimsen des Tambours, durch die riesenhaften Verhältnisse des uns umgebenden Baues von stummem, fast athemlosem Staunen ergriffen, in die schwindelnde Tiefe der Kirche hinab. Wenn sich zwei Personen an die entgegengesetzten Seiten der Rundung stellen und der Eine leise ein Wort gegen die Wand spricht, so vernimmt es der Andere, als würde es in sein Ohr gesprochen. Als ich das erste Mal hier oben war, flüsterte mein Begleiter in dieser Weise den Namen „Michel Angelo“ gegen die Wand, und die Deutlichkeit, womit ich ihn vernahm, erschreckte mich fast. Es war mir, als hätte eine überirdische Stimme mich mahnen wollen, in Ehrfurcht des unsterblichen Meisters dieses Werkes zu gedenken und als würde der Laut seines Namens von den Geistern seines Nachruhms flüsternd und doch jubelnd bis zum Gipfel seines herrlichen Baues emporgetragen.

Nun aber steigen wir die Treppen zur Laterne hinan. Die Aussicht, die uns hier oben begrüßt, ist, wenn nicht eine der schönsten, so doch sicherlich eine der interessantesten und imposantesten der Welt. Unmittelbar unterhalb überschaut man die großartige Ansiedelung von St. Peter, die gleichsam eine Stadt für sich bildenden Palastmassen des Vaticans und die dazugehörigen Gebäude und Gärten, und dann in weitem Umkreise Rom selber, mit seinen geistlichen und weltlichen Palästen, seinen Kuppeln und Säulen, seinen prunkenden, von immergrünen Pinien und Cypressen beschatteten Villen, seinen Trümmern und Gräbern — und jenseit die winterlich gelbe Campagna, die mit ihren hier und da auf-

tauchenden Trümmerresten wie ein stiller Friedhof um das unsterbliche Herz der ewigen Stadt sich zieht. Im Norden erheben sich die Apenninen, weiter der einsame Soracte und die Lionessa, „die auf den Silberhäuptern die blaue Kuppel tragen“ — dann das Sabiner- und Albanergebirge, Tivoli, Frascati, Albano mit dem Monte Cavo, einst gekrönt mit dem Nationalheiligthum des latinischen Bundes, dem Säulentempel des Jupiter Latiaris; Castel Gandolfo, im hellen Sonnenlicht glänzend, und weit draußen im Westen am Saume der Ebene wie ein flatterndes Silberband das Meer — in dem großartigen Bilde der Vergänglichkeit irdischer Macht und Größe der einzige Zug unveränderlichen Bestehens und Gleichgewichts, das einzige Symbol unvergänglicher Frische und Jugend; denn selbst die Berge stehen hier und da mit ihren erloschenen Kratern nur noch als Trümmer, und der trübe Tiber, der sich wie ein rother Faden mächtiger Erinnerungen durch das alte Latium zieht, wie greisesmatt wälzt er seine schweren Wellen gen Ostia, als wäre er müde, die Ufer eines Landes zu bespülen, das nicht mehr die Welt beherrscht.

Literarisches.

Aus Goethe's Freundeskreise. Von Heinrich Düntzer. Braunschweig, Friedrich Vieweg & Sohn.

Es ist doch viel Intrigue, viel Klatsch zwischen Goethe und seinen Freunden hinüber und herüber getragen worden. Klopstock nimmt Aergerniß an des Weimarer Poeten Leben und glaubt es väterlich zu meinen, wenn er ihm in einem Briefe gute Ermahnungen gibt und von dem Pfade der Tugend, auf dem Goethe ferner zu wandeln habe, schreibt. Dieser legt seinen Rath umgekehrt aus, verbittet sich in Zukunft unberufene Einmischungen und gibt Klopstock zu verstehen, daß er (Goethe) seinen eigenen Weg gehe und sich nicht um die Meinungen engherziger Menschen kümmere. Der Bruch war da. Klopstock antwortete grob, Goethe that desgleichen und so ging es fort. Goethe war der Klügere — er schwieg zuletzt.

Der Mensch Goethe ist in allen Theilen untersucht worden. Der Eine hat dieses, der Andere jenes an ihm zu tadeln gefunden und wenn man ihn genau betrachtet, kann man sich nicht des Geständnisses enthalten, daß Goethe nicht anders sein konnte, als er war. Einem Menschen, der sich zu seiner Höhe emporgeschwungen, der von Tausenden angebetet und von abermal Tausenden — belästigt wurde, ist Manches erlaubt, was bei einem Andern scharf geahndet wird. Das Genie kann nun einmal kein reiner Engel sein, es muß etwas Diabolisches in seinem Thun und Denken hangen, das stachelt und oft zu tollen Streichen antreibt — aus dem Sturm und Drange entwickelt sich die höhere Erkenntniß, das lautere Sein, und woher sollten die Dichter den Schmerz und die Lust der Liebe kennen, wenn sie nicht in der eigenen Brust und in fremden Herzen mit Leidenschaft herumgewühlt? Goethe's Schwächen sind uns zu goldenen Lehren geworden, den Honig, den er aus der veränderten Lust und dem flüchtigen Lebensrausch zog, hat er uns in seinen Liedern kredenzt und wir könnten vielleicht mehr über Stoffarmuth klagen, wenn Goethe sein Dasein weniger in Uebermüthig- und Anstößigkeiten verbracht. Er war einmal kein Philister, und wenn in seinem spätern Alter ein Hauch von Kälte und Stolz bei ihm einzog, so wird sich dasselbe immer bei solchen Menschen wiederholen, die von aller Welt gehätschelt und beweihraucht werden. Goethe hat sich nicht selbst zum Gotte gemacht, er w u r d e es durch die Beifallsspenden überschwenglicher Verehrer. Er hatte im Alter nicht mehr die Lust, die Physiognomien jedes Besuchenden zu studiren, um darnach sein Benehmen einzurichten, er verließ sich auf ältere Bekanntschaften, die junge Zuzügler ihm empfohlen, und er that wahrlich sein Möglichstes, um Jedem, der sich ihm näherte, gerecht zu werden.

Goethe mag manches Talent zu egoistischen Zwecken in seine Kreise gezogen haben, aber dieser Egoismus hatte seine Grenzen und er ging in dem Centrum auf: alles Wissenswerthe zu sammeln, es komme, woher es wolle, zu sammeln auf e i n e n Punkt, in e i n e m Kunstwerk, und der Schöpfer desselben wollte e r sein. Dieser Ehrgeiz ist ein verzeihlicher, da er nicht in selbstsüchtigem Interesse wirkte, sondern sich ganz dem Dienste der Menschheit widmete. Goethe war es darum zu thun, der Welt Nichts vorzuenthalten, was ihr von Wichtigkeit und Interesse sein konnte, und um eine Harmonie in das Zusammengelesene, in die verschiedenartigen Funde, in das sich von allen Seiten an ihn als werthvoll Herandrängende zu bringen, suchte er die Talentvollsten an sich heranzuziehen, verwandte sich für sie, räumte ihnen, wenn es ging, Stellungen ein und ließ sich zum Danke von Zeit zu Zeit ihre gesammelten Erzeugnisse vorlegen, benutzte, was sich benutzen ließ, und durch diese Anregung, die er zu seinem Schaffen nöthig hatte, war es ihm möglich, mit Leichtigkeit manches Neue unter's Publicum zu bringen, das in seinem Inhalte ihn als den vielseitigsten Dichter

offenbarte. Er schrieb über naturwissenschaftliche Gegenstände, ging fleißig mit Naturforschern um, nahm Forster freundlich auf, später Oken u. s. w. Der Letztere machte ihm nach Jahren den Vorwurf, daß er Vieles von seinen Forschungen benutzt und das Recht der Entdeckung für sich in Anspruch genommen hätte. Darüber läßt sich schwer streiten. Wenn Goethe hin und wieder eine Ideenannexion begangen, so war er der Mann, der das Gedachte zu größerer Autorität bringen konnte. Durch einen Goethe hat das Unbedeutendste Werth bekommen, er besaß bewundernswürdigen Formgeschmack und Modellirungstalent.

Heinrich Düntzer erzählt in seinem verdienstvollen Werke: „Aus Goethe's Freundeskreise," daß Goethe den Maler Heinrich Meyer zur Ausforschung von Kunsturtheilen beauftragte. Natürlich geschah Derartiges im Namen des „Herrn und Meisters," der Dank dafür kam an Goethe's Adresse, ebenso die Wiedervergeltung. Goethe wußte sich immer mit einer Anzahl von Nebenplaneten zu umgeben, und er, als die Sonne, sog Licht von ihrem Lichte ein und strahlte es wieder aus zur Beleuchtung und Erwärmung der Menschheit. Diesen Egoismus werden wir bei allen Helden und Genies finden. Auch die Letztern brauchen, wenn sie sehen, daß man die höchsten Erwartungen auf sie gesetzt, Hilfskraft; ihre universelle Thätigkeit verlangt Aufmerksamkeit nach allen Seiten, sie brauchen Rathgeber, verantwortliche Minister und ein Heer starker Vertheidiger. Ein gegenseitiges Vertrauen muß dabei herrschen, und daß dieses nicht verscherzt werde, ließ Goethe sich niemals zu Uebereilungen hinreißen. Er schritt, wie ein Regent, auf besonnenem Wege vor, er entzog dem Schuldigen allmälig seine Gunst, entfernte, wenn er eine Größe war, dessen Büste aus seiner Galerie, der Name des Betroffenen mußte mit Vorsicht oder gar nicht erwähnt werden, und so hüllte er die Person in ein langsames Vergessen ein. Was sich äußerlich nicht mehr an ihn drängte, schmerzte ihn auch innerlich nicht mehr.

Er verbannte den Componisten Reichardt und den Maler Tischbein eine Zeit lang aus seinem Herzen. Sie hatten vieles Gute von ihm genossen und sie sollten dafür seine Getreuen sein. Dies mochte für sie manche Gebundenheit haben — sie gingen ihre eigenen Wege und ließen selten etwas von sich hören und sehen. Goethe war zu feinfühlig, um sich an ein solches Benehmen nicht zu stoßen. Reichardt's Verlust verschmerzte er in Zelter's Wiedergewinnung, nur Tischbein blieb ihm unersetzt. Und als sich dieser nach Jahren wieder bei ihm meldete, nahm er ihn mit Freuden auf und gedachte der Vergangenheit nur sehr oberflächlich. Keiner seiner Gegner kann sagen, daß Goethe ihnen einen andauernden Groll nachgetragen. Er suchte sie immer wieder zu gebrauchen, und verbarg unter der Maske einer weltmännischen Liebenswürdigkeit seine ernsteren Meinungen vor der mit ihm umgebenden Persönlichkeit. Er ließ sich selten das unbedingte, hingebende Vertrauen abgewinnen. Er gab sich stets den Anschein, als behielte er das Beste für sich, und daher kam es, daß blinde Verehrer hinter seiner Ueberlegenheitsmiene sich wichtigere Dinge dachten, als er wirklich im Sinne hatte. Er hatte von seinen eigenen Leistungen mitunter falsche Ansichten. So sagte er von seinem „Faust," daß dieser eine Dichtung wäre, die nach ihm Kommende übertreffen könnten, was er aber in seiner „Farbenlehre" geleistet, würde unvergänglich sein. Die Zeit hat anders gerichtet. Goethe war ein Mann, der nach allen Seiten hin sein Interesse an den Tag legen wollte. Er sprach vielfach aus Höflichkeit von Theilnahme, die von Manchem für baare Münze genommen wurde. Bald schrieb er an Reichardt, daß ihn nichts so sehr interessire, als dessen neueste Compositionen, bald an Tischbein, daß er eine wahre Sehnsucht nach seinen neuen Staffeleigebilden habe, bald an Sulpiz-Boisserée: „Ihre Sammlung (ein Kunstwerk betreffend), sowie Ihr Unternehmen sind mir nicht aus dem Sinn gekommen." Wenn man diese Meinungen zusammenstellt, muß man zu dem Schlusse kommen, daß Goethe in vielen Dingen nur ein wirkliches Interesse vorgegeben, und an dessen Stelle in Wahrheit nur eine schöne Redensart gesetzt. Denjenigen, die sich von Goethe mit solchem „Interesse" beehrt sahen, mußte es äußerst schmeichelhaft sein, und zwar doppelt, wenn sie berechneten, wie sehr Goethe's Zeit in Anspruch genommen war. Ich glaube, Tischbein und Reichardt mußten es erfahren haben, welcher Werth auf das Goethe'sche „Interesse" zu legen sei — sie fühlten sich wenigstens in späteren Jahren nicht mehr so hingezogen, um dasselbe für sie an den Tag gelegt zu sehen.

Heinrich Düntzer, der treue Restaurator des Goethe'schen Geistesbildes, klagt, daß noch viele Goethe'sche Briefe im Hausarchive verborgen gehalten werden und spricht die Meinung aus, daß ihre Veröffentlichung die Veredlung seines Ichs nur mehren dürfte. Den heiligen Respect, den Düntzer seinem Angebeteten darbringt, verdient Letzterer vollkommen, nur möchten wir rathen, sich nicht an Stellen Mühe zu geben, „den Mohren weiß zu waschen," wo es klar und deutlich zwischen den Zeilen liegt, daß Goethe ein Mensch von vielen Schwächen war. Nur kurzsichtige Seelen können ihn Höfling nennen. Schiller war im Ganzen nicht freidenkender als Goethe. Wenn er an den Herzog von Würtemberg schrieb oder an den Großherzog von Weimar, „erstarb" er ebenso gut „in tiefster Ehrfurcht," wie jeder loyale Unterthan vom heutigen reinsten Conservatismus.

Düntzer hat vollkommen Recht, wenn er den-

jenigen Kritikastern, die Goethe zum Vorwurf machen, daß er in dem jungen Peter von Cornelius nicht sofort das zukünftige Malergenie herausgespürt, entgegnet, daß Goethe doch unmöglich All' und Jedem seine Zukunft „an der Nasenspitze absehen" konnte.

Von Goethe's oft sehr wenig höflingsartigem Wesen gibt uns Dünzer folgende Anekdote: Einmal soll ihn ein Beauftragter des Herzogs von Dessau von der nächsten Station des Residenzortes abholen; durch Nachlässigkeit des Hofmarschalls wurde aber dem Ersteren nicht der Name des Gastes genannt. Beide sitzen stumm, wie die Götzen, im Wagen und kehren einander den Rücken zu. Goethe, der sich vielleicht über des Andern Benehmen ärgern mochte, drehte sich endlich um und spricht, indem er den Angeredeten herausfordernd ansieht: „Wer ist Er?" — „Und wer ist Er?" entgegnet der Gefragte und macht eine ebenfalls nicht schmeichelhafte Physiognomie. Goethe hatte es mit dem Leibarzte des Herzogs zu thun, wie sich später herausstellte, dieser mochte aber von dem „groben Dichter" nichts mehr wissen und fand sich bei der herzoglichen Tafel, zu welcher er und Goethe geladen waren, nicht ein.

Drei neue **„Shakespeare-Ausgaben"** sind gegenwärtig im Erscheinen begriffen und alle drei legen sie Zeugniß ab für das immer größer werdende Interesse an den Grundpfeilern der modernen Dramatik. Die Ausgabe, welche das Bibliographische Institut in Hildburghausen veranstaltet, gibt neue Originalübersetzungen der dramatischen Werke und Sonette. Es sind dazu mehrere der bekanntesten Vertreter dieses Faches, wie Dingelstedt, Simrock, Jordan, Seeger, Viehoff und Gelbcke zusammengetreten, und wird man derselben gewiß eine weite Verbreitung voraussagen können. — Unter Mitwirkung des berühmten Shakespearekenners Professor Delius erscheint die zweite, von Friedrich Bodenstedt geleitete Ausgabe, welche bei Brockhaus in Leipzig veranstaltet wird. Ferdinand Freiligrath, Paul Heyse u. A., besonders aber Otto Gildemeister, sind als Mitarbeiter eingetreten. Diese Ausgabe gibt nur die Uebersetzungen der dramatischen Werke, dabei aber Einleitungen und Anmerkungen. — Während diese beiden Ausgaben den Versuch machen, sich an Stelle der Schlegel-Tieck'schen Uebersetzung einzubürgern, veranstaltet die Deutsche Shakespeare-Gesellschaft eine neue Ausgabe dieser älteren Uebersetzungen von A. W. Schlegel und L. Tieck, sorgfältig revidirt, theilweise von anerkannten Gelehrten neu bearbeitet und mit ausführlichen Einleitungen und Noten versehen. Die Oberleitung dieser bei G. Reimer in Berlin erscheinenden Ausgabe hat Professor Ulrici übernommen, während Professor Delius den philosophisch-kritischen Theil der Arbeit überwacht. Die allgemeine Einleitung, welche dem Ganzen vorangeht, ist von außerordentlicher Uebersichtlichkeit. — Was die Ausstattung dieser drei Ausgaben betrifft, so ist dieselbe in Rücksicht auf den Preis ganz vortrefflich.

Von den mancherlei Unternehmungen für Romanlectüre hält sich die unter dem Titel **„Album. Bibliothek deutscher Originalromane"** vor mehr als zwanzig Jahren in Prag gegründete Sammlung noch immer in der Gunst des lesenden Publicums. Die letzten Jahrgänge sind zwar nicht mehr ganz auf der Höhe früherer Zeit — namentlich als Th. Mügge, L. Schücking, E. Hoefer, L. Mühlbach fast regelmäßig, während Andere, wie A. Meißner, J. Corvinus u. s. w. hin und wieder darin erschienen — aber sie bieten doch noch immer eine ziemlich gewählte Gesellschaft der beliebtesten belletristischen Schriftsteller, von denen namentlich B. von Guseck, G. Höcker, F. J. Proschko u. A. als treue Mitarbeiter ausharren. Gegenwärtig wird diese „Album-Bibliothek" in Leipzig bei E. J. Günther herausgegeben und der diesjährige Jahrgang hat mit Romanen von Mützelburg und Höcker begonnen.

Bekanntlich verstehen wenige deutsche Schriftsteller der Gegenwart so anmuthig zu plaudern und über Bedeutendes und Unbedeutendes gemüthliche Betrachtungen anzustellen, wie Julius Rodenberg, der vielgereiste und phantasiereiche Schilderer der verschiedenartigsten Länder und ihrer Bewohner. Allerdings ist er zuweilen ein gefährlicher Führer, denn der Zauberstab seiner dichterischen Phantasie führt ihn oft weiter vom Wege ab, als dem bedächtigeren Auge des nüchternen Beobachters lieb ist, aber er gibt seine Mittheilungen meistens auch nur als leicht hingeworfene Erinnerungen an flüchtige Eindrücke, und als solche mag denn auch sein neues Buch, **„Aus aller Herren Länder"** welches ein Bändchen der bei R. Lesser in Berlin erscheinenden „Internationalen Bibliothek" ausmacht, willkommen geheißen werden. Eigene Beobachtungen und Reminiscenzen aus den betreffenden Literaturen vereinigen sich mit sinnigen Betrachtungen zu recht lesenswerthen Aufsätzen, unter denen namentlich die „Londoner Scenen mit beweglichen Figuren" des Verfassers große Vertrautheit mit dem Leben des modernen Babel auf's Neue beweisen. Auch der Aufsatz „Durch Holland im Fluge" verräth das geschärfte Auge für nationale Eigenthümlichkeit.



Nahrungswerth der Austern.

Von

August Vogel.

Gewiß ist es ein großes Verdienst der neuern Chemie, die täglichen Nahrungsmittel, wie Fleisch, Brot, Milch, Käse und dergleichen zum Gegenstande wissenschaftlicher Bearbeitung gemacht zu haben und so den eigentlichen Werth jedes einzelnen Nahrungsmittels, dessen Bedeutung in der allgemeinen Ernährung festzustellen. Hat es doch der große Meister unserer Wissenschaft in dankenswerther Weise nicht verschmäht, der culinarischen Zubereitung der Speisen seine geniale Thätigkeit zuzuwenden. Mit Freuden begrüßen wir in den Spalten unserer Zeitungen die stereotyp gewordenen Anzeigen von Liebig'schem Fleischextracte, Liebig'schem Brote, Liebig'scher Kindersuppe ꝛc., und geben uns den Genüssen dieser von so hoher Seite empfohlenen Nahrungsmittel mit wahrhaft erquickender Beruhigung hin; ist doch ihre nährende und die Gesundheit fördernde Kraft durch den guten Klang des begleitenden Namens verbürgt. Wie sehr haben sich die Zeiten geändert! Wer hätte es noch vor wenigen Decennien für möglich gehalten, daß Coryphäen der Wissenschaft die öffentliche Ankündigung von Nahrungsmitteln des täglichen ordinären Lebens vertreten, ja, wir erinnern uns noch recht wohl der nicht zu lange vergangenen Zeit, da ein norddeutscher Geheimerath uns allen Ernstes versicherte, er müsse schlechterdings auf seine hohe Stellung in der Heimath verzichten, wenn er seinen Namen zur Empfehlung von Seife, Wein ꝛc. „mißbrauchen" ließe. Doch wir wollen uns diesmal nicht mit dem gewöhnlichen Plebejervolke der Nahrungsmittel befassen, sondern vielmehr einem vornehmen Adligen aus dieser Classe, der Auster, das Wort reden.

Als der wichtigste Vertreter der Weichthiere in Beziehung auf die Ernährung des Menschen ist offenbar die Auster, Ostrea edulis, zu betrachten; ihre Naturgeschichte ist daher auch mehr als von andern Gebilden dieser Classe Gegenstand der Untersuchung geworden. Wie man weiß, kommt die Auster, eine Art zweischaliger Muscheln, zumeist an den Küsten des nordwestlichen Europa, auch am Adriatischen Meere und dem Mittelmeer in nicht bedeutender Tiefe auf sogenannten Austerbänken in großer Menge vor. Ihre Fortpflanzungsfähigkeit, welche vom dritten Lebensjahre an beginnt, ist eine ungewöhnliche. Es hat sich nämlich als Thatsache herausgestellt, daß das einzelne Individuum jährlich im Juni über zwei Millionen Eier mit zarten Schalen erzeugt, welche nach drei bis vier Jahren eßbar werden. Ihre Nahrung besteht vorzugsweise aus zarten Wasserthieren. Schon den Griechen und Römern der Vorzeit

waren die Austern eine sehr geschätzte Speise, so daß auch damals schon der Fundort derselben keineswegs als gleichgiltig angesehen wurde. Plinius berichtet, daß die Römer, welche bekanntlich auf einer hohen Stufe culinarischer Entwicklung standen, die Austern sogar von England kommen ließen, ja die antiken Feinschmecker sollen am bloßen Geschmack den Ort, woher sie gekommen waren, erkannt haben. Die von Abydos und aus dem See Lucrinus galten als die schmackhaftesten.

Zur Beurtheilung des Nahrungswerthes der Austern müssen wir zunächst ihre chemische Zusammensetzung, soweit uns dieselbe durch verschiedene Untersuchungen bekannt geworden, in's Auge fassen. Nach Mulder enthalten die Austern einen Stoff, dessen Eigenschaften vollkommen übereinstimmen mit denen des Niederschlages, den man durch Essigsäure aus der alkalischen Lösung der eiweißartigen Körper erhält. Tausend Theile Austernfleisch enthalten nach Pasquier: organische Stoffe 107,6, anorganische Stoffe 18,4, Wasser 874,0. Der hohe Wassergehalt, nahezu 88 Procent, zeigt schon von vornherein, daß die Bedeutung der Auster als Nahrungsmittel nur von secundärer Natur sein könne, indem 100 Pfunde Austernfleisch hiernach nur ungefähr 12 Pfunde feste Bestandtheile liefern. Bekanntlich haben die Chemiker festgestellt, daß für die nothwendige Ernährung eines Menschen mittlerer Statur täglich 315 Gramme d. i. 21 Loth stickstoffhaltiger Substanzen erforderlich sind. Wollte man nun diesen Nahrungswerth ohne Fleisch, Brot u. s. w. nur durch Austern erzielen, so müßten ungefähr 16 bis 18 Dutzend Austern verzehrt werden. Man erkennt hieraus, daß alle erfolgreichen Bemühungen der Neuzeit für die Fütterung und künstliche Vermehrung dieser kostbaren Mollusken in Beziehung auf allgemeine nationale Ernährung nur von geringer Bedeutung sind. Dieser beschränkte Nahrungswerth ist nach unserm Dafürhalten für die arme Auster ein beklagenswerthes Mißgeschick, da hiermit ihre Consumtion in so außergewöhnlichen Dimensionen, d. h. ihre Verfolgung durch menschliche Gourmandise nahe zusammenhängt. Wäre sie von höherm Nahrungswerthe und daher von minder leichter Verdaulichkeit, so dürften wohl weit mehr dieser armen Geschöpfe eines natürlichen Todes sterben oder ein glückliches Greisenalter erreichen, als dies jetzt in der Regel der Fall ist. Bei größerm Nahrungswerthe hätte es der wegen seines überraschenden Appetits berühmte Kaiser Vitellius, wenn er gleich Beherrscher der Welt war, kaum vermocht, bei jeder seiner vier Mahlzeiten des Tages hundert Dutzend Austern zu verzehren. Wir wollen indeß diese dem Kaiser Vitellius zugeschriebene, um mit Shakspeare zu reden, „unbillige" Menge Austern als Fabel oder jedenfalls als etwas übertrieben ansehen, hätte er ja doch in seinen vierhundert Dutzend Austern allein schon das tägliche Kostmaß an stickstoffhaltigen Nahrungsmitteln ungefähr um das fünfundzwanzigfache überschritten, indem vierhundert Dutzend Austern im Nahrungswerthe ein Aequivalent für beiläufig zwölf Pfund Rindfleisch darstellen.

Wie in allen Gebilden des Meeres, mögen sie nun dem Pflanzen- oder Thierreiche angehören, hat man auch in den Austern Spuren von Jod nachgewiesen. Das Jod kömmt nicht nur in dem Fleische der Austern, sondern sogar in den Austernschalen vor. In der Sammlung meines Universitätslaboratoriums befindet sich ein großes Glas mit der Aufschrift „Frischgebrannter Kalk aus Austernschalen," welches noch von der Universität Landshut herrührt. Der Himmel weiß, welcher Lucullus in die anspruchslose Musenstadt vor so viel Jahren eine derartige Menge von Austern verschrieben hat, wenn wir nicht gar annehmen wollen, daß das erwähnte Glas mit „frischgebranntem Kalk" schon den Umzug von Ingolstadt, (gegründet 1472) nach Landshut (1799), mitgemacht habe. Dieser Austernkalk ist nun, nachdem er so lange geruht, in neuester Zeit untersucht worden und hat denn in der That auf das Unzweifelhafteste sich als jodhaltig erwiesen.

Dem tyrannischen König Ludwig XI. verdankt Frankreich bekanntlich die wohlthätige Einrichtung der Post; etwas Aehnliches haben, wie man sich erzählt, die Austern, diese so harmlosen Thiere, in Deutschland bewirkt. Sie sind nämlich gewissermaßen Anlaß zur ersten Einrichtung der Schnellpost geworden, indem ein norddeutscher Hof, um die Austern nur ja recht frisch auf die Tafel zu erhalten, Eilposten nach Hamburg anlegen ließ — eine verbesserte Beförderungsart, welche natürlich auch dem allgemeinen Ver-

kehre zum Vortheil gereichte. Kleine Ursachen, große Wirkungen! Eine träge, kaum selbständiger Bewegung fähige Muschel beschleunigt den Transport und wird so ein Hebel der Industrie und des Handels.

Alexander Volta.



Bedeutende Menschen lassen schon frühzeitig ungewöhnliche Anlagen erkennen. Alexander Volta, der zu Como im Mailändischen am 18. Februar 1745 geboren wurde, bewährte das schon bei seinen ersten Studien, die er unter Aufsicht des Vaters in der Schule seiner Geburtsstadt machte. Seine Eltern waren Philippe Volta und Magdalene de Conti Inzaghi. Glückliche Anlagen, ausdauernder Fleiß und strenge Ordnungsliebe ließen ihn bald seine Mitschüler überflügeln.

Schon in seinem achtzehnten Jahre stand der fleißige Schüler mit Rollet über die feinsten physikalischen Fragen in Briefwechsel; in seinem neunzehnten Jahre verfertigte er ein nicht weiter bekannt gewordenes lateinisches Gedicht, in welchem er die, von den berühmtesten Naturforschern seiner Zeit gemachten Entdeckungen beschrieb. Man soll damals auf sein poetisches Talent großen Werth gelegt haben, doch finden sich, mit Ausnahme weniger Verse, welche Saussure's Besteigung des Montblanc feiern, in der langen Lebensbahn des berühmten Physikers nur Untersuchungen, welche der Erforschung der Natur gewidmet sind.

Volta hatte die Kühnheit, sich in seiner ersten Abhandlung, in einem Alter von vierundzwanzig Jahren, auf die so schwierige Frage über die Verstärkung der Elektricität in der Leydener Flasche einzulassen. Die Leydener Flasche wurde 1746 erfunden. Das Wunderbare ihrer Wirkungen erregte allgemeines Aufsehen, das noch gesteigert wurde durch die kindische Uebertreibung Musschenbroek's, durch den unerklärlichen Schreck, welchen dieser Physiker bei dem Schlag einer schwach geladenen Flasche empfand. „Um das schönste Königreich der Welt," rief er aus, „würde ich mich keinem zweiten solchen Schlag aussetzen." Franklin hat die Aufgabe gelöst, die Theorie über die Verstärkungsflasche festzustellen, und Volta's Abhandlung hat nur wenig zu der Arbeit des amerikanischen Philosophen hinzugefügt.

Die zweite Abhandlung des Physikers von Como erschien 1771; in ihr findet sich fast keine, einem Systeme entlehnte Vorstellung mehr vor. Die Beobachtung wird die einzige Führerin des Verfassers, diesseits der Alpen wurden die beiden ersten Abhandlungen Volta's kaum gelesen; in Italien dagegen erregten sie ungeheures Aufsehen. Die Regierung selbst beeilte sich, den jungen Forscher zu ermuthigen; sie ernannte ihn zum Lehrer an der königlichen Schule zu Como, und bald darauf zum Professor der Physik. Keine Entdeckung des Professors von Como ist ein Geschenk des Zufalls gewesen. Alle Instrumente, womit er die Wissenschaft bereichert hat, waren im Princip in seinem Geiste vollendet, bevor ein Künstler an ihrer materiellen Ausführung arbeitete. In den Jahren 1776 und 1777 beschäftigte sich Volta mit Arbeiten über rein chemische Gegenstände, doch sehr bald brachte er dieselben in Verbindung mit seinem Lieblingsstudium der Elektricität.

Es ist nichts Ungewöhnliches, daß ein unerwartet auftretendes Grundphänomen, meistens das Kind eines glücklichen Zufalls, durch die Kraft des Geistes fruchtbar gemacht, die Quelle einer wissenschaftlichen Umwälzung wird.

Man kann in der That beweisen, daß die unsterbliche Entdeckung der Volta'schen Säule sich auf die unmittelbarste Weise an einen leichten Katarrh anknüpft, von dem eine Dame in Bologna 1790 befallen wurde, und an die Froschsuppe, welche der Arzt verordnet hatte.

Einige, durch die Köchin der Frau Galvani schon abgehäutete Frösche lagen auf einem Tische, als zufällig der Conductor einer entfernt stehenden Elektrisirmaschine entladen wurde. Obwohl die Muskeln von den Funken nicht getroffen wurden, zeigten sie doch in dem Augenblick des Ueberspring-

gens lebhafte Zuckungen. Bei der Wiederholung gelang der Versuch gleich gut mit jeder Art von Thieren, mit künstlicher und natürlicher Elektricität, sowohl mit positiver als mit negativer.

Diese Erscheinung war so einfach, daß sie kaum die Aufmerksamkeit eines geschickten Physikers erregt haben würde, die außerordentliche Empfindlichkeit des Frosches, als eines Elektroskops, würde allerdings aufgefallen sein, aber damit hätte es ohne Zweifel auch sein Bewenden gehabt. In diesem Falle wirkte ausnahmsweise der Mangel an Kenntnissen vortheilhaft. Galvani, ein sehr gelehrter Anatom, war in die Lehre von der Elektricität wenig eingeweiht, die beobachteten Muskelbewegungen schienen ihm unerklärlich; er glaubte sich in eine neue Welt versetzt, und bemühte sich, seine Versuche auf tausend Weisen abzuändern, wobei er allerdings seltsame Thatsachen entdeckte, daß nämlich die Glieder eines selbst schon vor einiger Zeit enthaupteten Frosches heftige Zuckungen erleiden, ohne Dazwischenkunft irgend einer äußern Elektricität, wenn man eine Metallplatte oder noch besser zwei Platten von verschiedenen Metallen zwischen Muskel und Nerv einschaltet. Jetzt schien das Erstaunen des Professors in Bologna vollkommen gerechtfertigt, und ganz Europa theilte es mit ihm. Man schmeichelte sich, das physische Agens gefunden zu haben, welches die äußern Eindrücke den Empfindungswerkzeugen zuführt, wodurch bei den Thieren die meisten Organe unter den Befehl ihrer Seele gestellt werden, und welches die Bewegungen der Arme, der Beine, des Kopfes veranlaßt, sobald der Wille sich ausgesprochen hat. Aber diese Träumereien waren nicht von langer Dauer; vor Volta's strengen Versuchen zerschmolz der ganze schöne Roman. Der scharfsinnige Physiker wies nach, daß zwei einander nicht gleiche Substanzen, welches immer ihre Natur sei, durch die bloße Berührung eine Entwicklung von Elektricität veranlassen.

Volta hatte dadurch die thierische Elektricität tödtlich getroffen. Die Erzeugung der Elektricität durch den bloßen Contact ungleicher Metalle war eingereiht unter die wichtigsten und best begründeten physikalischen Thatsachen. Es bedurfte nun der Entdeckung einfacher Mittel, um diese Art der Elektricität zu verstärken. Solche Mittel sind heutzutage in den Händen aller Physiker, man verdankt auch diese dem Scharfsinne Volta's.

Im Anfange des Jahres 1800 kam der berühmte Professor, von gewissen theoretischen Betrachtungen geleitet, auf den Gedanken, eine lange Säule zu bilden, indem er abwechselnd eine Scheibe Kupfer, eine Scheibe Zink und eine Scheibe nasses Tuch auf einander legte, und mit Sorgfalt diese Aufeinanderfolge beobachtete. Diese anscheinend träge Masse, diese wunderliche Zusammensetzung, diese Säule von so vielen Paaren ungleicher durch etwas Flüssigkeit getrennter Metalle, dürfte durch ihre auffallenden Wirkungen wohl als das wunderbarste Instrument betrachtet werden, welches die Menschen jemals erfunden haben, selbst das Fernrohr und die Dampfmaschine nicht ausgenommen.

Aus dieser Beschreibung der Säule ergibt sich, daß ihre beiden Enden nothwendig verschieden sind, daß, wenn Zink unten liegt, Kupfer die Spitze schließt, und umgekehrt. Diese beiden Enden heißen Pole.

Sind nun zwei Metalldrähte an den beiden entgegengesetzten Polen einer Volta'schen Säule befestigt, so empfindet Jemand, der nur einen der beiden Drähte berührt, Nichts. Im Augenblick dagegen, wo er beide berührt, erhält er eine heftige Erschütterung. Man sieht, dies ist die Erscheinung der berühmten Leydener Flasche, welche 1746 in so hohem Grade die Bewunderung Europa's erregt hatte. Aber die Flasche diente nur einmal. Nach jeder Erschütterung mußte sie von Neuem geladen werden, bevor der Versuch wiederholt werden konnte. Die Säule dagegen liefert an tausend Erschütterungen nach einander.

Der Sinn des Gesichts entgeht den Wirkungen dieses proteusartigen Instrumentes nicht. Hier tritt die Erscheinung noch viel merkwürdiger auf, weil die Lichterscheinung eintritt, ohne daß es nöthig ist, das Auge zu berühren. Man lege das Ende des einen Poldrahtes auf die Stirn, auf die Wangen, auf die Nase, auf das Kinn und selbst auf den Hals, so wird der Beobachter in dem Augenblicke, wo er mit der Hand den andern Poldraht erfaßt, bei geschlossenen Augen einen Lichtblitz wahrnehmen, dessen Lebhaftigkeit und Gestalt sich ändert, je nach dem Theile des Gesichts, welchen das elek-

trische Fluidum getroffen hat. Ein ähnliches Verfahren erzeugt in den Ohren eigenthümliche Töne oder vielmehr Geräusche.

Aber nicht bloß auf die wohl erhaltenen Organe wirkt die Säule, sie scheint selbst diejenigen wieder zu beleben, in denen man das Leben schon für erloschen halten muß. Denn unter der vereinigten Wirkung beider Drähte erlitten die Kopfmuskeln eines Hingerichteten so entsetzliche krampfhafte Zusammenziehungen, daß die Umstehenden vor Schrecken die Flucht ergriffen. Unter ihrer vereinigten Wirkung erhob sich zum Theil der Rumpf des Leichnams, bewegten sich die Hände heftig, schlugen auf die benachbarten Gegenstände und erhoben Gewichte von einigen Pfunden. Die Brustmuskeln ahmten die Respirationsbewegungen nach, kurz alle Vorgänge des Lebens wurden wieder so genau ausgeführt, daß man fragen mußte, ob nicht der Experimentator eine Schuld auf sich lübe, ob er nicht durch grausame Leiden die Strafe erhöhte, welche das Gesetz dem Missethäter, den es erreichte, auferlegt hatte.

Die erstaunlichen Wirkungen, welche die Physiker durch die Volta'sche Säule erhalten, sind zweifelsohne zum Theil eine Folge der merklichen Verbesserungen in der Construction dieser Apparate; den Hauptgrund aber hat man in den außerordentlich großen Dimensionen, die man ihnen gegeben hat, zu suchen. Die metallischen Paare in den ersten Säulen Volta's waren nicht größer als ein Fünffrankenstück, in der Säule des Herrn Children besaß jedes Element eine Oberfläche von zweiunddreißig Quadratfuß englisch. Nach einigen Biographen soll der Geist Volta's durch lange Arbeiten, besonders durch die Erfindung der Säule, erschöpft und für jede neue Production untauglich geworden sein. Die Säule datirt vom Jahre 1800, und zwei scharfsinnige Abhandlungen, die eine über den Hagel, die andere über die Periodicität der Gewitter und über die Kälte, welche letztere begleitet, wurden erst sechzehn bis siebzehn Jahre später veröffentlicht.

Die mühevollen Amtsgeschäfte, mit denen Volta fast beim Austritt aus den Kinderjahren überhäuft wurde, fesselten ihn an seine Geburtsstadt fast bis zum Jahre 1777. In diesem Jahre verließ er zum ersten Male die malerischen Ufer des Comer Sees und durchwanderte die Schweiz. Seine Abwesenheit dauerte nur wenige Wochen und ist durch keine wichtige Untersuchung bemerkenswerth. In Bern besuchte Volta den berühmten Haller, welchen ein übermäßiger Genuß von Opium dem Grabe zuführte. Von da begab er sich nach Ferney, wo jedes Verdienst einer wohlwollenden Aufnahme sicher war. In Genf schloß er enge Freundschaft mit dem berühmten Geschichtschreiber der Alpen, einem Manne, welcher durchaus befähigt war, Volta's Entdeckungen zu würdigen.

Es war ein großes Jahrhundert, in welchem ein Reisender an einem und demselben Tage, ohne den Jura aus den Augen zu verlieren, seine Huldigung einem Saussure, Haller, Rousseau und Voltaire darbringen konnte. Volta kehrte über Aiguebelle nach Italien zurück, und brachte seinen Mitbürgern die kostbare Knolle mit, deren Anbau, bei gehöriger Aufmunterung, jede wirkliche Hungersnoth fast unmöglich macht. In der Lombardei, wo fürchterliche Stürme in wenigen Minuten die über weite Ebenen verbreiteten Halmfrüchte vernichten, war ein Nahrungsmittel, welches im Schoß der Erde, gegen Hagelschlag geschützt, keimt, wächst und reift, ein ganz besonders werthvolles Geschenk für die Bevölkerung. Der Generalgouverneur der Lombardei, Graf Firmian, war ein Freund der Wissenschaften: der Universität zu Pavia ließ er ununterbrochen seine Fürsorge zu Theil werden. Er gründete daselbst einen Lehrstuhl für Physik, und 1779 wurde Volta auf denselben berufen. Dort drängten sich während einer langen Reihe von Jahren eine Menge junger Leute aus allen Ländern zu den Vorlesungen des berühmten Professors. Die Sprache Volta's war klar, ungekünstelt, oft kalt, aber immer ein Ausdruck von Bescheidenheit und feiner Sitte, Eigenschaften, welche, gepaart mit einem Verdienst ersten Ranges, überall die Jugend hinreißen. In Italien, wo die Einbildungskraft sich so leicht erhitzt, hatten diese Vorträge einen wahren Enthusiasmus erregt. Das Sprichwort der Italiener, „far niente,“ ist bezüglich der Leibesübungen in buchstäblichem Sinne wahr, auch Volta's Ausflüge haben sich in Italien nie weiter als bis Neapel und Rom erstreckt. Freilich überstieg er 1780 die Apenninen, aber nur in der Absicht, auf diesem Wege in den

Feuern von Pietramala die Gelegenheit zu erhalten, seine Ansichten über den Ursprung der natürlichen, entzündlichen Gase einer entscheidenden Prüfung zu unterwerfen. Wenn er im Jahre 1782 in Begleitung des berühmten Fearpa die Hauptstädte von Deutschland, Holland, England und Frankreich besuchte, so geschah es in der Absicht, Bekanntschaft mit Lichtenberg, Priestlay, Laplace, Lavoisier anzuknüpfen, und das physikalische Cabinet in Pavia mit gewissen, für weitere Forschung und Erklärung brauchbaren Instrumenten zu bereichern, von welchen auch die best ausgeführten Beschreibungen und Zeichnungen nur eine unvollständige Vorstellung geben können.

Zufolge einer Einladung des Generals Bonaparte kam Volta im Jahre 1801 nach Paris. Er wiederholte daselbst vor einer zahlreichen Commission des Instituts seine Versuche über die Elektricität durch Berührung. Der erste Consul wohnte persönlich der Sitzung bei, in welcher die Commission ausführlich über diese Erscheinung berichtete. Ihr Gutachten war kaum vorgelesen, als er darauf antrug, Volta eine goldene Denkmünze, als Ausdruck der Anerkennung der französischen Gelehrten zu votiren. Das Herkommen, ja noch mehr die Geschäftsordnung der Akademie erlaubten nicht wohl, dieser Aufforderung Folge zu leisten; aber diese Geschäftsordnungen sind nur für die gewöhnlichen Umstände berechnet, und der Professor von Pavia hatte sich jenseits der gewöhnlichen Grenzen gestellt. Man bewilligte daher die Denkmünze unter allgemeinem Beifall; und wie Bonaparte nichts



Alexander Volta.

halb that, so erhielt der gelehrte Reisende an demselben Tage aus der Staatskasse die Summe von zweitausend Reichsthalern als Reiseentschädigung. Die Stiftung eines Preises von sechzigtausend Franken als Belohnung für Denjenigen, welcher in der Lehre von der Elektricität oder dem Magnetismus einen gleichen Fortschritt, wie Franklin und Volta, bewirken würde, ist ein nicht minder charakteristisches Zeichen für den Enthusiasmus, welcher den großen Feldherrn ergriff. Dieser Eindruck auf Napoleon war dauernd; der Professor von Pavia war für ihn der Typus des Genies. Auch sah man denselben schnell hinter einander mit den Kreuzen der Ehrenlegion und der eisernen Krone geschmückt, zum Mitgliede der italienischen Consulta ernannt und zur Würde eines Grafen und Senators des lombardischen Königreiches erhoben. Wenn das italienische Institut im Palast vorgestellt wurde, und Volta sich zufällig nicht in den ersten Reihen befand, zeigten die hastigen Fragen: Wo ist Volta? Ist er krank? Warum ist er nicht gekommen? nur allzu deutlich, daß die übrigen Mitglieder, bei all' ihrem Wissen, doch in den Augen des Herrschers nur einfache Satelliten des Erfinders der Säule waren. „Ich kann dem Rücktritte Volta's meine Genehmigung nicht ertheilen," sagte Napoleon 1804. „Wenn seine Amtsgeschäfte als Professor ihn angreifen, so mag er sie verringern. Er mag nach seinem Gefallen nur eine Vorlesung im Jahre halten. Die Universität zu Pavia würde an dem Tage, wo ich das Verschwinden des berühmten Namens aus der Liste ihrer Mitglieder genehmigte, einen tödtlichen Streich empfangen. Auch muß," fügte er hinzu, „ein guter General auf dem Felde der Ehre sterben." Der gute General fand dies Argument unumstößlich, und die italienische Jugend, deren Abgott er war, konnte noch einige Jahre seine vortrefflichen Vorlesungen hören und bewundern.

Während seiner parlamentarischen Laufbahn hat Newton, der Sage nach, bloß ein einziges Mal das Wort genommen und zwar nur, um den Thürsteher im Hause der Gemeinen zum Schließen eines Fensters aufzufordern, dessen Zug dem Redner auf der Tribüne einen Schnupfen zuziehen könnte. Wenn die Thürsteher während der Zusammenkunft der italienischen Consulta in Lyon, oder im Senate zu Mailand weniger sorgfältig gewesen wären, so hätte vielleicht Volta, aus Herzensgüte, wenn auch nur für einen Augenblick, seine außerordentliche Zurückhaltung überwunden; aber eine solche Gelegenheit fehlte, und der berühmte Physiker muß daher unvermeidlich jenen Persönlichkeiten zugezählt werden, welche aus Schüchternheit oder aus Gleichgiltigkeit den aufgeregtesten Volksversammlungen im Verlaufe langdauernder Umwälzungen beiwohnen, ohne eine Meinung zu äußern, ohne nur ein Wort vorzubringen. Selbst in vertraulichen Kreisen hatte Volta einen lebhaften Widerwillen gegen jede Unterhaltung über politische Vorgänge.

Volta hatte sich im Jahre 1794 mit Therese Peregrini verheirathet. Aus dieser Ehe stammten drei Söhne; zwei überlebten den Vater, während der dritte im Alter von achtzehn Jahren starb, grade als er zu den schönsten Hoffnungen berechtigte. Dieses Unglück ist das einzige, welches unsern Naturforscher, nach seinem eigenen Geständniß, während seines ganzen Lebens traf. So wie er jedes fremde Verdienst ehrte und achtete, so hat auch er weder gegen Neid noch Eifersucht zu kämpfen gehabt, nie haben von Roveredo bis Messina die Gebildeten den Physiker in Pavia anders genannt als nostro Volta, ein Wort, das ganz besonders dem Ohr eines Bürgers angenehm klingt.

Außer den Würden, womit Napoleon ihn bekleidete, hatten alle großen Akademien Europa's ihn zu ihrem Mitgliede ernannt, doch niemals riefen so viele Ehren in der Seele Volta's eine Regung von Stolz hervor. Die kleine Stadt Como blieb stets sein Lieblingsaufenthalt. Wiederholte lockende Anträge Rußlands hatten ihn nicht bestimmen können, den heitern mailändischen Himmel mit den dichten Nebeln der Neva zu vertauschen.

Ein rascher und durchdringender Verstand, große und treffende Ideen, ein einnehmender und aufrichtiger Charakter: dies waren die vorherrschenden Eigenschaften des berühmten Mannes. Ehrgeiz, Habgier, Eifersucht haben ihn bei keiner seiner Handlungen geleitet. Bei ihm blieb die Liebe zur Wissenschaft, diese einzige Leidenschaft, welche ihn beherrschte, rein von aller weltlichen Beimischung. Volta hatte einen ho-

hen Wuchs, edle und regelmäßige Züge, wie die Naturen des Alterthums; eine hohe Stirn, welche angestrengtes Nachdenken tief gefurcht hatte, und einen Blick, in welchem sich gleichmäßig Ruhe der Seele und Schärfe des Verstandes abspiegelten. Sein Benehmen behielt immer einige Spuren von bäuerischen Gewohnheiten, die er in seiner Jugend angenommen hatte. Viele Personen erinnern sich, gesehen zu haben, wie Volta in Paris täglich in die Bäckerläden ging und dann, auf der Straße wandelnd, das gekaufte Schwarzbrod verzehrte, ohne daran zu denken, daß Jemand darüber eine Bemerkung machen könnte.

Als Volta 1819 für immer das Amt verließ, womit er an der Universität des Tessin bekleidet war, zog er sich nach Como zurück. Von dieser Zeit an hörten alle Beziehungen zu der wissenschaftlichen Welt auf. Kaum empfing er einige der zahlreichen Reisenden, welche ihm ihre Huldigung darzubringen wünschten. Im Jahre 1823 brachte ein leichter Schlaganfall bedenkliche Zufälle hervor, die jedoch schneller ärztlicher Hilfe wichen. Vier Jahre später, im März 1827, verfiel der ehrwürdige Greis in ein Fieber, das in wenigen Tagen den Rest seiner Lebenskräfte verzehrte. Er starb den 5. März, ohne Kampf, im Alter von zweiundachtzig Jahren und fünfzehn Tagen. Como feierte Volta's Leichenbegängniß mit großem Gepränge. Die Professoren und Zöglinge des Lyceums, die Freunde der Wissenschaften, alle gebildeten Bewohner der Stadt und der Umgegend beeiferten sich, die sterblichen Ueberreste des berühmten Gelehrten, des ehrwürdigen Familienvaters, des wohlthätigen Bürgers, zur letzten Ruhestätte zu begleiten, das schöne Monument, welches sie seinem Andenken errichteten, nahe dem malerischen Dorfe Camnago, woher Volta's Familie stammte, steht da als ein laut redendes Zeugniß der Aufrichtigkeit ihres Schmerzes. Ganz Italien nahm an der Trauer der Mailänder Theil. Diesseits der Alpen war der Eindruck seiner Todesnachricht viel weniger lebhaft. In den letzten sechs Jahren lebte Volta nur in seiner Familie. Sein lebhafter Verstand war fast ganz geschwunden, selbst die Worte Elektrophor, Condensator, ja selbst elektrische Säule, hatten nicht mehr das Vorrecht, sein Herz lebhafter schlagen zu lassen, aber ihm war beschieden, was nur Wenigen zu Theil wird, die Früchte seiner Bemühungen schon hienieden zu ernten.

Literarisches.

Die Kunstindustrie der Gegenwart. Studien auf der Pariser Weltausstellung, von Jakob Falke. Leipzig, Quandt & Händel.

Die Weltausstellungen haben bedeutende Fortschritte in das Industrieleben hineingebracht. Es erweckt die Talente und bildet den Geschmack, das Schönste und Beste aus aller Herren Länder auf einem Punkte vereinigt zu sehen. Die letzte Pariser Ausstellung hat ganze Karawanen Industrieller nach Paris gelockt; es verbanden sich Vereine und Genossenschaften und sandten ihre Abgeordneten nach der Wunderstadt, um sich so mit dem Wissenswürdigsten des Ausgestellten bekannt zu machen und es für eigene Zwecke nützlich zu verwerthen.

Die Folgen eines solchen gemeinnützigen Strebens werden nicht ausbleiben. Es bringt die fremden Elemente in Berührung, Völker nähern sich in ihren Kunst- und Industrievertretern. Es entsteht ein allgemeiner Verkehr, ein gegenseitiger Wissens- und Geschicklichkeitsaustausch, und in jedes Einzelnen Brust kommt der Ehrgeiz zum Vorschein: es den Besseren nachzumachen.

Es ist kaum möglich, alle zur Schau ausgestellten Gegenstände mit gleichem Interesse zu betrachten. Der Liebhaber sucht sich das Seinige heraus, der Professionist, der Industrielle das Inseinfachschlagende. Und er hat wahrlich mit der Bewältigung der seinem Geschäfte verwandten Stoffe zu thun.

Eine Eigenthümlichkeit des Parisers ist seine Blumenliebe. Er pflegt sie, umgibt sich damit und weiß ihnen in den engsten Straßen, auf Terrassen und Balconen eine Stätte zu bereiten und sich selbst in dem bischen Luft, das ihm dort vergönnt ist, eine Blumenlaube oder gar ein freilich allzu bescheidenes Surrogat eines Blumengartens zu verschaffen. Die Geschicklichkeit, jede Tafel, jede Auslage bis auf den Fleischerladen mit Blumen zu verzieren, der Geschmack und die Gewandtheit im Kränzebinden, im Zusammensetzen von Bouquets, Blumenaufsätzen und dergleichen mehr, ist bewunderswerth, und Niemand, der Paris besucht, sollte sich das Vergnügen versagen, die Blumenmärkte zu besehen. Noch merkwürdiger ist die Fabrikation künstlicher Blumen. In der treuen Wiedergabe der Kinder des Gartens offenbart sich

ein so liebenswürdiger, hingebender Natursinn; sie sind wahre Kunstgebilde und obwohl sie nur, fast schnell vergänglich wie ihre Originale, einer kurzen Eitelkeit dienen und oft der Rausch einer Nacht schon ihre Frische zerstört — man sieht ihnen an, daß sie Nichts bedürfen, um natürlich zu sein, als den lebendigen Saft in ihrem Innern, denn auch der Duft kann ihnen ja gegeben werden.

Auf eine Fehlerhaftigkeit in der Stickerei macht Falke unsere Damen aufmerksam. Er sagt, wenn wir einen Lampenteller zu besticken haben, so geben wir das Hauptornament eben dahin, wo es von der Lampe bedeckt werden muß, in die Mitte, und wir machen uns also vergebene Liebesmühe; wir setzen selbst auf Fußkissen die reichsten, sogar figurlichen Arbeiten dorthin, wo sie unser Fuß betritt, statt den Rand, den der Fuß nicht berührt, damit zu zieren. Die indische Dame faßt den Rand ihres Schleiers mit breiter Borde ein, die nicht schön und reich genug sein kann, aber die Fläche des klaren, durchsichtigen Stoffes, die das Gesicht bedecken soll, läßt sie unverziert, sich auf das Feuer ihrer Augen verlassend; die Europäerin aber bedeckt den Schleier mit Tupfen und Mouchen, die keine andere Wirkung haben, als daß sie wie Flecken auf dem Gesichte erscheinen.

Die Materialien der indischen Stickereien sind Seide, Gold- und Silberfäden, die vorzugsweise auf durchsichtigem, musselinartigem Stoffe verwendet werden; die Ausführung, leichter, flockiger bei den Schleiern, ist mitunter von höchster Vollendung. Man findet vorzugsweise schwarze Gazeschleier mit Gold- oder Silberstickerei, oder es ist auch die gleiche Farbe von Seide auf den Musselingrund gestickt, z. B. Weiß auf Weiß, Blau auf Blau. Die Inder wissen durch allerlei Zuthaten die Wirkung reizend zu erhöhen. So nehmen sie die Flügeldecken grüngoldig- oder violetschillernder Käfer, fassen sie in Gold und befestigen sie in Gestalt von Sternen, Blumen oder Vögeln, die sie aus ihnen zusammenstellen, auf dem gewebten Stoffe. Ein solcher Schleier macht einen prächtigen Eindruck und wäre sein Muster unseren Schönen sehr zu empfehlen. Ueberhaupt können wir uns in geschmackvollen Verzierungen und farbigen Arrangements die Orientalen vielfach als Vorbild nehmen.

Eine Verirrung des Geschmacks sind auch die am untersten Saume der Damenunterröcke und Kleider angebrachten Stickereien. Es heißt dies, das Schöne in unmittelbare Nähe des aufgewirbelten Staubes, wenn nicht des — Schmutzes bringen. Die Orientalinnen sind frei von dieser Geschmacklosigkeit. Heißen wir darum die Ausstellungen, die Gelegenheit in Menge bieten, den Geschmack zu bilden und das Talent zu vergrößern, als ein Institut des Fortschritts willkommen. — Begrüßen wir mit Hoffnungen die demnächstige Ausstellung weiblicher Arbeiten, die eine große Rührigkeit unter den talentvollen Schönen hervorbringen, ihren Ehrgeiz erwecken und sie aufmuntern wird zum Schaffen, dem reinen Kunstgeschmack immer näher kommender Gegenstände.

Diese in Berlin am 1. October 1868 stattfindende Ausstellung weiblicher Arbeiten dürfte auch in der Stickerei manches Neue bringen. Eine Reform, eine Geschmacksveränderung thäte ihr Noth. Da ich grade eine Ausstellung weiblicher Erzeugnisse erwähne, so sei es mir gestattet, hierüber einige Worte zu sagen. Dieselbe verfolgt den löblichen Zweck, die Frauenarbeit auf eine höhere Stufe zu bringen und durch Ausstellen ihres Besten anregend auf solche Frauen zu wirken, die noch immer in dem Manne die Stütze ihres Daseins, ihren Lenker und Leiter sehen. Die Frauen sollen sich durch Erlernung eines selbständigen Berufs von der Männerhilfe emancipiren. Sie sollen sich frei, unabhängig machen, damit, wenn sie in traurige Lagen kommen, wo sie hilflos und verlassen dastehen, sie sich selbst zu helfen und zu ernähren wissen. In den Ausstellungen sollen ihre Producte auf den „großen Markt“ gebracht werden — sind diese talentvoll und mit Genie verfertigt, werden sie mit goldenen und silbernen — je nach der Leistung — Medaillen anerkannt. Die Kronprinzessin von Preußen hat sich die Verleihung der goldenen Medaillen besonders vorbehalten und dürfte durch derartige ehrende Auszeichnungen immerhin ein gut Stück Selbstgefühl und Stolz unter die Frauen kommen. Die Ausstellung ist hervorgerufen von dem „Verein zur Förderung der Erwerbsfähigkeit des weiblichen Geschlechts“ in Berlin, von demselben Verein, der es sich zur Aufgabe gemacht, passende Wirksamkeit solchen Frauen nachzuweisen, die Talent und Geschick zeigen. Er bildet zur Thätigkeit befähigte Frauen und Mädchen aus, und bringt diejenigen wieder in Engagement oder verschafft ihnen Absatzquellen, welche sein Vertrauen genießen. Er hat ein besonderes Arbeitsnachweisungsbureau und ein Wohnungsnachweisungscomptoir. Wer z. B. fremd und unbekannt nach Berlin kommt, darf sich an den Verein wegen Logis und Beköstigung wenden. Außerdem hat der Verein einen Bazar, Victoria-Bazar genannt, eröffnet, der immerwährend weibliche Producte zur Ansicht und zum Verkaufe vorräthig hat. An der Ausstellung können sich die Frauen aller Nationen betheiligen, nur muß die Einsenderin beim Vorstande speciell darum anfragen und zwar bis 1. Juli, damit für ihre Gegenstände der nöthige Raum belassen werde. Der letzte Einsendungstermin ist der 15. September 1868. Die Secretärin des Vereins, Fräulein Jenny Hirsch, ist gern bereit, Anfragenden jede beliebige Auskunft zu geben.



Neuestes aus der Ferne.

Porto Alegre.

Unter den Gebieten, die man zur Auswanderung empfiehlt, ist das südliche Brasilien an einer der ersten Stellen mit zu nennen. Der Boden ist reich, das Klima gut, die geographische Lage begünstigt Handel und Verkehr, und der jetzige Krieg mit Paraguay, der das Flußsystem des Silberstroms für die Schiffahrt sperrt, kann nur für einen vorübergehenden Nachtheil gelten. Von diesen Vortheilen angelockt, haben sich in Rio grande do Sul, der südlichsten Provinz Brasiliens, Tausende von Deutschen angesiedelt. Allein auf Porto Alegre, die Hauptstadt der Provinz, und die Nachbarschaft kommen vierzigtausend. Mit wenigen Ausnahmen befinden sich alle in guten Verhältnissen und manche sind zu einem bedeutenden Vermögen gelangt. Der blühende Stand der deutschen Colonie erklärt sich daraus, daß unter den Colonisten die ehrenhaften und vortrefflichen Eigenschaften des deutschen Volkscharakters vorwiegend vertreten sind. An deutschen Einrichtungen und Anstalten besitzt Porto Alegre nicht blos eine evangelische Kirche, die unter preußischer Verwaltung steht, drei Schulen, eine Zeitung, neben der in San Leopoldo eine zweite und in Porto Alegre selbst ein illustrirtes Witzblatt entstanden sind, und sechs Vereine, die zum Theil wohlthätigen und gemeinnützigen, zum Theil nur geselligen Zwecken dienen. Die steigende Bedeutung der Provinz sichert der Hauptstadt eine glänzende Zukunft. Die Verbindung mit dem Meere vermittelt der Lagoa dos Patos oder Entensee, einer der größten Binnenseen der Welt. Die Stadt Rio grande liegt dem Meere allerdings näher, als Porto Alegre, aber ihr Hafen ist wegen einer Barre nur für kleinere Schiffe zugänglich. Darum ist Rio grande ein ärmlicher Ort mit niedrigen und schlecht gehaltenen Häusern geblieben, während die größere Bedeutung Porto Alegre's sich schon durch sein stattliches Aeußere kundgibt. Rio grande liegt in einer Wüste, Porto Alegre thront einem König gleich auf einer Anhöhe und beherrscht weit in das Land hinein die malerischen Thäler von vier Flüssen. Alle vier sind schiffbar und bilden natürliche Wasserstraßen tief in's Innere, so daß Porto Alegre zum Centralpunkt für den Handel und die Industrie von ganz Südbrasilien und Uruguay geworden ist. In dem jetzt schon ziemlich bedeutenden Hafen verkehren Schiffe aller Nationen und führen die europäischen Waaren herbei, gegen die der Campeiro, dem die vier Flüsse zu Gebote stehen, seine Erzeugnisse austauscht. Die Verbindungen mit dem Innern noch mehr zu erleichtern, ist ein Ziel, das lebhaft in's Auge gefaßt wird. Die Telegraphenlinie zwischen Porto Alegre und Sta. Katharina wird jetzt bereits vollendet sein, eine Eisenbahn ist projectirt. In Angriff genommen wurde die Eisenbahn nach S. Leopoldo. Dieser Fortschritt ist für die deutschen Colonisten von besonderer Wichtigkeit, da auch in S. Leopoldo viele von ihnen wohnen. Jetzt führt der Weg zum Theil durch die sogenannte

Varizia des Crawattay, ein sumpfiges Tiefland mit niederm Buschwerk und vereinzelten Mangobäumen, das nur im Sommer trocken durchritten werden kann.

Die Zustände in Tunis.

Seit drei Jahren hat es in Tunis zur Winterszeit an Regen fast gänzlich gefehlt und die Folge davon ist die jetzt herrschende Hungersnoth, die vor zwei, in einigen Bezirken schon vor drei Jahren ihren Anfang genommen hat. In den ersten Monaten 1868 hatte sie bereits einen furchtbaren Grad erreicht und es waren damals von der Landbevölkerung, die in der vermeintlich reichen Hauptstadt Hilfe suchte, über zwölftausend Menschen am Hungertyphus gestorben. Aus dem Hungertyphus hat sich der epidemische Typhus entwickelt und fordert nun auch unter der städtischen Bevölkerung seine Opfer. Ende Februar starben an dieser Epidemie täglich hundertundfünfzig Städter und von den in Tunis lebenden Europäern hatten alle, die nur irgend konnten, die Flucht ergriffen. Die allgemeine Armuth, die der Hungersnoth ihren furchtbarsten Charakter verleiht, ist zu einem nicht kleinen Theil die Schuld der Regierung. Die träge Bevölkerung wird durch ein unsinniges Besteuerungsystem völlig entmuthigt. Abgesehen von den directen Steuern besteht ein Tabacksmonopol und es werden die höchsten Zölle erhoben. Ganz verderblich wirkt die Ausfuhrabgabe, die von allen Waaren im Betrage von fünfzig Procent des Bruttowerthes erhoben wird. Mohammed es Sadik Bey, der jetzige Herrscher, glaubte mit dieser Steuer bloß die auswärtigen Kaufleute, welche sie an ihn entrichten, zu treffen. In der Wirklichkeit traf er nur seine Unterthanen, welche zu Spottpreisen verkaufen, weil die jetzigen tunesischen Erzeugnisse lauter solche sind, die auch von andern Mittelmeerländern geliefert werden und auf dem europäischen Markte keine Abnehmer fänden, wenn der europäische Käufer dem einheimischen Verkäufer auch nur einen Theil jenes Ausfuhrzolles vergüten müßte. Das tunesische Olivenöl, das beste der Welt, mangelt seit längerer Zeit gänzlich, und den Datteln, Häuten, der Wolle, den Kameel- und Ziegenhaaren machen andere afrikanische Länder, Spanien und Süditalien, Concurrenz. Die Regierung hat von ihrem schlechten Steuersystem den größten Schaden selbst. Fast alle Waaren werden aus dem Lande geschmuggelt, namentlich über die algierische Landesgrenze. In Tunis, wo man früher die besten Datteln aß, bekommt man nur noch schlechte saftlose Früchte. Dem regierenden Fürsten sind alle Einnahmequellen versiegt. Die Truppen erhalten seit zwei Jahren keinen Sold mehr, der Hof lebt vom Credit.

Die Afrikareisenden.

Für Livingstone, den man fälschlich todt gesagt hatte, ist ein anderer Forscher in die lange Todtenliste der Afrikareisenden einzutragen. Theodor Kinzelbach ist zu Ende Januar dieses Jahres in der Somalistadt Jillaby gestorben. Er hatte früher Heuglin und Munzinger begleitet und sich namentlich durch Positions- und Höhenbestimmungen zwischen Massaua und Chartum Verdienste um die Erdkunde erworben. Vor seinem Tode hatte er in Barawa fast ein Jahr lang Vorbereitungen zu einer größeren Forschungsreise in's Innere getroffen. Was Livingstone betrifft, so wird man sich erinnern, daß Johannaleute, die ihn auf seiner Reise begleitet hatten, plötzlich nach Zanzibar zurückkehrten und dort erzählten, daß ihr Herr im September 1866 am südwestlichen Ufer des Nyassa hinterrücks erschlagen worden sei. Ihre Angaben wurden gleich anfangs mit Mißtrauen aufgenommen. Eine Bootfahrt, die Young, den Spuren Livingstone's folgend, auf dem Nyassa ausführte, bestätigte den Argwohn, den man gegen die Glaubwürdigkeit der Neger von der Insel Johanna gehegt hatte. Jetzt sind in Zanzibar Briefe eingetroffen, die Livingstone, der im September 1866 umgekommen sein sollte, zu Anfang des Jahres 1867 geschrieben hat. Ein Araber, Burduki, hat sie zu Mutucuta im Lande Muemba von Livingstone selbst in Empfang genommen und nach einem Jahre in Zanzibar abgegeben. Es ergibt sich aus diesen Nachrichten, daß Livingstone den südlichen Theil des Nyassasees umging und dann auf dessen westlichem Ufer gegen Norden ging. Bei Lobisa, einer gegenwärtig fast verödeten Stadt, kam er in Urwälder ohne Wild und hatte viel Mangel zu leiden. Erst am südlichen Ende des Tangangikasees fand er wieder Nahrung im Ueberfluß und erholte sich von seinen Entbehrungen.

Aus späteren zuverlässigen Nachrichten geht hervor, daß Livingstone, nachdem er in Mutucuta dem Araber Burduki die erwähnten Briefe übergeben, auch Udschidschi, das weiter oben am Tanganjika liegt und wo Vorräthe und Briefe schon lange auf ihn warteten, glücklich erreicht hat. Von dort wird er auf dem Wege, den Speke und Grant genommen haben, gegen Norden in's Quellengebiet des Nils vordringen.

Richard Brenner ist wieder in Zanzibar eingetroffen. Glücklich hat er die Gegenden erforschen können, in denen der Freiherr von der Decken seinen Tod gefunden hat. Er hat die interessantesten Nachrichten über die ostafrikanischen Flüsse gesammelt. Karl Mauch wird im Monat Mai seine Reise ins Innere antreten. Bisher führte er in der Transvaalrepublik und in den Nachbarländern Aufnahmen aus, nach denen er eine große Karte gezeichnet hat. Seine Sammlungen sind leider zu Grunde gegangen und nur die Mineralien haben sich erhalten, die er, aus Dankbarkeit für die ihm gewordene Unterstützung, der württembergischen Regierung geschickt hat. Für ganz Südafrika wichtig ist die Entdeckung von Goldfeldern, die er gemacht hat. Von den Eingeborenen mißtrauisch überwacht, hat er nur wenige Quarzstücke mitnehmen können. Ein Theil derselben hat ein Stück Gold von zweihundert Thalern im Werth geliefert; den andern Theil hat Mauch in Natal der dortigen Regierung zur genauen Prüfung vorgelegt. Das Resultat ist ein sehr befriedigendes gewesen und das Gold von ausgezeichneter Reinheit befunden worden. In der Colonie herrscht eine freudige Aufregung und Alles rüstet sich zum Zuge in die Goldfelder. Allgemein erwartet man, daß die ausgedehnten Goldfelder sich auch als reichhaltig erweisen werden. Die Colonie darf von dieser Entdeckung einen gewaltigen Aufschwung erwarten, denn nach den in Australien und Californien gemachten Erfahrungen bringt nichts die Einwanderung besser in Zug und läßt rascher eine starke Bevölkerung entstehen, als die Anwesenheit des edelsten der Metalle. Ackerbau und Viehzucht werden sich reicher als in Australien entfalten können, da das südafrikanische Gebiet in Klima und Boden mehr bevorzugt ist. Die Transvaalrepublick hat schon früher zur Einwanderung von Deutschen eingeladen. In den Bergen hat man Eisen, Kupfer und Blei gefunden, die höheren Striche eignen sich zur Schafzucht, die tiefer liegenden zum Anbau von Feldfrüchten aller Art, sowie von Zuckerrohr, Kaffee, Baumwolle und besonders Taback. Petermann hält es nicht für unwahrscheinlich, daß die von Mauch entdeckten Goldfelder mit dem Ophir der Bibel und mit den Stätten, von denen schon Salomo seinen Golbreichthum bezogen hat, identisch sind.

Die Franzosen in Cochinchina.

Durch seinen neulich abgeschlossenen Vertrag hat Frankreich drei neue Provinzen erworben, welche 123,000 Hektaren bebauten Bodens enthalten und von einer halben Million Menschen bewohnt werden. Derselbe Vertrag setzt die Franzosen in den ausschließlichen Besitz der großen Flüsse und Kanäle, welche die Hauptverkehrsadern des untern Cochinchina bilden. Diese Provinzen liefern ein Einkommen von drei Millionen, von denen man, sobald Ruhe eingetreten ist, eine Million in den Staatsschatz abzuführen denkt. Mit Siam wurde ein Vertrag abgeschlossen, welcher den Franzosen die freie Schifffahrt auf den Theilen des Flusses Mekong sichert, welche das Gebiet von Siam bespülen. Gegen einen Einfuhrzoll von drei Procent des Werthes können die Franzosen aus jedem Lande und unter jeder Flagge Weine und andere geistige Getränke in Siam einführen. In Saigun hat sich die Handelsbewegung bedeutend gehoben. Von 291,380 Tonnen stieg sie im vorigen Jahre auf 380,540 und diese Zunahme kam ausschließlich der europäischen Schifffahrt zu gut. Die französische und die englische Flagge vermitteln zusammen einen Verkehr von 184,000 Tonnen, so daß auf die übrigen Flaggen, unter denen die norddeutsche am zahlreichsten vertreten war, beinah 200,000 Tonnen kommen. Frankreich hat die richtige Politik befolgt, dem Hafen von Saigun die ausgedehnteste Handelsfreiheit zu gewähren. Alle Schiffe, welche ihn besuchen, haben ohne Unterschied der Flagge nur eine einfache Ankergebühr zu entrichten. In Saigun wie auf andern wichtigen Punkten des Landes werden große Arbeiten unternommen, Kirchen und Märkte gegründet, die bestehenden Straßen in gu-

tem Zustande erhalten und neue angelegt. Das Telegraphennetz wird in kurzer Zeit eine Ausdehnung von 500 Kilometern haben. Schulen gab es zu Ende vorigen Jahres 54, die von 1240 Zöglingen besucht wurden, und zu Anfang dieses Jahres hat man die Anzahl noch bedeutend vermehrt.

Die vier Menschenracen Amerika's.

In seinem Werke, „Neuamerika," gibt der englische Schriftsteller W. H. Dixon eine kurze Schilderung der vier Menschenracen, wie sie sich in diesem Augenblick auf nordamerikanischem Boden dem Auge des Beschauers darstellen.

Der weiße Mann, der weder Kälte noch Hitze scheut, wo er sich nur gut ernähren und angemessen bekleiden kann, scheint eine unbestrittene Herrschaft in allen Zonen zu besitzen, er erträgt jedes Klima, schreckt vor keiner Arbeit zurück, besiegt alle Hindernisse. Er ist der Mann des ausdauernden Charakters, ebenso wohl zu Hause unter den Palmen, wie unter den Fichten, unter jeder Breite der Führer, Arbeitgeber und Herrscher.

Der schwarze Mann, ein echtes Kind der Tropen, flieht die rauhen Gefilde des Nordens, auf denen der weiße Mann seinen Lebensproceß so kräftig unterhält, er zieht die Sümpfe und Niederungen des Südens vor, wo er unter Palmen, Baumwollenstauden und Zuckerrohr jenen Farbenreichthum findet, der sein Auge entzückt, jene Sonnengluth, die sein Blut belebt. New-York vermag er noch zu ertragen, doch selbst das wegen des leichten Erwerbes ihm im Sommer sehr genehme Saratoga und die Umgebung des Niagarafalles sind kaum im Stande, ihn den Winter hindurch zu fesseln.

Der rothe Mann, einst ein mächtiger Jäger und Krieger auf den Abhängen der Alleghanies, wie in den westlichen Ebenen und den Schluchten der Felsengebirge, ist von den Bleichgesichtern sammt seiner Squaw, seinem Elennthier und Büffel in die Regionen des fernen Westens getrieben worden. Es gibt Ausnahmen, doch vermögen sie an der Regel nichts zu ändern. Kleine Häuflein säen Weizen, pflanzen Fruchtbäume und singen Psalmen, die Mehrzahl führt ein elendes Hungerleben, rodet die nützlichsten Bäume aus, läßt die besten Aecker brach liegen, voll Sehnsucht nach ihren Brüdern, die einst das Geschenk des weißen Mannes verschmähten und mit ihren Waffen und ihrem bunten Kriegsschmuck nach fernen Regionen auswanderten. Die Abhänge der Alleghanies hören nicht mehr den Kriegsruf, sehen nicht mehr die Tänze, werden nicht mehr beunruhigt durch das Skalpirmesser des rothen Mannes.

Der gelbe Mann, meist Chinese, zuweilen Malaie, seltener Dagack, ist von Asien und dem östlichen Archipel nach den amerikanischen Südseestaaten durch das dringende Bedürfniß nach Arbeitskräften hinübergeführt worden. Von diesen gelben Menschen leben jetzt ungefähr 60,000 in Californien, Utah und Montana. Bis jetzt ist es ein schwacher, doch nützlicher Haufen. Sie sind Niemandem im Wege, sie arbeiten fast um eine Brotrinde. Geschmeidig und ausdauernd sind diese gelben Menschen zu jeder Arbeit willig, im Allgemeinen ziehen sie weibliche Arbeit der männlichen vor und schätzen sich glücklich, zum Waschen, Kinderaufziehen und Aufwarten verwendet zu werden. Da sie Buddhisten sind, der Vielweiberei huldigen und den Mord neugeborener Kinder für erlaubt halten, möchten sich in Zukunft ganz unvorhergesehene Schwierigkeiten erheben, welche die Constitution nicht zu lösen vermag, sofern sie freie Ausübung aller Religionsbekenntnisse gestattet.

Verantwortlicher Herausgeber George Westermann.

Redacteur Dr. Adolf Glaser.

Druck und Verlag von George Westermann in Braunschweig.

Verlag von George Westermann in Braunschweig.

Soeben erschien:

Drei Ergänzungshefte

zu

Karl von Rotteck's

Allgemeiner Geschichte

vom Anfang der historischen Kenntniß bis auf unsere Tage.

Preis eines Heftes 7 Sgr.

CEYLON.

Skizzen

seiner Bewohner, seines Thier- und Pflanzenlebens in den Ebenen und Hochgebirgen und Untersuchungen des Meeresgrundes mit der Taucherglocke nahe der Küste von

Baron Eugen von Ransonnet.

Mit 26 Illustrationen in Schwarz- und Farbendruck.
Vollständig in 20 Lieferungen à 15 Sgr.

Soeben ist erschienen:

Prof. Spiller, die Weltschöpfung

vom Standpunkte der heutigen Wissenschaft.

Mit 8 Figuren. Preis 15 Sgr.

Die populär verfaßte Schrift ist von höchstem Interesse.

Carl Duncker's Verlag in Berlin, Franz.-Str. 20a.

Im Verlage von **Wiegandt & Grieben** in Berlin ist soeben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Steinmeyer, Prof. Dr. **Die Leidensgeschichte des Herrn** in Bezug auf die neueste Kritik. (Apologische Beiträge II.) 1 Thlr.

Jacobi, Prof. Dr. **Die Lehre der Irvingiten** verglichen mit der heil. Schrift. 2. Aufl. $7^1/_2$ Sgr.

Verlag von J. Guttentag in Berlin.

Soeben ist erschienen:

Göthe's Frauengestalten

von

Adolf Stahr.

Zweiter Theil.

I. Die Frauen aus Wilhelm Meister. II. Die Frauen der Wahlverwandtschaften.

VIII u. 254 S. geh. Preis $1^1/_5$ Thlr.

Preisausschreiben

des

New-Yorker Belletristischen Journals.

Um ein innigeres, dem beiderseitigen Interesse mehr entsprechendes Verhältniß zwischen der deutschen Intelligenz in Deutschland selbst und in Amerika anzubahnen und so weit wie möglich den Nachdruck durch directe Verbindungen überflüssig zu machen, hat der Unterzeichnete sich entschlossen, ein Preisausschreiben für zwei in der von ihm herausgegebenen Zeitschrift zu veröffentlichende Romane zu erlassen.

Der Preis besteht in

Ein tausend Thaler Preußisch Courant für den ersten,

Fünf Hundert Thaler Preußisch Courant für den zweiten der von den Preisrichtern als am werthvollsten anerkannten Romane. Die betreffenden Summen sind bei dem Herrn F. A. Brockhaus in Leipzig deponirt.

Den Herren Verfassern der preisgekrönten Romane bleibt das Recht vorbehalten, über ihre Arbeit nach der vollständigen Veröffentlichung im Belletristischen Journal frei zu verfügen, d. h. dieselbe für eigene Rechnung in Buchform oder im Feuilleton europäischer Zeitungen erscheinen zu lassen.

Unterzeichneter ist bereit, werthvolle Arbeiten, welchen kein Preis bei der Bewerbung zuerkannt worden, unter liberalen Bedingungen anzukaufen.

Die Herren: **Dr. Karl Andree** in **Dresden**, Professor **Dr. Gosche** in **Halle** und Professor **Dr. Herrig** in **Berlin** haben sich gütigst bereit erklärt, das Preisrichteramt zu übernehmen.

Bei der Konkurrenz finden alle die Arbeiten Berücksichtigung, welche bis zum

ersten October 1868

an den Herrn Professor L. Herrig, 16 Neue Friedrichsstraße, in Berlin, eingesandt sind.

Die Einsendungen müssen, mit einem Motto versehen, an Herrn Professor L. Herrig in Berlin addressirt sein. Die versiegelte Adresse des Verfassers mit dem entsprechenden Motto ist in einem Doppelcouvert unfrankirt an den Unterzeichneten,

40 John-Street, New-York, zu senden.

Das New-Yorker Belletristische Journal ist das größte und verbreitetste deutsche Blatt Amerika's. Diejenigen Schriftsteller, welche mit demselben nicht bekannt sind, können Exemplare gratis von Bernhard Hermann in Leipzig beziehen.

Der Unterzeichnete, vom aufrichtigen Wunsche beseelt, den deutschen Schriftstellern zur Verwerthung ihrer Werke in Amerika die Hand zu bieten, glaubt sich von Seiten derselben eines freundlichen Entgegenkommens versichert halten zu dürfen.

New-York, März 1868.

Rudolph Lexow,

Redakteur und Herausgeber des New-Yorker Belletristischen Journals.

Nro. 46 der zweiten Folge. Juli 1868. Der ganzen Reihe Nro. 142.

Westermann's illustrirte deutsche Monats-Hefte

für das gesammte geistige Leben der Gegenwart.



Braunschweig.
George Westermann.

New-York, 440 Broadway.
B. Westermann & Co.

Juli 1868.

Nro. 46 der zweiten Folge. — Der ganzen Reihe Nro. 142.

Inhalt.

Nro. 46 der zweiten Folge. Der ganzen Reihe **Nro. 142.**

Westermann's

Illustrirte Deutsche Monatshefte.

Juli 1868.



Untreu aus Mitleid.

Roman in sieben Büchern

von

Julius Grosse.

(Fortsetzung.)

Trotzdem die Gefahr für Violet's Leben verschwunden war, ging die Genesung doch nur langsam vorwärts, und mehr als einmal drohten Rückfälle einzutreten. Violet lag natürlich noch immer zu Bett; wenn er sprach, so geschah es nur sehr leise und sehr langsam; den größten Theil des Tages brachte er mit Lesen zu, und zwar verlangte er meist religiöse Bücher. Von Seiten der Direction war ihm Urlaub auf unbestimmte Zeit gewährt, so daß er in aller Ruhe seiner Genesung entgegensehen konnte.

So lange Wiprecht im Hause war, spielte er den Krankenwärter. Sidonie durfte nicht zu ihm, denn er sei verurtheilt, sagte er. Leider lief Wiprecht's Urlaub bald ab, und er mußte nach H. zurück, wohin ihn sein Engagement rief. Sein Abschied von Violet war ergreifend und innig, denn er fürchtete, ihn niemals wiederzusehen, von Sidonien empfahl er sich ziemlich kühl und unartig, es war, als ob er es ihr nicht verzeihen könne, daß sie Violet geheirathet und sein großes „Genie" unglücklich gemacht habe.

Sidonie litt unter diesen Umständen ungemein; am meisten schmerzte sie Violet's Entfremdung und Zurückhaltung, zu der er um so weniger ein Recht besaß, als sie ihm niemals einen Vorwurf gemacht hatte. Um die Kluft nicht zu einer dauernden werden zu lassen, beschloß sie bei dem bevorstehenden Geburtstag Violet's eine kleine Feier. Wir besprachen die Sache. Außer dem Kuchen mit Lichtern, wie es Violet noch aus seinem Elternhause liebte, wollte ihn Sidonie mit jener Rolle des Raoul

überraschen, die seit der Ankunft Wiprecht's liegen geblieben war und ihm nun als die Bürgschaft einer hoffnungsreichen Zukunft gelten konnte. Mit einem Lorbeerkranze sollte sie ihm überreicht werden, einige seiner Freunde waren dazu eingeladen, auch der Regisseur der Oper hatte sein Erscheinen als Vertreter der Direction angekündigt. Der Hausarzt selbst, den man genau unterrichtet und befragt hatte, war vollkommen mit dem hübschen Plänchen Sidoniens einverstanden.

„Violet ist ganz gesund," sagte er, „es kommt nur auf einen Willensact seinerseits an, sich auch gesund zu fühlen und sich wieder frisch auf die Füße zu stellen."

Der erwartete Morgen kam. Die Jahreszeit des reizenden Vorfrühlings war ziemlich weit vorgeschritten. Es waren sonnige warme Märztage. Bereits sangen die ersten Vögel auf den Zweigen, die von Millionen grüner Knospen wie übersät waren.

Die Gesellschaft war im Salon versammelt, und die goldene Morgensonne, die sanfte behagliche Wärme, die Stille der abgelegenen Wohnung — Alles wirkte zusammen, uns in eine feierliche Stimmung zu versetzen. Ich weiß nicht mehr, auf wen das Loos gefallen war, dem Reconvalescenten eine kleine Anrede zu halten, aber ich erinnere mich, sie war sehr blumenreich und rührend.

Sein Geburtstag, hieß es, sei in der That ein Tag der Wiedergeburt, die Zahl der siebenundzwanzig Jahre, die er heute zurückgelegt, sei eine bedeutungsvolle, denn die Zahl der Musen sei so oft darin enthalten, als es Grazien und Parzen gebe, dann kamen allerlei wohlgemeinte Ermahnungen von Versöhnung mit dem Leben, von allseitiger Verzeihung, von Gattenliebe und Freundestreue, Gottvertrauen und ruhmvoller Laufbahn; kurz, es war sehr schön, und wenn ich mich recht erinnere, wurde der Redner von seinem eigenen Vortrage so tief ergriffen, daß er nicht weiter konnte, und dies war ein großes Glück, denn jetzt erst trat ein gutmüthiges spöttisches Lächeln auf die Lippen Violet's, der bis dahin schweigend zugehört hatte.

Als nun seine Frau und seine Freunde mit herzlichen Glückwünschen an sein Lager traten, reichte er Allen die Hand; ich hatte diesen Auftritt etwas gefürchtet, ich hätte mich nicht gewundert, wenn er Sidonien scheu und furchtsam die Hände geküßt hätte; statt dessen zog er sie mit Zärtlichkeit an sich und küßte sie auf die Stirn. In seinen Augen lag ein unendlicher, wehmüthiger und doch zugleich forschender Ausdruck.

Jetzt ward der Kuchen gebracht mit den siebenundzwanzig brennenden Lichtern, und Sidonie nahm die Rolle des Raoul, die sie ihm mit herzlichen Worten überreichte.

Als Violet jetzt die Rolle in der Hand hielt und durchblätterte — diese Rolle nämlich war sein Lieblingswunsch seit langen Jahren — da wurde es feucht in seinen Augen, er verhüllte sein Gesicht und weinte wie ein Kind, wir glaubten Alle aus Rührung über die zarte Aufmerksamkeit seiner Frau, aber er ließ uns nicht lange bei diesem Glauben.

Plötzlich nämlich nahm er die Rolle und hielt das Notenpapier über die siebenundzwanzig Lichter des Kuchens und wollte sie verbrennen. Man fiel ihm sofort in den Arm; aber er stieß uns zurück, dabei fiel der Kuchen um und die Flamme ergriff einen Teppich, der über sein Bett gebreitet war. Mit leichter Mühe ward der Brand sofort gelöscht, auch die siebenundzwanzig Lichter, die Jahre seines Lebens, erloschen im Wasser, welches reichlich ausgegossen wurde.

Als sich der Tumult dieses unerwarteten Auftritts gelegt hatte, der kürzer war, als ich ihn erzählen kann, sagte Violet:

„Seht Ihr, das ist mein Leben, das ist mein Leben — jahrelang hegt' ich unerreichbare Wünsche, und kommt ihre Erfüllung, so muß ich sie selbst vernichten. Alles Gute kommt mir zu spät, zu spät, denn meine Stimme ist für immer verloren, meine Laufbahn als Sänger für immer geschlossen."

Wir erschraken nicht gering über diese neue Wendung und versuchten ihm diese Idee auszureden.

„Lassen Sie ihn in Frieden," flüsterte der Hausarzt uns zu. „Er muß sich jetzt noch schonen und seine Brust mag etwas angegriffen sein, aber seine Stimme wird stärker wiederkommen, als sie gewesen ist. Nur muß man ihm Zeit und Geduld lassen; er wird schon von selbst von dieser fixen Idee zurückkommen; bei seinem herculischen Bau werden solche kleine Leiden leicht überwunden."

Am meisten war Sidonie betroffen, denn

auf diesen „Trumpf" hatte sie die besten Hoffnungen gesetzt und nun schien die Genesung und die innere Ruhe Violet's wieder in unabsehbare Ferne entrückt. Dazu kam das böse Omen mit den verlöschten Lichtern. Es wollte keine rechte Freude aufkommen, und der Arzt trieb bald alle Gäste in das Nebenzimmer, wo man schweigend dejeunirte, als gelte es nicht einem frohen Geburtstag, einer erfreulichen Genesung, sondern als wäre es eine jener Todtenmahlzeiten, wie sie in diesem Lande gebräuchlich sind.

Die Gäste zerstreuten sich noch vor Mittag wieder, und Sidonie nahm mir das Versprechen ab, recht bald wiederzukommen und ihr beizustehen, denn sie ahnte wohl, daß ihr noch eine böse Zeit bevorstand.

* * *

Violet's Krankenlager dauerte bei seiner Aengstlichkeit und Grillenhaftigkeit immer noch einige Wochen. Ich kam jetzt fast täglich zu ihm und blieb eine Stunde an seinem Bett sitzen, um ihn zu zerstreuen und von seinen trüben Gedanken abzubringen.

Von allen diesen Unterredungen ist mir besonders eine im Gedächtniß geblieben und ich versuche sie so als Gespräch wiederzugeben, wie sie mir in Erinnerung noch vor der Seele steht.

„Geht es Dir nicht auch so," fragte er mich eines Morgens, „jedesmal, wenn ein Bekannter von mir stirbt, ist es, als sendete ich einen Boten hinüber in die Ewigkeit, der drüben meiner Mutter erzählen könnte, wie es mir geht auf Erden, was ich treibe und erlebt habe, so daß sie doch Nachrichten drüben hat von dem Zurückgelassenen und glücklich sein kann, daß ihr Segen doch nicht ganz ohne Wirkung geblieben."

Ich erwiderte ihm, daß die Idee von der Theilnahme der Todten am Geschick der noch Lebenden eine uralte sei, besonders bei den altnordischen Völkern. Darauf hin mußte ich ihm Alles in's Haus schaffen, was darüber zu lesen war. Am tiefsten ergriff ihn die Vorstellung, wie sie die Edda hat, daß die Todten nicht schlafen können, wenn die Nachlebenden um sie weinen, denn sie fühlen die Thränen wie glühende Tropfen auf sich fallen.

Ein andermal sagte Violet: „Wenn Kinder sterben, sollte man nicht um sie weinen, denn sie sind so klug gewesen, dem Leben auszuweichen und seinen Erfahrungen. Und dennoch zerreißt uns das Leid so unschuldiger Geschöpfe das Herz. Der alte Mann bezahlt mit dem Tode seine Schuld, aber das sterbende Kind soll zahlen, ohne etwas empfangen zu haben. Die Natur ist eine grausame, betrügerische Wucherin, daß sie Hunderte und Tausende zurückfordert, wo sie kaum zehn oder zwölf hergeliehen hat, und doch ist ihr unendlicher Reichthum zu bewundern. Tausend Blüthen schüttelt sie zu Boden, die alle mit gleicher Liebe und Sorgfalt von ihr gebildet waren, damit vielleicht eine zurückbleibende Frucht ansetzt. Im Menschenleben ebenso. Am Einzelnen liegt ihr gar nichts. Sie ist Verschwenderin, und wir sind ihre Pfennige, die sie massenhaft zum Fenster hinauswirft. Und doch bildet sich jeder dieser Pfennige ein, ihm sei eine große Lebensaufgabe zugemessen für Diesseits und Jenseits."

Plötzlich fragte er mich, was ich von der Unsterblichkeit halte.

„Eine schwierige Frage," erwiderte ich, „wenn man sie mit drei Worten beantworten soll. Ja, ich habe eine gewisse Scheu davor, dergleichen ernste Dinge im gewöhnlichen Gespräch zu berühren."

Aber diese Ausflüchte halfen mir nichts, er kam dringender darauf zurück und wollte durchaus meine Meinung wissen.

In solchen Fällen sieht man immer von Neuem, wie arm Philosophie und Vernunft an wirklichem Trost sind, wenn man nicht zu den Blindgläubigen zählt, und doch von einem Durstigen um ein Almosen, von einem Verzweifelnden um Hilfe angerufen wird.

„Wir können über die Unsterblichkeit, das heißt über ihre Möglichkeit oder Unmöglichkeit schlechterdings gar nichts wissen," sagte ich, „weil unsere Wünsche in dieser Beziehung keine reinen sind."

„Wie so, keine reinen?"

„Ich meine keine rein geistigen. Wie Wenigen geht es vollkommen gut auf Erden. Wie viele Täuschungen müssen wir erfahren, wie viel Wünsche bleiben unerfüllt. Daher bilden wir uns die Ideen des Unvollkommenen und Vollkommenen. Sehr natürlich, daß wir uns darnach sehnen und einen Zustand uns ausmalen, in

dem jene unerfüllten Wünsche, jene Mißerfolge, jene Mängel des irdischen Lebens aufgewogen werden. Daher kommt es also, daß sich jeder Mensch einst die Unsterblichkeit wünscht, aber die meisten aus egoistischen, materiellen Gründen — die allerschlechteste Bürgschaft für die Möglichkeit, die es nur geben kann."

„Das verstehe ich nicht," sagte Violet. „Ich meine, jene ewige Sehnsucht nach beständiger Vervollkommnung müßte die höchste Bürgschaft sein. Was liegt daran, ob sie sich bei dem Einzelnen auf rohere und materiellere Gründe, bei Andern auf geistigere und reinere stützt, genug, daß sie vorhanden ist, denn sie deutet ewig aufwärts."

„Die Sehnsucht soll eine Bürgschaft für die Erfüllung sein? Welcher Trugschluß! Was wünscht sich nicht alles ein Kind? Rothe Schuhe und Spielzeug, einen Drachen und ein Stück Kuchen. Wenn es herangewachsen ist, besitzt es vielleicht die Macht, jene Wünsche zu erfüllen, aber dann haben jene Wünsche keinen Werth mehr, dann hegt es wieder andere Wünsche, die später abermals werthlos werden."

„Du meinst also?"

„Wenn es wirklich eine Unsterblichkeit gibt, so haben alle Menschenwünsche insgesammt droben keinen Werth, noch Sinn mehr. Wir werden immer andere haben, so lange wir überhaupt existiren; denn wir werden uns niemals ganz vollkommen fühlen, auch nicht einmal als selige Geister."

„Nun also," rief Violet, „kann auch die ewige Unvollkommenheit kein Gegenbeweis sein gegen die Reinheit unserer Wünsche. Im Gegentheil, weil wir, wie Du sagst, ewig unvollkommen sind, müßte es nicht *eine* Unsterblichkeit, nein, eine ganze Stufenleiter geben? — Entsetzlich, wenn es so wäre! Und daran glaubst Du?"

Die jähe Schlußfolge verwirrte mich einen Augenblick, und der sonderbare Ausruf Violet's, daß es „entsetzlich" wäre, wenn es sich so verhielte, machte mich stutzig. Was wollte er eigentlich von mir wissen? Ich zog mich auf meine ersten Sätze zurück.

„Du mißverstehst mich vollkommen, ich habe gesagt, daß wir schlechterdings nichts wissen können, weil wir überhaupt wünschen, weil wir im Affect und aus Affect urtheilen. Es kommt vielmehr darauf an, ob es nicht vielleicht einen natürlichen Zustand gibt, in dem wir alle Wünsche hier schon erfüllt sehen, ein Zustand, in dem wir auf natürliche Weise des Lebens zuletzt müde werden und den Tod als eine Wohlthat preisen. Nur ein alter, weiser, glücklicher Mann, der Alles genossen hat, was die Erde bieten kann, der alle seine Saaten aufgehen, alle seine Unternehmungen glücken sah, der das Höchste erreichte, was Ruhm und Reichthum, Liebe und Kunst, Natur und Geist, stete eigene Zufriedenheit und Weisheit bieten kann — nur ein solcher Mann wäre in meinen Augen wahrhaft competent, uns zu sagen, ob er noch ein Bedürfniß habe, unsterblich zu sein, ob er die Unsterblichkeit noch für eine Nothwendigkeit nach seinem reichen und glücklichen langen Leben ansähe. Verneinte ein solcher Mann die Frage, so gäbe es auch keine Unsterblichkeit, denn es wäre nicht einzusehen, warum die Natur diesem weisen Manne einen Trieb versagt haben sollte, den angeblich alle andern Menschen besitzen — den Trieb, sich die Unsterblichkeit zu wünschen. So lange wir einen solchen Glücklichen nicht finden, der keinen egoistischen Wunsch übrig hat, dessen Leben kein Deficit zeigt, der alle Zahlen löschen durfte, weil das Soll und das Haben sich völlig harmonisch ausglich — so lange muß man eben glauben, daß die Meinungen der andern, weniger bevorzugten Menschen auf unbefriedigten Wünschen beruhen, die nicht das mindeste Recht auf Erfüllung haben."

Violet hatte meinen Worten wieder mit jenen glänzenden Augen und leuchtendem Gesicht zugehört, welche das seltene Zeugniß seiner Befriedigung und Freude waren.

„Ich danke Dir," rief er, als ich zu Ende war, „ich danke Dir, denn Du bestätigst, was ich tausendmal gedacht habe, tausendmal empfunden habe und was mir wesentlich zum Trost gereicht. Gott sei Dank, es gibt also keine Unsterblichkeit!"

„Halt, halt!" rief ich. „Wer hat das behauptet? Ich habe nur gesagt, daß wir schlechterdings nichts wissen können. Der Glaube aber — das ist eine ande Sache."

„O, Du entrinnst mir nicht," sagte Violet, indem er sich aufrichtete. „Ich kenne solche Ausflüchte, aber ich schlage Dich mit Deinen eigenen Waffen, denn jener alte Mann, jene einzige Autorität, von der

Du eine wahre Entscheidung erwartest — bin ich!"

„Du, dessen siebenundzwanzigsten Geburtstag wir feierten?"

„Was liegt an der Zahl der Jahre! Der Begriff ist es. Ein Maikäfer ist ein Greis in vier Wochen, und ein Rabe ist noch jung mit achtzig Jahren. Ich bin alt, weil ich müde bin; ich bin alt, weil ich Alles genossen habe; ich gleiche jenem Bilde, wie Du es entworfen, in allen Stücken; Ruhm und Liebe, Reichthum und Kunst, es hat mir Nichts gefehlt, was Menschen glücklich machen kann. Wenn Du mich aber fragst, ob ich mich nach Unsterblichkeit sehne, so sage ich Dir, daß ich keinen Wunsch darnach habe, im Gegentheil, daß es meine einzige Sorge, meine schwerste Sorge war, sie möchte dennoch kommen und die ewige Unruhe und Hetze von Neuem beginnen."

„Erlaube mir, daß ich eine solche Autorität nicht anerkenne!" erwiderte ich, denn nun wurde mir klar, daß Violet mit mir gespielt hatte. Meine erste Vermuthung war, ich solle ihm von dem glücklichen Zustande nach dem Tode sprechen, und ich hatte nur deshalb den Skeptiker gespielt, um seinen Todesgedanken nicht neue Nahrung zu geben, denn wer am Glauben an die Unsterblichkeit verzweifelt, der hält sich mit aller Energie an dieses Dasein und seine Freuden — so dachte ich mir und nun waren die Rollen umgekehrt.

Violet hatte wieder das Wort ergriffen und suchte mir deutlich zu machen, welcher tiefe und himmlische Trost für ihn in dem Gedanken liege, daß der Tod kein Erwachen habe, daß die Ruhe des Grabes eine ewige, daß die Unsterblichkeit eine tolle Einbildung sei.

Als ich ihm hierin widersprach, rief er: „Ja wohl, ich sehe schon, Du ziehst nun alle Deine Sätze zurück, Du verwickelst Dich lieber in Widersprüche, als mir eine Labung zu bieten. So seid Ihr, die Ihr Euch für Philosophen haltet. Ihr fürchtet Euch vor Eurem eigenen Gift, wie der Apotheker, und wenn ein sogenannter Laie kommt und begehrt davon als ein Heilmittel, so verschließt Ihr es sorgfältig. Geht, Ihr seid Betrüger ebenso wie die Priester! Ihr fälscht die Wahrheit ebenso und verweigert sie dem Durstigen!" Und er sank in seine Kissen zurück und stammelte unverständliche Worte. „Mensch!" rief er dann stöhnend aus. „Siehe, ich könnte auf der Stelle sterben, wenn ich nur bestimmt wüßte, daß es dann aus ist für immer!"

Ich stand auf, das Gespräch wurde mir unerquicklich. Erst zu glauben, man könne Trost spenden und nun zu sehen, daß grade die Negation begehrt werde — diese Situation war wenig behaglich.

„Du willst gehen!" rief Violet. „Bleibe nur," setzte er spöttisch hinzu, „wirf die Flinte nicht gleich in's Korn, fürchte Dich nicht vor mir, weil Deine Weisheit zu Ende. Ich bin kein Verbrecher, der das Jenseits scheut und seine sogenannten Schwefelflammen. Ich wollte Dir nur beweisen, daß Deine Frage nach der Müdigkeit nur ein Vorwand, nur eine Sophisterei war, die Euch auch keine Klarheit gibt. Liegt Dir selbst wirklich gar nichts daran, einen deutlichen Beweis über dieses höchste aller Probleme zu haben?"

„Brechen wir ab," sagte ich, „es gibt keine Beweise, denn es ist noch Niemand zurückgekehrt."

„Vielleicht kann ich Dir helfen," sagte er, „und Dich eines Tages zu einem berühmten Manne machen." Dabei schwebte ein malitiöses Lächeln auf seinen Lippen. „Ich mache Dir einen Vorschlag," fuhr er fort, „wir wollen es aber nicht machen wie die Narren, die einen Vertrag schlossen, nach dem Tode dem Ueberlebenden zu erscheinen oder ihm ein Zeichen zu geben — oder ist Dir das lieber?"

„Laß das," sagte ich, „ich hasse solch frivoles Spiel mit dem Uebersinnlichen. Man soll an diese Dinge nicht rühren. Dergleichen Versprechen mögen sich überspannte Schwärmer und Liebesleute geben. Ich würde solches Versprechen bis morgen doch wieder vergessen haben. Erscheine mir lieber auf der Bühne als Sänger, wie früher. Das wird vernünftiger sein und nun leb wohl."

Als ich schon an der Thür war, rief er laut meinen Namen. „Wisse," sagte er dann mit starker Stimme, „wenn ich nicht mehr bin, so werde ich Dir darin einen Beweis geben — falls ich nämlich im Stande bin — daß ich Dir keine Ruhe lasse, bis Du meine Geschichte erzählt hast."

„Bah — der Eitelkeit über das Grab hinaus! Habe Muth zu leben und Du

wirst glücklich sein. Willst Du meine Ueberzeugung hören, so wisse, daß trotz aller meiner Gegenbedenken ich an eine Unsterblichkeit glaube — an eine Unsterblichkeit voll unendlicher Entwicklung. Solche faule Ruhe, wie Du sie wünschest, gibt es nicht, nirgends in der ganzen Natur. Ueberall ist Bewegung, Unruhe, neues Leben und — neue Verantwortung, das bedenke und darnach richte Dich."

Dies sagte ich mit nachdrücklichem Tone, und Violet beugte sich und schwieg, aber auf seinen Zügen zuckte ein listiges, ungläubiges Lächeln, gleichsam als sagte er zu mir: „Fuchs, ich kenne Dich schon, das Gift Deines Nichtglaubens war besser und süßer, als der schale Honig der Orthodoxie."

Als ich in das andere Zimmer trat, fand ich Sidonien, die durch die offenstehende Thür unser ganzes Gespräch hatte hören können.

„Ich danke Dir," flüsterte sie, indem sie mich bis zur Treppe begleitete, „solche Reden führt George alle Tage, aber es hat ihn noch Niemand so zurechtgewiesen, wie Du —"

„Danke mir nicht," erwiderte ich. „Ich habe Dinge vor ihm gesagt, die ich kaum verantworten kann, denn ich wußte nicht, wo er hinauswollte. Solchem Unglauben gegenüber müßte man orthodoxe Keulenschläge führen. Müßte ich länger mit ihm verkehren, so würde ich wahrscheinlich wieder kirchengläubig werden, bloß aus Widerstand und Nothwehr. Wenn die Unvernunft und Krankheit es wagt, sich mit den bunten Federn des freien Denkens zu schmücken aus Eitelkeit, so soll man sie ihnen ausreißen, und müßte man selbst wieder zum strengen Glauben zurückkehren, das ist das Spiel der Gegensätze!"

* * *

Als ich an einem der nächsten Tage wiederkam, saß Violet in einem sonderbaren Anzuge aus derber weißer Leinwand mit blauen Streifen im Lehnstuhl und streckte mir mit freundlicher Miene die Hand entgegen. Sein Aussehen war zwar noch blaß, aber die Abgespanntheit und Müdigkeit der Züge war einem Ausdruck von Frische und Entschlossenheit gewichen. Seine Hände spielten beständig auf der Lehne des Armstuhls oder auf der Tischplatte. Vor sich hatte er ein Buch, in welchem er von Zeit zu Zeit mit einem Bleistift kritzelte.

Neben ihm saß Sidonie, und als ich eintrat, legte sie ein Buch hin, aus dem sie ihrem Gatten soeben vorgelesen hatte. Es war eine Beschreibung Italiens von einem älteren Autor. „Er fragt nach allerlei Reisebüchern," sagte sie, „und was in der Bibliothek zu haben ist über Italien, läßt er holen."

„Was meinst Du, Schwager," begann jetzt Violet, „morgen darf ich wieder ausfahren, ich bin jetzt vollständig im Klaren, was ich zu thun habe. Ich werde wieder zur Malerei greifen, werde nach Paris oder nach Rom gehen, um mich völlig auszubilden, oder vielmehr um nachzuholen, was ich wieder verlernt habe. Mit der Singerei ist es ja doch unwiderruflich ein- für allemal vorbei. Siehe da, ich habe alle meine alten Skizzenbücher wieder vorgesucht; statt den Raoul zu singen, werde ich ihn malen, oder was meinst Du zu diesem Abschied des Ulysses von der Circe?"

Ich nahm das Buch und blätterte, da fiel mir ein angefangener Brief mit Bleistift geschrieben entgegen. Sofort riß mir Violet heftig das Buch aus der Hand, und ich merkte, daß die ganze Zeichnerei nur ein Vorwand war, um unbemerkt zu schreiben. Trotzdem fragte er mich, was ich von dem Blatt hielte, d. h. von der Zeichnung. Wir kamen bei dieser Gelegenheit in ein Gespräch über Kunst, und ich ließ mich zu einer Bemerkung hinreißen, die ich nicht übergehen kann, weil sie einen wesentlichen Ring in der Kette der Ereignisse bildet. Er hatte nämlich die einfache Scene im Entwurf bereits mit allerlei Nebensachen und Zierrathen überladen und dadurch unruhig gemacht. Ich sagte ihm: Ein großer und bedeutender Stoff verlangt die einfachste Behandlung, um zu wirken, ein unbedeutender oder minder gesunder verlangt dagegen künstlerisches Raffinement, Geist und äußeren Aufputz, um schmackhaft zu werden. Die biblischen und homerischen Gestalten brauchen nichts als sich selbst, ihre ruhige Hoheit und Einfachheit trägt sich selbst, die modernen Figuren dagegen wollen erst zu Etwas gemacht sein, sie müssen geistreich, kunstvoll, interessant ausgestattet werden, um zu wirken."

Bei diesen Worten sah mich Violet lange mit forschendem, bösem Blicke an. „O, ich verstehe Dich, ich verstehe Dich!“ rief er dann, und verschloß rasch das Blatt.

Als seine Frau die Bemerkung wagte, daß seine Stimme vielleicht doch noch zu retten sei, und daß es wenigstens zu überlegen sei, ob er seine hiesige Stellung nicht noch eine Zeit lang behalten solle, wurde Violet heftig und stieß seinen Bleistift auf den Tisch, daß er in mehrere Stücke zerbrach.

Glücklicherweise trat der Hausarzt herein und blieb staunend vor dem Patienten stehen. „Ah, hat man sich endlich ermannt! freut mich, mein lieber Herr Violet. Das gefällt dem Arzte, haben sich tapfer gehalten; wird eine große Freude geben in der Stadt, Sie wieder auf der Bühne zu begrüßen; höre von Lorbeerkränzen, Ovationen, was weiß ich; werde mir ein Fest daraus machen, unsere Theaterhabitués in Kenntniß zu setzen; wird Effect machen, mein lieber Herr Violet, Sensation, Furore!“

Ehe er noch seine eloquente Gratulation beendet, zerstieß Violet auch den zweiten Bleistift auf dem Tische, und seine Augen begannen zu rollen. Der Hausarzt sah uns fragend und bestürzt an, nahm mich bei der Hand und führte mich in eine Fensternische, um den Grund dieses sonderbaren Benehmens zu erfahren.

Mit wenig Worten theilte ich ihm die neueste Wendung mit, daß Violet sich einbilde, seine Stimme verloren zu haben und entschlossen sei, nach Paris oder Rom zu gehen, um dort wieder Maler zu werden.

Gegen mein Erwarten ging der Hausarzt mit elastischer Vielseitigkeit auf diese neue Idee ein. „Warum denn nicht,“ warf er hin. „Eine Luftveränderung wird Herrn Violet unter allen Umständen nur vortheilhaft sein, zumal wenn ihn seine Frau begleitet.“

„Mit tausend Freuden!“ rief Sidonie. „Wohin es auch sein mag, selbst wenn Sie es verboten hätten, würde ich dennoch mitreisen; desto besser, wenn es ausdrücklich Ihr Wunsch ist.“

Es folgte nun eine lange ausführliche Auseinandersetzung über die bequemste Art der Reise, über die Wahl des Weges und die einzelnen Stationen. Man erwog, ob es besser sei, direct den Rhein hinab und nach Paris, von dort über Marseille zu gehen, oder ob der Weg durch die Schweiz, über den Splügen, Lago maggiore und Genua vorzuziehen sei. Die nöthigen Vorsichtsmaßregeln wurden in Betracht gezogen. Der Hausarzt versprach für Empfehlungsbriefe, Karten und Pässe zu sorgen; auch die Verlängerung des Urlaubs zu erwirken, nahm er auf sich. In einigen Tagen werde er wiederkommen, um das Weitere zu besprechen, natürlich nur als Freund, denn als Arzt habe er nichts mehr zu thun.

So schien man sich auf allgemeine Trennung gefaßt machen zu müssen. Auch meine Lage zwang mich, die Stadt zu verlassen, und jenes Anerbieten in einem ausländischen Etablissement anzunehmen. Es war eine schwierige Stellung und sie wollte probirt werden; ich mußte deshalb vorerst allein gehen und mich von meiner Familie trennen, allein das Opfer war nicht zu umgehen. Bitter freilich war der Contrast. Violet in den goldenen Süden und ich in den nebligen, rauhen Norden, beide um ein neues Leben zu beginnen. Ach, wie gern hätte ich mit ihm getauscht, denn ich hielt mich allein für den Unglücklichen von uns beiden.

Violet war während jener Erörterungen und Besprechungen völlig wieder in sein trübsinniges Schweigen zurückgesunken, zuweilen nur flog ein spöttisches, gleichsam schadenfrohes Lächeln über seine ausdrucksvollen Züge. Ich weiß heute nicht mehr, welcher Umstand mich nöthigte, meinen Besuch abzukürzen. Violet rief mich beim Abschied noch einmal zurück, drückte mir fest die Hand und küßte mich mit solcher Inbrunst und Heftigkeit, als müsse er Abschied auf ewig nehmen.

„Närrischer Kerl,“ sagte ich ihm, „ich reise ja noch nicht vor nächstem Monat, und Deine Abreise wird sich auch nicht so schnell in's Werk setzen lassen, wie Du glaubst.“ Violet erwiderte nichts darauf, sondern drückte mich nochmals an sich. Als ich seine Wohnung verlassen hatte, wollte es mir doch scheinen, als ob die ganze Angelegenheit seiner Reiseprojecte noch einen Hinterhalt habe; ich konnte wenigstens keine reine Freude darüber empfinden, trotzdem Violet's jetzige Entschlossenheit und Energie den Sieg seiner Natur über die Krank-

heit bekundeten. Weit weniger beunruhigte mich seine fixe Idee von dem Verlust seiner Stimme, als sein ominöses Schweigen, da von der Begleitung Sidoniens die Rede war, und außerdem war mir sein heimliches Briefschreiben auffallend.

Wir sollten nicht lange im Zweifel bleiben.

Einige Tage später erkrankte Abends plötzlich das jüngste Kind, dasselbe, von welchem Violet Pathe war. Man hoffte, die Landluft werde dem Kleinen zuträglich sein, und Wally zog deshalb auf einige Zeit nach Walbach hinaus zu ihrer Mutter. So oft ich abkommen konnte, eilte ich hinaus, und dies war die Ursache, weshalb ich jetzt Violet seltener sah. Zuerst schien die Maßregel wenig zu helfen. Das Kind schwand zusehends dahin. Wally, welche an dem kleinen Liebling außerordentlich hing, litt über alle Beschreibung. Weder im Wachen noch im Schlaf ließ sie das arme Ding aus ihren Armen. Endlich am vierten Tage schien eine Wendung zum Bessern einzutreten; als ich hinaus kam, saß Wally in der warmen Aprilsonne und wiegte das Kind auf ihren Armen.

Auch sie selbst war ruhiger und der Frieden thronte wieder auf ihrer Stirn. „Weißt Du etwas Neues,“ sagte sie. „Ich bin nicht der einzige Gast hier. Auch Sidonie ist hier und wird hier bleiben —“

„Wird hier bleiben — wie so?“

„Violet ist fort!“

„Fort — wohin — wie so —“

„Er ist heimlich abgereist, ohne seine Frau mitzunehmen, wie es doch bereits ausgemacht war. Geh nur hinauf, die Mutter wird Dir Alles sagen. Sidonie bewohnt ihr früheres Zimmer, aber sie liegt krank darnieder.“

Ich ging hinauf, noch zweifelnd, ob ich recht gehört habe, und ob nicht Alles auf einem Mißverständniß beruhe. Oben im Wohnzimmer fand ich Sidoniens Mutter, sie saß unter einer Gruppe von schönen Blattpflanzen in ihrem Sorgenstuhl und las mit Hilfe einer horngefaßten Brille einen Brief.

Als sie mich kommen sah, erhob sie ihre Hand.

„Jetzt lese ich nun das Papier zum dritten Mal,“ sagte sie, „aber ich finde keinen Aufschluß und werde nicht klug daraus, bitte, lies Du es und sage mir Deine Meinung, wie das gekommen ist, und was wir zu thun haben.“

„Recht gern, aber zuvor möchte ich wissen, was eigentlich vorgefallen.“

„Es war vorgestern Abend, als Sidonie herunterkam, um zu ihrer Abreise noch einige Koffer auszuwählen und wegen ihrer Garderobe mit mir zu reden. Violet hat sie selbst hinausgeschickt, obgleich ein Wetter am Himmel stand. Er hat ihr zwar nicht die Erlaubniß gegeben, hier zu bleiben, im Fall Regen käme, aber das ist ja schon öfter vorgekommen und Violet konnte recht gut wissen, wo er seine Frau zu suchen hat. Sidonie blieb deshalb ohne Bedenken die Nacht über hier. Als sie aber gestern früh wieder in die Stadt kommt, erfährt sie, daß Violet schon den Abend zuvor abgereist ist.“

„Wer weiß — vielleicht eine kleine Tour —“

„Nein, nein, mit allen seinen Koffern und Kleidern, mit seinen Büchern und Papieren, selbst den Nero hat er mitgenommen. Es ist nur zum Staunen, wie er alle Vorbereitungen so heimlich hat treffen und so rasch hat beenden können. Zur alten Lene hat er gesagt, seine Frau wüßte es schon, daß er zu seinem Vater nach Berlin reisen wolle, sie würde wahrscheinlich einstweilen hierher auf's Land ziehen. Vielleicht würde sie später nachkommen, vielleicht auch nicht — er wußte offenbar nicht recht, was er sagen sollte. Dann hat er die alte Magd noch reich beschenkt und ist fort. Aber im Schreibtisch hat sich dieser Brief gefunden. Du kannst Dir denken, welch ein furchtbarer Schlag dieser neue Streich für uns, für die ganze Familie ist.“

Als ich das Blatt nahm, welches mit Bleistift geschrieben war, meinte ich, jenen Brief wieder zu erkennen, den er heimlich in jenem Skizzenbuch schrieb; übrigens war er, wie sich jetzt herausstellte, nicht an seine Frau oder Schwiegermutter, sondern an mich gerichtet.

„Lieber Freund,“ hieß es, „tröste meine Frau, daß ich ohne Abschied und ohne weitere Erklärungen fort bin. Es ging schlechterdings nicht anders, und ich habe nur gute Absichten dabei. Dir kann ich die Wahrheit sagen. Es muß Raum werden zwischen uns, oder es endet übel. Sidonie thut mir leid, sie hätte verdient, daß



Sidonie nahm die Rolle des Raoul, die sie ihm mit herzlichen Worten überreichte.

ihre großmüthige That gelungen wäre. Aber sie soll zurückdenken an jene Schicksalsstunden im Schloßpark zu Sandheim, schon damals habe ich sie gewarnt, und habe es ihr vorausgesagt, aber sie hat nicht hören wollen, sie hat geglaubt, mich durch Liebe heilen zu können, sie hat aus Mitleid mit mir Elenden ihrem Bräutigam die Treue gebrochen, aber die Rechnung ist falsch gewesen. Mitleid und Liebe sind mächtig, und machen Vieles gut, was der Teufel verpfuscht hat, aber bei mir war es schon zu spät. Es gibt Dämonen, die sich nur jung zähmen lassen, wie die wilden Thiere; wenn sie einmal alt geworden sind im Menschen, dann hilft nichts mehr. Ja, wenn ich nur krank wäre! Wie viel Mittel hat sonst die Natur und die weise Medicin — kalte und heiße Quellen, Schwefel- und Eisenbäder, Chinarinde und Höllenstein, Feuer und Eisen, um den Leib zu kuriren, und wenn es nöthig, kann man sich durch Amputation retten. Aber die Seele, Freund — o, wenn ich ein Stück davon abschneiden und wegbrennen könnte, vielleicht wäre mir geholfen, aber so gehe ich zu Grunde. Es ist, als ob ein Garnknäuel in meinem Gehirn losgegangen wäre, der unaufhaltsam abrollt, alle Bemühungen, ihn wieder zu fangen, vermehren nur die Verwirrung.

„Ich weiß, Sidonie hat Alles versucht, und dennoch war ihre Liebe ohnmächtig, ich habe es ihr schlecht gelohnt, ich habe mich sogar an ihr vergriffen, ja, ich habe eine namenlose Angst, ihr Leben sei so lange in Gefahr, als ich in ihrer Nähe bin, denn ich hasse Alles, was mich bewacht, ich hasse ihr scharfes Auge, ich hasse ihre klare Vernunft, ich hasse ihre Ueberlegenheit, d. h. nicht ich hasse, sondern der Dämon haßt, das wilde Thier haßt, das in mir verborgen ist. Du wirst mich verstehen, wir haben ja davon gesprochen damals, als Du mich in dem Vorstadtwirthshause überraschtest.

„Lange glaubte ich, ein Kind könnte mich erlösen — Dein Kind, mein Freund, welches meine letzte Freude auf Erden war, ja, ich hegte den gottlosen Gedanken, Dir es abzubetteln, Dir es zu stehlen, wenn Du mir es nicht gutwillig geschenkt hättest — gleichviel, aber gestern sagt mir Euer Arzt, daß es unrettbar verloren sei, daß es nur wenige Tage noch zu leben habe. So geht die letzte Freude zu Grabe, die mich an das Leben fesselte. Auch mein Schicksal ist besiegelt. Ich bin unvollkommen, ich bin Trümmerwerk, ich bin ein Verbrecher, ein Nichtswürdiger, den jeder Unbefangene verurtheilen muß als unwürdig des Glückes, welches sich Menschen bereiten auf Erden. Ihr habt Alle daran gearbeitet, mich wieder auf die rechte Bahn zu bringen, ich selbst habe versucht, die ungeheure Leere auszufüllen, die in mir gähnt; aber das Roß meines Daseins jagt Galopp — meine Seele ist wie Mazeppa fest geschnürt auf ein wildes Pferd, das in die Wildniß hinausgehetzt ist, verfolgt von Wölfen, umbraust von Stürmen. Gebt Euch keine Mühe, es einholen zu wollen, oder mich täuschen zu wollen, es sei nur ein Traum, eine Einbildung. Ihr belügt mich — ich weiß recht gut, wofür Ihr mich haltet im Herzensgrunde. Ich bin Euch nichts als ein unbedeutendes, verächtliches Nichts. Du selber hast es mir gesagt, weißt Du noch, als Du meine Skizze ansahst — wie Ulysses Abschied von Circe nimmt. Damals hast Du gesagt: ein großer Stoff verlange nur einfachen Vortrag, nur ein unbedeutender müsse aufgestutzt werden durch Schmuck und Raffinement, um zu Etwas gemacht zu werden. Ich habe Dich wohl verstanden, wohl verstanden, theurer Freund. Scheinbar galt diese Bemerkung nur dem Bilde, in Wahrheit aber mir selbst und meinem Charakter, ich bin in Deinen Augen eine jener modernen Figuren, die gern interessant sein möchten, um zu wirken. Ich danke Dir für diesen Dolchstoß, der mir in die innerste Seele fuhr, ich werde Dein Wort beherzigen, und wie ich die Zeichnung zerrissen habe, will ich auch an mir nichts mehr herumpfuschen und corrigiren. Es ist doch umsonst. Der Damm ist gebrochen, wozu Sand nachschütten und Reisig hineinstopfen; ich bin müde und sehne mich nach Ruhe!

„Tröste auch meine Frau nicht, sie braucht es nicht. Aber sage ihr, daß hundertmal der Stahl über ihr schwebte bei Tage und bei Nacht, denn ich habe es geschworen, mich von diesen Wächtern zu befreien, die alle mit einander im Einverständniß sind. Jeder Tag, den ich noch mit ihr zusammen leben müßte, würde sie in Gefahr bringen. Das weiß auch Sidonie — sie hat keine Nacht zu ruhen gewagt,

wenn sie nicht wußte, daß ich ganz fest schlief. Von dieser Furcht will ich sie befreien, ich bin es ihr schuldig für alle Liebe, die sie mir bewiesen hat. Du weißt vielleicht nicht, daß jener Schreckliche gewagt hat, mich anzureden. Warum hast Du mir seinen Gruß nicht ausgerichtet — die Empfehlung vom alten Wirschmann. Das fehlte noch, um das Maß vollzumachen — voll bis zum Ueberfließen — keinen Tag mehr darf ich hier bleiben!

„Forschet nicht nach, wohin ich gegangen bin, es würde umsonst sein und mir und Euch nur Verderben bringen. Ich will versuchen, draußen in einem stillen Winkel, in einer Stadt, wo mich Niemand kennt, zu genesen; ist es dort unmöglich, dann bleibt mir nur noch die weite Unendlichkeit — ich will ja nichts als Ruhe, Ruhe, Ruhe um jeden Preis!"

„Nun, was sagst Du dazu?" fragte mich die Schwiegermutter, als ich dies Document der Verzweiflung gelesen hatte.

Offen gestanden, sah ich in diesem psychologischen Labyrinth keinen Ausgang. Einen Menschen gerettet zu sehen, einem neuen Leben wieder gewonnen zu haben und dann plötzlich diese Verwandlung zu einer grinsenden Fratze — es war zu viel. Am meisten empörte mich, daß er mich gleichsam zum Mitschuldigen seiner Flucht machen wollte, der Unselige. Ganz ohne alle Absicht irgend einer Nebendeutung hatte ich jene Aeußerung gemacht über das Bedeutende und Unbedeutende, und der Unglückliche bezog sie mit dem Scharfsinn des Irrsinns auf sich selbst. Wenn diese eine Bemerkung ihn so tief verwundet hatte, wie viel Nadeln, Messer und Schwerter mußte er täglich aufgefangen haben aus den Worten seiner Umgebung, seiner Freunde, vielleicht sogar todter Bücher und Zeitungen — aus Worten, die vermeintlich alle auf ihn gezielt waren. Ja, dies Haschen, Tasten, Deuten und krampfhafte Festklammern am Unbedeutendsten war das eigentliche Symptom seiner Krankheit. Ich gab ihn verloren.

„Hat Sidonie diesen Brief gelesen?" fragte ich.

„Nein," antwortete die Schwiegermutter, „die alte Lene hat ihn gefunden und mir gebracht, sie mochte wohl schon ahnen, daß nichts Gutes darin stände."

„Ich meine, wir dürfen das Blatt Sidonien doch nicht vorenthalten, es wird sie beruhigen in gewissem Sinne."

„Um keinen Preis," erwiderte die Mutter. „Das könnte eine schöne Folge haben. Die Verantwortung möchte ich nicht tragen; wie ich Sidonien kenne, wäre sie zu Allem fähig. Nein, nein, Du mußt mir versprechen —"

Aber ehe sie noch den Satz geendet, trat Sidonie selbst in das Zimmer, todtenbleich, aber mit brennenden Augen, und im höchsten Grade aufgeregt.

„Ihr habt Nachricht!" rief sie. „Ihr wißt etwas — alle Welt weiß es, und flüstert davon, aber mir verheimlicht man es. Ah, da ist ein Brief, der wird die Wahrheit sagen." Und ehe ich es noch verhindern konnte, hatte sie den Brief mir aus der Hand gerissen und floh aus dem Zimmer hinauf in ihr Stübchen, dessen Thür sie hinter sich zuschloß.

Inzwischen wurde Besuch gemeldet. Es waren mehrere Verwandte und Bekannte der Familie, welche, von Neugier und angeblicher Theilnahme getrieben, herauskamen. Das Entweichen Violet's war kein Geheimniß geblieben. Wie damals, als er mit Sidonien entflohen, sprach man bereits überall davon, und es bildeten sich die verschiedensten Ansichten. Auch hier waren die Urtheile verschieden.

„Ich weiß nicht," sagte ein alter Großonkel, seines Zeichens ein Advocat, „warum Ihr Euch die Köpfe zerbrecht. Die Erklärung ist doch höchst einfach. Dieser Patron hat das Abenteuer endlich satt gehabt, denn etwas Anderes als ein Abenteuer war ihm die Ehe überhaupt nicht. Ist er nicht gezwungen worden, zu heirathen, war ihm diese Verbindung nicht von Anfang an ein Joch, ein Zwang, ein Gräuel. Geht mir, er hat brechen wollen so oder so, lehrt mich die Leute dieser Art kennen!"

„Aber, Herr Onkel, seine fixen Ideen, seine letzte Krankheit —" wandte man ihm ein.

„Bah, alles Schwindel, alles Verstellung, nur um wegzukommen! Laßt ihn laufen, laßt ihn fahren, je weiter fort, desto besser. Die Sidonie mit ihm reisen lassen — das wäre das Wahre; er hätte sie doch unterwegs sitzen gelassen zu Schand und Spott der Welt. Seien wir froh, daß die Farce ein Ende hat."

In diesem Moment kam Sidonie wieder

herunter und brachte mir den Brief zurück; sie war vollständig wie zum Ausgehen angekleidet, und ihr ganzes Wesen hatte eine ruhige, entschlossene Haltung.

„Ich sollte Dir zürnen, liebe Mutter, daß Du mir verheimlicht hast, wo sich mein Mann befindet. Ihr wußtet es Alle, und ließt mich in meinen Qualen, das ist nicht recht gewesen.“

„Aber was willst Du thun, Sidonie?“

„Meine Pflicht will ich erfüllen,“ antwortete sie, „meine Pflicht, ihm nachzureisen, wie es einer Frau ziemt, die ihren Mann in Leid und Noth und Trübsal und Prüfung folgen soll; ich habe ihn so lange in Ordnung gehalten, ich werde ihn auch jetzt wieder bewahren können vor Unglück.“

So sprach sie wie eine treue, muthige Frau, aber bei ihrer Mutter fand sie keine Zustimmung und ebenso wenig bei uns Anderen. Einmüthiger Widerspruch erhob sich gegen ihr Vorhaben, Violet nachzureisen, denn Alle waren der Meinung, daß Violet nicht sowohl eine kurze Erholung beabsichtige, sondern überhaupt die Ehe lösen wolle. Und in diesem Falle wäre es nur ein unziemliches und gefährliches Unternehmen gewesen, sich ihm aufbringen zu wollen.

Trotzdem beharrte Sidonie dabei und um den lästigen Fragen der Verwandten auszuweichen, trat sie in das Nebenzimmer; ihre Mutter und ich folgten ihr dahin, um sie von ihrem unglückseligen Vorhaben abzubringen.

„Du weißt,“ sagte ihre Mutter, „wie Dein Leben in Gefahr gewesen ist. Er hat es ja selbst geschrieben, daß jede Nacht und jeder Tag Dir den Tod bringen konnte.“

Sidonie schlug die Augen zu Boden. „Es ist wahr, was er geschrieben, aber er hat es ja doch nicht gewagt! Und wenn ich auch gelitten und ausgestanden habe, wen in der Welt geht das etwas an. Ich habe mein Schicksal gewollt, und auch jetzt soll mich Niemand zurückhalten, denn ich bin die Einzige, die ihn bändigen kann. Draußen unter fremden Menschen ist er vielleicht des Entsetzlichsten fähig. Ihr vergleicht ihn mit einem Löwen, mit einem wilden Thiere, gut, soll der Besitzer etwa ruhig zusehen, wenn es entflohen ist; soll er ihn den Aexten, Flinten und Knüppeln der Verfolger preisgeben? Nimmermehr, er selbst wird sich auf den Weg machen, ihn einzufangen, und so kann auch ich nur ihn wieder zurückbringen.“

„Gut, ich werde mit Dir reisen,“ sagte ich, nachdem ich sah, daß die junge Frau durch Nichts von ihrem Entschlusse zurückzubringen sei, „aber nur unter einer Bedingung. Ich habe nämlich die Ueberzeugung, daß er gar nicht in Berlin bei seinem Vater ist; ich halte das für eine Finte, um uns auf eine falsche Fährte zu leiten. Laß uns erst hinschreiben, in zwei Tagen kann der Brief zurück sein und dann bin ich bereit, Dich zu begleiten.“

„Du kannst Recht haben,“ rief Sidonie, „daran habe ich noch nicht gedacht. Wenn er aber nicht in Berlin, so ist er nirgends anders, als in H. bei seinem Freunde Wiprecht; sie hatten in den letzten Tagen viel heimlich zu flüstern, ich wette, schon damals ward die Sache abgekartet.“

„Gut,“ erwiderte ich, „wir können auch dorthin eine Anfrage richten, ich habe einen Bekannten aus alten Zeiten dort, und dieser wird mir gern den Gefallen thun, sich zu erkundigen. Uebrigens, wenn wirklich nur eine momentane Freiheit das einzige Rettungsmittel ist, warum willst Du es ihm mißgönnen, warum ihn durch Sorge und Liebe quälen. Laß den Vogel fliegen, hat er noch einen Funken Zuneigung, so wird er von selbst zurückkommen, ist sie wirklich erloschen, so hast Du auch nichts verloren, und nichts zu bedauern.“

„Mit Euren Bedenken und Rathschlägen wird nur die Zeit verloren,“ sagte Sidonie voll Ungeduld und Mißtrauen, „es wird doch wohl besser sein, wenn ich allein handle. Ihr wollt mich nur von meinem Ziele abbringen.“

Trotzdem gelang es unsern vereinten Vorstellungen, Sidonie in der That zu überstimmen und sie zu bewegen, wenigstens das Ergebniß der Erkundigungen abzuwarten. Noch in derselben Stunde gingen beide Briefe nach Berlin und nach H. ab. Die Verwandten und Bekannten empfahlen sich, und wir saßen noch lange am warmen Frühlingsabend im Garten und besprachen das räthselhafte Schicksal des Unglücklichen.

Sechstes Buch.



as Register der Krankheiten, an denen die Menschen zu Grunde gehen, ist allerdings sehr groß und reichhaltig, und man bildet sich von den meisten kranken Menschen ein: hätte er oder sie nicht zufällig dies oder jenes Leiden bekommen, wie viel Jahre hätte er oder sie noch leben können; im Grunde aber sind jene vielen Krankheitserscheinungen mit nachfolgendem Tode nur Variationen ein und desselben Uebels: die Natur war erschöpft und mußte erlöschen. Nur die Verschiedenheit, wie sie erlöschen kann, — denn die Lebensflamme zehrt an allen Organen und kann an hundert verschiedenen Punkten anfangen zu erlöschen — dann die Versuche und Kämpfe, sich wieder empor zu raffen — ein Kampf, wobei die letzten Kräfte ins Feld geführt werden: — nur dadurch erzeugen sich die zahllosen verschiedenen Krankheitsformen; selbst sogenannte Geisteskrankheit und Selbstmord können eine solche Form der einen ursprünglichen Krankheit: der allgemeinen Naturerschöpfung und des Erlöschens sein; aber in der Regel sind die Ueberlebenden beruhigter, wenn man ihnen den Namen irgend einer Specialkrankheit nennt, denn der Glaube ist so tröstlich: Er hätte noch so lange leben können, wenn ihn dieser oder jener Pfeil nicht getroffen hätte.

Ich habe jetzt von den letzten Tagen Violet's zu sprechen. Er starb an keiner Krankheit mit besonderem Namen, er starb an Naturerschöpfung; ja, die Flamme seines Lebens war eigentlich schon damals im Erlöschen, als Sidonie ihn mit liebreicher Gewalt und Ueberredung in das Leben zurückführte. Ihre Liebe hatte gewähnt, diesen Aufgegebenen wieder zu beleben und zu retten, aber es gelang nur eine Zeit lang. Die galvanische Zuckung dieses künstlichen Lebens war gefährlich, denn es schlug nach denen, die es hüten und pflegen wollten. Diese ganzen letzten Jahre Violet's waren nur noch ein Scheindasein, ein Sichanklammern an immer neue Stützen — die Existenz eines Schattens, der sich rastlos und unheimlich mit Leben zu füllen suchte, der Lebensblut saugte aus allen materiellen und geistigen Lebensquellen. — Aber es war umsonst, seine Natur war ausgelebt; sie hatte nicht mehr die Fähigkeit des geistigen Stoffwechsels, des Aneignens und Verarbeitens, sie zehrte und wurde nicht satt, sie schwelgte und hatte keinen Genuß, sie arbeitete und fand keinen Schlaf, um auszuruhen — kurz, ihr Lebenskern selbst war erstorben.

Wodurch seine Natur sich so frühzeitig erschöpfen und beschleunigen konnte, hat seine Lebensgeschichte angedeutet. Es war der wiederholte Wechsel seines Berufs, die große Täuschung seiner ersten Liebe, wodurch der Puls seines Lebens in raschen, rastlosen Fieberschlag kam, wodurch der Faden seines Lebens, gleichsam als sei das Gewicht in endloses Rollen und Fallen gerathen, sich mit riesiger, immer beschleunigterer Eile abspann, während er in langsamerer Abwicklung allerdings noch lange Jahre ausgereicht hätte.

Das sind allerdings nur Versuche der Erklärung. „Ins Innere der Natur bringt kein erschaffener Geist.“ Alle Berichte über Menschen können nur einzelne Züge malen und spiegeln, aber das ganze Bild, die innersten Triebfedern bleiben doch bis zu gewissem Grade verborgen. In jedem Menschen ist in letzter Instanz etwas Incommensurables, Irrationelles, welches sich der Berechnung, oft selbst der Schilderung entzieht. So sind auch die oben mitgetheilten Thatsachen nur einzelne Symptome. Es ist möglich, daß noch ein oder mehrere Motive fehlen, um diesen seltsamen Charakter ganz durchsichtig und allgemein verständlich zu machen. Fragt man mich darnach, so muß ich mich auf jenes Dunkel beziehen, welches die Natur über ihr innerstes Treiben breitet. Vielleicht, daß ein schärferes Auge aus dem mitgetheilten „Thatbestande“ richtigere

Schlüsse zieht, tiefere Ursachen erkennt, als meine Erklärung es vermochte. Bis auf heute blieb mir in diesem Phänomen allerdings etwas Unaufgehelltes und Unauflösliches, doch stelle ich alle einzelnen Züge, die mir bekannt geworden sind, zusammen; hauptsächlich aber um Sidonien auch vom leisesten Schein der Schuld zu retten, als sei sie, wenn auch indirect, die Ursache seines Endes gewesen, wie unverständige Schwätzer und schwachköpfige Fraubasen anfangs wohl im Stillen behaupten mochten.

Allerdings war auch ich der Meinung gewesen, Violet's Flucht und Trennung von Sidonien sei ein letztes instinctives Mittel gewesen, um in der Freiheit zu gesunden. Manche wilde Naturen ertragen das sanfte Joch des geordneten bürgerlichen Lebens, der Ehe, der bestimmten, geregelten Thätigkeit eines Berufs nicht auf die Dauer, sie haben Heimweh nach der Freiheit, und das einzige Mittel der Genesung ist dann eine zeitweilige Rückkehr in diese Freiheit, auch wenn die kurzsichtige Welt dies mit den argen Namen des „Wortbruchs," der „Untreue," des „Vagabundenthums" brandmarkt.

Jedes Genie und jede Künstlernatur hat in ihrem Bodensatz einen kleinen Rest von jenem fahrenden Zigeunerthum, wozu das strenge Mittelalter einst alle jene sogenannten „brotlosen" Künstler verdammte. In dieser Rücksicht lag auch mir daran, Violet vorläufig nicht wieder „einzufangen," sondern ihn ruhig „austoben" zu lassen, und ich betrachtete es als ein Unglück, als am dritten Tage wirklich die Nachricht kam, daß sich Violet bei seinem Freunde Wiprecht befinde und sehr wohlauf sei. Alle Versuche, diese Nachricht vor Sidonien geheim zu halten, erwiesen sich als vergeblich, denn sie fragte täglich und stündlich, ob keine Briefe angekommen seien, und zum Ueberfluß hatte sie in Wally eine Verbündete gefunden, welche mir in einem unbewachten Augenblicke jenen Brief aus der Brusttasche des abgelegten Rockes zog und ihn Sidonien brachte.

Von diesem Augenblick an, wo Sidonie den Aufenthalt ihres Gatten bestimmt wußte, kehrte ihre verhängnißvolle Entschlossenheit zurück, ihm nachzufolgen, ja sie wußte mit ihren Sorgen, Befürchtungen und Bedenklichkeiten selbst ihre Mutter anzustecken. Auch hatte ich ja mein Wort darauf gegeben, sie zu begleiten, und fand keinen Vorwand mehr, es nicht zu halten.

Somit ward denn die Abreise auf den nächsten Morgen beschlossen, die Koffer wurden gepackt und die nöthigen Vorbereitungen getroffen. Der Abend war schon weit vorgerückt, als plötzlich meine Frau hereingestürzt kam und mir zurief, zu dem Kleinen zu kommen, es müsse ihm etwas zugestoßen sein. Der kleine Schelm, jener Liebling Violet's, schien sich in der Landluft bereits trefflich erholt zu haben, jetzt zeigte sich plötzlich eine Vertiefung auf dem noch offenen Schädel. Das was der Arzt befürchtet hatte, war dennoch eingetroffen. Das Gehirn war zusammengesunken, und die äußere Haut hatte sich um so viel in die noch offene Stelle des Schädels gesenkt. Das Kind lag in ohnmachtähnlicher Erstarrung, die Augen halb geschlossen und die Lippen geöffnet. Ich will nicht leugnen, daß mich bei dem entsetzlichen und unnatürlichen Anblick momentan ein Verdacht befiel — nicht die Anklage meiner Frau, daß das Mädchen den Kleinen vielleicht mit seinem Korbwagen umgeworfen haben könnte — nein, jene ominöse Stelle in Violet's letztem Brief, wo er so bestimmt von dem Tode des blühenden Kindes sprach, brachte mich auf finstere Gedanken; ich will nicht sagen, daß ich glaubte, Violet könnte sich in seiner fixen Idee von der allgemeinen Unvollkommenheit etwa an dem Kinde vergriffen haben, dazu hatte er es viel zu lieb, und war auch zu lange Zeit schon abwesend, aber über das Unnatürliche und Gewaltsame dieser Krankheitserscheinung kam ich nicht hinaus, bis mir der Arzt erklärte, daß diese Form außerordentlich häufig sei und die Hälfte aller Kinder, welche nicht aufkommen, an der „Atrophie" zu Grunde gehe — so ist ihr Name in der Wissenschaft.

Obschon der Kleine nur sieben Wochen alt war, war Wally vor Schmerz und Schrecken fast von Sinnen, ich hatte Mühe sie zu trösten, aber von der Reise mit Sidonien konnte nun keine Rede mehr sein.

Da die Schwiegermutter darauf bestand, daß Sidonie unmöglich allein reisen dürfe, so mußte sie sich wohl oder übel selbst bequemen, mitzugehen, und dieser Umstand war sicherlich von Glück, obschon sich nicht

untersuchen läßt, ob das Ende nicht dennoch anders gewesen wäre, wenn diese ganze Reise unterblieben wäre. Allein Sidonie war in ihrer fieberhaften Unruhe nicht mehr zu halten, ihr Jammern und Weinen hielt das ganze Haus in Aufregung, und so setzte sie ihren Willen durch, ohne eine Ahnung zu haben, daß sie dadurch vielleicht grade das herbeiführte, was sie verhindern wollte.

Wäre das Leben ein Kunstwerk, rund und organisch, so daß kein einmal angeknüpfter Faden wirkungslos verläuft, sondern auch später bestimmend für die entscheidenden Schicksale mitwirkt, so läge es nahe, was jetzt kommen konnte, kommen mußte. Ich erinnerte mich nämlich, daß Violet, als er von jener Jugendgeliebten erzählte, die nicht hatte warten können, bis er als Maler zurückkam, hinzugesetzt hatte, daß sie nach H. geheirathet hätte. Jetzt war er nun selber wieder in H. Wie wenn die ganze Flucht zu Freund Wiprecht nichts als ein Vorwand war, um jene Schöne wiederzusehen? Vielleicht war sie inzwischen Wittwe geworden, oder er hatte auf irgend eine Weise Nachricht von ihr — welche Möglichkeiten boten sich nicht — und wie „organisch" und „kunstvoll" rundete sich dann sein Verhängniß, wenn diese früheren „Factoren" seines Lebens hier wie die Räder einer Maschine wieder in sein Schicksal eingriffen; so hätte vielleicht ein Dichter seine Erfindung abgerundet, aber leider spottet das Leben und die Wirklichkeit aller schematischen Regelmäßigkeit. Das was kommen könnte, tritt in der Regel nicht ein, unbekannte neue Motive aus einer dunklen, uns unzugänglichen Tiefe steigen herauf und führen ihre Schläge. Daher mag es kommen, daß eine Biographie selten einen befriedigenden Eindruck auf uns macht. „Es hätte doch anders kommen können" und die Willkür des Verhängnisses oder Gottes erschreckt uns, statt uns zu erbauen, weil wir wissen, daß wir derselben unbegreiflichen Macht unterworfen sind. In der That befand sich die Jugendgeliebte Violet's, wie ich später erfuhr, nicht mehr in H. Sie war mit ihrem Gatten, einem Kaufmann, nach Amerika ausgewandert, und dort längst verschollen und verdorben.

Der Schmerz und die Sorge um den Kleinen ließen uns wenig von der Abreise bemerken, und auch die nächsten drei Tage vergingen über dem erschütternden Schauspiel der allmäligen Auflösung. Das kleine Leben erlosch langsam von Tag zu Tag, von Stunde zu Stunde. Am ersten Tage schrie das Kind noch bisweilen, am zweiten waren die Augen bereits verglast und erloschen, am dritten athmete es noch und vegetirte wie ein Pflänzchen, endlich Mittags gegen ein Uhr war keine Spur von Leben mehr zu entdecken.

Erst jetzt wurde Wally ruhiger, wie alle Abschlüsse als unabänderliche Thatsachen die Seele beruhigen. Es ist merkwürdig, welche Anziehungskraft eine Leiche besitzt, wäre es auch nur die eines kleinen Kindes. Der Tod ist immer eine „Sehenswürdigkeit," ein altes, ewig neues Geheimniß. Die ganze Nachbarschaft kam, und das große Gartenzimmer war den ganzen Tag über von Leuten gefüllt, welche kamen, die kleine Leiche zu betrachten. Kindswärterinnen, Arbeiterinnen, Bauermädchen, frühere Dienstboten des Hauses, Kinder und alte Frauen kamen und brachten Blumen. Dem Kleinen ward in jenem Gartenzimmer eine Art von Katafalk errichtet. Blumen, Lichter, Räucherwerk, und über das Köpfchen des Kleinen hatte Wally ihren Brautschleier gebreitet. Es war ihr ein schmerzlich süßer Genuß, den Liebling so reich und köstlich zu schmücken, als es möglich war, und es störte sie auch nicht, wenn die Vorübergehenden stehen blieben und neugierig zum offenen Fenster hereinsahen.

Die Luft des Frühlingstags draußen war drückend schwül, ich konnte das Gefühl nicht los werden, als stände ein Gewitter am Himmel, obwohl das Firmament wolkenfrei war, aber die Gedanken an Violet wollten nicht weichen; unablässig kam mir das letzte Gespräch über die Unsterblichkeit zurück, besonders jene sinnige Idee, daß die längst Verstorbenen unserer Familie Botschaft empfangen durch die Neuankommenden, oder daß unsere sterbenden Freunde, Brüder, Kinder gleichsam als Auswanderer aus dem Lande des Lebens jenseits des dunklen Oceans empfangen werden von den Voraufgegangenen.

Die Zeit verging; es war am dritten Tage nachher, als ich vom Kirchhofe zurückkam, wo der kleine Liebling begraben worden war. Da wir zur Stadtgemeinde zählten, war auch der Kleine auf dem städti-

schen Gottesacker beerdigt worden, und nicht auf dem nahen Dorfkirchhofe, wie es eigentlich der Wunsch Wally's gewesen war. Jetzt lag das Grab beinahe eine Stunde weit entfernt von ihr, und ich konnte dies nur für ein Glück halten, denn sie würde sonst Tag und Nacht auf dem Dorfkirchhofe zugebracht haben. Obwohl Wally bei der großen Anzahl von Verwandten und Bekannten, welche ihr herzlichste Theilnahme bewiesen, nicht verlassen auf dem Landhause war, eilte ich doch, den weiten Weg zu beschleunigen. Soeben überschritt ich einen belebten Platz der Stadt, als plötzlich eine kalte Nase meine Hand berührte. Ich sah mich um und bemerkte einen großen schwarzen Hund, der mit Staub und Schmutz bedeckt war. Abgesehen von diesem verwahrlosten Aeußern, glich er so deutlich dem Hunde Violet's, dem treuen Nero, daß ich erschrak.

Einen Augenblick stand der Hund still und blickte mich forschend an, dann rannte er weiter und trabte hinter einem geschlossenen Wagen her, der in einiger Entfernung vor mir her fuhr. Dann kehrte der Hund wieder zu mir um, gleichsam um zu sehen, ob ich folge. Ich wußte nicht, was ich davon denken sollte, und ohne lange zu überlegen, folgte ich raschen Schrittes dem Wagen, welcher in die Stadt einbog und einige Straßen weiter hielt — und zwar vor einer Buchdruckerei, in deren Verlag ein kleines Localblatt erschien. Ich sah wohl, daß Jemand aus dem Wagen stieg und in dem Hause verschwand, konnte ihn aber, der beträchtlichen Entfernung halber, nicht erkennen. Glücklicherweise blieb der Wagen dort halten.

„Wen fahren Sie?“ fragte ich den Kutscher.

„Ich weiß nicht,“ antwortete er, „keinen Hiesigen, aber er kommt gleich wieder heraus und fährt weiter.“

Wohl zehn Minuten lang wartete ich mit den quälendsten Gedanken, bewegt von einer Erschütterung, die ich selbst nicht zu deuten wußte. Violet war der Passagier nicht, denn ihn kannten alle Kutscher der Stadt. Wie mit einem Kanonenschlage stand es vor mir: Violet ist todt, und hier ist der Erbe seines Hundes!

Nach einer „halben Ewigkeit“ ging die Thür der Hauses wieder auf und wer trat heraus? Niemand anders als Wiprecht, der Busenfreund Violet's und Schauspieler von H. Er war schwarz gekleidet und sein Gesicht trug einen ernsten, feierlichen Ausdruck.

„Mein Gott, Sie sind es, Wiprecht?“ rief ich ihn an. „Was machen Sie hier? Wo kommen Sie her? Wo ist Violet?“

Als er mich erkannte, umarmte er mich stürmisch und küßte mich mitten auf der Straße. Dann nahm er mich mit einer gewissen Würde an der Hand und deutete auf den Wagen, als lüde er mich ein, miteinzusteigen.

„Nicht bevor Sie mir mittheilen, was aus Violet geworden, und was Sie hier zu thun haben. — Ich beschwöre Sie, erlösen Sie mich von diesen Qualen der Ungewißheit.“

Er aber bewegte beschwichtigend seine Hand und flüsterte: „Nur nicht so laut, nur nicht so laut. Die Leute werden es ja doch noch früh genug erfahren. Wissen Sie, ich fahre bei den Zeitungsredactionen herum, um die Herren zu bitten, nichts aufzunehmen, was etwa gerüchtweise über das Ereigniß verlautet. Schweigen ist für die Ehre der Familie in jeder Beziehung besser — wenigstens einstweilen. So ist es ausgemacht worden.“

„Aber ich bitte Sie, von welchem Ereigniß reden Sie? Spannen Sie mich nicht länger auf die Folter.“

Wiprecht aber seufzte, holte tief Athem und schüttelte melancholisch das Haupt. „Sie wissen noch nichts, Sie ahnen noch nichts?“

Wieder tönte mir der Ruf in die Ohren: Violet ist todt! „Violet ist todt!“ schrie ich den Fremden an; er aber nickte stumm und ergriff mich plötzlich am Arm.

„Mensch, warum sind Sie nicht mitgereist? Warum haben Sie die Damen allein reisen lassen? Welcher Teufel trieb sie zu uns! Es hätte Alles anders kommen können, kommen müssen, ich hatte ihn so schön auf guten Weg gebracht, so hübsch wieder zusammengerichtet, da kommen die Frauen — “

„Sidonie und ihre Mutter? Aber mein Himmel, wo sind sie — doch nicht etwa ein doppeltes Unglück —“

Wieder hielt der Wagen, wieder stieg Wiprecht aus, um bei einer andern Zeitung die gehörigen Schritte zu thun. Mir war dieser fahrige, sonst so brave Mensch

unausstehlich. Warum sagte er mir nicht Alles auf einmal? Warum quälte er mich mit hingeworfenen halben Phrasen, die das Entsetzlichste vermuthen ließen. Es verfloß wieder eine peinliche Viertelstunde, ich war gefaßt, etwas Schauererregendes vernehmen zu müssen; und mir hämmerte das Herz, wenn ich an alle Möglichkeiten dachte.

Endlich kam Wiprecht wieder heraus. „So, jetzt noch das große Intelligenzblatt, dann sind wir fertig. Nein, von einem doppelten Unglück ist keine Rede — wie Sie etwa vermuthen wollen. Sidonie und ihre Mutter sind mit mir heute angekommen und werden jetzt längst in ihrem Landhause sein. Wir haben auch schon Abschied von einander genommen und werden uns so bald nicht wiedersehen. Meine Begleiterrolle ist ausgespielt."

„Aber zum Henker, erzählen Sie endlich, Sie sehen ja, ich vergehe vor Ungeduld, von Violet's Schicksal zu hören."

Herr Wiprecht athmete wieder tief auf, als koste es ihm unendliche Selbstüberwindung, die Ereignisse der letzten Tage zu berühren und die Wunden seines eigenen Herzens wieder aufzureißen. Mühsam und vielfach unterbrochen vom Rollen des Wagens, vom Aussteigen und Einsteigen, brachte er allmälig folgende Erzählung von Violet's Ausgang zu Stande.

* * *

„Sie können sich die Freude denken, als zu meiner Ueberraschung Violet vor einer Woche plötzlich in H. erschien. Er habe Urlaub, sagte er, und wollte sich von seiner Brustfellentzündung erholen. Uebrigens hatte ich bei meinem letzten Aufenthalt ihn wiederholt eingeladen, auch mich einmal zu besuchen und er hatte es mir für dieses Jahr noch zugesagt. Ich kann sagen, ich erkannte meinen alten Freund kaum wieder. War er mir zu Hause gedrückt und tiefsinnig vorgekommen, so war er in H. von einer Ausgelassenheit, die sonst gar nicht in seiner Natur lag. Er sprach viel von seiner großen Reise nach Paris, wohin ich ihn durchaus begleiten sollte, selbst auf seine Kosten, denn allein wollte er um keinen Preis die weite Reise antreten. Bei dieser seiner Absicht fiel mir zunächst eines auf. Er verkaufte nämlich alle seine Kleider, er schenkte mir seine Uhr und seine Ringe, und der alten Magd, welche uns bediente, gab er gleich am ersten Tage wenigstens drei seidene Tücher. Als er einmal das Zimmer verlassen und seinen Koffer offen gelassen hatte, fiel mir im Winkel desselben ein in einen Strumpf gesteckter sonderbarer Gegenstand auf. Ich untersuchte denselben und fand eine geladene Pistole.

„Ohne mich weiter zu bedenken, nahm ich die Waffe weg und verschloß sie im hintersten Fach meines Secretärs. Den Koffer schlug ich zu und schob ihn unter sein Bett. Als er wieder in's Zimmer trat, suchte ich ihn sofort auf andere Dinge zu bringen. Am liebsten sprach er von der dramatischen Kunst und von den Künstlern, weil sie ihm am meisten zu schimpfen gaben. Entweder müsse man ein großer Schauspieler werden oder gar nicht anfangen. Wir übrigen seien nichts als Lumpengesindel. Vor allen Dingen wollte er mich retten und erlösen. Ich sollte die Bühne verlassen, denn ich sei doch nur ein Stümper. Ich ließ ihn ruhig reden, denn ich kenne darin seine Art schon, versprach ihm auch zum Schein, Alles zu thun, was er wollte. Nur meinen Contract müsse ich bis zu Ende halten, dann wollte ich mir seine Pläne überlegen.

„Von seiner Frau sprach er niemals, und als ich selbst gelegentlich von ihr begann, rief er: „Pst, sie hört Alles — sie weiß Alles, reden wir lieber von etwas Anderm." — Sehen Sie, ich habe eigentlich immer die Ueberzeugung gehabt, daß er, wenn auch tief versteckt, einen grimmigen Haß gegen seine Frau hege, denn ich glaube noch immer, daß er sie nur gezwungen geheirathet hat — ja, ich selbst hasse Sidonien, denn sie hat mir eigentlich Violet's Freundschaft gestohlen und wenn ich noch irgend einen Zweifel an Violet's Gesinnung gehabt hätte, so wäre mir jener entsetzliche Vorfall am Flußufer ein redender Beweis gewesen. Zwar er selbst machte es zur Ehrensache, sich und Andere darüber zu täuschen.

„Ich weiß nicht, wie es kam, daß ich diesen seinen Widerwillen gegen Sidonien berührte, da fuhr er auf in der heftigsten Weise. Wenn Du noch einmal in diesem Tone von meiner Frau sprichst, so nimm Dich in Acht. Wir sind beide nicht werth, von diesem Engel nur zu reden. Du hast keine Ahnung, was sie an meiner Seite

ausgestanden hat, denn ich habe sie unglücklich gemacht.

„Rede du nur, dachte ich mir, ich denke mir mein Theil für mich. Deine Noblesse, alle Schuld auf dich allein zu nehmen, macht mich nicht blind, aber von der Zeit an hütete ich mich, wieder von ihr zu reden.

„Was soll ich sonst noch von ihm erzählen? Violet lebte in seiner exaltirtesten Art. Schon des Morgens begann er in großen Quantitäten Wein zu trinken, den Kopf wusch er sich mehrere Male des Tages mit Kölnischem Wasser, und kein Abend verging, daß er nicht eine kleine Gesellschaft mit Maiwein oder Champagner oder mit schwedischem Punsch tractirt hätte.

„An einem der letzten Tage machten wir eine Lustfahrt auf dem Strome. Violet hatte es speciell gewünscht. — Er wollte das Wasser auf das Genaueste untersuchen, und hatte deshalb ein Senkblei mitgenommen. Der Strom geht zwischen schönen Wiesen und Felsenpartien wohl eine Stunde weit von H. bis zum Dorfe T. Dort biegt rechts ein Arm des Stromes ab für die Schifffahrt. Der Hauptstrom ist gesperrt durch ein bedeutendes Wehr, um das Wasser für eine Mühle am linken Ufer zu benutzen. Man fährt gewöhnlich bis auf zweihundert Schritt am linken Ufer hin, weil es schattiger und angenehmer ist. Dann muß man den Strom quer durchschneiden, um noch in den rechten Arm zu kommen und nicht über das Wehr gerissen zu werden. Bei hohem Wasserstande, wenn der Strom reißender geht, ist hier schon mannigfaches Unglück vorgekommen.

„Während wir so auf dem schönen Strome zu zweien allein in dem Kahne dahinfuhren, begann Violet allerlei seltsame Reden zu führen, zum Beispiel über die Ungerechtigkeit und Blindheit der Menschen, wie sie über den Selbstmord zu urtheilen pflegen, ohne zu ahnen, was dazu gehöre, um so weit zu kommen und mit Allem fertig zu werden. — Dann sprach er über die Pflicht, Platz zu machen und aus dem Leben zu gehen, wenn man nichts nütz sei oder wenn man ein Unglück damit verhüten könne, zum Beispiel das Unglück, unter dürftigen Umständen eine Familie zu gründen, wie er von mir ohne alle Ursache vermuthete. — So ein Mensch wie ich, sagte er von mir, sei im Grunde doch höchst überflüssig auf der Welt, und wenn ich einen Rest Courage hätte, so sollte ich ihn am besten dazu verwenden, mit Ehren aus der Welt zu gehen. Ich lachte natürlich zu solchen Zumuthungen.

„Inzwischen kamen wir dem Wehr immer näher, ich machte Violet darauf aufmerksam. Er lachte und ließ plötzlich den Kahn treiben.

„Mach' keine Dummheiten, rief ich, aber er warf das Steuerruder in's Wasser, da erkannte ich, daß es sein bitterer Ernst war, über das Wehr zu fahren. Rasch ergriff ich jetzt mein Ruder, stellte mich aufrecht an die Spitze des Kahns und „holte Wasser,“ wie man zu sagen pflegt. Mit genauer Noth noch und kaum zwanzig Schritt vor dem Wehr kamen wir über die Breite des Stroms in den rechten Arm und an das Ufer.

„Ich danke für das Vergnügen, sagte ich ihm, aber es ist das letzte Mal, daß ich mit Dir gefahren bin — mir zitterten die Hände noch den ganzen Nachmittag.

„Violet aber lachte und sagte, er habe mich nur auf die Probe stellen wollen, ob ich Muth hätte. Trotz seiner Versicherungen kam es mir vor, als suche er nach einer Gelegenheit, gleichsam durch Zufall zu Grunde zu gehen, und ich versäumte nicht, ihm über ein solches Beginnen tüchtig meine Meinung zu sagen. Ich nahm mir auch vor, nicht mehr in einer Wohnung mit ihm zu schlafen, denn ich fühlte mich meines Lebens nicht mehr sicher. — Freilich machte ich mir selbst zugleich Vorwürfe, denn Violet war bei alledem wieder so liebenswürdig, so zärtlich, so kindlich fröhlich und unbefangen, daß ich mich meines Verdachts schämte.

„Siehst Du, sagte er, hier bin ich ganz glücklich, hier bin ich ruhig und zufrieden, aber wenn ich daran denke, daß ich wieder nach Hause zurückmüßte, wo ich nichts bin und nichts erreiche, dann packt es mich wie mit eiskalter Faust. — Mach', daß wir bald fortkommen nach Frankreich, sonst geht die Sache übel. Du mußt mit, Freund, Du mußt mit oder wir fahren beide in die Hölle. — Um ihn zu beruhigen, versprach ich ihm, den ersten nächsten Monats mit ihm abzureisen. Er aber wollte schon in drei Tagen. Nun in Gottes Namen, in drei Tagen; dann wollte er morgen, und mir blieb nichts übrig, als darein zu willigen, morgen mit ihm nach Paris zu rei-

sen, das heißt eigentlich zu entfliehen, denn mein Contract war noch nicht abgelaufen.

„Am Abend hatte ich die Rolle des Alpenkönigs in Raimund's Stück zu spielen, und trieb deshalb meinen Freund und Menschenfeind nach Hause. Kaum eine halbe Stunde blieb nach der Rückkehr bis zum Beginn des Theaters übrig.

„Violet begab sich sofort wieder in ein Weinhaus; ich eilte in meine Wohnung, um mich umzukleiden, dort erfuhr ich, daß zwei Damen nach mir und nach Violet gefragt hätten, es müßten Fremde gewesen sein, sagte die alte Magd, denn sie hätten gesagt, daß sie im „Goldnen Ritter" abgestiegen seien. Mein erster Gedanke war ein Abenteuer, meine zweite Idee ging auf eines seiner frühern Verhältnisse, denn Violet war vor Jahren bereits einmal in H. engagirt und verschwand plötzlich, um etwas Anderes zu werden, wie es hieß, eines schönen Frauenzimmers halber.

„Um nichts von der bevorstehenden, jedenfalls höchst interessanten Geschichte zu verlieren, beschloß ich, Violet erst nach dem Theater davon zu sagen. Ich suchte ihn jetzt in der Weinstube auf, um ihn mitzunehmen. Heute ausnahmsweise hatte er mir zugesagt, in das Theater zu gehen, um mich spielen zu sehen. Da er dies zum ersten Male that, und da er fortwährend auf alles schimpfte, was zum Theater gehörte, war meine Freude nicht klein, denn ich konnte ihn jetzt doch überzeugen, daß ich meinen Platz nicht mit Unehren ausfüllte, kurz, ich brachte ihm ein Billet für die Fremdenloge im zweiten Range. Als ich im Costüm auf die Bühne trat, sah ich ihn durch das Loch des Vorhangs ganz gravitätisch in seinem Fauteuil sitzen. Nach dem ersten Acte klatschte er wie unsinnig Beifall und rief mich mit einer Löwenstimme heraus. Im Zwischenact sah ich abermals durch die Gardine, er saß immer noch auf seinem Platze; wie ich wieder hinsehe, fehlt er plötzlich, aber ich dachte nichts Arges, denn er konnte am Buffet sein.

„Plötzlich reißt mich Jemand von hinten vom Vorhang weg und mit sich fort.

„Es war Violet.

„Wie ein Rasender war er auf die Bühne gestürzt, um mich zu suchen.

„Als wir in der Garderobe waren, wo uns Niemand sah, fiel mir Violet um den Hals. — Lebwohl Werner, lebwohl Werner! — Denke Dir, sie sind da — auf dem Balcon vorn sitzen sie. Ich bin verfolgt, ich soll meine Freiheit nicht haben. Wie Furien reißen sie mich zurück in den Wirbel, ich soll nichts vergessen und nichts erreichen. O mein Gott, o mein Gott, gibt es keinen Winkel in Deiner weiten Schöpfung, wo Ruhe ist — Ruhe, Ruhe. Dann umarmte er mich wieder und wollte fort.

„Ich drängte ihn jedoch, ohne daß er es merkte, in die Garderobe, denn sein Lärm auf der Bühne machte Aufsehen. Dort gab ich ihm ein Glas Wasser und drückte ihn auf einen Stuhl nieder.

„Aber er lachte und stieß mich zurück. Du bist ein Narr, Werner, ein Narr, gib mir einen Winkel in der Hölle, wo man die Hände zusammenschmiedet und die Gedanken, daß sich nichts mehr regen kann. Dann lachte er wieder. Gut ausgedacht, Nachreisen, Einfangen, Zurückschleppen — o vortrefflich ausgedacht, vortrefflich ausgerechnet! Violet ist das geduldige Spielzeug, Violet ist das willenlose Lamm, das sich nicht zu rühren wagt, wenn Ihr kommt mit der Sitte, mit dem Anstand, mit der Liebe, mit der Pflicht, mit den gläsernen Augen und der Engelsmilde. Der Teufel soll solche Milde, solche Engel holen, aber sie überteufeln ihn, sie machen sich ein Feuer selbst im Himmel und tanzen herum und stoßen sich glühende Gabeln in's Herz aus lauter Liebe, aus lauter Liebe. Vielleicht gibt's in der Hölle einen Winkel, wo man den Himmel spielt, wo die Mörder Apostel spielen und die Hexen Heiligenscheine tragen. Da will ich hin! Und wieder wollte er hinaus. Ich wußte nicht, was ich machen sollte. Die Klingel rief, denn der zweite Act begann.

„Man muß aus der Noth eine Tugend machen, dachte ich, und log ihm vor, ich käme gleich zurück, vorsichtig aber schloß ich hinter mir die Garderobe zu und dachte ihn fest und sicher zu haben.

„Als ich auf die Bühne trete, erkannte ich auf den ersten Blick Violet's Frau und ihre Mutter; sie saßen auf dem Balcon und waren erst nach dem ersten Acte gekommen. Das waren also die Personen, welche Violet einen solchen Schrecken eingejagt hatten. Sehen Sie, jetzt merkte ich freilich, daß es sein ernster Wille war, sich auf immer von seiner Frau zu trennen, auf

immer seine Freiheit zurückzuerobern; aber Jene wollten es nicht.

„Jetzt fielen mir auch die Schuppen von den Augen bezüglich der Damen, welche im „Goldnen Ritter“ wohnten und die nach mir und Violet gefragt hatten. Offenbar waren sie in das Theater gekommen, um Violet aufzuspüren. Ich sah auch, daß sie miteinander von mir sprachen und im Hause herumlorgnettirten, als suchten sie Jemand unter den Zuschauern.

„Ich spielte natürlich sehr zerstreut und brachte mehrmals Alles in Unordnung.

„Im nächsten Zwischenact eilte ich in die Garderobe zurück, aber siehe da, die Thür war aufgesprengt, Violet war fort. Sie können sich meinen Schrecken denken, und dennoch war ich froh darüber, denn ich fürchtete, er möchte mir im Theater selbst einen neuen Scandal anfangen, wie vorher auf der Bühne. Gleich darauf kam ein Logenschließer zu mir herunter und ließ mich im Namen zweier fremden Damen fragen, ob Violet nicht hier sei, und wo er sich befinde. Ich weiß nicht, welche unhöfliche Antwort ich darauf gab, aber es half nichts. Der Logenschließer kam noch einmal und zwar in Begleitung des Directors, der mir mit verdrießlicher Miene sagte, es wären zwei Damen angekommen, die mich nach Beendigung der Vorstellung im „Goldnen Ritter“ bestimmt erwarteten, wenn sie mich nicht gerichtlich sollten holen lassen, denn ich müsse Rechenschaft ablegen.

„Was treiben Sie denn für Sachen, setzte er mit strenger Miene hinzu. Kommt man endlich auf Ihre Schliche, Sie solider Herr, ich will doch nicht hoffen, daß — Aber ich ließ ihn nicht ausreden, und gab ihm eine noch derbere Antwort, als dem Logenschließer vorhin. Ja, ich hatte Lust, ihm meinen Contract und den ganzen Plunder vor die Füße zu werfen, um mich sofort aus dem Staube zu machen, kurz, ich war so wüthend, so barsch, und spielte auch so desparat im nächsten Act, daß, was mir noch nie begegnet ist, das Publicum mich bei offener Scene herausrief. Bei dieser Gelegenheit sah ich, daß die beiden Damen das Haus verlassen hatten.

„Als das Stück zu Ende war, lief ich fort. Ich weiß nicht, wie ich nach Haus gekommen bin — ich weiß auch nicht, was mich grade dorthin trieb, denn sonst blieb ich noch einige Stunden mit meinen Collegen in einem benachbarten Kaffeehause, aber ich vermuthete halb und halb, daß Violet dagewesen sein müsse, oder sich dort verborgen halte.

„Ist mein Freund nicht da? fuhr ich die alte Magd an.

„Ja wohl, sagte sie, Herr Violet war da, ganz auseinander, aber er ist gleich wieder fort. Schauen Sie nur hinein, wie er gewirthschaftet hat — wie der hellblaue Teufel. — Die gnädige Frau läßt Ihnen sagen, daß sie solche Leute nicht behalten könne. — Sie läßt Ihnen das Zimmer auffsagen, denn was zu arg ist, ist zu arg, und so hat noch kein anständiger Herr gehaust, als Ihr Freund; nichts für ungut!

„Das Erste, was mir in die Augen fiel, als ich in das Zimmer trat, war eine allgemeine Zerstörung. Gläser, Vasen, Büsten, Bilder — Alles war zertrümmert, selbst einige Stühle waren zerbrochen. Der Koffer, welcher unter Violet's Bett stand, war hervorgezogen und stand offen. Wäsche, Papiere, Kleider, Alles lag durcheinandergewühlt am Boden. Offenbar hatte er seine Waffe gesucht und aus Zorn, daß ich sie ihm entwendet, hatte er Alles zerschlagen. Aber was hatte er nun begonnen? Nach vielen Fragen brachte ich aus der Magd noch heraus, daß er auch den Nero, der sonst im Hof angebunden war, mitgenommmen hatte.

„Nicht ohne Bangen und trübe Ahnungen begab ich mich in das Gasthaus zum „Goldnen Ritter.“ Der Oberkellner kam mir entgegengelaufen. „Herr Wiprecht, Sie werden erwartet.“ Ich hätte dem Menschen eine Ohrfeige geben können, so empörte mich die dummdreiste Pfiffigkeit in seinem Gesichte.

„Er führte mich eine Treppe hinauf, aber die Thür des betreffenden Zimmers öffnete sich, ehe wir noch davor waren. Man hatte uns kommen hören. Beide Frauen standen auf der Schwelle, noch in vollständiger großer Toilette, wie sie im Theater erschienen waren.

„In höchster Aufregung stürzte mir Sidonie entgegen. Wo haben Sie meinen Mann? Er ist hier in H. Wir wissen Alles. Warum verstecken Sie ihn? Warum verbirgt er sich vor uns? Führen Sie uns zu ihm. Auf der Stelle!

„Ich muß wohl mit einem sehr dummen Gesicht dagestanden sein, so verblüfften mich ihre Fragen. Gnädige Frau, sagte ich, wo Ihr Gemahl gegenwärtig sich befindet, bedaure ich selbst nicht angeben zu können, aber auch, wenn ich es wüßte, so würde ich es Ihnen nicht sagen.

„So tragen Sie auch die Verantwortung von allem, was geschieht! rief die junge Frau.

„Was wollen Sie damit sagen?

„Was ich sagen will, daß ich es nichtswürdig finde, sich als Unberufener zwischen Mann und Frau zu stellen.

„Erlauben Sie mir, gnädige Frau, davon kann hier gar nicht die Rede sein. Ich bin zwar Violet's Freund seit jugendauf und habe ältere Rechte an ihn als irgend Jemand auf der Welt, aber wie gesagt, davon kann keine Rede sein, mich zwischen Sie zu drängen. Trotzdem darf ich es wohl etwas befremdend, etwas sonderbar finden, daß meinem Freunde nicht einmal sein Urlaub gegönnt wird. Violet, Ihr Herr Gemahl, ist doch wahrhaftig kein kleines Kind, dem Frau und Mutter sofort nachstürzen müssen, damit er draußen nicht in's Wasser fällt oder von den Hühnern weggetragen wird.

„Es ist empörend, mir so zu begegnen! rief Sidonie in höchstem Zorn und sank schluchzend auf einen Stuhl.

„Aber nun begann ihre Mutter: Erlauben Sie mir, Herr Wiprecht, Sie scheinen die Wahrheit gar nicht zu kennen. Sie glauben, Violet habe eine Urlaubsreise angetreten. So wird er Ihnen gesagt haben. In Wahrheit aber ist er entflohen, ohne Abschied und ohne Erklärung. Wir haben rein durch einen Zufall erfahren, daß er sich hier bei Ihnen befindet.

„Wenn sich das so verhält, so wird er auch wohl seine Gründe gehabt haben, so zu handeln, sagte ich ziemlich ärgerlich, denn mir imponirten jene Mittheilungen keineswegs; halb und halb hatte ich es schon errathen können, daß die Dinge so standen, aber ich goß mit meinen Worten nur Oel in das Feuer.

„Gründe! rief Sidonie. Was wissen Sie für Gründe?

„Nur ruhig, liebe Tochter, fuhr die Mutter beschwichtigend fort. Ich muß Ihnen ferner bemerken, daß Violet an einer Gemüthskrankheit leidet, und daß es uns wohl nicht gleichgiltig sein darf, was er hinter unsern Rücken beginnt, es ist unsere Pflicht, ihn nicht aus unsern Augen zu lassen, und deshalb verlangen wir, daß Sie uns unverzüglich zu ihm führen, oder ihn bewegen, hierherzukommen.

„Diese Erklärung kam mir, offen gestanden, halb komisch vor. Gemüthskrankheit, sagte ich, davon habe ich nichts bemerkt. Violet war heiter, lustig und lebensfroh, wie ich ihn noch niemals gesehen habe, und ich finde schlechterdings keinen Grund, ihn deshalb unter Curatel zu stellen, und mit ihm zu experimentiren, wie es gewisse Aerzte thun, die rasch berühmt werden wollen.

„Wollen Sie mich die Pflichten einer Frau lehren? rief wieder Sidonie. Ich allein bin im Stande, den Unglücklichen im Zügel zu halten, denn ich kenne ihn genau, ich weiß ihn zu behandeln und fürchte mich nicht vor ihm; ich darf ihn auch jetzt nicht allein lassen.

„Aber mein Gott, wozu das Alles. Es sieht wahrhaftig aus, als wäre eine Eifersucht im Spiele.

„Ja wohl, das ist es auch, Herr Wiprecht! Was hat mein Mann unter Leuten zu thun, die ich nicht kenne. Er wird leicht zu lockerm Leben verführt, während er mäßig leben, seine Brust und seine Stimme schonen muß, wenn er überhaupt wieder genesen will. Daran wird hier nicht zu denken sein. Man weiß ja, welche Lebensweise die Herren von der Bühne lieben!

„Dieser directe Vorwurf indignirte mich in höchstem Grade. Er wird wohl auch in meinen Händen gut aufgehoben sein, denn ich kenne ihn noch länger. Aber diese Liebe und Sorgfalt, wie Sie sie üben, muß ihn rasend machen. Ja wohl, rasend, wenn irgend etwas vorfällt, so tragen Sie, nicht ich die Verantwortung. Violet weiß bereits von Ihrer Ankunft, und ich fürchte — was Sie verhindern wollen, führen Sie herbei!

„Da hatte mich Sidonie am Arm. Ich beschwöre Sie, foltern Sie mich nicht länger. Was ist vorgefallen? Wo ist Violet?

„Bei allen Teufeln, ich weiß es nicht! rief ich und wollte fort.

„So müssen wir die Hilfe der Behörden in Anspruch nehmen, meinte jetzt die Mutter.

„Die Hilfe der Polizei, wollen Sie sagen, ein schönes Heldenstück, ihn mit Gewalt an eine Frau zu fesseln, die er haßt,

die er verabscheut, weil sie sich ihm aufgedrungen hat, weil sie ihn nicht versteht, weil sie sein Unglück ist.

„Da brach die Frau in einen Strom von Thränen aus. Hat so Violet von mir gesprochen, zu Ihnen gesprochen?

„Nein, sagte ich, dazu ist er viel zu nobel, aber ich beurtheile ihn so, weil ich ihn kenne.

„Dann nehmen Sie auf der Stelle Ihre empörenden Worte zurück; hier lesen Sie seinen Brief, den er uns zurückgelassen hat — er war an seinen Schwager gerichtet, aber er wird auch Ihnen volle Klarheit geben, wie es mit ihm steht!

„Was wollte ich machen, ich nahm den Brief und las ihn, während Sidonie still vor sich hin weinte. Sie wissen, was darin stand. Ich sah nun 'wohl, welche unverzeihliche Thorheit ich begangen hatte, mich zu solchen Aeußerungen hinreißen zu lassen. In der That, ich fühlte, daß ich eine höchst erbärmliche, arrogante Rolle gespielt hatte. So zu sagen fußfällig bat ich die Damen um Verzeihung und in aller Ruhe beriethen wir nun, was zu thun sei.

„Es waren nur zwei Fälle in Betracht zu ziehen, entweder Violet war mit dem Nachtzuge weitergereist, Gott weiß wohin, oder er hielt sich in der Stadt selbst noch irgendwo versteckt; den dritten Fall, der mir nicht aus den Gedanken wollte, wagte ich nicht auszusprechen. Es ward verabredet, daß ich sofort auf den Bahnhof gehen sollte, um die nöthigen Erkundigungen einzuziehen; falls sich dort nichts ergab, sollte ich mich am andern Morgen so frühzeitig als möglich wieder im „Ritter“ einfinden, um dann weitere Maßregeln zu treffen; ich hatte den beiden Frauen nämlich über das Benehmen Violet's in den letzten Stunden nichts mehr verschwiegen und ihnen jene Auftritte auf der Bühne und in der Garderobe mitgetheilt.

„Auf dem Bahnhof ergab sich nichts. Es waren mit dem Nachtzuge nur ein paar Bauern, einige Studenten und Kaufleute abgefahren.

„Todtmüde langte ich erst nach Mitternacht in meiner Wohnung an und freute mich wenigstens einige Stunden ruhig schlafen zu können, aber ich versuchte es umsonst. Immer war es, als wenn Jemand aus weiter, weiter Ferne meinen Namen rief, bald als wenn ein Finger von draußen an die Scheiben des Fensters klopfe. Um Ruhe zu schaffen, öffnete ich alle Fenster. Die Nacht war weich und regnerisch. Eintönig rauschte es von den Dachrinnen, und manchmal fuhr ein Windsausen durch das weite Thal. Endlich schlief ich wirklich ein, aber ich weiß nicht, was mich plötzlich wieder weckte. Die erste blasse Dämmerung des Tagesgrauens stand am Himmel. Ich sah nach der Uhr, es war drei Uhr vorüber. Noch immer rauschte der Regen herab; in weiter Ferne krähte ein Hahn, dann begann in der Nachbarschaft ein Hund zu heulen. Der gute treue Nero kam mir wieder in den Sinn, und ich schlief nochmals ein, aber das Heulen kam immer näher und zuletzt war es, als wenn es dicht vor dem Hause winsle und kratze. Ich stand nochmals auf und sah zum Fenster hinaus. Kaum glaubte ich meinen Augen zu trauen, als ich in der Dämmerung den Nero erkannte, der winselnd und unterdrückt zu mir heraufbellte. Sofort warf ich mich in die Kleider und eilte hinunter, um die Thür zu öffnen. Das Thier zitterte am ganzen Leibe und war völlig naß. An seinem Halse hing ein ganz fremdes Halsband aus schlechtem Leder und daran das abgerissene Ende eines Strickes. Ich versuchte den Hund hereinzulocken, aber er gehorchte nicht, sondern blieb winselnd vor der Schwelle stehen, als erwarte er, daß ich ihm folgen solle.

„Ich überlegte, was zu thun sei, aber fand keinen andern Entschluß, als meine Nachforschungen sofort auf eigene Faust anzustellen und den Damen erst nach meiner Rückkunft Bericht abzustatten. Der treue Nero ward zu meinem Führer. Was ich dunkel nur geahnt hatte, ward zur Wahrheit. Denselben Weg, den wir gestern gemacht hatten zum Anlandeplatz der Kähne, sprang der Hund voraus. Statt wie gestern einen Kahn zu nehmen, ging ich nun am Ufer hin. Der Weg geht an einem Steinbruch vorüber und an Thaleinschnitten, in denen junge Kirschbäume blühten. Dann kommt ein einsames Fährhaus, ferner die Trümmer einer berühmten Burg hoch droben auf steilen Felsen, dann die majestätischen Wipfel des Amtsgartens zu G. und wieder herrliche Felspartien. So oft ich den schönen Weg schon gegangen, noch niemals war er mir so lang vorgekommen. Thal und Strom und die

weite Landschaft, Alles lag noch im blauen Schatten der Dämmerung. Grau hingen die Wolken vom Himmel herab, der immer noch den Segen des Regens herabschickte. Je öfter ich mir die Sache überlegte, desto gewisser wurde es mir, daß Violet die gestrige Kahnfahrt nur gemacht habe, um die Tiefe des Stroms zu erproben, und eine passende Stelle auszusuchen. Jenes Schießenlassen des Kahns vor dem Wehr war sicher nur ein momentaner Einfall gewesen.

„Dort, wo der Strom eine Biegung macht, in der Nähe der Fähre, stehen einzelne Häuser zerstreut, in denen Fischer und Torfgräber hausen. Sie zogen in der Morgenfrühe eben zur Arbeit aus.

„Schau, sagte ein alter Mann, indem er auf mich zukam und auf den Hund deutete, da ist ja die Bestie wieder — aber Nero fuhr knurrend auf ihn los, so daß ich ihn nur mit Mühe zum Schweigen bringen konnte. Herr, der Hund gehört mir, schrie der Alte, er ist mir geschenkt worden, und ich geb' ihn nicht wieder her!

„Geschenkt, und von wem? Erzählt, wie das zusammenhängt.

„Gestern Abend nach neun Uhr war es, sagte der Mann, ich kam grad aus dem Wirthshaus, da treff' ich da einen Stadtherrn, der dem Hund ein seidenes Tuch um den Hals bindet und in dem Tuch war ein schwerer Stein. Dann brachte er ihn auf die Fähre bis an den Rand und stieß ihn plötzlich in das Wasser, aber das Thier kam wieder herauf, denn den Stein hatte es abgeschüttelt.

„Zum Henker, Herr, sag' ich, warum wollt Ihr das schöne Thier ersäufen?

„Eh, sagte er, die Bestie ist bös und krank und zu nichts zu gebrauchen, ich thu' ihm eine Wohlthat, wenn ich ihn aus der Welt schaffe.

„Nehmt's mir nicht übel, Herr, sag' ich, das sieht nicht so aus. Schenkt mir den Hund, wenn Ihr ihn doch einmal los sein wollt, ich nehm' ihn auf meine Gefahr, mit seinen Mucken wollen wir schon fertig werden.

„Erst wollte der Herr lange nichts davon wissen, endlich sagt' er: meinetwegen, wenn Ihr's probiren wollt. Aber seht Euch vor, und fest anbinden müßt Ihr ihn, sonst läuft er Euch davon, und ist mir wieder im Wege. So ging er denn mit mir auf den Hof; dort hat er selbst den Hund angebunden und der hat ruhig still gehalten, denn es war ja sein Herr, dem er nichts Schlechtes zutraute. Nachher ist der Herr fortgegangen, dort hinaus — und er deutete stromabwärts. Zuerst war das Thier, wie es allein war, wie rasend, es bellte, heulte und winselte, daß es zum Erbarmen war. Nachher war es auf einmal still und heute früh find' ich nichts als den Strick, er muß sich losgerissen haben; da hängt ihm ja der Rest noch am Halse, damit Ihr seht, daß es derselbe Hund ist, und deshalb sag' ich, mir gehört der Hund.

„Davon nachher, sagte ich ihm, kommt mit mir, ich fürchte, es ist ein Unglück geschehen, wohin ist jener Herr gegangen?

„Wie ich schon sagte, dorthinab, stromabwärts, an der Brücke sprach er noch mit ein paar Kindern.

„Schnell, macht einen Kahn los! rief ich und fahrt in der Mitte, ich werde am Ufer suchen. Als wir an die Brücke kamen, welche über ein Nebenflüßchen führt, das durch das Dorf G. läuft und in den Strom fällt, ließ ich den Mann warten und erkundigte mich in der nächsten Hütte nach den Kindern, mit welchen gestern Abend ein Herr gesprochen. Glücklicherweise fand ich sie auch in derselben Hütte, sie saßen eben bei der Morgensuppe und erzählten, daß jener Herr ihnen Geld geschenkt habe, mitsammt dem Beutel, den sie auch hervorholten. Ich erkannte Violet's Portemonnaie und ging weiter. Ich habe vergessen zu sagen, daß ich jetzt auf dem linken Ufer ging, denn der Weg auf dem rechten führte über hohe Felsen und weit vom Fluß ab. Nero lief mir beständig schnuppernd und winselnd voran. Jetzt kamen wir endlich an den steinernen Wehrdamm, plötzlich sprang Nero hinauf, schnupperte wieder und lief die ganze Länge des Dammes hinunter, am Ende stand er still, als wenn er dort die letzte Spur gefunden hätte. Dann kam er wieder zurück, sprang herab und lief am Ufer hin. Ich erinnerte mich, daß Violet grade hier gestern die Tiefe des Wassers gemessen hatte und dabei die Aeußerung that, wer hier hineinspringt, kommt nicht mehr heraus — das Wasser ist über dreißig Fuß tief.

„Aber wo war seine Leiche, wenn er wirklich hier die entsetzliche That vollbracht? Jetzt hielt auch der Fischer sein Fahrzeug

an und erklärte, er könne nicht weiter fahren, denn er komme sonst in's Wehr. Gut, rief ich ihm zu, fahrt mich jetzt den rechten Arm hinauf, wir müssen abwärts des Wehres suchen.

„Auf einmal schrie eines der Kinder auf, die uns gefolgt waren, es hielt einen Hut in die Höhe, den es im Gesträuch gefunden hatte. Es war Violet's Hut, obwohl vom Regen erweicht, erkannte ich ihn an dem rothseidenen Futter.

„Vom Wehr selbst flog jetzt ein Rabe auf.

„Da sitzt etwas Fremdes, sagte der Fischer, deutete auf das Wehr und angelte mit einer Hakenstange darnach. Es löste sich und verschwand im Wasser. Während wir noch damit beschäftigt waren, hörte ich plötzlich den Nero laut bellen, er stand etwa hundert Schritt abwärts auf dem Flußsande und scharrte und bellte. Als wir näher kamen, ragte bereits eine Hand aus dem Sande. Der Hund scharrte und wühlte weiter, ein Kopf kam zum Vorschein, und bald die Schultern und der ganze Körper eines Mannes. Es war Violet in jammerwürdigstem Zustande. Sand und Schlamm, Schotter mit Schilfgras vermischt, hatten die Leiche bereits überschwemmt, dazu der strömende Regen, der das ganze Erdreich aufgeweicht hatte — eine Stunde später hätten wir die Leiche überhaupt nicht mehr gefunden.

„Ich bat den Fischer, ein paar Stangen zu holen, um daraus eine Bahre zu improvisiren und den Todten wenigstens vorläufig unter Dach und Fach zu bringen; aber der Mann weigerte sich, Hand an einen Selbstmörder zu legen und sagte, er käme in Verlegenheit mit den Gerichten. Auch die Andern, Arbeiter und Knechte aus einer Sägemühle, die herzugelaufen waren, äußerten sich ebenso. Nur gegen Zusicherung einer glänzenden Belohnung erreichte ich wenigstens so viel, daß sie den Leichnam ausgruben und in den nächsten Schuppen brachten. Es zeigte sich, daß Violet auf der Stirn ebenfalls eine bedeutende Verletzung hatte, außerdem waren ihm die Hände mit einem seidenen Tuch zusammengebunden. Auf meine Frage, ob man dies ohne Hilfe eines Andern bewerkstelligen könne, machte mir einer der Arbeiter mit seinen Zähnen sogleich die Probe.

„Der sogenannte „Thatbestand" war darnach etwa folgender: Violet war auf dem Steindamm bis zum Ende geschritten, dort hatte er sich hinuntergestürzt, war aber mit der Stirn auf die steinerne Untermauerung aufgeschlagen, war wieder in die Höhe gekommen. Eines jener Kinder hatte noch spät den Mann auf den Steindamm hinaufklettern sehen und rufen hören: O, Leben, Leben, Leben! Erst dann hatte er sich die Hände mit seinem Tuch zusammengebunden, um sich selbst nicht retten zu können und war zum zweiten Male hinuntergesprungen. Diesmal glücklicher — in seinem Sinn.

„Bevor ich ging, stellte ich den alten Fischer als Wächter neben die Leiche und eilte dann erst in die Stadt zurück, um einen Arzt und falls es nöthig war, eine Gerichtsperson mitzubringen. Die schwerste Aufgabe war allerdings, die Frauen vorzubereiten und sie allmälig auf das Entsetzliche gefaßt zu machen. Ich war überzeugt, irgend ein Aufschluß über die unerklärliche That mußte sich noch vorfinden, denn ich sah immer noch nicht ein, weshalb die bloße Ankunft seiner Frau so grauenvoll auf ihn wirken konnte, sich lieber das Leben zu nehmen, als sie wiederzusehen.

„Wie ich schon vermuthete, hatte Sidonie bereits zweimal in meine Wohnung geschickt, um mich holen zu lassen. Kaum besaß ich jetzt den Muth hinzugehen, denn ich fürchtete, meine Miene schon müsse Alles verrathen; aber es gibt Lagen im Leben, wo unser Körper gleichsam seinen eigenen Weg geht, ohne sich an den Willen oder Widerwillen zu kehren, als folge er blind dem Gesetz der Nothwendigkeiten. Eh' ich mich versah, stand ich im Hausflur des Gasthofs „Zum goldnen Ritter" und hatte auch bereits einen Boten an den nächsten Arzt, sowie an den Assessor M. abgeschickt. Dieser war ein großer Freund des Theaters, und wir sahen uns oft bei den Restaurants. Später hat er mir gestanden, daß grade er es gewesen ist, der Ihnen den Aufenthalt Violet's in H. auf Ihre Anfrage hin verrathen hat, also kennen auch Sie ihn bereits seit langer Zeit. Es geht ihm jetzt sehr gut und er nimmt eine sehr geachtete Stelle in der Stadt ein.

„Während ich im „Ritter" noch überlegte, was zu thun sei und über einen Vorwand, eine Lüge nachsann, um die Frauen, wenn auch nur auf einen Tag, zu täuschen,



Ein Kopf kam zum Vorschein, und bald die Schultern und der ganze Körper eines Mannes.

erschien Sidonie plötzlich auf der Treppe; mein Anblick und meine Miene müssen ihr so deutlich vorgekommen sein, daß sie Alles errieth. Ich sah, wie sie wankte, ich eilte hinauf, ergriff ihren Arm und führte sie in ihr Zimmer zurück.

„Zuerst brachte ich kein Wort über die Lippen.

„Erst als Sidoniens Mutter mich schuldig glaubte an dem Schrecken, von dem sich die junge Frau immer noch nicht erholen konnte und mich anrief: Was haben Sie meiner Tochter gethan? mußte ich wohl reden.

„Beruhigen Sie sich, sagte ich ihnen, wir haben endlich Spuren gefunden von Violet; ihn selbst noch nicht, aber ich habe Leute ausgeschickt, nach ihm zu suchen. Darauf erzählte ich, wie mich sein Hund geweckt hatte, wie ich ihm gefolgt und erfahren, daß er den Nero verschenkt habe.

„O, dann ist Alles verloren, dann ist er nicht mehr am Leben! rief Sidonie, denn dies Thier war das Theuerste, was er hatte auf Erden.

„Es ist doch möglich, daß er sicherer hat entfliehen wollen und sich deshalb seiner entledigte, wandte Sidoniens Mutter ein. Ich ließ sie völlig bei dem Glauben, obschon sie sich sagen konnte, daß, wenn dies seine Absicht gewesen, er den Hund ruhig hätte zu Hause lassen können.

„Inzwischen wurde ich hinausgerufen. Der Arzt war angekommen, und der Herr Assessor ließ mir sagen, daß er in einer halben Stunde bereit sei. In aller Schnelligkeit suchte ich dem Doctor mitzutheilen, um was es sich handelte. Wir konnten uns nur flüsternd besprechen, und zur Vorsicht, um nicht gestört zu werden, hatte ich außerdem den Schlüssel des Zimmers umgedreht, in welchem sich die Damen befanden. Glücklicherweise zeigte sich der Arzt, ein liebenswürdiger, erfahrener, alter Herr, bereit, selbst zu dem Assessor zu eilen, ihn zu unterrichten und mit einem Wagen zurückzukehren, um mich abzuholen.

„Als ich jetzt erst in das Zimmer zurückkam, rief Sidonie: Sie verheimlichen uns etwas, Sie haben Violet schon gefunden, Sie belügen mich! Vergebens bot ich alle Ueberredungskunst auf, sie auf andere Gedanken zu bringen. Plötzlich schrie sie wieder auf, man sprach abermals leise draußen vor der Thür und man klopfte zweimal an — mir zum Zeichen, daß Alles bereit sei. Gleichzeitig war ein Wagen vorgefahren.

„Sidonie stürzte zum Fenster und unglücklicherweise erblickte sie, wenn auch nur einen Augenblick, die Uniform eines Polizeidieners, der mit auf dem Bocke saß.

„Mein Gott, schrie sie, Violet hat doch kein Verbrechen begangen! Wozu die Gerichtsbeamten? Dabei sprach sie so verwirrtes Zeug und wollte sich sogar aus dem Fenster stürzen, daß ich sie mit Gewalt zurückreißen mußte.

„Glücklicherweise kam mir der Arzt dabei zu Hilfe, der in diesem Augenblick eintrat.

„Als ich ihn um sein Gutachten fragte, ob es gerathen sei, Frau Sidonie selbst mitzunehmen und ihr den Thatbestand mitzutheilen, winkte er mir zu schweigen, und versuchte jetzt selbst, die junge Frau vorzubereiten, aber da er gleich bei den ersten Worten sah, daß Sidonie bereits die Wahrheit ahne, machte er es, wie Aerzte überhaupt in kritischen Situationen es lieben, er sagte ihr mit drei Worten in trockenster Weise die ganze Wahrheit, und siehe, diese Maßregel wirkte wie ein kräftiger Schnitt, wie eine glatte Operation. Sidonie schrie wohl auf, aber gleich darauf wurde sie ruhig und gefaßt; ja, sie verlangte sogar auf das Entschiedenste mitgenommen zu werden — eine Forderung, der sich jetzt der Arzt nicht mehr widersetzen konnte und wollte.

„Eine halbe Stunde darauf waren wir auf dem Wege. Zur Vorsicht ward noch ein zweiter Wagen mitgenommen, in welchem der Herr Assessor, ein Schreiber und ein Polizeidiener saßen.

„Es wurde unterwegs wenig gesprochen.

„Als wir endlich an der Sägemühle angekommen waren, als wir ausstiegen und Sidonie das Wasser des Stroms sah und die Gruppen von Menschen, welche den Schuppen umstanden, brach sie in ein krampfhaftes Schluchzen aus. Jetzt sprang ihr Nero entgegen und leckte ihre Hände und schmiegte sich an sie, als wolle er sie trösten; am Arme des Arztes schwankte sie zu dem Schuppen. Ich blieb zurück, ich konnte unmöglich Zeuge dieses traurigen Wiedersehens sein. So gefaßt Sidonie zuvor gewesen, so unerwartet und rückhaltlos war jetzt der Ausbruch ihres Schmerzes. Mit lautem Aufschrei warf sie sich über den

Todten, und als ich später näher trat, lag sie noch in unveränderter Stellung.

„Nicht ohne Mühe machten wir sie endlich von dem Leichnam los, und willenlos wie in einer Erstarrung und Bewußtlosigkeit der Seele ließ sie sich zum nächsten Bauernhause führen, wo sich die Leute liebreich ihrer annahmen. Man brachte sie in einem Kämmerlein unter, wo sie auf einem Bett in halb ohnmachtähnlichem, halb schlafendem Zustande niedergelegt wurde.

„Ich selbst ging zu dem Schuppen zurück, wo über den Befund der Leiche ein Protocoll aufgenommen wurde. Man durchsuchte jetzt auch die Kleider. Bis auf das Portemonnaie, das er verschenkt hatte, fand sich Alles vor, seine zweite goldene Ankeruhr und seine Lorgnette mit Perlmutterschalen. In der Brusttasche des fest zugeknöpften Rockes fand sich eine Brieftasche aus rothem Juchtenleder; man öffnete sie, und es fand sich auf den Pergamentblättern des innern Notizbuches Allerlei aufgeschrieben. Rechnungen, Adressen, darunter mehrere von Waffenhändlern und Droguisten, einige Notizen über die Anwendung von Cyankali und Nicotin, wie es schien aus Zeitungen abgeschrieben, endlich auch eine Reihe von Einfällen, Maximen, Gedanken; ich habe mir einige davon abgeschrieben, hier lesen Sie,“ und Wiprecht gab mir einige mit Bleistift geschriebene Blätter. Ich führe einige davon an:

„Am 21. November. Die Stirnen der Männer werden immer kürzer im Alter, die Kinnbacken immer größer. Folglich wird man im Alter immer beschränkter, und so zu sagen, erdiger bei lebendigem Leibe. Das muß ein schrecklicher Zustand sein; wohl denen, die in jungen Jahren sterben.

„Am 4. December. Ich habe vor Jahren einen Menschen gekannt, einen, der für das Theater schrieb. Er war unglücklich, wenn er im fünften Acte war und wenn er seine Personen sterben lassen mußte, die er selbst geschaffen hatte. Seine Trauerspiele waren schrecklich und nirgends zu gebrauchen, aber es hat mich immer gerührt, wie dieser Mensch weinen konnte, wenn er ein Stück sah. Da er kein Glück hatte mit der Dichtkunst, suchte er eine Anstellung auf der Eisenbahn, und man machte ihn zum Wechselwärter. Gestern erfahre ich, daß man ihn weggejagt hat wegen Nachlässigkeit im Dienst. Es kam ihm gar nichts darauf an, Hunderte von Menschen dem Tode preiszugeben. Derselbe Mensch konnte nie an einem Grabe oder bei einem wirklichen Unglücksfalle weinen, aber wenn ich den Orest spielte, konnte ich ihn zu Thränen bringen. Sonderbar, daß unsere Gefühle mächtiger bewegt werden von Vorstellungen als von Thatsachen. Dieser Mensch ist mein Spiegel geworden, denn ich habe dieselbe Natur, ich könnte Hunderte kaltblütig sterben sehen, aber die Arie Romeo's bringt mich zu Thränen. — Der Schein wirkt mächtiger als die Wahrheit.“

Eine andere Bemerkung war noch auffallender.

„Am 10. Januar. Vorige Nacht fand ich auf dem Königsplatze eine hungrige Hündin, die im Kehricht nach Nahrung suchte für ihre Jungen. Ich lockte sie zu dem nächsten Gasthaus und ließ ihr einen Napf Fressen hinaussetzen. Thiere sind vollkommen, denn sie haben keine Gedanken, wenigstens keine, die sie unglücklich machen. Ich will mich erkundigen, wem das schöne Thier gehört. Vielleicht paßt es zu meinem Nero; es könnte eine vortreffliche Race geben.“

Ganz im innern Theile der Brieftafel und zwar in der verborgensten Tasche fand sich ein Billet, unversiegelt, doch zusammengefaltet wie ein Brief und überschrieben: „An Sidonie.“ Ich trug das Blatt sofort hinüber in das Bauernhaus, und war so glücklich, die junge Frau im Hauptzimmer zu finden. Sie hatte mich kommen sehen und eilte mir entgegen. Erst als wir allein waren, gab ich ihr das Blatt, welches sie hastig öffnete und las. Dabei nickte sie mit dem Kopfe, und als sie fertig war, reichte sie mir das Blatt.

Es lautete:

„Mein liebes Herz! Ich gehe, weil ich muß, ich habe mich fortgeschafft, um größeres Unglück zu verhüten. Nennt es meinethalben Mord oder Todtschlag, aber es geschah aus Nothwehr und zum Schutz für Euch — zum Schutz gegen den fremden Dämon der Zerstörung, der in mir verborgen ist. Mit mir tödte ich auch ihn. Habe Dank, tausend Dank für Deine Liebe. Fluche meinem Andenken nicht. Ich war kein schlechter Mensch, aber ich war ein Unglücklicher. Ich war vielleicht ein thörichter Mensch. Ich wollte von allen Dingen

das Beste, das Theuerste, das Vollkommenste. Nun ist mir als das Beste nichts geblieben, als das Grab. Laßt meine Leiche, wenn es irgend möglich ist, nicht in die Hände der Anatomie fallen, ich will nicht zerschnitten werden, um unreifen Menschen zu zeigen, daß meine Muskeln, meine Knochen ebenso gebildet waren, wie bei allen andern vernünftigen Menschen. Das, was an mir anders war, werden sie doch nicht finden, und wenn sie es fänden, nicht verstehen. Schafft mir ein ehrliches Begräbniß, wenn es möglich ist, und denket meiner zuweilen in Liebe und Trauer. Ich werde Deine Ruhe fürder nimmermehr stören; ich werde glücklich sein, wenn Du es sein wirst, sei es auch durch ein besseres Bündniß. Heirathe wieder, Sidonie, heirathe bald und reiße dieses Blatt aus dem Buche Deines Lebens!"

Das waren seine letzten Zeilen.

Ich gestehe, daß mir diese Zeilen durchaus nicht genügten, denn ich erwartete noch einen Aufschluß über jenen räthselhaften Wirschmann, dessen Mittheilung mich so sehr in Schrecken gesetzt hatte. Somit blieb für die Zukunft immer noch ein Räthsel aufzuhellen — wenn es der Zukunft gefiel. Selten werden alle Unklarheiten und alles Dunkle hell und deutlich in unserm Leben. Wir fahren dahin in Mißverständnissen, und vielleicht liegt darin ein Glück.

Ich gab das Blatt an Wiprecht zurück, ohne meine Gedanken zu äußern und er fuhr fort:

„Sidonie war von jetzt an wunderbar gefaßt und ruhig. Wissen Sie, sagte sie, weshalb ich so entsetzt war, als ich ihn jetzt wiedersah? — Daß ich ihn nicht mehr am Leben treffen würde, wußte ich ja, aber auf diesen Anblick war ich nicht vorbereitet. Genau so habe ich Violet schon gesehen, damals als ich mich noch nicht für ihn entschieden hatte. — Mein Schwager Kamienski wird sich erinnern, daß ich ihm erzählte, welchen entsetzlichen Traum ich damals hatte, bevor ich mit Violet floh. — Jener Traum war die eigentliche Ursache gewesen, weshalb ich das Haus meiner Mutter verließ, um ihn zu retten; alles Spätere war nur nothwendige Folge; aber grade so sah ich ihn damals — das Haar von Wasserpflanzen und Moos bedeckt, selbst die Stirn war blutig, und die starren gläsernen Augen waren auf mich gerichtet. Plötzlich erhob er sich damals aus dem Röhricht und ergriff mich, um mich hinunterzuziehen, ich weiß Alles noch ganz genau, als wäre es erst einige Stunden her, und nun ist es so zur Wahrheit geworden. Ich sah damals also nicht ein Bild seines damaligen Entschlusses, den ich vereiteln wollte, sondern sein ganzes Schicksal stand vor mir, vielleicht um mich zu warnen und zurückzuschrecken, vielleicht auch, um mich zu versuchen — ich weiß es nicht, aber wenn jene Stunde wiederkäme, das weiß ich, daß ich dennoch ebenso handeln müßte.

„Als ich den Arzt fragte, welche Bewandtniß es mit Violet's Befürchtungen wegen der Anatomie, sowie in Bezug auf die Verweigerung des Begräbnisses habe, sagte er: Das sind schwierige Dinge; ohne Kampf werden wir nicht durchdringen. Sie müssen wissen, daß die hiesige Universität, d. h. die Anatomie, das verbriefte Recht seit alten Zeiten hat, alle Leichname von Hingerichteten wie von Selbstmördern für sich und ihre Zwecke zu reclamiren; ebenso verweigert die Kirche jedem Selbstmörder die letzte Ehre des Begräbnisses. Es gibt dabei nur einen Ausweg. Nur wenn nachgewiesen werden kann, daß er seine That in Folge einer Gehirnkrankheit, einer Geistesverwirrung begangen, so wird sie ihm nicht angerechnet und weder die Anatomie hat ein Recht auf ihn, noch die Kirche ein Recht gegen ihn.

„Aber wie läßt sich das beweisen?

„Einfach durch eine Section. Wenn sich, wie ich vermuthe, im Gehirn Extravasate, Ueberfüllungen mit Blut und dergleichen finden, so sind Anhaltspunkte gegeben, gestörten Willen anzunehmen.

„Langsam ging der Zug in die Stadt zurück. Violet wurde sogleich nach dem Kirchhofe gefahren, um einstweilen dort im Leichenhause beigesetzt zu werden; dort sollte auch die Section stattfinden.

„Herzzerreißend war das Wiedersehen Sidoniens und ihrer Mutter. Nun hast Du Dein Kind wieder, rief sie. Ach, hätte ich Deinem Rathe gefolgt, und dennoch müßte ich wieder ebenso handeln! Ich habe geglaubt, ihn retten zu können. Wer will es mir als eine Schuld anrechnen, daß es ein Irrthum war — und so hielten sie sich beide weinend umschlungen.

„Was soll ich noch sagen —

„Am Theater war große Bestürzung,

denn Violet hatte sich sehr schnell bei allen Mitgliedern desselben beliebt gemacht. Niemand hätte sich eines solchen Entschlusses von ihm versehen. Da er bei mir gewohnt hatte, war ich gleichsam und durch mich auch alle seine Collegen mit in die Geschichte verwickelt.

„Die Geistlichkeit machte anfangs wirklich große Umstände, und ebenso unterließ die Anatomie keine Anstrengung, sich des Leichnams zu bemächtigen; glücklicherweise war das Resultat der Section so, wie der Arzt erwartet hatte. Das Gehirn zeigte sich in allen einzelnen Theilen bis zum Zerspringen der Aederchen von Blut gefüllt und an mehreren Stellen ließen sich Durchschwitzungen desselben erkennen. Es fand sich Wasser im Gehirn. Außerdem zeigte die Leber eine braunschwarze Farbe. Im Uebrigen war Violet's Constitution tadellos und auf ein hohes Alter angelegt, selbst seine riesenhafte Brust zeigte keine Spur mehr der überstandenen Krankheit. In Anbetracht dieses Befundes glaubte sich der Arzt vollkommen dazu berechtigt, sein Urtheil dahin abzugeben, daß er als Kranker die Welt verlassen, und daß geminderte Geistesfreiheit anzunehmen sei.

„Nach diesem Urtheil, dem die übrigen beigezogenen Sachverständigen beistimmten, konnte ein ehrliches Begräbniß nicht mehr verweigert werden.

„Ich und meine Collegen nahmen uns der Sache an. Der Chor der Oper begleitete ihn auf seinem letzten Wege. Sein offener Sarg im Leichenhause ward von einer Unmasse von Blumen bedeckt. Als man einen Kranz auf sein Haupt setzte, war es, als wenn sich die starren Züge des Antlitzes lösten und ihr finsterer Trotz in eine Art von Lächeln überging. Der Geistliche hielt eine ergreifende Rede, und unsere Leute sangen den prachtvollen Chor aus Schiller's Tell: „Es ist uns keine Frist gegeben, Rasch tritt der Tod den Menschen an“ u. s. w.

„Ueberhaupt bewies sich die allgemeine Theilnahme in liebenswürdigster Weise. Sidonie empfing nachträglich noch eine Menge Beileidsbesuche. Nur um diesen zu entgehen, reisten die Frauen früher ab, als sie eigentlich wollten. Ich habe sie bis hierher begleitet und werde auch wohl schwerlich nach H. zurückkehren. Mir ist die Stadt durch diesen Fall gründlich verleidet, und ich habe ein Engagement im Norden bereits angenommen.

„Hier habe ich nur noch eine Pflicht zu erfüllen. Die Geschichte ist nämlich in einige kleine Blätter gekommen, und zwar mit allerlei Entstellungen, Zusätzen und romanhaften Motiven. Es ist zu fürchten, daß die hiesigen Zeitungen die Sache nachdrucken; um dies zu verhindern, bin ich bei den Redactionen vorgefahren; es war auch die höchste Zeit, denn bei einigen war die Sache schon gesetzt, aber man ist mit der liebenswürdigsten Zuvorkommenheit auf unsere Wünsche eingegangen. Es wird Nichts darüber erscheinen. Und nun Gott befohlen, meine Rolle in dieser Stadt ist ausgespielt, und ich werde noch heute Abend wieder abreisen.“

Damit nahmen wir Abschied. Bevor ich ging, rief mich Wiprecht noch einmal zurück. „Ich habe noch eins vergessen. Die alte Brieftasche, welche wir bei Violet fanden, und die eine Art von Tagebuch aus seiner letzten Zeit enthält, blieb in meinen Händen. Sidonie hat sie mir nebst andern Kleinigkeiten als Andenken an den Freund hinterlassen, nun bedenke ich, daß Sie leer ausgegangen sind. Wollen Sie die Brieftasche?“

Ich nahm mit Dank das Angebotene an, und begab mich endlich auf den Heimweg.

(Schluß folgt.)

Römische Skizzen.

Von

M. F. Lindau.

Teatro Apollo.

Im Sommer begnügt sich Rom mit der kleinen Bühne in der Arena, die seit Ende des vorigen Jahrhunderts auf dem Unterbau des Mausoleums des Augustus entstanden ist, das 1241, wo es die Colonnas als Veste benutzten, unter Gregor IX. zerstört wurde. Auf der Stelle, wo sich einst das stolze, prächtige Grabmal des ersten Kaisers der alten Römer erhob, beklatscht jetzt das moderne Rom die Vorstellungen einer wandernden Schauspielertruppe oder einer Kunstreitergesellschaft. Die eigentliche Saison für die fünf bis

sechs größeren Theater Roms beginnt eigentlich erst, wenn der Carneval im Anzuge ist und das ist charakteristisch genug. Auf den Bühnen zweiten Ranges, wie im Teatro Argentina und Capranica hat Momus seinen dauernden Wohnsitz, so lange man aber allenthalben der traurigen Geschmacksverirrung huldigt, auch die „opera seria“ durch ein selbständiges, ihr in jeder Beziehung fremdes und fernstehendes pantomimisches Ballet von zwei bis drei Acten zu unterbrechen, so lange guckt auch auf den römischen Bühnen ersten Ranges die Nase des Polichinell aus allen Coulissen hervor, erscheint selbst die classischste Opernmusik nur als täuschende Umhüllung oder Draperie der leidenschaftlichen Vorliebe des italienischen Volkes für die saltatio pantomimorum, so daß man auch hier das Bild des Italieners nicht los wird, der seinen Carbonaro mit kunstgerechtem, malerischem Faltenwurf über den bloßen, schmutzigen Hemdärmeln trägt. Man weiß, daß diese Pantomimenspiele — die alte Kunst der Histrionen — auch in ihrer modernen Entwicklung ihre historische und nationale Berechtigung haben; sie nahmen in alter Zeit ihren höchsten Aufschwung unter den Kaisern, als mit dem Ersterben der Volksfreiheit auch die dramatische Muse verstummte und dafür die Pantomimen, von welchen man sagte, daß sie so viele Zungen als Glieder des Körpers hätten, das tönende Wort vergessen zu machen suchten; aber wie sie in der Folge die Kunst durch schamlose Darstellungen entweihten, ja sogar als eine Quelle der im römischen Volke herrschenden Sittenverderbniß betrachtet und deshalb durch Gesetze beschränkt und zeitweilig gänzlich verboten wurden, so legen sie auch jetzt in ihrer obenerwähnten stereotypen Verbindung oder Umhüllung Zeugniß von einer Geschmacksverderbniß ab, die nicht minder verdammenswerth ist. Wie schön ist die mimische Kunst in ihrer Harmonie mit dem vernehmbaren Ausdruck des Gefühls und des Gedankens, dem lebendigen Worte, wie komisch und abstoßend kann sie werden, wenn sie den schönsten menschlichen Vorzug, die Sprache, ausschließend zu ersetzen sucht, namentlich bei einem Volke, das selbst im gewöhnlichsten Lebensverkehre und beim gewöhnlichsten Gespräche seinen Augen, seinen Gesichtsmuskeln und seinen Gliedern eine allzu thätige Mitwirkung gestattet und deshalb immer an der Grenze unschöner Uebertreibung wandelt. Aber im gewöhnlichen Verkehre versöhnt doch wenigstens der Wohllaut der Sprache, während man auf der Bühne einen aus rollenden Augen, stechenden Blicken und allerlei mimischen Convulsionen zusammengesetzten stummen Rebus sich abwickeln sieht, dessen Verständniß der Mühe der Lösung meistentheils nicht werth ist. Es ist ein Glück, daß die italienische Theatersitte das laute Wort nicht auch unter dem Publicum der Platea und der Balconi in gleicher Weise gefesselt hält wie in deutschen Theatern, sonst könnte man bei stundenlangem Anschauen solcher stummen Darstellungen allmälig zu der Meinung kommen, man sei unter Taubstumme oder Verrückte gerathen.

Ich nahm mir in Gesellschaft eines Freundes einen Platz in der Platea, dem Parterre des Apollotheaters, wo für heute Rossini's Semiramide angekündigt war, und da wir bis zu Anfang der Oper noch ein halbes Stündchen Zeit hatten, machten wir noch eine kleine Wanderung längs der Balustrade am Tiberufer nach der nahen Engelsbrücke, angesichts der zur Festung gewordenen Riesentomba des Hadrian, die nur hier und da von einem Lichtschein erhellt, in der nächtlichen Dunkelheit wie ein geheimnißvolles Ungeheuer ihren Umkreis immer weiter auszudehnen und immer höher emporzuwachsen schien. Auf der Brücke neben einem der langbeinigen Passionsengel Berninischer Schule, dem aus dem Flusse emporragenden Brückenpfeiler zugekehrt, der einst den pons triumphalis trug, blieben wir stehen und lauschten dem Rauschen der durch die Brückenbogen sich drängenden, eben hochangeschwellten Wogen. Es gibt keinen Fluß der Erde, der so viel zu erzählen weiß, wie der Tiber. Endlich mahnte das Gerassel der über die Brücke und über den Platz rollenden, vor dem hellerleuchteten Eingange des Theaters haltenden Wagen auch uns zum Aufbruch, aber indem wir gehen wollten, trat uns ein ärmlich gekleidetes, aber noch junges Weib entgegen, das ein Kind auf dem Arme trug und ein anderes an der Hand führte. „Ach, Sie sind Deutsche, meine Herren,“ sprach sie in unserer eigenen Sprache, „haben Sie Erbarmen mit einer unglücklichen Landsmännin!“ Das war eine Ansprache, die

unmittelbar an's Herz griff. Wie ganz anders, wie unendlich rührender klang diese deutsche Bitte im Vergleich mit dem manchmal fast stolzen Tone und dem hochmüthigen Auge, womit der italienische Bettler immer und überall unser Mitleid anruft. Aber wie kam diese deutsche Bettlerin auf die Engelsbrücke? Sie hatte eine lange, traurige Geschichte zu erzählen. Ueber hundertzwanzig Meilen weit, aus Baiern, war sie mit ihren Kindern hierher gewallfahrtet, um ihren Gatten aufzusuchen, der sie vor einigen Jahren verlassen hatte, um, wie sie nachträglich erfahren, unter den abenteuerlichen Söldlingen der päpstlichen Armee Dienste zu nehmen. An Kräften und Mitteln erschöpft, hatte sie in einem nahen obscuren Albergo ein einstweiliges Obdach gefunden und heute den ganzen Tag — der Abenteuerlichkeit ihrer ganzen Wallfahrt vollkommen entsprechend — sich in der Nähe der Brücke herumgetrieben, in der vergeblichen Hoffnung, unter den vorübergehenden Soldaten ihren Gatten zu entdecken und durch ihren unerwarteten Anblick sein Herz zu rühren. Die Laute der deutschen Sprache, die sie im Vorübergehen von uns vernommen hatte, mochten wie ein Lichtstrahl in die Nacht ihrer trostlosen Vereinsamung gefallen sein, und ohne ihre Papiere anzusehen, die sie zur Beglaubigung ihrer Angaben aus ihrem Brusttuche hervorzog, zögerten wir nicht, ihrer Berufung an unsere landsmännische Theilnahme gerecht zu werden. Wir legten zusammen, was wir entbehren konnten und mein Freund versah sie unter dem Scheine der nächsten Laterne noch außerdem mit der Adresse des ihm befreundeten Generals Kanzler, der ihr als Commandant der päpstlichen Truppen jedenfalls die beste Auskunft über ihren Gatten geben konnte, falls dieser noch in Rom war.

Die Ouverture hatte bereits begonnen, als wir in den prächtigen, hohen und weiten Raum des Theaters traten. In den mehr und mehr sich füllenden Logen aber herrschte noch die volle schwatzhafte Beweglichkeit des Begrüßens und Empfangens. In den ersten Reihen der Balconi schien sich der gesammte Damenflor der römischen Aristokratie versammelt zu haben. Ueberall, wohin man blickte, die prächtigsten, in den buntesten Farben prangenden Toiletten, leuchtende Blicke und funkelnde Diamanten. Der Fürst Torlonia, Roms Rothschild, der nicht blos Salz und Taback, sondern auch die ersten Theater Roms in Monopol hat — und Taback und Theater sind ebenso unentbehrliche Lebensbedürfnisse für das römische Volk wie das Salz — hat das Apollotheater prächtig ausgestattet, und die ersten Acte der Semiramide gingen mit musterhafter Eleganz und tadelloser Besetzung der Hauptrollen, aber mit den gewöhnlichen Mängeln im Ensemble, über die Bühne. Nur, wenn die Primadonna eben vor die Lampen trat und ihre Stimme ertönen ließ, wendete sich die Aufmerksamkeit des beweglichen und schwatzhaften Publicums der Bühne zu. Nach dem zweiten Acte aber folgte das obligate pantomimische Ballet — diesmal, wie es schien, eine Art politischer Demonstration gegen die Franzosen — und es war auch wirklich im Theater keine einzige französische Uniform zu sehen. Es war der Rückzug der Franzosen aus Rußland, ausgestattet mit Feuer, Eis und Schnee, mit Flucht und Verfolgung, mit zerbrochenen Kanonen, sterbenden Soldaten, mit Mord und Todtschlag, mit Liebe, Haß, Eifersucht und Rache, mit Verzweiflung und Freudentaumel, und dazwischen wie flatternde Schmetterlinge im Ungewitter luftige Ballets, ausgeführt von einigen hundert leichtbeschwingten Füßen — kurz ein sprachloses Spectakelstück voll der dankbarsten Situationen für alle Ausartungen der mimischen Kunst. Es war elf Uhr geworden, als diese Vorstellung zu Ende ging, aber ich war, wie gewöhnlich nach solcher Strapaze, und namentlich heute nach der Strapaze des französischen Rückzuges, nicht mehr im Stande, dem Schlusse der Oper beizuwohnen.

Berühmte Liebespaare.

Von

J. von Hohenhausen.

III.

Mirabeau und Sophie Monnier.

Mirabeau hatte eigentlich nur eine Passion und diese war die Politik, aber er hatte viel geliebt. Seine erste und beste Liebe war Sophie Monnier, die er berühmt gemacht hat durch seine Liebesbriefe.

In Frankreich sind diese Liebesbriefe hochberühmt, sie werden denen an die Seite gestellt, die Abälard an Heloise schrieb; in Deutschland kennt man sie kaum und wer sie ausnahmsweise gelesen, wird vielleicht in die französischen Lobsprüche einstimmen, aber er wird gewiß seine Frau und seine Töchter davor warnen, auch wird er schwerlich alle sechsundfünfzig lesen, wenn er nicht etwa zufällig selbst verliebt ist. Denn die „alte Geschichte" wird eben immer nur dann neu, wenn sie einem grade selbst passirt.



Sophie Monnier.

Mirabeau's Leben war schon ein Sturm gewesen, ehe er Sophie kennen lernte, er hatte schon mehrere Male im Gefängniß gesessen, von den lettres de cachet gebannt, die sein eigener Vater gegen ihn geschleudert und an denen er dann später sich rächte durch die Entfesselung der Revolution. Er war sogar schon verheirathet gewesen, war geschieden, hatte Schulden, Liebeshändel, schrieb gefährliche Bücher und im beständigen Kampf mit seinem Vater, gelang es ihm nicht, sich zu befreien von dessen Despotismus; er war abermals Gefangener in dem festen Schloß von Joux, einem Eulennest, nahe bei der kleinen Stadt Pontarlier. Es war zur Zeit der Thronbesteigung Ludwig's des Sechzehnten; das ganze Land feierte das „frohe Ereigniß," das so tragisch enden sollte. Der Gouverneur des Schlosses wollte seinen Gefangenen an den Festen theilnehmen lassen und gestattete ihm eine bedingte Freiheit. Er nahm ihn sogar mit als Gast in das Haus des Marquis de Monnier, eines ehemaligen Präsidenten der Rechenkammer zu Dôle, des launenhaften, alten, widerwärtigen Gemahls der bezauberndsten jungen Frau, Marie Therese Richard de Ruffey. Dies war Sophiens eigentlicher Name. Sie war ganz gegen ihre Neigung verheirathet worden und schmachtete schon seit einigen Jahren in den Fesseln dieser durchaus unglücklichen und kinderlosen Ehe.

Mirabeau und Sophie trafen sich wie Feuer und Zunder; er war damals schon der „klügste, glänzendste und niederträchtigste Mensch,“ wie ihn Georg Forster, der Enthusiast für die französische Revolution, später bezeichnete. Seine Häßlichkeit war berühmt, eine mächtige Gestalt mit linkischen Bewegungen, trug einen unförmlich großen Kopf, der durch struppiges, überreiches Haar nur noch dicker erschien; rollende Augen mit buschigen Brauen, eine große, krumme Nase und eine Haut, die von Blatternarben zerrissen war, vollendeten seine Häßlichkeit, aber er war hinreißend trotz derselben. Die Frauen erkannten den Blitz des Genies in seinen mächtigen Augen und die Poesie der Leidenschaft in seinem ganzen urkräftigen Wesen. Mirabeau wäre wahrscheinlich der größte Dichter Frankreichs geworden, wenn nicht die Revolution ihn absorbirt hätte; sie wurde die blutige Muse seines Schöpfungstriebes. Er war Dichter und Schauspieler der größten Tragödie in der französischen Geschichte.



Graf Mirabeau.

Die reizende kleine Marquise de Monnier, deren Herz der Zunder war für Mirabeau's Liebesflammen, wird von ihrem Geliebten selbst geschildert und zwar in einer Weise, die mehr auf innere als auf äußere Reize schließen läßt: „Ihre Seele war aus den Händen der Natur hervorgegangen in einem der reichsten Schaffensmomente; ihre Physiognomie ist fein, sanft, wollüstig, voll Freimuth und Lieblichkeit. Sie hatte Einfälle, die so natürlich und rasch sind, daß sie einem Blitz gleichen und immer treffen. Ihre Gespräche gehen zum Herzen wie ein sanfter Strom.“ Mirabeau nennt sie bald Sophie und sich Gabriel. Er kämpft jedoch Anfangs männlich gegen diese Liebe, die für beide Theile eine verbotene war. Er bietet sogar seiner geschiedenen Frau, die nicht ohne Verschuldung gegen ihn war, eine Wiedervereinigung an, er fleht zu seinem Vater um Be-

freiung aus dem Schlosse von Joux, um sich Sophien entziehen zu können. Aber schließlich finden sich die Liebenden doch wieder zusammen und entfliehen erst nach der Schweiz, später nach Holland, wo, der Geldnoth zu entgehen, Mirabeau sich in die Dienste eines blutsaugenden Buchhändlers begibt, Namens Rey, desselben, der schon den armen Jean Jacques Rousseau ausgebeutet hatte. Sogar Unterrichtsstunden mußte Graf Mirabeau geben, um sich und seine Sophie zu erhalten, die ihm auf der Fluchtreise auch noch eine Tochter schenkte. Beide versicherten, inmitten des häuslichen Elends das Glück der Liebe im vollkommensten Grade genossen zu haben.

Durch eine Unvorsichtigkeit Mirabeau's wird sein Aufenthalt seinen Verfolgern verrathen; man setzt ihn in den Anklagestand, ebenso seine Geliebte. Kaum glaublich klingt es, daß er wegen Ent- und Verführung derselben zum Tode verurtheilt wurde; sie selbst aber nach Verlust aller ihrer Rechte als Gemahlin oder Wittwe des Marquis de Monnier, zu lebenslänglicher Haft, zur Zahlung von zehn Louisd'or Strafe an die Casse des Königs und zu der entehrenden Kleidung der öffentlichen Dirnen, nämlich geschorenes Haupt und härene Gewänder, verdammt wurde. Mirabeau selbst wurde im Bilde enthauptet, mußte ebenfalls eine Geldstrafe zahlen und die Kosten des Gerichtsverfahrens tragen.

Sophie wollte sich vergiften, Mirabeau befiehlt ihr, für ihn zu leben, sie wird dann als Erleichterung ihrer Strafe in ein Kloster zu Gien gebracht, von wo sie die glühendsten Briefe an Mirabeau schreibt, der unterdessen zu Vincennes eingesperrt saß und unter dem Schutz eines mitleidigen Gefängnißdirectors, Lenoir, ihr antworten durfte.

Mirabeau's Vater wurde endlich so weit erweicht von den Leiden seines Sohnes, daß er sich für seine Befreiung und Begnadigung verwenden wollte, wenn dieser dagegen Sophie zum Opfer brächte und sich von ihr los machte. Aber er blieb fest an ihr hangen. Er verlangte vor das Tribunal von Pontarlier gebracht zu werden, wo er durch sein erwachendes Rednertalent, das später die ganze politische Welt erschütterte, eine so glänzende Vertheidigung bewirkte, daß er freigesprochen wurde und seine Sophie vor entehrenden Strafen rettete. Zwei Jahre hatte ihre Gefangenschaft im Kloster gewährt und ebenso lange die seinige in Vincennes. Beide hatten in der Zeit außer den Erinnerungen ihrer gegenseitigen Liebe, einige Tröstungen genossen, die auf das Erlöschen derselben hindeuteten!

Mirabeau's empfängliches Herz war durch die Gattin des Gouverneurs von Vincennes bezaubert worden und außerdem hatte eine Prinzessin, deren schönes Haupt später in der Revolution fiel, die edle Lamballe, ihm lebhaftes Interesse geschenkt. Sie erwirkte ihm die Erlaubniß, gegen Verpfändung seines Ehrenwortes, sich täglich bis Sonnenuntergang in Paris aufhalten zu dürfen. Bei seiner poetischen Neigung für die Ideale der Weiblichkeit, ist es wohl mehr als wahrscheinlich, daß Mirabeau in einer seiner vielen Weisen zu lieben, die Prinzessin geliebt hat, war er doch ebenso später von der Erscheinung der unglücklichen schönen Königin Marie Antoinette hingerissen. Aber weder diese, noch ihre Freundin, die Prinzessin Lamballe, haben jemals etwas anderes für Mirabeau gefühlt, als ein rein geistiges Interesse, wie es durch seine eigenthümliche Begabung bei jedem verständnißreichen Beobachter hervorgerufen werden mußte. Hat er doch außer der Anerkennung dieser beiden hohen Frauen, die ihre Lebensrettung von ihm hofften, die wahrhaft innige Freundschaft eines bedeutenden Mannes sich erworben, des Grafen de la Marck, ein jüngerer Sohn des herzoglichen Hauses Aremberg und eine der interessantesten Erscheinungen in der Revolutionsgeschichte Frankreichs. Der Briefwechsel zwischen ihm und Mirabeau ist ein schöneres Denkmal der Freundschaft, als das der Liebe, welches in den Briefen an Sophie errichtet sein soll. Namentlich ist die Treue der beiden Männer für einander ein leuchtender Vorzug.

Mirabeau's Liebe für Sophie ermangelte gar sehr dieser Treue; er wendete sich bald von ihr ab, machte ihr Vorwürfe, zeigte ihr Ueberdruß und ergab sich endlich einem öffentlich bekannten Liebesverhältniß mit Henriette von Nehra, die er aus einem Kloster entführte. Sein sittenloser Lebenswandel hat ihm selbst den bittersten Schmerz verursacht, als er durch die Folgen desselben seine Kräfte erlahmen fühlte, die er so

gern dem Vaterlande gewidmet hätte. Er schrieb einst an La Marck: „Oh, wenn ich die Jugend nicht in Leichtsinn vergeudet hätte, wie ganz anders könnte ich dem Staate nützen.“

Auch war es dieser edle Freund, der den Namen Mirabeau's von dem Flecken reinigte, käuflich gewesen zu sein; das Geld, welches er von den Trägern der Monarchie erhalten hatte, wurde nur für politische, niemals für persönliche Zwecke verwendet, nach dem Zeugnisse des Grafen de la Marck. Mirabeau starb in den Armen dieses treuen Freundes am 2. April 1791, kaum dreiundvierzig Jahre alt, unter furchtbaren innerlichen Schmerzen, die man Anfangs einer Vergiftung zuschrieb, nachher aber als Folge seines wilden Lebenswandels betrachtete.

Sophie konnte sich übrigens auch nicht als Muster der Treue neben den flatterhaften Geliebten aufstellen; sie hatte im Kloster zu Gien, wo sie unter dem angenommenen Namen einer Frau von Malleroy auch nach ihrer Freisprechung blieb, mehrere kleine Herzensverhältnisse und faßte sogar eine große Leidenschaft für einen Herrn von Poterat, der angeblich „eine gefühlvolle edle Seele“ war. Jedenfalls wollte er Sophie nur unter dem Schutz eines legitimen Verhältnisses besitzen und entschloß sich trotz ihrer stürmischen Vergangenheit dazu, sich mit ihr zu verheirathen, starb aber kurz vorher an einer Brustkrankheit. Sophie wollte sich nicht von seiner Leiche trennen und vergiftete sich in seinem Sterbezimmer. Alle Versuche, sie zu retten, waren vergeblich, sie starb am 8. September 1789 in dem ersten Jahre der Revolution, die Mirabeau berühmt machte.

Literarisches.

Juniperus. Geschichte eines Kreuzfahrers. Erzählt von Jos. Vict. Scheffel. Illustrirt von A. von Werner. Stuttgart, Metzler.

Viel läßt sich über diese reizende Erzählung nicht sagen. Es ist eine einfache, ganz im Geiste des Mittelalters geschriebene Novelle, wie sie außer Scheffel vielleicht nur noch Wilhelm Raabe zu schreiben versteht. Weitab von der Verschrobenheit, in welche der romantische Geist das wahre Leben des Mittelalters hüllte, und doch auch frei von der Rohheit, welche die Schattenseite desselben war, tritt uns ein poesievolles, frisches, durch und durch wahres Genrebildchen aus der Zeit der Kreuzzüge entgegen; ein enger Rahmen und doch ein vielseitiger Ausblick. — Die Illustrationen sind ganz von gleichem Geiste und von demselben herzgewinnenden Humor durchdrungen. Sollen wir etwas an dem Buche tadeln, so betrifft es das Aeußere. Format und Ausstattung, sowie die Vorrede und Anmerkungen sind viel zu prätentiös für eine so schlichte und doch innerlich gehaltvolle Gabe.

Erinnerungen an Heinrich Heine und seine Familie. Von seinem Bruder Maximilian Heine. Berlin, F. Dümmler's Verlag.

Dies Buch gehört zu denjenigen literarischen Erscheinungen, die man mit dem größten Interesse zur Hand nimmt, aber nicht mit entsprechender Befriedigung wieder weglegt. Ohne Zweifel ist Alles, was auf Heine Bezug hat, hochwillkommen, und Nachrichten, die von seinem Bruder, den der Dichter selbst, wie in der Vorrede gesagt wird, als seinen geeignetsten Biographen und Herausgeber bezeichnete, mitgetheilt werden, spannen die Erwartung, aber leider enthält das Buch nur wenig, was wirklich Werth hat, namentlich, wenn man den Dichter Heinrich Heine als Zweck der Herausgabe betrachtet wissen will und ihn zu hoch stellt, um ihn gern als Mittel zum Zwecke der Glorification seiner Familie dienen zu sehen. Es kann nicht verkannt werden, daß einige Berichtigungen und Aufschlüsse in dem Buche sehr wichtig sind, aber das ist nur wenig im Verhältniß zu dem, was darin nur den zweifelhaften Werth hat, daß es sich ganz amüsant liest, jedoch durchaus nicht im richtigen Verhältniß zu dem Antheil steht, den Heinrich Heine in Deutschland findet: er steht einestheils zu hoch und doch nicht hoch genug, als daß man sich für Anecdoten aus dem Privatleben seiner Angehörigen interessiren sollte. Die Wahrheit in Ehren, aber der Zug von Leiden in Heine's Bild hat viel zu seinem Ruhme beigetragen; man liebte den Contrast zwischen Wahrheit und Dichtung bei ihm. Verbannung, Armuth und Krankheit waren das Piedestal, auf dem er vielleicht höher stand, als seine poetische Bedeutung ihn gehoben haben würde, und je mehr wir einsehen, daß es damit nicht so arg war, um so unbefangener lernen wir ihn beurtheilen, was allerdings ein Vortheil ist, bei dem das vorliegende Buch nicht unwesentliche Verdienste hat.



Der kleinste Organismus und seine Wirkungen.

Von

Ernst Hallier.

Wenige Eigenheiten sind dem Menschen so tief eingewurzelt, wie seine Neigung: die Naturkräfte zu personificiren. Alle Bewegungen und Veränderungen auf dem Erdboden wie in der Atmosphäre, das Wogen des Meeres, die Strömung des Flusses, das Brausen des Sturmes, das Bilden und Umbilden der Wolken, ja selbst das stille Weben und Wachsen der Blumen und Bäume: sie alle werden vom kindlichen Naturvolke besonderen Personen, Göttern, Halbgöttern und Dämonen zugeschrieben, und erst der ausgebildeteren Abstraction gelang es, für alle Veränderungen in der Natur Naturkraft und Naturgesetz als Ursache und Form zu erkennen.

Von jener Personificirung der Naturkräfte erzählen die Alterthumsforscher der verschiedensten Völker; wir begegnen derselben im griechischen Mythus, wie in der nordischen Sage. Sie verfeinert sich oft so sehr, daß fast jede Blume, jeder Baum ihren Schutzgeist erhalten: Nymphen und Dryaden bevölkern den Hain. Weniger bedarf die Thierwelt der Personificirung, denn den Thieren schreibt der Mensch schon an sich unwillkürlich persönliches Wesen zu; sie dienen daher häufiger als Symbol und Anhang höherer Wesen oder sie selbst werden göttlich verehrt.

Am meisten von allen Geschöpfen ist der Mensch der Götter bedürftig in seinem immerwährenden Gefühl der Abhängigkeit und Unzulänglichkeit. Daher beziehen sich die meisten und höchsten Gottheiten auf das Thun und Treiben des Menschen, auf seine Hanthierungen wie auf sein Schicksal. Götter des Krieges und Friedens, der Wissenschaften und Künste, des Handels und der Gewerbe, sie genügen noch nicht; denn, selbst von allen Göttern geschützt und begünstigt, trägt doch der Mensch stets die Empfindung der Abhängigkeit von dem scheinbar zufälligen Spiel der Ereignisse, von geheimnißvollen, keiner Gottheit sich beugenden Gewalten, mit einem Wort: vom Schicksal in sich. Diese Schicksalsdämonen, denen selbst die Götter sich beugen müssen, sind das erhabenste, aber auch das grausigste älterer mythischer Anschauungen. Vielfach, wie die Landplagen des Moses, sind ihre Gestalten. Ueberall lauern Gift und Dolch, Krieg und Pestilenz und vor allem der innere böse Dämon, welcher den Menschen dem unermüdlichen Schicksal entgegentreibt. — In der äußern Natur gibt es wenige Dinge, welche zu allen Zeiten den Menschen unheimlicher berührt haben, welche er lieber heimtückischen Dämonen zugeschrieben hätte, als die Krankheiten, ganz besonders die epidemischen. Dunkel sind die Gestalten dieser Dämonen wie die

der apokalyptischen Reiter, dunkel wie die Ursachen jener Seuchen bis zum heutigen Tage geblieben sind. Aber bis zum heutigen Tage flackern Wahn und Aberglaube heller auf, sobald eine verheerende Pest von Land zu Land ihre Wanderung vollführt.

Fast sollte man glauben, so abscheuliche Dinge wie das Umsichgreifen einer verheerenden Krankheit ließen eine poetische Behandlung nicht zu, aber dem ist nicht so. Eugen Sue hat in seinem Romane: „Der ewige Jude," gewiß im Ganzen kein Meisterstück geliefert, aber die Personificirung der Cholera gehört zu seinen glücklichsten Griffen. Durch den bösen Geist, durch den Wurm des Gewissens getrieben, zieht Ahasver von Ort zu Ort, von Land zu Land; er durchmißt am Wanderstabe die Erde von einem Ende zum andern und allüberall, wohin er kommt, da flammt die verderbenbringende Seuche auf, wie ein gräßlicher Fluch, der sich an seine Fersen heftet. Und diesem Fluch zum Opfer fällt der Unschuldige mit dem Schuldigen.

Personificationen der Naturkräfte in mythischen Sagen sind Erklärungsversuche des kindlichen, unentwickelten Verstandes, welche der tiefern Einsicht weichen müssen; wie tief aber oft die dichterische Anschauungsweise im Verstande wurzelt, das zeigt zum Beispiel, daß noch die heutige Medicin, wenn auch nur in bildlichem Sinne, von einem Genius epidemicus redet.

Fragen wir nun nach den Erklärungsversuchen für epidemische und contagiöse Krankheiten, so sehen wir zwar einen großen Schwarm von Theoremen und Hypothesen auftauchen und einander verdrängen, aber Sicheres bietet sich bis zum heutigen Tage nirgends dar. Hat man nicht zum Beispiel für die Cholera, zahlloser früherer Hypothesen nicht zu gedenken, noch in neuester Zeit bald das sogenannte Grundwasser, bald, wie Herr Martins, den Erdmagnetismus als die alleinige Ursache angegeben? Welche von beiden einander völlig widerstreitenden Ansichten hat nun Recht? Die Vertreter beider Ansichten glauben eine große Menge von Thatsachen zur Stütze für ihre Hypothese beigebracht zu haben, aber beide haben den Fehler begangen, nur von einzelnen Gesichtspunkten auszugehen, nur nebensächliche Momente, begünstigende Umstände, nicht aber die eigentliche erste Ursache in's Auge gefaßt zu haben. Wie soll man sich aus diesem Chaos herausfinden? Welcher rothe Faden wird uns der wahren Ursache zuführen? Haben wir überhaupt Hoffnung, daß selbst die Arbeit von Jahrhunderten uns der Erklärung der Epidemien näher bringen wird?

Ja, es scheint ein schwaches Licht heraufzudämmern, welches uns vielleicht dem Ziele näher führt, vielleicht rascher, als es noch vor Kurzem den Anschein hatte.

Bevor wir dieses schwache Dämmerlicht und seinen Ursprung näher in Erwägung ziehen, ist es nöthig, zuvor einen kurzen Rückblick zu werfen auf die Entwicklung der Lehre von der vegetabilischen Zelle.

Vor einem Vierteljahrhundert stattete der Gründer der heutigen Botanik in einer Reihe höchst geistreicher Vorträge Bericht ab über seine Entdeckungen, welche alle in der Auffindung der Pflanzenzelle gipfelten. Zwar hatte man schon früher an manchen Pflanzentheilen einen zelligen Bau beobachtet, aber Schleiden's umfassendem Geist war es vorbehalten, im Jahre 1838 den Nachweis zu führen, daß die Zelle das Formenelement der gesammten Pflanzenwelt sei, daß jede Pflanze und jeder Pflanzentheil eine Zelle oder ein Complex von Zellen sei, daß jede Pflanze ursprünglich aus einer einzigen Zelle hervorgehe.

Fast gleichzeitig und ganz unabhängig von Schleiden hatte Schwann denselben Nachweis für die Thierwelt geführt, so daß die Zelle fortan als das Elementarorgan, gewissermaßen als der Baustein der gesammten organisirten Natur angesehen werden mußte. Freilich war die Zellenlehre nicht gleich auf die Höhe der Ausbildung gelangt, worauf wir sie heute erblicken. Mit der Verbesserung der Mikroskope und mit dem immer tiefern Vordringen der Untersuchung modificirten sich auch die Ansichten von der Natur der Zelle. Schleiden definirte die junge Pflanzenzelle als ein zartes Bläschen, dessen Wand ein Häutchen von Zellstoff oder Cellulose darstellt, welches einen flüssigen oder schleimigen Inhalt umschließt. Die Zellwand ist für Flüssigkeiten durchdringlich, daher kann sie von außen neue Nahrung zuführen, Anderes ausscheiden; sie ist dehnbar, daher kann sie wachsen. Das Innere der Zelle ist ausgekleidet mit einem doppelwandigen schleimigen Schlauch, dem sogenannten Primordial-

schlauch, welcher den Bildungsstoff und den für die Zellenvermehrung so wichtigen Zellenkern enthält.

Diese Schleiden-Mohl'sche Definition der Zelle ist zwar noch heutigen Tages keineswegs falsch, aber sie ist durchaus unzureichend, denn es gibt Zellen, welche sich nicht unter diesen Begriff bringen lassen.

Ich muß hier die Untersuchungen über das Plasma oder den Bildungsstoff und über den diesen einschließenden Primordialschlauch bei Seite lassen.

Die Zelle einfachster Form hat weder eine Zellstoffwand, noch einen diese umkleidenden Primordialschlauch, noch einen Zellenkern. Sie ist nichts weiter als ein scheinbar formloses Schleimklümpchen. Dieses Klümpchen kann Flüssigkeit aufnehmen und ausscheiden, es kann sich zertheilen und dadurch vermehren, es kann sich vergrößern und verändern. Zur Zelle einfachster Form gehört also gar nichts weiter als ein für Flüssigkeiten durchdringlicher organischer Körper, welcher zu wachsen und sich zu vermehren im Stande ist. Oft geht dann später aus einer solchen Urzelle ein höheres Gebilde hervor. Das Klümpchen scheidet nach außen eine Zellstoffwand aus; es bildet sich in seinem Innern ein hohler, safterfüllter Raum und der Bildungsstoff zieht sich auf eine die Zellwand auskleidende Schicht, einen Primordialschlauch bildend, zurück.

Sehen wir ab von der Thierwelt, so tritt uns diese Zelle einfachster Form, besonders in den beiden niedrigsten Pflanzengruppen, bei den Algen und Pilzen entgegen. Zu den merkwürdigsten derartigen Gebilden gehören die Hefebildungen und diesen wollen wir unsere Aufmerksamkeit zuwenden. Die Lehre von der Hefebildung war bis vor Kurzem nicht minder dunkel und mystisch wie die Lehre von den Miasmen und Kontagien und zwar genau aus dem nämlichen Grunde.

Längst war es bekannt, daß z. B. bei der geistigen Gährung, bei der Branntweinbrennerei, bei der Wein- und Bierbereitung, kleine blasenförmige Zellen in der Flüssigkeit zur Ausbildung kommen, aber über den Ursprung und die Bedeutung dieser Zellen herrschten bis gegenwärtig die widerstreitendsten Ansichten. Nach langem Streit entschied zu Anfang unseres Jahrzehnts Pasteur die Frage nach ihrer Bedeutung dahin, daß nicht blos die geistige Gährung, sondern auch die Essig- und Milchsäurebildung, die Fäulniß und mehrere andere Gährungsprocesse von dem Vorhandensein solcher kleinen Organismen durchaus abhänge, kurz, daß ohne Hefe keine Gährung stattfinde. Ferner wies Pasteur nach, daß die Hefe aus der Luft komme, daß daher hefefreie Substanzen nicht gähren oder faulen, wenn man der unreinen Luft den Zutritt verwehrt. Gekochte Milch bleibt, luftdicht verschlossen, jahrelang süß und frisch, Gemüse und Fleisch lassen sich, in gekochtem Zustande sofort eingelöthet, lange Zeit aufheben; ausgegohrener Wein und ausgegohrenes Bier werden niemals sauer, so lange die Flaschen gut verkorkt sind. Zum Verderbniß von Getränken und Speisen ist nämlich Hefe nothwendig und diese ist durch das Kochen getödtet, durch den luftdichten Verschluß abgehalten.

Wie aber kommt die Hefe in die Luft?

Bis vor etwa drei Jahren hat man mehr geahnt und vermuthet als nachgewiesen, daß die Hefe den beiden niedrigsten Pflanzenfamilien, den Algen und Pilzen, ihren Ursprung verdanke; ja, für die Algen ist der Beweis erst im letztvergangenen Jahr geführt worden; auch sind die Hefebildungen der wasserbewohnenden Algen allem Anschein nach von geringerer praktischer Bedeutung.

Die Hefebildungen der Pilze nehmen ihren Ursprung besonders in der Gruppe der Schimmelpilze. Möge es mir vergönnt sein, aus dieser ein vollständig bekanntes Beispiel auszuführen.

Jedermann kennt die blaugrünen, flockigen Schimmelbildungen, welche auf feuchtem alten Brot, auf faulendem Obst, altem Leder, Käse u. s. w. hervortreten. Sie bestehen meist zum größten Theil oder ganz aus dem gemeinen Pinselschimmel (Penicillium crustaceum Fr.), so genannt, weil die Samenzellen, die sogenannten Sporen, in pinselförmig vereinigte Ketten geordnet sind. Diese Samenzellen oder Sporen sind Zellen einfachster Form. Sie sind zwar mit einer Zellenwand versehen, aber das Innere hat weder eine Höhlung noch einen Kern; es besteht aus einem einfachen, gleichmäßigen Klümpchen von Bildungsstoff. Wenn diese Samenzelle auf einen nahrhaften, der Luft ausgesetzten Boden fällt, so keimt sie, d. h. sie schiebt durch eine Aus-

stülpung der Wand eine neue Zelle hervor, welche zu einem langen, sich verzweigenden Zellenfaden auswächst, der abermals einen oder mehrere Sporenpinsel trägt.

Fällt aber die Spore in eine Flüssigkeit, so geht eine ganz andere Bildungsweise vor sich. Die Sporen sind sehr leicht; sie erheben sich daher bei dem leisesten Windstoß in die Luft und diese ist beständig mit Sporen verschiedener Pilze erfüllt. Wir athmen beständig Sporen ein; unsere Nahrungsmittel sind den Sporen ausgesetzt und können nur durch luftdichten Verschluß vor ihrer Einwirkung geschützt werden.

Ich übergehe die verschiedenen luftigen Hypothesen, mittelst welcher man bis auf unsere Tage die Entstehung der Hefe aus den Sporen zu erklären gesucht hat und gebe nur den Vorgang, wie er sich leicht bei jeder Gährung constatiren läßt.

Fällt die Spore in eine Flüssigkeit, so keimt sie nicht, sondern sie zerfällt innerhalb ihrer Hülle in zwei Portionen, jede Portion abermals und so fort. So entsteht innerhalb der Sporenwand durch fortgesetzte Zwiespaltung ein Haufen rundlicher Kerne oder Zellen einfachster Art. Diese nehmen sehr bald einen so großen Raum ein, daß die Sporenwand platzt und die kleinen Kerne hervorschwirren. Nun sieht man, daß jede dieser Kernzellen eine kleine schwanzförmige Verlängerung, eine Cilie, besitzt, mittelst deren sie sich pfeilschnell fortbewegt.

Die Kernzellen gehören zu den sogenannten schwärmenden Zellen. Nach einiger Zeit kommen sie zur Ruhe und setzen ihren Theilungsproceß fort, so daß sie sich in der Flüssigkeit, auf Kosten derselben, in's Ungeheure vermehren. So entsteht die Kernhefe oder der Micrococcus. So lange die gährende Substanz stickstoffreich ist, bildet sich die Kernhefe fort; ist dagegen der Stickstoffgehalt fast völlig verzehrt, so geht mit der Hefe eine große Veränderung vor sich. Die Zellen blähen sich auf, scheiden eine Zellstoffwand aus, bilden einen Primordialschlauch und einen centralen Kern und vermehren sich durch Sproßung, durch Ausstülpung der Zellwand. So geht aus der Kernhefe die Sproßhefe oder der Cryptococcus hervor.

Diese Hefeform leitet die geistige Gährung ein. Diese dauert fort, bis der ganze Stickstoffgehalt der Flüssigkeit verbraucht, d. h. bis die Flüssigkeit ausgegohren ist. Schließt man jetzt die Luft ab, so bleibt die Flüssigkeit unverändert und die Hefebildung hört auf; tritt aber die Luft hinzu, so tritt saure Gährung, Säurebildung, ein. Die Hefe verändert abermals ihre Gestalt. Sie streckt sich in die Länge, wird stabförmig, mit dichtem glänzendem Bildungsstoff erfüllt und zerfällt wieder wie die Kernhefe durch Zweitheilung in Glieder. Diese jede Säurebildung einleitende Hefe kann man Gliederhefe oder Arthrococcus nennen.

Andere Hefearten als die drei genannten Formen gibt es in der Pilzwelt nicht. Diese leiten alle durch Pilze hervorgerufenen Gährungen ein. Nun ist es von höchster Wichtigkeit, daß man aus allen bis jetzt genau darauf untersuchten Pilzen diese Hefeformen erziehen kann und bei allen im Wesentlichen auf dieselbe Weise. Aber auch umgekehrt kann man aus der Hefe den Pilz ziehen, der sie hervorgerufen hat und dem sie angehört. Die Hefe bewahrt also ihre specifische Natur und die Hefe eines bestimmten Pilzes wirkt auf ihre Unterlage in eigenthümlicher Weise, von der Hefe anderer Pilze oft verschieden, ein.

Unter den drei genannten Hefeformen ist der Micrococcus, die Kernhefe, die wichtigste, nicht nur, weil sie die Grundlage für alle Hefebildungen ist, sondern auch, weil sie bei weitem die meisten und die wichtigsten Gährungsprocesse einleitet.

Die ungeheuren, in das gesammte Menschen-, Thier- und Pflanzenleben tief eingreifenden Wirkungen des Micrococcus vergegenwärtigt man sich am besten, wenn man fragt, was die Folge sein würde, wenn der Micrococcus nicht existirte?

Ohne Micrococcus wäre es unmöglich, Bier, Wein, Branntwein, Spiritus, überhaupt irgend ein geistiges Getränk zu bereiten; es würde fast unmöglich sein, Essig zu bereiten; die Milch würde nicht sauer werden und noch weniger könnte die Käsebildung stattfinden; was wären also die nomadischen Völker, die oft ganz von Käse und Brot lebenden Aelpler, ohne den Micrococcus. Ja, selbst das Brot im heutigen Sinne des Wortes, verdankt dem Micrococcus seine Existenz.

Man denke sich aber den Menschen ohne Brot, ohne das, was wir darunter verstehen. Wäre die Brotbereitung eine andere, lebten wir noch von geröstetem Getreide, so hätte

unsere ganze Culturgeschichte eine andere Wendung nehmen müssen. Von der Materie ist der Geist abhängig; was wir in Speise und Trank genießen, gibt die Bedingungen für unsere psychische Entwicklung. Es ist also der kleinste aller Organismen unumgänglich nothwendig zur Entwicklung unserer höchsten Geisteskräfte. Und nicht nur deshalb, weil er uns das Brot bereiten hilft, sondern mehr noch deshalb, weil er Fleisch und Brot verdaulich macht. Alle Fäulniß wird durch den Micrococcus eingeleitet. Ohne diesen würde sich Leiche auf Leichen häufen und nur langsam könnte dieser Leichenhaufen zersetzt und dadurch zu neuem Leben erweckt werden. Und auch die Verdauung gehört in ihren wesentlichsten Instanzen zu den Gährungs- und Fäulnißprocessen. Durchaus unerwiesen ist es, daß die in den Speicheldrüsen und in der Bauchdrüse enthaltene Flüssigkeit wirklich mit den Stoffen versehen ist, welche man daraus abgeschieden hat und welche die Verdauung einleiten sollen, gewiß aber ist, daß unglaubliche Massen von Micrococcuszellen beständig im Munde, im Schlund, im Magen zur Ausbildung kommen und daß sie beständig die Geschäfte der Verdauung vollführen helfen, von der Umbildung der Stärke in Zucker bis zu den verwickelten unter dem Namen Fäulniß zusammengefaßten Zersetzungsprocessen der Speisen. Auf jeder Epithelialzelle der menschlichen Mundhöhle bilden sich in jeder Nacht hunderte von Ketten von Micrococcuszellen. Läßt man nur hundert hundertgliedrige Ketten auf hundert Epithelialzellen zur Entwicklung kommen, so entsteht in einer Nacht schon eine Million Micrococcuszellen in unserer Mundhöhle. Welche erstaunliche Wirkung muß aber eine Million von Zellen auf den Organismus und die in ihm enthaltenen Flüssigkeiten ausüben! Eine Million von Hefezellen! Aber viele, viele Millionen entstehen beständig in allen Höhlungen unseres Körpers innerhalb weniger Stunden. Alle Körperhöhlungen sind mit Schleimhäuten ausgekleidet, welche Millionen von Micrococcuszellen tragen!

Und welcher Organismus ist es, der so Ungeheures wirkt? Wir tragen Millionen und aber Millionen von Organismen mit uns umher, aber diese Organismen gehören zu den kleinsten, die man bisher aufgefunden hat.

Der Micrococcus verschiedener Pilze ist von etwas verschiedenem Durchmesser, aber auch der größte Micrococcus ist winziger als fast alle bisher aufgefundenen Organismen. Die größesten Micrococcuszellen erschienen bei tausendfacher Linearvergrößerung als äußerst kleine kugelige Körperchen, die kleinsten dagegen bei derselben Vergrößerung als kaum sichtbare Punkte. Von großen Micrococcuszellen gehen etwa zwei auf ein Tausendstel Millimeter, also auf einen Cubikzoll 125 Billionen Zellen. Man liebte es beim Aufleben der organischen Wissenschaften, mit großen Zahlen zu spielen; vor solchen Zahlen, wie sie hier in Betracht kommen, würde man aber zurückgebebt sein.

Bis jetzt haben wir den Micrococcus nur in seinen wohlthätigen Wirkungen kennen gelernt, indem wir sahen, daß derselbe die Verdauung des Menschen und der Thiere fördere, daß er durch faulige Zersetzung die abgestorbenen Organismen hinwegräumt. Aber dieser Wohlthäter des gesammten organischen Reiches kann auch zum schrecklichen Zerstörer werden.

Es ist schon an und für sich wahrscheinlich, daß der Micrococcus, welcher alle Gährungen einleitet, sehr verderblich wirken muß, wenn er in gesunde Gewebe und Flüssigkeiten des Thier- und Pflanzenleibes eindringt. Er muß ja seine zersetzende Wirkung hier ebenso gut äußern wie in der gährungsfähigen Flüssigkeit und schon aus diesem Grunde muß er, wenn er z. B. in das Blut des Menschen gelangt, die gefährlichsten Krankheiten hervorrufen. Aber ist er denn im Stande, in's Blut von Menschen und Thieren, in das Gefäßsystem derselben, einzubringen? Bevor wir auf diese Frage eingehen, wollen wir uns erst Rechenschaft darüber ablegen, welche Rolle der Micrococcus bei den Krankheiten der höheren Gewächse spielt.

Fast bei allen Krankheiten der Pflanzen kommt Micrococcus vor, aber nicht bei allen spielt er die gleiche Rolle. Bei den Brandkrankheiten der Getreidearten und der Gräser kommt er nur beiläufig vor und scheint für die Krankheit wenig wesentlich zu sein. Anders ist es schon bei der Brandkrankheit der Reispflanze. Hier dringt der keimende Micrococcus in den Samen ein und durchzieht nach und nach die ganze Pflanze. Eine sehr wesentliche Rolle spielt dieser

kleine Organismus bei der berüchtigten Kartoffelkrankheit und bei der Weinkrankheit. Bei der Kartoffelkrankheit tritt der Pilz, die Peronospora, zuerst an den Blättern auf. Die Pilzfäden bringen mehr oder weniger tief in den Stengel der Kartoffelpflanze ein und inficiren zuletzt die Kartoffel, indem sie überall Micrococcus zur Ausbildung bringen, unter dessen Einfluß die Kartoffel in völlige Fäulniß versetzt wird. Man kann mit einem winzigen Bruchstück einer solchen kranken Kartoffel völlig gesunde in Fäulniß versetzen, d. h. sie mit der Krankheit anstecken, ja im Keller noch steckt eine kranke Kartoffel nach und nach einen ganzen Haufen von gesunden an. In solchen faulenden Kartoffeln findet man aber sehr oft nur den Micrococcus, keine andern Theile des Kartoffelpilzes.

Die Weinkrankheit wird durch einen Mehlthaupilz, Erysibe Tuckeri genannt, hervorgerufen. Dieser Schimmel befällt die Blätter, die Trauben und das Holz. Blätter und Trauben fallen im Spätherbst ab, aber in das Holz dringt das Pilzgewebe tiefer ein. Im Winter stirbt das Gewebe des Pilzes im Weinholz, aber es bringt vorher Micrococcus zur Ausbildung. Dieser überwintert im Holz und versorgt im Frühjahr den Weinstock auf's Neue mit dem Traubenpilz. Daher kommt es, daß einmal von der Weinkrankheit befallene Stöcke sehr selten wieder gesund werden. Der Micrococcus überwintert im Holz und macht die Krankheit zu einer chronischen. Wo diese daher tief eingerissen ist, da muß man meist den Weinbau ganz aufgeben, jedenfalls alle Weinstöcke ausrotten, verbrennen und durch neue ersetzen.

Auch bei den Krankheiten der Bäume spielt der Micrococcus bestimmter Pilze eine große Rolle, wie Moritz Willkomm in Dorpat gezeigt hat. Diese kleinen Organismen werden tief im Stamminnern lebenskräftiger Bäume von den Sporen eindringender Pilze massenhaft ausgebildet, setzen das noch frische Holz in Fäulniß und bringen die mächtigsten Bäume zum Absterben. Alle Fäulnißkrankheiten der Pflanzen werden durch den Micrococcus verschiedener Pilze eingeleitet. Tief bringt dieser in Früchte, in fleischige und holzige Pflanzentheile ein und zerstört dieselben durch sein massenhaftes Auftreten in unglaublich kurzer Zeit. Bei der berüchtigten Krankheit der Zwiebeln, der sogenannten Hyazinthenpest, die schon manchen Blumenliebhaber um seine Lieblinge gebracht hat, ist nur der Micrococcus eines Pilzes thätig.

Wenn nun in der Pflanzenwelt der Micrococcus so ungeheure Verheerungen anrichtet, drängt sich da nicht fast unwillkürlich die Frage auf, ob er ähnliche Wirkungen auch im Thierkörper zu üben vermöge?

Freilich ist diese Frage nur dann erlaubt, wenn sich in der Thierwelt ähnliche Zerstörungen nachweisen lassen, wie sie der Micrococcus im Pflanzenleib hervorbringt.

Bei den niederen Thieren, namentlich bei den Insecten, ist dieser Nachweis leicht zu führen. Impft man eine Fliege mit dem Micrococcus des gemeinen Pinselschimmels, so erkrankt dieselbe an der sogenannten Stubenfliegenkrankheit, der sie sehr bald erliegt. Diese Krankheit kann von einer Fliege durch Impfung auf die andere übertragen werden. Es keimt dabei im Fliegenleib der in's Ungeheure vermehrte Micrococcus und bringt an der Oberfläche desselben Pilzfäden hervor, welche in die Generationsfolge des gemeinen Pinselschimmels gehören.

Weit auffallender noch wirkt der Micrococcus bei der Krankheit der Seidenraupen, der sogenannten Muscardine, welche durch einen Pilz verursacht wird, den man Botrytis Bassiana genannt hat. Dieser Pilz tritt nicht selten mit seinem Gewebe an der Seidenraupe auf, indem er seine Fäden tief in ihren Körper hineinsendet. Hier im Innern des Raupenkörpers entwickelt er Micrococcus, welcher sich nun unglaublich vermehrt und die Raupe in kurzer Zeit zu Grunde richtet. Jene Pilzfäden sind aber bei der Krankheit durchaus unwesentlich; der Micrococcus tritt ebenso häufig ganz allein auf und führt die Raupe ebenso rasch dem Tode entgegen. Tausende von Raupen gehen den Seidenzüchtern zu Grunde, sobald eine einzige kranke Raupe zugegen ist. Die Krankheit ist nämlich im höchsten Grade ansteckend. Der Micrococcus, von den kranken Raupen ausgehend, erhebt sich massenhaft in die Luft, fällt auf die den Seidenraupen bestimmten Maulbeerblätter herab und wird so von diesen gefressen. Dadurch erkranken sie plötzlich und gehen rasch zu Grunde.

Tüchtige französische Forscher haben neuerdings bewiesen, daß wenige Micro-

coccuszellen, von einer kranken Seidenraupe auf eine gesunde übertragen, genügen, um diese mit der Muscardine zu inficiren. In diesem Falle ist also das Contagium der ansteckenden Krankheit nichts Anderes als der Micrococcus der Botrytis Bassiana.

Freilich, was für Raupen und Fliegen gilt, gilt noch nicht unbedingt für Menschen und höhere Thiere. Sehen wir daher zunächst zu, ob sich zwischen der Wirkung der Miasmen und Contagien beim Menschen einerseits und der Wirkung des Micrococcus andererseits irgend welche Analogien auffinden lassen. Und an solchen fehlt es wahrlich nicht.

Eine der wichtigsten Analogien ist die Ansteckung. Bei den sehr ansteckenden Krankheiten genügt ein kleiner Theil, ein Stäubchen, von dem erkrankten Körpertheil auf einen gesunden Menschen übertragen, um diesen erkranken zu machen. Häufig erhebt sich das Contagium, worin es nun auch bestehen möge, in die Luft, um, von Gesunden eingeathmet, diese zu inficiren. Die Luft ganzer Landstriche ist oft mit einem Miasma inficirt, durch welches der größte Theil der Bevölkerung angesteckt wird.

Und ebenso pflanzt sich oft das Contagium von einem Körpertheil zum andern fort. An einem Körperende mit einer Krankheit inficirt, wird oft der ganze Mensch nach und nach ergriffen.

Genau dieselben Vorgänge finden wir bei der Gährung. Wirft man in eine gährungsfähige Masse nur einige wenige Pilzsporen, so bilden diese Micrococcus und von dem Punkt aus beginnt die Gährung, der Micrococcus vermehrt sich von da aus durch die ganze Masse und reißt diese Schritt für Schritt, anfänglich langsam, dann mit der vermehrten Production der Hefezellen immer rascher, in die Gährung hinein. Was ist das anders als Ansteckung? Nimmt man aus der gährenden Substanz einige wenige Hefezellen und überträgt sie in eine bis dahin pilzfreie gährungsfähige Masse, so beginnt auch diese am Punkt der Uebertragung zu gähren. Der Chemiker nennt das auch gradezu Ansteckung. Ich würde die Geduld der Leser ermüden, wollte ich alle Analogien zwischen contagiösen Krankheiten und Gährungsprocessen, auf welche die Aerzte und Chemiker uns aufmerksam gemacht haben, hier aufzählen.

Man hatte früher von den Miasmen und Contagien sehr unbestimmte Vorstellungen. Man dachte sich darunter sehr feine in der Luft und im Körper vertheilte, blos chemisch einwirkende Stoffe; aber diese Ansicht ist von den bedeutendsten Chemikern als ganz unhaltbar anerkannt worden. Abgesehen davon nämlich, daß sich dadurch die Ansteckung gar nicht erklären läßt, wenn man nicht zu sogenannten Contactwirkungen seine Zuflucht nehmen will, abgesehen davon ist es längst festgestellt, daß bei vielen ansteckenden Krankheiten das Contagium kein flüchtiger, sondern ein fester, an den Körpern haftender Stoff ist.

So z. B. bei den Blattern. In einem Hause in München starb ein Kranker an den schwarzen Blattern. Alle seine Sachen, sein Bett, seine Wäsche u. s. w. werden verbrannt. Das Zimmer wird mehrere Tage gelüftet. Dann kommt ein Tüncher, um die Wand zu weißen. Nach Beendigung seiner Arbeit bekommt er die Blattern und stirbt, während außer diesen beiden Fällen in der ganzen Gegend kein Blatternfall vorgekommen war. In diesem Fall, und ebenso ist es in hundert andern, muß an der Zimmerwand ein fester Körper gehaftet haben, welcher den Tüncher inficirte.

Haben wir aber irgend einen Grund zu glauben, daß dieser Stoff nichts Anderes als Micrococcus sei?

Gewiß, denn bei vielen epidemischen und contagiösen Krankheiten hat man bereits Micrococcuszellen und Producte derselben aufgefunden, so z. B. beim Milzbrand der Rinder, bei den Masern, beim kalten Fieber, bei der Cholera, neuerdings noch bei einer Reihe anderer, thierischer und menschlicher Krankheiten.

Es ist jetzt ein Jahr her, daß ich, gestützt auf die Arbeiten Anderer über diesen Gegenstand, es zum ersten Male auszusprechen wagte: Wenn wirklich die contagiösen und miasmatischen Krankheiten durch pflanzliche Gebilde hervorgerufen werden, so sind es Micrococcusbildungen, welche man als die Miasmen und Contagien, als die eigentliche Ursache jener Krankheiten, anzusehen hat. Und bis heute habe ich nicht Ursache, jenen hypothetischen Ausspruch zu bereuen.

Es war am 4. October 1867, als in einer österreichischen medicinischen Zeitung ein ausführliches Resumé von Dr. Popper

über den dermaligen Stand der Kenntniß von der Blatternkrankheit mit den Worten schloß: der contagiöse Proceß der Blattern sei ein Gährungsvorgang, eingeleitet durch pflanzliche Organismen.

Wenige Tage später entdeckte der Herr Medicinalassessor Zürn den Micrococcus in den Schafpocken und in deren Lymphe. Ein davon verschiedener Micrococcus fand sich in den Menschenblattern und in den Kuhpocken. Aus dem Micrococcus wurde die höhere Pilzform gezogen, dadurch, daß jener auf verschiedene gekochte vegetabilische und thierische Substanzen ausgesäet wurde. Es zeigte sich, daß der Micrococcus der Schafpocken bei jeder Cultur denselben längst bekannten und verbreiteten Pilz, nämlich den Rußbrand (Pleospora herbarum) erzeugte. Dieser bewohnt das Lolchgras, welches die Schafe so gern fressen und worauf, wenn es feucht wird, der in den Pocken gefundene Micrococcus aus den Sporen des Pilzes hervorgeht. Nun wissen aber die Schafzüchter, daß die Pockenkrankheit durch verdorbenes, schimmeliges Heu verursacht wird.

Menschenblattern und Kuhpocken bergen den Micrococcus eines andern, für diese Krankheiten ebenfalls ganz constanten Pilzes.

Kann das Zufall sein? Soll man glauben, daß der Micrococcus ganz bestimmter Pilze stets nur als Begleiter gewisser Krankheiten auftrete, ohne dem menschlichen Körper zu schaden? Das ist beinahe unmöglich, denn ein so gefährlicher Gast wie der Micrococcus wird im Innern der Gewebe nicht massenhaft auftreten, ohne beträchtlichen Schaden anzurichten.

Noch weit auffallender ist es bei der Cholera. Der Cholerakranke beherbergt den Micrococcus eines Pilzes, der in Europa niemals gefunden worden ist und der wahrscheinlich identisch ist mit dem Pilz, der die Reiskrankheit hervorruft, welcher man schon beim ersten Ausbruch der Cholera einen Zusammenhang mit dieser Krankheit zuschrieb. Der Micrococcus der Cholera bringt nämlich in die keimende Reispflanze ein, in deren Blättern er den Cholerapilz erzeugt.

Wenn die Dampfschiffe, die den Ganges befahren, den überschwemmten Reisregionen sich nähern, so bricht oft die Cholera auf den Schiffen aus, das Contagium muß also durch die Luft zu ihnen gelangen.

Soll man nun annehmen, der Cholerapilz wandere wie Ahasver von Mensch zu Menschen, von Ort zu Ort, von Land zu Land, über die ganze Erde und doch habe er mit dem Choleraproceß gar nichts zu schaffen? Diese Hypothese wäre wahrlich erkünstelter als jede andere und ist schon deshalb verwerflich.

Aber der directe Beweis, daß man durch den Micrococcus bestimmter Pilze bestimmte Krankheiten hervorrufen könne, ist noch zu führen und zwar dadurch, daß man durch Impfung, Fütterung oder Inhalation, je nach der Natur der Krankheit, Thieren den Micrococcus beibringt und dadurch die betreffende Krankheit erzeugt. Freilich ist diese Beweisführung, so einfach die Sache scheint, mit ungeheuren Schwierigkeiten, besonders aber mit Kosten verbunden, welche die Kräfte des Privatmannes weit übersteigen. Aber wichtig genug ist die Aufgabe, um von Regierungen und größern Corporationen in Angriff genommen zu werden.

Und wodurch soll ich nun Vergebung erlangen, daß ich von dem winzigsten lebenden Wesen ein Langes und Breites erzählt habe? Wird man mir nicht mit Faust zurufen:

Du kannst im Großen nichts verrichten
Und fängst es nun im Kleinen an?

Nur damit kann ich es vielleicht entschuldigen, daß der besprochene Organismus zwar der kleinste ist, den wir kennen, daß aber seine Wirkungen zu den riesigsten in der gesammten organischen Welt gehören. Der Micrococcus ist unser Wohlthäter, er versorgt uns mit Brot, Käse, Bier und Wein, er hilft uns zur Verarbeitung der Nahrung, aber er bedroht uns auch mehr als irgend ein anderes Wesen. Löwen und Tiger fürchten wir nicht, denn sie weichen der menschlichen Cultur Schritt für Schritt und werden in nicht allzu ferner Zeit ohne Gnade von der Erde vertilgt sein. Den Micrococcus werden wir nimmermehr vertilgen und wenn sich auch die Kräfte aller Menschen vereinigten. Das kleinste aller Wesen ist der Herr des stolzesten, denn der Mensch erliegt ihm früher oder später ganz sicher. Wenn auch keine ansteckende Krankheit ihn ergreift, so fällt er doch im Grabe unfehlbar den zersetzenden Einwirkungen des Micrococcus anheim.

Und die Gefahr der Epidemien wächst

mit dem zunehmenden Verkehr der Völker. Vor Erfindung der Dampfschiffe kannte man in Europa keine Cholera; viele epidemische Krankheiten waren vor den Kreuzzügen unbekannt. Wohin soll das führen bei dem beständigen reißend schnellen Fortschritte des Verkehrs der Völker?

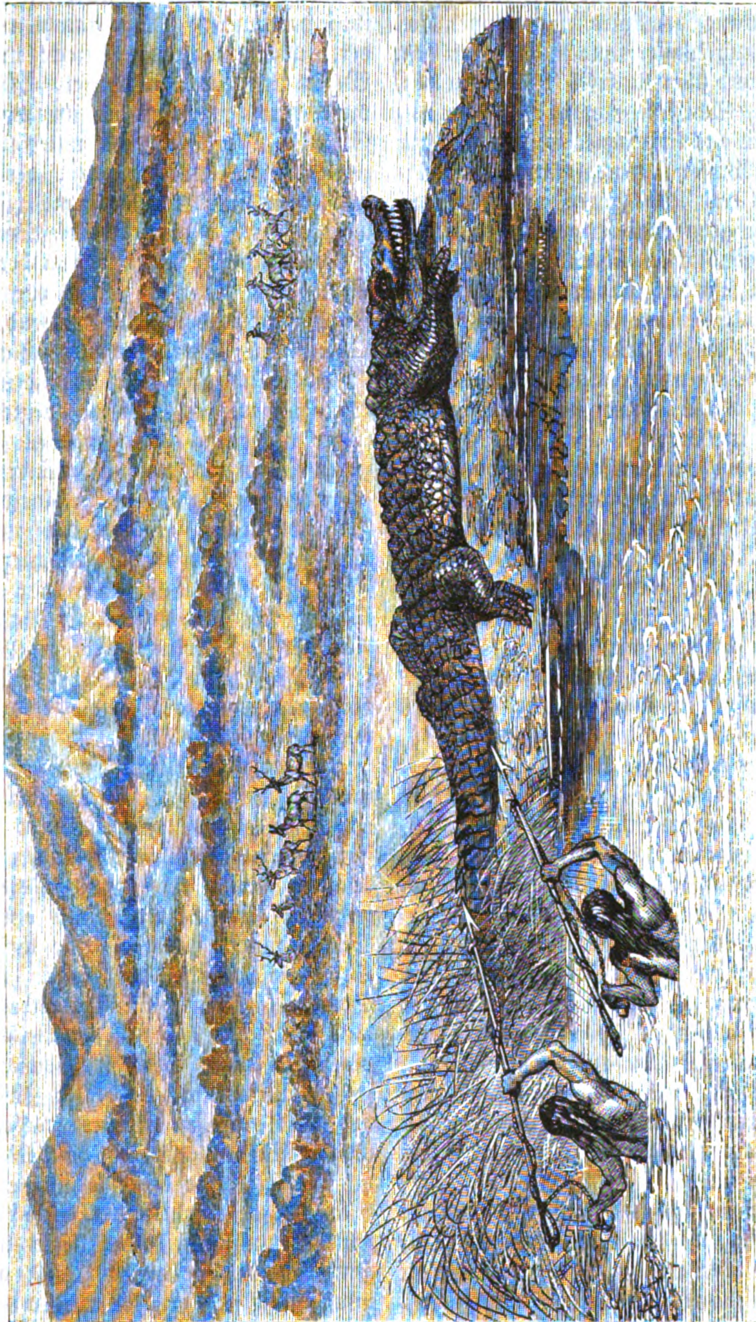
Ich schließe daher mit dem Wunsche, daß mit dem Wachsen der Gefahr auch die Erkenntniß derselben und der Mittel zu ihrer Bekämpfung wachsen möge.

Die Riesen des Setit-Stromes.

Der Setit ist in der Regenzeit ein wichtiger und in den übrigen Monaten des Jahres ein schöner Fluß. Wenn die tropischen Regen auf die abessinischen Gebirge und auf die Hochebenen der westlichen Grenzgebiete niederstürzen, so empfängt der Setit ungeheuere Schlammmassen, die er in seinem Bett fortwälzt. In dieser Zeit sind die Schluchten und Risse, die an seinen Thalwänden niedergehen, ebenso viele braune Cascaden. Im Verein mit dem Atbara und dem Blauen Nil hat er einst das unterägyptische Delta gebildet und befruchtet es mit seinen beiden Gehilfen bei den periodischen Ueberschwemmungen noch von Jahr zu Jahr. Haben die wilden Wasser, die dem armen ägyptischen Fellah die Felder düngen, sich verlaufen, so wird der Setit zu einem schönen Strom. Sein Wasser ist jetzt so rein und durchsichtig wie Glas. Bald fließt es ruhig über Kiesel dahin, bald rauscht es über großartige Stromschnellen. Hier zwischen senkrechten Klippen von Sandstein oder Basalt eingeengt, breitet sich der Setit dort zu tiefen Pfuhlen aus, um von ihnen aus seinen sanften Lauf über Sand und Kiesel wieder anzutreten. In seinem oberen Laufe ist auch die Landschaft schön, die er durchströmt. Der große abessinische Höhenzug, in dem einzelne Punkte zehntausend Fuß übersteigen, gibt den prachtvollsten Hintergrund ab, der sich denken läßt. Die nächste Umgegend erhält durch ihr Gras und ihre Baumdickichte den Charakter eines Parks. Staffage fehlt nicht, doch ist es gewöhnlich blos thierische, denn Menschen pflegen das obere Setitthal wegen der Nähe des Landes der gefürchteten Bazen zu vermeiden. Große Heerden von Antilopen verschiedener Art gehen am Setit zur Tränke, doch meiden sie die Dickichte der hellgrünen Nabbukbäume, in deren Wipfeln unzählige Guineahühner und schwarze Francolinrebhühner nisten, ohne Furcht vor den Löwen und Leoparden, die unter ihnen den größern Thieren auflauern.

In der trockenen Jahreszeit würde der Setit das Ideal der Lachse sein, da er eine Reihe von Schnellen, Untiefen, Felsenbuchten und ruhigen Pfuhlen von unbekannter Tiefe bildet. In die letztern Zufluchtsorte ziehen sich die Flußpferde zurück, wenn sie von ihren nächtlichen Ausflügen auf's feste Land wiederkehren. Oft hört man ihr Schnauben, ohne die Thiere selbst zu sehen. Den Anblick von Krokodilen, die sich auf den Sandbänken sonnen, hat man häufiger.

Als Baker zu den Gebieten am obern Setit reiste, die seiner Jagdlust die vollste Befriedigung versprachen, hatte er ein Ebenbild des alten Meergottes Neptun zur Begleitung. Abu Do, ein berühmter Harpunierer von Flußpferden, trieb die Jagd als Gewerbe. Er war über sechs Fuß hoch und seine grauen Haare hingen in dicken und festen Locken auf seine Schultern herab, während seine stark broncirten Züge an Schönheit der Linien nicht übertroffen werden konnten. Wenn er mit seiner Harpune, die wie der Dreizack Neptun's anzuschauen war, den Strom, bis an die Brust im Wasser, durchschritt, so gewährte er einen wahrhaft classischen Anblick. War Abu Do ein Neptun, so waren Baker's Hamranaraber vollständige Centauren. Mensch und Pferd schienen ein Thier zu sein, und zwar ein Thier von der elastischsten Natur, das sich mit der Geschwindigkeit einer Schlange drehen und winden konnte. Daß man verschiedene Wesen vor sich hatte, bewies der Reiter, wenn er mit gezogenem Schwerte zur Erde sprang, während das Pferd über rauhen und unebenen Boden rasch weitersprengte, dann die Mähne ergriff und sich behend wie ein Affe wieder in den Sattel schwang, ohne sein Pferd dabei eine Secunde aufzuhalten. Mit dieser classisch-antiken Gesellschaft zog Baker zur Jagd und zur Erforschung eines noch nie von Europäern betretenen Gebiets an den obe-



Harpunirung eines Krokodils.

ren Setit. Auch ein Deutscher war bei ihm, der arme Florian Muche, der später als Begleiter des Grafen Krockow von Wickerode unter den Pranken eines Löwen enden sollte.

Von den beiden riesigen Thieren, die im Setit leben, war ein Krokodil das erste, welches erlegt wurde. Zwei Jäger schlichen sich an die große häßliche Eidechse auf eine eigenthümliche Weise heran. Sie lag auf dem jenseitigen Ufer auf einer Sandbank dicht neben Schilf. Nachdem die beiden Jäger die Richtung des Windes ermittelt hatten, gingen sie eine Strecke am Flusse

hinauf und schwammen nun mit der Harpune in der Hand hinüber. Am andern Ufer wateten und schwammen sie den Strom nach der Stelle hin abwärts, wo das Krokodil lag. Wo die hohe Uferwand ihnen keine Deckung gewährte, schwammen sie, wo sie genug Wasser fanden, leise mit dem Strome, und über Untiefen krochen sie hin, bis sie das Schilf erreichten, auf dessen anderer Seite das Ungeheuer schlief. Bis zur Brust im Wasser stehend, drangen sie langsam durch das Rohr gegen die Beute vor, beide mit gehobener Harpune, um ihre Waffe augenblicklich schleudern zu können. Noch acht Schritte waren sie vom Krokodil entfernt, als dieses Wind von ihnen bekam und sich in's Wasser fallen ließ. Es nahm beide Harpunen mit. Die eine ragte schief aus den Schuppen hervor, die andere steckte tief in der zähen Haut. Das Eisen löste sich vom Bambusschaft los und hielt fest, während der Schwimmer, der aus leichtem Ambatschholz gemacht war und auf der Oberfläche lief, die Richtung bezeichnete, die das Krokodil unter dem Wasser nahm. Die Jäger waren ihrer Beute sicher und kehrten zur Gesellschaft zurück. Sie wollten an der bevorstehenden Jagd auf Flußpferde theilnehmen; das Krokodil holten sie sich am folgenden Tage.

Dieses werthvollere Wild, das den Arabern nicht blos Fleisch und Fett, sondern auch in seiner Haut Material zu Kameelpeitschen liefert, war in einem großen Pfuhl gespürt worden, aus dem mehrere mit Schilf bewachsene Sandbänke und viele Felseninseln hervorragten. Zwischen den letztern befand sich eine Heerde Flußpferde, die ein altes Männchen und mehrere Weibchen zählte. Ein junges Thier stand wie eine häßliche kleine Statue auf einem vorspringenden Felsen, während ein anderes Junges auf dem Rücken der Mutter, die geräuschlos auf dem Wasser schwamm, Platz genommen hatte.

Die Jäger schlichen sich auf dieselbe Weise heran, wie bei dem Krokodil. Leise stiegen sie oberhalb der Stelle, wo sich die Flußpferde hinter den Felsen sonnten, in's Flußbett hinunter und schwammen mitten in der Strömung dem Pfuhle zu. Die Thiere hatten von der nahenden Gefahr keine Ahnung; die Jäger schwammen still und rasch den reißenden Fluß hinab. Als sie dem Felsen nahe kamen, tauchten sie. Einige Stunden später erschienen sie wieder und waren nun am Rande der Klippe, auf der das junge Flußpferd stand.

In demselben Augenblicke, als das Thier in's Wasser sprang, schleuderten die Jäger ihre Harpunen. Dann tauchten sie wieder, schwammen eine Strecke unter dem Wasser und eilten an's Ufer. „Eine Harpune hatte gefehlt,“ beginnt Baker seine Erzählung der Scene, die nun folgte, „die zweite steckte im Männchen der Heerde, nach dem sie mit fester Hand geschleudert worden war. Nun wurde die Scene groß. Das verwundete Thier war in der höchsten Wuth und stieg, in seiner ohnmächtigen Raserei schnaubend und blasend, an die Oberfläche. Da der Ambatschschwimmer ungewöhnlich groß war und natürlich alle Bewegungen des Thieres begleitete, so suchte es seinem vermeintlichen Verfolger zu entrinnen und tauchte beständig. Kam es wieder an die Oberfläche, so sah es seinen beharrlichen Begleiter dicht neben sich. Das sollte nicht lange fortdauern. Die Jäger waren in Eifer und riefen ihre Gefährten, die mit zweien der Aggadschirs, Abu Do und Soliman, in der Nähe waren. Sie brachten die langen Stricke mit, die einen Theil des zu dieser Jagd gehörenden Geräthes bilden.

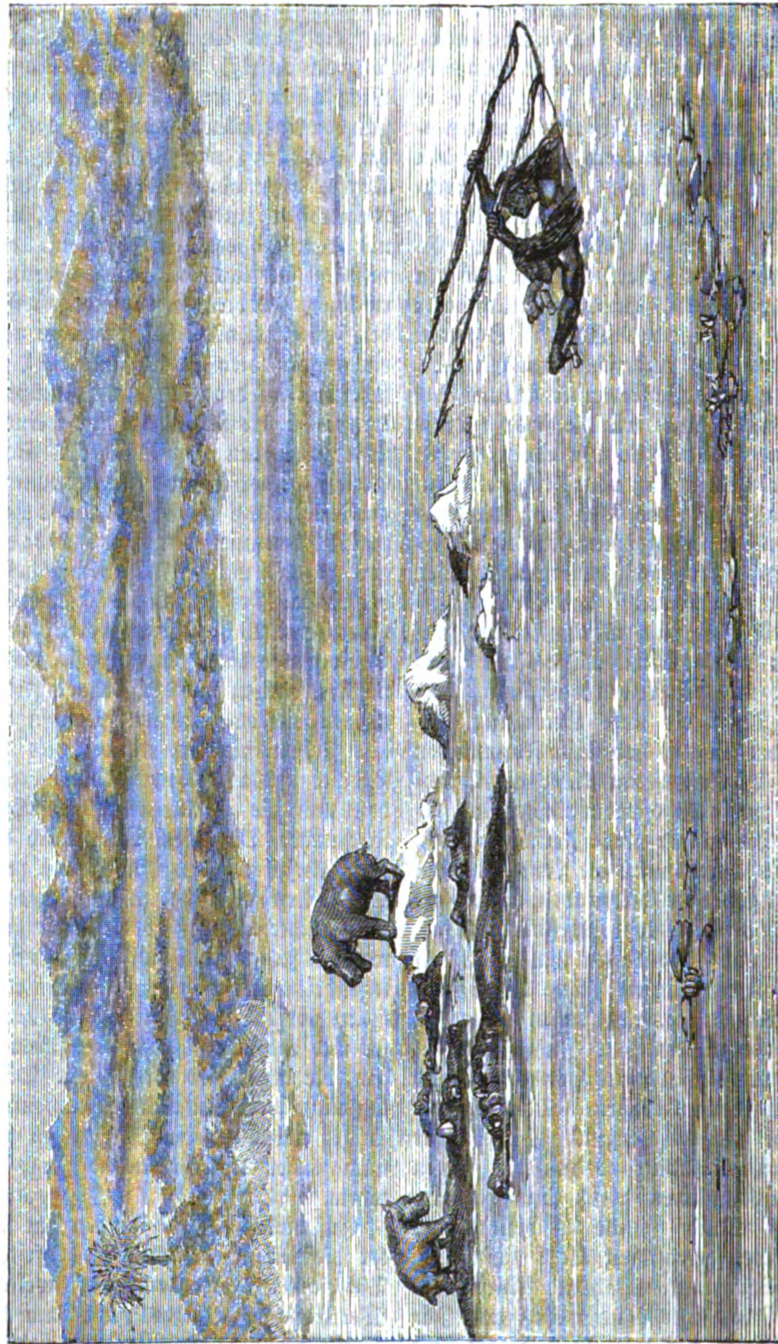
Die ganze Gesellschaft machte am Flußrande Halt, während zwei Männer mit dem einen Ende des langen Seiles hinüberschwammen. Als sie das andere Ufer erreichten, bemerkte ich, daß an die Hauptleine in ihrer halben Länge ein zweites Seil gebunden wurde. Wir auf unserer Seite hielten also die Enden von zwei Stricken, während auf der andern Seite blos eines war, so daß der Verbindungspunkt der beiden Seile im Centrum einen spitzen Winkel bildete. Der Zweck sollte mir bald praktisch erläutert werden. Auf unserer Seite hielten jetzt zwei Männer jeder ein Seil und der eine ging etwa zehn Ellen vor dem andern her. Die Leute setzten sich nun auf beiden Ufern in Bewegung und schleppten das Seil auf dem Wasser mit sich fort, bis sie den Ambatschschwimmer erreichten, der hin und her flog, wie das Flußpferd unten sich bewegte. Mittelst eines gut berechneten Rucks mit der Hauptleine wurde der Schwimmer jetzt zwischen die beiden Seile gebracht und sofort in dem spitzen Winkel dadurch befe-

stigt, daß man die beiden Strickenden auf unserer Seite zusammenbrachte.

Die Leute auf dem andern Ufer ließen nun ihre Leine los und unsere Leute zogen mittelst des Ambatschschwimmers an, der zwischen den Seilen fest saß. Wir hatten nun freie Hand und konnten das Flußpferd mit Nachdruck bearbeiten. Ich glaubte in der Behandlung großer Fische einige Erfahrung zu haben, aber noch nie sah ich ein so munteres Zerren wie bei diesem beidlebigen Thiere, dem wir bald Raum ließen, bald unsere Kraft zu fühlen gaben. Es sprang aus dem Wasser, knirschte mit den gewaltigen Zähnen, schnob mit furchtbarer Wuth und peitschte das Wasser zu Schaum. Dann tauchte es und schwamm dummerweise unter dem Wasser näher an uns heran. Schnell holten wir die schlaffe Leine herein und wanden sie um einen großen Block, der wenige Fuß vom Flusse entfernt war. Das Flußpferd stieg jetzt, vielleicht zehn Ellen vor den Jägern, an die Oberfläche, klappte seine ungeheuern Kinnladen zusammen und versuchte das Seil zu fassen, erhielt aber in dem Augenblicke zwei Harpunen in die Seite. Die Flucht verschmähend und vor Wuth wahnsinnig, verließ das Thier die tiefe Strömung, gewann festen Boden, hob seine Formmassen über das Wasser, betrat kühn die Sandbank und griff mit offenem Rachen die Jäger an. Es kannte seine Feinde schlecht, denn diese waren nicht die Leute, die ein Paar schnappender Kinnladen, bewaffnet mit zwei Reihen todbringender Zähne, fürchteten und schleuderten ihm sofort auf fünf bis sechs Schritte Nähe ein halbes Dutzend Lanzen zu, von denen einige in seinen Rachen eindrangen. Zu gleicher Zeit warfen ihm mehrere Leute Händevoll Sand in die ungeheuern Augen. Dies schadete ihm mehr als die Lanzen. Die Schafte der letztern zermalmte es zwischen seinen mächtigen Kinnladen gleich Strohhalmen, aber vom Sande wurde es besiegt und kehrte, seinen gewaltigen Kopf schüttelnd, in den Fluß zurück. Während seines Ausfalles auf das feste Land hatten zwei Jäger die Leinen der Harpunen gefaßt, die unmittelbar vor seinem Angriff geworfen worden waren. Jetzt wurde es von dreien dieser Todesinstrumente festgehalten, aber das eine Seil gab plötzlich nach, da das wüthende Thier, das noch immer unter dem Wasser war, es durchgebissen hatte. Unmittelbar darauf erschien es auf der Oberfläche und machte, ohne einen Moment zu zaudern, einen zweiten rasenden Angriff, indem es direct aus dem Wasser auf die Jäger einstürzte und seinen Rachen so weit aufriß, daß zwei Menschen darin Platz gehabt hätten. Soliman war außer sich vor Entzücken, sprang mit der Lanze in der Hand vor und stieß damit nach dem Kopfe, aber ohne Erfolg. In demselben Augenblicke trat Abu Do dem Flußpferde mit dem Schwert entgegen und erinnerte mich an Perseus, wie er das Seeungeheuer erschlug, von dem Andromeda gefressen werden sollte. Das Schwert machte aber blos einen harmlosen Schlitz, und die Lanze, die sich schon an dem Felsen abgestumpft hatte, konnte in die zähe Haut nicht eindringen. Wieder wurden ihm Händevoll Sand in's Gesicht geworfen und wieder wurde es so geblendet, daß es sich in seine tiefe Höhle zurückziehen und den Sand aus den Augen waschen mußte. Sechsmal geschah es bei diesem Gefecht, daß das tapfere Flußpferd seine Wasserfestung verließ und seine Verfolger entschlossen angriff. Es hatte mehrere Lanzen mit den Zähnen zerbrochen; andere wurden geworfen, prallten aber gegen Felsen, wurden stumpf und drangen nicht ein. Das Gefecht dauerte drei Stunden und die Sonne war dem Horizonte sehr nahe. Die Jäger baten mich deshalb, dem Flußpferde den Gnadenstoß zu geben. Sie hatten es nahe an die Küste gezogen und fürchteten, daß es die Leine zerbeißen werde. Ich wartete auf eine günstige Gelegenheit; bald hob es den Kopf etwa drei Ellen vor der Büchse kühn aus dem Wasser und bekam eine Kugel zwischen die Augen, die den letzten Act schloß. Die Stelle lag nicht weit von dem pyramidenförmigen Hügel neben unserm Lager, zu dem ich nach dieser unterhaltenden Jagd zurückkehrte."

Auf vielen solcher Jagden hat sich Baker die seltene Kenntniß des afrikanischen Thierlebens erworben, auf welcher der Werth seines Buches nicht zum kleinsten Theile beruht. Selbst von dem Krokodil, das wir so lange kennen, weiß er Neues zu erzählen. Ein langer Aufenthalt an den abessinischen Flüssen machte ihn mit allen seinen Gewohnheiten vertraut. Im Allgemeinen fürchten die Araber die Krokodile

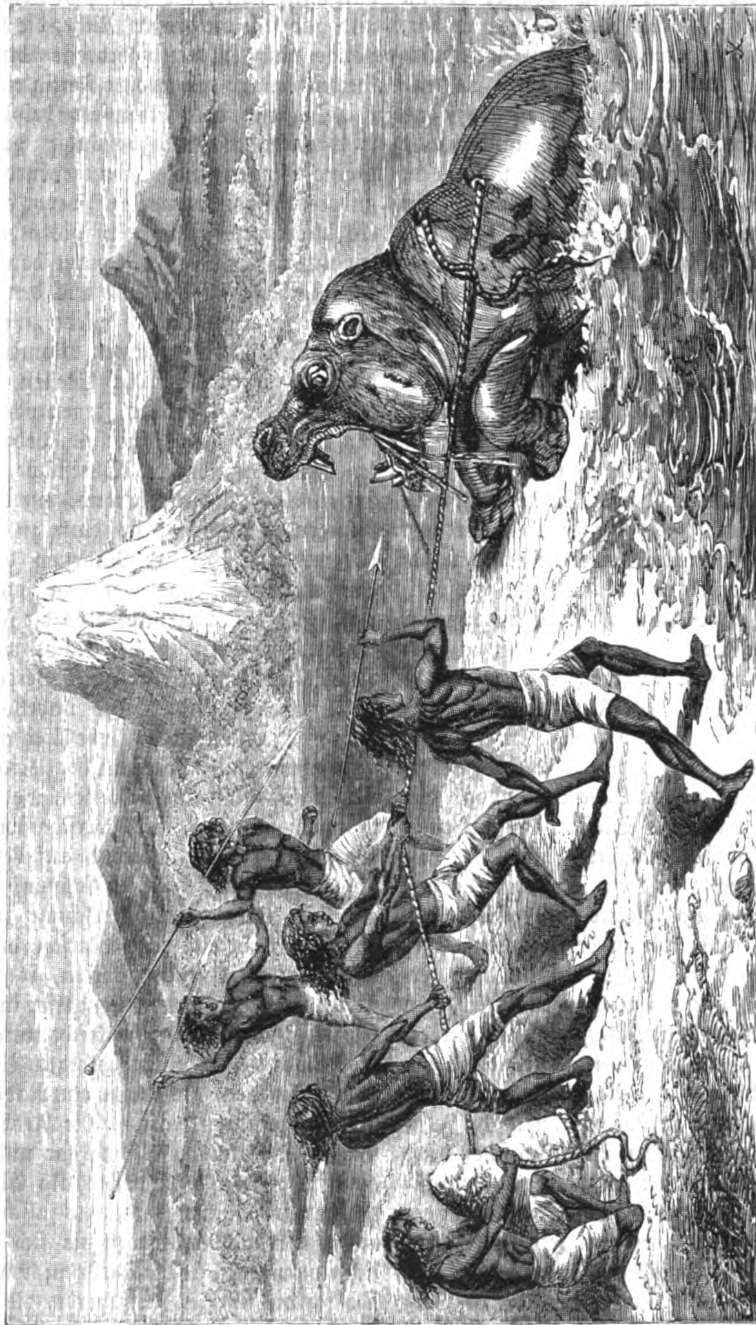
so wenig, wie wir die Hechte unserer Flüsse fürchten. Nur am Dinder, dessen Krokodile für besonders gefährlich gelten, sehen sich die Hirten vor und tränken ihre Ziegen blos aus Löchern, die in der Nähe des Stromes in den Sand gegraben werden. Das Krokodil geht mit großer List zu Werke.



Harpunirung eines Flußpferdes.

Einmal beobachtete Baker ein ungewöhnlich großes, das regungslos wie ein Stein zwischen Felsen lag, die eine ähnliche Farbe hatten. In der Nähe war eine Tränke, zu der die Paviane zu kommen pflegten. Gegen Abend erschien ein Trupp dieser Affen und näherte sich vorsichtig dem Flusse. Sie

waren dem lauernden Feinde schon ganz nahe, als ein junger Pavian die Gefahr bemerkte. Unter lautem Geschrei schwang er sich auf einen Baum, schüttelte die Zweige und machte Lärm aller Art, um das Krokodil zu veranlassen, daß es sich durch eine Bewegung verrathe. Die andern Paviane halfen nach Kräften, aber die Dunkelheit brach herein und das Krokodil spielte seine Rolle des leblosen und ungefährlichen Felsen noch immer fort. Ist einem dieser Thiere ein Angriff auf die gesellig lebenden Vögel mißlungen, die von den Kittarbüschen des Ufers ihre kleinen Schnäbel



Kampf mit dem Flußpferde.

in's Wasser tauchen, so schwimmt es mit dem Kopfe über dem Wasser eine große Strecke den Fluß abwärts. Die Vögel glauben, daß ihr Feind sich entfernt hat, und trinken, doch plötzlich rauscht es im Wasser, ein häßlicher Kopf taucht empor, ein paar ungeheure Kinnbacken öffnen sich und klappen über einem halben Dutzend Vögel zusammen. Auch Frauen greift das Krokodil zuweilen auf diese hinterlistige Weise an. Es schwimmt leise unter dem Wasser heran und kommt unbemerkt der Uferstelle nahe, wo Wasser geschöpft wird. Das Krokodil sieht die Frauen und kann seine Entfernung so berechnen, daß es mit einem Schuß eine der Araberinnen erreicht, die nun entweder mit den Zähnen gepackt, oder mit einem Schlage des ebenso furchtbaren Schweifes in's Wasser geschleudert wird.

Das Flußpferd ist ebenfalls kein Feind, den man verachten darf. Seine Stärke ist eine ungeheure und seine Schnelligkeit setzt bei seiner scheinbaren Unbeholfenheit in Erstaunen. Geräth es in Wuth und verfolgt, so vermag ein Mensch nicht zu entkommen. Alte männliche Thiere werden häufig bos-haft und greifen ungereizt an. Baker ist ein paarmal durch ein Flußpferd, das seinen Kahn umzustürzen suchte, in ernstliche Gefahr gerathen. Einmal rächte Baker, indem er ein altes Männchen schoß, den Tod eines Arabers. Dieser hatte auf einer Insel einen Melonengarten angelegt, dessen reife Früchte ihm ein Flußpferd beständig raubte. Eines Abends entdeckte er den Dieb und suchte ihn zu verscheuchen, aber das Flußpferd stürzte sich auf ihn und zermalmte ihn mit einem einzigen Bisse. Von den Weibchen sagt Baker, daß sie außerordentlich scheu und harmlos und die liebevollsten Mütter sind. Nur dann greifen sie einen Menschen an, wenn ihnen ihr Junges genommen worden ist. „Ich schoß diese nützlichen Thiere nie zu meinem Vergnügen,“ schließt Baker die Erzählung der Jagd, die wir oben mitgetheilt haben. „Ihr ganzes Fleisch wurde entweder von den Arabern oder für uns selbst in Vorrath gelegt, und wenn ich genug Antilopen- oder Giraffenwildpret hatte, so schoß ich nie nach einem Flußpferde. Elephantenfleisch hat einen sehr strengen und unangenehmen Geschmack, der stark an den eigenthümlichen Geruch des Thieres erinnert. Die beiden Flußpferde lieferten uns jetzt einen großen Vorrath Fleisch, worüber meine Leute entzückt waren. Der alte Abu Do beanspruchte den Bullen, den er harpunirt hatte, als sein Privateigenthum, und gab sich die größte Mühe, die Haut der Länge nach in dreifingerbreite Streifen zu theilen, die er mit großer Fertigkeit schnitt.

„Obgleich das Flußpferd beidlebig ist, so braucht es doch beständig viel Luft. Seine Lungen sind von ungeheurer Größe, und es bläst sie immer auf, bevor es taucht. Es bleibt gewöhnlich fünf bis acht Minuten unter dem Wasser, kommt dann an die Oberfläche, bläst die Luft aus den Lungen, füllt diese augenblicklich wieder, und taucht vielleicht schon im nächsten Moment, wenn man es erschreckt. An Stellen, wo die Flußpferde durch vieles Jagen oder Schießen sehr scheu geworden sind, heben sie selten den Kopf über die Oberfläche, sondern stecken blos die Nase heraus, um durch die Nüstern zu athmen; sie dann zu schießen, ist unmöglich. Ihre Nahrung besteht in Wasserpflanzen und Gräsern mancherlei Art. Sie besuchen nicht blos die Flußufer, sondern wandern in der Nacht weit vom Wasser fort, wenn eine gute Weide sie anlockt, und so plump und unbeholfen sie aussehen, erklettern sie hohe Ufer und steile Schluchten mit erstaunlicher Kraft und Leichtigkeit. An Oertlichkeiten, wo sie vollkommen ungestört sind, verschaffen sie sich den Genuß, halb schlafend auf der Oberfläche des Wassers sich zu sonnen, oder sich am Ufer unter schattige Bäume zu legen. Wenn wir sie auf dem Marsche durch unsere plötzliche Ankunft störten, so machten sie wohl einen Sprung vom Ufer in's Wasser, das zwanzig Fuß senkrecht unter ihnen lag, und ließen einen ruhigen Pfuhl so hoch aufwogen, als wenn ein Raddampfer hindurchgefahren wäre. Die Araber kümmerten sich um die Zähne gar nicht, aber diese sind weit werthvoller als Elfenbein, da die europäischen Zahnärzte falsche Zähne aus ihnen machen, wozu sie sich vortrefflich eignen, weil sie die Farbe nicht wechseln. Da ich die übrigen Flußpferde, die noch im Pfuhle waren, nicht tödten wollte, so verließ ich meine Leute und den alten Abu Do, die sich mit dem Zerlegen des Fleisches beschäftigten, und ging ruhig heimwärts.“

Karthago.

Von

G. Hartwig.

Wer über die Trümmerhalden der von den Karthagern auf Nimmerwiedererstehen zerstörten Städte des hellenischen Siciliens geschritten ist, empfindet wohl am lebhaftesten das Verlangen, nun auch über die blaue glitzernde Meerfluth zu setzen und die Ruinen der Stadt zu betrachten, welche hierher so viel Untergang und Verderben getragen hat. Nicht wird uns freilich dazu das Gefühl treiben, daß einen Jeden hier beschleicht und dem schon Cicero den rechten Ausdruck geliehen hat mit den Worten: „O, wir kleinlichen Geschöpfe, die wir unwillig werden, wenn Einer von uns untergegangen ist oder getödtet wurde, während hier an einem Orte die Leichname so vieler Städte darniedergestreckt daliegen." Wer die Ruinen der Ruinen von Himera, Segeste, Syracus, Girgenti und Selinunt gesehen hat, hat dieser Empfindung nachzugehen schon genugsam Gelegenheit gehabt. Auch nicht um sein historisches Gerechtigkeitsgefühl so recht lebendig befriedigt zu sehen, möchte man seinen Fuß auf die Trümmer der Stadt setzen, die jene prangenden Sitze der Hellenen geschleift hat. Aber man denke doch nicht, daß die Länge der Zeit, welche seit der Zerstörung jener Städte verflossen ist, und der Zustand ihrer Ruinen ein solches Verlangen nicht wach rufen könne. Hat man dabei gestanden, als zwischen den Säulenstümpfen und Architravstücken, die sich auf dem Tempelberg von Selinunt aufthürmen, der Ueberrest einer Metope aus der besten Zeit der griechischen Kunst ausgegraben wurde, hat man die Windungen der heiligen Straße verfolgt, auf der die Hellenen vom nahen Meeresufer in geschmücktem Festzuge heraufschritten, ist weiter gegangen über das Feld, auf dem sie ihre Todten bestatteten und hat weit vor den Mauern die Steintrommeln liegen sehen, welche die Selinuntier aus den noch jetzt unversehrten Steinbrüchen daherwälzten, um aus ihnen einen der größten altgriechischen Tempel zu erbauen, als die Karthager mit furchtbarer Heeresübermacht einherzogen, die Stadt einschlossen und bis auf den Grund zerstörten: dann wird wohl auch unser Mitgefühl mit den vor mehr als zweiundzwanzighundert Jahren hier Erschlagenen so lebendig, daß wir mit Zorn jener großen Kaufmannsstadt gedenken, die durch Söldner- und Barbarenheere solche Sitze der Kunst und Cultur zerstören ließ. Aber die Erinnerung an die furchtbare Buße, die sie hat zahlen müssen, beschwichtigt ebenso diese Regung der bewegten Seele, als sie andererseits das Verlangen derselben fast zu einem Bedürfniß steigert, nun auch die Stätte zu schauen, an der in dem großen Drama, das sich um die Gestade des Mittelmeeres abspielt, die feindlichen Mächte noch in grimmigerem Kampf miteinander gerungen haben und hier in lebendiger Vergegenwärtigung der Vergangenheit die Katarrhsis zu suchen, die jede zusammenhängende Betrachtung des Auf- und Niedergehens ganzer Völker in doch noch viel höherm Grade in der Seele wirkt, als die Vorführung jedes noch so vollendeten Products menschlicher Phantasie und menschlichen Dichtungsvermögens.

Es war am Abend des 7. Mai 1865, als ich mich auf der Rhede von Marsala, dem Lilybäum der Alten, dem Marsa-Ali, dem Hafen Alis der Araber, an Bord eines italienischen Dampfers einschiffte, der alle vierzehn Tage von Palermo nach Tunis geht. Wir fuhren in der Richtung durch die Gewässer, die schon die Alten innegehalten hatten. Denn wenn ein Schiff von der Küste Phöniziens, Aegyptens oder Griechenlands in das westliche Mittelmeerbecken steuern wollte, zog es nicht längs der Küste Afrika's, sondern ging nach dem Peloponnes, von da nach der thunfischreichen Südostecke Siciliens, längs der Südküste der Insel bis nach Lilybäum und von da nach Afrika hinüber. — Beim Grauen des nächsten Morgens ließ unser Schiff den Anker fallen. Wir lagen vor Pantellaria, dem alten Kossyra. Die Insel ist vulcanischen Ursprungs und ragt wie ein einziger vielfach geborstener schwarzer Lavablock aus der Meerfluth hervor. Die weißen, kalkgetünchten Häuschen, die an den schroffen Berghängen in den Weingärten stehen, leuchten um so schärfer in die Augen und geben mit ihren nächsten Umgebungen der Insel doch ein freundliches Ansehen. Durch die Fahrt nach Pantellaria waren wir zu weit nach Osten gekommen. Erst wenige

Stunden vor Mittag sahen wir einen Streifen anscheinend flaches Land vor uns und bald dampften wir an einer doch ziemlich hohen Landzunge dahin, die ich für eine Insel der afrikanischen Küste hielt. Dieselbe schien gänzlich unbewohnt; nur auf ihrer höchsten Erhebung glaubte ich die Mauern eines zerfallenen Thurms zu erblicken. Nicht lange darauf, so erkannte ich auch zu meiner Rechten ein paar Felseneilande und ich mußte nun, da ich keine Seekarte bei mir hatte, zum Capitän des Schiffes gehen, um mich von ihm über diese Localitäten belehren zu lassen. Wie erstaunt war ich, als er mir auf seiner großen Karte zeigte, daß der Küstenstreifen zu unserer Linken dem Festlande Afrika angehöre. Es war die schmalauslaufende Halbinsel, welche den Busen von Tunis von dem sich hier weit nach Süden ausbuchtenden Meere trennt und die im Cap Bon, dem hermäischen Vorgebirge, endet. Die Inseln zur Rechten werden jetzt Zembra und Zembarotto, bei den Alten Aegimuros, genannt. So waren wir schon, ohne daß ich es recht bemerkt hatte, in dem großen Meerbusen von Tunis angelangt. Die Küste zur Rechten, nach Westen, war nicht sichtbar. Desto deutlicher trat dagegen der Charakter der Landschaft zur Linken hervor. Sie war wüst und öde. Anfänglich fallen die röthlich angehauchten Kalkberge steil in's Meer ab. Von Vegetation zeigten sich nur die traurigsten Spuren. Dann bildet sich eine Bucht mit niedrigen sandigen Ufern. Einige Gebäulichkeiten am Strande wurden sichtbar; es sind Fischerhütten, zum Thunfischfang hier angelegt. Dann hebt sich das Terrain wieder hoch und steil und schon von weitem sieht man die zackigen Felshörner des Hammam-el-Euf, die gemini scopuli, die Virgil den Aeneas bei seiner Landung an dieser Küste bewundern läßt, ein Berg, dem gespaltenen Haupt des Vesuv nicht unähnlich. War das Meer vorher vom leichten Südost etwas bewegt gewesen, so wurde es jetzt, je tiefer wir in den Golf hineinfuhren, vollkommen still. Fast ganz geräuschlos schlugen die tiefblauen Wellen an die Schiffsplanken. Hätte nicht der Schlot über uns gearbeitet, wir wären völlig lautlos dahingetrieben. Da die Sonne jetzt schon ziemlich heiß brannte, hatten die wenigen Passagiere das Deck verlassen und schliefen. Selbst der Steuermann hatte es sich bequem gemacht, sein Rad festgebunden und sich daneben gelegt. Es gab Viertelstunden, in denen ich der einzige wache Mensch auf dem Hinterdeck war. Wer je auf der See gefahren ist, weiß was das sagen will. In der That kreuzte auch kein Schiff oder Segelboot unsern Cours. Die paar Vögel, die über uns hinflatterten, die Delphine, die aus dem Meere paarweise aufschnellten, waren die einzigen lebenden Wesen, die ich in dieser Bucht gewahrte, welche einst die Flotten und Geschwader der seemächtigsten Stadt des Alterthums füllten. Dieselbe Empfindung, die Einem bei Betrachtung des großen Hafens von Syrakus oder Tarent beschleicht, machte sich jetzt, nur in gesteigertem Maße, geltend. Man ist vollständig auf das Kommende vorbereitet, wenn man hier von der See aus die Stätten schon geschaut hat, an denen Agathokles seine Flotte den sikelischen Göttern als riesiges Dankopfer anzündete und damit sein Heer zum Verzweiflungskampfe gegen Karthago trieb, und Aeneas, von dem Zorn der Juno und des Aeolus verfolgt, das Glück Derer pries, denen es beschieden gewesen, in Troja zu fallen. Die großartigen Steinbrüche mit ihren weiten Hallen und Grotten zur Linken am Meeresufer, die Vorbilder der Latomien von Syrakus, aus denen einst die Bewohner von Karthago und Utika die Quadern zum Bau ihrer Städte schnitten und die jetzt die Araber nur Behausungen unzähliger Geister und Gespenster sein lassen, symbolisiren in dem Umschwung ihrer Bestimmung das Einst und Jetzt dieser Gegend. An die Stelle des lebensvollsten Daseins, das hier pulsirte, sind jetzt luftige Schemen getreten, die die menschliche Phantasie erfindet.

Erst nach mehrstündiger Fahrt in dem stillen einsamen Golf trat uns auch die Ostküste desselben nahe. Das Vorgebirge von Karthago wurde deutlich sichtbar. Die Bergkette zur Linken nahm immer wildere Formen an, während grade vor uns sich eine weite, zum Theil auch, wie es uns schien, bebaute, mit Häusern besetzte, größere Ebene ausbreitete. Wir waren noch ein gutes Stück von der Küste entfernt, als unser Schiff schon seinen Anker auswarf. An dem kurzen Gerassel seiner Kette erkannte man, daß das Meer hier schon von ganz geringer Tiefe ist. Mehrere

Schiffe, darunter einige kleinere Kriegsfahrzeuge verschiedener Nationen, lagen in unserer Nähe. Nach einer Pause von einer Stunde erschien der Hafencapitän von Goletta und nochmals nach einer Stunde kamen die Boote, um uns an's Land zu setzen. Wer an das Toben und Schreien italienischer Barcarolen beim Ausschiffen von Passagieren gewohnt war, glaubte sich in ein völlig civilisirtes Land versetzt. So ruhig und still ging Alles zu. Ich hörte später, daß von Seiten des Hafencommandanten bestimmt wird, welche und wie viel Barken abfahren sollen. Nach einer längern, wegen des stärker werdenden Windes nöthig gewordenen Fahrt betraten wir dann ein Zollhaus von Goletta, den Boden Afrika's. Die europäische Civilisation hierselbst trat uns dann weiter auch in der Gestalt des Douanvorstandes entgegen, der ganz als französischer Officier gekleidet war. Den Afrikaner verrieth außer der dunklen Hauptfarbe der Fez und die Abwesenheit von Strümpfen. Wir wurden rasch befördert und bald konnten wir im Freien einen Umblick halten.

Der Golf von Tunis verengt sich plötzlich durch das Hineintreten einer Halbinsel von Westen her. Dieselbe ist in ihrem östlichsten Vorsprunge, dem heutigen Cap Kartagine, am höchsten und fällt 425 Pariser Fuß hoch steil in's Meer ab. Von diesem Hügel nordnordwestlich erhebt sich, durch eine tiefe Einsattlung von ihm getrennt, das Terrain in dem Dschebl Khawi noch einmal zur Höhe von 315 Fuß und geht dann allmälig in eine Reihe von Sanddünen und zuletzt von Lagunen über, welche durch die Alluvionen des Bagradas, des Hauptflusses dieser Landschaft, gebildet sind. Die südwestliche Abdachung des Cap Kartagine, auf welcher das alte Karthago stand, setzt sich in einer Landzunge fort, die sich zwischen den Golf von Tunis und den See von Tunis, El-Bahira, geschoben hat, ohne doch beide gänzlich voneinander zu trennen. Auf dieser Landzunge, die durch einige Batterien befestigt ist und die Arsenäle und Schlösser des Bey von Tunis, seiner Großen und einiger fremder Consuln trägt, standen wir jetzt. Dieser Hafenplatz von Tunis wird Goletta oder französisch La Goulette genannt. Schaut man längs der einzigen Straße desselben nach Norden, so ist der nächste steile Hügel vor den Augen der Burgberg, die Akropolis von Karthago. Es sei uns, um die Situation so klar als möglich zu machen, der Gebrauch eines Vergleichs gestattet. Man denke sich, in dem Golf von Tunis liege von Westen nach Osten eine Halbinsel mit der Form eines Hammers: den Stiel bildet der flache schmale Landrücken, der die im rechten Winkel vorliegende Halbinsel von Karthago, den Hammer, mit dem Festlande verbindet. Der Landrücken war in alter Zeit ungefähr eine Wegstunde breit, jetzt dehnt er sich immer mehr aus, da der Meerbusen von Tunis allmälig versandet und namentlich in Folge der Ablagerungen, welche der Bagradas im Norden unserer Halbinsel angesetzt hat, der Zug der Westküste so verändert ist, daß jetzt die Trümmer von Utika weit ab vom Meere liegen. Ja, erfahrene Reisende, wie z. B. Barth, haben angesichts dieser Umgestaltungen des Terrains die Vermuthung gewagt, daß in den ältesten Zeiten vielleicht sogar der Landrücken zwischen Karthago und dem Festlande, der Stiel des Hammers, vom Meere bedeckt gewesen sei, und die jetzige Halbinsel dann als eine oder zwei Inseln aus dem Meere hervorgeragt habe. Nicht ganz so verändert wie die Nordseite ist die Südseite der Halbinsel, auf der wir uns jetzt befinden. Hier sind die alten Küstenumrisse, namentlich so weit die Ufer von künstlichen Steinquais eingefaßt waren, natürlich aber auch umgestaltet. Der See von Tunis wird von Jahr zu Jahr flacher, seine Ufer morastiger. Selbst in der Mitte ist er nur einige Fuß tief. Denn nachdem wir Goletta verlassen hatten und auf einer flachen Barke über den See nach dem in seiner westlichen Einbuchtung liegenden Tunis segelten, stießen die Fährleute unser Schiff mit Stangen vorwärts, als sich der Wind nach Sonnenuntergang gelegt hatte. Darum kamen wir auch erst in dunkler Nacht vor den Thoren von Tunis an, und es setzte einige Schwierigkeiten, sich in der großen 120- bis 140,000 Einwohner zählenden Stadt zurechtzufinden. Mit den schwarzen Thorwächtern hatten wir ein kleines Rencontre und unser schon in Goletta engagirter Dragoman, ein durchtriebener Jude aus Algier, wollte uns in einen andern Gasthof bringen, als ich wünschte. Nur durch die Vermittlung einer italienischen Kaufmannsfamilie, an die ich empfoh-

len war, kamen wir endlich in einen ganz comfortable eingerichteten französischen Gasthof. Eine meiner ersten Sorgen war, für den folgenden Morgen einen Wagen zu bestellen, der uns nach der Trümmerstätte Karthago's, die wir am Abend zuvor hatten zur Seite liegen lassen müssen, führen sollte. Derselbe erschien auch zur rechten Zeit und zwar in so vortrefflicher Gestalt, daß mein Berliner Reisegefährte fest behauptete, es sei ein Wagen des Bey.

Bald hatten wir die Stadt hinter uns, denn unser Hotel befand sich in der Vorstadt, dem Frankenviertel. Wir fuhren auf einer wohlerhaltenen Landstraße an den Ufern jenes Binnensee's von Tunis dahin. Eine Telegraphenlinie erinnerte uns, daß wir die europäische Civilisation noch nicht ganz hinter uns gelassen hatten, während die Landschaft allerdings uns nichts weniger als anheimelte. Ueber den See strichen ganze Schwärme von Sumpfvögeln. Wir glaubten auch rothe, langbeinige Flamingos zu erkennen. Das Feld, durch das wir fuhren, war schlecht bestellt. Der kurze dünne Weizen verrieth nicht mehr, daß derselbe hier einst hundertfältig getragen hatte. Die Oelbäume waren im Vergleich mit den unteritalienischen verkrüppelt. Nur einzelne Palmbäume schüttelten ihre gefiederten Kronen höher in der mäßig bewegten Morgenluft, als ich sie bis dahin in Sicilien gesehen hatte. Da die Felder nicht durchgängig bestellt waren, so hatten auf den brachliegenden Stücken Beduinenhorden sich niedergelassen und ihre niedrigen, mit dunklen Filzdecken bedeckten Zelte aufgeschlagen. Die braunen Bewohner derselben kauerten mit ihren häßlichen, fast nackten Kindern und Weibern vor ihnen. Als sie unsern Wagen kommen sahen, stürzten sie auf die Landstraße, umringten uns mit furchtbarem Geheul und gaben uns mit allerhand Geberden zu verstehen, wie sehr sie der Hunger plage. Unser Dolmetscher meinte, es müsse allerdings sehr schlecht mit ihnen stehen. Denn es sei bei den unbarmherzigsten Strafen verboten, an dieser Straße zu betteln. In der That, der Anblick dieser Jammergestalten und der ihrer gleichfalls halb verhungerten Kameele und Esel, konnte Jedem den Genuß des schönen Morgens verderben. Wie ganz anders sahen neben diesen Berbern die hochgewachsenen, starkknochigen Neger aus, oder gar die in buntfarbigen Kleidern gravitätisch einherschreitenden, oder auf großen Pferden dahinsprengenden Araber. Ihre feingeschnittenen Gesichter mit den schmalen schwarzen Augenbrauen, scharfen Nasen und dem kokett gepflegten Barte, verriethen deutlich die herrschende Volksclasse.

Wir waren ungefähr eine Stunde scharf gefahren und waren von der nach Goletta führenden Straße etwas nach Westen, zur Linken, abgebogen, als wir aufgefordert wurden, auszusteigen und zu Fuß unsern Weg zu vollenden. Rasch klommen wir einen Hügel hinauf, von dem uns eine mit dem Kreuz geschmückte Capelle entgegenglänzte. Bald waren wir oben. Doch ehe wir in die Mauerumfassung der Capelle eintraten, die König Louis Philipp von Frankreich hier seinem Ahnen, dem an dieser Stelle auf dem letzten Kreuzzug 1270 verstorbenen heiligen Ludwig errichtet hat, hielten wir an, um uns der Aussicht von dem Trümmerfeld von Karthago zu erfreuen. Denn schon standen wir in seiner Mitte, ja, in seinem Mittelpunkte, denn der viereckige Hügel, der jetzt nach dem Namen des hier bestatteten Königs San Luigi genannt wird, trug einst die Burg, die Byrsa Karthago's.

Großartige und doch auch wieder liebliche Landschaftsbilder breiten sich jetzt ringsum aus. Wenden wir uns nach Osten und Süden, welch anmuthiges Durcheinander von Land und Meer, von Ebene und steilem Gebirge! Der Busen von Tunis, nicht so breit, daß man nicht über ihn hin die Berge der gegenüberliegenden Halbinsel Dakhela scharf erkennen könnte. Von ihm, durch die schmale Landenge getrennt, zieht sich der See El-Bahira tief zu unserer Rechten hinein. Jenseits desselben sehen wir einzelne hohe, weiße Häuser in der grünen Ebene leuchten, während schroffe steile Felsberge, röthlich schimmernd, sie in weiten, vielgebrochenen Bogen umzäunen. Zwischen dem Hammam-el-Kurbes, uns grade gegenüber, und dem Zweihorn, Hammam-el-Enf, weiter südlich liegt ein tiefer Einschnitt bis zur Sohle der Küste. Nur ganz im Hintergrunde der Ebene sieht man sie von flachen Bergen umgrenzt. Aber rechts, noch weiter nach Süden, erhebt sich das Land wieder in hohen Berggipfeln. Da liegt, weithin den Schiffern sichtbar, der heilige Berg Saguan über viertausend Fuß

hoch, auf dessen Höhe die Phönizier den Baal und die Astarte unter grünen Laubdächern verehrten. Seinem Schooße entströmt die Quelle des köstlichsten Wassers, die die Karthager in römischer Zeit mittelst einer mindestens sechszehn deutsche Meilen langen Wasserleitung ihrer Stadt zugeführt hatten und die jetzt die grüne Thalebene von Milianah tränkt. Wendet sich das Auge von diesem Berg noch weiter nach rechts, so haftet es unwillkürlich an der Stadt Tunis im Vordergrunde, der reizenden Braut des Abendlandes, wie sie ein arabischer Schriftsteller tändelnd, aber doch nicht bedeutungslos nennt. Amphitheatralisch erhebt sich dieselbe an einem mäßig hohen Bergrücken vom See aufsteigend, um nach Südwesten ungefähr 120 Fuß hoch steil abzufallen. Nur einige wenige schlanke Minarets ragen aus dem weißen Häusergewirr hervor. Die Burg der Stadt, an derselben Stelle erbaut, wo im Alterthum das „weiße Tunis" stand, ist jetzt in einem traurigen Zustande. Die Mauern, aus kleinem, mit Kalk verbundenem Gestein erbaut, vermögen kaum die vielen alten, in den Zeiten des Barbareskenthums geraubten Kanonen zu tragen. Der Bey hat kein Residenzschloß in der Stadt, sondern wohnt ungefähr eine Stunde weiter nach Westen, unweit eines zweiten See's, der sich in dem Rücken von Tunis ausbreitet. Von unserm Standorte aus vermögen wir nicht dieses Schloß des Bey, El Bardo, zu erblicken, einen viereckigen, nach Außen schmucklosen Complex von Häusern, in dem ganze Straßen und Höfe eine zahlreiche Dienerschaft beherbergen. Zwischen El Bardo und uns liegt nun jener saatgrüne Landrücken, längs dessen wir fuhren, mit Oliven- und Johannisbrotbäumen und Palmen bestanden, über die sich die, bald ganz unversehrten, mehrere Stockwerk hohen, bald gänzlich umgestürzten Pfeiler und Bogen der eben erwähnten großen Wasserleitung erheben. Schauen wir weiter nach Nordwesten, so schimmern uns aus der Niederung zu unsern Füßen, El Mersa, und von dem Meeresufer hohe Gartenhäuser tunesischer Großen aus Palmengruppen entgegen, und weit hinaus über das Blachfeld, das halb Sumpf, halb Sandbank das Delta des Bagradas, der Medscherda, bildet, vermag sich nur unsere Phantasie die Stelle zu vergegenwärtigen, wo einst im höchsten Alterthum Utika von den Phöniziern gegründet wurde. Aber länger vermag unser Blick nicht in der Weite zu schweifen. Nach Norden beschränkt uns das höhere Cap Kartagine und drängt uns, die Trümmer der Stadt selbst zu betrachten, auf deren Burgberg wir schon lange stehen.

Doch wo sind diese Trümmer? Wer die Stätten mancher großen vom Erdboden verschwundenen Stadt betrachtet hat, bekommt wohl einen Blick für die eigenthümliche Form der Hügel, die aus Schutt gebildet sind. So sagte ich mir jetzt, daß die flachgewölbten, mit grünen Weizenfeldern bestandenen Kuppen, die ich nach Norden gewendet, zwischen meinem Standort und dem Cap Kartagine sah, die Reste einer großen Stadt mir verbergen möchten. Aber wenn ich dann das Auge von ihnen hin über das mannigfach gewellte Feld zur See hinabgleiten ließ und am nahen Strande die Ueberreste von Gemäuer und Steinblöcken nicht verkennen konnte, so war es mir doch, als könne auf einem so kleinen Raum die seegebietende Stadt nicht gestanden haben, und auch nicht so spurlos verschwunden sein. Einen viel größern Flächenraum nahm doch Syrakus ein, und wie viel besser sind dessen Ruinen erhalten, obwohl diese Stadt auch von den Römern und Arabern erobert und geschleift wurde. Und nicht erst seit wenigen Jahren sind die Trümmer der Trümmer Karthago's verschwunden. Wie der größte Epiker des alten Italiens uns mit nicht zu verachtender Genauigkeit das Leben und Treiben in der Stadt vor den Augen seines Helden Aeneas schildert, so klagte sein ebenbürtiger Nacheiferer unter den Modernen, dessen Grabeiche, nun auch schon gebrochen, nicht mehr auf Rom herabschaut, im befreiten Jerusalem:

Giace l'alto Carthago: a pena i segni
Dell' alte sue ruine il lido serba.
Muojono la città, muojono i regni
Copre i fasti e le pompe arena ed erba.

Man denke sich einen, auf seinem Gipfel fast viereckig abgeplatteten Hügel von 188 Fuß Höhe über dem Meeresspiegel. Nach Süden gewendet fällt er nach dem See von Tunis und jener Landzunge ab, welche diesen Binnensee von dem großen Golf trennt. Zwischen dieser Landzunge und unserm Standort ein wenig seitwärts lie-

gen zur Linken, nur durch eine schmale Seitenwand von dem Golf getrennt, zwei teichartige Bassins. Neben ihnen eine Erhöhung, von der man vermuthet, daß sie ein Schutthaufen sei. Nach Norden dagegen setzt sich die Bodenerhöhung, auf deren südlichstem Ausläufer wir stehen, in einem mäßig geschwungenen Bogen fort, indem sich dieselbe nach Osten vorbiegt. Einige unbedeutende Kuppen sitzen auf demselben. Seine östlichste Spitze fällt dann 120 Fuß steil in das Meer ab. Auf ihr steht ein kleines halb zerfallenes türkisches Fort, das man Burdsch-Dschebid, Neuschloß, nennt. Die von diesem Hügelzuge in Halbbogen eingeschlossene und nach Osten sich zum Meere abdachende Fläche ist nun voller Trümmer, namentlich in dem Absturz von jenem Burdsch-Dschebid nach Süden und unmittelbar am Meeresstrande. Denn in römischer Zeit war auf dem Hügel von Burdsch-Dschebid ein freier Platz, eine Art Esplanade, angelegt, zu der man auf einer Treppe von 120 bis 130 breiten Stufen hinaufstieg. Am Strande liegen wüst durcheinander große Massen Mauerwerk, das aus kleinem Gestein zusammengefügt, durch den trefflichsten Mörtel zu felsgroßen Stücken zusammengehalten wird. Es ist offenbar römischen Ursprungs. Die Steinschnitte dagegen, die man jetzt im Meere sieht, und die die Breite großer Boote haben, sind sicher älter. An manchen Stellen erstrecken sich diese kammerartigen Zellen, Schiffsbehälter, in mehreren Reihen in den Golf von Tunis. Sanft rauschten die durchsichtigen Meereswogen über ihre Ränder in sie hinein, als ich zwischen ihnen hindurchschwamm und mir Muscheln aus ihrem Grunde holte. Auch die mit Weizen, rothen Mohnblumen, riesigen Disteln, duftendem Thymian und Rosmarin bewachsene Abdachung nach dem Meere hin, ist von Trümmern durchzogen. Die Schatzgräber und die Antiquare, die nach Mosaiken und dergleichen suchen, haben überall Gänge in sie hineingetrieben. Ein Italiener hat sich mit seiner Familie förmlich hier niedergelassen, um das Geschäft handwerksmäßig zu betreiben. Er bot mir auch ein großes Mosaikbruchstück zum Kauf an, das als Zimmerboden gedient hatte und gegen 20 Fuß unter der Oberfläche noch an seinem alten Bestimmungsort lag. Es schien aus verschiedenen Lagen von Mosaiken zusammengesetzt zu sein, denn die Alten legten eine neue Schicht Mosaik auf die ältere, wenn diese abgenutzt war, und ein Kenner wies mir an der Verschiedenheit des Mörtels und der Composition einmal auf der Akropolis von Segeste nach, wie die eine Schicht aus viel älterer und die andere aus bedeutend jüngerer Zeit stamme.

Aber das bisher beschriebene Terrain bildet nur einen Theil des Bodens von dem alten Karthago. Das Punische war viel größer. Zu ihm gehörte gewiß noch der 200 Fuß höhere Hügel, der hinter jenem sich nach Osten umbiegenden Höhenzuge, den ich soeben beschrieben habe, hinzieht, und sich noch weiter als dieser nach Osten in das Meer hineinstreckt. Er bildet das Vorgebirge Kartagine, den höchsten Theil unserer Halbinsel. Jetzt ist der Thurm, der auf dem äußersten Vorsprunge desselben steht, ohne eine Amrah, einen Begleitschein des Bey von Tunis, nicht zugänglich. Denn ein Dorf, das terrassenförmig an dem Gipfel des Berges emporsteigt und mit seinen saubern weißen Häusern und Kuppeln die einsame Trümmerstätte belebt, Sidi-Bu-Said-el-Bekri, schließt das Grab des berühmten gleichnamigen arabischen Heiligen in sich. Nur mit Haß und Argwohn betrachtet das fanatische Volk den Ungläubigen, der den so heiligen Wallfahrtsort betritt. Die mit Mauern eingeschlossene Stätte, an der das Herz des heiligen Ludwig von Frankreich ruht und das Grab der heiligen Bu-Said, beide auf den Trümmern des alten Karthago, schärfen nur noch mehr die trübe Stimmung, die Einem hier beschleicht. Denn vermag das sanfte Grün, das um die Trümmer sproßt, und das leuchtende Meer, das in langhingezogenen Accorden an die Felsen und das Gemäuer des Ufers schlägt, die Bewegung der erregten Seele in wohlthuender Weise so aufzulösen, daß man den Todeskampf der Tausende, die an dieser Stelle endeten, und den gellenden Aufschrei des stolzen Weibes des Hasdrubal nicht immer vor Augen und Ohren hat: die unversöhnten Gegensätze der Gegenwart, die diese beiden Monumente symbolisiren, und die die Welt seit Jahrhunderten in feindliche Lager theilte und über kurz oder lang wieder in neuen allgemeinen Brand zu setzen drohen, stehen hier friedlos auf dem Boden des Alter-

thums nebeneinander und lassen keine Ruhe in die Seele des Wandrers kommen.

Aber nicht nur diese beiden Gräber finden sich auf den Trümmern Karthago's. Eine ganze Todtenstadt liegt noch auf der Halbinsel. Von der Erhebung des Bodens, deren höchste Spitze das Dorf Sidi-Bu-Said trägt, durch eine tiefe Senkung, El Mersa, getrennt, erhebt sich, wie schon erwähnt, ein zweiter bis zur Höhe von 315 Fuß aufsteigender Hügel, jetzt Dschebl Khawi genannt. Auf seiner nördlichen, Karthago also abgewendeten Abdachung, deren alte Grenze, wie gleichfalls schon erwähnt wurde, gegen das Meer hin jetzt verändert ist, hatten die Punier ihre Todtenstadt angelegt. Von der Stadt selbst aus waren die Gräber, die in den Hügel so zahlreich geschnitten sind, daß derselbe ganz unterminirt ist, also nicht sichtbar. Da hier, wie wir später sehen werden, sich von diesem Hügel die große, mit einer Mauer und einem Wall eingefaßte Vorstadt Megara oder Magalia nach der Landseite hin ausdehnte, so war damit das Doppelte erreicht, was unter semitischen Völkern in Betreff der Gräber ihrer Todten Sitte war. Die Gräber befanden sich außerhalb der Stadt und waren doch gegen feindliche Ueberfälle geschützt.

Ist es nach dieser Beschreibung des Terrains der Stätte, an der einst Karthago stand, vielleicht möglich, sich ein Bild von der Lage der Stadt im Allgemeinen zu machen, so muß ich jetzt erst, ehe ich in dasselbe die Trümmer der alten Stadt einzuzeichnen versuche, einige geschichtliche Reminiscenzen in das Gedächtniß zurückrufen.

Karthago, zu deutsch Neustadt (?), war eine Colonie der Tyrier. Die Stiftung derselben erfolgte in den Jahren 813 oder 814 vor Christus. Aber wie schon der Name der Stadt verräth, der nicht etwa im Gegensatz zu der Mutterstadt oder von Utika, gleichfalls einer phönizischen Colonie, gewählt ist, war an der Stelle, wo man die Neapolis, die Neustadt, erbaute, schon eine Altstadt. Diese stand an der Stelle, von der aus wir unsere Umschau gehalten haben und wird mit einem phönizischen Namen, die Byrsa, d. h. die Burg, genannt. Bei den Ureinwohnern des Landes führte sie den Namen Kambe oder Kakkabe. Um die Akropolis, deren Gründung von Sidon aus man in das 13. Jahrhundert vor unserer Zeitrechnung hinauf verlegen muß, bildete sich nun die Magalia, zu deutsch Rundstadt. Für das Ganze aber wurde der Name Karthago, Neustadt, immer üblicher. Sie verdankt ihre Neugründung der Auswanderung vornehmer tyrischer Geschlechter, welche, die Elissa, die Königstochter, an der Spitze, eben in den Jahren 813 oder 814 in Folge von Revolutionen in Tyrus hierher flohen. Die Dido des Virgil und der Mythographen ist ursprünglich eine sidonische Gottheit, die dann später, in Folge der Neugründung der Stadt durch die Tyrierin Elissa, mit dieser zu einer Person zusammenwuchs, so daß sie als eine Tyrierin und Gründerin der Stadt angesehen wurde.

So lange als aber noch die Mutterstadt Tyrus in ungebrochener Kraft dastand, kam die Neustadt zu keiner die zahlreichen übrigen Colonien von Tyrus überragenden Macht. Erst als in Folge der Bildung des zweiten babylonischen Reiches, der Kriege der Chaldäer und Aegypter und der dreizehnjährigen Belagerung von Tyrus durch Nebukadnezar und all den Ereignissen, die im 6. Jahrhundert Phönizien und Palästina heimsuchten, die Selbständigkeit und Sicherheit der Mutterstadt gebrochen war, wuchs Karthago durch neue Flüchtlinge aus dem Mutterlande rasch zu seiner nachherigen Größe heran. Ein Karthager, Hanno, scheint sich die größten Verdienste um seine Stadt damals erworben zu haben. Denn von ihm wird berichtet, „er habe die Tyrier zu Libyern gemacht, so daß sie Libyen statt Phönizien bewohnten," d. h. er habe die Colonisirung Afrika's durch die tyrischen Flüchtlinge bewirkt und die karthagische Landmacht in Afrika gegründet. Das Gebiet der Stadt wurde wahrscheinlich damals gegen die Einfälle der Berbern mit Landwehr und Gräben eingeschlossen.

Das Emporkommen Karthago's empfanden zuerst die Griechen im westlichen Mittelmeerbecken. Denn hier drängten sie von der Mitte des 6. Jahrhunderts an in Verbindung mit den Etruskern, den tyrrhenischen Seeräubern, die griechische Colonisation zurück. Die Schifffahrt und der Handel im westlichen Mittelmeerbecken kamen dadurch ganz in die Hand Karthago's, und mit welchen Mitteln sie denselben monopolisirten, geht aus dem Zeugnisse des Era-

tosthenes hervor, der versichert, jeder fremde Schiffer, der nach Sardinien oder der gaditanischen Straße, der Straße von Gibraltar, gefahren, werde von den Karthagern, wenn er in deren Hände falle, in's Meer gestürzt. Aber da, wo die Griechen vor dem Emporkommen Karthago's schon so zahlreich saßen, wie in Sicilien, konnten sie nicht mehr verdrängt werden. Denn trotz aller Anstrengungen, die die Punier machten, blieben dieselben auf die Afrika zugewendete Westspitze der Insel beschränkt. Wer aber kann all die Kämpfe aufzählen, welche Hellenen und Karthager in Sicilien miteinander ausgefochten haben! Als Xerxes gegen Hellas auszog, schiffte sich Hamilkar, Hanno's Sohn, mit 200 Linienschiffen und einer Transportflotte von 3000 Fahrzeugen aus dem Hafen von Karthago gegen Sicilien ein. Aber unter den Mauern Himera's erlag die Macht der Handelsstadt den Streichen des größten Griechenheeres, das je gegen einen Feind ausgezogen ist. Ueber ein halbes Jahrhundert bedurfte Karthago, um sich zu erholen. Nach dem Feldzuge der Athener gegen Syrakus glaubten sie, sei die Zeit der Rache gekommen. Himera und Selinunt wurden dem Erdboden gleichgemacht, Messina geschleift, Akragas Gela und Kamarina vernichtet. Aber an den starken Mauern von Syrakus brach sich der Anprall der Punier und Dionysius konnte sie wenige Jahre darauf bis auf die äußersten Punkte im Westen der Insel zurückwerfen. Aber abermals bedrängten sie die Insel, bis sie Timoleon besiegte. Als Agathokles sich zum Tyrannen von Syrakus aufgeworfen hatte und die Karthager abermals mit einem großen Heer die Stadt bedrängten, beschloß er sie zu vernichten, indem er ihre Stadt in Afrika überfiel. Ein seltsames Schauspiel! Karthago von dem syrakusischen Tyrannen und seinen Söldnern belagert, während Syrakus selbst vor den Karthagern zitterte. Aber Agathokles vermochte nicht die feindliche Hauptstadt zu gewinnen und die Festungsmauern, die der ältere Dionysius um Syrakus gezogen hatte, spotteten jedes Angriffs der Punier. Der Festigkeit ihrer Stadt und den Seuchen, die die Karthager in den Sümpfen von Syrakus dahinrafften, hatten die Hellenen allein ihre Rettung zu verdanken und nicht mehr ihrer eigenen Tüchtigkeit. Schon neigten sie sich ihrem Untergange entgegen, als sie Pyrrhus noch einmal rettete. Welchen Verlauf nach ihm die Kämpfe der Karthager um die Insel nahmen, gehört der Weltgeschichte an. Denn zwölf Jahre, nachdem Pyrrhus die Insel verlassen hatte, brach der erste punische Krieg, auch der sicilianische genannt, aus. Die Römer traten jetzt auf den Kampfplatz und ruhten nicht eher, bis die seebeherrschende Stadt gebrochen war und sich das Schicksal an ihr erfüllt, das sie so vielen hellenischen Städten bereitet hatte. Aber über ein Jahrhundert haben die Nebenbuhler in verzweiflungsvollem Kampfe miteinander gerungen, einem Kampfe, der nicht nur wegen seines Ausgangs zu einem der tragischsten der ganzen Weltgeschichte gehört, sondern deshalb ganz besonders unser menschliches Mitgefühl in Anspruch nimmt, weil wir in ihm einzelne hochbegabte Feldherren und Staatsmänner, wie es nur wenige unter den Sterblichen gegeben hat, gegen ein festgegliedertes, nicht von so hervorragenden Köpfen geleitetes Staatsganze mit dem Aufgebot all ihres Talentes und aller ihrer Energie ankämpfen und doch wie nach einem Schicksalsspruch unterliegen sehen.

Nachdem Marcus Regulus im ersten punischen Kriege Karthago durch eine kühne Diversion zu nehmen versucht, aber das Schicksal des Agathokles getheilt hatte, wagte selbst Scipio nach der Schlacht von Zama es nicht, sich der Stadt zu bemächtigen. So fest und unbezwingbar schien dem versuchten Krieger die Lage der Stadt. Scipio schloß mit seinem großen Gegner Hannibal Frieden, ohne die Erstürmung Karthago's versucht zu haben. Erst ein halbes Jahrhundert später erlag sie dem unversöhnbaren Hasse des römischen Senats. Doch ein Feldzug von drei Jahren war nöthig, um diese einzelne Stadt zu erobern, selbst nachdem dieselbe alle Waffen, seien sie in öffentlichem oder Privatbesitze, alles Flottenmaterial und alle Kriegsvorräthe — es sollen 3000 Wurfmaschinen und 200,000 volle Rüstungen gewesen sein — an ihre Belagerer ausgeliefert hatte und die Einwohnerzahl, die man auf 700,000, d. h. 200,000 Freie und 500,000 Sclaven berechnet hat, schwerlich noch diese Höhe behauptete.

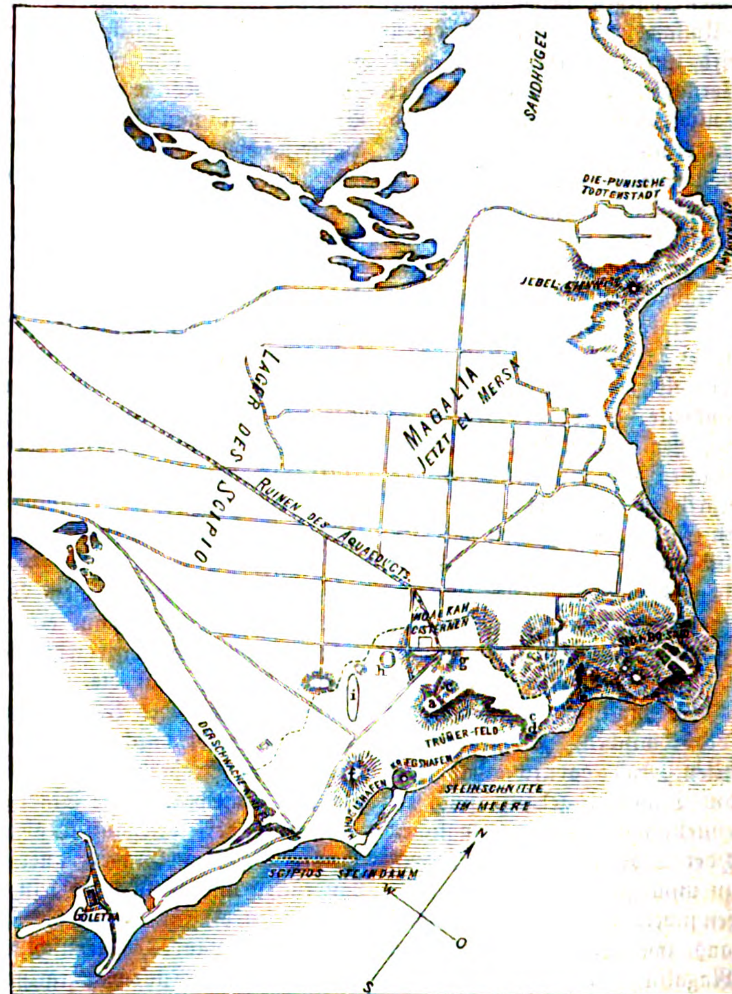
Es ist nicht möglich, sich eine ganz klare Vorstellung von der Art der Befestigung

Karthago's zu machen. Wie es so oft zu geschehen pflegt, daß auf Kosten dessen, was zum Verständniß einer Sache unbedingt nothwendig ist, das zunächst in die Augen fallende besonders hervorgehoben wird, so auch hier. Wie viel Elephanten in den Forts von Karthago untergebracht werden konnten, wissen wir, wie die Befestigungslinien dagegen liefen, wissen wir nicht. Der Umfang der Stadt und deren Mauern wird uns angegeben. Ob aber die große Vorstadt hierbei mit eingerechnet wurde oder nicht, bleibt wieder dunkel. Da die Umfassungslinie, um ein Beispiel anzuführen, von Strabo als 360 Stadien, ungefähr 9 deutsche Meilen, lang angegeben wird, dieses aber viel zu viel ist, die Mauer aber eine dreifache war, so hat man geglaubt, Strabo meine den dreimaligen Umfang der Stadt. Auch die Linie von 60 Stadien, $1^1/_3$ deutsche Meilen, die derselbe Strabo als die Länge der Mauern nach der Landseite angibt, ist jetzt nicht mehr nachzumessen. Dazu kommt noch ein Anderes. Hätten wir die Trümmer des punischen Karthago noch jetzt unmittelbar unter unsern Füßen, so könnten wir trotz der gründlichsten Zerstörung der Stadt durch Scipio doch wohl noch den Mauerresten derselben nachgehen und dann wissen, wie die Umfassungsmauer in ihren großen Zügen lief. Jetzt aber liegen auf den Trümmern des punischen Karthago die Ueberreste des römischen, und Jedermann wird begreifen, daß dadurch, daß hier Trümmer auf Trümmer gehäuft sind, die völlige Feststellung des ursprünglichen Grundrisses der Stadt sehr erschwert, wenn nicht grade zu unmöglich gemacht ist.

Wir wissen sicher, daß die punische Stadt Karthago aus zwei Theilen bestand, der Vorstadt, Magalia oder Megara genannt, und der eigentlichen Stadt mit der Burg, der Byrsa. Betrachten wir nun das geschilderte Terrain unserer Halbinsel, lassen von den Angaben der Alten über den Umfang der Stadtmauer so viel als fest bestehen, daß derselbe jedenfalls ein sehr bedeutender war, und vergegenwärtigen uns den Verlauf der Belagerung der Stadt durch Scipio Aemilianus, so ergibt sich mit Sicherheit Folgendes. Die von der hohen Mauer umschlossene Stadt Karthago umfaßte den Theil unserer Halbinsel, welcher von dem See von Tunis bis nach El Mersa reichte. Er schloß also den höchsten Punkt derselben, das jetzige Cap Kartagine mit ein. Wäre dieses nicht der Fall gewesen, so würden die Belagerer stets einen Einblick in das Innere der Stadt gehabt haben. Wir wissen aber, daß dieses nicht der Fall war. Aber auch die Vorstadt Magalia war umwallt und so groß war die Ausdehnung dieser Fortificationslinie, daß Scipio sie gleichzeitig an zwei Punkten angreifen ließ, welche eine halbe deutsche Meile voneinander entfernt lagen. Diese Vorstadt war nun keineswegs völlig mit Häusern besetzt. Sie schloß vielmehr Gärten und Villen ein und war von tiefen Gräben, Mauern und Zäunen so durchschnitten, daß es Scipio nach Erstürmung der Umfassungslinie nicht räthlich schien, zur Nachtzeit in dieselbe einzubringen. Als die Stadt von den Römern wieder aufgebaut wurde, erhielten die Colonisten hier Ländereien zugewiesen, und so constant sind hier die Grenzen gewahrt worden, daß man noch jetzt die 30 Centuriatcarrés von je 100 Häredien oder 200 Morgen für die 3000 Colonisten des Augustus an ihren Umfassungsmauern erkennen und nachmessen kann.

Nachdem von Scipio diese Vorstadt erobert worden war, begann erst die regelrechte Belagerung der eigentlichen Stadt. Dieses beweist, daß die starke, dreifache Mauer zwischen der Vorstadt und der eigentlichen Stadt durchlief. Die Zufuhr, die bis zur Eroberung der Vorstadt noch auf dem Landwege in die Stadt gekommen war, wurde derselben gänzlich abgeschnitten. Scipio zog tiefe Gräben quer über den Landrücken und verschanzte sein Lager sowohl gegen die Stadtseite, als gegen das Innere des Landes, um nicht von einem Entsatzheer im Rücken angegriffen werden zu können. Denn noch hatten die Karthager ein Heer im freien Felde, das sich in Nepheris, jenseits des Golfs von Tunis, verschanzt hatte. Und noch war der Hafen der Stadt frei, und obwohl keine Flotte der Karthager auf der See schwamm, und die römischen Dreiruderer vor der Hafenmündung Wache hielten, so segelten doch bei stürmischem Wetter gewinngierige Kaufleute und treue Freunde der Stadt vom entgegengesetzten Ufer des Golfs in die schmale Mündung des künstlichen Hafens der Stadt ein. Scipio richtete daher alle seine An-

strengungen dahin, sich dieses Hafeneingangs zu bemächtigen. Wollte er aber dies erreichen, so mußte er auch die ganze Kraft seines Angriffes gegen die Stadt selbst hier concentriren. Die Art der Befestigung der Stadt legte ihm dies auch außerdem nahe.



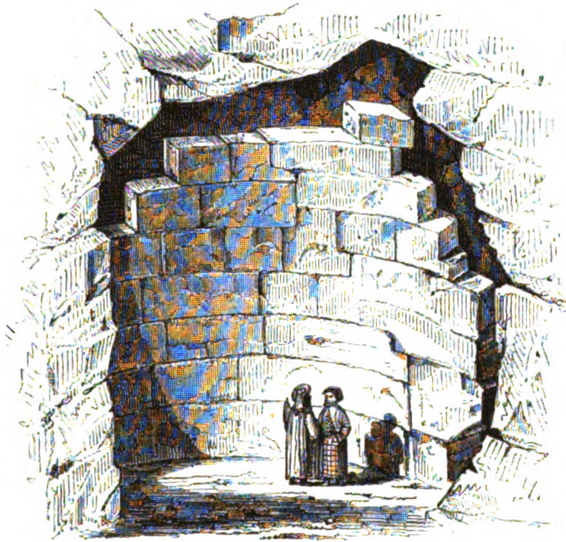
Plan des phönizischen Karthago.

a. Byrsa. Tempel des Esmun. b. Tempel der Astarte. c. Die ältesten Cisternen. d. Burdsch-Dschedid. e. Seethor. f. Forum. Schutthügel. g. Schutthügel. h. Amphitheater. i. Circus.

Gegen die Landseite erhob sich in drei Stockwerken die 15 Meter, also gegen 48 Fuß hohe dreifache Mauer. Nach den Ausgrabungen des bekannten Akademikers Beulé haben wir uns dieselbe so vorzustellen. Nach der Außenseite stand eine zwei Meter starke, aus großen Kalktuffquadern erbaute massive Mauer. Dann folgte ein nicht ganz zwei Meter breiter Umgang, in dem sich zwei Mann nebeneinander herbewegen konnten. Dann eine über 6 Meter, also gegen 20 Fuß, starke Mauer, die an den Burgberg gelehnt, sowohl dessen Erdreich festhielt, als auch jener ersten Mauer nach außen durch die Gewölbe in drei verschiedenen Stockwerken Halt verlieh. Diese ungeheure, 20 Fuß dicke Mauer war aber nicht ganz massiv, sondern hatte kasemattenähnliche Gewölbe in ihrem Innern, die am Burgberg ungefähr 10 Fuß breit und 13 Fuß tief sind. An andern Stellen, namentlich da wo sich die Mauer mit ihrer Rückwand nicht unmittelbar an den Höhenzug anlehnte, werden die Gewölbe noch geräumiger gewesen

sein. Denn es wird uns von ihnen berichtet, daß in denselben im untern Stockwerk die Ställe und Magazine für 300 Elephanten, im zweiten für 4000 Pferde und 24,000 Mann Soldaten nebst dem für die ganze Heeresmacht erforderlichen Mund- und Kriegsbedarf sich befanden. Auf dieser Mauer standen nun noch alle 200 Fuß vier Stockwerk hohe Thürme.

Wann dieses ungeheure Bauwerk aufgeführt worden ist, wissen wir nicht. Jedenfalls doch, als die Stadt schon zu großer Macht gekommen war. Dürften wir eine Vermuthung wagen, so möchten wir glauben, gegen Ende des 5. Jahrhunderts, nachdem auf den großen Kriegszügen gegen die sicilianischen Hellenen unzählige Kriegsgefangene in die Hände der Punier gefallen waren, die dieselben ebenso zu öffentlichen Arbeiten werden verwendet haben, wie die Syrakusaner und Agrigentiner umgekehrt die in der Schlacht bei Himera gefangenen Karthager beim Ausbau ihrer Städte gebrauchten. Noch eine andere Thatsache möchte ich für den verhältnißmäßig späten Aufbau dieser Mauer geltend machen. Während nämlich die ganze Stadt nach der Landseite von dieser dreifachen Mauer umschlossen und nur die Seeseite wegen des steilen felsigen Ufers mit einer einfachen Mauer versehen war, gab es noch eine kleine Strecke gegen das Land hin, wo gleichfalls dieselbe nur aus einer einfachen Linie bestand. Dieses war die Südseite nach jener Landzunge hin, auf der Goletta jetzt liegt. Hier befand sich am Fuße der Byrsa der Marktplatz und die beiden gegrabenen Häfen, der Hafen für Handelsschiffe und der Kriegshafen, der Kothon. Wäre nun die Mauer gezogen worden, als die beiden Häfen noch nicht gegraben waren, so würde man sie gewiß auch hier in der angegebenen Weise bis an das Meeresufer fortgesetzt haben. War aber hier schon der volkreichste, belebteste Stadttheil mit den Häfen, Arsenälen, Docks und Magazinen, als jene Mauer angelegt wurde, so erklärt es sich leicht, warum man hier nicht jene 30 Fuß dicke Mauer fortsetzen konnte, sondern es mit einer einfachen bewenden ließ.

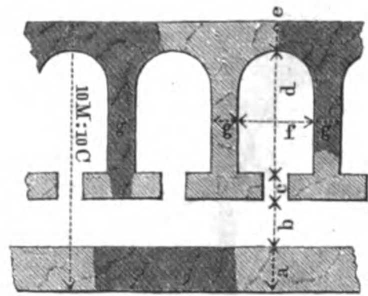


Ein Abschnitt der hintern Ausbuchtung der Stadtmauer an der Byrsa. (Nach Beulé.)

Diese Unterlassung sollte nun den Untergang der Stadt beschleunigen. Denn die Angriffe des Scipio rüsteten sich jetzt mit erneuerter Macht gegen diese schwache Stelle, die auch seine ungeschickten Vorgänger im Commando doch schon richtig erspäht und freilich ohne Erfolg angegriffen hatten.

Auf zwei Weisen versuchte jetzt der römische Feldherr der Stadt beizukommen. Einmal beschloß er, der Stadt alle und jede Zufuhr abzuschneiden, indem er die sechzig Fuß breite Mündung des Hafens durch einen Steindamm sperrte. Dieser Hafen war, wie schon bemerkt, ein doppelter, von Menschenhand in das Flachland am Fuße der Byrsa gegraben. Die Phönizier lieb-

ten solche Hafenanlagen zu machen, um ihre Schiffe sowohl gegen die Unbilden des Wetters als auch gegen die Angriffe mächtiger Feinde zu schützen. Wir finden daher solche gegrabene Häfen in Tyrus, Utika, Hadrumetum u. s. w. Doch die von Karthago waren besonders geräumig. Dank den Ausgrabungen und Messungen von Beulé kennen wir ihre Größe und Lage jetzt wieder vollkommen. Der Handelshafen, der allein nach dem Golf von Tunis geöffnet war, bildete ein Viereck, dessen eine Seite nur etwas ausgebogen war. Die Länge desselben beträgt 456 Meter (ungefähr 1500 Fuß), die Breite 325 Meter (1000 Fuß). Aus diesem mit großen Quadersteinen eingefaßten Bassin, das einen Theil der Handelsflotte und ihrer Equipage aufzunehmen bestimmt war, führte ein schmaler Canal in den eigentlichen Kriegshafen. Derselbe war von dem Handelshafen durch eine doppelte Mauer geschieden, so daß man von diesem in jenen nicht hineinsehen konnte. Der Kriegshafen war kreisrund. Sein Durchmesser entsprach der Breite des Handelshafens (1000 Fuß). In der Mitte des Hafens lag eine Insel, die den hochgelegenen Pavillon des Hafenadmirals trug. Schaute derselbe von der Höhe desselben herab, so konnte er über die doppelte Umfangsmauer des Hafens hinweg den Golf von Tunis überblicken; zu seinen Füßen lagen die Schiffsdocks, die 220 an Zahl — jeder 17 Fuß im Innern breit — ringsum sich öffneten. Dieselben umgeben die Insel wie den größern Umfangskreis und machten, da zwei Reihen jonischer Marmorsäulen, wahrscheinlich Halbsäulen, die Dächer der einzelnen Schiffshäuser trugen, den Eindruck von Säulenhallen. Von seinem Zelt aus gab der Hafenadmiral durch Trompetensignale seine Befehle. Die Insel hing auf einer Seite, in der Längsaxe der beiden Häfen, durch einen Damm mit dem Festlande zusammen. Um die Communication innerhalb des Bassins durch diesen Damm nicht zu stören, war derselbe an einer Stelle von einem Durchlaß unterbrochen, über dem wahrscheinlich eine drehbare Schiffbrücke lag. Die grade Fortsetzung dieses Dammes von der Insel nach dem Festlande bildete eine Straße, die auf das Forum, den Marktplatz Karthago's, führte. Der Gesammtflächeninhalt der beiden Häfen betrug 231,617 Quadratmeter (718,013 Quadratfuß), hinlänglich genügend, wenn man die Größe der Schiffe der Alten in Anschlag bringt, um eine Flotte von 1100 Fahrzeugen aufzunehmen.



Grundriß der großen Stadtmauer. (Nach Beulé.)

a = 2 Meter, b = 1,90 Meter, c = 1 Meter, d = 4,20 Meter, e = 1 Meter (a — e = 10,10 Meter), f = 3,10 Meter, g = 1,10 Meter.

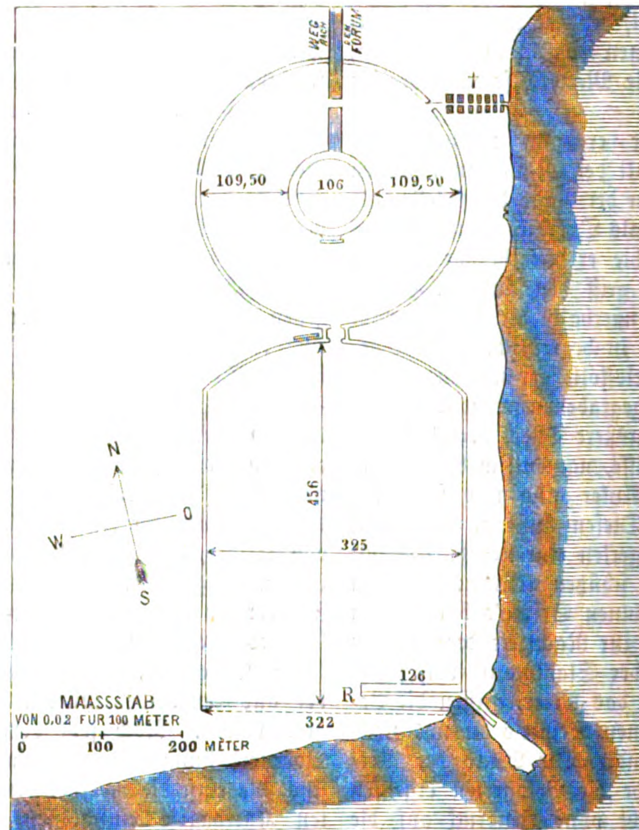
Um nun diese Hafenanlage, auf der ein guter Theil der Sicherheit Karthago's beruhte, für die Vertheidiger nutzlos zu machen, beschloß Scipio, von der Landzunge, auf der Goletta liegt, einen großen Steindamm in das Meer zu bauen, der den Hafeneingang versperren sollte. Anfangs spotteten die Karthager dieser Unternehmung. Aber Scipio ließ sich nicht beirren und ein im Grunde 96 Fuß und an der Oberfläche des Wassers 24 Fuß breiter solider Steindamm trotzte den Meereswellen. Aber die Noth machte die Karthager noch erfinderischer. Aus dem Kriegshafen gruben sie eine neue Oeffnung zur Seite in das Meer. Hier war dieses so tief, daß sie keinen neuen Verschluß zu fürchten hatten. Während die Römer sich nun um ihren Damm mühten und Stein auf Stein in's Meer senkten, arbeiteten die Belagerten zwei Monate lang Tag und Nacht im Kriegshafen, bis der Durchschnitt nach Osten fertig war. Und nicht genug damit. Aus den Ueberresten ihrer alten Dreiruderer, die sie in den Arsenälen fanden, bauten sie eine Flotte von fünfzig Dreideckern und eine Anzahl Boote und Kähne. Als Scipio seinen Damm beendigt glaubte, fuhr eine zahlreiche, wohlbemannte Flotte aus dem Kothon in den Golf von Tunis aus und hätte dieselbe, statt sich mit einem Paradezuge zu begnügen, schnell die überraschten, ungerüsteten Römer angegriffen, so wäre ihre Flotte wenigstens verloren gewesen. Aber anstatt dessen (Appian fügt lakonisch hinzu: denn

Karthago mußte genommen werden), ließen sie sich erst nach drei Tagen in ein Seetreffen mit den Römern ein, das zwar unentschieden blieb, sich aber doch bei dem Rückzuge der Karthagischen Flotte in den Hafen, da dieselbe in der neuen, engen Hafenmündung sich stopfte und die Römer die Gegner drängten, in eine Niederlage der Punier verwandelte. Aber Scipio sah doch ein, daß auf diese Weise den Belagerten der Zugang zur See nicht gänzlich abzuschneiden sei, und er von dem Plane, die Eingeschlossenen lediglich auszuhungern, abgehen und die Mauern selbst angreifen müsse.

Dazu wählte er nun natürlich den schwächsten Punkt der Mauer aus, und da dieser ja ganz in der Nähe der Stelle lag, die ihm bisher als Operationsbasis gedient hatte, so brauchte er dieselbe gar nicht zu verändern. Er griff den äußeren Hafenquai an, der außerhalb der Umfassungsmauer lag. Es ist begreiflich, daß die gesammelte Handelsflotte der Karthager nicht innerhalb des gegrabenen Hafens Raum fand und der größere Theil der eben eingelaufenen Schiffe, namentlich bei ruhiger See, hier vor Anker ging und seine Ladung löschte. Diesen äußeren Hafenquai hatten die Belagerten nur nothdürftig mit einem Erdwall schützen können. Darum legten die Maschinen Scipio's bald in ihn Bresche. Aber zur Nachtzeit drangen die Karthager aus der Stadtmauer vor, stürzten sich nackt in das Meer, griffen die Belagerungsmaschinen Scipio's an und steckten sie in Brand. Die Wuth der Verzweiflung, welche die Belagerten ergriffen hatte, blieb nicht ohne Eindruck auf die Römer. Die Besatzung der Belagerungsmaschinen floh, und eine solche Panique ergriff die unmittelbar Betheiligten, daß Scipio seine Reiterei auf dieselben einhauen und sie in das große umwallte Lager zurückescortiren lassen mußte. Die Karthager konnten die Bresche wieder ausfüllen. Aber nur eine kurze Frist hatten sie damit gewonnen. Scipio führte seine Legionen zu erneutem Angriff. Neue Maschinen wurden aufgestellt. Die Holzthürme der Karthager auf dem Walle wurden in Brand gesteckt. Der Hafenquai gerieth unwiederbringlich in die Hände der Römer und ein Gegenwall von der Höhe der Stadtmauer wurde aufgeführt. Damit war denn den Karthagern jede Aussicht auf Zufuhr abgeschnitten und ihr letztes Bollwerk, die Stadtmauer, aus unmittelbarer Nähe bedroht. Doch nicht sofort schritt Scipio zum Sturm. Er ließ zunächst das Karthagische Lager bei Nepheris angreifen und zerstörte es. Dabei kamen 70,000 Menschen um, 10,000 wurden gefangen und nur 4000 entkamen. Jetzt, da das letzte Heer der Punier außerhalb der Stadt zu Grunde gegangen war, schwand auch ihr Ansehen bei den Beduinenstämmen und bei der Menge von Städten, die hier das überaus fruchtbare Land trug, und diese machten nun ihren Frieden mit den Römern. Einen ganzen Winter lang ließ Scipio dann den Belagerten Ruhe. Aber Hunger und Seuchen decimirten sie. Im Frühjahr 146 nahte die Entscheidung.

Die Kräfte der Vertheidiger waren sichtbar erlahmt. Dem Angriffe des Scipio gegen den inneren Hafen der Handelsmarine konnte Hasdrubal, der Befehlshaber in der Stadt, keinen bedeutenden Widerstand entgegensetzen. Er befahl die Werften desselben anzuzünden. Aber während er damit dem Feinde die Fortsetzung seines Angriffs zu erschweren gedachte, war derselbe unter der Führung des Freundes von Scipio, des Cajus Lälius, auch schon in den Kriegshafen eingedrungen und hatte sich der angrenzenden Quartiere, namentlich des Marktplatzes bemächtigt. Derselbe lag etwas erhöht, auf dem Schutthaufen, der aus den beiden inneren Häfen ausgegraben war. Noch jetzt bemerkt man die Bodenerhöhung unweit der sumpfigen Bassins, die einst die meerbeherrschenden Flotten Karthago's einschlossen. Hasdrubal mußte sich in die Burg zurückziehen. Um sie so rasch als möglich zu gewinnen, stand Scipio davon ab, die Stadt längs des Meeres zu erobern. Es wäre das auch bei der bedeutenden Höhe der massiven, aus Stein und Erdwänden erbauten Häuser keine leichte Aufgabe gewesen. Ohne Zögern beschloß der römische Feldherr, die Burg zur Uebergabe zu zwingen. Die erste Nacht ließ er die Truppen, die von der Plünderung des Apollotempels nicht abzuhalten waren, auf dem Forum campiren. Dann begann er die Aufgänge zur Burg zu stürmen. Diese hatte einen Umfang von 2000 Schritten (2600 Meter). Nach der Landseite wurde sie von der starken Stadtmauer

vertheidigt, von der entgegengesetzten, der Seeseite, führte eine Treppe von 60 Stufen zu der höchsten Spitze, auf der der Tempel des Aesculap, des Esmun, stand. Nach Norden, wo sich der Höhenzug nach Cap Kartagine zu fortsetzt, war gleichfalls ein Einschnitt, dem gegenüber auf einem correspondirenden Hügel der Tempel der Juno, der Astarte, lag. Auf der vierten Seite, die dem Forum zugewendete, griff Nichts mehr abzuringen. Die Römer drangen in die Häuser und Straßen, stiegen von Stockwerk zu Stockwerk, bis auf die Dächer, warfen von Dach zu Dach über die Straßen und Winkel Balken und Bretter und erstürmten ein Haus nach dem andern. Tagelang wurde so in den Straßen und über ihnen, in den Häusern und auf ihnen gekämpft; furchtbare Tage für die Bewohner der Stadt und deren Angreifer.



Die künstlichen Häfen des phönizischen Karthago.
† Nicht die von den Karthagern gegrabene Oeffnung, vielmehr aus späterer Zeit.

Scipio sie an. Drei enge Straßen, die mit sechs Stockwerk hohen Häusern besetzt waren, bildeten hier den Aufgang. Schon Aristoteles, als hätte er im Geiste die Dinge kommen sehen, die sich jetzt vollzogen, hat auf diese Disposition des Aufgangs aufmerksam gemacht, die, den Vertheidigern besonders günstig, denselben ermöglichen würde, hier das Terrain Schritt für Schritt den Angreifern mit Erfolg zu bestreiten. Aber den wohlgepflegten, siegesmuthigen Kriegern Scipio's vermochten die ausgehungerten, verzweifelnden Punier Denn für so gefährlich hielt Scipio noch immer die Lage, daß er sich keinen Augenblick von dem erhöhten Forum entfernte und sechs Tage und Nächte schlaflos und ohne viel Speise zu sich zu nehmen dem grausigen Werke seiner Krieger zuschaute. Endlich hatte man das Burgplateau erreicht. Aber um es sturmfrei zu haben, mußten erst die Häuserreihen an den drei Straßen rasirt werden. Es wurde Feuer in die Paläste geworfen, daß sie prasselnd zusammenstürzten und in ihrem Fall Greise, Weiber und Kinder, die sich in ihnen ver-

steckt hatten, jammervoll begruben. Die Schuttlinien wurden sofort einigermaßen wenigstens geebnet. Da kamen endlich Abgesandte von der Burg, überreichten die goldene Krone vom Standbilde Esmun's (Aeskulap's) und baten um Gnade. Das nackte Leben erhielten sie geschenkt. Nur die Ueberläufer wurden ausgeschlossen. An 30,000 Menschen, nach andern Angaben 30,000 Männer und 25,000 Frauen, retteten so ihr Leben. Die römischen Ueberläufer, 900 an Zahl, der karthagische Feldherr Hasdrubal, der römische Gefangene grausam hatte hinmetzeln lassen, sein Weib und seine beiden Knaben flüchteten auf die höchste Spitze der Byrsa in den Tempel des Esmun. Für sie blieb nichts Anderes übrig, als Hand an sich selbst zu legen, sich freiwillig in den unvermeidlichen Tod zu stürzen. Sie bestiegen das weithin schimmernde Dach des Tempels, während die Entschlossensten von ihnen Feuer in die Weihgeschenke warfen. Diesen Augenblick benutzte Hasdrubal, um zu entwischen, den Burgberg hinunterzueilen und Scipio um sein Leben anzuflehen. Es wurde ihm zugesichert. Aber sein Weib, das auf dem qualmumwallten Tempeldache stand, schleuderte dem ehrlosen Feigling, den sie zu den Füßen des Siegers erblickte, ihre Verwünschungen nach, stürzte ihre Söhne in die lodernde Gluth und dann sich selbst kopfüber ihnen nach.

Die Stadt wurde den Soldaten zur Plünderung überlassen. Sie durften Alles für sich wegnehmen, was nicht Gold und Silber oder Weihgeschenk war! Erst lange nachdem die Beute vertheilt war, ging es an die eigentliche Zerstörung der Stadt. Denn Scipio, so scheint es, wünschte deren Erhaltung.



Ruinen der Wasserleitung von Karthago.

Nach all' den Gräueln, die der Rachedurst des römischen Senats heraufbeschworen hatte, schien es ihm vielleicht zu gewagt, den Zorn der Götter noch weiter herauszufordern. Aber der ob des Sieges freudetrunkene Senat befahl seinem Feldherrn, die Stadt zu schleifen, den Pflugschaar über sie hinwegzuziehen und damit die Stätte für immer zu verfluchen. Scipio gehorchte und siebenzehn Tage lang brannten die Ruinen. Wer will nicht glau-

ben, daß angesichts solcher Erlebnisse dem Scipio eine Ahnung von dem Untergange seiner eigenen Vaterstadt, der mordbefleckten, aufgegangen sei, und er in die Gluth des zusammensinkenden Karthago hineinstarrend, jene homerischen Verse auf Rom deutend gesprochen habe:

„Einst wird kommen der Tag, da die heilige Ilios hinsinkt,
Priamos selbst und das Volk des lanzenkundigen Königs."

Das Jahrhundert war noch nicht zu Ende gegangen, als der geniale Führer der römischen Demokratie, Cajus Gracchus, das Gebiet Karthago's, das zu Domanialland, d. h. zum Eigenthum der römischen Gemeinde erklärt worden war, zu einem großen Experimente zu benutzen gedachte. Er wollte hier in dieser überaus fruchtbaren und durch die See so leicht zugänglichen Gegend die erste römische Colonie außerhalb Italiens anlegen, um das römische Proletariat dorthin zu ziehen. An 6000 Colonisten beabsichtigte er aus Rom nach Junonia, so sollte der Name der Colonie sein, zu führen. Aber Hyänen wühlten die neugesetzten Karthagischen Grenzsteine aus, und die römischen Pfaffen, um mit Mommsen zu reden, bescheinigten auf Verlangen, daß solches Wunder und Zeichen ausdrücklich warnen solle vor dem Wiederaufbau der gottverfluchten Stätte. Es ist ja bekannt, daß dieses Colonisationsproject der äußere Anlaß zum Sturze seines Urhebers wurde. Aber dasselbe ging nicht mit ihm zu Grunde. Ueber ein Jahrhundert ruhte es freilich. Da nahm es C. Julius Cäsar, in so Vielem der Erbe der Pläne des Gracchus, wieder auf. Als er nach der Schlacht bei Thapsus in dieser Gegend lagerte, soll ihn ein nächtliches Traumgesicht daran erinnert haben. Es bedurfte dessen wohl schwerlich beim Anblick dieser Fluren. Aber die Iden des März ließen auch diesen Plan nicht zur Ausführung kommen. Der Erbe und Nachfolger der Ermordeten, der den Plan Cäsars, nach Karthago eine römische Colonie zu führen, aus dem Tagebuche desselben ersehen haben soll, sandte im Jahre 29 vor Christus 3000 römische Colonisten dorthin. Ganz nahe der Stätte des alten Karthago wurden sie angesiedelt und wenn wir, wie ich erwähnt, noch jetzt die 30 Centuriatscarrés von je 100 Häredien ihren Grenzen nach in der Niederung von El Mersa zu Füßen des Burghügels nachweisen können, so unterliegt es wohl keinem Zweifel, daß an dieser Stelle sich zuerst die römische Colonie niederließ. Da aber noch Zuzügler aus den benachbarten Städten sich anschlossen und diese vielleicht weniger religiöse Bedenken trugen, sich auf dem verfluchten Boden der Akropolis des alten Karthago anzusiedeln, so zog sich allmälig bald die ganze Stadt wieder auf die Hügel hinauf und an die See und die alten Häfen hinab. Denn kaum ein Menschenalter nach ihrer Gründung zählt der Geograph Strabo Karthago unter den reichsten Städten Afrika's auf, und im dritten Jahrhundert nach Christus galten Karthago und Alexandria nach Rom für die volkreichsten Städte des Reichs. Herodian und Solinus weisen ihr den Rang vor Alexandria an. Es unterliegt keinem Zweifel, daß der größte Theil der Bevölkerung wieder aus Phöniziern bestand, die aus den zahlreichen Städten des Landes sich jetzt wieder nach der Küste zogen.

Nachdem Virgil die Fahrten und Abenteuer des Ahnherrn Aeneas besungen und den Aufenthalt desselben in der Königsburg der Dido verherrlicht hatte, wurde die einst so verhaßte Stadt auch den Nachkommen der Hannibalbekämpfer traut und werth und sie erbauten jetzt hier mit alterthümelndem Patriotismus der Dido Heiligthümer. Auch die künstlichen Häfen der Stadt wurden gereinigt und auf den punischen Quadern der Docks ruhten die römischen Ziegelbauten. Auf der Spitze des Burgberges erstand wieder das Heiligthum des Heilgottes, ein prächtiger Tempel corinthischer Ordnung. Das Dach des nahen Jupitertempels trugen jonische Säulen. Hier oben war der Saal, in dem sich die Curie zu versammeln pflegte, und eine Halle für die Bibliothek. Auf der Seite des Burgberges, die einst Scipio's Krieger erstürmt und rasirt hatten, lag der Palast des Proconsuls mit der Basilika, in der u. A. auch dem heiligen Cyprian das Todesurtheil verkündigt wurde. Auf der entgegengesetzten Seite des Burgberges wurde an seinem alten Platze der Dido, der Karthagischen Astarte, der Dea coelestis, ein großer Tempel mit einem heiligen Bezirk voll schattiger Bäume und einem Kranze von kleineren Tempeln anderer Götter an-

gelegt. Fast 2000 Schritte hatte dieses Heiligthum im Umfange und so fest war jetzt hier wieder der unzüchtige Cult der phönizischen Göttin gewurzelt, daß 425 nach Christus vom Bischof Aurelius der Tempel abgebrochen und seine Stätte in einen Begräbnißplatz verwandelt werden mußte. Denn Salvian selbst beschuldigte seine Glaubensgenossen, die Christen, daß sie die himmlische Jungfrau Astarte dem Heiland vorzögen und in dem im Jahre 399 dem christlichen Cultus übergebenen Tempel mehr an die phönizische Göttin, denn an den dreieinigen Gott dächten.

Aber außer dieser Restauration des Alten sorgten die Römer auch für die Errichtung neuer wichtiger öffentlicher Werke. Die alten Karthager, die ihre Stadt so sehr befestigt hatten, suchten das Bedürfniß nach Trinkwasser für den Fall einer Belagerung durch die Anlage ungeheurer Cisternen zu befriedigen. An zwei Punkten der Stadt finden wir noch jetzt diese riesigen Reservoirs leidlich erhalten, da die Römer sie in späterer Zeit wieder ausbesserten. Die ältesten liegen in der Nähe des kleinen Castells über dem Meere, bei Burdsch-Dschedid. Sie bilden ein Oblong von 450 Fuß Länge und 116 Fuß Breite und bestehen aus 28 nebeneinander liegenden Gewölben, jedes $19^1/_2$ Fuß breit. Unter einander sind diese Gewölbe durch Oeffnungen in der Mitte der Querwände verbunden, so daß man durch sie hinzusehen vermag. Aber das genügte den Karthagern noch nicht. In der Nähe des Tempels der Juno-Astarte wurden andere Cisternen gegraben, jetzt die Cisternen von Moallakah oder Malkah genannt. Sie bildeten ungefähr ein Viereck von 350 Fuß Länge und eine jede der, wie es scheint, 24 Cisternen ist 25 Fuß breit. Mit diesem Wasserbehälter setzten nun die Römer die kolossale Wasserleitung in Verbindung, die die herrliche Quelle des Zaguan bald auf mehrere Stockwerk hohen Gewölben, bald unter Bergen hindurch, gewiß 16 deutsche Meilen lang, herbeiführte. Kaiser Hadrian hat sie vielleicht angelegt und Septimius Severus sie restaurirt oder vollendet. Sicher ist nur, daß der Name des letztern mit diesem Riesenwerk in Verbindung steht. Dasselbe konnte nur in einer Zeit entstehen, wo kein Feind die Grenzen des Reiches beunruhigte und keine Belagerung der von ihm berührten Stadt dieselbe nicht nur nutzlos, sondern sogar verderblich für dieselbe machen konnte.

Auch mit neuen Mauern umgaben sie 424 die Stadt, die sie theilweise auf dem Fundamente der alten punischen aufführten. Der Umfang derselben wird auf 14,000 kleine Ellen (Unterarmlängen) angegeben.

Soll ich auch die Gebäude aufzählen, die überall da entstanden, wohin in der Kaiserzeit römische Bildung drang? Ein großes Amphitheater, einen Circus, große Bäder? Auch sie waren vorhanden und bei der Vergnügungssucht der Bewohner Karthago's, die heidnische Schriftsteller nicht minder als christliche hervorheben, läßt sich vermuthen, wie geräumig und prachtvoll dieselben waren. Aber nicht nur über die Lust der Karthager an Schauspielen, die selbst Römer in Erstaunen setzte, hatten ernste Männer zu klagen. Wie es ja wohl überall der Fall ist, daß da, wo große Gutsbesitzer, die ihre Güter von Sclaven oder hörigen Leuten bebauen lassen und mit den Erträgen derselben speculiren, dicht zusammengedrängt mit reichen Kaufleuten in Seeplätzen wohnen, die öffentliche Sittlichkeit auf einer niedern Stufe steht, so auch hier. Denn in Karthago saßen die Pächter der großen Domänen des römischen Staates, halb civilisirte Berberhäuptlinge und die Beamten des römischen Staates, für die die Provinz Afrika eine Goldgrube war. Denn jetzt, nachdem Sicilien schon halb zur Wüste geworden war, blieb Karthago der größte Exporthafen für Getreide, mit dem Rom gespeist wurde. An 40 Millionen Scheffel wurden jährlich von hier ausgeführt. Kein Wunder, wenn in der naheliegenden Provinz Byzacium, nach römischen Schriftstellern, der Waizen das Korn 150mal wiedergab. Bedenkt man nun noch, wie der unzüchtige Cultus der Phönizier diesem Wohlleben entgegenkam, ja dasselbe auf alle Weise förderte, und erwägt, wie dieses jetzt nicht mehr durch den stets erfrischenden und sittlich kräftigenden Hauch eines großartigen politischen Lebens, wie es einst hier pulsirte, ein heilsames Gegengewicht erhielt, dann kann man sich leichter eine Vorstellung von dieser Brutstätte von Lastern und Ausschweifungen machen, wie uns die Väter der römischen Kirche, die Tertullian, Cyprian und Augustin das römische Karthago aus eigener

Erfahrung und eigenem Mitleben geschildert haben. Psychologisch und geschichtlich ist es gestattet, die Lehren dieser Männer, die vor ihnen nicht laut geworden waren, von der Masse der Corruption und der gänzlichen Verderbniß der menschlichen Natur auf die persönlichen Erfahrungen zurückzuführen, die sie an dieser Stelle gemacht haben. Wie es ja wohl auch überall zu geschehen pflegt, daß, wo religiöser Indifferentismus und Sittenlosigkeit herrschend geworden sind, der Clerus um so stolzer sein Haupt erhebt und großen Werth auf kirchliche Ordnung und Zucht legt, so auch hier, wo die Ideen von der äußeren Einheit und der Bußdisciplin der römischen Kirche geboren sind. Und wiederum, wie überall sich als der Revers sittlicher Verkommenheit eine Ueberspannung des religiös-sittlichen Lebens unter den bessern Elementen geltend macht, und diese dann auf vollkommene äußere Reinheit des Wandels und Absonderung und Ausscheidung aller von dem Gifte des Weltlebens angesteckten Glieder dringen, so auch hier. Es bildeten sich hier nicht nur kirchliche Convertikel und Secten, die in engern Kreisen ihr Wesen trieben, sondern es kam zu einer völligen Kirchenspaltung mit all' den nothwendig mit ihr verbundenen Folgen. Denn in Afrika brach der erste größere Religionskrieg zwischen Christen um kirchliche Verfassungsfragen aus, und welche Dimensionen das donatistische Schisma annehmen mußte, ergibt sich schon daraus, daß Synoden zur Ausgleichung des Streites in Karthago gehalten wurden, auf denen 286 rechtgläubige Bischöfe 279 schismatischen gegenüberstanden.

Eine Folge dieser inneren Streitigkeiten und der Aufstandsversuche verschiedener Proconsuln waren die wiederholten Einfälle der nie ganz unterworfenen Beduinenstämme des Innern, und die immer mehr zunehmende Verwüstung des fruchtbarsten Culturbodens. Das Volk, das einst mit den Römern so lange um die Herrschaft des Mittelmeeres gestritten und sich so hartnäckig gegen ihre Angriffe vertheidigt hatte, erlag daher jetzt leicht einem verhältnißmäßig schwachen Angriffe von Außen. Denn als die Fluth germanischer Völker, die sich über alle Grenzen des römischen Reiches in Europa ergossen, gegen die Mitte des fünften Jahrhunderts ihre größte Höhe erreicht hatte, als von Schweden bis nach Sicilien und von der sarmatischen Tiefebene bis zu den Säulen des Herkules überall mehr oder weniger dichtgeschaarte germanische Stämme zogen und Posto faßten, da rollte auch eine Sturzwelle dieser Fluth nach Afrika hinüber. Von Spanien aus setzten unter der Anführung Geiserich's im Mai 429 50,000 Krieger eines Volkes nach Afrika über, das uns bei seinem ersten Eintritt in die Geschichte als in Oberschlesien und am Südabhange des Riesengebirges seßhaft entgegentritt. Nach mancherlei Kämpfen und Verträgen mit den Statthaltern der oströmischen Kaiser bemächtigten sich die Vandalen im October 439 Karthago's und Geiserich schlug auf dem Burgberge in dem Palaste des römischen Proconsuls seinen Thron auf.

Noch einmal liefen von den Häfen von Karthago Flotten aus, die Rom erschreckten, und wie um 450 vor Christus Karthago die seemächtigste Stadt im Mittelmeere war, so auch 450 nach Christus. Mit wunderbarer Leichtigkeit hatten sich die Vandalen aus tüchtigen Landtruppen in kühne Seerecken verwandelt. Aber es bildete sich doch nicht wieder eine punische Seemacht an diesen Gestaden. Die Vandalen machten schon aus dem Seeraube ein Gewerbe, wenngleich auch ihr Ruf viel schlimmer ist als ihre Thaten selbst, und sie mit den Barbaresken auf eine Stufe zu stellen eine Ungerechtigkeit ist.

Doch nicht lange bestand dieses germanische Reich auf afrikanischem Boden. Es waren der Vandalen, deren Sittenreinheit und Keuschheit übrigens ein ihnen sonst feindlich gesinnter Kirchenschriftsteller nicht genug rühmen kann, doch zu wenige, als daß sie sich dauernd hätten behaupten können. Dazu kam noch, daß ihre Ketzerei — die Vandalen waren, wie alle germanischen Stämme, anfänglich Anhänger des Dogma des Arius und Gegner der orthodoxen Lehre von der Wesensgleichheit Christi mit dem Vater — sie in den feindseligsten Gegensatz zu ihren schon zu kirchlichem Fanatismus geneigten Unterthanen brachte. Die heiße Sonne Afrika's vernichtete bald ihre kriegerischen Tugenden, durch die sie sich nach den Berichten der Römer zwar niemals besonders ausgezeichnet hatten. Das Wohlleben in den Landhäusern der verbannten oder getödteten römischen Großen ließ sie

die Vertheidigungsmittel gegen die Einfälle der Berberstämme aus dem Innern und die Angriffe des byzantinischen Kaisers vernachlässigen. Mehrere Male blieben sie noch Sieger gegen beide. Aber Thronstreitigkeiten in der regierenden Familie machten es Justinian leicht, seine Pläne auf ihren Untergang zur Ausführung zu bringen. Im September 533 landete Belisar mit einem Landheer in Afrika. Gelimer, der fünfte vandalische König nach Geiserich, schon eine jener romantischen mittelalterlichen Naturen, in denen neben rücksichtsloser Grausamkeit eine Weichheit der Empfindung sich geltend macht, die nicht weiblich, sondern weibisch ist, war seinem Gegner nicht gewachsen. Nach einer Schlacht, die Gelimer leicht zu seinen Gunsten hätte wenden können, floh er nach dem Innern seines Reiches und überließ Karthago dem Sieger, in das dieser am 15. September einzog. Doch noch einmal raffte er sich zu einem entscheidenden Schlage auf, nachdem er alle Angehörigen seines Volkes um sich gesammelt hatte. Er zog vor Karthago und zerstörte jene große römische Wasserleitung. Aber der Tag von Trikameron im Dezember desselben Jahres machte dem Vandalenreiche ein Ende. Gelimer floh in's Pappuagebirge und setzte lange seinen Belagerern die äußerste Tapferkeit entgegen. Als man ihn zur Uebergabe aufforderte, bat er um ein Brot, weil er während seines Aufenthaltes im Gebirge keins gesehen habe, um einen Schwamm, seine Thränen zu trocknen, und um eine Cither, ein Lied zu begleiten, das er auf sein Loos gedichtet habe. Endlich ergab er sich, wurde nach Constantinopel gebracht und dann nach Gelatien gewiesen, wo er Ländereien erhielt und im Kreise seiner Familie lebte.

Die Herrschaft des Kaisers von Ostrom über Karthago hat aber nur anderthalb Jahrhunderte bestanden. Es charakterisirt sie, daß Justinian zur Vertheidigung des Hafens ein festes Mönchskloster erbaute. Das Volk des Ostens, das sich mit den germanischen Völkern in die Zerstörung des römischen Kaiserreichs getheilt hat, machte ihr ein Ende. Nachdem die Araber sich Aegypten's bemächtigt hatten, drangen sie wiederholt nach Westen vor. Aber der Widerstand, den sie an den Berberstämmen des Innern fanden, ließ sie erst nur nach den schwersten Kämpfen festen Fuß fassen. Auf Befehl des Chalifen zog der Statthalter von Aegypten, Hassân-ibn-Nómân, 693 mit 40,000 Kriegern gegen Karthago aus. Sein Erscheinen erschreckte die Bewohner der Stadt so sehr, daß sich die vornehmsten derselben nach Spanien und Sicilien einschifften. Leicht überwand Hassân die Zurückgebliebenen, plünderte die Stadt und zerstörte die große Wasserleitung. Dann wendete er sich gegen die Berbern nach Aures. Wie an dem Anfang der Geschichte Karthago's eine Heroine steht, so sollte jetzt bei dem Untergange der Stadt noch einmal eine Frau ihr Geschlecht verherrlichen. Unter den Berbern trat eine Zenobia, oder, wenn wir lieber wollen, eine Velleda oder Jungfrau von Orleans: Diha, oder gewöhnlicher Kahina, die Prophetin, genannt, auf und schlug 694 die Araber in einer großen Schlacht. Hassân floh mit den Trümmern seines Heeres nach Barka zurück und der Patricius Johannes besetzte Karthago von Neuem. Um den Arabern das Wiederkommen zu verleiden, ließ Diha das Grenzland verwüsten, so daß viele Einwohner nach Spanien und den Inseln flohen, andere aber jetzt die Araber herbeiriefen. Drei Jahre später erschien Hassân mit einem neuen Heere, schlug die von einem von ihr geretteten Araber verrathene Prophetin und belagerte Karthago. Die byzantinischen Truppen waren bald geschlagen und es kam zu Verhandlungen über die Uebergabe der Stadt. Unter ihrem Schutze packte die Besatzung ihre Schätze und Kostbarkeiten zusammen, brachte sie auf die Schiffe und floh in einer dunkeln Nacht davon, wie einst Elissa aus Tyrus entwichen war, um Karthago zu gründen. Hassân drang nun in die Stadt und verheerte sie mit Feuer und Schwert.

Aber es war doch keine Zerstörung wie die der Römer 844 Jahre zuvor. Als im 11. Jahrhundert ein vornehmer spanischer Muselmann, Abu-Obeid-el-Bekri, Karthago besuchte, sah er noch wohlerhaltene Trümmer der Stadt. „Wenn Jemand alle Tage seines Lebens hierher käme," sagte er, „und nichts thäte als sie betrachten, so würde er jeden Tag ein neues Wunder finden, das er vorher nicht beachtete." „Der Marmor," sagt er ferner, „findet sich hier in solchen Massen, daß, wenn alle Bewohner Afrika's, d. h. bei einem arabischen

Schriftsteller die Einwohner der Regentschaft von Tripolis, Tunis und der Provinz Constantine, zusammenkämen, um die Blöcke wegzuschaffen, sie ihr Werk nicht würden vollenden können." Dann beschreibt er das Theater, den Circus mit seinen schneeweißen Marmorsäulen, die so groß waren, daß auf ihren Capitälen zwölf Personen um einen Tisch sitzen konnten, und verschiedene Paläste. Reiche und blühende Ortschaften hatten sich auf dem Terrain der alten Stadt gebildet. Schon war aber der alte Hafen morastig geworden. Ein Jahrhundert später beschreibt der berühmteste Geograph des Mittelalters, Edrisi, die Trümmerstätte. Nur noch ein kleiner Theil der Trümmer war bewohnt, wo die Cisternen von Moallakah liegen. Aber das Theater stand noch und wird das prächtigste des Erdkreises genannt. „Seit dem Falle der Stadt," so erzählt er weiter, „hat man bis auf diesen Tag in ihren Trümmern ohne Unterlaß selbst bis unter die Fundamente der antiken Gebäude gegraben und so viele Marmorarten gefunden, daß es unmöglich wäre, sie alle zu beschreiben. Ein Augenzeuge hat Blöcke von 40 Spannen Länge und 7 Spannen Durchmesser ausgraben sehen. Die Ausgrabungen ruhen nie und man schafft den Marmor in alle fernen Länder. Niemand verläßt Karthago, ohne beträchtliche Massen mitzunehmen. Das ist eine allbekannte Thatsache und zuweilen findet man Marmorsäulen von 40 Spannen Umfang."

Der Bericht Edrisi's ist nicht übertrieben. Wir kennen eine Anzahl berühmter Gebäude, selbst in Europa, die mit Material von Karthago gebaut sind. So errichteten die Pisaner, die 53 Schiffslasten heiliger Erde von dem Kalvarienberge bei Jerusalem für ihren Campo santo holten, im 11. und 12. Jahrhundert ihren Dom mit Marmor von Karthago. Aber erst in Folge des Kreuzzuges Ludwig's des Heiligen gegen Tunis, 1270, zog sich die gesammte muselmanische Bevölkerung von der Stätte Karthago's, auf der Ludwig sein Hauptquartier aufgeschlagen hatte, nach Tunis zurück. Nur einzelne kleine Niederlassungen haben sich seit jener Zeit wieder auf ihr gebildet. Die größte ist die um das Grab des heiligen Bu-Said auf der Spitze des Caps, das jetzt allein noch durch seinen Namen hier an die gewaltige untergegangene Stadt erinnert.

Das ist in Umrissen die Geschichte der Halbinsel in dem stillen Golf von Tunis. Sich in sie an Ort und Stelle hineingefühlt zu haben, bleibt ein Gewinn für das Leben. Hat man die Geschicke eines einzelnen Menschen oder eines ganzen Volkes überblickt, so bildet sein Tod oder Untergang eine natürliche Grenze für die Betrachtung.

Anders verhält es sich bei der Geschichte eines Landes, das einst eine reiche, jetzt untergegangene Culturblüthe erlebte. Unser Auge wird unwillkürlich auf die Zukunft, die dunkele, hingelenkt. Haben die Menschen Jahrhunderte lang gebraucht, um einen blühenden, reichen Erdstrich in eine Wüste zu verwandeln, warum sollen sie nicht auch Jahrhunderte arbeiten müssen, um aus der Wüste wieder lachende Fluren zu schaffen? Wer den grenzenlosen Verfall alles staatlichen Lebens in der Regentschaft von Tunis mit eigenen Augen geschaut hat, muß sich sagen: so kann es hier in diesen nicht überfruchtbaren Gegenden nicht bleiben.

Und ist nicht überall auf der ganzen Mittelmeerlinie die europäisch-christliche Cultur in aggressivem Fortschritte gegen den muselmanischen Orient? Als ich am Abend des 11. Mai wieder in Marsala landete, hatten die Schiffe im Hafen geflaggt. Das Sternenbanner von jenseits des Oceans wehte neben dem Georgskreuz und den Tricoloren von Frankreich und Italien. Denn an diesem Tage vor fünf Jahren war Garibaldi in dem Hafen von Marsala gelandet und hatte den Grund zur Auferstehung des Landes gelegt, das auch schon fast zu einem afrikanischen Paschalik geworden war. Es war das für mich eine erfreuliche Bestätigung der Hoffnungen, mit denen ich von Karthago herübergefahren war, der Hoffnung nämlich, welche durch die neuesten Ereignisse zum sehnlichen Wunsche bei der ganzen civilisirten Menschheit werden mußte, daß für diese gesegneten Mittelmeerländer die Aussicht auf eine Auferstehung noch nichts weniger als für immer entschwunden ist.



In der Fremde.

Dem Holländischen nacherzählt

von

Adolf Glaser.

(Fortsetzung.)

Sechzehntes Capitel.

Die Predigt verlief über alle Erwartung gut. Pastor Stein hatte sich allerdings genöthigt gesehen, hier und da zu improvisiren; da er dies nie im Leben gethan hatte, bemerkte er jetzt erst, daß er eine ganz besondere Gabe dazu besaß. Es war gedrängt voll gewesen und obgleich Leonie wußte, daß sehr viele Menschen nur aus Neugierde kamen, um zu sehen, wie der Pastor seine nach und nach bekannt gewordene Blindheit zu verbergen suche, so konnte sie doch die Fragen des Pastors mit gutem Gewissen dahin beantworten, daß die Kirche überfüllt gewesen sei und die Menschen mit der größten Aufmerksamkeit zugehört hätten.

Kaum jedoch war der Gottesdienst zu Ende und Pastor Stein wieder ruhig in seinen vier Mauern, als seine Gedanken wieder bei seinem Sohne verweilten und er mancherlei Sorgen über dessen Betheiligung an dem ihm gespielten Streiche aussprach.

Karl hatte unterdessen die Aufforderung, sofort nach Wimpfen zu kommen, welche Leonie im Namen seines Vaters an ihn richtete, erhalten und befand sich in einer sehr unbehaglichen Lage. Der Verlauf des Studentenstreichs hatte ihn anfänglich in die heftigste Erbitterung und Wuth gegen Leonie versetzt, nach und nach aber sah er ein, daß er nicht nur einen gewissenlosen, sondern auch einen dummen Streich begangen hatte, und er erkannte, daß er sich in Leoniens Gewalt befand.

Es war ihm daher vor allen Dingen darum zu thun, zu erfahren, wie sie zwischen Sohn und Vater stehe und ob sie seine entschiedene Feindin sei. Er beschloß nun, der Aufforderung nicht sofort Folge zu leisten und antwortete daher nur ganz einfach, daß er sich durch einen Fall am Bein verletzt habe und sobald er wieder gehen könne, nach Wimpfen kommen werde. In dem Briefe lag ein Streifchen Papier mit einer Zeile an Leonie, und zwar enthielt sie nur die Worte: Zeigen Sie mir sogleich an, ob Sie gesprochen haben.

Eine Stunde darauf sandte Leonie mit der Post einen Zettel an ihn ab, worauf nichts weiter stand, als das Wort: Nein.

Sie trug diese Antwort selbst auf die Post, während der Pastor sein Mittagsschläfchen hielt.

In der Dämmerung saß der Pastor im Garten, um mit Leonie den Thee dort zu trinken. Das Mädchen hatte ihm die Zeitung vorgelesen und hörte nun andächtig auf seine Meinungsäußerung. Da hörte man am Eingange in den Garten Fuß-

tritte, und der aufmerksam lauschende Pastor bemerkte, daß es Männertritte waren.

„Wer ist da, Leonie?“ fragte er.

Leonie gab keine Antwort.

„Leonie,“ wiederholte Stein, „wer kommt soeben in den Garten?“

„Mein Vater ist es, Herr Pastor,“ antwortete das Mädchen, das anfänglich zu ergriffen war, um seine Frage beantworten zu können.

„So, guten Tag, Herr Degeling,“ begann Stein, indem er aufstand und sich nach der Seite wendete, von wo die Fußtritte kamen. „Das ist schön von Ihnen, daß Sie Ihre Tochter einmal besuchen.“

Stein sprach diese Worte fröhlich, denn er konnte nicht wissen, daß Degeling bleich und eingefallen aussah, was Leonie bereits mit Schrecken und Sorge erfüllt hatte. Diese gab jedoch ihrem Vater einen Wink und umarmte ihn herzlich, während der Pastor sich in Lobsprüchen über seine junge Gesellschafterin erging.

Degeling erzählte, daß er auf der Reise sei und Wimpfen passiren müsse; da habe er sich denn nicht versagen wollen, den Pastor aufzusuchen und seine Tochter einmal wiederzusehen.

„Wir haben einander lange nicht gesehen,“ erwiderte hierauf Stein, „und Sie haben sich unterdessen nicht verändert.“

Leonie konnte ihre Thränen kaum zurückhalten, denn ihr Vater sah nicht nur verfallen und elend aus, sondern war auch in seiner Kleidung sehr herabgekommen.

Das Gespräch ging weiter. Degeling erzählte in seiner abgebrochenen Weise, daß seine älteste Tochter Hermine eine vortreffliche Stelle als Erzieherin bei Herrn von Schrenk habe und wie er aus ihrem letzten Brief ersehe, werde sie mit der Familie von Schrenk diesen Sommer nach Ostende reisen.

Der Pastor erzählte dagegen, daß es ihm an seinem neuen Aufenthaltsorte zwar gut gefalle, daß er aber doch die alten Rothenburger Freunde vermisse.

Degeling meinte darauf, die Nähe der Universitätsstadt sei doch gewiß eine große Annehmlichkeit für den Pastor, da er seinen Sohn oft sehen könne, aber diese Bemerkung warf einen bittern Tropfen in die Unterredung.

Uebrigens freute sich der Pastor aufrichtig über den Besuch. Später, nachdem sie zusammen in's Haus gegangen waren und die Herren eine Flasche Wein zusammen getrunken hatten, fand Leonie Gelegenheit, mit ihrem Vater zu einem vertraulichen Gespräche auf ihr Zimmer zu gehen.

„Was bekümmert Dich, Papa?“ fragte sie dort sogleich. „Ist etwas vorgefallen zu Hause?“

„Zu Hause? Nein, Kind, Gott sei Dank, nicht. Deine Mutter ist gesund, aber ich bin meine Anstellung los geworden.“

„Das konnte ich mir denken; aber Du hofftest doch immer, etwas Besseres dafür zu finden?“

„Das ist auch so, liebes Kind, aber für den Augenblick bin ich ohne Stelle — schon fünf Wochen dauert das und die Noth beginnt hoch zu steigen. Das Geld, welches ich für Hausmiethe und Steuern aufbewahrt hatte — Du weißt, wie schnell — tägliche Ausgaben und häusliche Schulden, die dringend wurden, ich habe bereits alle Bekannte und Freunde um ein Darlehn — und gestern erst erhielt ich einen Brief von Onkel Lambert, der mich daran mahnt, daß die fälligen Zinsen noch nicht bezahlt sind und daß er sein Geld sehr nöthig habe; ich weiß keinen Rath, von allen Seiten werde ich um Geld gedrängt und ich muß mir — da komme ich denn zuerst zu meinen Kindern.“

„Armer, guter Vater,“ sagte Leonie tief ergriffen, „was ich habe, kannst Du sogleich bekommen. Der Pastor hat es gut mit mir gemeint und vielleicht kann ich Dir helfen. Komm einmal hierher.“

Und indem sie ihren Arm vertraulich um ihn schlang, zog sie ihn zu einem alten Schreibtische, den sie in Gebrauch hatte und dessen Schieblade sie aufschloß. In ihren Augen war es ein ganzer Reichthum, was dort in Silber und Papieren zusammengespart lag, aber der fröhliche und triumphirende Ausdruck ihres Gesichtes verschwand, als Degeling traurig den Kopf schüttelte und zu ihr sagte:

„Ach, liebes Mädchen, damit ist mir nicht — Hausmiethe, Steuern, Zinsen und Abzahlungen und dann noch häusliche — aber überdies bin ich auch nicht gekommen, um von Dir selbst Geld — ich hatte gedacht, daß Herr von Schrenk mir vielleicht helfen werde, aber dazu müßte Hermine behilflich sein und ich mag ihr nicht gern

Alles — für Herrn von Schrenk sind tausend Gulden eine Kleinigkeit und damit ist mir geholfen; ich würde bald eine neue Stelle finden und in fünf Jahren hätte ich meine Schulden abgetragen."

Herr Degeling war gewiß fest überzeugt, daß er Alles halten werde, was er versprach, aber er hatte schon mehr als einmal die Erfahrung gemacht, daß seine Berechnungen nicht immer stimmten. Diesmal glaubte er nun seiner Sache ganz sicher zu sein. Leonie war nicht wenig enttäuscht, als ihr Vater die drei- oder vierhundert Gulden, die sie besaß, so gering achtete, aber als er ihr Alles vorrechnete, erkannte sie, daß ihm in der That damit nicht geholfen werden konnte. Es mußten mindestens noch dreihundert Gulden mehr sein.

„Und würde Dir dann geholfen sein?" fragte Leonie, der ein helfender Gedanke zu kommen schien.

„Ja, Leonie, ich müßte zwar immer noch sehr vorsichtig — aber ich könnte mir doch helfen. Wozu aber die Frage? Wenn Du dreihundert Gulden anschaffen kannst, würdest Du auch gewiß das Doppelte erhalten können und dann wäre mir völlig —"

Leonie überlegte einen Augenblick. „Aber Vater," sagte sie, „Du rechnest so bestimmt auf die neue Anstellung. Ist sie denn auch ganz sicher?"

„Nichts in der Welt ist sicher, das haben wir selbst erfahren, liebes Kind," erwiderte Degeling, und er begann nun seiner Tochter von der Unbeständigkeit der Dinge zu erzählen: wie ihm im Leben immer Alles unglücklich ausgefallen sei und er seine Stellung in Rothenburg nur deshalb verloren habe, weil man Dinge von ihm gefordert habe, die ein ehrlicher Mann nicht erfüllen könne. Er sagte dies Alles mit voller Ueberzeugung, denn er wollte sich in seiner Selbsttäuschung mehr vor sich selbst entschuldigen, als sich überheben. „Das Schlimmste ist," endigte er, „daß wir uns nicht an Pastor Stein wenden können, da er mir bereits ein Capital — schon zieht Onkel Lambert sich zurück und wenn Pastor Stein dies ebenfalls thun wollte, wüßte ich Keinen — ich mag darum kein Geld von ihm — darum habe ich an Herrn von Schrenk gedacht, was meinst Du dazu, Leonie?"

Leonie dachte einen Augenblick nach, denn sie hatte einen ganz andern Plan. Das Geld, welches ihr Vater bedurfte, hatte sie liegen und Karl Stein würde sich wohl gehütet haben, es von ihr zurück zu verlangen. Aber wenn sie es behielt, war sie seine Mitschuldige, und sobald sie sich einfallen ließ, ihm seinen Betrug vorzuwerfen, konnte er mit der Beschuldigung des Diebstahls antworten. Sie sah ein, daß Karl das Geld ihrem Vater selbst anvertrauen mußte und sie faßte daher rasch einen Entschluß.

„Ich finde es nicht gut, Vater, daß Du Herrn von Schrenk in die Sache einweihen willst," sagte sie, „und ich hoffe, daß ich Dir ohnedies helfen kann. Vorerst besitze ich dreihundertundachtzig Gulden, die ich Dir gern überlassen will, da das Geld bei Dir besser aufbewahrt ist, als bei mir."

„Aber es ist nicht genug," bemerkte Herr Degeling.

„Ganz richtig," versetzte Leonie, „es fehlen noch dreihundert Gulden, aber auch diese hoffe ich Dir verschaffen zu können, wenn wir morgen zusammen nach Utrecht reisen, um mit Karl Stein darüber zu sprechen."

Degeling sah seine Tochter sehr verwundert an und meinte: „Du denkst doch nicht, daß ich von einem Studenten ein Darlehn annehmen soll, und noch dazu von Karl Stein?"

„Es wird durchaus kein Darlehn sein," versetzte sie, „von ihm oder mir erhälst Du das Geld zur Verwahrung anvertraut und wirst nicht ihm, sondern er Dir verpflichtet sein. Karl Stein würde überhaupt der letzte Mensch sein, dem ich in irgend einer Weise eine Verpflichtung schuldig sein möchte; aber ich werde Dir das Alles morgen mit größerer Ruhe erzählen können. Vorderhand magst Du sicher darauf rechnen, daß Dir geholfen wird."

Der Bürgermeister Degeling verbrachte einen sehr gemüthlichen Abend im Pfarrhause zu Wimpfen und der Pastor ergriff die Gelegenheit, um einen Herzenswunsch, den er schon längst still in sich getragen hatte, und der grade in der letzten Zeit vollständig zur Reife gediehen war, gegen Leoniens Vater auszusprechen. Er schickte das Mädchen zu diesem Zwecke unter irgend einem Vorwande auf einige Zeit aus dem Zimmer und begann dann in einer langen und ziemlich salbungsvollen Rede dem ehemaligen Bürgermeister die Vorzüge

Leoniens zu schildern und ihm auseinanderzusetzen, daß er das Mädchen nicht mehr entbehren zu können glaube und daher den Wunsch habe, sie zu seiner Frau zu nehmen.

Degeling erschrak anfänglich ein wenig. Leoniens Jugend gegenüber dem mehr als fünfzigjährigen Pastor brachte ihn auf allerlei Bedenklichkeiten und da der Pastor seinerseits fortwährend darauf bestand, daß Leonie durchaus nach eigenem freien Willen entscheiden müsse, so kamen die beiden Herren nicht sehr weit in ihren Verhandlungen.

Degeling nahm sich vor, auf der Reise nach Utrecht mit seiner Tochter zu sprechen, und der Pastor fand es ganz natürlich, daß Leonie ihren Vater am andern Tage bis dorthin begleite.

Kaum waren sie unterwegs, so begann Leonie ihrem Vater zu erzählen, was in der vorigen Woche mit Karl Stein vorgefallen war, und sie setzte hinzu, daß der Pastor seinen Sohn niemals wieder sehen würde, sobald er den ganzen Vorfall kennen gelernt habe.

„Wäre es darum nicht eigentlich besser, wenn Du dem Pastor Alles erzähltest?" sagte Degeling. „Dann bist Du den Burschen auf einmal los."

„Warum sollte ich das wünschen," meinte Leonie, „er ist mir nicht im Wege."

„Vielleicht jetzt nicht, aber Du könntest — wenn Du einmal in ein anderes Verhältniß zu dem Pastor — denke Dir einmal, Karl würde Dein Sohn."

„Aber Papa!" rief Leonie in einem Tone, der nicht undeutlich zu verstehen gab, daß sie mit aller kindlichen Ehrfurcht ein wenig an dem Verstande ihres Vaters zweifle.

„Nimm einmal an," fuhr Degeling fort, „daß der Pastor nicht mehr ohne Deine Sorge und ohne Deine Gesellschaft sein könne, und daß er Dich zu seiner Frau — was würdest Du dann — "

Leonie schwieg einen Augenblick. „Hat der Pastor Dir aufgetragen, mich auszuforschen?" fragte sie.

Degeling nickte zustimmend.

„Dann werde ich mit Mama darüber sprechen," sagte Leonie rasch.

„Aber Leonie," meinte ihr Vater, „wir können vielleicht die Sache zusammen —"

„Nein, nein, Papa, von Heirathsangelegenheiten haben Männer keinen Begriff; sie urtheilen entweder einseitig oder unverständig, darum werde ich mit Mama sprechen und das thun, wozu sie räth."

„Und wenn Deine Mutter Nein sagt, willst Du denn doch bei ihm bleiben?"

„Auch darüber soll sie entscheiden; jedenfalls muß die Sache ruhen, bis der Pastor sein Gesicht wieder vollständig hat, dann wird er vielleicht meine Hilfe ganz entbehren können und ich möchte nicht gern, daß er sehend bereuen müßte, was er blind gethan hat."

„Aber Kind, wie magst Du mit solchen Dingen scherzen!" warf Degeling ein.

„Lieber Papa, denkst Du denn, daß mir die Sache gleichgiltig ist? Aber wenn ein Mädchen von einundzwanzig Jahren einen Mann von beinahe sechzig heirathen soll, so bedarf es doch der Ueberlegung. Ich habe gar keine Wahl und werde eben so gern Frau Pastorin Stein, wie ich Fräulein Degeling bleibe; jedenfalls muß die ganze Sache ruhen, bis der Pastor vollständig genesen ist."

Unter diesen und andern Gesprächen waren sie nach Utrecht gekommen, und da Karl Stein nicht gewohnt war, früh auszugehen, so trafen sie ihn noch in seiner Wohnung.

Ohne viel Umstände zu machen, erklärte ihm Leonie, daß sein Vater Verdacht geschöpft und die bestimmte Absicht ausgesprochen habe, er werde seinen Sohn sofort nach Amerika senden, sobald er die Beweise für seine Unwürdigkeit erhalten habe. Karl Stein wollte anfänglich aufbrausen und gebrauchte Leonie gegenüber beleidigende Ausdrücke, aber das Mädchen bewahrte die vollständigste Ruhe und verbot auch dem Vater jede Intervention.

„Ich weiß," sagte sie, „daß Ihr Vater unglücklicher würde, wie Sie selbst werden, wenn er die wahre Sachlage erführe, darum soll er sie nie entdecken und ich habe folgenden Entschluß gefaßt. Die dreihundert Gulden, welche ich mitgebracht habe, nimmt mein Vater in Verwahrung und Sie haben nicht eher ein Recht, dieselben zurückzufordern, bis Sie bei dem Tode Ihres Vaters dereinst sein Erbe geworden sind. Mein Vater wird Ihnen einen Schein ausstellen, worin er bekräftigt, daß er das Geld von Ihnen in Verwahrung genommen habe. Sind Sie damit zufrieden, Herr Stein?"

„Vollkommen," sagte Karl und war sehr

zufrieden, daß er so gut von der Sache abgekommen war.

Des Nachmittags fuhr Leonie wieder nach Wimpfen zurück und ihr Vater verfügte sich mit dem Gelde nach Rothenburg, fest überzeugt, daß ihm nun für immer geholfen sei und daß die Zukunft sich für ihn auf das Beste gestalten werde.

Siebzehntes Capitel.

Herr von Schrenk ging mit seiner Familie nach Ostende. Er hätte vielleicht einen andern Badeort gewählt, aber da er der Versuchung der Spielbank nicht widerstehen konnte, so hatte er seiner Frau gelobt, nie mehr nach einem Badeorte zu gehen, wo diese Versuchung ihm nahen konnte, und darum ging er nach Ostende.

Herr Victor Duval machte grade seine Hochzeitsreise nach Paris und es traf sich, daß Herr von Schrenk mit seiner Frau und den Kindern, nebst deren Gouvernante mit Herrn und Frau Duval auf einem Dampfboote zusammentrafen. Herr von Schrenk war sehr reich, Herr Duval hatte mit seiner Frau, die eine Waise war, ein sehr ansehnliches Vermögen erhalten, und da man auf der Reise sich gern an Seinesgleichen anschließt, so waren die Herren bald miteinander bekannt geworden. Im Verlauf des Gesprächs stellte sich heraus, daß die beiden Herren zugleich bei mancherlei Unternehmungen Geld stehen hatten, und so konnte das Gespräch ein für beide Theile interessantes genannt werden. Frau Duval machte inzwischen Bekanntschaft mit Frau von Schrenk, welche sich ihr ganz widmen konnte, da sie ihre Kinder ruhig der Gouvernante überlassen durfte.

„Es ist doch eine prächtige Gelegenheit für solch' ein Mädchen," sagte Frau Duval mit einem Seitenblick auf die Gouvernante, die in einer Ecke der Cajüte die vier Kinder um sich versammelt hatte.

„Ich gönne es ihr von Herzen," entgegnete Frau von Schrenk, „denn sie ist sehr tüchtig."

„So, dann haben Sie es also gut getroffen?"

„Außerordentlich. Sie ist aus einer guten Familie, ihr Vater war früher Bürgermeister, ich glaube von Rothenburg."

„Von Rothenburg? Ei, daher ist ja Duval."

„Dann wird Herr Duval sie wohl kennen."

„Das ist sehr wahrscheinlich."

„Aber mir scheint, dann hätte er sie doch sofort erkannt."

„Duval ist etwas kurzsichtig und wahrscheinlich wird es schon lange her sein, daß er sie nicht gesehen hat. Das Mädchen sieht merkwürdig dunkel aus."

„Sie ist eine hübsche Brünette."

„Hübsch, nein, das möchte ich nicht sagen," bemerkte Frau Duval, worauf Frau von Schrenk gleichgiltig die Achseln zuckte und die reiche Waise flüchtig einmal ansah. Bei sich fand sie, daß der Reichthum viel bei der jungen Frau gut zu machen habe.

„Wollen Sie nicht ein wenig mit den Kindern hinaufgehen," wendete sich hierauf Frau von Schrenk an die Gouvernante. „Ich glaube, die frische Luft wird den Kleinen gut thun und Ihnen auch, denn Sie sehen heute recht bleich aus."

„Wie Sie wünschen, gnädige Frau. Ich fürchtete, es würde auf dem Verdecke zu kalt sein."

„Wir können es ja einmal zusammen versuchen," sagte Frau von Schrenk und ging mit ihrer ältesten Tochter voraus, worauf die Gouvernante genöthigt war, ihr zu folgen.

Auch Frau Duval schloß sich an und da die Treppe schmal war und die Kinder sich eins nach dem andern hinaufdrängten, während die Gouvernante dicht hinter ihnen ging, um jedem Unfall vorzubeugen, so war Frau Duval genöthigt, auf die Gouvernante zu warten; sie, deren Familie zu den vornehmsten Leuten im Lande gehörte, mußte auf eine Gouvernante warten!

Auf dem Verdeck suchte Frau von Schrenk sofort ihren Gemahl auf, während Frau Duval sich zu dem ihrigen verfügte.

„Victor," fragte sie leise, „kennst Du das Mädchen dort?"

„Welches?"

„Die Gouvernante."

„Die Gouvernante?" wiederholte Victor, indem er seine goldene Lorgnette aufsetzte und nach der fraglichen Person hinstarrte. „Ich glaube wohl, daß ich sie schon gesehen habe."

„Sie soll eine Tochter des Bürgermeisters von Rothenburg sein."

„Von Versmalen? Der hat keine Tochter, nur zwei Söhne, die ich früher ge-

kannt habe und die jetzt auswärts in Geschäften sind."

„Aber Frau von Schrenk sagt doch, daß sie eine Tochter des Bürgermeisters von Rothenburg sei."

„Dann irrt sich Frau von Schrenk oder die Gouvernante. Wie findest Du Frau von Schrenk?"

„Recht angenehm, etwas hausmütterlich, aber sonst ganz unterhaltend."

„Ihr Mann gefällt mir auch recht gut; er hat mich aufgefordert, die Rückreise über Ostende zu machen."

„Ich bin damit einverstanden. Aber sieh doch einmal, Victor, wie die Gouvernante Dich fixirt."

„Wenn es nicht gegenseitig ist," lächelte Victor Duval, „wirst Du nichts darüber sagen können."

„Ich weiß nicht," entgegnete seine Frau, „jedenfalls ist es sehr sonderbar. Und Du kennst sie gar nicht?"

„Es kann sein, daß sie mich kennt; es gibt mehr Menschen in Rothenburg, die mich kennen, ohne daß ich sie im Gedächtniß behalten habe. Wie sagtest Du doch, daß sie heiße?"

„Ich weiß es nicht, aber ihr Vater muß Bürgermeister sein."

„Es ist möglich," antwortete Victor, und ging wieder zu Herrn von Schrenk, welcher mit einem Opernglase die Ufer betrachtete. Nach einer Weile begannen sich sowohl die Herren wie die Damen zu langweilen und gingen bald hier, bald dort hin, um sich Unterhaltung zu suchen.

Herr von Schrenk trat einen Augenblick zu der Gouvernante, welche die Kinder auf die liebenswürdigste Weise beschäftigte und unterhielt. Da auch Herr Duval ganz zufällig in die Nähe kam, so knüpfte Herr von Schrenk auch mit diesem wieder ein Gespräch an und es machte sich ganz von selbst, daß er Hermine als die Gouvernante seiner Töchter vorstellte. Victor machte eine höfliche Verbeugung, welche Hermine sehr gemessen beantwortete. Herr von Schrenk machte Victor auf irgend etwas am Ufer aufmerksam, wobei er ihm das Opernglas reichte und während nun Victor aufmerksam durch dasselbe sah, traf es sich zufällig, daß die Damen in die Nähe kamen, zu welchen Herr von Schrenk sich gesellte, um plaudernd mit ihnen nach dem andern Ende des Bootes zu gehen.

Als Victor das Opernglas mit einer Dankesbezeugung zurückgeben wollte, stand er ganz allein Herminen gegenüber, die ihn fest ansah.

„Wenn ich mich nicht irre —" begann er.

„Nein, Herr Duval," entgegnete sie, „Sie irren sich nicht, ich bin Hermine Degeling und wir sind zu lange miteinander bekannt gewesen, als daß ich plötzlich aus Ihrem Gedächtnisse entschwunden sein sollte."

„Wahrhaftig! Fräulein Degeling!" rief Victor aus. „Wie geht es Ihrer Familie? Ei, ei, Sie sind also auch auf der Reise! — Sehen Sie nur einmal dort rasch hin, Herr von Schrenk," mit diesen Worten begab er sich eilig zu der Gesellschaft, während er Hermine allein stehen ließ.

„Fürchten Sie sich vor meiner Gouvernante?" fragte Herr von Schrenk lächelnd, „aber allerdings, junge Eheleute haben nur Augen und Ohr füreinander. Nicht wahr, gnädige Frau?"

Die reiche Waise erröthete wie sich's geziemte, und antwortete, daß sie es nicht wüßte.

„Herr Duval ist aus Rothenburg, woher auch Hermine ist," sagte Frau von Schrenk, um Alles gut zu machen.

„Ei was! Nun, dann werden Sie sie wohl kennen. Wir sind sehr zufrieden mit ihr, ein verständiges, ruhiges Mädchen, ohne Prätensionen und sehr tüchtig in ihrem Fache."

„Ich erinnere mich wohl," entgegnete Herr Duval, „daß ich sie früher zuweilen gesehen habe; ihr Vater ist jetzt Agent, glaube ich."

„Das weiß ich nicht," versetzte Herr von Schrenk, „ich glaube, er ist Inspector für eine Brandversicherungsgesellschaft, aber ich kann es nicht mit Sicherheit sagen."

„Er ist aber doch Bürgermeister gewesen," warf Frau von Schrenk ein.

„War er das?" entgegnete ihr Gemahl. „Es ist wohl möglich, aber das will gegenwärtig nicht viel sagen; es ist traurig, daß man diese Stellung nicht mehr in Ehren hält. Früher war es ein Ehrenamt, gegenwärtig ist es in den kleineren Gemeinden ohne Ansehen, ehemals würde man keine Bürgermeisterstochter als Gouvernante angetroffen haben."

In diesem Augenblicke kam die Gesellschaft in die Nähe von Herminen und Frau

von Schrenk fand es angemessen, ihr zu sagen, daß es doch etwas windig auf dem Verdeck sei und sie daher besser thue, mit den kleinsten Kindern hinunter zu gehen. Hermine ging sofort mit den beiden jüngsten Kindern in die Cajüte und Herr von Schrenk begann gleich darauf eine Auseinandersetzung über die schiefe Richtung der Schornsteine, während seine Frau sich über das Verblassen ihres Sonnenschirms ausließ.

Frau Duval hatte jedoch den stolzen und vorwurfsvollen Blick, mit welchem Hermine ihren Gatten beim Verlassen des Verdecks angesehen hatte, wohl bemerkt und sie meinte: „Sie mag wohl eine hübsche Brünette sein, aber ich würde ihr nicht gern —“ Sie wollte sagen, daß sie ihr nicht gern ihre Kinder anvertrauen möchte, aber sie erinnerte sich noch rechtzeitig, daß diese Bemerkung in ihrem Munde nicht ganz passend sei. Sie ergänzte daher den angefangenen Satz, indem sie sagte, daß sie mit so Jemand nicht gern täglich zusammen sein möchte.

„Herr Degeling taugte wohl nicht viel?“ fragte Herr von Schrenk.

„Was soll ich davon sagen?“ erwiderte Duval. „Es war eine unordentliche Haushaltung und kein Geld, große Unternehmungen, bis zuletzt Alles verloren war; aber ich habe die Familie zu wenig gekannt, um Einzelheiten zu wissen. Es ist, wie Sie sagen: früher war es ein Ehrenamt, und jetzt ist kein Ansehen mehr dabei.“

Inzwischen saß Hermine in der Cajüte und bemühte sich, die trübe Stimmung zu bekämpfen, die ihr durch das Benehmen Victor's aufgestiegen war. Lange konnte sie ihren Gedanken allerdings nicht nachhängen, denn bei der Ankunft in Antwerpen mußte sie sich um die zahllosen großen und kleinen Päckereien der Familie bekümmern, so daß sie an nichts Anderes denken konnte. Dann ging es auf die Eisenbahn bis zum Ziel der Reise.

Als die Familie dort im Hotel eingerichtet war, benutzte Hermine den ersten freien Augenblick, um, wie sie es versprochen hatte, an Leonie zu schreiben. Es fiel ihr dabei auf, wie beschränkt die ganze Wohnung sei, denn sie hatte mit den Kindern zusammen ein Zimmerchen, in dem sie sich kaum umdrehen konnte; aber dafür befand man sich in einem Badeorte, und durch das einzige Zimmer ihres Kämmerchens konnte Hermine in einiger Entfernung das Meer erblicken.

Herr und Frau von Schrenk machten sogleich Toilette für den Conversationssaal, die Kinder waren müde von der Reise und gingen zu Bette.

Nachdem Hermine geschrieben hatte, fand sie es unerträglich in dem engen Raume; sie verlangte nach frischer Luft. Das Fenster konnte sie nicht öffnen und auf der Veranda vor dem Badehause war ihr Platz nicht. Dagegen lockte sie der Strand. Sie überließ die schlafenden Kinder dem Kindermädchen und bald war sie am Ufer, wo die Wellen rauschten und die frische Seeluft ihr entgegenwehte. Sie ging fort, weiter, als sie selbst wußte und dachte, denn sie bedurfte der Zerstreuung, weil ihre Gedanken unaufhörlich in die Vergangenheit zurückkehrten.

Durch die Begegnung mit Victor Duval hatte ihre Phantasie die Richtung nach Rothenburg bekommen und die Gestalten ihrer Jugendfreunde tauchten vor ihrer Seele auf; sie dachte an Leonie und vergegenwärtigte sich deren Aufenthalt im Pfarrhause zu Wimpfen, wo sie selbst es so langweilig fand. Dann erinnerte sie sich an Philipp Erlen und an die Schilderungen, die er von seinem Aufenthalte in Reizenort gemacht hatte. Sie suchte eben das Schicksal der ihr zunächststehenden Personen mit dem ihrigen zu vergleichen.

Plötzlich blieb sie stehen. Von der andern Seite näherte sich Jemand, der in Gesicht und Haltung treffend an Philipp Erlen erinnerte.

War er es wirklich, oder war ihre Einbildung die Ursache einer Täuschung? Doch nein, auch er stand still, nahm den Hut ab und wollte sie anreden. Aber es schien ihm zu ergehen wie ihr selbst. Er traute seinen Augen nicht und ging fort, um, nachdem er drei Schritte gegangen war, wieder stillzustehen und umzusehen.

Auch Hermine hatte sich umgesehen und blieb jetzt gleichfalls stehen, ohne zu bedenken, wie seltsam ihr Betragen sei, wenn sie sich geirrt habe.

„Fräulein Degeling?“ sagte er mit zögernder Stimme.

„Herr Erlen!“

„Mein Gott, Hermine, sind Sie es wirklich? Wie kommen Sie hierher? Ist

Ihre Familie in Ostende? Wie sind Sie — nein, Sie sind gar nicht verändert — wenigstens hoffe ich es."

Philipp brachte diese Worte in der vollen Aufregung hervor, welche das Wiedersehen seiner Jugendfreundin bei ihm bewirkt hatte. Auch Hermine fand nicht die rechten Worte, um ihm zu antworten. Thränen glänzten in ihren Augen und sie drückte krampfhaft die dargereichte Hand, ohne sich zu fragen, ob er diesen Händedruck auch verdiente.

„Ich habe eine Stelle als Gouvernante," sagte sie endlich, „Herr von Schrenk ist mit Frau und Kindern heute Mittag hier angekommen."

„Sie sind in einer abhängigen Stellung?" fragte Philipp überrascht.

„Papa ist in seinen Unternehmungen nicht glücklich gewesen und ich bin schon daran gewöhnt. Aber Sie, Philipp?"

„Ich? Fragen Sie darnach nicht, Hermine; lassen Sie uns lieber von vergangenen Tagen sprechen, die ich mit ganzer Seele zurückwünsche. Was sagt man von mir in Rothenburg?"

„Ich bin seit lange nicht mehr in Rothenburg gewesen; Papa wohnt auch nicht mehr dort."

„Aber früher, als Sie noch dort waren? Ach, Hermine, ich glaube, man denkt recht schlecht von mir."

„Und unverdient?" fragte Hermine.

„Glauben Sie denn wirklich, daß ich meinen — daß ich Herrn Fastemann bestohlen habe?"

„Ich nicht, aber die Welt glaubt es."

„Die Welt! die Welt! Ich wünschte wohl, es wagte Jemand, mir es in's Gesicht zu sagen; an diesem Einen unter den tausend Lügnern wollte ich meine Rache kühlen."

„Ruhig, Philipp, mein Himmel, ich glaube es niemals!" Es war so etwas unbeschreiblich Unbefangenes in diesen Worten, die so recht aus vollem Herzen kamen, daß Philipp anfänglich überrascht war, und als Hermine erröthete, dachte er über das nach, was sie gesagt hatte und antwortete mit ergriffener Stimme:

„Sie haben recht, Hermine, so lange meine besten Freunde an meine Unschuld glauben, was kümmert es mich da, was die Menschen sagen? Ich bin unschuldig, Hermine, aber es war thöricht von mir, daß ich nicht sofort nach Rothenburg kam. Ein Zusammentreffen unglücklicher Umstände und besonders der Brief meines Vaters hielt mich zurück; von Ihnen erhielt ich keine Zeile Nachricht."

„Papa meinte, daß es besser sei, wenn ich nicht antwortete!" sagte Hermine, indem sie vor sich niederblickte.

„Und das war es auch," sagte Philipp plötzlich, „denn warum sollten wir eine Beziehung aufrecht halten, die doch zu nichts führen konnte. Ich bin verbannt aus meinem Vaterlande und aus der Gesellschaft, und für Sie, Hermine, war es besser, daß Sie mich damals verließen, und wird es gut sein, wenn Sie mich auch jetzt ganz verleugnen."

„Aber wenn Sie nichts Böses begangen haben?"

„Nein, wenigstens wüßte ich es nicht. Ich verdiene meinen Unterhalt, aber Sie sind in einer untergeordneten Stellung und müssen Rücksichten nehmen auf die Menschen, bei denen Sie sind."

„Dort kommen Herr und Frau von Schrenk," unterbrach ihn Hermine rasch, „Sie haben mich erkannt und es ist nicht möglich auszuweichen. Das Beste wird sein, wenn ich Sie ganz unbefangen vorstelle, ich werde einfach sagen, wer Sie sind. Aber was soll ich sagen, wenn Herr von Schrenk fragt, was Sie hier thun?"

„Sagen Sie, daß ich Sänger in einem Café chantant —"

Aber Hermine erwiderte rasch: „Machen Sie doch keine Scherze, Philipp, ich werde einfach sagen, daß Sie Seebäder zu Ihrer Gesundheit gebrauchen."

Die Vorstellung fand statt. Zwar blickte die gnädige Frau etwas ernsthaft, denn sie fand es nicht schicklich, daß eine Gouvernante mit jungen Männern des Abends am Strande spazieren ging und Herr von Schrenk betrachtete sich den Jugendfreund sehr genau, aber beide verbargen ihre Gedanken und beschränkten sich auf einige höfliche Redensarten. Allerdings meinte die gnädige Frau, die Abendluft sei kühl und Hermine dürfe sich derselben nicht länger aussetzen; auch warnte Herr von Schrenk vor dem Rückwege am Strande und rieth den Fußpfad einzuschlagen, der direct nach dem Hotel führe.

„Das gefällt mir nur halb von Her-

mine," sagte Frau von Schrenk, als sie am Arm ihres Gemahls weiterging.

„Mir auch," entgegnete er, „und wenn ich das Zusammentreffen heute früh und jetzt vergleiche, kommt mir die Sache sonderbar vor. Herr Duval schien ein sehr anständiger Mann zu sein und wollte sie nicht kennen, während der Mensch, mit dem sie da spazieren ging, nichts weniger als solid scheint."

„Morgen werde ich Gelegenheit finden, mit ihr darüber zu sprechen," sagte Frau von Schrenk, „jedenfalls darf sie nicht mehr allein ausgehen, wenigstens des Abends nicht."

Hermine und Philipp hatten sich sogleich nach der Begegnung mit Herrn und Frau von Schrenk getrennt, obgleich dies eigentlich unnöthig schien, da es jetzt doch zu spät war. Aber sie waren beide in einer Stimmung, wo eine Fortsetzung des Gespräches unmöglich wurde; sie versprachen einander bald wiederzusehen und beide trugen von dem Zusammentreffen das gemischte Gefühl der Freude und des Verdrusses davon, denn so beglückend sowohl für Hermine wie für Philipp die Aussicht war, sich wiederzusehen und gegenseitig sich aussprechen zu können, so empfanden sie doch auch grade jetzt das Drückende ihrer gegenwärtigen Lage.

Achtzehntes Capitel.

Es war ein prächtiger Junimorgen, als Philipp erwachte, der erste, seit die Gesellschaft Fromman in Ostende angekommen war, und obgleich in der engen Straße, worin er wohnte, wenig davon zu bemerken war, so sah er doch von seinem Fenster aus, welches auf das Dach ging, und zwischen den andern Dächern hindurch, den hellen blauen Himmel. Die frische Morgenluft strömte ihm entgegen und er hörte das Rauschen der Wellen, die sich am Strande brachen. In wenigen Augenblicken war er angekleidet und bald darauf befand er sich am Strande.

Die herrliche Morgenluft und der Eindruck der Begegnung vom vorigen Abend wirkten zusammen, um ihn in eine fröhliche Stimmung zu versetzen.

„Ich bin doch ein Thor!" rief er aus, „daß ich nach meinem frühern Leben zurückverlange. Habe ich nicht hier meine Freiheit und die offene Welt? Wenn ich hier mit dem Karren hinausfahre und ein Bad nehme, bin ich genau so viel und so wenig wie alle Anderen, ja vielleicht noch etwas mehr, denn kein Anderer würde so wohllautend und nach den Regeln der Kunst um Hilfe rufen können, wie ich."

So denkend war er dem Orte genaht, wo eine Anzahl Köpfe und allerlei Körpertheile der adligen, angesehenen, bemittelten und unbemittelten Badegäste aus der See zum Vorschein kamen. Da wurde geschwommen und getaucht, dort verschwanden Einzelne und kamen wieder zum Vorschein, eine reiche Ausbeute zu Studien an nackten Modellen, ein Lebensgemälde, in welchem alle Vorzüge des berühmten Geschöpfes Mensch untergegangen waren. Man kannte Niemand und wurde durch Niemand erkannt. Alle waren einander gleich und später erst nahm Jeder wieder seinen gesellschaftlichen Rang und sein Vermögen in Besitz.

Philipp erging sich in Phantasien über das Schauspiel, welches sich ihm darbot, und unwillkürlich fiel ihm die alte Melodie ein, die er einst in Rothenburg für Hermine componirt hatte. Er fühlte sich gestimmt, seine Phantasien in Worte zu kleiden und diese mit jener Melodie in Verbindung zu setzen. Eilig begab er sich in seine Wohnung, setzte sich an die Arbeit und schrieb ein Badelied nieder. Er trug es dann selbst vor, verbesserte hier und da etwas, übte die dazu gehörigen Geberden und Gesten ein, dachte sich ein Phantasiebadecostüm aus und war endlich mit dem Ganzen so weit gekommen, daß er des Erfolges sicher zu sein glaubte.

Er begab sich sofort nach der Restauration, wo er die Mitglieder des Café chantant antraf. Man empfing ihn mit der gewöhnlichen Heiterkeit und da ihn einer der schlechtesten Sänger, der unter dem Namen die Nachtigall in der Gesellschaft bekannt war, am Abend vorher mit einer Dame am Strande hatte gehen sehen, so gab dieses in Anbetracht von Philipp's großer Zurückhaltung gegen die Damen der Gesellschaft viel Veranlassung zu Sticheleien. Nachdem das Mittagsessen vorüber war, ging Jeder seinen eigenen Weg, um erst gegen acht Uhr des Abends in schwarzem Frack und weißer Weste im Café chantant sich einzufinden.

Fromman blieb mit Philipp zurück, um dessen neue Composition zu hören und dann zu bestimmen, ob dieselbe diesen Abend vorgetragen werden solle. Herr Fromman war entzückt; nur fand er die Haltung des Liedes etwas zu anständig und hätte gern einige Anspielungen auf das Badecostüm gewünscht. Philipp widersetzte sich und Fromman bat ihn, die Sache noch einmal zu überlegen und mit der Ausführung der Composition bis morgen zu warten.

Die Concerte des Café wurden nicht grade von der ausgewähltesten Badegesellschaft besucht. Damen kamen überhaupt wenige dahin; nur diejenigen, welche durchreisten, brachten den Abend daselbst zu. Von den Herrschaften, welche am Orte blieben, waren nur die Herren dort anzutreffen. Der größte Theil der ausübenden Mitglieder war gleichgiltig gegen den Beifall oder das Mißfallen des Publicums, und namentlich die sechs Damen, welche im Vordergrunde der Bühne saßen, machten sich gar nichts aus den Zeichen des Erfolges, während sie sich für jeden Blick der Geneigtheit von gewissen Personen auf das Allerangenehmste berührt zu sein den Anschein gaben. Auch an diesem Abende saßen sie wieder beieinander, mit bescheidenen Blicken vor sich hinsehend und nur zuweilen mit einem leisen, ehrerbietigen Lächeln den Gruß erwidernd, den der eine oder andere regelmäßige Besucher ihnen zuzuwerfen wagte.

Obgleich Rosa am schlechtesten sang, war sie doch die Gefeiertste von Allen, denn ihre Schönheit war des Abends bei Lampenschein gradezu blendend. An der Seite, wo sie saß, pflegten sich gewöhnlich eine Schaar von Verehrern zu versammeln und manche Dame hatte gerechten Grund zur Eifersucht. Madame Bosquet dagegen durfte sich der vollkommensten Freiheit erfreuen, denn ihr Gemahl war ein wahres Muster von Ehemann, da er niemals den geringsten Schein von Eifersucht zeigte und es ruhig mit ansah, wenn man seiner Frau Geschenke machte, oder sie mit Eis und Champagner regalirte.

Rosa zeigte stets die innigste Neigung für ihren Gemahl, so oft man sie bei ihm sah und da sie niemals allein ausging, so vermuthete man, daß sie ein sehr glückliches Paar seien. Sie wurden denn auch an diesem Abende mit großem Jubel vom Publicum empfangen, als sie zusammen ein komisches Duett gesungen hatten, in welchem verständigerweise Rosa nur eine sehr kleine Rolle zugetheilt war.

Nachdem sie mehrmals herausgerufen waren, glaubte Philipp den rechten Augenblick gekommen, um sein neues Badelied vorzutragen. Das Costüm hatte er rasch arrangirt; er hatte die Haare etwas angefeuchtet, den Hals und den einen Arm entblößt und trug außerdem einen großen Bademantel, worunter man seine Kleider vermuthen, aber nicht sehen konnte. Das Publicum war anfänglich überrascht und er selbst begann zuerst mit zitternder Stimme seinen Vortrag, der nach und nach immer mehr an Festigkeit gewann, jemehr der Vortragende den günstigen Eindruck bemerkte, den die eigenthümliche, frische Composition hervorbrachte. Schallender Beifall belohnte ihn am Schlusse, und das Publicum verlangte stürmisch eine Wiederholung des Liedes. Philipp war jedoch klug genug, dieser Verlockung zu widerstehen und man hörte an diesem Abende das Badelied nicht mehr.

Umsomehr wurde davon gesprochen und am anderen Tage war das neue Lied des Herrn Bosquet allgemein Gegenstand der Unterhaltung. Alle, die es gehört hatten, nahmen sich vor, den Abend wieder in das Café zu gehen und viele andere wollten ebenfalls das vielbesprochene Lied kennen lernen. Herr Fromman verstand jedoch sein Geschäft ebensogut wie Philipp das seinige, und an diesem Abende fehlten Herr und Madame Bosquet auf dem Programme des Café chantant.

Es hieß, Madame Bosquet sei unwohl, warum aber ihr Gemahl wegblieb, sah man nicht ein, und man erging sich in Vermuthungen, wodurch das interessante Ehepaar eine gewisse Popularität erhielt. In einem Badeorte ist jeder Gesprächsstoff willkommen, und da man Tags vorher über das vorgetragene Badelied gesprochen hatte, so sprach man jetzt zur Abwechslung über das Badelied, welches nicht vorgtragen worden war. Philipp und Rosa blieben an diesen Tagen auf ihren Zimmern und die Langeweile veranlaßte Philipp, etwas zu thun, was er sonst niemals that: er machte Rosa einen Besuch und fand diese mitten unter einem Haufen von Garderobestücken, die sie ordnete und untersuchte.

„Störe ich Sie?" fragte Philipp, indem er eintrat.

„O nein, Sie sind ja mein Gatte," antwortete Rosa kühl.

„Ich glaube allerdings, daß ich meinen Pflichten als solcher sehr wenig nachkomme," entgegnete Philipp; „es ist dies das erste Mal, daß ich ohne besondere Veranlassung Sie besuche."

„Möglich," versetzte sie, „ich bemerke so etwas nicht; ich würde sagen, nehmen Sie Platz, aber die Stühle sind alle belegt. Wie gefällt Ihnen meine Garderobe?"

„Ich wußte nicht, daß Sie einen so reichen Vorrath haben," sagte Philipp, worauf Rosa entgegnete:

„Es ist thöricht genug von mir, daß ich Sie meine Garderobe sehen lasse, denn Sie werden von nun an mich noch kürzer im Gelde halten als bisher, und doch bedarf ich grade jetzt hundert Franken, die ich mir von Ihnen ausbitten muß."

Philipp versicherte, daß er selbst nicht so viel besitze, aber Rosa entgegnete, sein Badelied werde ihm wohl eine artige Summe einbringen, und als Philipp trotzdem ihre Bitte um Geld nicht befriedigen konnte, trug sie ihm ein zweites Verlangen vor: sie wünschte nämlich, er möge das Badelied so arrangiren, daß sie beide es als Duett vortragen könnten.

Philipp brachte allerlei Gründe vor, weshalb er ihrem Wunsche nicht nachkommen könne, aber Rosa blieb fest dabei und wußte seine Ausreden auf jede mögliche Weise durch Gegenreden zu entkräftigen, so daß er schließlich ihrem Verlangen nachgeben und ihr eine Rolle in der Badescene versprechen mußte.

„Und wenn es mir nicht gelingt, diese Rolle für Sie zu schreiben?" fragte er am Schlusse des Gespräches.

„Dann bleibe ich in keinem Falle Madame Bosquet," entgegnete sie.

„Unsere Scheidung kann nicht viel Formalitäten erfordern," bemerkte Philip lächelnd, „aber da die Aufrechterhaltung unseres Verhältnisses für Sie wichtiger ist als für mich, so verspreche ich Ihnen, Alles aufzubieten, um Ihren Wunsch zu erfüllen, und ich glaube, es wird das Beste sein, wenn ich sofort an die Arbeit gehe."

Mit diesen Worten wollte er sich verabschieden, aber Rosa hatte noch einen kleinen Auftrag. Sie bat ihn nämlich, einen schönen Fächer, den sie zum Geschenk erhalten hatte und der zerbrochen war, für sie ausbessern zu lassen. Er versprach es und ging vorerst auf sein Zimmer, um das Badelied umzuarbeiten.

Philipp bedauerte Rosa Everard von Herzen, denn er sah ein, daß ihre Existenz nur eine ganz unsichere war, da bei ihrer geringen Begabung Alles von der äußeren Erscheinung abhing, die eben sehr vergänglich ist. Er setzte sich sofort an den Tisch, zog seine Brieftasche heraus, in welcher er das Badelied trug, und wollte eben anfangen zu arbeiten, um das Lied in eine Art Scene umzuwandeln, als sein Auge auf Rosa's Fächer fiel, den er auch eingesteckt hatte, um ihn ausbessern zu lassen und der jetzt mit dem Portefeuille zum Vorschein gekommen war.

Der Fächer war in ein beschriebenes Blatt Papier gewickelt und Philipp las gedankenlos seinen Namen darauf. Wie ein Schlafender plötzlich erwacht, wenn man seinen Namen ruft, so erwachte er rasch zur Wirklichkeit und erkannte, daß das Stück Papier ein unvollendeter Brief war, den Rosa an ihren Bruder geschrieben hatte. Aus diesem Briefe, der von allen möglichen Fehlern wimmelte, ersah Philipp, daß Rosa die Hoffnung hatte, er werde um ihre Hand anhalten und daß sie auf diese Weise dem unsichern Leben bei Fromman zu entgehen hoffte. Sie schloß mit der Versicherung, daß sie die Gesellschaft verlassen werde, wenn Philipp bis zur Zurückkunft nach Brüssel sich nicht erklärt habe.

Philipp war durch das Lesen dieses Briefes auf mancherlei Gedanken gebracht worden. Wenn Rosa die Gesellschaft verließ, konnte auch er nicht wohl bleiben, denn als zurückgelassener Gatte würde er eine sehr lächerliche Rolle gespielt haben. Eine Weile dachte er daran, ganz offen mit Rosa zu sprechen, aber dann sah er ein, daß dies nicht gut anging und er beschloß daher, den Brief wieder um den Fächer zu wickeln und den Anschein zu wahren, als habe er gar nichts davon bemerkt.

Er machte sich nun an die Umarbeitung des Badeliedes und vergaß alles Andere darüber, so daß er, als Rosa gegen Abend bei ihm eintrat und mit einer gewissen Aengstlichkeit fragte, ob der Fächer bereits ausgebessert sei, mit der unbefangensten Miene von der Welt antworten konnte, er

habe den ganzen Fächer vollständig vergessen. Rosa sagte, daß sie die Ausbesserung selbst besorgen wolle und als Philipp ihr das Packet überreichte, warf sie zuerst einen Blick auf das Papier und athmete auf, als sie es scheinbar unbemerkt wieder in Händen hatte.

„Ei!" sagte Philipp, „ein beschriebenes Blatt, und wie es scheint, eine Frauenhand, das hätte ich wissen sollen!"

Rosa steckte das Päckchen rasch ein und entgegnete: „Um keinen Preis der Welt möchte ich, daß Sie es gelesen hätten, und ich gestehe ein, daß mir mehr um das Papier als um den Fächer zu thun war, den ich zum Andenken an meine Unvorsichtigkeit so wie er ist, aufbewahren will."

„Standen denn solche Geheimnisse in dem Papiere?" fragte Philipp.

„Schreckliche Geheimnisse," entgegnete Rosa, und setzte die Frage hinzu: „Sind Sie fertig?"

„Hören Sie nur," sagte Philipp und trug ihr darauf das veränderte Lied vor.

Rosa hörte andächtig zu und als sie bis zu Ende gehört hatte, sagte sie: „Geben Sie mir nur meine Partie, Sie sollen zufrieden mit mir sein."

Damit ging sie fort, sehr zufrieden, daß Philipp ihr Geheimniß nicht entdeckt habe, während er sehr zufrieden darüber war, daß die Geschichte so gut abgelaufen.

Neunzehntes Capitel.

Philipp und Hermine hatten sich seit der Begegnung am Ufer nicht wieder gesehen. Frau von Schrenk hatte Hermine den folgenden Tag gefragt, wer der Herr wäre, mit dem sie spazieren gegangen sei, und da Hermine nicht viel anderes zu sagen wußte, als daß er ein Jugendbekannter von ihr sei, hatte die gnädige Frau mit einem vielbedeutenden Lächeln gesagt: „Sie scheinen ein besonderes Glück im Begegnen alter Bekannten zu haben."

Hermine erröthete tief bei dieser unedlen Anspielung, die Frau von Schrenk übrigens nicht so schlimm gemeint hatte. Hermine konnte nichts darauf antworten; sie mußte thun, als habe sie den Doppelsinn der Worte nicht bemerkt. Den ganzen Tag war sie verstimmt darüber und als Herr von Schrenk am Abend eine ähnliche Anspielung machte, war sie nahe daran, ihrem Unmuthe Worte zu geben.

Herr von Schrenk kam ihr jedoch zuvor, indem er sagte: „Aber nein, lassen Sie uns darüber nicht scherzen; Sie sind jung, Fräulein Degeling, und kennen die Welt wenig; es ist nun das erste Mal, daß Sie auf Reisen sind und ich glaube nach den vorgefallenen Begegnungen das Recht und die Pflicht zu haben, um Sie darauf aufmerksam zu machen, daß es Ihnen an Menschenkenntniß fehlt. Wenn wir auch verständig sind und Sie nicht falsch beurtheilen, so wird doch nicht jeder Andere das Gleiche thun und ich muß Sie darauf aufmerksam machen, daß Sie den Schein besser wahren müssen, wenn Ihr Ruf nicht darunter leiden soll."

Hermine konnte nicht begreifen, daß die Freude über das Wiedersehen Philipp's ihr übel gedeutet werden könne, aber im Verlaufe des Gesprächs sah sie doch ein, daß Herr von Schrenk nicht ganz Unrecht hatte.

Am Schlusse des Gesprächs versicherte er Herminen, daß er nicht abgeneigt sei, sie im Conversationssaal einzuführen, damit sie an den geselligen Unterhaltungen Theil nehmen könne. Hermine lehnte ab, da sie selbst fühlte, daß Herr von Schrenk im Begriffe war, zu viel zu versprechen. Er aber wollte von keiner Weigerung wissen und gab ihr die Versicherung, daß er mit seiner Frau über die Sache reden wolle.

Als Herr von Schrenk die Gouvernante seiner Kinder verließ, war er bei sich selbst fest überzeugt, es sei wünschenswerth und gut für das Mädchen, in der Gesellschaft zu erscheinen, da sie, wenn man sie davon ausschließe, leicht andere, weniger convenable Unterhaltungen aufsuchen könne. Er betrachtete sich als ihren rettenden Engel und pries seinen eigenen gesunden Verstand, der ihn so schnell die Ursache des Uebels hatte finden lassen, aber er übersah ein wenig, daß er nicht allein mit Rücksicht auf die Gouvernante handelte, sondern auch ein wenig der Sympathie Gehör gab, welche jede schöne Frau auch Demjenigen einflößt, der glücklich verheirathet ist. Diese Sympathie erhielt zwar durch den Spaziergang Herminens mit dem fremden Menschen einen kleinen Stoß, aber Herr von Schrenk glaubte sich jetzt um so mehr berechtigt, ganz offen mit ihr zu sprechen, und da die

aufgeweckte, hübsche Gouvernante doch immer eine verlockendere Gesellschaft war, als die ernsthafte, gemessene Frau von Schrenk, so dachte deren Gemahl, er sei mit seinen fünfundvierzig Jahren noch immer kein alter Mann, und wenn die hübsche Hermine denn doch einmal vor einem kleinen Abenteuer nicht zurückschrecke, so sah er nicht ein, weshalb ein Anderer als er der Held desselben sein sollte.

Gegen Abend, bevor Herr von Schrenk mit seiner Frau auf die Terrasse ging, suchte er zu sondiren und ließ ein Wort davon fallen, ob sie es nicht gut finde, daß Fräulein Degeling eines Abends mit in den Conversationssaal gehe. Frau von Schrenk fand dies aber durchaus nicht gut und konnte gar nicht begreifen, wie ihr Mann auf den Gedanken komme, eine Gouvernante in die Gesellschaft einführen zu wollen; er sollte doch verständiger sein, und wenn Hermine auch tausendmal von anständiger Abkunft wäre, so war und blieb sie doch Gouvernante.

Herr von Schrenk meinte noch, es sei doch nöthig, ein junges Mädchen nicht ganz sich selbst zu überlassen, was, wie nun bereits bewiesen sei, keine gute Wirkung haben könne, aber die gnädige Frau blieb fest und da von Schrenk trotz seiner edlen Absichten doch ein etwas flaues Gewissen hatte, so ließ er die Sache fallen und nahm sich nur vor, Hermine durch irgend ein Geschenk für die Enttäuschung schadlos zu halten.

Auf der Terrasse versammelten sich nach und nach die Badegäste und Herr und Frau von Schrenk machten dort verschiedene Bekanntschaften. Jemand, der mit Frau, Kindern, Gouvernante und Dienstboten im Hotel wohnt, darf sicher darauf rechnen, daß man ihm mit Achtung entgegenkommt, und so konnte es nicht fehlen, daß sich sofort ein ganz bestimmter Kreis um Herrn und Frau von Schrenk bildete.

Trotzdem war es doch nicht so angenehm als in Baden-Baden, Ems oder Wiesbaden. Herr von Schrenk fing an sich zu langweilen, es behagte ihm nicht, ewig am Strande und auf den Dünen zu wandeln und andere Ableitung war nicht zu finden. Aus diesen Gründen machte es sich ganz von selbst, daß er sich mehr als sonst mit seinen Kindern beschäftigte und ein inniges Mitleiden mit deren Gouvernante empfand.

Hermine fühlte sich übrigens keineswegs unglücklicher in Ostende als in Utrecht. Sie hatte ihre Thätigkeit; die Kinder mochten sie gern, sie sah andere Menschen und eine andere Umgebung, wobei die frische Seeluft ihrer Gesundheit sehr wohlthätig war. Sie blühte denn auch neu auf und wo die Gouvernante der Familie von Schrenk erschien, blieb sie niemals unbemerkt. Man machte manchen Umweg, um sie zu sehen, und die Kinder waren besonders bei den Herren sehr beliebt. Schade, daß sie eine Gouvernante war! Man compromittirte sich doch immer, wenn man sie ansprach, und kein Badegast würde gewagt haben, mit ihr umzugehen und mit ihr öffentlich zu erscheinen. Für die Kammermädchen und Kinderwärterinnen stand Hermine zu hoch und sie blieb daher meistens sich selbst überlassen. Die einzige gebildete Conversation, die ihr erlaubt war, bestand in der mit Herrn von Schrenk. Es war daher auch kein Wunder, daß zwischen beiden ein freundschaftlicher Umgang entstand, der sehr erklärlich war aus dem Interesse des Herrn von Schrenk für seine Kinder. Dennoch hatte er bereits manch spöttisches Lächeln und manch bedenkliches Hauptschütteln von den Damen herausgelockt und es ging bereits ein sicheres unbestimmtes Gerücht, welches vielleicht mehr Wahrheit enthielt, als Diejenigen glaubten, die es ausstreuten.

Herr von Schrenk war übrigens ein verständiger und ehrlicher Mann und Hermine hatte keinen einzigen Gedanken, dessen sie sich zu schämen brauchte; aber Beide hatten nichts Besseres zu thun und die Umstände brachten es mit sich, daß sie auf diese Weise Zerstreuung suchten.

„Da können wir Fräulein Degeling einmal hingehen lassen," hatte eines Tages Frau von Schrenk gesagt, als sie auf der Terrasse von dem Café chantant sprechen hörte, wobei ganz besonders Herr und Madame Bosquet in ihrer komischen Scene, „Die Seebäder" gerühmt wurden.

„Ich wollte grade vorschlagen, heute Abend mit Dir hinzugehen," sagte Herr von Schrenk.

„Ich? Aber lieber Mann!"

„Andere Damen gehen auch hin."

„Nun ja, Jeder muß thun, was er will, aber Du siehst doch ein, daß ich keine Lust dazu haben kann, den Abend in einem

Kaffeehause, mitten im Tabacksdampfe, zu sitzen; so etwas würdest Du in Utrecht nicht von mir verlangen."

„In Utrecht würde Fräulein Degeling auch nicht hinkommen."

„Das ist wahr, aber sie sprach heute Morgen selbst davon und wird gewiß mit großem Vergnügen einmal hingehen."

„Wir können sie doch nicht allein gehen lassen."

„Soll ich mich etwa für sie aufopfern? Was nicht sein kann, kann nicht sein und sie muß sich daher fügen."

Das Gespräch ging noch eine Weile fort und als Herr von Schrenk seine Gattin verließ, war ihm ganz besonders im Gedächtniß geblieben, daß Hermine den Wunsch geäußert hatte, das Café chantant einmal besuchen zu können. Er beschloß bei sich, ihr diesen Genuß zu verschaffen.

Als der Abend hereingebrochen war und Hermine die Kinder wie gewöhnlich der Wärterin überlassen hatte, machte sie einen Spaziergang am Strande, einestheils, um frische Luft zu schöpfen, anderntheils aber auch in der Hoffnung, Philipp Erlen wiederzusehen. Sie begegnete, wie dies häufiger geschah, Herrn von Schrenk, der seine Cigarre im Freien rauchen wollte. Er ging neben ihr her und nachdem sie eine Weile am Ufer entlang gegangen waren, fiel ihm ein, daß er in der Stadt etwas zu thun habe und er schlug Hermine vor, mit ihm zu gehen. Sie hatte ein unbestimmtes Gefühl, daß sie ablehnen solle, aber dann dachte sie wieder, es könne ihr doch nicht verargt werden, wenn sie mit dem Vater ihrer Schüler, der zwanzig Jahre älter war als sie, durch die Straßen gehe. Das Gefühl, daß sie, wenngleich Gouvernante, doch immer die Tochter eines Bürgermeisters sei, vereinigte sich bei ihr mit einem kleinen Anflug der Weltanschauung, die sie von ihrem Vater geerbt hatte und nach welcher sie die Dinge in der Welt nicht allzu schwer nahm; ihre Bedenken schwanden daher und da sie mit Herrn von Schrenk sich gern unterhielt, so machte sie keine Schwierigkeit, als er ihr im Gedränge einer Straße, wo die Gaslaternen hell brannten, den Arm anbot.

Herr von Schrenk spazierte also ganz gemächlich und vergnügt mit seiner Gouvernante durch die lebhaftesten Straßen von Ostende. Ganz zufällig kamen sie endlich zu einem Gebände, an welchem ein großer Anschlagzettel verkündigte, daß hier die Gesellschaft des Herrn Fromman Vorstellungen gab und daß heute Abend Herr und Madame Bosquet in ihrer komischen Scene „Die Seebäder" auftreten würden.

Herr von Schrenk las mit seiner Begleiterin sehr andächtig diese Anzeige. Sie hatte so viel davon gehört, daß sie nahe daran war, ihren Wunsch, in das Café chantant zu gehen, auszusprechen; sie bezwang sich jedoch.

Als aber Herr von Schrenk in scheinbar gleichgiltigem Tone sagte: „Lassen Sie uns einmal sehen, was dies für eine Truppe ist," hatte sie nicht den Muth und die Kraft Nein zu sagen und wenige Augenblicke darauf saßen sie in dem gedrängt vollen Saale, wo sie mit genauer Noth am äußersten Ende noch ein paar Stühle fanden.

Herr von Schrenk traf einige Bekannte aus dem Gasthofe, welche sogleich Platz machten und mit Freuden die Gelegenheit ergriffen, um mit der hübschen Gouvernante einige Worte zu wechseln. Hermine hatte allerdings das Gefühl, daß sie sich in einer schiefen Lage befand, aber da sie einmal so weit gegangen war, konnte sie nicht mehr zurück.

„Dort ist noch ein ausgezeichneter Platz, Herr von Schrenk," sagte ein Hauptmann der Garde, „dort wird das Fräulein vortrefflich sehen können."

Hermine erröthete und bedankte sich ablehnend, aber Herr von Schrenk fand das Anerbieten sehr annehmbar und bald darauf saßen beide ganz in der Nähe der Bühne, während der galante Hauptmann dicht in ihrer Nähe blieb. Mit jener Freimüthigkeit, die den Herrn Officieren eigen ist, heftete er den Blick unaufhörlich auf die reizende Brünette und wünschte deren Begleiter in das Pfefferland.

Es waren bereits verschiedene Solo's und Ensemblestücke ausgeführt worden und das Publicum hatte vielen Beifall gespendet. Unter den Damen, welche im Vordergrunde der Bühne saßen, befand sich wie gewöhnlich Madame Bosquet, die bereits manchen Gruß und manches Lächeln ihrer Bewunderer empfangen und erwidert hatte.

Die hervorragendste Nummer des Abends sollte nun folgen. Die Damen verließen die Bühne und das Orchester begann eine längere Einleitung, auf welche die komische

Scene „Die Seebäder“ folgen sollte. Neben der Bühne befand sich ein abgeschlossener und für das Publicum unsichtbarer Raum. Dort wurden die Künstler in den Zwischenpausen wieder zu gewöhnlichen Menschen. Der Eine rauchte seine Pfeife, der Andere trank seinen Grog, Herr Fromman schrieb seine Briefe, während ein Anderer seine Rolle überlas. Die Damen saßen in verschiedenen Stellungen und hatten ihr Lächeln und ihre Blicke für den Augenblick abgelegt.

Auch Philipp befand sich daselbst und blickte in ein Buch, welches er zur Unterhaltung mitgenommen hatte. Da trat eine der Sängerinnen zu ihm heran und sagte: „Haben Sie schon gesehen, wie voll der Saal heute ist, Herr Bosquet?“

Philipp hatte nicht darauf geachtet. Er warf jetzt einen Blick durch die kleine Oeffnung, welche zu diesem Zwecke angebracht war, und die erste Person, welche er in der vordersten Reihe erblickte, war Hermine Degeling.

Er hatte sich lange diese Möglichkeit vorgestellt und dennoch war er so sehr davon überrascht, daß er erblaßte und sich auf einen Stuhl niedersetzen mußte. Er rang nach Fassung und war beinahe entschlossen, an diesem Abende nicht aufzutreten.

Die andern Mitglieder bemerkten seine Verwirrung und durch die verschiedenen Fragen und Ausrufungen, die sie an ihn richteten, wurde auch Herr Fromman aufmerksam. Er fragte Philipp, was ihm zugestoßen sei und da dieser stotternd die Erklärung abgab, daß er an diesem Abende nicht singen könne, so richtete Fromman verschiedene Fragen wegen der plötzlich eingetretenen Ursache dieser Störung an ihn und kam endlich zu der Annahme, daß irgend ein früherer Bekannter Philipp's im Publicum sein müsse. Er suchte ihm darauf in jeder Weise Muth einzusprechen, versicherte ihm, daß jeder Künstler diesen Entschluß fassen und solche Gefühle bekämpfen müsse, und da das Publicum bereits anfing ungeduldig zu werden, so drängte Herr Fromman immer ernsthafter, daß die Scene beginnen solle. Philipp ließ sich ein Glas Grog geben, trank dasselbe fast in einem Zuge aus und folgte Rosa, die ihn bereits an der Estrade erwartete.

Beide wurden mit Beifall empfangen. Herr Fromman und die übrigen Mitglieder der Gesellschaft hielten sich voller Erwartung hinter der Coulisse, aber sie waren nicht wenig darüber erstaunt, daß Bosquet seine Rolle ohne Störung sicher und fest gab. Das Einzige, was man bemerkte, war der Umstand, daß er sich fast fortwährend nach einer bestimmten Seite hinwendete, so daß kein Blick von ihm nach der andern Seite fiel, wo Hermine Degeling saß.

Hermine hielt sich krampfhaft an der Marmorplatte des kleinen Tischchens fest, welches vor ihr stand, und starrte todtenbleich vor sich hin. Herr von Schrenk richtete das Auge zuerst auf Philipp und dann auf Hermine, und wenn er beim ersten Blick auch noch zweifelte, ob dieser Herr Bosquet ihm nicht unbekannt sei, so belehrte ihn der zweite Blick auf Hermine, dieser Mann sei unbezweifelt derselbe, mit welchem Hermine am Meeresstrande spazieren gegangen war. Ein Kaffeehaussänger, Mitglied einer reisenden Künstlergesellschaft! Das hätte er von der Gouvernante nicht erwartet.

Herminens Herz klopfte gewaltig und sie hatte die größte Mühe, ihre Fassung zu bewahren. So tief hatte sie nicht geglaubt, daß Philipp gesunken war, und dann verheirathet. Verheirathet mit einer Frau wie diese Madame Bosquet, mit ihrer extravaganten Toilette und ihrer verführerischen Manier. Philipp Erlen verheirathet — mit einer Straßensängerin! Der hübsche lebensfrohe und gutherzige Philipp! Wie gern hätte sie ihrem Herzen Luft gemacht, am liebsten hätte sie mit ihm selbst gesprochen, um sein Unglück von ihm selbst zu vernehmen und ihn zu trösten. Sie redete sich ein, daß sie nicht mehr verliebt in ihn sei und ihn längst vergessen habe, aber als sie das Badelied vernahm und in der zu Grunde gelegten Melodie eine jener Compositionen erkannte, die Philipp in Rothenburg für sie geschrieben hatte, da war es ihr, als träume sie und der Beifall, der um sie her erschallte, dünkte ihr ein Nachklang des Jubels, den Philipp an jenem Abend als Mitglied der Euterpe eingeerntet hatte.

Aber dann wurde sie wieder plötzlich aus ihrem Traume aufgeschreckt. Ihr Auge fiel auf jene Frau mit dem gemeinen Lächeln, die ihn umgarnt hatte und deren Mann er geworden war. Nun begriff Hermine, was Philipp's Andeutungen am Meeresufer hatten sagen sollen; ja, er

mußte sich tief unglücklich fühlen und das innigste Mitleid für ihn bemächtigte sich ihrer.

Nachdem die Scene vorüber war, erfolgte ein allgemeiner lärmender Applaus, viele Stimmen verlangten die letzte Strophe da capo, und Rosa hatte bereits mehrmals den Fuß auf die Estrade gesetzt, um dem Verlangen des Publicums nachzukommen, aber Philipp war heute unbeweglich, er saß in sich selbst versunken, wie abwesend da und schien blind und taub für Alles, was um ihn her vorging.

Bei der Schlußnummer der heutigen Vorstellung war er ebenfalls beschäftigt, aber er sang diesmal so ausdruckslos und unsicher, daß der erste Bassist im Orchester mehrmals über seine Brille hinweg ganz erstaunt und unzufrieden auf ihn blickte.

Hermine war übrigens nicht mehr auf ihrem Platze; sie war sofort nach der großen Scene aufgestanden und hatte mit Herrn von Schrenk den Saal verlassen, nachdem der Gardecapitän sie auf die liebenswürdigste Weise gegrüßt hatte. Draußen legte sie gedankenlos und zerstreut ihre Hand auf den Arm des Herrn von Schrenk, so daß dieser einen Augenblick ganz eigenthümliche Gedanken hatte, bis er bemerkte, daß das arme Mädchen am ganzen Körper bebte und sich kaum aufrecht halten konnte.

„Was fehlt Ihnen, Fräulein?“ fragte er.

„Nichts; ich weiß nicht, wahrscheinlich die Hitze des Saales, das Ungewohnte, die Erregung.“

„Weil Sie den jungen Mann wiedergesehen haben,“ sagte von Schrenk, der seiner Sache sicher war. Hermine bestätigte seine Vermuthung und setzte hinzu: „Er ist eine Jugendbekanntschaft von mir, mit dem meine Familie ganz vertraulich umging, der jeden Tag zu uns in's Haus kam, bis er, ich weiß nicht aus welcher Ursache, das Land verließ, und von dem wir in dieser ganzen Zeit nichts vernommen hatten.“

„So viel ich weiß, haben Sie ihn doch vor einigen Tagen gesprochen.“

„Damals wußte ich nicht, daß er mit einer solchen Frau verheirathet sei,“ ließ Hermine sich entfallen und Herr von Schrenk glaubte dadurch klarer in der Sache zu sehen. Wahrscheinlich hatte das Mädchen früher Hoffnung gehabt auf diesen Menschen, diese Hoffnung war wieder lebendig geworden, als sie ihm hier am Meeresstrande begegnete und jetzt war sie völlig verschwunden. Wer weiß, was der junge Mann ihr Alles vorgeplaudert hatte.

Uebrigens erschien es Herrn von Schrenk als eine wenig wünschenswerthe Aufgabe, der Cavalier einer Dame zu sein, die eine unglückliche Liebe im Herzen trug. Er fing an ernsthaft zu bereuen, daß er sich so weit herabgelassen habe, die Erzieherin seiner Kinder in das Café chantant zu führen. Er ließ sich dies jedoch nicht merken und hörte mit scheinbarer Theilnahme zu, wie ihm Hermine mit zutraulicher Offenheit die Erlebnisse ihrer Jugend schilderte. Sie erzählte ihm von der Musikgesellschaft Euterpe, von Erlen und Duval, der sie hatte nicht wiedererkennen wollen, und dann fragte sie ihn, ob die Sängerinnen nicht eigentlich schlechte Frauen seien, was Herr von Schrenk nicht durchweg zugeben zu können erklärte. Dann fragte sie ihn, ob der Beruf eines Sängers in einem Café chantant nicht die niedrigste Stufe der Menschheit sei, was Herr von Schrenk bezweifeln zu dürfen glaubte, und so fragte und plauderte sie, bis sie an den Gasthof kamen, wo Herr von Schrenk das Mädchen so schnell als möglich sich selbst überließ und nach dem großen Saale ging, woselbst einige Herren des Abends eine Partie zu machen pflegten.

Als er später auf sein Zimmer kam, zankte Frau von Schrenk darüber, daß er den ganzen Abend gespielt habe. Von Hermine hatte sie nichts bemerkt, sie meinte, dieselbe sei sehr früh zu Bett gegangen.

Am andern Tage vermied Herr von Schrenk soviel als möglich mit Hermine allein zu sein, er war von seiner Albernheit geheilt und Hermine hielt sich ebenfalls entfernt von ihm. Keines von beiden erwähnte des Spaziergangs vom vergangenen Abend und keines von beiden sah sich veranlaßt, Frau von Schrenk davon zu benachrichtigen.

Zwanzigstes Capitel.

Als Philipp mit Rosa nach Hause gehen wollte, hielt ihn Herr Fromman einen Augenblick zurück und bat ihn, am andern Morgen um zehn Uhr zu ihm zu kommen, da er mit ihm die Composition neuer Scenen besprechen wolle. Er machte ihm dabei

allerlei Versprechungen und es war nicht zu verkennen, daß Philipp's Talent eine vortreffliche Goldgrube für den Impresario war.

Schweigend gingen darauf Herr und Madame Bosquet nach ihrer Wohnung. An der Thür zu Rosa's Zimmer wollte sich Philipp wie gewöhnlich verabschieden, aber die Dame bat ihn, noch einen Augenblick bei ihr einzutreten, da sie ihm einige Mittheilungen zu machen habe. Philipp war müde und abgespannt und wollte die Sache auf den nächsten Morgen verschieben, aber Rosa ließ nicht nach und er mußte ihrem Verlangen endlich Folge geben.

Als sie in das Zimmer getreten waren, legte sie Hut und Mantel ab und bat Philipp, sich zu setzen. Auf dem Tische erblickte er zwei kostbare Bouquets und bei einem derselben lag ein zierliches Briefchen, welches Rosa während des darauf folgenden Gespräches mehrmals in die Hand nahm, ohne es zu öffnen.

Sie verlangte von Philipp, daß er ihr das Versprechen gebe, sie in allen den Scenen, die er für Herrn Fromman schreiben werde, zu beschäftigen, und nachdem er ihr dies versprochen hatte, wollte sie von ihm wissen, wer die Dame gewesen sei, die ihn diesen Abend so außer Fassung gebracht habe.

Philipp verweigerte die Auskunft und als Rosa mit einiger Heftigkeit meinte, diese kleine Offenheit sei doch wohl ihr gegenüber seine Pflicht, da ihr Name ihr ein Recht zu ihrer Frage gebe, entgegnete er höhnisch: „Madame Bosquet wird es mir zu Gute halten, wenn ich meinerseits die Rechte meines Namens nicht geltend mache und ihr eine gute Nacht wünsche.“

Darauf entfernte er sich und begab sich sofort zur Ruhe.

Rosa warf sich in einen Sessel und kämpfte gegen den Aufruhr des Zornes, den sein Betragen in ihr erweckt hatte. Sie sah nach und nach ein, daß sie nicht im Stande war, ihm eine ernsthafte Neigung oder überhaupt ein Interesse einzuflößen. Noch erfüllt von diesen Eindrücken, öffnete sie das Briefchen, welches sie mit dem Bouquet erhalten hatte und las die Worte:

„Ein Bewunderer von Madame Bosquet wünscht ihr persönlich seine Huldigung darzubringen; er wird sich morgen um zehn Uhr anmelden lassen.“

Das ist früh genug und wenig höflich, murmelte sie vor sich hin, aber er mag kommen, ich werde Erlen einen Wink geben, daß er mich durch seine Gegenwart vor Zudringlichkeiten schützt.

Mit einenmale fiel ihr ein, daß Philipp am andern Vormittag zu Herrn Fromman bestellt sei und sie schwankte eine Weile, was sie thun solle. Das Abenteuer reizte sie jedoch und sie beschloß, den Besuch des Fremden anzunehmen.

Mit einiger Ungeduld erwartete Rosa am andern Morgen ihren Bewunderer. Sie hatte ihrer Toilette eine besondere Sorgfalt gewidmet und das Laufmädchen, welches des Morgens die Ausgänge für sie besorgte, war von ihr so herausstaffirt worden, daß es als eine Art Kammermädchen gelten konnte. Sie hatte Auftrag gegeben, so bald der Fremde bei ihr sei, solle Niemand mehr vorgelassen werden.

Lange vor zehn Uhr wurde ein Herr angemeldet und Rosa ließ ihn in das Vorzimmer führen, wo er eine ganze Weile warten mußte. Punkt zehn Uhr ließ sie ihn eintreten und da zu gleicher Zeit an der Hausthür geklingelt wurde, gab sie dem Laufmädchen einen Wink mit den Augen und dieses wußte, was es zu thun hatte.

Der Eintretende machte eine tiefe Verbeugung und indem er sich umsah, sagte er: „Ich wünschte Herrn Bosquet zu sprechen.“

Rosa biß sich auf die Lippen; sie begriff sofort, daß eine Verwechslung stattgefunden habe und sie klingelte augenblicklich ihrem Kammermädchen, während sie kurz antwortete, daß Herr Bosquet ausgegangen sei.

„Das ist schade,“ versetzte der Herr, „ich hatte ihm wichtige Dinge mitzutheilen.“

„Dann werden Sie später wiederkommen müssen.“

„Meine Zeit ist in Anspruch genommen.“

„Die meinige auch,“ erwiderte Rosa, und indem sie sich zu dem eintretenden Laufmädchen wendete, sagte sie: „Wenn der Herr kommt, der sich angemeldet hat, so führe ihn sofort herauf.“

„So eben war Jemand hier,“ erwiderte das Mädchen.

„Verzeihung, mein Herr,“ sagte hierauf Rosa ziemlich scharf, „ich erwarte Jemand und Ihr Besuch hat mich eine Unhöflichkeit

begehen lassen, welche ich sofort gut zu machen wünsche. Eile dem Herrn sogleich nach," wendete sie sich hierauf zu dem Laufmädchen, „oder nein, bleibe; Sie können unmöglich begreifen, mein Herr, wie ungelegen Sie gekommen sind, Sie hätten aber auch sagen sollen, wer Sie sind."

„Ich bin nicht darnach gefragt worden," entgegnete der Fremde in nicht sehr höflichem Tone. „Wenn Bosquet nicht zu Hause ist, werde ich wiederkommen, nachdem er selbst zuvor bei mir war. Mein Name ist Schluck, im Badehause Nummer siebenunddreißig."

„Henriette," sagte Rosa, indem sie die wenig einnehmende Erscheinung des Herrn von Kopf bis zu Fuß betrachtete, „wenn Du den Herrn hinausläßt, so sieh zugleich einmal nach, ob ich meine Handschuhe nicht im Vorzimmer habe liegen lassen."

Dieser Wink war zu deutlich, um nicht begriffen zu werden.

„Adieu!" sagte Rosa leichthin, indem sie dem Fremden den Rücken zukehrte.

Dieser machte seine Verbeugung und sagte, indem er fortging: „Wenn Sie Herrn Erlen nur sagen wollen, daß Jemand im Auftrage des Herrn Münster hier gewesen sei."

Rosa antwortete ihm nicht mehr, sie hatte überhaupt nicht die feinste Lebensart und nun, da die alberne Verwechslung sie um einen Besuch gebracht hatte, fand sie sich am allerwenigsten veranlaßt, besonders freundlich zu sein.

Eine Zeit lang ließ sie ihren Unmuth an Henriette aus, die sich nicht einmal entsinnen konnte, wie der zweite Besucher ausgesehen habe, und bald darauf wendete sie ihren Verdruß wieder gegen sich selbst, daß sie in der ersten Aufwallung den Fremdling, der den Namen Schluck trug und von Herrn Münster Aufträge hatte, nicht ein wenig ausgeforscht hatte. Sie wußte von ihrem Bruder, daß Philipp eine große Erbschaft zu erwarten habe. Vielleicht war es möglich, daß er soeben die Nachricht von dem Ableben seines Großvaters erhalten sollte und vielleicht wäre es für ihre Pläne von Vortheil gewesen, dieselbe früher zu wissen. Diese letztere Ueberlegung bewirkte in der That, daß sie die Namen Schluck und Münster im Gedächtnisse behielt und den ganzen Auftrag nicht vergaß.

Inzwischen hatte Philipp mit Herrn Fromman eine jener geschäftlichen Unterredungen gehabt, wie sie in der Künstlerwelt häufig sind. Der Impresario kündigte dem Sänger zu dessen größter Ueberraschung an, daß er Madame Bosquet eine sehr bedeutende Summe vorgestreckt habe, für welche Herr Bosquet aufkommen müsse. Philipp war empört über die Falle, die man ihm gestellt hatte, aber er sah ein, daß er sich dem Netze nicht gut entziehen konnte, und da Herr Fromman ihm die Aussicht eröffnete, sich auf eine ganz leichte und gemächliche Weise seiner Schuld entledigen zu können, war er sehr bereit, auf dessen Vorschläge einzugehen und einen Contract zu unterzeichnen, in welchem er sich nicht nur als Sänger, sondern auch als Verfasser und Componist von Scenen heitern und ernsten Inhalts verpflichtete.

Der schlaue Director hatte damit den in solchen Dingen wenig bewanderten Philipp in eine Schlinge gelockt, indem Letzterer die Schuld der Madame Bosquet anerkannte und sich verpflichtete, die Gesellschaft nicht früher zu verlassen, als bis die Schuld getilgt sei.

Während Fromman den Contract mit schlau lächelndem Gesichte abschrieb, blickte Philipp durch das Fenster und sah zu seiner Verwunderung, wie Madame Bosquet in vertraulichster Weise mit einem fremden Herrn ging, den er sich erinnerte mehrmals unter dem Publicum gesehen zu haben. So wenig Neigung er auch für Rosa Everard fühlte, war es ihm doch unangenehm, wenn die Frau, die als die seinige galt, ihren guten Namen auf diese Weise aussetzte, und unwillkürlich machte er eine Bewegung, welche Fromman aufmerksam machte. Dieser warf einen Blick durch das Fenster und sagte ganz ruhig: „Frau Bosquet mit dem Baron von Stahl."

„Ist dies ein Baron von Stahl?" fragte Philipp.

„Er ist es," sagte der Director trocken, indem er weiter schrieb, und bald darauf legte er Philipp den Contract zur Unterschrift vor.

Philipp unterschrieb schweigend, machte darauf eine steife Verbeugung und verließ den Impresario, den er innerlich haßte und verachtete.

Zehn Minuten später ließ sich Madame Bosquet bei dem Director melden und wurde augenblicklich vorgelassen. Sie be-

gann mit den gewöhnlichen Klagen, daß sie mit ihrem Gehalte nicht auskommen könne. Diesmal allerdings sprach sie mit etwas größerer Entschlossenheit und erklärte rundweg, daß sie die Gesellschaft verlassen werde, wenn er ihr nicht günstigere Bedingungen gewähre.

Fromman lächelte ruhig und meinte: „Will der Baron Stahl vielleicht für Sie sorgen, wenn Sie weggehen?"

Zornfunkelnd sprang Rosa auf, aber Fromman ließ sich nicht aus seiner Ruhe bringen. „Bleiben Sie doch sitzen," sagte er, und setzte die Frage hinzu: „Wollen Sie wirklich mit dem Baron Stahl fortgehen?"

„Ich weiß gar nicht, wer der Baron Stahl ist," entgegnete Rosa.

„Nun," versetzte der Director, „der Herr, mit dem Sie so eben vorübergingen."

„Der ist es," sagte die Sängerin und war nicht wenig verblüfft, daß der Director ihre Drohungen so ruhig hinnahm.

Dieser aber kannte Fräulein Everard und begann sogleich von Geschäften mit ihr zu reden. Rosa verlangte einen Vorschuß und Fromman zeigte sich gefügiger als sonst. Er nannte ihr die Summe, die sie ihm bereits schulde und gab ihr so viel Vorschuß, daß sich grade eine runde Summe herausstellte. Dann schrieb er eine neue Schuldverschreibung, in welcher sich Rosa Everard zum Bleiben in seiner Gesellschaft auf ein Jahr verpflichtete.

Nachdem sie unterschrieben hatte, schärfte er ihr ein, daß sie mit ihrer Person für die Erfüllung haften müsse und dann drohte er ihr mit dem Finger und sagte scherzend: „Nehmen Sie sich mit dem Baron Stahl in Acht und lassen Sie Herrn Bosquet nichts davon merken."

„Seinetwegen brauche ich mich nicht zu scheuen," sagte sie, worauf der Director in seiner liebenswürdigsten Weise entgegnete: „Schade, schade, Fräulein Everard, es wird eine Zeit kommen, wo Sie Ihre Kälte gegen den jungen Mann schwer bereuen werden."

Rosa antwortete nicht. Sie ging mit ihrem Vorschuß in der Tasche fort, innerlich wüthend auf den Impresario, in dessen Gewalt sie sich befand. Als aber am Abend bei der Vorstellung im Café chantant Herr und Madame Bosquet und Herr Fromman ein Terzett sangen, ahnte Niemand im Publicum, welche widerstreitenden Gefühle sich hinter den lächelnden Mienen der drei Künstler versteckten.

„Kennen Sie einen Herrn Schluck?" fragte Rosa während einer kurzen Pause auf der Bühne, und sie sah dabei mit dem freundlichsten Lächeln in Philipp's Gesicht.

„Nein," entgegnete Philipp.

„Ist Ihnen denn der Name Münster bekannt?" fragte sie mit einem schmachtenden Augenaufschlag.

„Münster?" wiederholte Philipp einigermaßen erschrocken. „Was wollen Sie damit sagen?"

„Erschrecken Sie nicht," fuhr Rosa fort, „er ist heute Morgen bei mir gewesen."

Die Musik fiel in diesem Augenblicke ein und Beide mußten schweigen. Für Philipp schien die Scene eine Ewigkeit zu dauern. Als sie vorüber war, wollte er Rosa um weitere Aufklärung bitten, aber diese hatte in der darauf folgenden Pause keine Aufmerksamkeit mehr für ihn, denn nahe bei der Estrade stand der Baron von Stahl und brachte ihr vor den Augen des gesammten Publicums seine Huldigung dar. Er sprach über Musik mit ihr und Rosa verstand es, sich durch einige allgemeine Redensarten den Anschein zu geben, als verstehe sie etwas davon. Sie dehnte das Gespräch absichtlich aus und der Baron schien damit ganz einverstanden; sie sprachen noch, als die nächste Nummer bereits begonnen hatte und von verschiedenen Seiten Stille gerufen wurde.

„Wo ist Münster, und was hat er Ihnen gesagt?" fragte Philipp im ersten Augenblick, wo ihm dies passend erschien, aber Rosa nahm sich nicht die Zeit, ihm ausführlich zu antworten, und sagte nur flüchtig, daß er im Badehotel Nummer siebenunddreißig das Nähere erfahren könne.

Sofort nach der Vorstellung ging Philipp dahin, aber Nummer siebenunddreißig war bereits zur Ruhe gegangen. Vergeblich versuchte er darauf, noch mit Rosa zu reden und von ihr nähere Auskunft zu erlangen. Madame Bosquet war nicht mehr zu sprechen.

(Fortsetzung folgt.)

Pädagogische Wanderung
auf dem Marsfelde.

Von

Albert Wittstock.

Die vorjährige Weltausstellung hatte bekanntlich auch das Schulwesen der verschiedenen Länder nicht außer Acht gelassen. Classe 89 enthielt, wie der officielle Catalog besagte, „Alles was zur Erziehung des Kindes dient, von seiner Geburt an bis zu der Epoche, wo seine Intelligenz schon entwickelt, seine physische Kraft schon genügend geübt ist, um entweder Specialstudien zu betreiben oder unmittelbar in einen praktischen Lebensberuf einzutreten.“ Classe 90 war bestimmt, „für alle Institutionen, welche bezwecken, sei es die verlorene Zeit wieder einzubringen oder die schon in der Elementarschule begonnene Erziehung zu vervollständigen oder endlich um dem Heranwachsenden neue Kenntnisse zu geben, welche ihm zum Verständniß der Fortschritte der Zeit nöthig sind.“

So lautete das Programm. Die Commission verhehlte dabei nicht, daß der für das Erziehungswesen zur Verfügung gestellte Raum höchst unzureichend war, um die Gesammtheit des großen Gebietes darzustellen, und noch viel empfindlicher traf dieser Mangel an Raum grade die fremden Ausstellungen. Dennoch war die internationale Schulausstellung zu Paris bei weitem umfangreicher als diejenige der Londoner Weltausstellung; letzterer gebührt allerdings das Verdienst, die Idee zuerst angeregt und ausgeführt zu haben.

Die Schulausstellungen befanden sich nun sowohl im Innern des Palastes als auch draußen in dem Park. Beginnen wir mit Frankreich und zwar zunächst mit der Ausstellung im Innern des Palastes. In einer der Galerien befand sich ein schön und passend ausgeschmücktes Portal mit der Ueberschrift: „Frauce. Instruction publique.“ Zu jeder Seite des Eingangs sahen wir die Inschriften solcher Namen, welche sich besonders um das Volksschulwesen verdient gemacht haben, wie Oberlin und seine treue Gehilfin, Louise Scheppler, Frau von Pastoret, welche die erste Idee der Kinderbewahranstalten und der Krippen hatte und das erste derartige Etablissement im Jahre 1801 zu Paris gründete, ferner die beiden Methodiker Bell und Lancaster, Aug. Herm. Francke u. s. w. Die Kenner vermißten hier Fröbel, den Gründer der Kindergärten. Am andern Thor waren die Namen Erasmus, Rollin, Chomond, Burnouf und gegenüber die beiden Schweizer Rousseau und Pestalozzi und von den Deutschen Basedow zu lesen. Außerdem waren mehrere Aufschriften angebracht, wie z. B. diejenige Pestalozzi's: „Ich lebte selbst wie ein Bettler, um die Bettler zu lehren, wie Menschen zu leben.“ Indem wir eintreten, gewahren wir nun zunächst verschiedene bildliche Darstellungen, wie sie für den Anschauungsunterricht der Kleinen so nothwendig sind, darunter auch viele biblische Darstellungen. Dann betrachten wir die vielen Bücher, welche von verschiedenen Gesellschaften ausgelegt sind, wie von der protestantischen Bibelgesellschaft zu Paris, von der Bibelgesellschaft von Frankreich, von der Gesellschaft der religiösen Bücher von Toulouse; ferner sind repräsentirt die Gesellschaft Franklin, die „Société des publications populaires,“ die polytechnische und philotechnische Gesellschaft, die elsässische Gesellschaft für die Propagation der Volksbibliotheken, die „Société des amis de l'instruction,“ die „Société protectrice de l'enfance,“ die „Société nationale d'encouragement au bien,“ die „Société protectrice des animaux,“ u. s. w. Außerdem fehlte es nicht an guten Karten, Zeichnungen, Tafeln u. s. w. Auch die Buchhandlungen hatten die in ihrem Verlag erschienenen hauptsächlichsten Werke aus dem Gebiete der Pädagogik und der Schulbücherliteratur zur Schau gestellt. Von den Zeitschriften ist das „Journal d'éducation populaire“ zu erwähnen, Monatsschrift der „Société pour l'instruction élémentaire,“ des ältesten pädagogischen Vereins in Frankreich, der im Jahre 1815 gegründet wurde, zu einer Zeit, als es mit Schulen und Lehrern in Frankreich sehr traurig aussah, die Einführung guter Methoden sich angelegen sein ließ und noch jetzt für die Hebung des Schulwesens sowohl in Paris als in den Departements nach Möglichkeit wirkt.

Wie wäre es möglich, alle die verschiedenen Zeichnungen und Modellarbeiten zu beschreiben, welche von den Specialschulen für Handel, Architektur u. s. w. geschickt

wurden? Nicht minder zahlreich sind die Atlasse, die Karten, die Instrumente für den Unterricht in der Geographie und Kosmographie.

Im zweiten Saal waren sehr wichtige Methoden für den Leseunterricht, sowie für das metrische System, ferner Rechenmaschinen. Hier sahen wir auch die erstaunlichen Fortschritte in der Methode des Blinden- und Taubstummenunterrichts, um so bewundernswerther, als es der größten Hingebung und Intelligenz bedarf, um diese armen, von der Natur Vernachlässigten zu erziehen, die grade der beiden für den Unterricht wichtigsten Sinne beraubt sind. Daran anstoßend war der Unterricht in der Musik, Gymnastik nebst dem, was auf die Volksgesundheitslehre Bezug hat, dargestellt. Von letzterm sei das „Oeuvre des bains et ablutions d'eau chaude," für die Kinder der Communalschulen und der Kinderbewahranstalten erwähnt. Gründer desselben war im Jahre 1854 der Staatsrath von Cormenin. Die Sache ist die, daß in Etablissements, welche den Schulen und Bewahranstalten sehr nahe gelegen sind, vom 1. Mai bis 1. September Bäder eingerichtet werden, und zwar für die Kleinen der Bewahranstalten unentgeltlich und für die Schulen zu dem geringen Preis von à fünf Centimes.

Wir wandern weiter und kommen zu dem Unterricht der Erwachsenen. Folgende Inschrift leuchtet uns entgegen: „Von November 1865 bis März 1866 haben 30,000 Lehrer und Lehrerinnen in 25,000 Cursen für Erwachsene 600,000 Schüler unterrichtet. 250,000 Ungebildete haben lesen, schreiben und rechnen gelernt." In demselben Saale gewahren wir noch die Fröbel'schen Spielgaben, welche von der Direction des in Orleans befindlichen Kindergartens eingeschickt wurden. In der andern Abtheilung für die Verbesserung des moralischen und physischen Zustandes des Volkes waren wieder mehrere Sprüche angebracht, von denen der folgende der wichtigste: „Si quelqu'un vous dit que vous pouvez vous enrichir autrement que par le travail et l'économie, ne l'écoutez pas, c'est un empoissonneur. Franklin." In dieser Abtheilung war auch der Frauenunterricht vertreten, der kürzlich einen so namhaften Aufschwung genommen hat; in dieser Beziehung muß die „Société pour l'enseignement professionnel des femmes" erwähnt werden.

Und gleichsam wie eine geschichtliche Illustration zu dem Ganzen waren ringsum an den Wänden die Namen der ersten Beförderer des Volksunterrichts angebracht, die Namen eines Fenelon, Talleyrand, Condorcet, Chenier, Lakanal, Fourcroy, Chaptal, Fontanes, ferner die großen Methodiker Montaigne, Descartes, die Männer von Port Royal, Condillac, die Wohlthäter der Menschheit Abbé de L'Epée, Valentin Hauy, die Coryphäen der Wissenschaft Cuvier, Arago u. v. a. Gleichzeitig enthielt diese Abtheilung auch die Namen der Länder, die das Unterrichtsministerium zu wissenschaftlichen Missionen bestimmt hat und zwar: Kleinasien, Centralasien, Phönizien, Palästina, Aegypten, Mexico, Abessinien, Griechenland, Paraguay, Sudan.

Wir gehen nun hinaus in den Park, um hier Alles aufzusuchen, was in das französische Unterrichtswesen einschlägt.

Nahe dem großen Leuchtthurme finden wir eine Schule, d. h. eine wirkliche, in Ausübung befindliche Schule. Eine kleine Anzahl taubstummer Kinder, Knaben und Mädchen, welche bis jetzt zum größten Theil keinen andern Unterricht empfangen haben, als denjenigen der Kinderbewahranstalten, sind hier unter einem Lehrer und einer Lehrerin vereinigt und lernen die Anfangsgründe des Lesens, Schreibens und Rechnens nach der „méthode phonomimique." Diese phonomimische Methode hat zum Zweck, nicht wie früher beim Taubstummenunterricht die orthographischen Zeichen der Wörter oder die Ideen selbst darzustellen, sondern die Articulationen und Laute, welche sie vermittelst einer Anzahl natürlicher Gesten vor den Augen der Schüler versinnlichen will. Die Methode, deren Erfinder Herr Grosselin, ist bereits in einigen Anstalten eingeführt und hat gute Resultate geliefert. Man kann vermittelst der phonomimischen Sprache sich sehr bald mit den Taubstummen verständigen lernen.

Der „Creusot," die große Riesenfabrik, welche die Fortschritte der menschlichen Arbeit im Dampfjahrhundert zeigte, hatte sich außerdem auch an der pädagogischen Ausstellung betheiligt und die ganze Organisation seiner Knaben- und Mädchenschulen, der Curse für Erwachsene und der Biblio-

thek ausgestellt. Die Schulbevölkerung der Fabriken ist eine beträchtliche. Während des Jahres 1866 hatten 2259 Knaben und 1846 Mädchen die Schulen besucht. Sowohl für Knaben als für Mädchen besteht ein höherer Specialunterricht. Die Fabrikdirectoren stellen einen Jeden in dem Etablissement nach den Zeugnissen an, die er von der Schule mitbringt und verwenden ihn demgemäß entweder in den Büreaus oder bei den Ingenieuren oder aber zu rein praktischen Handarbeiten. Die Curse für Erwachsene finden dreimal wöchentlich statt und umfassen Lesen, Schreiben, Rechnen, französische Sprache, Geschichte, Geographie, Arithmetik, Geometrie, Physik, Chemie, Mechanik und Zeichnen. Die Fabriksbibliothek enthält über zweitausend Bände aus allen Gebieten. So hat denn der Creusot nicht nur das Verdienst, für metallische Producte und Maschinenconstruction an der Spitze des französischen Fabrikwesens zu stehen, sondern er hat auch den Ruhm, das Kind des Arbeiters, der ihm seine prächtigen Producte fabricirt, von frühester Jugend an zu erziehen und zu unterrichten, er macht aus seinem Sohn einen Mann und aus seiner Tochter eine tüchtige Hausfrau und brave Familienmutter.

Wir schlagen nun die Richtung ein, als wollten wir zu den ausgestellten Arbeitshäusern gehen. Da treffen wir auf eine „Krippe,“ die „crèche Sainte-Marie.“ Man weiß, daß die Krippen, welche seit 1844 existiren, zum Zweck haben, von Morgen bis Abend gegen ein geringes Entgeld — zwanzig Centimes täglich in Paris — die kleinen Kinder im Alter von vierzehn Tagen bis drei Jahren zu warten und zu pflegen und für ihre Gesundheit zu sorgen in Fällen, wo die Mütter selbst dazu nicht im Stande sind. Das Kind ist nur zeitweilig von seiner Mutter getrennt, sie kommt und besucht es, so oft es ihre Arbeit erlaubt, sie hat es die Nacht bei sich und alle Tage, an denen sie nicht auf Arbeit geht.

Noch ein anderes Etablissement müssen wir besuchen, welches nahe an den Unterricht anstreift; es ist der Pavillon der „Société protectrice des animaux,“ mit der Devise: „Justice, Compassion, Hygiène, Morale,“ und mit mehreren Inschriften, als: „Der Gerechte erbarmt sich seines Viehes,“ „Der Mensch ist der König der Thiere, aber er soll nicht ihr Tyrann sein,“ „Ohne Mitleid mit den Thieren gibt es keine vollständige Erziehung, kein wahrhaft gutes Herz,“ u. a. Der Verein bezweckt nun auch, daß schon in den Schulen gegen die Grausamkeit und Thierquälerei gewirkt werde, was zur Moralisation der Jugend beitrage. Gleichzeitig lagen sämmtliche in das Fach einschlagende Schriften der betreffenden Gesellschaften Englands, Deutschlands, Belgiens und der Schweiz u. s. w. auf.

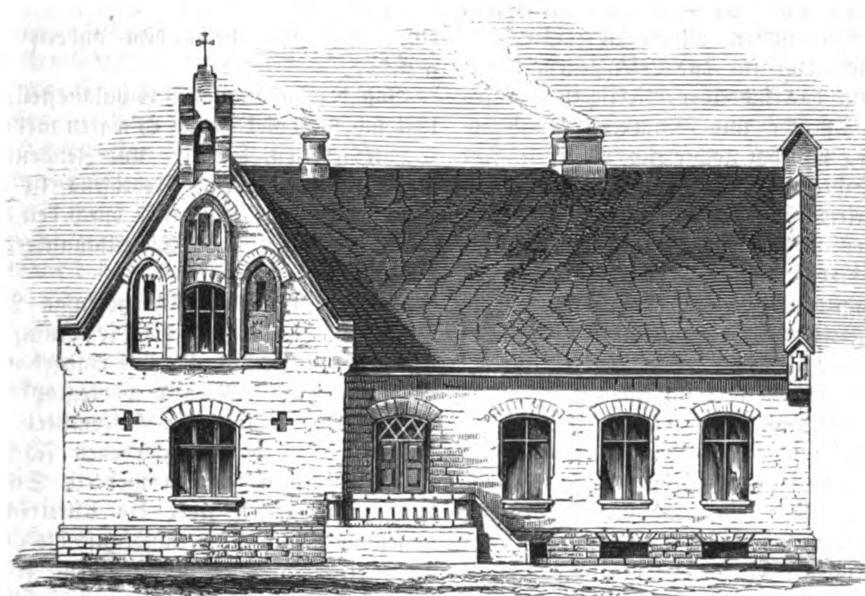
Hiermit ist aber die französische Schulausstellung noch nicht zu Ende. Ein großer, hauptsächlicher Theil derselben befand sich im Unterrichtsministerium, wozu Jedermann freien Eintritt hatte. Diese Ausstellung ließ sich in fünf große Kategorien zerlegen: 1. Die Aufgabehefte der Schüler, die Aufsätze, die Schönschreibübungen, aus allen Theilen von Frankreich hierhergeschickt. 2. Die Photographien oder Pläne von Normalschulen (Schullehrerseminarien), Specialschulen für Knaben und Mädchen, gemischten Schulen, Kinderbewahranstalten; Sammlung aller Arten Zeichnungen von Schülern der Stadt- und Landschulen und der Curse für Erwachsene. 3. Methoden, Fortschritte, Schulgeräthschaften, Bücher und periodische Publicationen, welche den Elementarunterricht betreffen. 4. Zahlreiche weibliche Handarbeiten, nebst Mustern, von Schülerinnen verschiedener Schulen ausgeführt. 5. Denkschriften, Studien und Schulorganisationspläne, Herbarien, Zeichenvorlagen, Modelle, Statuetten, Producte aus dem Unterricht im Land- und Gartenbau.

Die Schülerarbeiten umfaßten neunzehn dicke Volumen; man nannte dieselben boshaft scherzend die Sammlung der orthographischen Fehler, ausgestellt vom Herrn Minister; doch die Franzosen haben einmal die Gewohnheit, über Alles spaßhafte Bemerkungen zu machen. Daß einige Schülerhefte nichts helfen, um den Zustand einer Schule richtig kennen zu lernen, weiß ja Jedermann. Allerdings wäre es eine leichte Mühe gewesen, auf den Heften das Alter des Schülers und die Zahl der Jahre des Schulbesuchs anzugeben. Um aber im Allgemeinen nach diesen Heften zu urtheilen, scheint es mir, daß in den guten Volksschulen Frankreichs die meisten Schüler in

der Orthographie fest sind, auch eine nicht allzu leichte arithmetische Aufgabe zu lösen wissen. Die Handschrift hätte hier und da besser sein können.

Sehr interessant war das „Album aus den Vogesen.“ Dasselbe enthielt die Schülerarbeiten der Primarschulen von März und April 1867. Das Departement der Vogesen ist eins derjenigen, wo der Volksunterricht am weitesten vorgeschritten ist.

Die weiblichen Handarbeiten bieten einen anmuthigen Anblick, man erkennt darin sogleich die ordnende Hand einer geschmackvollen Frau. Diese Abtheilung war um rerer Fragen, u. a. über die Stellung, den Unterricht und die Moralität der Frauen in den Ortschaften, aus denen Arbeiten eingeschickt waren. Hierbei hat sich herausgestellt, daß es viele arme Mädchen gibt, die von ihrem fünften Lebensjahre an, anstatt in die Schule zu gehen, anstatt frei umherzuspringen in der frischen Luft, anstatt die unerläßlichen Elemente der Gesundheit zu legen, um dereinst kräftige Frauen zu werden, daß diese armen Kleinen für einen ganz erbärmlichen Tagelohn im Alter von fünf Jahren bis sieben Stunden täglich arbeiten müssen, mit sechs Jahren



Die preußische Schule auf dem Marsfelde.

so beachtenswerther, da die weiblichen Handarbeiten hier immer mehr und mehr abnehmen, obwohl dieselben doch für die Armen eine ehrenwerthe Hilfsquelle, für die Reichen aber eine nützliche Zerstreuung sind, die ihnen dabei Gelegenheit zur Wohlthätigkeit gibt. Gleichzeitig boten diese Arbeiten noch ein anderes Interesse; sie zeigten die Nahrungszweige für die Frauen im Gebiete der Industrie in jeder Provinz. So sandte der Norden und Süden seine Spitzen, der Osten seine Stickereien, Touraine und Guyenne ihre Leinensachen, die Auvergne und die Bourgogne ihre nützlichen Strickarbeiten. Man veranlaßte von oben herab bei Einsendung dieser Arbeiten gleichzeitig die Beantwortung meh- zehn Stunden und mit acht Jahren zwölf Stunden täglich! Hier thut entschiedene Hilfe Noth.

Beim Anblick der Zeichnungen kommen wir auf die Schulhäuser zu sprechen. Es gibt Schulen, sagt ein Lehrer, wo es hineinregnet, und ein anderer schrieb: Ich bin in einer Schmiedewerkstatt einlogirt, und wieder ein anderer spricht von Gefängnißschulen, die zu eng, zu dunkel und zu niedrig sind. In der Gegend von Cannes und Nizza „bleiben die Schüler einen Theil des Tages in einem Halbdunkel. Das Licht kommt nur durch wenige kleine Fenster,“ und in Corsika gibt es Schulen, wo ein großer Theil der Kinder an der Erde sitzt. Kann in solchen Localen Zeichenun-

terricht ertheilt werden? Dazu gibt es viele Lehrer, die gar nicht zeichnen können und somit auch keinen Unterricht darin zu ertheilen im Stande sind. Neuerdings ist im Budget eine besondere Summe für die Construction der Schulhäuser ausgeworfen.

Unmöglich wäre es, die vielen Methodenbücher aus allen Schulfächern zu nennen. Es sei nur erwähnt, daß z. B. die Methode in dem naturwissenschaftlichen Unterricht noch eine schwache Seite in Frankreich ist, was für das Vaterland der Buffon, Jussieu und Cuvier gradezu auffallen muß. Aehnlich verhält es sich noch mit dem historischen und geographischen Unterricht. Von den andern Methoden zählte man dreiundvierzig für das Lesenlernen, neunzehn für das Schreiben, vierzig für französische Sprache und Grammatik, und ich glaube, man hat noch welche vergessen. Für den Schreibunterricht hat man gewöhnlich präparirte Hefte mit eingedruckten Vorschriften. Im Sprachunterricht ist es erfreulich, daß man auf den „Cours éducatif de langue maternelle" des Pater Girard aus Freiburg zurückgekommen ist. Der freisinnige Franziskaner verlangt sehr richtig: „S'attacher au fond du langage, aller pas à pas du simple au composé, apprendre aux enfants à penser et faire servir les mots pour la pensée, les pensées pour le coeur et la vie." Und Chomond sagte: „Die Metaphysik ist nicht für die Kinder und das beste Elementarbuch ist das Wort des Lehrers, welcher seine Lectionen nach den Bedürfnissen derer einrichtet, zu denen er spricht." Auch pädagogische Werke im engern Sinne waren aufgelegt, d. h. es sind einige Zweige aus dem Gebiete der theoretischen und praktischen Pädagogik und Didactik behandelt, aber die Pädagogik ist als selbständige Wissenschaft in Frankreich noch in kein System gebracht, es fehlt noch an einer allseitigen Durchdringung des großen Ganzen und dem Verständniß der einzelnen Zweige. Neben diesen Büchern befanden sich einzelne Schulreglements und Schulgesetze. Neuerdings werden Vorkehrungen getroffen, daß sowohl an den Schullehrerseminarien als auch an den akademischen Lehranstalten die Pädagogik gründlich vertreten sein soll. Was sich ferner gegenwärtig noch eines großen Aufschwungs erfreut, das sind die Schülerbibliotheken. Im Jahre 1865 gab es deren 4833, 1866 schon 7739 und gegenwärtig existiren mehr als 10,000 mit über einer halben Million Bänden.

Doch nun zurück auf das Marsfeld. Ehe wir jedoch zu den Nachbarländern übergehen, wollen wir noch ganz kurz der Agriculturschule zu Grignon Erwähnung thun. Da gab es verschiedene Gegenstände und Producte, eine Anzahl guter Bücher für den landwirthschaftlichen Unterricht, eine sehr interessante Karte von verschiedenen Gegenden Frankreichs, bildliche Darstellungen aus dem Thier- und Pflanzenreich, endlich mehrere Devisen. Die erste lautete: „Der Erdboden ist das Vaterland; den einen verbessern heißt dem andern dienen."

Von der holländischen Schulausstellung läßt sich nicht viel sagen; es waren mehrere Schülerarbeiten, Schreib- und Zeichenvorlagen rc. eingeschickt. Uebrigens ist das Schulwesen der Niederlande durch den dort glücklich durchgeführten Simultanunterricht berühmt.

Belgien ist bekannt als dasjenige Land Europa's, in welchem die Regierung für den Volksunterricht das größte Budget ausgeworfen hat. Mehrere photographische Abbildungen stellten die Hilfsmittel des Unterrichts in den verschiedenen Fächern dar. Außerdem fesselten mehrere Schulbücher und Werke über die Unterrichtswissenschaft und Unterrichtskunst die Aufmerksamkeit. Im Allgemeinen jedoch herrschte der Eindruck vor, als hätte Belgien sich nicht besondere Mühe um die Schulausstellung gegeben.

Jetzt gelangen wir in das Land der Pädagogik, nach Deutschland. Hauptsächlich war Preußen außer durch die Karten, Globen, mineralogischen, geologischen Sammlungen rc. im Innern des Palastes durch die Elementarschule draußen im Parke vertreten. Es war eine Dorfschule aus der Provinz Schlesien nebst Lehrerwohnung, ein freundliches Gebäude, von einem hübschen Gärtchen umgeben. Es muß hierbei bemerkt werden, daß in vielen Dorfgemeinden allerdings nur eine und zwar gemischte Schule besteht, die Knaben und Mädchen zugleich besuchen; in den größern Gemeinden jedoch gibt es mehrere Schulen und mehrere Lehrer. Die Wände der Schulstube waren in nützlicher und passender

Weise durch Karten und Bilder geschmückt. Die „Handfibel,“ die Methode, zu gleicher Zeit zeichnen, lesen und schreiben zu lernen, war den Franzosen etwas Neues. Auch daß bei uns der Turnunterricht obligatorisch ist, wußte man hier noch nicht. Außer den Schulbüchern nahmen noch verschiedene Hilfsmittel für den Unterricht, wie namentlich die Born'schen Apparate zum Lesen- und Rechnenlernen die Aufmerksamkeit in Anspruch. In den Zimmern der Lehrerwohnung befanden sich die Lehrer- und die Schülerbibliothek. Diese Bibliotheken sind nicht nur für die Schule selbst, sondern überhaupt für die ganze Landbevölkerung von großem Einfluß. In einem andern Zimmer befanden sich verschiedene den Blindenunterricht betreffende Gegenstände und die Handarbeiten aus den Mädchenschulen. — Aus einer aufgelegten Schulstatistik geht hervor, daß die Zahl der Elementarschulen in Preußen zu Ende des Jahres 1861 24,763 mit 36,783 Classen betrug. Dieselben waren von 2,875,836 Kindern besucht, während 84,021 Kinder in 1434 Schulen unterrichtet wurden. Die Besoldungen der 33,617 Lehrer und 1715 Lehrerinnen an den öffentlichen Schulen beliefen sich jährlich auf 449,224 Thaler. Die Zahl der Lehrerseminare beträgt heute sechzig.

Die Ausstellungscommission hat der preußischen Schule eine goldene Medaille verliehen „in Anbetracht des glänzenden Zustandes der pädagogischen Institutionen dieses Landes.“

Nicht weit von der preußischen Schule erhob sich ein kleiner griechischer Tempel mit der Ueberschrift: „Saxe. Instruction publique.“ Ein darin aufliegendes Exposé über den Stand des öffentlichen Unterrichts in Sachsen zeigt, auf einer wie hohen Stufe dieses Land in pädagogischer Hinsicht dasteht. „In Sachsen,“ sagt der Bericht, „gehört das kleinste Dorf, das isolirteste Haus zu einem Schulbezirk. Das Volk zeigt durchaus keinen Widerstand gegen den Schulzwang, im Gegentheil, die gegenwärtige Generation hat selbst eine gute Bildung genossen und ist damit zugleich für die Ueberzeugung reif geworden, daß man seinen Kindern keine größere Wohlthat erweisen kann, als wenn man für eine gute Erziehung derselben sorgt.“ Aus dem Bericht geht ferner hervor, daß der Gehalt der Lehrer besser ist als in den übrigen Ländern. Man zählt in Sachsen 1973 öffentliche Volksschulen für eine Bevölkerung von 409,229 Kindern, und 4000 Lehrer, für deren Besoldung die Gemeinden ungefähr 3,750,000 Franken ausgeben. Aus der Notiz über die Seminare geht hervor, daß die Lehrerbildung im gleichen Verhältniß eine hohe ist. Von den ausgestellten Gegenständen ist besonders das Modell der Turnlehrerbildungsanstalt zu Dresden hervorzuheben.

Baden, wo doch das Schulwesen in so großen Ehren steht, hatte sich nicht an der internationalen Unterrichtsausstellung betheiligt; auch Hessen hatte fast nichts geschickt, mit Ausnahme einer Instrumenten- und Apparatensammlung des polytechnischen Arbeitsinstitutes in Darmstadt, und einiger Zeichnungen der Arbeiterschulen, welche unter dem Patronate der hessischen Industriegesellschaft stehen.

Württemberg brachte viele Modelle und Zeichnungen. Es gibt in diesem Ländchen eine Specialcommission, bestehend aus Männern der Wissenschaft und des Handels und der Industrie zugleich, welche den Zweck hat, in den Arbeiterschulen die besten Methoden und Unterrichtsmittel einzuführen; der Staat gewährt diesen Schulen dafür eine Subvention. Der Bericht sagt, daß 8000 Schüler, Arbeiter und Lehrlinge, in 101 Stadt- und Landschulen Industriezeichnen lernten. 46 dieser Schulen waren auf der Ausstellung durch Zeichnungen, Modelle u. s. w. vertreten. Analog der württembergischen Schulausstellung war die baierische.

Wir kommen nun nach Oesterreich, wo wir uns alsbald mitten unter anatomischen Präparaten, Abbildungen, Photographien etc. befinden; an den Mauern hingen die großen, von der geologischen Reichsanstalt in Wien gesandten Karten. Im anstoßenden Salon war eine vollständige Sammlung von Unterrichtsgeräthschaften zum Gebrauch in den Classen, von der Rechenmaschine an bis zu den Instrumenten für das Studium der Kosmographie, darauf Schülerarbeiten aus den Primar- und Secundarschulen der österreichischen Monarchie; Alles das leider in einem zu engen Raum vereinigt und die Hefte so über einandergehäuft, daß es schwer war, nähere Kenntniß davon zu nehmen. Schulbücher waren

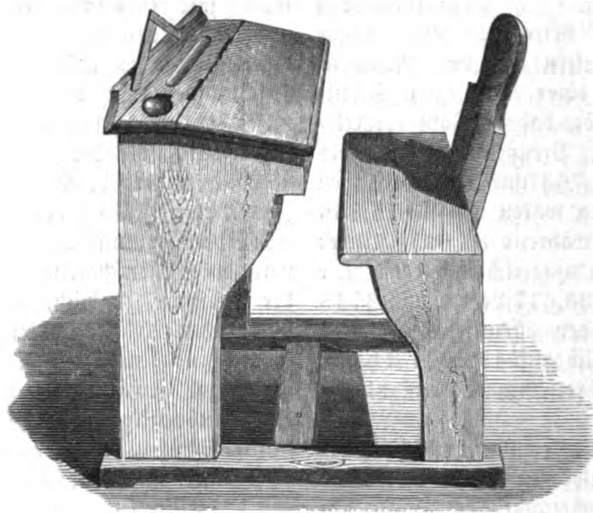
durch den politischen Charakter dieses Landes in sechs verschiedenen Sprachen vorhanden. Wichtig waren die Sendungen des kaiserlichen Blindeninstituts zu Wien und der Blindenanstalt zu Brünn.

Die Schweiz, das Geburtsland der Pädagogen Rousseau und Pestalozzi, hatte zwar fast nichts geschickt, doch war bei den Einsendungen aus den Cantonen Bern und Aargau bemerkt, daß in der Schweiz der Volksunterricht unentgeltlich und obligatorisch sei, eine Einrichtung, die dem Ländchen seinen alten Ruf bewahren wird.

Dänemark hatte einige Schülerarbeiten geschickt; die Handschrift, halb deutsch, halb englisch, ist etwas kritzelig, die alte gothische Schrift war jedenfalls schöner. Außerdem waren Modelle und Zeichnungen vom technischen Institut für junge Künstler und verschiedene Apparate der Taubstummenanstalt zu Kopenhagen vorhanden.

Von Spanien befanden sich im Innern des Palastes verschiedene Handarbeiten aus den Mädchenarbeitsschulen, von der „Damengesellschaft in Barcelona“ geschickt. Das Uebrige war im Park. Die Bücher, Methoden, Zeichnungen, Lehrapparate, Schulpläne sind hier in großer Menge vorhanden, doch entspricht die Qualität nicht immer der Quantität. Es ist bekannt, daß Spanien hinsichtlich des öffentlichen Unterrichtswesens nur einen niedrigen Rang in Europa einnimmt. Aber zu constatiren, was man gethan hat, und zu wissen, was noch fehlt, ist das beste Mittel sich zu verbessern und der erste Versuch zum künftigen Fortschritt.

Das Beste von der schwedischen Ausstellung war im Park. Nicht weit von der Hütte Gustav Wasa's war die Schule. Beim ersten Anblick fällt einem sofort eine große und wichtige Eigenthümlichkeit auf. Es hat nämlich jeder Schüler seinen Sitz besonders.* Es ist dies eine kleine Bank mit Lehne und Pult. Ein gläsernes Dintenfaß mit kupfernem Deckel ist im Holz befestigt. In jeder Classe gibt es so viele Sitze als Schüler und je nach dem Raum kann man dieselben näher rücken oder von einander entfernen. Der Tisch und der Stuhl des Lehrers und der des „Monitor“ sind mit derselben Sorgfalt ausgeführt. Diese Einrichtung ist natürlich theuerer als die in unseren Schulen. Die Schultafel dient auf der einen Seite zum Schreiben und Rechnen, auf der andern zum Notenschreiben. An den Wänden sind gute Karten und Bilder angebracht, mit Darstellungen theils aus der Bibel, theils aus den Naturreichen. Der Anschauungsunterricht steht in Schweden nicht weniger in Ehren als in Deutschland. Gut wäre es gewesen, wenn auch ein schwedischer Lehrer an Ort

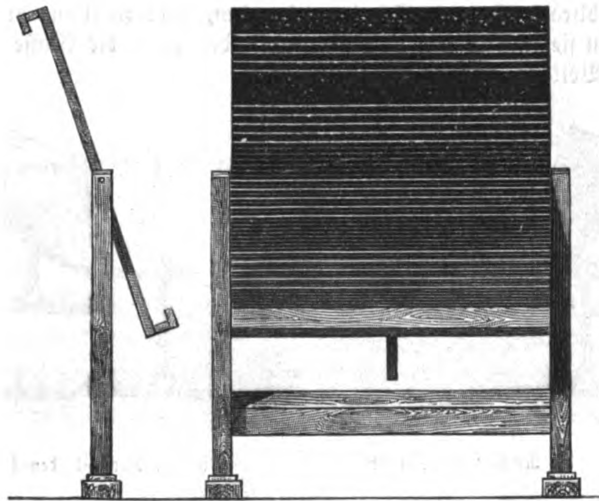


Schwedischer Schultisch nebst Bank.

* Die Frage nach der zweckmäßigen Einrichtung der Schultische bildet ein äußerst wichtiges Capitel in der Sanitätspädagogik.

und Stelle gewesen wäre. Der dort anwesende Aufsichtsbeamte wußte über nichts Auskunft zu geben, oder sollten in Schweden die Lehrer keine lebenden Sprachen lernen?

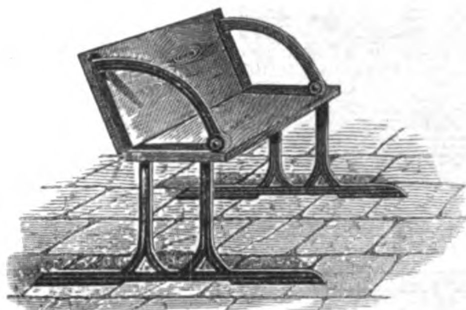
Was Italien betrifft, so hatte das Unterrichtsministerium zu Florenz alle Gesetze, Reglements und Ordonnanzen, welche auf das öffentliche Unterrichtswesen des Königreiches Bezug haben, eingeschickt, nebst dem Verzeichniß der verschiedenen Privatgesellschaften für die Hebung des Volksunterrichts und einem Katalog der in den Schulen gebräuchlichen Bücher. In dem Augenblicke, als Italien wiedergeboren wurde, beschäftigte sich die Regierung in richtiger Erkenntniß sofort mit der Schulreform als der ersten Bedingung und der einzigen Garantie der Unabhängigkeit und Freiheit eines Volkes. Die „italienische Gesellschaft für die Volkserziehung" hatte ihre Publicationen und Methoden eingeschickt. Diese Gesellschaft hat sich zur Aufgabe gestellt, auf allen Punkten des Landes die Einheit des Unterrichtes einzuführen, in der Hoffnung, dadurch für die Einheit der Gefühle, Ideen und des Glaubens zu wirken.



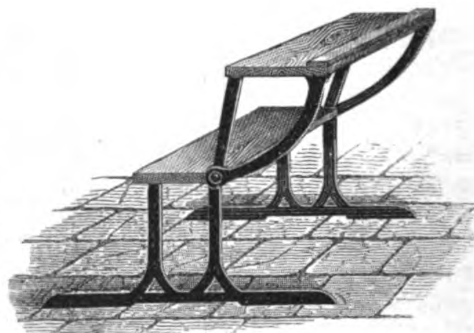
Schwedische Schultafel nebst Halter.

In England, wo das Vereinswesen blüht, geschieht das Meiste durch die Vereine. So ist die Schulausstellung Englands und seiner Colonien eigentlich die Ausstellung der verschiedenen pädagogischen Gesellschaften, hauptsächlich der religiösen Vereine, wie die Bibelgesellschaft, die Union für die Sonntagsschulen, die Gesellschaft der häuslichen Erziehung und der Colonialschulen u. s. w. u. s. w. Die Bibel war in 317 Sprachen vorhanden. Ihr zur Seite fanden sich eine große Anzahl Methoden, Schulbücher, Bücher der Volksbibliotheken, Schulpläne, Arbeiten 2c. Man sah es all diesen Sachen an, daß sie von einem praktischen Volke herrühren. In England herrscht wie in Deutschland auch der Anschauungsunterricht. Eine Schachtel, für kleine Kinder bestimmt, enthielt bewegliche Buchstaben aus Holz, man kann dieselben unter den Deckel schieben und durch ihre Zusammensetzung Wörter daraus bilden. Von den Schulgeräthschaften darf eine Schulbank nebst Tisch, genannt Windsorpult, nicht vergessen werden. Die Construction ist der Art, daß der Tisch sich an die Bank heranschieben läßt und somit als Rückenlehne dienen kann, was manchmal vortheilhaft ist, wenn kein schriftlicher, sondern mündlicher Unterricht stattfindet. Schülerarbeiten waren nur wenige vorhanden, „Kunstschulen" hatten Zeichnungen geschickt. Die höchste und Musteranstalt für alle Kunstschulen Englands ist die Schule von South-Kensington. Nach dem Bericht betrug im Jahre 1863 die Zahl der Kunstschulen, welche mit South-Kensington in Verbindung waren, 90; in denselben erhielten 16,480 Personen höheren Zeichenunterricht. In den

Elementarschulen lernten 79,305 Schüler zeichnen. Die britische Regierung gibt für diesen Unterricht sehr viel Geld aus. Es gibt hierfür ein besonderes „Departement für Kunst und Wissenschaft" in London. Im Park theilte das Comité des „Bible Stand" in London die Schriften des alten und neuen Testaments zu Hunderttausenden gratis aus. Daneben ist die Ausstellung der evangelischen Missionäre. Ueberzeugt, daß das mächtigste Mittel, den Menschen aus dem rohen und wilden Leben zu reißen, das ist, ihn aufzuklären und zu bilden, haben die Missionäre in ihren Etablissements Kirche und Schule zugleich vereinigt und boten hier eine Sammlung von Büchern, verschiedenen Publicationen und Schulgeräthschaften, deren sie sich bei den verschiedenen heidnischen Völkern bedienen und Unterrichtsmethoden für Schreiben, Lesen und Religion in den seltensten Sprachen. So dient die Mission der Sache der Civilisation.



Die Windsorbank, die Rückenlehne bildend



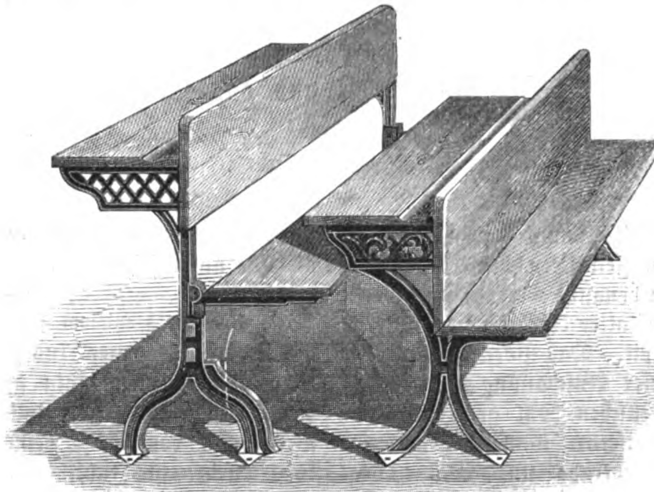
Die Windsorbank, den Tisch bildend.

Sehr interessant ist es, die Bücher der Sandwichsinseln kennen zu lernen und zwar: Haikeonua (Geographie), Palapalaine (Atlas), Mobolelo Hawaii (hawaische Geschichte), Ao kiko (Interpunktionslehre), Helunaau, Helukamalii (Kopfrechnen), Lyra Hawaii, Lyra kamalii (Gesänge), Alakai mua, Kumumua (ABCbücher), Atinokeakua (Katechismus), eine hawaische Grammatik, ein hawaisch-englisches Dictionär &c. Die hawaische Sprache hat viele Aehnlichkeit mit dem Malaischen und Taitischen, welches in Polynesien sehr verbreitet ist. Die von der Regierung in Honolulu ausgestellten Bände haben ein besonderes Interesse, sie geben gleichzeitig eine gute Idee von der Buchdruckerkunst auf den Sandwichsinseln.

Die große amerikanische Republik hatte ihre hauptsächlichste Schulausstellung im Parke. Ein einfaches Haus zeigte uns ein getreues Abbild der zahlreichen Freischulen, welche in jenen ungeheuren Ländermassen existiren. Beim Eintritt in diese Schule fällt es gleich vortheilhaft auf, daß das Zimmer geräumig, hoch und luftig ist, Tische und Bänke sind solide und bequem, schöne Karten hängen an den Wänden. Sechs Fenster zu beiden Seiten sorgen nicht nur für frische Luft, sondern auch für volles Licht. Betrachten wir die Tische und Bänke, so bemerken wir, daß jeder Tisch nur für zwei Schüler eingerichtet ist, was einem Kinde erlaubt, wenn es nöthig hat hinauszugehen, dies zu thun, ohne seinen Nachbar oder auch die Classe zu stören. Die Dintengläser sind so eingerichtet, daß das Kind niemals zu viel Tinte in die Feder nehmen und nicht so leicht seine Hefte verunreinigen kann. Die Bänke sind etwas gehöhlt, was dem Körper eine festere Haltung verleiht. In der Mitte des Zimmers hängt das Bild des Präsidenten der Republik der Vereinigten Staaten. Religionsbücher waren nicht vorhanden, um darzustellen, daß das Gesetz in Amerika ausdrücklich verbietet, confessionellen Unterricht in irgend einer Schule zu ertheilen. Darum ist aber der Volksunterricht in den Vereinigten Staaten keineswegs antireligiös, nur darf die Schule nicht als Mittel benutzt werden, Propaganda für irgend einen Glauben zu machen. Ferner sind in dem Schulzimmer verschiedene Denksprüche angebracht, wie: „Denk und sage die Wahrheit." — „Verschiebe nie auf morgen, was Du heute thun kannst." — „Der Mensch darf nie gegen sein Gewissen handeln,"

u. s. w. Die aufgelegten Bücher beweisen, daß in den verschiedenen Staaten der Union hinsichtlich der Methode, die aber stets praktisch ist, die größte Mannigfaltigkeit herrscht.

Wir sind zu Ende mit unserer Wanderung durch die große internationale Schulausstellung, zu der nur noch ein internationaler Pädagogencongreß gehörte, um dem begonnenen Werke die Krone der Vollendung aufzusetzen. Der Gedanke, daß es viel zur Culturentwicklung beitragen würde, wenn das Schulwesen der verschiedenen Völker, wenigstens zunächst Europa's, einen internationalen Charakter annehme, ist kein leeres Hirngespinst, er ist schon dagewesen und als berechtigt anerkannt. Schon Kant, der große Königsberger Denker, bemerkte, daß hinter der Erziehung das Geheimniß der Vervollkommnung der Menschheit stecke und er verspricht sich eine neue, bessere Zeit nur von einer neuen besseren Erziehung. Das tiefere Princip, welches dem internationalen Erziehungsbegriffe zu Grunde liegt, ist die Erziehung zum Kosmopolitismus, zum wohlverstandenen Weltbürgersinn. Derselbe bildet den Gegensatz zum Egoismus. Ueber Familie und Nation hinaus gehört jeder Mensch der ganzen Menschheit an, er soll sich als ein Glied in der großen Kette des Ganzen fühlen und dazu beitragen, daß der göttliche Beruf der Menschheit erfüllt werde. Thatsächlich existiren heute unter allen Nationen von einiger Bildung kosmopolitische Interessen von großer Wichtigkeit; sie betreffen die großen Principien der gesetzlichen, politischen und bürgerlichen Freiheit, die Persönlichkeit und Würde der Völker, die constitutionellen Garantien alles öffentlichen und Privatrechts. Der Egoismus ist die Quelle des Krieges und allen socialen Elends, der Kosmopolitismus dagegen verfolgt das höchste Menschheitsinteresse in der Herrschaft von Licht und Recht, Tugend und Freiheit und erhält eben durch die Gemeinschaftlichkeit des Zieles alle seine Anhänger in freundschaftlicher Harmonie und friedlicher Wechselwirkung. Die Aufgabe der Pädagogik in dieser Beziehung heißt: die Erziehung der Jugend zur Toleranz und Humanität.



Amerikanische Schulbänke und Tische.

Literarisches.

Unter dem Titel **„Aberglaube und Sagen aus dem Herzogthum Oldenburg,“** herausgegeben von L. Strackerjan, ist im Verlage von Gerhard Stalling in Oldenburg ein zweibändiges Werk erschienen, welches einen sehr schätzbaren Beitrag zur Culturgeschichte bietet. Mit sorgfältiger Umsicht hat der Herausgeber eine Menge von volksthümlichen Ueberlieferungen gesammelt und nicht nur Sagen und Spukgeschichten, sondern auch Schwänke, Märchen u. dergl. aufbewahrt.



Die Menschheit und das Eisen.

Von

Friedrich Mohr.

Dichter des Alterthums haben uns die Sage von den Zeitaltern hinterlassen, die nach Metallen benannt werden, und worin das eiserne Zeitalter die letzte und unterste Stufe einnimmt. Das Poetische und Unwahre in dieser Anschauung ist, daß das Glück der Menschen vom goldenen Zeitalter bis zum eisernen immer abgenommen habe; das Historische und Wahre liegt darin, daß die Bearbeitung der Metalle die Culturzustände der Menschheit bezeichnet. Das Gold findet sich als solches fertig in der Natur, bedarf keiner Hüttenarbeit, um dargestellt zu werden, als ein einfaches Ausschmelzen, folgt dann dem Hammer, dem Meißel, dem Polirstahl leicht. Das eherne Zeitalter findet sein Metall selten fertig in der Natur, sondern muß es mit Kohle ausschmelzen, oder wie der Chemiker sagt, reduciren, und daraus geht ein weiches, dem Hammer, der Feile gern nachgebendes Metall hervor. Die Broncezeit der Anthropologen ist nicht mit dem ehrnen Zeitalter zu verwechseln; denn letzteres fällt nicht in die Zeit des trojanischen Krieges, wo das Eisen noch eine Seltenheit war, wo aber alle Verbrechen und Greuelthaten, wie im Hause der Atriden, schon in vollem Gange waren, die Ovid nur dem eisernen Zeitalter zuschreibt. Mit der Cultur wuchs die Gewalt des Menschen über die Natur, und aus der Natur zog er neue Mittel, dieselbe unter seine Herrschaft zu bringen.

Ex ipso
Ducit opes animum que ferro.

Wenn ein bekannter Ausspruch eines berühmten Gelehrten dahin geht, daß man den Culturzustand eines Volkes nach seinem Verbrauche von Seife bemessen könne, so liegt darin eine richtige Anschauung von dem Comfort des häuslichen Lebens; allein die eigentliche hohe Cultur des Menschen wird noch vollständiger durch seine Kunst in der Bearbeitung des Eisens bezeichnet; das eine macht ihn rein und behaglich im gewöhnlichen Leben, das andere macht ihn zum Herrn der Erde.

Die jetzt lebende Menschheit ist Zeuge von jener großen Umwälzung aller gesellschaftlichen Verhältnisse, die durch die bloße erweiterte Ausdehnung der Anwendung des Eisens geschehen ist und möglich war. Der Naturforscher wird zum Geschichtsforscher, wenn er den Gründen nachsinnt, die so Ungeheures bewirken konnten. In der That liegen diese in den wunderbaren Eigenschaften dieses verbreitetsten aller Metalle. Aber dieses Metall findet sich niemals fertig im brauchbaren Zustande auf unserer Erde, sondern als Erz mit Sauerstoff so innig verbunden, daß schon eine lange Cultur dazu nöthig war, es von diesem ewigen

Begleiter, der alle seine herrlichen Eigenschaften verhüllt, zu trennen. So wie es einerseits schwer vom Sauerstoffe befreit werden kann, so nimmt es als Metall denselben auch wieder leicht auf, indem es sich in den gelben und braunen Rost verwandelt, aus dem es dargestellt wurde. Die erste Darstellung des Eisens aus seinen Erzen beginnt mit der Ausschmelzung in dem Hochofen, wobei ihm der Sauerstoff durch die glühende Kohle entzogen wird, und noch eine kleine Menge Kohle mit ihm zu dem verhältnißmäßig leicht schmelzbaren Kohleneisen, Gußeisen, chemisch zusammentritt. Das reine Eisen, ohne diesen Gehalt an Kohlenstoff, ist in unsern Oefen, die wir im Großen darstellen können, ganz unschmelzbar, aber während es sich mit dem ebenfalls unschmelzbaren Kohlenstoff in hoher Hitze vereinigt, nimmt es Wärme in sich auf, die als größere Schmelzbarkeit in ihm haften bleibt. Das Gußeisen wird in den Hochöfen, die ununterbrochen Tag und Nacht gehen, und je nach der Dauerbarkeit der umgebenden Gesteine zwei bis vier Jahre aushalten können, in ungeheuren Mengen erzeugt, und dient schon als solches zu sehr vielen Zwecken, wozu es seine Stärke, seine Wohlfeilheit, seine geringere Schmelzbarkeit im Vergleich mit andern Metallen, ganz besonders befähigen. Im häuslichen Leben haben wir die Oefen, Kochtöpfe, Herdplatten und vieles andere daraus hergestellt. Das Gußeisen hat noch eine gewisse Sprödigkeit, läßt sich nicht biegen und schmieden, und kann durch Hammerschläge und große Gewalt Risse bekommen wie Glas oder ganz zerbrechen. Bei solchen Gegenständen, die Gewalt aushalten müssen, wird durch die Größe der Masse ersetzt, was ihr an Zähigkeit abgeht. Aber das Gußeisen verliert diese Sprödigkeit zugleich mit der Schmelzbarkeit, wenn man ihm den kleinen Gehalt von Kohlenstoff entzieht. Die Kohle ist verbrennlicher als Eisen, und wenn man das Gußeisen zum Schmelzen bringt und sauerstoffhaltige Luft zuführt, so verbrennt die Kohle vorzugsweise, das Eisen wird immer schwerer schmelzbar und gesteht zuletzt zu einer festen Masse, die nun nicht mehr schmilzt, aber dafür gehämmert und gewalzt werden kann. Die Arbeit des Entkohlens nannte man früher das Frischen, und es geschah unter einer Bedeckung von brennenden Holzkohlen, wo man die Mündungen der Gebläse auf das geschmolzene Eisen richtete. Die über dem Eisen brennenden Kohlen gaben die nöthige Hitze her, und die Luft den Sauerstoff. Auf diese Weise konnte man nur kleine Mengen und jedesmal nur eine einzige Lupe, wie man den Eisenschwamm nannte, herstellen 'und das Product war ziemlich theuer, weil man nur Holzkohlen und keine Steinkohlen wegen ihres Schwefelgehaltes anwenden konnte. Nun tritt uns eine merkwürdige Erscheinung entgegen, wie ein scheinbar unbedeutendes Ereigniß die Gestalt der Welt verändern konnte. Davy hatte seine Theorie der Flamme entwickelt und in öffentlichen Vorträgen erläutert. Die Zuhörer erfuhren, wie man eine Flamme beschaffen könnte, die bei großer Hitze noch freien Sauerstoff enthielte, und ein junger Mann, der mit der Eisenfabrication zu thun hatte, faßte diesen Gedanken auf, denn nun konnte er ja das Gußeisen entkohlen, ohne es mit der Steinkohle in Berührung zu bringen, wenn er blos die Flamme anwendete. Aus diesem Gedanken entstand eine neue Form des Frischprocesses. Das Gußeisen wurde auf einer flachen Sohle, über die sich ein niedriges, flaches Gewölbe bog, von einem daneben befindlichen Feuer dieser Flamme, welches darüber schlug, zum Schmelzen gebracht, und dann eine sauerstoffhaltige Flamme darüber gehen gelassen. Es brachen blaue Flammen von dem verbrennenden Kohlenstoff aus demselben und die Masse wurde immer teigiger und zäher, und drohte zuletzt zu einem zusammenhängenden Schwamme zu erstarren, wenn man sie nicht, so lange dies thunlich war, in so kleine Stücke zertheilte, daß sie sich noch einzeln aus den Thüren des Ofens herausbringen ließen. Dies geschah nun durch heftiges Umrühren mit langen eisernen Stangen und Aufsetzen der einzelnen, nun nicht mehr schmelzbaren Klumpen zu Massen von mehreren Centnern an Gewicht. Dieses Umrühren nannte man das Puddeln und die ganze Operation Puddlingproceß. Es konnten nun aus einem Ofen nicht nur größere, sondern auch viel mehr Lupen herausgenommen werden, als aus den frühern Frischherden. War nun das Eisen vertheilt aufgestellt, so wurden die seitlichen Thüren geschlossen und noch eine Zeit lang die heftigste Flamme durchschlagen gelassen, die

dann noch einen Theil des Kohlenstoffs abbrannte. Bei dieser Größe der Production genügten die früheren mit Wasser getriebenen Hämmer bei weitem nicht mehr und es wurde die Walze erfunden, um dem eben fertig gewordenen Eisen Gestalt und Brauchbarkeit zu geben. Bei dieser ersten Operation war das Eisen oft noch unrein, von Schlacke durchsetzt und dadurch weniger stark. Es wurde dann mit riesigen Scheeren in Stücke zerschnitten, diese mit dickem Eisendraht zusammengebunden, im Schweißofen zum Weißglühen erhitzt und dann zum zweiten Male durch die Walze getrieben. Hier wurde ihm sogleich eine nutzbare Form gegeben, und es kam als Kesselplatte, als runde oder quadratische Stange, als dicker Draht oder als Schiene aus der Walze. Man kann mit der größten Bestimmtheit behaupten, daß ohne den Puddlingofen keine Schiene hergestellt werden könne, und die Folgen davon leuchten von selbst ein. Insofern konnte oben gesagt werden, daß der heutige Zustand der Gesellschaft sich auf jene Vorlesung von Davy zurückführen lasse, wo ein Industrieller den Gedanken faßte, die Flamme der Steinkohle, statt diese selbst, mit dem Eisen in Berührung zu bringen.

Das neue Product des Puddlingofens heißt allgemein Schmiedeeisen, Stabeisen, und ist chemisch genommen ziemlich reines Eisen, so daß von fremden Stoffen, Kohle, Silicium, Schwefel, nur Spuren und Bruchtheile von einem Procente vorhanden sind. Die Eigenschaften machen dies Metall zu einer unzähligen Menge von Verwendungen brauchbar, von dem dünnen Drahte, womit man die Champagnerflaschen verschließt, bis zu den riesenhaften Gitterbrücken von Köln und Dirschau. Die wesentlichste Eigenschaft desselben ist seine Schmiedbarkeit. Daß das Schmiedeeisen nicht mehr geschmolzen werden kann, ist schon oben erwähnt worden; allein in starker Glühhitze erweicht es etwas und läßt sich unter dem Hammer zu den mannigfaltigsten Formen ausschmieden. Die Schmiedbarkeit kommt nur bei wenigen Metallen vor, und neben dem Eisen bei dem unschmelzbaren Platin. Die Schmiedbarkeit hat einen viel höhern Werth, als die Schmelzbarkeit zum Bearbeiten, und die Unschmelzbarkeit hat ihren besondern Werth zu vielen Feuerarbeiten. Was die Mannigfaltigkeit der durch Schmieden erzeugten Gegenstände betrifft, so sehe man sich nur in einem Eisenladen die Menge verschiedener Formen von Haken, Knöpfen, Angeln, Nägeln, Riegeln, Bändern, Schlössern, Schaufeln, Ketten &c. an, die sämmtlich mit Hilfe des Schmiedehammers aus dem glühenden Stabeisen gebildet werden.

Aber auch vereinigen läßt sich das Eisen mit Eisen bei der Weißglühhitze, und diese Arbeit nennt man das Schweißen. Die zwei in der Esse weißglühend gemachten Enden zweier Eisenstäbe werden aufeinander gelegt und mit Hammerschlägen vereinigt, wo sie nachher bei guter Arbeit wie aus einem Stücke bestehend erscheinen.

Das Schmiedeeisen ist weniger bildsam unter dem Hammer als Gold und Silber im gewöhnlichen kalten Zustande; dafür hat es aber eine größere Härte und leistet der Abnutzung größeren Widerstand. Der Huf des Pferdes, der Rand des Wagenrades würden aus Gold und Silber nicht den zehnten Theil der Zeit ausdauern, wie aus Eisen, und die Schiene aus Gold oder Silber, abgesehen von der Seltenheit dieser Metalle, würde keine Locomotive tragen können, ohne platt gedrückt zu werden. Es liegt also die Anwendbarkeit dieses Metalles nicht allein in seiner Häufigkeit, sondern vielmehr in seinen vortrefflichen Eigenschaften.

Wir haben jetzt das Eisen in zwei Formen betrachtet, schmelzbar als Gußeisen mit dem größten Gehalt an Kohlenstoff, und unschmelzbar mit dem kleinsten Gehalte, als Schmiedeeisen. Zwischen diesen beiden liegt noch eine dritte Form, der Stahl, der ebenfalls gekohltes Eisen ist, aber mit weniger Kohle als Gußeisen und mit mehr als Schmiedeeisen, und dieser Körper besitzt nun die besondern Eigenschaften, womit der Mensch den Erdball überwunden hat.

Das Gußeisen ist immer hart, es mag rasch oder langsam abgekühlt werden; das Schmiedeeisen ist immer weich unter beiden Bedingungen. Der Stahl aber hat beide Eigenschaften nach unserm Bedürfniß und Belieben. Wenn man den Stahl glühend macht und langsam erkalten läßt, so ist er, was man weich nennt; wenn man ihn aber im rothglühenden Zustande in kaltes Wasser taucht, so wird er viel härter als Gußeisen. Dieser Januskopf des Zusam-

menhanges gestattet uns, dem Stahl im weichen Zustande jede beliebige Form zu geben, und ihn dann im gehärteten Zustande zu gebrauchen. Alle schneidenden Instrumente sind deshalb ganz oder theilweise aus Stahl gebildet. Betrachten wir einen einzelnen Fall. Der Uhrmacher bedarf eines feinen Bohrers, um die sehr feinen Löcher zu bohren, worin die Zapfen der kleinen Räder laufen. Er nimmt einen sehr dünnen Stahldraht, der durch Ausglühen und langsames Erkalten weich geworden ist, und schlägt mit einem leichten Hämmerchen an einem Ende eine Platte an; dann feilt er mit einer sehr zarten Feile zwei unter einem stumpfen Winkel in der Spitze sich treffenden Facetten an, bestreicht den weichen Bohrer mit etwas Seife, um das Abbrennen des Kohlenstoffs zu verhindern, hält das Ende desselben in eine kleine Weingeistflamme, und führt dann den glühenden Draht mit einem raschen Zuge durch die Luft. Bei einem so dünnen, fast an den Durchmesser eines Pferdehaares gehenden Körper ist schon die bloße rasche Bewegung in der Luft hinreichend, ihm die nöthige Härte zu geben. Der nun gehärtete Bohrer wird auf einem Oelsteine geschliffen, um neue scharfe Schneiden zu erzeugen, und ist dann zum Gebrauch fertig.

Dickere Gegenstände, wie Feilen, Messer, Scheeren, Meißel u. s. w. werden rothglühend in kaltes Wasser getaucht und erscheinen dann hart. Sie werfen bei diesem Vorgange die schwarze Brandrinde des Feuers ab und erscheinen silberweiß und sehr hart.

Die Härtung des Stahls durch Eintauchen des glühenden in kaltes Wasser war schon Homer bekannt, und eine bestimmte Aeußerung desselben gibt uns darüber Kenntniß. Als Odysseus dem Polyphem das Auge auf der Stirn mit dem brennenden Oelbaumpfahle ausbrannte, zischte dasselbe:*

„Gleichwie, wenn sich ein Mann, Erz schmiedend die mächtige Holzaxt
Oder das Beil, laut zischend in kühlendes Wasser hinabtaucht,
Um es zu härten mit Kunst; das macht ja die Stärke des Eisens,
Also zischt auch Jenem das Aug' um den glühenden Baumpfahl."

* Odyssee, 9, 391.

Ist nun auch das Ausbrennen des Auges Fabel, so ist doch der Vergleich aus der Wirklichkeit und der Erfahrung genommen, da er noch heute ganz auf die Härtung einer Art anwendbar ist.

Mit der großen Härte nimmt die Zähigkeit ab, und das Werkzeug ist spröde. Durch eine größere Gewalt kann die Klinge des Messers ausbrechen, die Spitze der Nähnadel abbrechen, Bohrer, Säge und Feile Stücke ihres Körpers verlieren und unbrauchbar werden. Man mäßigt diese Sprödigkeit durch ein gelindes Erwärmen, was man Anlassen nennt, und der gehärtete Stahl zeigt dann eine Reihe von Farben, vom leichten Gelb anfangend, bis zum tiefsten Azurblau, woran der Mechaniker die gewünschte Zähigkeit auf Kosten der Härte erkennt. Gegenstände, die keine große Gewalt auszuhalten haben, wie Rasirmesser, können fast ohne alles Anlassen angewendet werden; Metallmeißel werden bis zu Gelb angelassen, andere Werkzeuge, welche großer Gewalt Widerstand leisten sollen, bis zur blauen Farbe. Es ist leicht einzusehen, daß Diejenigen, welche Stahlwerkzeuge gebrauchen, die größte Härte mit der größten Zähigkeit vereinigt zu sehen wünschen, und darauf gründen sich die vielen Bemühungen der Stahlfabriken, neue Stahlarten herzustellen, welche diesem Wunsche mehr entsprechen. Die Beurtheilung einer neuen Stahlsorte wird darauf hinausgehen, daß man ihm die größte Härte durch starkes Glühen und Ablöschen gibt, und dann prüft, mit welcher Gewalt er zerbrochen werden kann, oder wie er sich beim Bearbeiten von Gußeisen oder Stein als Meißel verhält.

Die größte Härte des Stahls macht ihn geeignet, dieselbe Gestalt bei großer Verwendung ohne bedeutende Abnutzung zu behalten.

Wir wollen nur einige sehr allgemein vorkommende Werkzeuge näher betrachten. Der Hammer ist zwar ein sehr einfaches, aber mit unendlicher Klugheit erfundenes Werkzeug. Seine Form ist bekannt, und sein stumpfes sowie sein scharfes Ende sind mit Stahl belegt. Ohne diesen Umstand würde bei jedem Schlage die Wirkung auf den Hammer stärker sein, als auf den Gegenstand. Man denke sich, man habe zwei Bretter von Holz durch Nägel zu vereinigen. Wenn man den Nagel hineindrücken

wollte, so würden zehn Menschen nicht im Stande sein, denselben in ein Holz durch bloßen Druck einzutreiben. Mit wenigen Hammerschlägen verrichtet ein Knabe diese Arbeit in sehr kurzer Zeit, wenn der Hammer zu dem Nagel im richtigen Verhältniß steht. Darauf kommt sehr viel an. Ein schwerer Hammer wird einen dünnen Nagel krumm schlagen, wie die zehn Menschen, welche auf einem Brette stehend ihn eindrücken wollen. In der That finden sich die Hämmer in allen möglichen Größen, von dem leichten Stahlhämmerchen des Uhrmachers, der kaum einen Zoll lang ist und die Dicke eines Federkiels hat, bis zu dem Riesenhammer Krupp's, der bei einem Gewicht von tausend Centnern eine Fallhöhe von zehn Fuß besitzt. Der schwerste Hammer, der noch mit den Händen geführt werden kann, wird zwanzig Pfund nicht übersteigen. Die Verwendungen des Hammers sind unendliche. Mit Hilfe des Hammers bringt der Stahlbohrer durch den Mont-Cenis.

Der Bohrer, den wir in seiner kleinsten Form schon betrachtet haben, dient dazu, cylindrische Löcher in Holz, Metall, Stein, Erde 2c. zu treiben. Die Riesenkanone mit vierzehn Zoll weitem Durchmesser wird ähnlich gebohrt, wie das Zapfenloch in der Taschenuhr. Der Erdbohrer, welcher unbekannte Lager von Steinkohle, Steinsalz entdecken soll, ist Bohrer und Hammer zugleich. Aus den Tiefen der Erde lassen wir verborgene Wasseradern als artesische Brunnen an die Oberfläche treten, indem wir die runde Oeffnung mit einem stählernen Bohrer durch Felsen treiben.

Die Feile dient wesentlich zum Bearbeiten von Metallen. Ein flach oder dreikantig geschmiedetes Stück weichen Stahls erhält den Hieb mit Meißel und Hammer. Der Meißel springt jedesmal aus dem eben geschlagenen Einschnitte so weit hinter denselben, daß der neue Einschnitt mit dem eben gemachten eine scharfe Kante bildet. Wenn die Feile gehauen ist, so wird sie gehärtet, und ist dann, mit einem hölzernen Stiele versehen, zum Gebrauche bereit.

Die Säge ist eigentlich eine grobe Feile, deren Zähne auf der dünnen Kante des Stahlbleches sitzen. Sie wird mit der Feile geschärft, und darf deswegen nicht die ganze Härte des Stahles haben. Mit der Säge wird eine gradlinige Trennung zweier Stücke bewirkt; sie wird meistens bei Holz verwendet. Aber auch Marmor, Kalkstein und andere Gesteine werden mit der Säge in dünne Platten zerschnitten, wobei aber rieselnder Quarzsand die Stelle der Zähne vertritt, die als solche nicht lange dauern würden. Von der Laubsäge aus einer dünnen Uhrfeder bis zur sechsfüßigen Circularsäge liegen eine unendliche Zahl von Formen.

Der Meißel ist an sich ein Keil, der mit seiner Schneide in einen Stoff eindringt, und Stücke von demselben loslöst. Den schärfsten Winkel hat er im Rasirmesser, den stumpfsten, wenn er auf Gußeisen angewendet wird. Messer, Scheere, Hobeleisen, Grabstichel, Pflugschar, Erdbohrer sind nur verschiedene Formen des Meißels. Alle diese Werkzeuge können nur aus Stahl gearbeitet dauernd gebraucht werden. Je langsamer der Stahl sich abnutzt, desto schwieriger ist er auch nach geschehener Abstumpfung wieder zu schärfen. Das schwierige Schleifen ist immer noch ein Gewinn gegen das öftere Schleifen. Es bedarf keines Beweises, daß der Mensch sich nur mit Hilfe des Stahls zum Herrn der Erde gemacht hat; er durchbohrt die Alpen, um mit dem Eisenbahnzug hindurch zu eilen, auf eisernen Schienen, mit eisernen und stählernen Bewegungsmaschinen; er schließt daß Innere der Erde auf mit dem Erdbohrer und bricht die granitnen Säulen aus dem Erdgerippe los.

Außer der Härte und der Widerstandsfähigkeit besitzt der Stahl noch eine wunderbare Eigenschaft in seiner Federkraft oder Elasticität, worin er bei gleicher Stärke von keinem Körper unserer Erde übertroffen wird. Wenn man eine dünne Stahlplatte erst härtet, dann langsam auf einem heißen Eisenbleche bis zur braungelben oder blauen Farbe anläßt, so besitzt dieses Stück Stahl eine große Federkraft. Es läßt sich biegen, drehen, aufwickeln und springt nach Aufhören der äußern Gewalt in seine frühere Form zurück. Die Stahlfeder dient zur Aufbewahrung von Kraft und allmäliger Verwendung derselben. Es ist bekannt, daß wir uns dieser Eigenschaft bedienen, um eine Taschenuhr einen Tag lang, und eine Pendule drei Wochen gehen zu machen. In dem kleinen Gewichte Stahl ist nach vollständigem Aufwinden eine solche Menge Kraft vorhanden, daß, wenn die Feder un-

versehens aus dem Federhaus herausspringt, sie unter ungünstigen Verhältnissen einen Finger abschneiden oder das Handgelenk bis auf den Knochen durchschneiden kann. Die Hauptfeder in der Uhr dient als bewegende Kraft und ersetzt das Zuggewicht der Wanduhr. Noch viel merkwürdiger ist die Wirkung der sehr dünnen Spiralfeder, welche die Unruhe hin- und herzieht, und dadurch die Zeit mißt. Die Spiralfeder ersetzt die Schwerkraft an der Wanduhr und sie ist die eigentliche Seele der Uhr. Wenn wir in jeder Secunde nur zwei Schwingungen derselben annehmen, in den meisten Uhren sind es zwei und eine halbe Schwingungen, so macht die Spirale an der Taschenuhr täglich 172800, und im Jahre 63 Millionen Schwingungen. Die Spiralfeder kann in einer Uhr achtzig bis hundert Jahre lang gehen, wenn alle andern Theile der Uhr bereits mehrmal ersetzt worden sind, ohne an ihrer innern Kraft zu verlieren, und in diesem Zeitraum hat sich das kleine Herzchen der Uhr sechstausendmillionenmal zusammengezogen und wieder ausgedehnt. Das menschliche Herz macht zwar auch bei 70 Pulsschlägen in der Minute und einer Lebensdauer von 70 Jahren 2535 Millionen Contractionen, allein es bedarf dazu täglich einer sehr bedeutenden „Herzstärkung," hat aber dann auch eine größere Arbeit zu leisten, und wenn es gut ist, „schlägt es der ganzen Menschheit."

Die Eigenschaft des Stahles, sich ohne Veränderung so viele millionenmal beugen und strecken zu lassen, muß wohl als eine sehr edle bezeichnet werden, obgleich man im gewöhnlichen Sinne das Eisen nicht zu den edlen Metallen rechnet. Kein anderes Metall würde diesen Dienst in gleichem Maße leisten können. Adel ist auch in der metallischen Welt. Der Stahl „zahlt mit dem was er ist," mit seiner Härte, Elasticität, mit allen seinen Eigenschaften; an der Arbeit selbst nimmt er keinen Antheil: der Meißel bleibt derselbe, mag er Holz oder Granit bearbeiten müssen. Es ist nicht die Häufigkeit des Vorkommens des Eisens, was es zu so vielen Verwendungen dienlich macht, sondern die Eigenschaften desselben sind es, die es dazu unentbehrlich machen.

Der Werth einer Sache hängt von ihrem Nutzen ab, der Preis aber zugleich davon, ob sie häufig oder selten ist. Wasser hat den höchsten Werth, aber den geringsten Preis, Diamant hat außer dem Schneiden des Glases keinen Werth, aber den höchsten Preis. Als Schmuck kann er entbehrt oder durch Glas und andere Gesteine ersetzt werden; Werth und Preis tauschen augenblicklich ihre Größen, wenn die Verhältnisse der Seltenheit wechseln. Bei der verdurstenden Karawane in der Sahara, auf dem verschlagenen Boote des Schiffbruches würde Jeder den Kohinoor gegen eine Flasche Wasser austauschen. Hier gibt nur mehr der Werth den Ausschlag. Wäre Eisen nicht so häufig, so würde sein Preis den des Goldes übersteigen. Die stählerne Magnetnadel, woran das Leben aller Seefahrenden hängt, kann durch alle Goldklumpen Californiens nicht ersetzt werden, und in dem Rettungsboote ist sie ein größerer Schatz, als alle zugleich geretteten Güter. In stürmischer Nacht, wo kein Stern am Himmel leuchtet, schaut der Pilot unverwandt auf den hellbeleuchteten Compaß und folgt seinen kleinsten Zuckungen. Alle Schätze von Delhi und Samarkand würden in diesem Augenblicke werthlos gegen die kleine Nadel sein. Ja, die Natur hat in ihrer Verschwendung auch diese Eigenschaft an das Eisen und den Stahl geheftet. Das Eisen wird durch einen elektrischen Strom zum Magneten und zieht dann anderes Eisen an, oder bewegt eine magnetische Nadel. Und mit diesem Hilfsmittel pflanzen wir Gedanken über die Rücken der Alpen, über den Boden des Oceans auf einen andern Welttheil fort. Zwar folgen auch Kobalt und Nickel dem Magnete, aber mit weniger Kraft als das Eisen und der Stahl, und es haben diese beiden Metalle nicht die beiden Formen des Eisens, worin es den Magnetismus noch annimmt und wieder verliert, wie im Anker des Telegraphen, oder dauernd festhält, wie in der gehärteten Magnetnadel. Kein anderes Metall hat einen Stahl.

Nach dem Satze „noblesse oblige" ist auch dem Eisen in der lebenden und todten Natur eine große Rolle zugefallen.

Der einzige Stoff des thierischen Körpers, welcher immer Eisen als einen wesentlichen Bestandtheil enthält, sind die rothen Blutkörperchen. In dieser merkwürdigen Substanz befindet sich Eisen in einem durch die Chemie noch nicht unzwei-

felhaft festgestellten Zustande, aber es scheint zweifellos, daß es der eigentliche Träger des Sauerstoffes ist. Es vermittelt die Atmosphäre und das innere Leben des Körpers. Das Eisen hat zwei Oxyde, das rothe Oxyd und das schwarze Oxydul, und man sucht darin die Ursache der rothen Farbe des arteriellen und der dunklen Farbe des venösen Blutes, wenngleich ohne allen Beweis. Es läßt sich nicht nachweisen, daß das rothe Oxyd, wenn es im Körper in Oxydul und in Kohlensäure übergeführt wird, noch Wärme frei machen könne. Wo aber das Eisen im Blute fehlt, tritt Blässe und Schwäche ein; mit seiner Aufnahme aber wieder Lebensfrische und Kraft.

In der todten Natur wird Eisenoxyd durch Reste organischer Wesen in Oxydul umgewandelt, und die organischen Stoffe verwandeln sich in Kohlensäure. Das Eisen hat somit die Verrichtung, daß es alle Reste abgestorbener Wesen wieder in die große Staatscasse der Atmosphäre zurückführe, damit sie nicht aus dem großen Capital ausscheiden. Als Eisenoxydul ist es sogleich in Kohlensäure beweglich und kann seinen Ort verlassen.

Als Oxyd wird es unlöslich und fixirt, bis organische Stoffe zu ihm kommen und es wieder frei machen. So wandert es unablässig in den obern Schichten der Erde, und gibt alle auf seinem Wege liegenden Reste untergegangener Pflanzenwelten wieder als Kohlensäure an die Atmosphäre oder an die Wurzeln lebender Pflanzen ab, die aus Kohlensäure ihren neuen Körper bauen. Es ist dies das Athmen der Erde im großen Maßstabe, und das Eisen ist der nie ruhende Ueberträger des Sauerstoffs.

Daß wir das Eisen auch in der Schreibdinte und in manchen Farben anwenden, scheint untergeordnet nach dem, was wir bis jetzt von ihm betrachtet haben, obgleich eine tiefschwarze Dinte ohne Eisen auch nicht leicht zu beschaffen ist.

Das Eisen gibt uns das schönste national-öconomische Beispiel von der Erhöhung des Werthes und Preises durch die Arbeit. Das rohe Gußeisen in Massen ohne brauchbare Form und zum Umschmelzen bestimmt, wird vielfach zu 11 Thaler die 1000 Pfund verkauft, wodurch sich das Pfund zu nahe 4 Pfennigen stellt. In brauchbare Formen gegossen, stellt sich das Pfund zu 1 bis $1\frac{1}{2}$ Silbergroschen, je nach der Schwierigkeit des Gusses.

Als Schmiedeeisen in groben Massen steht es zu 1 bis $1\frac{1}{2}$ Silbergroschen das Pfund; als Kesselblech verarbeitet zu 5 Silbergroschen. Der ordinäre Stahl wird zu $7\frac{1}{2}$ bis 10 Silbergroschen angeboten, zu feinem Draht gezogen kommt der Gußstahl schon zu 1 bis $2\frac{1}{2}$ Thaler das Pfund. Die schweren gußstählernen Achsen der Dampfschiffe werden fertig bearbeitet zu 1 Thaler das Pfund geliefert. 25 Nähnadeln wiegen 1,07 Gramm und kosten 1 Silbergroschen. Aus 1 Pfunde Eisen können 467 dieser Päckchen, zu 25 Nadeln, gearbeitet werden, und diese kosten dann 467 Silbergroschen oder nahezu $15\frac{1}{2}$ Thaler. Eine Feder für eine Taschenuhr wiegt 1,55 Gramm. Es können 323 Stück dieser Federn aus 1 Pfunde, wenn man von dem Arbeitsverlust, der nicht gut zu ermitteln ist, absieht, gearbeitet werden, und diese Federn kosten im Groß 5 Silbergroschen das Stück, feinere $7\frac{1}{2}$ Silbergroschen. Es berechnet sich darnach das Pfund zu 54 und im zweiten Falle zu 81 Thaler.

Eine Spirale einer Taschenuhr wiegt 6 Milligramme und kostet 1 Silbergroschen. Nach dem Gewichte der einen wiegen 83000 dieser Spiralen 1 Pfund und kosten dann 2770 Thaler. Der Uhrmacher kann aber eine neue Spirale nicht unter 10 Silbergroschen einsetzen, weil er erst eine Menge dieser kleinen haarförmigen Drähtchen einsetzen und die Uhr gehen lassen muß, um zu sehen, ob er eine richtige Stärke getroffen hat. Dabei verliert er ziemlich viel Zeit. Durch das Einsetzen wird der Preis der Spirale auf das Zehnfache erhöht und das Pfund derselben stellt sich zu 27700 Thaler.

In den früher mehr als jetzt beliebten Cylinderuhren befindet sich ein kleines Cylinderchen von Stahl, welches kaum die Dicke eines feinen Strickdrahtes und kaum die doppelte Höhe hat. Dieses Cylinderchen muß hohl gebohrt, dann seitlich zum Durchgehen der Zähne des Steigrades aufgeschnitten, dann gehärtet, dann innen und außen auf das feinste polirt werden. In dieses kleine Hohlcylinderchen von einer fabelhaften Dünne der Wände müssen nun oben und unten die mit Zapfen versehenen Endstücke eingetrieben werden, so daß sie festsitzen, und daß der Cylinder um diese

seinen Zapfen mit der Unruhe schwingen könne. Bei diesem Eintreiben der Zapfen kann nun sehr leicht das Cylinderchen aufgesprengt werden, und dann ist die Arbeit von mehreren Tagen verloren und muß von Neuem begonnen werden. Es wird es also Niemand für einen zu hohen Preis halten, wenn für einen solchen Cylinder und sein Einsetzen in die Uhr 3 Thaler verlangt werden. Damit stellt sich das Pfund Stahl zu 342900 Thaler. Geschicktere Künstler lassen sich diese Arbeit mit 5 Thaler bis zu 1 Friedrichsd'or bezahlen. Damit stellt sich das Pfund Stahl zu dem fabelhaften Preise von 571500 Thaler.

So ist das Pfund Eisen durch bloße Bearbeitung von dem Preise von 4 Pfennigen zu dem Preise von einer halben Million Thaler gestiegen, wenn wir die 71500 Thaler für Abbrand und Stoffverlust absetzen wollen.

In der That ist die ganze Geschichte des Menschen, sein körperliches Leben und seine geistige Entwicklung an die wunderbaren Eigenschaften dieses verbreitetsten aller Metalle geknüpft. Und dennoch bietet ihm die Erde nicht das kleinste Stückchen desselben im brauchbaren Zustande dar, sondern er muß es erst durch seine Kunst aus den Erzen ausscheiden und ihm die Form und die besondern Eigenschaften geben, die er gebraucht. Indem der Mensch das Eisen machen gelernt hat, hat dies ihn zum Menschen und zum Herrn der Erde gemacht.

Petroleum als Heizmaterial.

Von

August Vogel.

Ungeachtet seiner Feuergefährlichkeit hat das Petroleum sowohl durch Billigkeit als hohen Leuchtwerth seit Jahren in der Beleuchtungsfrage einen revolutionären Umschwung hervorgerufen; mußte doch, wie bekannt, in einigen Städten jüngst die Gaseinrichtung dem Petroleumlichte weichen. Nun hat sich aber für das Petroleum noch eine andere Seite der Anwendung eröffnet, indem man dasselbe mit Vortheil auch zur Heizung, namentlich zur Dampfkesselfeuerung, zu benutzen versucht. Dieser neue Zweig der Verwerthung des Petroleums ist von einigen Technikern als verwerflich bezeichnet worden und zwar mit scheinbar zulässigen Gründen. Allerdings würde nämlich durch eine allgemeinere Einführung des Petroleums als Heizmaterial der Verbrauch dieses als Leuchtstoff so überaus werthvollen Oeles wesentlich gesteigert werden und unter der Annahme, daß dasselbe doch nicht unerschöpflich scheint, könnte der Vorrath plötzlich ausgehen und wir so die unersetzliche Lichtquelle schwer entbehren müssen. Ich möchte im Interesse der Sache diesen dem Petroleum als Heizmaterial von ängstlichen Gemüthern gemachten Vorwurf etwas näher betrachten, hierin einer vortrefflichen Darstellung über diesen Gegenstand im Kunst- und Gewerbeblatt (Märzheft 1868, Dr. Zängerle) folgend.

Zur Beantwortung der Frage, ob die Petroleumquellen unerschöpflich sind, müssen wir, wie bei allen augenblicklich nicht zu lösenden Fragen über geheimnißvolle Naturerscheinungen, vom Bekannten auf das Unbekannte schließen. Es ist aber bekannt, daß die Orte, welche schon in der frühesten Vorzeit Asphalt und mit Petroleum imprägnirte Substanzen geliefert haben, diese Stoffe auch noch heute gewinnen lassen. Ninive und Memphis, ebenso die Stadtmauern von Babylon sind mit Asphaltmörtel gebaut, wozu der Asphalt durch Verdampfung von Petroleum aus den Oelquellen bei Is am Euphrat gewonnen war. Herodot erwähnt schon der Petroleumquellen von Zakanthus, dem heutigen Zante, welche heutzutage noch fließen und zwar um so ergiebiger, je schneller ihnen das Oel entzogen wird. Plutarch beschreibt den brennenden Petroleumsee bei Ekbatana, Plinius und Dioscorides berichten über das Steinöl von Agrigent und Sicilien, welches die Einwohner zur Beleuchtung benutzten.

Diesen kurzen historischen Nachweisen, welche uns die seit Jahrtausenden unveränderte Ergiebigkeit einiger Petroleumquellen bezeugen, sind auch nicht minder schlagende Beispiele aus neuerer Zeit an die Seite zu stellen. Es ist bekannt, daß seit der Entdeckung der amerikanischen Petroleumquellen (August 1859) sich der Petroleumverbrauch von Jahr zu Jahr enorm gesteigert hat. Die Production aber hält

gleichen Schritt mit der Zunahme des Consums, ja die Oelproduction übersteigt gegenwärtig, wie der niedere Preis des Petroleums zeigt, bei weitem die Consumtion. Wenn als Ausnahme von der Regel in Galizien die Production in Abnahme begriffen erscheint, so ist die Ursache nicht in dem Versiegen oder Nachlassen der Quellen zu suchen, sondern vielmehr in dem Umstande, daß das galizische Petroleum in Folge der höhern Productions- und Transportkosten mit dem amerikanischen nicht zu concurriren vermag.

Solche Thatsachen können uns doch wohl über die Besorgniß des allmäligen oder gar plötzlichen Versiegens der Petroleumquellen so ziemlich beruhigen und wir haben fürwahr keinen Grund, einer Verwendung des brillanten Leuchtstoffes auch als zweckmäßigen Feuerungsmaterials in ängstlicher Vorsicht entgegenzutreten.

Zu dieser fast seit Jahrtausenden unveränderten Ergiebigkeit der Petroleumquellen kommt nun aber noch die im hohen Grade wahrscheinliche Annahme, daß das Erdöl sich fort und fort auch in unseren Tagen erzeuge. Freilich scheinen die Herren Gelehrten über diese Frage noch nicht ganz im Reinen zu sein. Wir können uns indeß nicht mit der Ansicht befreunden, daß das Petroleum als das Terpentinöl der vorweltlichen Pinien, abdestillirt durch die innere Erdwärme, zu betrachten sei; hiernach wäre der Bildungsproceß des Erdöls allerdings ein abgeschlossener. Viel wahrscheinlicher ist das Petroleum ein Product der unterirdischen Verkohlung organischer Körper. Auf die begrabenen Pflanzen und Thiere lagerte sich Schlammdecke auf Schlammdecke, theils wurden sie in den folgenden Erdumwälzungen von den Meeresfluthen überströmt und die aus dem Meereswasser sich absetzenden oder beim Verdampfen des Wassers zurückbleibenden festen Bestandtheile des Meeres, wie Kochsalz, Thon und Sand, bildeten mit der Zeit einen felsartigen Ueberzug über dieselben. Es ist anzunehmen, daß bei der unter diesen Umständen vor sich gehenden Vermoderung der organischen Stoffe Kohlenwasserstoffgase entstanden sind, welche ja immer sich bilden, wenn organische Stoffe unter Abschluß der Luft vermodern, wie wir dies z. B. bei den Torfmooren täglich sehen. Waren diese Gase durch eine Felsen- oder Thondecke am Entweichen gehindert, so mußte jedenfalls ein Augenblick eintreten, wo sämmtliche leeren und porösen Räume mit Gasen erfüllt waren und letztere einen Druck auf sich selbst auszuüben anfingen. Da der Druck nicht allein fortdauerte, sondern auch entsprechend stieg, so mußte ein Theil dieser Gase als Oel condensirt werden, wodurch gleichzeitig Wärme frei wurde, welche die weitere Entwicklung der Gase begünstigte. Diese Annahme schließt keineswegs aus, daß außer der Selbstzersetzung nicht auch andere Umstände, wie innere Erdhitze, vulcanische Einflüsse u. s. w. bei der Bildung des Petroleums mitgewirkt haben. Aus der Zusammensetzung der verschiedenen Braun- und Steinkohlen, verglichen mit deren verschiedenen Destillationsproducten, läßt sich annehmen, daß die Bildung des Petroleums stattfindet, wenn die Braunkohlen in Steinkohlen übergehen. So lange organische Stoffe im Innern der Erde der Selbstzersetzung unterworfen sind, so lange wird sich das Petroleum forterzeugen.

Berücksichtigt man nun, daß ein großer Theil der Petroleumlager noch gar nicht zur Ausbeute in Angriff genommen ist, so dürfen wir wohl zum Schlusse gelangen, daß die Besorgniß vor Mangel an Material einem ausgedehnteren Gebrauche des Petroleums nicht im Wege stehen darf. Der Preis des Petroleums und seine Heizkraft gegenüber den bisherigen Heizmaterialien, Holz, Steinkohlen, Torf, Weingeist u. a., dies sind die einzigen Momente, welche in Betracht kommen, wo es sich um die Einführung des Petroleums bei Kesselfeuerungen, in Laboratorien und Haushaltungen unter geeigneten Heizvorrichtungen handelt.

Möge uns, wenn wir hiernach der Anwendung des Erdöls als Heizmaterial das Wort reden, nicht die leichtsinnige Befolgung des frivol-königlichen Grundsatzes: „Après moi le deluge,“ zum Vorwurfe gemacht werden.



Neuestes aus der Ferne.

Große Bäume in Australien.

Seltsam contrastirt in Australien mit der allgemeinen Kleinheit der Thierformen die kolossale Größe vieler Pflanzen. In einer Broschüre des besten Kenners der australischen Flora, Dr. Ferdinand Müller in Melbourne („Australian Vegetation, considered especially in its bearings upon the occupation of the Territory and with a view of unfolding its resources“), findet sich über die Baumriesen Australiens unter Anderem Folgendes: „Die wunderbare Höhe einiger australischer Bäume und besonders der in Victoria ist der Gegenstand genauerer Forschung geworden, seitdem kürzlich vorzüglich durch das Vordringen der Goldsucher ein leichterer Zugang zu den hinteren Schluchten unseres Bergsystems gewonnen worden ist. Einige erstaunenswerthe, auf wirklichen Messungen beruhende Data liegen jetzt vor. Der höchste früher bekannte Baum war eine Karri-Eucalyptus (Eucalyptus colossea), die von Herrn Pemberton Walcott in einer der reizenden Schluchten des Warrenflusses in Westaustralien gemessen wurde, wo sie sich zu annähernd 400 Fuß erhebt. In den hohlen Stamm dieser Karri konnten drei Reiter mit zugehörigem Packpferde hineinreiten und sich darin umdrehen, ohne abzusteigen. Auf meinen Wunsch maß Mr. D. Bayle in den tiefen Schluchten von Dandenong eine gefallene Eucalyptus amygdalina und fand eine Länge von 420 Fuß, während Mr. G. Klein's Messung einer Eucalypte auf dem 10 englische Meilen von Healsville entfernten Black Spur 480 Fuß ergab. Mr. E. B. Hayne erhielt zu Dandenong als Maße einer Eucalyptus amygdalina: Länge des Stammes vom Boden bis zum ersten Zweige 295 Fuß, Durchmesser des Stammes am ersten Zweige 4 Fuß, Länge des Stammes vom ersten Zweige bis da, wo seine Spitze abgebrochen war, 90 Fuß, Durchmesser des Stammes, wo er abgebrochen war, 3 Fuß, ganze Länge des Stammes bis zur Bruchstelle 385 Fuß, Umfang des Stammes 3 Fuß über dem Boden 41 Fuß. Ein noch dickerer Baum maß 3 Fuß über dem Boden 53 Fuß im Umfang. Mr. George Robinson bestimmte in den hinteren Bergketten von Berwick den Umfang einer Eucalyptus amygdalina zu 81 Fuß in einer Höhe von 4 Fuß über dem Boden und vermuthet, daß diese gegen die Quellen der Flüsse Yarra und Latrobe hin gefundene Eucalypte eine Höhe von 500 Fuß erreicht. Derselbe Herr fand, daß Fagus cuninghami bis 200 Fuß hoch und 23 Fuß dick wird. Ein interessanter Vergleich läßt sich zwischen den größten dieser Bäume und den zwei höchsten Bauwerken der Erde anstellen. Wenn man nämlich den Thurm des Straßburger Münsters, welcher seine luftige Spitze bis zu einer Höhe von 466 Fuß emporsendet, oder die große 480 Fuß hohe Pyramide des Cheops in jenen Bergketten neben solchen Waldriesen aufbaute, so würden beide wahrscheinlich von Eucalypten überschattet werden.

Es ist nicht anzunehmen, daß der Zu-

fall bis jetzt grade zu den höchsten Bäumen geführt habe, und es mag an abgeschlossenen und wenig zugänglichen Orten noch manche Eucalypte geben, welche die bis jetzt bekannten größten ihrer Art noch überragt. Es scheint jedoch fast außer Zweifel, daß die Bäume von Australien, obgleich augenscheinlich nicht an Dicke, so doch an Länge, selbst mit den berühmten Baumriesen Californiens, deren höchste sich an ihren Lieblingsplätzen in der Sierra Nevada zu 450 Fuß erheben, wetteifern und sie noch überragen. So muß in Bezug auf die Höhe den Bäumen in Victoria augenscheinlich der Preis zuerkannt werden.

Nachrichten von Dr. Livingstone und Richard Brenner. Theodor Kinzelbach's Tod.

Nach „Petermann's Mittheilungen“ trafen am 9. April in Gotha zwei höchst erfreuliche Telegramme ein.

Seit anderthalb Jahren war man in banger Sorge um das Schicksal David Livingstone's, der nach Aussage seiner Diener von der Insel Johanna etwa im September 1866 unfern vom südwestlichen Ufer des Nyassa erschlagen worden sein sollte. Da meldet nun ein Telegramm aus London: „Sir Roderick Murchison erhielt Briefe von Livingstone via Zanzibar. Livingstone ist wohlbehalten auf der Heimreise begriffen, seine Reise war erfolgreich.“

Die ersten näheren Nachrichten lesen wir in der Köln. Zeitung: „London, 9. April. Livingstone lebt und die Johannaleute haben gelogen. Der berühmte Reisende hat im Anfange des Jahres 1867 am Tanganjikasee Briefe geschrieben und kann also nicht im Herbste 1866 am Nyassasee erschlagen worden sein. Der Präsident der Geographischen Gesellschaft, Sir Roderick Murchison, sieht sich für die Zuversicht, mit welcher er der Rückkehr seines Freundes entgegensah, endlich dadurch belohnt, daß er die frohe Bestätigung in folgendem Schreiben der Oeffentlichkeit übergeben kann: „Ich habe eben einen Brief aus Zanzibar vom 4. Februar erhalten, worin Dr. Kirk mir die Ankunft des so lange erwarteten arabischen Boten Bunduki anzeigt, der Depeschen und Briefe von Dr. Livingstone selbst mitgebracht hat. Dr. Kirk's Schreiben wird in der nächsten Sitzung der Geographischen Gesellschaft vom 27. April zur Verlesung kommen (vor welchem Tage die Depeschen selbst hoffentlich hier schon eingetroffen sein werden), und ich theile in Folgendem vorläufig nur einen Auszug mit. Die jetzt erhaltenen Nachrichten bestätigen die Ermittelungen, welche die zu Livingstone's Aufsuchung abgesandte Expedition uns überbrachte, daß nämlich der Reisende seinen Weg um das südliche Ende des Nyassasees genommen habe. Wie sich jetzt herausstellt, wanderte er von dort am westlichen Ufer des Sees entlang nach Norden und kam im Laufe der Zeit in Lobisa an, einer vormals dicht bevölkerten, gegenwärtig aber fast verödeten Stadt. In diesen hoch gelegenen, mit feuchten Waldungen bedeckten und kein Wild darbietenden Gegenden mußte Livingstone mit seiner Gesellschaft manchmal bösen Hunger leiden; als sie sich jedoch dem südlichen Ende des Tanganjikasees näherten und Mtuka im Wembalande erreichten, fanden sie Vieh und sonstige Nahrung im Ueberfluß und erholten sich von ihren Entbehrungen. Hier traf Livingstone auch mit den Handelskarawanen aus Zanzibar zusammen und übergab seine Briefe dem Araber Bunduki, der sie nun zwölf Monate lang in seinem Besitze gehabt hat. Zuverlässige Nachrichten sind gleichfalls in Zanzibar eingetroffen, nach welchen Livingstone weiterhin in Udschidschi, halben Weges den Tanganjikasee entlang, angekommen ist, wo schon lange Vorräthe und Briefe aus England und Zanzibar seiner warteten. Die klaren Beweise, welche die Booterpedition unter der Führung des Herrn Young vom Nyassasee zurückbrachte, haben die meisten meiner Landsleute überzeugt, daß mein Urtheil über die Unglaubhaftigkeit der Geschichte von Livingstone's Ermordung richtig war.

„Seitdem aber haben Viele die Möglichkeit bezweifelt, daß mein theurer Freund jemals aus dem Herzen Afrika's zurückkehren werde. Mit unseren jetzigen erfreulichen Nachrichten mag nun ein Jeder mit mir der Aussicht entgegensehen, David Livingstone bei seiner Rückkehr in das ihn bewundernde Vaterland begrüßen zu können.“ Der Ort Mtuka, wo Livingstone die Karawanen traf und seine Briefe abgab, ist das auf Petermann's Karte verzeichnete Mutucuta im Lande Muemba. In Udschidschi ist der Reisende auf die Spur Speke's aus dem Jahre 1857 ge-

kommen und wird wahrscheinlich von dort nordwärts zu der berühmteren Route von Speke und Grant aus den Jahren 1860 bis 1863, also unmittelbar in das Quellgebiet des Nil vorgedrungen sein."

Schwere Sorge trugen in letzterer Zeit auch die Angehörigen Richard Brenner's, da seit August 1867 keine Nachricht von ihm eingelaufen war. Er hatte damals die Flüsse Dana und Ost an der ostafrikanischen Küste explorirt und wollte versuchen, mit 100 Bewaffneten, die ihm der Galla-Sultan Zimba mitgegeben, Berderah am Djuba zu erreichen, also die Höhle des Löwen selbst, in der Baron v. d. Decken seinen Tod gefunden hatte. Ein zweites Telegramm aus seiner Vaterstadt Merseburg bringt nun die frohe Kunde, daß er im Februar 1868 aus den Gallaländern nach Zanzibar zurückgekehrt war, nachdem er die Landschaft zwischen dem Danafluß und dem obern Djuba erforscht hatte.

Leider sind aber diese Freuden nicht ohne bitteren Beigeschmack. Zwei Reisende hat das berüchtigte Afrika wieder freigegeben, aber ein Dritter ist ihm zum Opfer gefallen: Theodor Kinzelbach, der frühere Begleiter v. Heuglin's und Munzinger's, dem wir die zahlreichen sorgfältigen Positions- und Höhenbestimmungen zwischen Massaua und Chartum verdanken, ist in den Tagen vom 20. bis 26. Januar 1868 in der Somalistadt Jilledy (vier Stunden von Makdischu) im Hause des Sultan Achmed Jussuf gestorben, nachdem er fast ein Jahr lang in Barawa Vorbereitungen zu einer größeren Erforschungsreise in's Innere getroffen hatte.

Die deutsche Nordpolexpedition, 1868.

Ueber die endlich zu Stande gekommene deutsche Nordpolexpedition, welche Dr. Petermann in Gotha auf großartige Weise gefördert hat, ist nun ein ausführlicher Bericht erstattet, dem wir einige Notizen entnehmen:

Ueber die Wichtigkeit einer Nordpolexpedition hat sich bereits die ganze wissenschaftliche Welt ausgesprochen. Zunächst in geographischer Beziehung verspricht sie eine große Ausbeute für alle Zweige der Geographie und Naturwissenschaften, umfaßt doch die Erforschung der arktischen Centralregion die wichtigsten Aufgaben, die es auf unserer Erde noch zu lösen gibt. Nicht blos, daß dort ein Raum von 140,000 Quadratmeilen (größer als der ganze Continent von Australien) noch völlig unbekannt ist und in seinen topischen Grundzügen der Entdeckung harrt, sondern die mit jedem Tage wichtiger und gemeinnütziger werdende Meteorologie, sowie die Geologie, Hydrographie, die Meeresströmungen, der Erdmagnetismus, die Zoologie, Botanik und Ethnographie — sie culminiren in ihren interessanten Problemen geradezu in der Polarregion.

Ueber den vielseitigen Werth solcher Expeditionen sprach sich schon in dem praktischen, riesig sich entwickelnden Amerika der berühmte Capitän Maury, dem die Schifffahrt, der Handel und die Cultur der ganzen Erde so viel verdanken, folgendermaßen aus: „Die Expeditionen, welche zur Erforschung unbekannter Meere ausgesendet wurden, haben den Vorrath menschlicher Kenntnisse bedeutend vermehrt und den Ruhm der Nationen, den Glanz der Kronen erhöht. Marinen sind nicht nur für den Krieg. Der Friede hat seine Eroberungen, die Wissenschaft ihren Ruhm, und keine Marine kann sich schönerer Ruhmeskränze rühmen, als derer, die auf dem Felde geographischer Erforschungen und physikalischer Untersuchungen gesammelt worden sind."

Die preußische und auch die österreichische Regierung haben sich ernstlich mit der Ausführung des Projectes der deutschen Nordpolexpedition beschäftigt, aber aus naheliegenden Gründen hat dasselbe noch nicht von dieser Seite her realisirt werden können. Für Deutschland dürfte überhaupt noch nicht die Zeit gekommen sein, daß seine Regierungen Werke des Friedens dieser Art zur Ausführung bringen oder fördern helfen; Alles, was in dieser Richtung bisher von uns Deutschen geschehen ist, geschah von der Nation selbst oder von einzelnen Privatleuten. Baron v. d. Decken verwandte etwa 600,000 Thaler auf die Erforschung von Ostafrika und opferte dabei sein eigenes Leben; der Bürgermeister von Löwenigh aus Burtscheid rüstete schon im Jahre 1827 eine Nordfahrt aus, auf der er mit einer kleinen Segelschaluppe immerhin eine höhere Nordbreite erreichte als die Franklin'sche Expedition und alle die zahlreichen englischen Expeditionen, die zu ihrer Aufsuchung ausgingen; die Resultate gehören zu dem Besten, was bisher über die

Bäreninsel und Spitzbergen beobachtet und publicirt worden ist. Neuerdings (im Jahre 1861) führte Consul Berna aus Frankfurt, begleitet von Karl Vogt u. A., eine ähnliche Nordfahrt aus.

Schon in der Casseler Versammlung vom 11. November 1867, als bei der Verhandlung des Nationalvereins über die Verwendung der Flottengelder der Gedanke der Nordpolexpedition in Vorschlag kam, wurde von Dr. Breusing, dem Director der Steuermannsschule zu Bremen, auf einen Mann hingewiesen, der ganz besonders zur Führung geeignet sei, und zwar in folgender Weise: „Ich habe den Schülern der Steuermannsschule, an der ich angestellt bin, von der Nordpolfahrt gesagt. Hätten Sie da den Jubel gesehen! Ein ehemaliger Schüler von mir, Karl Koldewey, der jetzt auf der Universität Göttingen studirt, hat sich gegen mich erboten, alle Lebenshoffnungen im Stiche zu lassen und an der Nordpolfahrt Theil zu nehmen, koste es auch das Leben, da man doch wisse, man sterbe für den Ruhm des deutschen Namens. Als Vertreter dieses Seemannsstandes stehen wir vor Ihnen und sagen: Geben Sie ihm Gelegenheit, sich zu bewähren!“

Dieser Karl Koldewey, so warm empfohlen von einem der ausgezeichnetsten Vertreter des deutschen Seewesens, ist der Befehlshaber der von Bergen ausgehenden deutschen Nordpolexpedition.

Obersteuermann und zweiter Befehlshaber ist R. Hildebrandt, Sohn des Predigers Hildebrandt in Magdeburg, ebenfalls ein erfahrener, tüchtiger, junger, thatkräftiger Seemann, ebenfalls gebildet in der Bremer Steuermannsschule unter Director Dr. Breusing.

Die übrige Mannschaft besteht aus einem erfahrenen Schiffszimmermann, Johann Werbel aus Neufähr bei Vegesack, der schon mehreremale im Eise gewesen ist, sieben ausgesuchten Bremer und zwei erfahrenen norwegischen Seeleuten aus Tromsö; im Ganzen dreizehn Mann.

Nachdem in Bremen und Hamburg, unter der erfahrenen und unermüdlichen Beihilfe von Dr. Breusing, Director der Bremer Steuermannsschule, Herrn v. Freeden, Director der norddeutschen Seewarte, und anderer ausgezeichneter Autoritäten, alle seemännischen Vorbereitungen ausgeführt und eingeleitet worden waren, ging Koldewey am 3. April von Hamburg nach Bergen, um dort ein passendes Schiff für die Expedition zu acquiriren und das Weitere zu besorgen.

Bereits am 9. April kam die telegraphische Nachricht, daß ein passendes, ganz neues Schiff gefunden und angekauft worden sei. „Meine kühnsten Erwartungen und Hoffnungen,“ schrieb Koldewey, „sind übertroffen. Ich habe gleich am ersten Tage meines Hierseins ein ganz neues, stark gebautes Schiff von achtzig Tons Größe vorgefunden, ganz wie ich es mir gewünscht hatte, Holz gesund, Alles neu und äußerst stark gebaut, wie ich es nicht besser verlangen konnte. Obgleich vorzugsweise für Polarreisen gebaut, werde ich es noch ganz besonders verstärken lassen, namentlich werden vom Buge bis zum Mast eine starke Haut und darüber Eisenplatten, innen verschiedene Querbalken in der Höhe der Wasserlinie, nebst weiteren Knien und Verstückungen im Buge angebracht, Logis und Cajüte vergrößert und zweckmäßige Räumlichkeiten zur Bewahrung des Proviantes hergestellt. So wird es schon einen ordentlichen Stoß im Eise vertragen können, und ich hoffe alsdann mit meiner guten Bemannung und Gottes Hilfe schon etwas zu erreichen. So sehr ich auch auf Sparsamkeit Bedacht nehme, so darf ich doch auch wiederum nicht die geringste Kleinigkeit vergessen, wenn ich einen günstigen Erfolg sichern will.“

Verantwortlicher Herausgeber George Westermann.

Redacteur Dr. Adolf Glaser.

Druck und Verlag von George Westermann in Braunschweig.

Preisausschreiben

des

New-Yorker Belletristischen Journals.

Um ein innigeres, dem beiderseitigen Interesse mehr entsprechendes Verhältniß zwischen der deutschen Intelligenz in Deutschland selbst und in Amerika anzubahnen und so weit wie möglich den Nachdruck durch directe Verbindungen überflüssig zu machen, hat der Unterzeichnete sich entschlossen, ein Preisausschreiben für zwei in der von ihm herausgegebenen Zeitschrift zu veröffentlichende Romane zu erlassen.

Der Preis besteht in

Ein tausend Thaler Preußisch Courant für den ersten,

Fünf Hundert Thaler Preußisch Courant für den zweiten der von den Preisrichtern als am werthvollsten anerkannten Romane. Die betreffenden Summen 'sind bei dem Herrn F. A. Brockhaus in Leipzig deponirt.

Den Herren Verfassern der preisgekrönten Romane bleibt das Recht vorbehalten, über ihre Arbeit nach der vollständigen Veröffentlichung im Belletristischen Journal frei zu verfügen, d. h. dieselbe für eigene Rechnung in Buchform oder im Feuilleton europäischer Zeitungen erscheinen zu lassen.

Unterzeichneter ist bereit, werthvolle Arbeiten, welchen kein Preis bei der Bewerbung zuerkannt worden, unter liberalen Bedingungen anzukaufen.

Die Herren: **Dr. Karl Andree** in **Dresden**, Professor **Dr. Gosche** in **Halle** und Professor **Dr. Herrig** in **Berlin** haben sich gütigst bereit erklärt, das Preisrichteramt zu übernehmen.

Bei der Konkurrenz finden alle die Arbeiten Berücksichtigung, welche bis zum

ersten October 1868

an den Herrn Professor L. Herrig, 16 Neue Friedrichsstraße, in Berlin, eingesandt sind.

Die Einsendungen müssen, mit einem Motto versehen, an Herrn Professor L. Herrig in Berlin addressirt sein. Die versiegelte Adresse des Verfassers mit dem entsprechenden Motto ist in einem Doppelcouvert unfrankirt an den Unterzeichneten,

40 John-Street, New-York, zu senden.

Das New-Yorker Belletristische Journal ist das größte und verbreitetste deutsche Blatt Amerika's. Diejenigen Schriftsteller, welche mit demselben nicht bekannt sind, können Exemplare gratis von Bernhard Hermann in Leipzig beziehen.

Der Unterzeichnete, vom aufrichtigen Wunsche beseelt, den deutschen Schriftstellern zur Verwerthung ihrer Werke in Amerika die Hand zu bieten, glaubt sich von Seiten derselben eines freundlichen Entgegenkommens versichert halten zu dürfen.

New-York, März 1868.

Rudolph Lexow,
Redakteur und Herausgeber des New-Yorker Belletristischen Journals.

Im Verlage von **George Westermann** in Braunschweig ist soeben vollständig erschienen:

CEYLON,

Skizzen

seiner Bewohner, seines Thier- und Pflanzenlebens

und

Untersuchungen des Meeresgrundes

nahe der Küste

von

Baron Eugen von Ransonnet.

Mit sechsundzwanzig Illustrationen in Schwarz- und Farbendruck.

Erschien in 20 Lieferungen. — Preis 10 Thlr.

Ceylon, diese schöne grüne Insel des Ostens, welche durch ihre unvergleichliche Tropen-Vegetation Naturfreunde und Maler aller Nationen entzückte, findet in dem Verfasser des vorliegenden Werkes in einer äusserst interessanten Schilderung seiner Bewohner, seines Thier- und Pflanzenlebens einen neuen geistreichen Forscher.

Den beigegebenen Illustrationen, von der künstlerischen Hand des Autors selbst gezeichnet, verdanken wir einen Einblick von ausnehmender Schönheit in das Leben und die Natur des herrlichen Landes. Seine Untersuchungen der Korallenbänke, die er mit der Taucherglocke nahe der Küste vornahm, sind von besonders neuer und wissenschaftlicher Bedeutung und lieferten ausserordentlich interessante Resultate, die in den bezüglichen, in buntem Farbendruck mit grösster Naturwahrheit ausgeführten Abbildungen, welche den Text begleiten, sehr werthvolle Erläuterungen finden.

Rhein. | **Schweiz.**

Bei **J. Bädeker** in Iserlohn erschien und ist in allen Buchhandlungen vorräthig:

Am Rhein.

Mit einer Wein- u. einer Reisekarte von

Dr. **G. Schöne.**

geb. $22\frac{1}{2}$ Sgr. = 1 fl. 20 kr.

Einführung in die Schweiz

mit Karte von

Dr. **G. Schöne.**

geb. $22\frac{1}{2}$ Sgr. = 1 fl. 20 kr.

Weinkarte, in Farbendruck à 5 Sgr. = 18 kr.

Aus Urtheilen der Presse.

Reiseeinführungs-Bücher; sollen Lust machen sich unter die Fahne der rothen Bücher zu begeben; dem Zwecke entsprechend auf pikantes Lesefutter für Winterabende abgesehen. (Köln. Z.)

Zweckentsprechend um empfangene Reiseeindrücke des Sommers zu repetiren. — Muntere Plauderei — frisch und anschaulich — unterhaltend und zugleich belehrend. (Dresd. Journ.)

Sehr hübsche und zweckmäßige Bücher — zeigen, wie zur Reise vorzubereiten sei — Klarheit und Sicherheit der Auffassung — heiterer Humor. (Aachner Z.)

Mit Wärme empfohlen. (Nordd. Allg. Z.)

Am Rhein: Die meisterhafte Darstellung ladet zu wiederholtem Durchlesen ein — angenehme Rückerinnerung — Weinkarte unbestritten die Einzige in ihrer Art. — Schweiz: verhält sich zu bisherigen Reiseführern wie das Zündnadelgewehr zu einer alten Radschloßflinte. (Barmer Z.)

Sie lesen sich leichtweg wie eine Novelle — alle Pedanterie vermieden und nur frisch aus dem Leben herausgegriffen — sehr instructiv die beigegebene Weinkarte — sie werden sehr viele dankbare Leser finden, auch bei denen, die den Rhein und die Schweiz bereits kennen. (Neue Preuß. Z.)

Ein Bild der Schweiz und des Schweizer Lebens, wie wir es in solcher Frische und Anschaulichkeit noch nicht gefunden — reicher Humor — schönste Erinnerung an das Land der Alpen. (Elberf. Z.)

Bequemes Format, praktische Rathschläge, übersichtliche Gruppirung — Weinkarte einzig in ihrer Art — Erinnerungsbücher bei deren Durchlesen man seine rc. Reise noch einmal macht. (Gothaische Z.)

Vortrefflich und unvergleichlich für die Vorbereitung zu einer Reise; ein Vorwort zu Bädeker, das Jeder gern lesen wird und Jeder lesen muß. (Elberf. Z.)

Vollständiges Bild von Land und Leuten — köstlicher Humor — die zweckmäßigen Rathschläge bringen den gemachten Aufwand hundertfach wieder ein. Wir wünschen den Büchern von Herzen viele Auflagen, und gestehen, daß sie in der Hand keines rc. Reisenden fehlen sollten. (Berl. Fr.- u. Anz.-Bl.)

Nro. 47 der zweiten Folge. August 1868. Der ganzen Reihe Nro. 143.

Westermann's illustrirte deutsche Monats-Hefte

für das gesammte geistige Leben der Gegenwart.



Braunschweig.
George Westermann.

New-York, 440 Broadway.
B. Westermann & Co.

August 1868.

Nro. 47 der zweiten Folge. — Der ganzen Reihe Nro. 143.

Inhalt.

Nro. 47 der zweiten Folge. Der ganzen Reihe Nro. 143.

Westermann's

Illustrirte Deutsche Monatshefte.

August 1868.



Untreu aus Mitleid.

Roman in sieben Büchern

von

Julius Grosse.

(Schluß.)

Wie große Ereignisse das beste Heilmittel gegen die kleinen Leiden sind, so war es auch hier. Ich fürchtete, meine Frau nach dem Verlust des Kleinen noch untröstlich zu finden, aber die Kunde von dem größern Unglück der Schwester hatte den eigenen Verlust bereits in den Schatten gestellt. Wally saß ruhig und theilnahmsvoll bei ihrer Mutter und Schwester, die ihr in der Zwischenzeit den nämlichen Bericht abgestattet, wie Wiprecht mir.

Als wir allein waren, sprachen wir noch lange über das Schicksal Violet's und über die herben Erfahrungen Sidoniens. Es kamen jetzt eine Menge kleiner Züge zur Erwähnung, die nun erst bedeutungsvoll und verständlich erschienen, während wir sie damals kaum beachtet hatten.

So endete George Violet, dieser reichbegabte, für das Glück geschaffene Mensch, den ich so oft beneiden zu dürfen glaubte, weil keinerlei äußere Sorge seinen Himmel umdüsterte.

Als ich seine Brieftasche öffnete, fand ich außer den erwähnten Blättern noch andere Aufzeichnungen derselben Art. Ich setze hierher, was ich fand, denn diese oft barocken Zeilen lassen noch manchen tiefen Blick in das Innere dieses zerstörten Menschen thun; sie haben zwar wenig Bezug auf seine That selbst und ihre Motive, aber sie sind uns ein Zeugniß, wie dieser bedauernswerthe, doch in seiner Art merkwürdige Mensch dachte und fühlte.

Aus Violet's Tagebuch.

Die Melodie des Sturmwindes spielt das Lied des ewigen Vergehens, der Ver-

nichtung und deshalb des Lebens. Denn das Leben ist beständiges Vergehen. Niemals tönt mir die Poesie des Lebens tiefer und berauschender als im Heulen des Sturmes.

*

Wenn die Vorsehung einen großen Zweck erreichen will, so macht sie die Elemente, Personen und Dinge unschädlich, welche ihre Absicht stören könnten — entweder durch einfache Vernichtung oder indem sie diesen Feinden den Mund stopft mit Glück. Deshalb geht es manchem Bösen gut, weil der Himmel ihn ungefährlich machen will. Auch die Vorsehung versteht sich auf Bestechung.

*

Jeder Mensch trägt so viel Charaktere in sich, als er Gesichter schneiden kann.

*

Große Geister sind die Leuchtthürme auf dem Strande dieses Daseins; ihr Licht hat schon manche Seele vor dem Scheitern bewahrt. Deshalb verehre ich große Denker, große Dichter, große Künstler. Ihre ewigen Werke sind zwar auf den Klippen der Zeitlichkeit aufgebaut, aber ihr Licht spottet derselben, indem es sie beleuchtet.

*

Das Leben ist ein Geheimniß. Wir errathen es wohl an Andern, aber nie an uns selbst, außer dicht vor dem Tode.

*

Statt sich über Kinder zu freuen, sollte man sie immer bemitleiden, daß auch sie diesem großen Mysterium Leben entgegengehen, das sie erst verdirbt und dann verschlingt. Wir nützen alle der Menschheit Nichts, denn sie muß bei ihrem kurzen Gedächtniß immer wieder von vorn anfangen.

*

Alle Glücklichen renommiren gern, wenn auch nicht mit Worten, aber mit der That. Daher die Hochzeitsschmäuse und großen Kindtaufen, daher auch die Todtenmahlzeiten.

*

Jeder Charakter kann sich nur so lange naturgemäß auswachsen, als er nicht in das Gerede der Menschen kommt. Von da an nimmt er Formen an, die ihm ursprünglich nicht natürlich sind, denn die Worte der Menschen wirken zurück, wie unsichtbare Hände, die seinen Thon kneten.

*

Wenn man älter wird, ist es schwer, sich in die Jugend hineinzudenken, die noch auf offenem Meer fährt. Und doch hat sie dieselbe Mühsal, dieselbe Unruhe und Sehnsucht, Flugkraft und grenzenlose Weite, dieselbe beständige Qual des Provisorischen, welche keine Gegenwart empfindet und immer in der Zukunft lebt; erst wenn diese süße Qual endet, haben wir aufgehört jung zu sein.

*

Geisteskrankheit entspringt seltsamerweise niemals aus dem Geist, sondern aus dem Charakter. Der Geistvollste ist nicht sicher davor, wenn sein Charakter durch Gemüthseindrücke eine falsche Richtung bekommt. Grade die Begabtesten sind dann in der größten Gefahr.

*

Die Lebensgeschichte von Unglücksmenschen zeigt schon im Anfang ein schwarzes Blatt, das in allen entscheidenden Lagen wiederkehrt, ihnen ist nur Glück in unbedeutenden Dingen beschieden.

*

Wer im Unglück nicht stolz wird, war vorher schon ein Lump und wird es bleiben.

*

So mächtig ist die Natur, daß sie selbst in der Wiederspiegelung der Kunst nicht die Erforschung der letzten Dinge als ihre Hauptangelegenheit behandelt wissen will, sondern nur die Fortsetzung ihrer Existenz. In allen Kunstwerken interessirt uns nie etwas so tief, so gewaltig, als die Liebe — als das Verhältniß von Mann und Weib. Alles Andere, und wären es die Gedanken eines Plato, Jesus oder Confucius, läßt uns kalt.

*

Eine neue Stadt, ein neues Haus wird uns erst dann lieb, wenn wir einen lieben Winkel darin gefunden haben, wo wir Haus und Stadt vergessen können.

*

Das Kind lernt greifen, rutschen und stehen, nachher lehnt es sich an Gegenstände und schreitet von einem zum andern, endlich lernt es frei gehen und stehen, und ist fertig. Wenn es aber zwanzig Jahre

alt geworden ist, muß es ganz denselben Proceß geistig noch einmal durchmachen, bis es als Mann auf eigenen Füßen steht und seine Selbständigkeit errungen hat. Wie Viele bleiben da auf der Nase liegen.

*

Die tausend Ströme und Wasserfälle, welche auf Erden rauschen, übertönen weit das Gestöhn der Sterbenden und das Wimmern der Kranken. Die Natur will selbst Nichts von ihrem eigenen Jammer hören.

*

Entsagung, ein rührendes Wort; aber sie ist ein Halsband mit Stacheln, die nicht allein nach außen, sondern auch nach innen stehen.

*

Die Natur redet nur so lange zu uns, als sie noch Etwas von uns erwartet. So lange wir ihr noch Etwas schuldig sind, ist sie zauberhaft, beredtsam, berauschend, täuschend, neckend, spielend und erhebend. Sobald es aber erfüllt ist, wirft sie uns fort und wird zur stummen hohnlächelnden Sphinx, die auf alle unsere Fragen nur Betäubungen oder Tatzenschläge hat. Wer ihre Erwartungen erfüllt hat, den schickt sie in's Grab. Das ist unsere Mutter!

*

Das Ohr schläft am spätesten ein. Es hört noch, auch wenn alle andern Sinne schon schlafen. Ebenso kann Jemandes Selbstgefühl, Gewissen, Tact, Geschmack und Scharfsinn geschwunden sein; aber was die Leute sagen, darum bekümmert er sich doch noch.

*

In den unfreiwilligen Fügungen des Lebens gestaltet sich zuweilen Manches genau so von selbst, als wäre es auf das Schlaueste berechnet. Die Welt glaubt immer nur das Letztere und rechnet es uns so an. Dies unfreiwillige Verdienst ist manchmal ein Ersatz dafür, daß wirkliche, gut angelegte Berechnungen dennoch mißglückt sind.

*

So lange sich die Welt um uns bekümmert, müssen wir Toilette für sie machen. Wohl dem, den sie vergessen hat; er kann im Schlafrock und Pantoffeln gehen, und Niemand wird ihm seine Ungenirtheit übelnehmen.

*

Die Seele gleicht einem Königreiche mit vielen Provinzen. Neue Eindrücke, neue Botschaften verbreiten sich erst allmälig durch alle diese Provinzen, und in jeder nehmen sie eine andere Gestalt an. Das nennt man, eine Sache von verschiedenen Seiten betrachten. Die Sache blieb dieselbe, aber die Provinz ward eine andere.

*

Wir Alle marschiren einer unsichtbaren Batterie entgegen, die fort und fort Lücken in unsere Reihen reißt. Wir müssen fortmarschiren, ohne sie je erobern zu können.

*

Ich möchte mir keine Blöße geben, sagte der Nackende, und — sprang in's Wasser.

*

Vertraue auf Niemand, als auf Gott, auf deine Feinde und auf dich selbst. Nur diese drei meinen es immer ehrlich.

*

Wir sind nur regsam, so lange es noch neue Entdeckungen für uns gibt. Ohne diese Neuheit stumpfen wir ab. Und wo gibt es nach dreißig Jahren einen Reiz, den man nicht schon erfahren. Klugheit, Scharfsinn, Erkenntniß sind nur Eigenschaften der Jugend, die Würde des Alters nur ein Deckmantel für das allmälige Beschränktwerden.

*

Komm' unverschuldet in's Unglück, sofort sinkt auch die Meinung der Menschen über deinen Werth. Die Welt achtet nur die Glücklichen.

*

Feinheit und Vortrefflichkeit wird in der Natur nicht geschätzt, falls nicht eine gewisse Größe dazu kommt. Die Sperlinge haben ein feiner gezeichnetes Gefieder als die Tauben, und die Mäuse haben ein weit zarteres Fell als die Hunde; aber es hilft ihnen Nichts. Grade so geht es mit den Tugenden der kleinen und armen Leute.

*

Unser Leben gleicht dem Nil im Anfang und dem Rhein am Ende; seine Quellen sind unbekannt, wie sein Ausfluß in's Meer. Wir wissen nicht, woher wir kommen, noch wohin wir gehen.

*

Kein größerer Schmerz, als die wir am innigsten lieben, leiden zu sehen, und ihnen

nicht helfen zu können. Das ist noch mehr als Dante's „nessun maggior dolore.“

*

Man sagt, wer einmal scheintodt im Grabe gelegen, kann niemals mehr lachen auf Erden. Es gibt auch solchen Scheintod der Seele, und wer ihn einmal erlebt, ist für immer der Welt entfremdet.

Siebentes Buch.



Wenn man tiefer in das Leben hineinkommt und zurücksieht, wird man oft erstaunen, daß Vieles so ganz anders gekommen, als man erwartete, und noch mehr darüber, daß sich die meisten Menschen, welche man kannte, anders entwickelten und andere Schicksale erlebten, als man jemals vorausgesetzt hätte. Was mir außerdem auffiel, war, daß unter den Verstorbenen, die ich einst gekannt, sich ungewöhnlich viele Selbstmörder befinden; die frühesten, derer ich mich erinnere, waren zwei Mitschüler und ein Lehrer von mir. Der letzte legte sich auf die Schienen, weil die Behörde ihn in ehrenvollster Weise pensionirt hatte, um ihn den Bubenstreichen seiner Schüler zu entziehen, die er nicht mehr beherrschen konnte. Von den Mitschülern erschoß sich der eine als Student, weil er sich fürchtete, die Prüfungen zu machen. — Der Andere, ein bildschöner, hochbegabter junger Mann, ward Regimentsarzt in einer ausländischen Armee; er erschoß sich, weil man ihn bei Beförderungen zweimal überging und Landeskinder vorzog. — Einen Officier habe ich gekannt, der den gleichen Schritt that, weil er an Schwermuth litt, seitdem ihm seine Braut gestorben und er selbst den einzigen Sohn einer armen Frau im Duell getödtet hatte. Daß ein reicher Mann in das Wasser sprang, als er sah, daß ihm seine Unternehmungen mißglückt waren, daß eine Frau aus vornehmem Hause und Mutter vieler Kinder das gleiche that, weil ihr Mann gestorben und Elend und Armuth über sie hereinbrach, will ich gar nicht anführen; denn solche Fälle sind zu alltäglich. Seltener sind drei andere gewesen. Ein junger Gelehrter kehrte die Hand gegen sich selbst, weil sein Vater wegen eines Verbrechens verhaftet wurde und seine Schwestern sich einem lockern Lebenswandel ergaben; — ein anderer Gelehrter erschoß sich, weil er in dem Chaos der Bibliothek, die zu ordnen ihm übertragen war, keinen Anfang und kein Ende fand; — ein Kaufmann endlich vergiftete sich aus Reue darüber, daß er seine verstorbene Frau zu schlecht behandelt habe. So grundverschieden alle diese Fälle, so hatte doch bei allen die Verzweiflung einen deutlichen Grund, eine hinreichende verständliche Ursache — bei Keinem blieb das Grundmotiv so traurig, so scheinbar bedeutungslos, so geheimnißvoll, wie bei Violet, und je länger ich in der Folge darüber nachgrübelte, um so unverantwortlicher erschien mir die That, um so deutlicher fühlte ich, daß hier noch irgend ein Umstand verschleiert war, der seine Krankheit und seinen Entschluß erklärte. Die menschlichen Naturen sind keine Handbücher und Lexika, die man einfach nachblättern kann; das Schwerste verschweigen sie nicht blos der Welt, sondern auch sich selbst; und wie weit war Violet's Schweigen gegangen?

Erst nach zwei Jahren sollte sich der wahre Schlüssel seines Schicksals, die volle Aufklärung jener Ereignisse finden, eine Enthüllung, welche auch auf Sidoniens Charakter ein so helles Licht warf, daß ich seitdem von Bewunderung für sie erfüllt wurde. Außerdem sollte dadurch auch in ihrem ferneren Schicksal eine entscheidende und völlig unerwartete Wendung herbeigeführt werden.

Ehe ich zu diesem Schluß eile, will ich nur anführen, daß in jener Zwischenzeit

von zwei Jahren auch mein Leben die erfreulichste Wendung genommen hatte. Die nächste Zeit nach jener erschütternden Katastrophe arbeitete ich in einer Porzellanfabrik des Auslands; fern von meiner Familie, fern von Allem, was mir lieb und theuer war. Ich mußte dort Tafelaufsätze, Fruchtschalen mit Figuren, Statuetten und Nippsachen modelliren, kurz Alles, worin die Kunst sich dem Nützlichen, der Mode, der Laune und dem Markt des Tages dienstbar macht. Die Hoffnung, jemals wieder in jene sonnigen, friedlichen Verhältnisse zurückkehren zu können, verschwand immer mehr; zwar gewann ich reichlich so viel, um die Existenz meiner Familie zu sichern und außerdem noch zurückzulegen, aber bei alledem zehrte Kummer und Gram an mir, so daß ich endlich in eine bedenkliche Krankheit fiel. Die Aerzte, welche zu Rath gezogen wurden, verordneten mir absolute Ruhe und ein bekanntes Bad. — Es lag in einer waldreichen Gegend mit schönen Seen und anmuthigen Bergen.

Dort fand ich nicht nur volle Genesung, sondern auch neue segensreiche Anknüpfungen. Ich lernte nicht allein viele einflußreiche und liebenswürdige Personen kennen, auch der junge Erbprinz eines benachbarten Herzogthums lenkte seine Aufmerksamkeit auf mich. Er sagte mir, daß er sich schon seit Jahren für meine Arbeiten interessire, und bereits mehrere durch dritte Hand erworben habe. — Alle jene Anerbietungen und Aussichten, die mir früher von dem herzoglichen Hofe gemacht waren, seien ursprünglich von ihm ausgegangen, nur habe theils er mit Hindernissen zu kämpfen gehabt, theils hätte ich mich spröde zurückgezogen. Ich erinnerte mich allerdings, daß man mich seit der Zeit meiner Heirath von verschiedenen Seiten dorthin gewiesen, und es war, als müsse ich dort einen unbekannten Fürsprecher und Beschützer haben; aber eben deshalb hatte ich weitere Schritte unterlassen und jene Andeutungen vergessen oder wenigstens mißverstanden.

Die ehrenvollen Aufträge, welche mir von dem Prinzen zukamen, eröffneten mir jetzt eine neue Zukunft, auch in der Heimath; meine Rückkehr dahin konnte wohl einem kleinen Triumphzuge gelten, und das Wiedersehen meiner Familie vervollständigte die Wiederherstellung meiner Gesundheit, die sich unter der Wirkung der Bäder, in dem wohlthätigen Einfluß des Landlebens in Wald und Gebirge neu befestigt hatte.

Die einmal angeknüpfte Verbindung mit dem künftigen Herzog erwies sich durchaus als kein Phantom. Dem ersten Auftrag folgten bald größere, und gleich das nächste Frühjahr fand mich wieder an jenem reizenden Badeorte, in dessen Nähe das Schloß R. liegt, die einstweilige Residenz des jungen Fürsten. Im nächstfolgenden Jahre nahm ich zu längerem Landaufenthalt meine ganze Familie mit und richtete mich darauf ein, den ganzen Sommer draußen zu bleiben.

Auch Sidonie folgte uns diesmal.

Seit jenem Unglück war sie zwar nicht in ihr mütterliches Haus zurückgekehrt; sie bezog vielmehr eine eigene Wohnung, aber an Wally hatte sie sich jetzt auf das engste angeschlossen. Die Schwestern waren fast unzertrennlich geworden; die junge Wittwe schien in meiner Häuslichkeit eine Art von Ersatz für so vieles und schweres Leid zu finden.

Ihr Wesen war seit jenen tragischen Erlebnissen weicher und würdevoller geworden — gleichsam von einer Glorie des Leids umflossen. Ihre Schönheit erschien jetzt seelischer und weiblicher, der sanfte Zug von Trauer, welcher ihr ernstes, ausdrucksvolles Antlitz beschattete, gab demselben zugleich einen seltsam rührenden Reiz, einen Schmelz von Hingebung und Sehnsucht, selbst ihr Auge schien größer und durchsichtiger geworden zu sein, so daß manche allzu weise Leute den Kopf schüttelten, denn es gefiel ihnen, die schöne Frau für brustleidend zu halten.

Es konnte nicht fehlen, daß die reizende junge Wittwe zahlreich von Freiern umschwärmt wurde, aber sie wußte alle diese Zudringlichen mit einer Feinheit und Bestimmtheit zurückzuweisen, daß sie bald wieder Ruhe gewann, ohne Jemand beleidigt zu haben.

Mit Wiprecht war Sidonie in Correspondenz geblieben, und jedes unbefangene Auge konnte aus seinen Zeilen eine verborgene Gluth, eine schüchterne Leidenschaft herauserkennen, die sich in jedem nachfolgenden Briefe unverholen steigerte. Sidonie allein schien davon nichts zu bemerken, oder wenigstens kein Gewicht darauf zu legen. Als ich es einst wagte, im Scherz einige Anspielungen auf seine Schwär-

merei zu machen, die vielleicht gar nicht so thöricht sei, sah sie mich plötzlich sehr ernst an und sagte: „Wenn wir gute Freunde bleiben sollen, lieber Schwager, so bitte ich diesen Punkt weder heute noch künftig wieder zu berühren. Ich hätte es voraus wissen können, daß ich Unglück bringen müsse, eben weil mein Glück durch Schuld erkauft war — durch eine schwere Schuld, für die ich nun zu büßen habe und gern büßen will, so lange ich lebe. Ich habe es nur verdient, daß es so gekommen. Deshalb reden wir nicht mehr davon."

Für den Augenblick imponirten mir diese Worte, obwohl ich sie ihrem ganzen Umfange nach nicht ganz verstand. In der Folge vergaß ich sie, und that nichts dagegen, als sich Wiprecht sogar zum Besuch bei uns ankündigte.

Es war dies nämlich im zweiten Jahr, als sich Sidonie entschlossen, uns zum Landaufenthalte in jenen Badeort zu folgen.

Wiprecht's Gesellschaft hatte sich für den Sommer aufgelöst, und er war zur Zeit ohne Engagement. Da er sonst in guten Verhältnissen war, lag es nahe, einige Zeit zu privatisiren und den reizenden Aufenthalt in Wald und Gebirg mit uns zu theilen. Als ich Sidonien den Besuch ankündigte, hatte sie gar nichts dagegen und nicht die leiseste Bewegung ihrer Züge verrieth, ob es ihr angenehm oder fatal sei.

Wiprecht kam an; er war männlicher geworden und hatte Erfolge errungen, von denen die Zeitungen meldeten. Diese Fortschritte gaben ihm ein gewisses berechtigtes Selbstgefühl und einen entschiedenen Ton, der ihm vortrefflich stand. Nur gegen Sidonie schlug er abermals jenes larmoyante tragische Pathos an, das ihm in jenen Schreckenstagen gleichsam eingebrannt worden war.

So ungünstig er auch auf diesem Kothurn gemeinsamer Erinnerungen erschien, glaubte ich doch im Stillen und noch mehr Wally, welche, wie alle Frauen, für dergleichen ein scharfes Auge besaß — daß Sidonie eines Tages von ihrer Idee einer „Schuld" zurückkommen und den Bewerbungen Wiprecht's ein geneigteres Ohr schenken würde. Wenigstens duldete sie alle seine Aufmerksamkeiten. Sie ritten zusammen aus, sie fuhren zu zweien auf dem schönen See, sie durchstreiften die „romantischen" Thäler des Gebirgs und besuchten die zahlreichen merkwürdigen Ruinen, welche sich auf den Hügeln jener Gegend finden. Warum sollte es nicht möglich sein, daß eines Tages ihre Resignation schmelzen und einer neuen heiterern Lebenshoffnung weichen sollte?

Dafür sprach, wie gesagt, nicht allein ihre Ungenirtheit, mit welcher sie sich seine Huldigungen und seine Begleitung gefallen ließ, auch ihr rosiges Aufblühen und ihre wiederkehrende Frische verriethen eine Wiedererneuerung ihrer ganzen Natur, sie ließ wie ein Kind willenlos mit sich machen, was ihre Umgebung wollte, und selbst ihre Schweigsamkeit wurde zu einem neuen Reize an ihr.

Für gewöhnlich pflegten wir an der Table d'hôte des Curhauses zu Mittag zu essen, wo sich eine zahlreiche und gewählte Gesellschaft versammelte. Außer Beamten, die in Urlaub waren, fanden sich vornehme Fremde aus entlegenen Ländern, Gutsbesitzer aus der Nähe, Familien aus der Residenz des benachbarten Großstaates und nebenbei Touristen des verschiedensten Calibers.

Man machte neue Bekanntschaften, man verabredete gemeinsame Ausflüge, man tauschte gegenseitig seine Erfahrungen aus.

Eines Tages wurde von einem Gnadenkirchlein in der Umgegend erzählt, noch immer ein berühmter Wallfahrtsort.

„Noch jetzt," sagte der Erzähler, „können Sie über den Seitenaltären ganze Bündel von wächsernen Füßen, Armen und Herzen sehen, die von den Hilfeflehenden der Madonna gleichsam dargebracht wurden."

„Zu welchem Zwecke?"

„Zu welchem sonst, als zur Heilung. Man reicht das kranke Glied gleichsam sinnbildlich bei der himmlischen Facultät ein; doch ich will nicht spotten, in Italien und in Süddeutschland sind das ganz bekannte Dinge. Hier war das Geschäft früher auch im schwunghaften Betrieb, aber die Zeit und das Jahrhundert üben unerbittlich ihr Recht. Jetzt beten die Wallfahrer wohl noch in der Kirche, aber im Uebrigen sind sie klüger geworden und ziehen zur Abhilfe ihrer leiblichen Gebrechen zu einem Doctor, der tief im Wald unten am See wohnt. Von dem lassen sie sich curiren, und nach dem Zulauf zu schließen, scheint er noch mehr Glück zu haben, als früher die Madonna des Kirchleins."

„Was Sie sagen," rief man, „wer ist

dieser Mann, wir haben noch nie etwas von ihm gehört."

„Er ist nicht die letzte Merkwürdigkeit dieser Gegend. Man sagt, er sei ein Landeskind, aber er hat weite Reisen gemacht und an fremden Hochschulen studirt. Seit einigen Jahren erschien er zuerst in dieser Gegend und hat sich dort unten am See angesiedelt. Dort lebt er mit einer alten Verwandten oder Haushälterin. Wie er heißt, weiß ich nicht einmal, das Volk nennt ihn Medicinalrath oder Kreisphysikus — ob er amtlich bestellt ist, weiß ich nicht, aber jedenfalls muß es ein sehr merkwürdiger Mensch sein."

Sofort wurde das Gespräch allgemeiner, und jeder der ältern Badegäste brachte bei, was er über den sonderbaren Kauz gehört hatte. — Niemand aber wußte so Genaues, als ein Oberforstmeister der benachbarten Gegend.

„Ja, meine Herrschaften," sagte er, „es ist ein merkwürdiges Wesen mit diesem Manne. Er spielt keine unwichtige Rolle in der Gegend, denn er ist sogar Landtagsabgeordneter und Vertrauensmann des Volks. Sie sollen einmal sehen, wie es zugeht, wenn er sein Malepartus verläßt und hierherkommt — da ist's, als wenn Kirchweih wär' oder Jahrmarkt, so strömt Alles zusammen. Man sagt auch, beim Erbprinzen auf Schloß R. soll er viel gelten."

„Nach alledem scheint er doch nicht ohne Verdienste zu sein."

„Ohne allen Zweifel, wie auch der Rübezahl seine Verdienste hat. So und nicht anders kommt er mir vor — auch in seiner Kunst, jahrelang unsichtbar zu sein."

„Wie meinen Sie das?"

„Ich will nichts damit gesagt haben, ich meine nur seine merkwürdige Scheu vor den Menschen. Hunde, Waldvögel, Eichhörnchen, Dachse und Kaninchen — das sind seine Cameraden, nebenbei treibt er auch großartige künstliche Fischzucht unten am See. Zuerst wollte er sich auf Burg Geierstein einrichten, das Nest hat noch einen Burggraben und eine Zugbrücke, aber seit das „Asyl," wie er es nennt, in das aufgehobene Kloster Wolfsbrunn verlegt worden ist, hat er sich seine Farm unten am See erbaut. Dort haust er wie ein Wilder und nimmt keinen Menschen an. Aber grade das hat ihm sehr bald einen weiten Ruf verschafft, denn das Volk hat immer den größten Respect vor dem, was ihm unverständlich und geheimnißvoll ist. Andere, die ihn genauer kennen, wie der Pfarrer von Weißenried, wollen wissen, daß ihn irgend einmal ein schweres Schicksal betroffen hat. Er ist gleichsam der erste seiner eigenen Patienten."

„Wieso seiner Patienten? Hält er ein Spital?"

„Ich dachte, ich hätte es vorher schon gesagt. Am Südufer des Sees zieht sich, wie Sie wissen, eine prachtvolle Waldhöhe hin. Dort liegt das alte aufgehobene Kloster Wolfsbrunn. Es hat ausgezeichnete Sculpturen aus alter Zeit, für einen Künstler besonders interessant, während andere Leute wieder Anderes merkwürdig finden, namentlich die Bewohner selbst."

„Wer sind die Bewohner, wenn man fragen darf?"

„Eben die im sogenannten „Asyl" ein Unterkommen gefunden haben — meine Herrschaften, dieses Asyl ist kein freiwilliges. — Seit einigen Jahren hat man nämlich das Asyl für Gemüthsleidende, das erst draußen bei Hunoldsburg in der Ebene lag, hier untergebracht. Der vorige Director nahm die Sache ziemlich leicht und dann wieder zu streng, aber seit der Medicinalrath hier ist, hat die Sache einen andern Schick bekommen. Vor allem hat er die Anstalt von dem ungesunden Hunoldsburg in das Kloster Wolfsbrunn verlegt und man macht die Erfahrung, daß seitdem mehr als die Hälfte vollkommene Genesung erlangt. Er beschäftigt sie mit ländlichen Arbeiten im Freien, sie müssen pflanzen und graben, fischen und Vögel fangen, Körbe flechten und Holzschnitzerei treiben, auch sonst sich im Wald und Garten frei bewegen. Dafür nun ist Wolfsbrunn ein ganz ausgezeichnetes Revier, und wenn es den Herrschaften Vergnügen macht, so bin ich bereit, Sie gelegentlich dorthin zu führen. Mich wird der alte Bär in seine Höhle schon einlassen."

Dieser Vorschlag des Oberforstmeisters ward mit lauter Acclamation aufgenommen. Für uns war die Sache peinlich. Kaum hatte jener gesprächige Herr die Gemüthsleidenden erwähnt, als Sidonie verwirrt wurde und mich bat, sie hinauszuführen, denn sie fühle sich unwohl; ich verwünschte im Stillen diese Wendung der Unterhal-

tung, weil sie von Neuem Violet's trauriges Geschick heraufbeschwor. Als ich später in den Saal zurückkam, war man bereits einig, am nächsten Sonntag die Partie auszuführen; auch mich lud man ein, aber aus den angegebenen Gründen glaubte ich es rundweg abschlagen zu sollen.

Niemand jedoch kann seinem Schicksal entgehen. Noch am nämlichen Tage kam ein Auftrag vom Erbprinzen, einige alte Sculpturen in St. Andreas, jener Wallfahrtskirche in der Nähe vom Kloster Wolfsbrunn, in Augenschein zu nehmen und mein Gutachten abzugeben, ob sie verdienten, restaurirt zu werden oder würdig seien, in die Kunst- und Alterthumskammer in der Residenz aufgenommen zu werden. Man würde mir am folgenden Tage einen Führer schicken.

Dieser Umstand veranlaßte mich, die Abreise, welche bereits auf die nächsten Tage festgesetzt war, noch auf unbestimmte Zeit aufzuschieben. Auch Wiprecht, der in diesen Tagen ganz gegen seine Erwartung ein Engagement am herzoglichen Hoftheater bekommen hatte, behielt noch einige Tage übrig, um zu bleiben.

Als Sidonie von diesem Auftrag hörte, fing sie plötzlich Feuer und Flammen und bestand darauf, an jenem Ausfluge theilzunehmen, ein Einfall, den Wiprecht mit ungewöhnlicher Beredtsamkeit unterstützte. Sein Hauptargument war, daß Sidonie sich der heutigen Schwäche eigentlich schämen müsse, und der Gesellschaft einen Beweis schuldig sei, daß sie Muth besitze — um so mehr, da ihr plötzliches Aufstehen und Verschwinden Aufsehen erregt hätte.

Mir war der ganze Einfall fatal, aber da ich merkte, daß es Wiprecht mehr daran zu liegen schien, einmal ungestört mit Sidonien allein zu sein, vielleicht um einen letzten Sturm zu wagen, so schob ich meine Einwilligung auf die Zustimmung des Führers — denn ich vermuthete, daß man den Besuch von Frauen überhaupt nicht gestatten würde.

Diese Vermuthung war auch nicht unbegründet. Am nächsten Morgen stellte sich der Führer ein, der sich den Castellan von Wolfsbrunn nannte. Es war ein bejahrter, breitschultriger Mann mit rothem Gesicht und hellgrauen Augen, die mir seltsam bekannt vorkamen.

Auch er schien von Sidoniens Wunsch nicht besonders erbaut, denn er sah die junge Wittwe mit bedenklichen Augen an und murmelte Allerlei in seine große Halsbinde hinein.

„Gnädige Frau," sagte er dann, „Sie wissen nicht, was Sie verlangen, ich kann auf keinen Fall die Erlaubniß geben, einen so weiten und beschwerlichen Marsch zu machen. Wollten wir einen Wagen nehmen, so kämen wir zu spät hin, denn die Fahrstraße ist um einige Meilen länger."

„Aber mein Gott," rief Sidonie voll Eigensinn, „was ist denn die Ursache, mich zurückzuhalten? Was habe ich zu fürchten, wenn mich drei Männer begleiten? Ich höre übrigens, das Wallfahrtskirchlein wird alle Tage besucht, und Sie können es ja doch nicht hindern, daß ich mich eines Tages allein auf den Weg mache."

In demselben Sinne sprach Wiprecht und es wurde mir zweifellos, daß er noch andere Absichten hatte, als blos ein obscures Wallfahrtskirchlein zu sehen; aus dieser Rücksicht gab ich endlich meinen Widerstand auf und redete ebenfalls zu.

„Nun, meinetwegen," sagte endlich der Castellan, „aber eine Verantwortung übernehme ich nicht. Glücklicherweise ist der Herr Director verreist, sonst könnte es mir meine Stelle kosten."

So machten wir uns denn auf den Weg, der über waldige Höhen, nackte Felsen und an abschüssigen Tiefen vorbeiging, ein echter Schmugglerpfad, wild und „romantisch," wie ihn nur die Phantasie eines Salvator Rosa ersinnen könnte. Sidonie stieg und kletterte vortrefflich, sie war uns immer weit voraus und Wiprecht befand sich an ihrer Seite.

Als wir auf die letzte Höhe kamen, wo der reizenden Fernsicht halber ein Pavillon angebracht ist, hatten Wiprecht und Sidonie im Gespräch vertieft darin Platz genommen; ich kam grade noch recht, das Ende ihrer Unterhaltung zu hören.

„Es muß zum Ende kommen, schöne Frau!" rief er. „Heute sind wir zum letztenmale beisammen, auf morgen ist meine Abreise festgesetzt, und wer weiß, wann es ein günstiges Geschick wieder fügt, Sie wiederzusehen. Sie wissen es, Sidonie, ich liebe Sie — ach das Wort ist so verbraucht, so gewöhnlich, und doch schließt es meinen ganzen Himmel ein. Ich liebe Sie schon seit jenem schrecklichen Tage, als

man Gewalt an Ihnen zu üben suchte, als wir in jenem Bauerhäuschen Stunden verbrachten — die heiligsten, süßesten meines Lebens. Damals mußte ich schweigen, und Sie würden es niemals auf Erden erfahren haben, das hatte ich mir zugeschworen. Heute bindet mich keine Rücksicht mehr. Wer einmal zusammen an den Abgründen des Lebens gewandelt, der ist unauflöslich hinfort verbunden, denn das Unglück verbündet die Seelen. Und dann jene Tage in H., wie Sie ankamen, wie wir jenen Unglücklichen verloren, an seinem offenen Grabe, vor dem Angesichte Gottes habe ich mich Ihnen für Zeit und Ewigkeit im Geiste verlobt — auch in meinen Briefen habe ich kein Geheimniß daraus gemacht, aber Sie haben mich nicht verstehen wollen. Nun ist es herunter vom Herzen, und mein Geschick liegt in Ihrer Hand."

Und in diesem feierlich tragischen Tone ging es noch eine Weile weiter. Ich stand still und der Führer entfernte sich mit einem gewissen pfiffigen Lächeln.

„Auch ich will offen reden," sagte jetzt Sidonie. „Ich habe Sie herzlich gern und nichts gegen Sie, aber ich gehöre mir nicht an, das sagt Ihnen Alles."

„Sie gehören sich nicht an, also einem Andern, und wem, wenn ich fragen darf? Sie werden sich doch nicht einem Todten verpflichtet fühlen?"

„Nein," sagte sie ganz gelassen, „Violet hat kein Recht mehr an mich, aber er hat auch nie eines besessen — auch ihm gehörte ich eigentlich von Anfang nicht an. Mein Wort war schon vor ihm verpfändet. Daß ich es brach — diese Schuld nagt an meinem Gewissen und liegt wie ein dunkler Schatten auf dem Abgrunde, der jetzt mein Leben ist. Quälen Sie mich nicht, wir sind durch eine weite Kluft geschieden."

„Und wenn ich mich als Ritter in diese Kluft stürze!" rief er mit Pathos, „so wird sie sich schließen!" Und er fuhr abermals eine Weile fort, seine Werbungen mit allerlei Stellen aus Tragödien und Schauspielen zu illustriren und hatte endlich sogar die Kühnheit, das Sie mit dem Du zu vertauschen und die Hand der schönen Frau ergreifen zu wollen.

Sie aber machte sich los und flüsterte: „Lassen Sie mir Zeit, Wiprecht; ich kann mich nicht so entschließen."

„Zeit, und wie lange?" warf er drängend ein.

„Eine Woche denn oder zwei."

„Nein, keine Woche, Sidonie — aber vierundzwanzig Stunden."

„Es sei," sagte sie mit einem Seufzer der Ergebung, „aber rechnen Sie nicht zu bestimmt darauf, ich muß vor allen Dingen Ruhe haben," und sie trat heraus, um zu sehen, ob wir nicht bald nachkämen und sie erlösten.

Wiprecht stürzte auf mich zu und drückte mir freudestrahlend mit der Miene eines Siegers die Hand — eine Sicherheit, die ich nicht theilen konnte, so sehr ich selbst wünschte, Sidonie möchte einen Entschluß fassen.

In Kürze waren wir an dem Wallfahrtskirchlein. Die Sculpturen, einige Reliefs und Grabfiguren waren höchst unbedeutend, und stammten nicht nur aus der schlechtesten Zeit, sondern auch von ganz ungeübter Hand.

„Die besseren," sagte der Castellan, „befinden sich im Kloster drüben."

„In welchem Kloster?"

Der Führer sagte mir leise ein Wort und deutete auf die vor uns liegende Höhe. Zu meinem Schrecken merkte ich, daß es dennoch das verrufene Wolfsbrunn war, das Asyl der Gemüthskranken.

Sidonie merkte noch nichts.

Jetzt umzukehren war unmöglich; auch Wiprecht mit Sidonien zurückzuschicken schien nicht rathsam. Abgesehen von der peinlichen, gespannten Situation, in der sich Beide nach jenen Erklärungen befanden, hätten sie sich, des Weges unkundig, auch leicht verirren können. So blieb nichts übrig, als zusammen zu bleiben und dem Kommenden muthig entgegen zu gehen.

Wir stiegen die letzte Waldhöhe hinan, und unerwartet lagen jetzt bei der Biegung des Weges die weitläufigen Gebäude des Klosters vor uns. Es war ein phantastischer Bau aus verschiedenen Zeiten mit Thürmchen und Spitzgiebeln, hohen Dächern, mit Hohlziegeln gedeckt, und kleinen bleigefaßten Fenstern. Nach vornhin senkte sich die Anhöhe steil abwärts, und der Blick schweifte über einen weiten See, dessen dunkelblauer Spiegel von Wolkenschatten und zitternden Sonnenlichtern überflogen war. Aus der Lichtung unten am See schimmerte das Rasendach eines ein=

samen Hauses herauf. Das ganze Bild war von einer unendlichen Ruhe und Sonntagsstille umflossen.

Während wir noch hier standen und der entzückenden Aussicht genossen, klang plötzlich ein Gesang aus dem Walde herauf, ein Gesang, schwermüthig und getragen, großartig wie der Chor der Gefangenen in Beethoven's Fidelio.

„Das sind unsere Kinder," sagte der Castellan.

Sidonie errieth jetzt, wo sie war und wandte sich erbebend zu mir.

„Das hast Du nicht gut gemacht, Schwager, warum hast Du mich mitgenommen," brach sie in Vorwürfe aus. „Du weißt, daß ich sonst vor Nichts Schrecken oder Furcht kenne, aber vor solchen Menschen habe ich ein Grausen, und Du weißt auch warum. Geht Ihr hinein, ich werde hier draußen bleiben."

Vergebens versuchte ich mich zu rechtfertigen, denn sie hatte es ja selbst so gewollt, und alle unsere Warnungen in den Wind geschlagen. Zudem wußte ich ja nicht, daß die verwünschten Sculpturen sich im Kloster selbst befanden, ich würde mich sonst ihrer Begleitung auf das Aeußerste widersetzt haben. Uebrigens war kein Grund zur Sorge vorhanden, denn geschehen konnte ihr nichts, und was uns der Castellan und gestern der Oberforstmeister von dem Zustande der Leidenden gesagt hatte, ließ uns nur freundliche Eindrücke erwarten.

Inzwischen kam der Chorgesang immer näher herauf. Neugierig traten wir näher hinzu und schauten hinab. Da tauchten plötzlich dort wo die dunkle Stelle im Dickicht den aufsteigenden Weg bezeichnete, eine Reihe von Gestalten herauf, die gleichmäßig angezogen waren, sie trugen ein graues Arbeitercostüm, Beinkleider und Kittel aus demselben Stoff von derber Leinwand mit weißblauen Streifen, auf den Schultern trugen sie Spaten, Harken und Stangen. Es waren ihrer ungefähr zwanzig.

Mit weitaufgerissenen Augen starrte Sidonie den Nahenden entgegen. Plötzlich stieß sie einen lauten Schrei aus: „Violet — lauter Violets!" und entfloh wie von einem panischen Schrecken ergriffen; kaum drei Schritte von uns ging ein schmaler Fußsteig durch das absinkende Dickicht den steilen Berg abwärts. Dort war sie verschwunden. Mit lautem Aufschrei eilte Wiprecht ihr sofort nach und verschwand ebenfalls in der grünen Laubnacht.

Ich wußte im Moment nicht, was ich von diesem jähen, unerwarteten Auftritt denken sollte. „Ich wußte es ja," murmelte der Castellan, „daß es nicht gut ablaufen würde, wenn wir Frauen mitnehmen würden, und weitaus diese Frau durfte so etwas nicht sehen; kennen Sie mich nicht mehr?" fragte er sich zu mir wendend, und sah mich abermals mit seinen hellgrauen Augen forschend an, die mir schon anfangs so bekannt vorgekommen waren.

„Um Gottes willen, Sie sind doch nicht —" Ich wagte es kaum auszusprechen. Er aber nickte stumm. „Ja wohl, Sie haben mich öfter in Dr. gesehen, wir haben ja sogar zusammen gesprochen, damals vor Herrn Violet's Wohnung."

Da war es, als wenn jäh ein Vorhang vor meinen Augen auseinander gerissen würde, jedoch um sich gleich darauf wieder zu schließen. Ich ahnte das Geheimniß Violet's einen Augenblick, aber die Vermuthungen zerflossen auch sofort wieder zu gestaltlosen, bangen Fragen.

Inzwischen hatte der Castellan einige Worte mit dem Führer der Singenden gesprochen, welche heiter und ohne mich zu beachten in den Hofraum des Klosters zogen, dessen Pforte sich jetzt geöffnet hatte.

Dann begaben wir uns auf jenem schmalen Pfade ebenfalls bergab. Der Weg ging über Wildwasser und Knüppelbrücken, über schlüpfriges Gras und durch wucherndes Unkraut; an einigen Büschen hingen Fetzen von Sidoniens Schleier. Der Castellan brummte und fluchte vor sich hin — ich war auf das Schlimmste gefaßt, und verwünschte den Ausflug, die Sculpturen und die Launen Sidoniens.

Es dauerte nicht lange, so hörten wir von einer offeneren Stelle her rufen und pfeifen. Wiprecht kam uns entgegengestürzt.

„Um Gottes willen, es ist doch kein Unglück vorgefallen?"

„Keine Spur," sagte er, „sie hat sich zwar die Haut etwas gerissen, aber das wäre das Wenigste; sie hat sich den Fuß verstaucht, als sie hier unten über das Wasser sprang. Wie sollen wir sie jetzt fortbringen, das ist die Frage, an Gehen ist gar

nicht zu denken und ich fürchte, die Aufregung, der Schrecken, das Entsetzen sind auch nicht ohne Folge geblieben. Ich werde einmal da anklopfen," sagte Wipracht und schritt zu dem einsam stehenden Hause mit dem Rasendach, das umgeben von schwarzen Tannen und hochwipfligen Eichen aus nächster Nähe herüberwinkte. Ein ziemlich hoher Lattenverschlag umgab das ganze Besitzthum, welches eher einer Farm in den Urwäldern Amerika's, als der Wohnung eines berühmten Arztes in Deutschland glich.

Ich trat inzwischen zu Sidonien; sie saß blaß und leidend auf dem Moos unter einem Schlehdornbusch und streckte mir die Hand entgegen.

„Vergib mir, lieber Schwager, daß ich Dir diese Sorge mache," sagte sie, „aber Du wirst den Grund meines Benehmens ein andermal erfahren. Mir ist eine schreckliche Ahnung aufgestiegen. Diese grauen Anzüge — diese grauen Anzüge — o, wer konnte das wissen, wer konnte das ahnen? Sieh, das martert mich mit namenlosen Schrecken, nachdem die Gefahr bereits überstanden. Mir ist, als wäre ich über eine Brücke aus Eis gegangen, und sie wäre dicht hinter mir eingestürzt — das ist grauenvoll, das ist grauenvoll, und doch kann ich nur weinen und beten und Gott danken, aber den Arzt muß ich sprechen, der letzte Schleier ist mir vom Auge genommen, den Arzt muß ich sprechen."

Gleich darauf kam Wiprecht zurück und zwar ziemlich rabiat und erbittert. „Da soll doch ein Donnerwetter dreinfahren, in dem Hause wird man gröber tractirt als beim Geisterkönig von Raimund!"

„Das wußte ich wohl," sagte der Castellan, „zu seiner Höhle hat Niemand Zutritt, da sitzen der Herr Medicinalrath wie Jehovah im Allerheiligsten, und wer ihn fangen will, muß es schlauer anfangen, als bei einem Fuchsbau. Man weiß niemals, ob er zu Hause ist. Gestern hieß es noch, er sei verreist, wie ich Ihnen schon sagte — aber ich will den Versuch machen."

Langsam ging er auf den Lattenverschlag zu, und man hörte ihn eine Weile mit einem Frauenzimmer reden. Diesmal schwieg das Hundegebell, ein Beweis, daß die Thiere den alten Castellan kannten.

Die Verhandlungen am Gatterthor dauerten ziemlich lange. Man hörte die Worte eines Frauenzimmers in ziemlich heftigem Tone, daß der Medicinalrath verreist sei. „Nun, desto besser," sagte der Castellan, „so wird er nicht erfahren, daß fremder Besuch dagewesen ist. Es handelt sich um keinen Kranken — aber wir haben da eine Dame, die nicht mehr fortkann. Bis ein Wagen besorgt ist, kann der Regen losbrechen. — Sie werden deshalb wohl so christlich sein, ihr auf eine Stunde Obdach zu geben."

Die Haushälterin widersprach nach Kräften, aber als endlich der Castellan sich erbot, alle Verantwortung auf sich zu nehmen, konnte sie nicht länger widerstehen. — Wir traten ein, Sidonien mühsam an beiden Armen führend.

Ein ganzes Rudel von Hunden stürzte uns bellend entgegend, nur mühsam waren sie zum Schweigen zu bringen, gleichzeitig erhoben aber die zahlreichen Vögel, welche theils in Bauern, theils in einer großen Volière umherflatterten, ein vielstimmiges Concert. Die nächste Umzäunung zeigte einige freie Kiesplätze, dann einen Garten mit jungen Obstbäumen und mehreren Bassins, die durch eine Röhrenleitung verbunden waren.

Das Haus selbst mit seinem grünen Rasendach war fast nicht zu sehen, so dicht umrankten es wilder und edler Wein; als wir über die Schwelle traten, schlug uns eine muffige, kellerartige Luft entgegen. Die Fenster waren auch von innen fast verdunkelt von allerlei Gewächsen: Cacteen mit ihren schlangenartigen, fleischigen Stachelblättern waren vorwiegend. Die getäfelten Wände des Zimmers waren schwarz, und die Farbe des Bodens war nicht mehr zu erkennen. Auf den alterthümlichen Möbeln, die geschweifte Füße und Messinggriffe und Ringe hatten, lag dicker Staub. Man sah, hier war seit langer Zeit keine weibliche Hand thätig gewesen. — Trotz dieses unerquicklichen Interieurs lag auf dem ganzen Anwesen ein idyllisch melancholischer Zauber, der durch die schwarzen Tannen des Waldes und die blaue Fläche des Sees, welcher die Besitzung begrenzte, nur noch erhöht wurde.

Sidonie ward mühsam in jenes untere Zimmer gebracht und auf ein altes kattunüberzogenes Kanapee gelegt.

„O, wie sieht es hier aus," rief sie schwer aufathmend. „Nein, hier kann ich nicht

bleiben. Oeffnet wenigstens alle Fenster!" Aber kaum war dies geschehen, als die Haushälterin, eine unangenehme hinkende Person, wieder hereinfuhr und mit dem keifenden Gezeter: „Ja, was soll das heißen, das wird hier nicht geduldet!" alle Fenster wieder zuschlug.

Dann musterte sie uns mit giftigen, mißtrauischen Blicken, als hätte sie eine Bande Zigeuner vor sich. Alle unsere Anordnungen — wir hatten Raum auf dem Kanapee gemacht und den Tisch gesäubert — erschienen ihr wie Majestätsverbrechen, wie frevelhafte Eingriffe in ein heiliges Reich, und grollend und schimpfend entfernte sie sich endlich, als sie sah, daß sie mit ihren zudringlichen Fragen nichts aus uns herausbrachte.

Jetzt entstand die Frage, wie wir einen Wagen bekommen könnten. Der Castellan hatte sich mit einigen tröstenden Worten wieder entfernt, aber auf ihn konnten wir uns nicht allzu fest verlassen, denn ihn riefen seine Geschäfte.

Wiprecht strich spionirend und forschend im Hofe herum und schaute zu Thüren und Fenstern, selbst in die Ställe und Nebengebäude hinein, ob er nicht etwas entdecken könne, was einem Wagen und einem Pferde ähnlich sehe, denn daran fehlt es bei Landärzten niemals.

„Wiprecht sucht ganz umsonst," sagte Sidonie zu mir, „bitte ihn doch, seine Bemühungen einzustellen."

„Wie meinst Du das?„

„Gesetzt auch, er fände, was er sucht, so werde ich es nicht benutzen."

„Aber was soll aus uns werden? Du kannst doch nicht hier bleiben."

„Allerdings will ich hierbleiben, wenigstens so lange, bis der Doctor zurückkommt, denn ich muß ihn sprechen. Wie lange kann es wohl dauern, bis er von der Reise zurückkehrt?" fragte sie die Haushälterin, die wieder spähend und murmelnd eingetreten war.

„Wie lange?" antwortete sie barsch, „so lange als es ihm gefällt. Uebrigens empfängt er hier keine Patienten."

„Sie sind im Irrthum, liebe Frau," sagte Sidonie, „ich bin keine Patientin, aber ich habe aus andern Gründen mit Ihrem Herrn zu reden, und da er als so menschenscheu und schwer zugänglich geschildert wird, so bleibt mir nichts übrig, als ihn hier zu erwarten, und wenn es eine Woche dauern sollte, werde ich hier bleiben, darauf müssen Sie sich schon gefaßt machen."

„Aber Sidonie," sagte ich, „das ist einmal wieder eine von Deinen romantischen Ideen. Was wird man im Curort sagen und wie soll ich Wally benachrichtigen?"

„Mach mich nicht irre, Schwager," erwiderte sie fast heftig, „hier finde ich den Schlüssel von Violet's Schicksal. Ich bin es endlich müde über Dinge nachzudenken, denen man nicht auf den Grund kommen kann, so lange ein Umstand verschwiegen blieb. Was Wally betrifft, so wird es Herr Wiprecht auf sich nehmen, sie in Kenntniß zu setzen. Ich bleibe hier und preise jetzt meinen Unfall als ein Glück."

Mit Staunen hatte die Haushälterin dieser Erklärung zugehört, dann ging sie kopfschüttelnd, als habe sie nicht recht verstanden, hinaus und wir hörten, daß sie eine Treppe hinaufstieg. Eine kleine Weile nachher kam sie wieder herunter und diesmal mit einer Art von gezwungener Höflichkeit.

„Lassen Sie mich den verstauchten Fuß sehen," sagte sie, „ich will nasse Umschläge darum machen, so etwas verstehe ich auch davon."

Sidonie trug kein Bedenken, das Anerbieten anzunehmen, und es war wirklich die höchste Zeit, denn der luxirte Fuß zeigte bereits Spuren von Anschwellung. Während die Haushälterin sich jetzt mit einer gewissen Hast und Geschäftigkeit der Pflege unterzog, hörten wir Geräusch im Hofe, wie von einem Wagen.

Gleich darauf erschien Wiprecht in der offenen Thür und rief: „Hurrah, wir haben einen Wagen gefunden, und ein Pferd ist auch vorhanden!"

Da aber fuhr die Person wie eine wilde Katze auf unsern Freund los, als wollte sie ihm die Augen auskratzen.

„Was untersteht sich der Herr, als hätten Sie hier zu befehlen und anzuschaffen. Weg von dem Wagen, sag' ich, oder es nimmt kein gutes End'!"

Im selben Augenblick aber tönte im obern Stockwerk eine Klingel, und die Haushälterin eilte abermals die Treppe hinauf. Wieder nach einer Weile kam sie herunter, und man sah es ihr an, welche unsägliche

Mühe es ihr kostete, gute Miene zum bösen Spiel zu machen.

„Ich will's den Herrschaften nur gestehen," sagte sie mit widerwilligem Grinsen, „der Wagen ist noch da und steht Ihnen zu Diensten. Der Herr Director ist nur zu Fuß fort. Die Herrschaften können fahren, sobald Sie wollen, wir können zwei Pferde stellen."

„Das ist ja vortrefflich," rief Sidonie, „ist Ihr Herr nur zu Fuß aus, so wird er ohne Zweifel auch bald wiederkommen, ich danke deshalb einstweilen für Ihre Freundlichkeit, denn ich werde hier bleiben. Ich werde nicht fahren, ohne den Herrn Director gesprochen zu haben."

Abermals maß die Person uns Alle mit eigenthümlich giftigen Blicken und humpelte nochmals die Treppe hinauf.

„Du wirst sehen," sagte Sidonie, „der Doctor ist bereits zu Hause, er versteckt sich nur, aber wir werden ihn aus seinem Bau heraustreiben. Gib Acht, er rührt sich schon."

Wirklich scholl in diesem Augenblick ein heftiges Poltern und Stampfen in der Oberstube. Ein starker Knall, als wenn ein schwerer Stuhl umgeworfen würde, dann ein Schlag auf den Tisch, ein Poltern an der Thür, und eine tiefe Baßstimme tönte herab:

„So etwas ist mir denn doch noch nicht vorgekommen! Wo sind denn diese zudringlichen Landfahrer, die nicht einmal mein Hausrecht achten. Da soll doch gleich ein heiliges —" und schlurfend und rumpelnd kam er die Treppe herab.

Beim Klange jener Stimme war Sidonie wie von einem elektrischen Schlage berührt emporgefahren — bleich wie Marmor; jetzt sank sie mit einem Aufschrei in das Kanapee zurück. Ein hageres, verwittertes Menschenbild war stürmisch auf die Schwelle der offenen Thür getreten. Ein langer Pelz bedeckte die hohe Gestalt. Silbergrau hing das lange Haar um das schmale, edle Gesicht, das von den Furchen eines frühen Alters gezeichnet war. Nur das lodernde dunkle Auge und der volle männliche Bart straften jene Zeugnisse des Alters Lügen und verkündeten die ungebrochene Jugendkraft. Ohne allen Zweifel hatte ich auch diesen Mann schon früher gesehen, aber im Augenblick konnte ich mich nicht entsinnen.

Kaum erblickte er mich und dann Sidonien, als er mit einem unverständlichen Ausruf still stand und die Hände vor das Gesicht schlug. Seine ganze Gestalt erbebte; wie ein Trunkener oder Schwindelnder griff er mit den Händen um sich, als müsse er sich halten. Im nächsten Augenblick stürzte er in das Zimmer und zu den Füßen Sidoniens, die ihn mit starrem Blick ansah.

„Meine Sidonie, meine arme Sidonie!" rief er. „Willkommen, tausendmal willkommen in meinem Elend! Daß ich das noch erlebt habe auf Erden, gleicht Alles aus — nun kann ich doch ruhig sterben!"

Sidonie flüsterte einen Namen und sank ohnmächtig in das Sopha zurück.

Auch ich hatte ihn jetzt erkannt. Es war der einstige Bräutigam Sidoniens, der Doctor Arnold, jetzt Director eines Asyls für Gemüthsleidende. Lange blieb er, wie ein Verzückter über sie gebeugt, im bloßen Anschauen verloren, als trinke er die seligste Wonne aus ihren Zügen; endlich schlug sie die Augen wieder auf, aber wie erschreckt von einem Gespenst schloß sie dieselben wieder, und eine neue Bewußtlosigkeit umnachtete ihre Sinne. Alles das, was ich hier ausführlich erzähle, war, wie die Floskel heißt: „kaum das Werk eines Augenblicks" gewesen.

„Was bedeutet denn das Alles," rief jetzt Wiprecht, der hereingetreten war und den letzten Auftritt mitangesehen hatte. „Was haben Sie dieser Frau gethan? Wer sind Sie, mein Herr?" fuhr er ziemlich rauh den Besitzer des Hauses an. „Ich wünsche Aufklärung, mein Herr Medicinalrath, oder was Sie sonst sind." Aber der Bühnenheld war mit seiner Heftigkeit diesmal an die falsche Adresse gekommen.

In aller Ruhe deutete der Director Arnold hinaus. „Lassen wir sie jetzt allein. Cornelia," sagte er zur Haushälterin, „besorge Du das Nöthige, wenn sie wieder zu sich kommt, ich bin diesen Herren eine Aufklärung schuldig. Wenn's beliebt," und er deutete wieder hinaus. Wir schritten über den Hof, dann durch den Obstgarten und weiter abwärts durch junge Holzung, bis wir an das Ufer des Sees kamen.

Dort stand ein kleines Schirmdach aus Rohr zusammengefügt, darunter einige Sitze von Moos, andere aus den natürlichen

Zweigen von Birken und Buchen kunstvoll zusammengefügt. Director Arnold lud uns ein, Platz zu nehmen. — Die Aussicht von diesem Punkt war zwar düster, aber von einer ernsten Erhabenheit und schwermüthigen Anmuth. So weit das Auge reichte, sah es nichts als Wasser, dunkelblau in der Ferne und dunkelgrün näher am Ufer. Wie in regelmäßigen Athemzügen kamen die Wellen des Sees mit weißen Schaumkämmen heran und überschlugen sich platschend am Strande. Es war ein eintöniges Auf- und Niederrauschen, und doch lag in dieser formlosen Musik eine unendlich süße Melodie, ein geheimnißvoller Chorgesang des Werdens und Vergehens, der Zeit und Unendlichkeit. Seltsam contrastirte diese feierliche Ruhe mit dem Benehmen Wiprecht's, der vor innerm Zorn zu kochen schien.

„Zuerst Ihre Hände, meine Herren," sagte der Director, der schweigend vorangegangen war, „damit wir als Freunde miteinander reden." Wiprecht pfiff leise durch die Zähne und verweigerte ihm die Hand.

„Keine Mißverständnisse, Herr Wiprecht," hob Jener wieder an. „Sie staunen, daß ich Sie kenne, aber Sie werden sehen, daß ich Sie schon lange kenne und bereits tiefer in Ihr Leben eingegriffen habe, als Sie ahnen, mein verehrter Herr. Vor allem danke ich Gott, daß er mir die Freude beschert hat, diesen Tag zu erleben, ich sah es lange voraus, daß wir uns eines Tages dennoch wiedersehen müßten, aber ich scheute diesen Tag und fürchtete mich ihn herbeizuführen, nun hat es sich gleichsam von selbst gemacht. Deshalb noch einmal willkommen, meine Herren. Hier haben wir Ruhe und können Alles friedlich besprechen. Vor allem bin ich Ihnen einen Rückblick schuldig, um mich vor jeder Mißdeutung zu sichern. Ueberhaupt sind Sie die Einzigen, denen ich meine Geschichte erzähle, und ich bin froh, daß ich mir einmal das Herz erleichtern kann.

„Wie Sie wissen," wandte er sich zu mir, „stand ich vor fünf Jahren in Dr., wo ich ausstudirt hatte und einer glücklichen Zukunft entgegensah. Sidonie war damals meine Braut, ja, Herr Wiprecht, Sidonie war meine Braut, ich kann hier nicht die Geschichte wiederholen, wie ich allmälig ihre Liebe erworben und meine Verlobung trotz allen Widerstrebens der Familie durchgesetzt hatte. Sie werden sich erinnern, daß wir uns damals auf dem ländlichen Balle gesehen und gesprochen haben; Sie wußten damals, wie es mit uns stand, aber Sie wußten nicht Alles. Jenes Widerstreben, welches mir anfangs die Familie entgegengesetzt hatte, ward auch in der Folge mein Unglück, nicht als ob man mir fortgesetzt Schwierigkeiten bereitet hätte — im Gegentheil; aber die Reizbarkeit und das Mißtrauen, die anfangs in mir geweckt worden, waren geblieben und hatten ungünstig auf meinen Charakter gewirkt. Ich liebte Sidonien mit einer Art von Wahnsinn, und das war mein zweites Unglück, ich beneidete die Luft, die sie athmete, die Magd, mit der sie sprach, die Schwestern, mit denen sie verkehrte, ich wollte sie ganz allein haben und beherrschen, als wäre sie nur ein Stück von mir. — Meine Leidenschaft war so excentrisch, mein Glück schien mir so außerordentlich, daß ich immer in Furcht schwebte, ich könne es wieder verlieren. Diese Furcht machte mich hart, gewaltsam und herrisch, nicht blos gegen Sidoniens Familie, auch gegen sie selbst. Heute kann ich sagen, daß die Ahnung irgend eines Unglücks die Quelle meiner Eifersucht und tyrannischen Strenge war, aber grade dadurch wurde das gefürchtete Unheil herbeigeführt. Am liebsten hätte ich meine Braut tief in die Erde vergraben oder in eine Wüste geschickt, um sie jedem fremden Blicke zu entziehen; denn sie schien mir so schön, so begehrenswerth, so unvergleichlich, daß ich oft nicht begreifen konnte, weshalb sich nicht alle Welt um sie bewarb und weshalb grade ich dies namenlose Glück errungen.

„Sie wissen, was vorfiel und wie sie Violet kennen lernte. Damals auf jenem ländlichen Balle sah ich wohl, was vorging, aber ich hatte keine Ahnung, daß die Dinge bereits so weit gediehen waren. Das Eine stand fest, daß ich meine Verbindung nicht allzulange mehr aufschieben dürfe, wenn ich das Mädchen nicht wieder verlieren wollte. — In dieser Hinsicht pries ich es als ein Glück, als ich an jenem Tage erfuhr, daß der Erbprinz meines Heimathländchens auf der Durchreise nach dem Süden in Dr. verweilte. Mein Vater bekleidete seiner Zeit einen Vertrauensposten an dem herzoglichen Hofe, und ich war

von Jugend auf mit dem Erbprinzen bekannt, wir waren so zu sagen miteinander aufgewachsen, und ich durfte hoffen, daß ich ein gnädiges Gehör finden würde, wenn ich mich behufs der Beschleunigung meiner Anstellung direct an ihn wendete. In der That wurde ich auch mit liebenswürdigstem Wohlwollen aufgenommen, und der Erbprinz, dessen Gesundheit damals nicht ganz fest war, ließ mich ersuchen, ihn auf einige Tage zu begleiten, um unterwegs dann meine Angelegenheiten zu ordnen. Ich Thor glaubte jetzt mit einem Schlage mein Glück zu erringen und opferte einige Tage. Ich reiste mit dem Erbprinzen ab, ohne meiner Braut irgend eine Nachricht zu hinterlassen, denn ich hoffte bis zum andern Tage wieder zurück zu sein und sie dann mit der fertigen Sache zu überraschen.

„Aus dem einen Tage wurden mehrere, aber ich erreichte mein Ziel, die Stelle meines Vaters, der sich längst darnach sehnte, in Ruhestand zu treten, ward mir zugesichert.

„Glücklich und den Himmel voll Geigen sehend, kam ich wieder in Dr. an, es war zu spät, um noch zur Villa hinauszufahren, ich verschob es auf den andern Tag; am andern Morgen kaufte ich verschiedene Geschenke ein, ich wollte wie ein Weihnachtsmann bei Sidonien wieder erscheinen. Unterwegs redeten mich einige Bekannte an, es fiel mir damals noch nicht auf, daß ein gewisses Mitleid in ihren Mienen lag. Gleich darauf ging ein anderer Freund an mir vorüber, blieb stehen, drückte mir stumm die Hand, klopfte mir voll Theilnahme auf die Schulter und schritt weiter. In einem Kaffeehause, wo ich häufig verkehrte, verließen grade einige Gäste, die ich vom Sehen kannte, das Zimmer, ich hörte noch die Worte: Es ist ein Scandal ohne Gleichen, wenn er ein Mann ist, darf er es sich nicht gefallen lassen! Dabei sah ich, daß einige Zurückbleibende flüsterten und zu mir herübersahen — einen Moment kam mir der Gedanke, daß ich selbst der Gegenstand jener Bemerkungen sein könnte. Sie sehen, mir steigt heute noch das Blut auf, gedenke ich jenes Spießruthenlaufens. Endlich erwischte ich einige gute Bekannte, die sich ebenfalls sonderbar benahmen, aber ich mochte fragen, antasten, forschen, kein Mensch mochte mir Rede stehen, sie waren wie Schatten, die an mir vorüberhuschten, aber ihre flüchtigen Andeutungen waren hinreichend, mich zum Rasen zu bringen.

„Endlich sollte die Lösung kommen. Ein unverschämter Kellner, der mich früher schon oft geärgert hatte, brachte mir mit freundlichem Grinsen eine Zeitung. „Nicht wahr, Sie haben befohlen, Herr Doctor."

„Durchaus nicht, sagte ich, Sie sind im Irrthum. Aber ich behielt die Zeitung. Es war die Nummer eines kleinen Localblattes, und im ersten Moment bemerkte ich gar nicht, daß es eine alte Nummer war. Mechanisch blättere ich darin, plötzlich sticht mir ein Name in die Augen — und noch ein zweiter Name, ich fahre auf, ich denke, ich träume; ich lese noch einmal und zum drittenmal — und begriff immer noch nicht. Da stand etwas von Violet — dann kam sogar der Name Sidoniens und weiterhin das Wort „durchgegangen." Ich meinte unter die Erde sinken zu müssen. Deshalb also die mitleidigen Blicke, die halben Andeutungen, die neugierigen Fragen, die schadenfrohen Grüße. Ersparen Sie mir die Schilderung jener Augenblicke, jener Stunden, jener Tage — meine Braut mit einem Sänger durchgegangen, und jetzt, wo ich Amt und Stellung erobert hatte; etwas Ungeheures, Entsetzliches gährte in mir — man mußte mich bewachen, und durfte mich nicht allein lassen — Mord, Brand, Zertrümmerung und Vernichtung — zu jeder Verruchtheit war ich fähig und habe, wie mir später Freunde sagten, drei Tage wie in Fieberwahnsinn gerast. Eine von den dienstfertigen mitleidigen Seelen, die sich meiner annahmen, hielt es für angemessen, in meinem Namen an die Mutter Sidoniens zu schreiben und Rechenschaft zu verlangen.

„Es kam auch eine Antwort — ich weiß nicht, wer sie geschrieben — sie enthielt Vorwürfe und Anklagen, ich selbst sei an der ganzen Geschichte Schuld, ich hätte Sidonien durch mein herrisches Benehmen scheu gemacht und mir längst entfremdet. Meine plötzliche Abreise ohne weitere Erklärung habe ihr das Signal des Bruches sein müssen, übrigens seien alle Bemühungen zu spät, denn Sidonie und Violet seien bereits Mann und Frau. Zum Schluß folgten einige kühle Worte des Bedauerns, ich müsse mich eben in das Unabänderliche und Geschehene fügen; die Familie selbst

sei nicht minder erbittert über diesen Schritt.

„Da erst kamen meine Thränen wieder. Ich habe geweint, wie ein kleines Kind. Dann ward ich hart, kalt und fest. Die Verachtung einer solchen Natur gab mich mir selbst zurück. Ein solches Weib, sagte ich mir damals, hätte mir auch später nicht die Treue bewahrt, es war ein Glück, sie vorher zu verlieren, als später die Schande zu erleben, sie als meine Frau verstoßen zu müssen. Manche kleinen Beweise von Eigensinn, Widerwillen und Laune, die ich früher nicht beachtet hatte, erschienen mir jetzt als heilsame Warnungen.

„Genug, als ich einigermaßen meine Fassung wiedergewonnen hatte, reiste ich ab, denn Dr., wo ich so glückliche Jahre verlebt hatte, war mir jetzt ein Gräuel. Die versprochene Stelle meines Vaters hatte jetzt auch jeden Reiz für mich verloren, denn ich hätte in und mit der Gesellschaft leben müssen; ihr zu entfliehen war meine einzige Sehnsucht. Da las ich zufällig, daß die Stelle eines Directors des Asyls für Gemüthsleidende in Hunoldsburg frei geworden sei. Ich bewarb mich sofort darum und erhielt die Stelle. — Ich kann sagen, daß ich sie mit einer Art von Schadenfreude auf die ganze Menschheit antrat. Diese Irrsinnigen, sagte ich mir, sind die wahrhaft Glücklichen, diese Opfer der großen Lüge, diese Parias des Herzens, diese Armen sind alle nur betrogen worden, wie Du selbst, es sind nicht bloß Deine Patienten, Deine Pfleglinge, sondern Deine Brüder und Leidensgenossen. Auf diese Weise ward mir Hunoldsburg zu einem Paradies, und die Kranken wurden meine Freunde und meine dankbaren Brüder.

„Allein, wenn ich glaubte, auf die Dauer hier Vergessenheit und Frieden zu finden, so irrte ich dennoch. In einen noch tiefern Abgrund ward ich geschleudert, und was ich dort fand, errathen Sie schwerlich; nichts weniger als den Schlüssel zu Sidoniens Schicksal und zu Violet's Vergangenheit."

„Zu Sidoniens Schicksal? Etwa durch einen Irrsinnigen, der ihm glich?"

„Nein. Stellen Sie sich vor, eines Tages war ich mit der Untersuchung der Acten der Anstalt beschäftigt. Es galt etwas nachzuschlagen und außerdem bedurften die Register der Aufgenommenen, Genesenen und Gestorbenen längst einer neuen Ordnung und Einrichtung. Flüchtig studirte ich die Aufzeichnungen aus den früheren Jahrgängen. Da plötzlich finde ich den Namen Violet in den Listen. Sie werden zugeben, daß der Name nicht so häufig ist, um ohne Weiteres an einen bloßen Namensvetter zu denken; ich stellte sofort nähere Nachforschungen an. Nach den Listen ergab sich, daß er vier oder fünf Jahre vor meinem Amtsantritt eingetragen war und zwar ausdrücklich in die Rubrik der Unheilbaren, im Uebrigen fehlte jede Notiz, ob er seitdem gestorben oder dennoch genesen und entlassen sei, von den in der Anstalt Befindlichen trug keiner seinen Namen.

„Um der Sache auf den Grund zu kommen, ließ ich den alten Wirschmann rufen, der bereits seit zwanzig Jahren dient und mit dem Detail vertraut ist wie kein Anderer.

„Kaum berührte ich den Namen Violet, als der alte Mann, der sonst sehr mürrisch und kurz angebunden war, ganz lebendig wurde, als hätte ich ihn auf eine seiner Herzensgeschichten gebracht. Sehen Sie, sagte er, das ist eine ganz verwetterte Geschichte mit diesem Violet. Das war ein Mensch, wie es gar keinen mehr gibt auf der Welt, so ein gutmüthiger, sanfter, frommer Herr, eine Seele von einem Menschen, ja, ein wahrer Engel im Vergleich zu den andern! Meiner Six, er hat es mir angethan, wie kein Anderer!

„Aber woran litt er denn?

„Mein Gott, den Kopf ließ er hängen und war still für sich hin — so für gewöhnlich. Aber es war nicht der gewöhnliche Tiefsinn, wie bei Andern. Herr Violet wollte immer das Beste haben, das Beste denken, das Beste sein, und wenn er da auf Widerstand stieß, so gab es Gewaltsauftritte. Er wollte eben Alles vollkommen machen, und was unvollkommen war in seinen Augen, behandelte er mit Fußtritten; dabei sprach er sehr gelehrt und wußte sehr viel, er malte und zeichnete wie ein Meister und vollends sein Singen — Herr Director, ich bin ein alter Mann, aber so etwas habe ich nie gehört und selbst Ihr Vorgänger, der verstorbene Herr Director, war ganz bezaubert von ihm, ich kann wohl sagen, er war das Lieblingskind vom ganzen Hause.



Sie breitete die Arme aus und warf sich an die Brust Arnold's.

„Wissen Sie nicht, wie er zu jenen Ideen vom Vollkommensten gerathen war?

„Ich weiß nur, was er mir selbst erzählt hat. Es war die alte Geschichte. Eine schöne Dame hatte ihm erklärt, ihn heirathen zu wollen, aber niemals, so lange er auf dem Theater sei. Da ist er Maler geworden, um doch etwas zu sein in der Welt. Inzwischen ist der Dame die Zeit zu lang geworden und sie hat geheirathet. Seit der Zeit scheint er sein Gleichgewicht verloren zu haben und die Verachtung der Menschen, namentlich der Frauen, schlug auf einmal in das Gegentheil um, in die Vorstellung des Allervollkommensten. Er ist wie ein Mensch, der blos noch weiß und schwarz sehen kann. Die Farben der Dinge sind ihm ausgelöscht, er sieht die Welt blos noch wie im Kupferstich, und ebenso im geistigen kennt er blos noch Engel und Teufel, Helden und Schurken, Betrogene oder Betrüger.

„Mich ergriff diese Schilderung mit unsagbarer Gewalt. Violet war also in derselben Lebenslage gewesen, wie ich selbst war. Er hatte die Untreue erfahren, aber mit himmlischem Irrsinn hatte er sich in ein Reich der Ideale geflüchtet, um ein doppeltes Recht zu haben, die Wirklichkeit mit Füßen zu treten. Offen gestanden, so hoch habe ich mich nicht aufschwingen können, und es war ein Glück, denn nur der Haß erhielt mich gesund. Was war das Ende? fragte ich Wirschmann, der meine Nachdenklichkeit für Zerstreutheit hielt.

„Das Ende, sagte er, ein höchst unerwartetes. Der Herr Director, nämlich Ihr verstorbener Vorgänger, erklärte Herrn Violet für genesen, aber der Herr Inspector, der sich hinter die Regierungsbehörde steckte, hielt Violet fest, blos aus dem Grunde, weil er von Anfang an als unheilbar eingetragen worden sei. Es gab ein langes Hin und Her, einen Streit in Briefen und Worten, die Aufsicht auf Herrn Violet wurde nachlässiger, und siehe da, eines Tages war der Vogel ausgeflogen, er war entflohen im Hausanzug der Anstalt. Niemand konnte herausbringen wohin. Der Inspector wollte ihm nachsetzen lassen, aber der Herr Director verbot es, offenbar um ihn zu retten. Dieser Edelmuth trug ihm von Seiten der Regierung nach einigen Jahren die Pensionirung ein, und aus Kummer ist er dann bald darauf gestorben. — Später habe ich in den Zeitungen gelesen, daß Herr Violet wieder Sänger geworden und auf dem Hoftheater von Dr. mit großem Erfolge aufgetreten ist.

„Sagt' mal, alter Freund, sagte ich zu Wirschmann, was ist nun Eure aufrichtige Meinung über Violet? Halten Sie ihn auch für unheilbar oder für genesen?

„Das sind delicate Sachen, erwiderte er mir. Ich glaube wirklich, daß er genesen kann, aber er muß in die rechten Hände kommen. Die unglückliche Liebe hat ihn toll gemacht, nur eine glückliche kann ihn heilen. Ich meine, wenn er eine Frau fände, die ihn mit Liebe und Zärtlichkeit und Klugheit zu behandeln versteht, so ist Alles gewonnen, denn er läßt sich wie ein Kind leiten und ist mehr ein Unglücklicher als ein Irrsinniger. Nur eines ist dabei gefährlich — Und das ist? — Man darf ihn niemals merken lassen, daß man ihn durchschaut, sonst ist Alles verloren, er wird sonst glauben, wieder unter Aufsicht zu stehen und das kann leicht einen Ausbruch seiner Gewaltthätigkeit zur Folge haben.

„Das waren die Aufschlüsse, welche mir der alte Wirschmann gab," fuhr der Director Arnold fort, aber auch für mich waren sie von heilsamster Wirkung. Jetzt erst verstand ich Sidonien, sie war mir untreu geworden aus Mitleid mit einem Verlorenen, sie allein konnte ihn vielleicht heilen durch die Liebe. Von jenem Augenblick an habe ich meiner einstigen Braut verziehen, ja, sie stand in ihrer Aufopferung wie eine Heilige vor mir. Alle meine Liebe zu ihr kehrte zurück, aber auch alle meine Sorge, sie hatte einen angeblich unheilbar Irrsinnigen geheirathet, ohne es nur zu ahnen. In welchen Gefahren mußte ihr Leben an jedem Tage schweben, falls irgend ein Umstand die alten Dämonen in Violet's Seele weckte. Warnen durfte ich sie nicht, so wenig wie man eine Schlafwandelnde anrufen darf, die über ein Dach, am Rande eines schwindelnden Abgrundes schreitet. Ich überlegte hin und her, ich berieth mich sogar mit dem alten Wirschmann, was zu thun sei. Nach Recht und Gesetz hätte ich ihn als Flüchtling reclamiren können. — Wäre mir an der Rache etwas gelegen gewesen, so durfte ich nur in Dr. selbst öffentlich auftreten und Sidonien vor aller Welt zurufen: Madame,

Ihr Gatte ist ein unheilbar Irrsinniger, hier sind die Beweise aus den Acten, scheiden Sie sich von ihm, denn Ihr Leben ist in Gefahr! — Das konnte ich thun, und es wäre, wenn auch unedel, doch vom ärztlichen Standpunkte aus völlig loyal gewesen; aber eben weil ich persönlich betheiligt war, durfte ich diesen Schritt nicht thun. Hier hat jene unsichtbare Macht, die wir Vorsehung nennen, ein Schicksal gefügt, mag sie es auch zu Ende spielen, sagte ich mir. Diese Unglücklichen sind heilig, jeden Versuch einer möglichen Heilung zu hindern, ist ein Verbrechen.

„So ließ ich denn die Sache gehen, wie sie mochte, und wir Alle wissen, wie furchtbar sie geendet hat. Mit Angst und Beben habe ich die einzelnen Kunden aus Dr. gehalten. Ich weiß, welche Anstrengungen Violet machte, sich durch wechselnde Beschäftigung zu zerstreuen, ich weiß von dem räthselhaften Vorfall auf dem Ausflug nach Schloß Sandheim, ich weiß um Violet's Flucht nach H. und sein dortiges Ende. Sie müssen nämlich wissen, daß zur Zeit, wo die traurige Katastrophe eintrat, der alte Wärter Violets, jener Wirschmann, dem ich alle Aufschlüsse verdankte, sich in Dr. befand. Er hatte nämlich einen Erbschaftsproceß in Dr. zu führen und hatte unbestimmten Urlaub genommen, weil seine Gegenwart dort nothwendig war, indessen war das wohl nur ein Vorwand. Seine Liebe zu Violet war wie die eines Vaters zu seinem Kinde, und als er gelegentlich durch mich erfahren hatte, daß er in Dr. sich befinde, glücklich verheirathet und vortrefflich gestellt sei, ließ ihm seine Sehnsucht keine Ruhe, den geliebten Pflegling wiederzusehen. So erhielt ich jene directen Nachrichten bis zum Ende; erst als Alles vorüber war, kam Wirschmann zurück und bewarb sich um die Stelle des Castellans; er mochte seitdem mit den Kranken nichts mehr zu thun haben. Seit Violet todt ist, ist mir wenigstens die drückende Sorge um Sidonien vom Herzen genommen.

„Das ist meine Geschichte."

Lange saßen wir schweigend — die volle Erschütterung dieser Aufschlüsse austönen lassend.

„Erlauben Sie mir eine Frage," wagte ich endlich, „Sie wußten von dem Ende Violet's, aber Sie wußten auch, daß Sidonien die eigentliche Ursache unbekannt geblieben, warum ließen Sie nie etwas hören?"

„Wozu mein Herr?" erwiderte Arnold. „Etwa um ihr nachträglich das Entsetzliche mitzutheilen? Hätte es nicht dennoch wie ein schadenfroher Triumph ausgesehen darüber, daß sie Unrecht gehabt, damals den Unglücklichen mir vorzuziehen und sich dem Wahne hinzugeben, sie könne ihn heilen? Nein, auch diesen Schein wollte ich meiden, sie sollte niemals etwas von Violet's Vergangenheit hören, sie sollte sein Bild rein in sich bewahren, denn sie hat ihn geliebt, und es wäre ein Frevel gewesen, sein Andenken zu entweihen. So hatte ich es mir vorgenommen, und nun müssen Sie selbst zu mir kommen. Die Verheimlichung war umsonst. Sagen Sie mir nur, wie ich es anfangen soll, ihr das Furchtbare beizubringen, denn jetzt bin ich es ihr schuldig, Alles zu sagen."

„In diesem Punkte brauchen Sie keine Sorge zu haben," erwiderte ich, „denn wie ich vermuthe, ahnt sie bereits den ganzen Zusammenhang. Sie müssen wissen, daß Violet seit seiner Flucht aus der Heilanstalt jenen Hausanzug aus grober Leinwand mit weißblauen Streifen aufbewahrt hatte. Sidonie und ich haben dies Costüm schon früher gesehen, aber die Bedeutung desselben nicht gekannt. Erst heute, als sie jenen Zug der Kranken, welche von der Arbeit kamen und dicht an uns vorüberzogen, bemerkte, wurde ihr die Bedeutung des räthselhaften Costüms deutlich, deshalb allein wollte Sie mit Ihnen reden und in Ihrem Hause bleiben, um Aufschluß zu erhalten. Sie erweisen meiner Schwägerin vielmehr eine Wohlthat, wenn Sie ihr Alles sagen."

Wiprecht war inzwischen voll Unruhe und Aufregung vor dem Schirmdach oder so zu sagen vor dem Pavillon auf- und abgegangen, jetzt stand er vor dem Director still und fixirte ihn mit brennendem Auge.

„Erlauben Sie jetzt auch mir einige Fragen. Um welche Zeit war es, als jener frühere Wärter, oder der jetzige Castellan in Dr. erschien?"

„Es war vor zwei und einem halben Jahre."

„Das stimmt, grade in dieser Zeit ist seine frühere Krankheit wieder ausgebrochen, hören Sie, mein Herr, Sie haben eine

furchtbare, eine entsetzliche Rache genommen, wenn man es nicht noch besser als eine ausgesuchte Bosheit bezeichnen will."

„Wie meinen Sie das, mein Herr Wiprecht?"

„Fragen Sie nicht. Sie verstehen mich recht gut. Ihre schönen Redensarten und Ihre artig combinirte Fabel täuschen mich nicht im Geringsten. Glauben Sie denn, daß Violet seinen Wärter nicht wiedererkannt hat? Das allein genügt! Er glaubte sich beobachtet, verfolgt und unter geheime Aufsicht gestellt. Sidoniens hochherziges Unternehmen, ihn zu heilen, ihn vergessen zu machen, was hinter ihm lag, war in der That gelungen, aber jenes Wiedersehen hat alle ihre Bemühungen zertrümmert. So etwas dem Zufall zuzuschreiben, wäre höchst naiv, es war Ihre Absicht. Sie zogen sich erbittert aus der Welt zurück, aber als Sie hier die Waffe fanden, womit Sie nachträglich Ihren Gegner vernichten konnten, da jubelten Sie auf und Ihre Aufgabe war klar vorgezeichnet. — Sie schickten den Wärter nach Dr. So haben sie es erreicht, so ist es Ihnen gelungen, ihn in den Tod zu jagen durch das Medusenhaupt der Furcht, der Erinnerung. — So weit ist Alles klar, aber ich sage Ihnen: triumphiren Sie nicht zu früh, verlangen Sie nicht mehr. Lassen Sie sich an seinem Tode genügen, ich glaube, dies ist genug für Ihre Rache!"

Dieser Ausbruch war so jäh und unerwartet erfolgt, daß gar keine Zeit zu einer Einrede blieb. Offen gestanden, mußte ich Wiprecht im Stillen beistimmen. Wenn ich mich an das Entsetzen erinnerte, womit Violet jedesmal vor dem alten Manne zurückfuhr, wenn er ihn sah — wenn ich mich an seine Aeußerungen erinnerte, daß er sich durch diesen Menschen verfolgt und beaufsichtigt glaubte und von ihm die Enthüllung seiner Vergangenheit fürchtete, so lag der Schluß nahe, daß erst seit diesem Zeitpunkte sein früherer Zustand wieder eingetreten war. Als verständiger Arzt durfte Arnold allerdings jenen Wärter nicht nach Dr. reisen lassen, so lange sich Violet dort befand und ein Wiedersehen möglich war. Mit Spannung erwartete ich, wie sich der Director gegen diesen Angriff vertheidigen würde.

Doctor Arnold aber behielt seine volle Ruhe und Würde. Nach einer Pause der Ueberraschung erhob er sich und legte seine Hand auf die Schulter Wiprecht's.

„Junger Mann, alle Hochachtung vor Ihrem Scharfsinn, aber wenn es so wäre, wie Sie sagen, wäre ich die elendeste aller Creaturen. Glücklicherweise kann ich Ihnen beweisen, daß Wirschmann nicht nur aus eigenem Antrieb handelte, sondern auch meine Warnungen und Gegenvorstellungen beachtet hat. Verweigerte ich ihm den Urlaub, so drohte er, überhaupt seinen Abschied zu nehmen, und dann doch zu thun, was ich nicht hindern konnte. Lassen Sie sich meine Briefe an ihn zeigen. Sie werden darin die Bestätigung finden, daß ich ihm befohlen habe, sich Violet nie aufzudrängen und ihn ruhig gehen zu lassen. Was er wirklich gethan, kann ich nicht wissen, aber er hat mir sein Ehrenwort gegeben, daß er Violet niemals angeredet hat, und nach dem Charakter dieses Ehrenmanns muß ich ihm Glauben schenken."

„Vortrefflich, ganz vortrefflich!" rief Wiprecht. „Wenn man einmal etwas herbeiführen will, so kann man die Sache verschieden arrangiren und daß Sie es fein angefangen haben, bezweifle ich keinen Augenblick."

Jetzt aber verlor Arnold seinen Gleichmuth. Sein Auge blitzte und seine tiefe Stimme entfaltete ihre ganze Stärke, als er rief:

„Junger Mann, wenn von einem Arrangement die Rede sein soll, so haben Sie allerdings Recht; aber Sie irren sich in den Personen und in den Motiven. Wollen Sie wissen, wer Ihr Engagement am herzoglichen Hoftheater dieses Landes arrangirt hat? Niemand anders, als ich, weil ich wußte, daß Sie Sidonien lieben. Wollen Sie wissen, wer diesem vortrefflichen Manne," und er reichte mir seine Hand, „die Aufträge des Erbprinzen verschafft hat? Niemand anders, als ich, weil er Sidonien nahe steht — weil mir Alle heilig sind, die in ihrer Nähe athmen; ich habe sie einmal geliebt und werde sie ewig lieben. Wollen Sie noch bessere Beweise? Ich habe gewußt, daß Sie seit Wochen hier im Curort sind und sich um Sidoniens Gunst bemühen, ich war deshalb abgereist, um jedes mögliche Wiedersehen zu vermeiden und Ihrem Glück keine Störung zu bereiten; erst gestern Abend bin ich zurückgekehrt, weil ich hoffte, Sie nicht mehr

zu treffen. Nun kommen Sie selbst, und meine Vorsicht ist umsonst gewesen."

Wiprecht war von diesen Aufschlüssen sichtlich betroffen, aber mehr als die Großmuth Arnold's verwirrte ihn das Bekenntniß seiner unzerstörbaren Liebe zu Sidonien.

„Also haben Sie dennoch vielleicht Absichten, mein Herr?" wagte er mit kleinmüthigem Tone zu fragen.

„Zu solchen Absichten," erwiderte heftig Arnold, „wie Sie meinen, gehören Zwei. Kommen Sie, mein Herr; ich habe den freien Willen immer heilig gehalten. Vielleicht beweise ich Ihnen, daß Keiner von uns Beiden die allergeringste Macht besitzt, dem Andern hinderlich zu sein."

Mit diesem dunklen, vieldeutigen Worte wandte er sich zum Rückweg. Wir folgten schweigend. Bereits war der Abend hereingebrochen und die rothen Strahlen der untergehenden Sonne vergoldeten die Wipfel der Tannen, die weite Fläche des Sees und schmückten die grüne heilige Einsamkeit dieser Einsiedelei mit unsagbarem Zauber.

In wenigen Minuten hatten wir wieder das Haus mit dem Rasendach erreicht.

Der Director nöthigte uns in ein anderes Parterrezimmer. „Sie bleiben einstweilen hier, mein Freund, sagte er zu Wiprecht, „bis Sie gerufen werden — einen Zeugen aber nehme ich mit," und er gab mir einen Wink, „damit Sie beruhigt sind, daß Alles mit rechten Dingen zugeht."

Dann schritt er mit mir zu dem Vorderzimmer zur Rechten, wo wir Sidonien verlassen hatten. „Treten Sie zuerst hinein," sagte er zu mir, „und erkundigen Sie sich, wie viel sie von Violet's wahrem Schicksal weiß, ich muß darnach im Voraus überlegen, wie viel oder wie wenig ich ihr heute sagen darf — namentlich was jenen Wärter betrifft."

Sidonie saß jetzt in einem alten Lehnstuhl aufrecht in tiefes Nachdenken versunken, obwohl sie mein Eintreten bemerkt hatte.

„Nicht wahr, es ist so," sagte sie auf einmal, „Violet war einst dort oben?"

Ich gab ihr die Hand und bat sie, sich selber zu schonen; aus meinem Schweigen konnte sie die Bestätigung ihrer Frage entnehmen; sie schüttelte sich wie von einem innern Grauen. „O, mein Gott," sagte sie, „und doch ist diese Gewißheit noch eine Wohlthat. Seitdem ich einmal das graue Habit gesehen und seine Verwirrung, kam mir manchmal der schreckliche Gedanke, er sei aus einem Zuchthaus entsprungen und habe ein Verbrechen verübt. Nun muß mir die schauerliche Wahrheit noch zum Troste werden."

„Quäle Dich nicht, Sidonie, es ist nun vorüber."

„Hat es Arnold auch gewußt?" fragte sie jetzt lebhafter.

„Allerdings, er hat seinen Namen in den Registern gefunden," und ich deutete mit kurzen Worten die Geschichte seiner Entweichung an.

„Und keine Seele in der Welt hatte den Muth, mich zu warnen!" rief sie händeringend. „Nein, ich verstehe, ich konnte nicht gewarnt werden, ich wollte auch nicht gewarnt sein, ich hätte dennoch so handeln müssen, und wenn ich die volle Wahrheit gewußt hätte; es war einmal meine Pflicht. — Hat Er mir verziehen?" fragte sie dann kleinlaut.

„Hier ist er selbst," sagte ich jetzt und öffnete die Thür. Arnold stürzte herein und wollte auf sie zu, aber mit seltsamer Befangenheit blieb er an der Thür stehen.

Sidonie fuhr auf und sank wieder zurück, dann streckte sie ihrem einstigen Bräutigam mit dem Ausdruck der tiefsten Beschämung und flehendsten Demuth ihre Hände entgegen.

Arnold schritt näher und zog sie mit Innigkeit an sich. Beide sahen sich zum ersten Male seit langen Jahren des Leides wieder in die Augen. Vielleicht war es meine Gegenwart, welche einen stürmischeren Ausbruch ihrer Empfindungen verhinderte.

„Arme Sidonie," sagte jetzt Arnold, „Du hast eine herbe Schule durchmachen müssen. Danken wir Gott, daß es nicht noch trauriger abgelaufen ist."

„O, in welchem Lichte muß ich Dir erschienen sein, als Du die Wahrheit erfuhrst," sagte sie leise.

„In dem Lichte einer Heiligen, meine Sidonie," erwiderte er. „Dein frommes Werk ist zwar mißlungen, aber Deine Absicht allein könnte die Vorsehung beschämen. Was sind wir Männer arme, elende Stümper gegen die Liebe und Aufopferung der Frauen. Der Himmel wird es Dir vergelten, wenn es noch eine Gerechtigkeit gibt.

Deine Zukunft wird Dir noch manches holde Glück, manche herrliche und süße Entschädigung bringen, darum richte Deine Blicke vorwärts und laß das Vergangene vergangen sein."

Sidonie aber schüttelte unmerklich ihr Haupt. „Du bist sehr gütig, Arnold, aber meine Zukunft ist die Buße, mein Treubruch gegen Dich ist mein Gericht. Ich habe den Kranken retten wollen und den Gesunden dafür in den Abgrund gestoßen."

„Warum so düstere Gedanken, Sidonie; hast Du gegen mich gefehlt, so kann auch ich Dich davon absolviren. Du bist noch jung und noch schön genug, um Ansprüche an das Leben machen zu dürfen. Und gesetzt, daß sich ein Herz fände, ein braver, junger Mann mit noch unzerknicktem Menschenglauben, ungebeugtem Muth und Vertrauen — um Dir ein Halt, eine Stütze zu sein auf den Pfaden des Lebens."

Sidonie machte heftig eine abwehrende Bewegung. „Ich kann nicht Arnold, ich bin zu schlecht, ich habe mein Glück verspielt — mir bleibt nichts als meine alten Jahre, die Jugend und die Liebe ist vergeudet an die Todten und an den Wahnsinn. Ich bringe kein Glück — Niemandem in der Welt. Meine Sünde ist zu groß gewesen."

„Deine Sünde — weil Du untreu aus Mitleid warst? Sei getrost, Sidonie, wir können uns nichts vorwerfen gegenseitig," und Arnold's Stimme nahm einen seltsam gepreßten Ton an, als er hinzusetzte, „vielleicht habe ich inzwischen dieselbe Sünde begangen."

Sidonie sah ihn mit fragendem, ja mit staunendem Blicke an. Arnold indessen öffnete die Thür und rief Wiprecht herbei, der wie ein Delinquent hereintrat, bereit, sein Urtheil zu vernehmen.

„Sieh, Sidonie," begann Arnold wieder mit feierlichem Tone. „Ich habe Dich geliebt, ich werde Dich ewig lieben und im Herzen tragen als meine Heilige und meinen guten Geist, aber an eine Vereinigung zwischen uns wird schwerlich mehr zu denken sein, ich habe dieselbe Sünde begangen, wenn es eine Sünde ist, untreu gegen ein Ideal sein, dem wir nur innerlich angehören. Die Sache ist so," fuhr er rascher fort. „Als ich die Stelle in Hunoldsburg antrat, starb ein weitläufiger Verwandter von mir und hinterließ mir zur Pflege seine Tochter, ein hilfloses, krankes Geschöpf, die Niemand weiter in der Welt hatte, als mich — wenn ich nicht vorzog, sie in ein Spital einzukaufen, mußte ich sie zu mir nehmen. Was wollte ich machen, mein Leben war verspielt, in meiner Einsamkeit brauchte ich eine zuverlässige Person, eine Haushälterin — also nahm ich sie zu mir. Ihr habt ja die Cornelia gesehen, sie ist ein wenig rauh und menschenscheu, sonst aber ein vortreffliches Gemüth, fromm und von rührender Sorgfalt um meine Person; um aber ihre Gewissensscrupel zu stillen und den bösen Zungen kein Aergerniß zu geben, habe ich sie mir antrauen lassen. Nach außen leben wir als Mann und Frau, zu Hause aber als Bruder und Schwester mit beiderseitiger Uebereinstimmung. Du siehst, Sidonie, es existiren weder alte Fesseln, noch alte Verpflichtungen. Deine Schuld, wenn es eine war, ist durch eine gleiche aufgewogen. War dies die Last Deines Gewissens, so ist sie von Dir genommen. Du hast keine Ursache mehr zu büßen, ich mache keine Ansprüche mehr an Dich, auch ich habe Untreu aus Mitleid geübt, und der Himmel läßt es mir gelingen. Ich bin glücklich, aber mein einziger Schmerz ist, daß Du es nicht wieder geworden bist. Ich wiederhole es, vielleicht findet sich ein braver junger Mann," und er nahm dabei die Hand Wiprecht's, „der bereit ist, Dein Leben mit neuen Blüthen zu schmücken und Dich eine traurige Vergangenheit vergessen zu machen. Gestatte mir die letzte Gunst, als sein Freiwerber auftreten zu dürfen."

Aber Sidonie hatte sich in höchster Erregung erhoben. „Arnold, thu es nicht — thu es heut nicht, Du vernichtest mich!" Dann, als wenn sie mit einemmale die Last der widerstreitenden Empfindungen abwälzen wollte, die sie bedrängten, breitete sie die Arme aus und warf sich mit überströmenden Thränen an die Brust Arnold's.

„Du bist besser, als wir Alle," schluchzte sie, und die einstigen Brautleute küßten sich wie zwei Verwandte, die auf immer Abschied voneinander nehmen.

Gleich darauf wurde der Wagen des Arztes angespannt, und im hellen Mondschein ging es durch die reizenden Thäler nach Wolfsbrunn zurück, das wir in einigen Stunden erreichten.

———

Sidonie saß während der Fahrt wortlos und in tiefes Nachdenken versunken. Einigemal schien es mir, als wenn sie leise vor sich hin weine, denn sie verbarg mir ihr Gesicht; alle Versuche Wiprecht's, sich ihr wieder zu nähern und ein Gespräch anzuknüpfen, erwiesen sich als fruchtlos, denn Sidonie gab keine Antwort.

Als wir vor dem Curhause ausstiegen und langsam unserer Wohnung zuschritten, wagte Wiprecht noch einen letzten Versuch, um endlich zu erfahren, woran er sei, aber Sidonie ließ ihn gar nicht ausreden.

„Machen wir uns keine Illusionen, lieber Freund,“ sagte sie, „ich bin zu ehrlich, um Ihnen Hoffnungen zu machen, die ich doch nicht erfüllen könnte. Glauben Sie denn, ich könnte jemals wieder glücklich sein nach solchen Erfahrungen? Violet liegt im Grabe, und Arnold hat ein Samariterjoch auf sich genommen, und Sie bilden sich ein, ich sollte mit Ihnen ein neues Leben beginnen und mir einen Taumel vorlügen, als wenn nichts geschehen wäre. Nein, mein Freund, die Zeit der Selbsttäuschungen ist vorüber. Noch gestern, noch heute wäre ich beinah thöricht genug gewesen, mich überreden zu lassen, jetzt ist es überwunden. — Entsagung ist das Einzige, was uns bleibt; seien Sie mir deshalb nicht böse und bewahren Sie mir ein freundschaftliches Andenken.“

Wiprecht nahm mit stummer Verneigung sein Urtheil hin. Noch in derselben Nacht reiste er ab. Er war sinnlos vor Erbitterung, Scham und Verzweiflung. So nahe dem Ziele, ein reizendes Weib zu erobern, hatte er es für immer verloren. Auch mir und meiner Frau that er herzlich leid. Wir hätten Sidonien so gern wieder vermählt gesehen, und sie hatte den frischen, liebenswürdigen Burschen wirklich von Herzen gern. Wir bedauerten ihn aufrichtig, denn er hätte ein besseres Loos verdient.

Als er fort war — die Post ging nach Mitternacht — erzählte ich meiner Frau die ganze Geschichte dieses ereignißreichen Tages mit seinen Wechselfällen und Enthüllungen, mit dem Wiederfinden Arnold's und seinem prächtigen Benehmen.

„Höre,“ sagte Wally, als ich am Ende war, „die Sache mit dem Arnold, ich meine seine Heirath mit der Haushälterin, kommt mir doch äußerst curios vor. Wer weiß, ob er die Wahrheit gesagt hat — ich glaube nicht daran.“

„Aber er wird sich doch nicht zum Schein verheirathet stellen.“

„Wer weiß —“

„Aber welche tolle Absicht könnte er damit haben?“

„Das ist doch sehr klar,“ erwiderte Wally, „er will einer neuen günstigen Heirath Sidoniens in keiner Weise im Wege stehen, denn die Existenz als Frau eines Irrenhausdirectors wäre doch gar zu schrecklich für sie, wer weiß, vielleicht hat er sie auch nur auf die Probe stellen wollen, ob sie wirklich eine Neigung für Wiprecht habe und deshalb ihre ältere Verpflichtung gegen Arnold nur als eine äußere Last, als ein Hinderniß ihrer Neigung ansehe. Ich bin überzeugt, er ist nicht verheirathet, hat er Euch denn seine Frau vorgestellt, und hat sie sich selbst als Frau benommen?“

Diese Frage mußte allerdings verneint werden; trotzdem schien mir diese Frauenlogik doch wunderlich genug; ich wußte nichts weiter darauf zu sagen; aber der Gedanke verließ mich nicht, daß Sidonie gerade als Pflegerin von Gemüthskranken ganz vortrefflich an ihrem Platze sein müsse, hatte sie doch an Violet eine lange Vorschule zu solchem Berufe durchgemacht und mit entschiedenem Glück — denn erst als er sich ihrer Einwirkung entzog, war er verloren.

* * *

Am zweiten Tage Nachmittags saß ich auf den sogenannten Galerien — hölzerne Brücken gleichsam, die sich in schwindelnder Höhe an den Felsenwänden hinziehen. Man hat von dort eine entzückende Aussicht auf das Städtchen Wolfsbrunn, auf das weite Thal und die fernen Waldgebirge. Unterbrochen wurden die Galerien zuweilen von Ruhepunkten auf niedrigeren Felsen, und dann war in der Regel eine kleine Capelle oder wenigstens ein Heiligenbild, an einigen Stellen auch Ruhebänke angebracht, ich besuchte diese Lieblingspunkte noch einmal, gleichsam um Abschied zu nehmen, denn die Abreise war nun unwiderruflich auf den nächsten Tag festgesetzt.

Da wie ich über die Galerie gelehnt in das Thal hinunterschaue, sah ich an der Stelle, wo die Fahrstraße nach Wolfsbrunn

hinunterbiegt, mehrere Herren heraufkommen, zahlreiche Jagdhunde folgten, ich unterschied deutlich die zierliche Gestalt des jungen Erbprinzen, der von der Jagd kam.

Mein Bericht über das Ergebniß der Nachforschung in St. Andreas und über den Unwerth der dortigen Kunstwerke war bereits den Tag zuvor abgegangen; ich hatte auch nicht verschwiegen, daß die besseren plastischen Sachen sich im Kloster Wolfsbrunn befänden, daß aber wenig Hoffnung sei, diese zu acquiriren, er müsse sich dann an den Doctor Arnold, den Director der Anstalt, wenden.

In dieser Beziehung schien der junge Fürst bereits gehandelt zu haben, denn an seiner Seite erblickte ich den Arnold selbst. Sofort schritt ich zur nächsten Felsenbucht zurück, wo eine lange Treppe hinabführte. Es lag mir daran, Arnold noch einmal zu sprechen, nicht nur um Abschied von ihm zu nehmen, sondern auch um ihm von der Vergeblichkeit seiner Bemühungen hinsichtlich Sidoniens und Wiprecht's keinen Zweifel zu hinterlassen.

Ich hoffte, der Fürst würde noch vor dem Curort Arnold entlassen, um von dort, wie es seine Gewohnheit war, nach seinem Schlosse hinüberzureiten; aber meine Ueberraschung war nicht gering, als mir, unten auf der Straße angelangt, nicht Arnold allein, sondern die ganze Jagdgesellschaft entgegenkam.

Nach einigen wohlwollenden Worten bezüglich der Restaurationen fragte plötzlich der Fürst: „Nun, darf man gratuliren, ist unser junger Heldenspieler endlich Ihr Schwager geworden?“ Ich muß hier einschalten, daß der Erbprinz häufig im Curort war und Sidonien mehrmals gesehen hatte; von ihrem Schicksal mochte ihn Arnold unterrichtet haben.

„Hoheit, ich bedaure,“ erwiderte ich, „Herr Wiprecht ist vorgestern abgereist.“

„Wirklich!“ rief der Fürst und warf dabei Arnold, in dessen Antlitz eine dunkle Gluth aufstieg, einen Blick zu, der deutlich zu reden schien: „Habe ich nicht Recht gehabt?“

Gleich darauf verabschiedete er den Director mit seltsamem Lächeln; — als er schon einige Schritte fort war und zwar nach seinem Walde zu, rief er ihn noch einmal zurück: „Was machen Sie denn für Wege, Herr Doctor; wollen Sie nicht der schönen Frau Violet diese Rosen und einen Gruß von mir bringen? Ich könnte sie auch mit einem Bedienten schicken, aber ich fürchte, es könnte falsch aufgefaßt werden. Uebrigens haben Sie freie Wahl, und wenn Ihnen dieser Auftrag vielleicht unangenehm —“

Rasch ergriff Arnold den kleinen Rosenstrauß, verbeugte sich und eilte, ohne ein Wort zu sagen, davon; der junge Fürst sah ihm lange mit einem eigenthümlichen Lächeln nach, dann wandte er sich zu mir.

„Wie sauer es sich doch manche Menschen machen, glücklich zu sein. Nun, diesmal kann er nicht mehr zurück, ich denke, in Ihrer Familie wird bald eine Hochzeit gefeiert werden. Ich bin vollkommen damit einverstanden. Arnold ist ein braver Mann. Er hat mir Alles erzählt, seine grausame Probe, die er mit sich und der Violet angestellt, zeugt für seine Selbstverleugnung, aber auch für seine Herzenskenntniß. Es ist gut, daß sich Alles so gemacht hat. In Wolfsbrunn fehlt es an weiblichen Händen, noch mehr in seinem eigenen Hause, nicht um die Welt ließ sich dieser Starrkopf bewegen zu heirathen, selbst als seine einstige Braut wieder frei war. Damals machte ich ihn darauf aufmerksam, aber er gab mir die stolze Antwort, er sei zu unerfahren, im Trüben zu fischen. — Freut mich, daß mein Arrangement so glücklich eingeschlagen, habe Sie nur nach Wolfsbrunn kommen lassen in der Hoffnung, daß Sie mit Arnold, dem Timon, zusammentreffen würden — das Uebrige mußte sich dann von selbst ergeben. Adieu, glückliche Hochzeit, glückliche Hochzeit!“

Damit schied der leutselige Herr. Was mir an seinen Worten etwa noch dunkel sein konnte, löste sich, als ich nach Hause zurückkam. Ich fand Sidonien und Arnold in der That als glückliches, neuverlobtes oder wiederverlobtes Brautpaar. Meine Frau hatte ganz recht gehabt; die angebliche Heirath mit der Haushälterin war nur eine Finte, um einer möglichen Neigung Sidoniens zu Wiprecht nicht im Wege zu stehen und nicht durch scheinbare alte Verpflichtungen ihr die Entscheidung zu erschweren.

Das Glück der Neuverbundenen, Neuversöhnten war übrigens nach außen wenig bemerkbar. In einigen Wochen wurden sie am Curort selbst in aller Stille getraut;

es war kein lärmendes lautes Fest, aber eine desto heiligere geweihtere Feier. In der Folge bezog Sibonie das Haus mit dem Rasendach am See, unter ihren Händen verwandelte sich diese unfreundliche Einsiedelei zu einem holden, saubern Idyll.

Das erste Kind Sidoniens, welches nach Jahr und Tag zur Welt kam, habe ich aus der Taufe gehoben. Mit Arnold's Zustimmung, ja auf seinen Wunsch sogar, erhielt es den Vornamen Violet's — nämlich Georg. Noch oft wird des Unglücklichen in Pietät und Trauer gedacht. Ich habe seine Geschichte aufgeschrieben, weil „Untreu aus Mitleid" gewiß noch selten ein glückliches Ende nahm; auch hier bestätigte sich das alte Sprichwort, daß sie ihren eigenen Herrn schlägt, aber am härtesten schlug sie den, der die Veranlassung war.

Eine hochberühmte Schatzgräbergeschichte.

Von

Moritz Müller.

Wie den Narrheiten des hirnverbranntesten Aberglaubens noch weit närrischere Auslegungen und unsinnigere Folgen gegeben worden sind, lehren Tausende von Beispielen. Wir greifen aus dieser Masse hier eines heraus, das zu seiner Zeit überall in deutschen Landen ein ungewöhnliches Aufsehen erregt hat, ein Aufsehen, das man heutzutage sich kaum zu erklären wissen würde, wenn nicht das Eschenmaier'sche und Justinus Kerner'sche in's Große getriebene und in ein gewisses System gebrachte Klopfgeisterwesen und ihre Dämonenbeschwörungen die Welt nur zu lebhaft daran erinnert hätten, welche Rolle der phantastischste Aberglaube auch noch in dem sogenannten aufgeklärten neunzehnten Jahrhundert spielte und spielen konnte, so daß Immermann in seinem „Münchhausen" Veranlassung nehmen durfte, die Geißel der humoristischen Satire in wirksamster Weise gegen solche bedauernswerthen Verkehrtheiten zu schwingen.

Der Fall, den wir hier erzählen wollen, hat sich in der berühmten Universitätsstadt Jena und zwar im Jahre des Heiles 1715 zugetragen und damals Tausende von Köpfen erhitzt, ebenso viele Herzen beunruhigt und geängstet, berühmten und weniger berühmten Gelehrten Stoff zu weitläufigen und lächerlich gründlichen Erörterungen geliefert, noch hundert andere Federn in Bewegung gesetzt, literarische Fehden hervorgerufen, ernsthafte dogmatische und philosophische Untersuchungen und Streitigkeiten veranlaßt, juristische Spruchcollegia und Universitätsfacultäten beschäftigt. Wir lachen heute über solche, allerdings beinahe unglaubliche Dinge und die Art ihrer Behandlung, die wir schon lange und für ewig in die Rumpelkammer des niedern Blödsinns verwiesen glauben, wie sie es denn in der Anschauung jedes wahrhaft Gebildeten und Aufgeklärten sind, die aber, wie Erfahrung lehrt, leider unter der Menge noch Gläubige genug finden, trotz unserer guten Stadt- und Dorfschulen.

Unsern Bericht entnehmen wir verschiedenen, jetzt ziemlich selten gewordenen, über den beregten Fall damals erschienenen Broschüren und Aufsätzen und werden, um so charakteristisch und wahrheitsgetreu als möglich zu verfahren und zugleich eine Probe der Behandlung und Darstellung zu liefern, in der Hauptsache wortgetreu den Inhalt der „wahrhaften Relation" wiedergeben. Dort ist über den Thatbestand unter Anderem Folgendes zu lesen:

„Es hat jüngsthin in der heiligen Christnacht des 1715ten Jahres die wundersame Hand Gottes ein erstaunliches Exempel bei der hiesigen Stadt Jena, an der Saal in Thüringen gelegen, uns vor Augen gestellet, woraus abzunehmen, daß der Allmächtige noch heut zu Tage seine gerechten Gerichte an solchen Menschen auszuüben pflege, welche durch sündlichen Aberglauben und den Geiz sich so gar verblenden lassen, daß sie sich von Gott und seinem Sohne Jesu Christo abwenden und dargegen den Teufel, um dadurch ihre verdammlichen Begierden zu sättigen, zum Helfer annehmen wollen; allermaßen ein Studiosus der Medicin, namentlich Johann Gotthard Weber, aus Reichenbach im Voigtlande bürtig, und zwei Bauern, davon der eine Hans Friedrich Geßner geheißen und ein Inwohner in dem Dorfe Döbritschen, eine Meile von Jena und hiebevor ein Schafknecht gewesen, der andere aber den Namen Hans Zenner geführet, welcher als Nachbar und Inwohner in dem

Dorfe Ammerbach, eine Stunde von Jena, gewohnet, sich vereiniget, durch ihre Gaukelei einen Schatz zu suchen und zu dem Ende eine Conjuration oder Beschwörung der Geister vorzunehmen; denn nachdem sie von einem Bürger aus der Stadt (dem Schneider Georg Heuchler) in Erfahrung gebracht, wie daß in dessen ohnweit dem Galgen gelegenen Weinberge eine weiße Frau zum öftern sich sehen ließe, haben sie daraus geschlossen, es müßte ein Schatz von alten Kriegszeiten her daselbst vergraben liegen. Diese Personen machen sich miteinander bekannt, gestalt der Studiosus und die zwei Bauern am Sonnabend vor dem vierten Adventsonntage in Ammerbach beisammen zum Bier gewesen, da sie dann von Schatzgraben und der sogenannten Springwurzel, welche dazu nöthig wäre, zu reden angefangen; insonderheit hat Geßner sich gegen den Studenten vernehmen lassen, daß er lange jemanden gewünschet, der diejenigen Bücher, so von der Geistkunst oder Theosophia pneumatica geschrieben wären, lesen und verstehen könnte; er gedächte seine Sachen schon also zu machen, daß ihm ein Geist zum Schatzgraben gehorsam sein müßte. Am nächstdarauffolgenden Weihnachtsabend sind berührte drei Personen wieder in Ammerbach zusammen kommen, und nachdem sie von der Beschwörung des Satans sich unterredet, sind sie Abends gegen 9 Uhr mit der brennenden Laterne von da weg und in den Heuchlerischen Weinberg, unweit der Stadt, gegangen, allda sie sich in dem darin befindlichen Häuslein bis um 10 Uhr aufgehalten, auch ihren Discurs vom Citiren der Geister fortgesetzt, und ob sie wohl anfänglich unter sich disputiret, ob es nicht besser sei, daß man damit bis Mitternacht wartete, so hätten doch der Studiosus und der Bauer Geßner das Werk der Beschwörung noch vorher vorgenommen, zuvörderst aber hätten sie mit dem bloßen Degen, so dem Studioso zuständig, einen Kreis oben in der Luft an der Decke des Häusleins gemacht und denselben hernach unter sich in die Breter gesteckt, auch auswendig über die Thür das Wort: Tetragrammaton mit Bleiweiß angeschrieben, worauf sie die Beschwörungsworte gewöhnlichermaßen hergesagt und die Conjuration wirklich verrichtet, auch zu zweienmalen wiederholt, der Studiosus aber zum drittenmale damit nicht fertig werden können, welche Handlung zusammen anderthalb Stunde gewähret, da sie dann kein Wort reden dürfen, sondern ganz stille gewesen, um zu erwarten, was etwa ihnen erscheinen würde. Unterdeß hätten sie doch die Kohlen, die sich daselbst in einem Gartenscherbel befunden, und vermuthlich von dem Bürger aus der Stadt dahin geschafft worden, angezündet, damit sie sich dabei wärmen können. Weil ihnen aber nun ein Schlummer angekommen, hätten sie sich alle drei mit den Köpfen auf die Arme und auf den kleinen darin stehenden Tisch gelegt. Was sodann weiter mit ihnen vorgegangen, will der noch lebende Studiosus nicht wissen noch anzeigen, mit Vorwenden, er wäre darüber eingeschlafen, auch nicht eher wieder zu sich selber gekommen, als bis den andern Tag darauf, nämlich am ersten heiligen Weihnachtsfeiertag gegen Abend, da der Bürger zu ihm in das Weinbergshäuslein kommen, die Thür aber nur angelehnt gefunden gehabt, und ihm zugerufen, da er sich besonnen und wahrgenommen, daß beide Bauern, Geßner und Zenner, todt gewesen, worauf dieser Bürger in voller Angst nach der Stadt zurückgelaufen und des Studiosen Stubengesellen mit hinausgenommen, da sie beide denn gegen die Nacht die zwei Bauersleute in obbemeldeter Hütte am Tische todt, und zwar den einen, Geßnern auf der Bank mit ganz gebücktem Kopfe, den andern aber, Zennern, unter der Bank, mit dem Kopfe zwischen den Beinen, die Zunge ziemlich weit aus dem Munde hängend, in erschrecklichem Anblick, ganz braun und gräßlich von Angesicht, den Studiosen jedoch noch lebend, ganz erstarrend und gleichfalls mit den Augen gräßlich und fürchterlich aussehend, an erwähntem Orte angetroffen, wobei sich noch dieser merkwürdige Umstand ereignet, daß der bloße, zuvor unten in die Breter gesteckte Degen nunmehr umgekehrt und mit der Spitze gegen des Studiosi Leibe zu gestanden. Nach diesem und zwar Abends nach 9 Uhr hat vorberührter Bürger die Sache der hiesigen Stadtobrigkeit angezeigt, welche sofort des Nachts die Gerichtsfolge abgeschickt und den Studiosum alsbald in die Vorstadt tragen, die todten Körper aber bis gegen Morgen bewachen lassen. An des Studiosi seinem linken Arm hat sich eine ziemliche Läsion befunden, dahero auch

der Balbier zum Verbinden geholt werden müssen. Vor Geßnern haben zehn einzelne Pfennige auf dem Tische gelegen, dergleichen auch der Studiosus unter währender Conjuration vor sich in seinen Händen gehabt. Nicht minder sind bei den Interessenten Sigilla magica gefunden worden, als ein bleiern Stück, wie eine Münze eines Sechsers groß und als ein Sechzehngroschenstück dick, mit gewissen Worten, so sich gerade hin- und theils rückwärts lesen lassen,

S A T O R
A R E P O
T E N E T
O P E R A
R O T A S

wie auch vielen Buchstaben bezeichnet; desgleichen eines, wie ein Groschen mit einem Oehre, auf dessen einen Seite ein aufgerichteter Löwe, der eine Sonne in zwei Vorderpfoten hält, mit einer besonderen Umschrift, auf der andern Seite aber ein Drachenschwanz, und oben darüber sowohl als unten gewisse Figuren und Buchstaben pp. Diese Stücke, und zwar deren eines so viel als das andere, hat der Studiosus einem jeglichen Bauer zugestellt, er aber hat noch unterschiedliche andere vor sich behalten und insonderheit ein Buch in manuscripto bei sich gehabt, welches er mit zwei Schlösserchen zu verwahren pflegen. Noch eben in selbiger Nacht des ersten Weihnachtsfestes hat sich mit den drei Wächtern, so bei den zwei todten Bauern über Nacht verbleiben müssen, zugetragen, daß zwischen 11 und 12 Uhr etwas an dem Weinbergshäuslein hingeraschelt kommen, auch zweimal an den Fensterladen angeschlagen, auch gethan, als wenn es zur Thür hinein wollte, dahero der eine Wächter, Hans Georg Beyer, zu sagen angefangen: „Bleib' du nur draußen, du hast hierinnen nichts zu thun.“ Nachgehends um 12 Uhr des Nachts sind die Gerichtspersonen dahin gegangen und haben sich der Sachen Bewandtniß weiter erkundigt, und als um 1 Uhr der andere Wächter, Christian Krempe, nebst dem Kohlenträger Hans Wolff Starcken etwas Brantewein aus der Stadt geholet und wieder hinaus in den Weinberg gegangen, hat obbesagter Beyer ihm geklagt, daß er draußen vor der Häusleinthür gewesen und wohl seine Hülfe würde gekriegt haben, mit dem Beifügen, daß etwas (ein Gespenst meinend) die Thür des Häusleins zweimal aufgemacht, welches der Beiwächter ebenfalls bezeuget. Indessen hätten sie Kohlfeuer gemacht, weil Schwefel im Fensterladen und Kienholz auf der Bank gelegen, auch ein Stünzchen von Kohle vorhanden gewesen, jedoch anfänglich den einen Fensterladen, indem der Kien sonderlich gedampfet, und die Kohlen nicht wohl gerochen, geöffnet, aber auch der Kälte wegen bald wieder zugemacht. Dabei hätten sie eine Pfeife Toback geraucht und er, Krempe, sich hin auf die Bank vorn an die Thür in Winkel gesetzt. Bald darauf wäre ein Gespenst an die Häusleinsthür kommen und hätte sehr daran gekratzt, wovon die Thür aufgegangen, und hätte sich ein Schatten in der Größe eines Menschen von 7 bis 8 Jahren gezeigt, welcher sich hin und her beweget, doch über die Thürschwelle hin nicht gekommen, sondern nur zur Thür hinein stark geblasen, daß es vorberührtem Wächter vorgekommen, als wenn das Gespenst sagen wollen: Hierinnen habe ich keinen Theil mehr. Worauf es die Thür dergestalt wieder zugeschlagen, daß es nicht anders gewesen, als wenn solche in tausend Stücke wäre. Der andere Wächter, Beyer, hätte selbigen gefraget: ob er nichts gesehen, und als er solches bejahet, hätte derselbe auch den dritten, Namens Niclas Schumann, fragen wollen, der aber schon in der Erde über dem einen todten Bauer und mit dem Kopfe an der Bank gelegen und geschnarcht, daher sie ihn gerufen und geschüttelt, jedennoch weiter nichts von ihm herausbringen können, als daß er gleichsam im Schlafe die Worte: „Von Ewigkeit zu Ewigkeit, Amen!“ herausgesagt; da denn indessen eben frühe zwischen 4 und 5 Uhr einige Personen aus der Stadt hinaus gekommen und solches mit angesehen und gehört haben, wiewohl doch den beiden übrigen Wächtern noch nichts sonderliches gefehlet, außer daß ihnen etwas dumm in Köpfen gewesen. Nachhero aber hat sich das zugestoßene Uebel bei anbrechendem Tage, als andrer Leute mehr an gedachten Ort dazu gekommen, geäußert, allermaßen alle drei Wächter vor todt in dem Weinbergshäuslein angetroffen worden, um deswillen sie sogleich bei Ankunft der Gerichtspersonen in diesem miserablen Zustande auf einen Karren geladen und in

die Vorstadt gebracht werden müssen, worauf der eine Wächter p. Beyer bald verschieden, die beiden andern, Krempe und Schumann, durch Anwendung guter Wartung und Arzeneimittel bei Leben erhalten worden sind. Nächstdem haben die Stadtgerichte frühe zwischen 8 und 9 Uhr am andern heiligen Christfeiertage die zwei todtgefundenen Bauern im Heuchlerischen Weinberge üblichermaßen aufgehoben und in das Pestilenzhaus bringen lassen. Am dritten Weihnachtsfeste ist zur Section geschritten worden, und weil sich an ihren Körpern weder äußerlich noch innerlich einige Anzeigung einer gewaltsamen und den Tod verursachenden Verletzung zu ersehen gewesen, so hat der Stadtphysikus Herr Dr. Joh. Adolf Wedel dahin geschlossen, daß eine andere Ursache, die bei Beiden den Tod gebracht, müsse vorhergegangen sein, es wäre sonderlich der rothe Strieme, so Zenner auf der Brust gehabt, da er doch angekleibet gewesen, keine hinlängliche Ursache zu nennen, müßten dahero die übrigen durch genaue Untersuchungen sich ereignete vorhergegangene Umstände mehreres Licht hierinnen geben, weil aus der bloßen Besichtigung nicht mehr abzunehmen wäre. Nichts desto weniger hat Hochfürstl. gnädigste Landesherrschaft zu Eisenach inmittelst der Stadtobrigkeit zu Jena anbefohlen, die beiden Körper durch den Scharfrichter unter den Galgen, tief in die Erde, und zwar bei Tage, andern zum Abscheu, verscharren zu lassen; dahero denn auch den 11. Januar jetzigen Jahres, Vormittags 10 Uhr, unter Vorangehung der Gerichtsfolge, ingleichen unter Begleitung zweier Scharfrichter und deren Knechten, die beiden umgekommenen Bauern auf einem Schinderschlitten mit einem Pferde, von dem Pestilenzhause ab und durch die Stadt, und so fort nach dem Galgen zu, bei einer großen Menge Volks, jedoch ohne vorhergelaufene Unordnung, geführet, auch anbefohlenermaßen tief in die Erde eingescharret worden sind. — Und gleichwie der Satan ohne Zweifel seinen Betrug an denselben ausgeübet, also hat er auch in dem Pestilenzhause, wo die Körper bisher aufbehalten werden müssen, seine Spukerei getrieben; wie denn hierüber auch der eine Wächter, Christian Krempe, der nebst dem Niclas Schumann beim Leben erhalten worden, nur alleine über Schwachheit seines Hauptes klagt und unterschiedliche Blattern und Geschwüre daran bekommen, um derentwillen er den Rathsbalbier brauchen muß, und er sein Lebetage daran gedenken will. Der verstorbene Wächter Hans Georg Beyer aber ist christlichem Gebrauch nach auf den Gottesacker begraben worden. Ob nun der Studiosus Weber, dem die Herren Geistlichen allhier fleißig zusprechen, mit etwas weiterem, und insonderheit, ob sich der Satan und in waserlei Gestalt ihnen offenbaret, herausgehen werde, muß die Zeit lehren“ ꝛc.

Dies der naive, naturwüchsige Bericht, der ganz kurz nach dem Vorfalle im Druck erschien. — Eine Zeit lang scheint es von der Geschichte, die anfangs Alles in Alarm setzte, so still geworden zu sein, wie sie es in der That verdiente, so still, „daß Viele auf den Gedanken gerathen sind, es sei der ganze Verlauf der Sache mehr einer Fabel, als wahrhaftigen Historie ähnlich, und haben sonderlich diejenigen, so von dergleichen Sachen heutigen Tags überhaupt nichts mehr zu glauben pflegen, das ganze Werk für ein bloßes Märlein oder sonst eine auf was anders abzielende Erfindung zu halten angefangen.“ Allein es fing bald genug um so gewaltiger unter den Geistern zu rumoren an. Denn der gläubige Eifer hat, wie der Fortgang der Angelegenheit erweist, ehrlich und redlich dafür gesorgt, daß die geschossene Bresche mehr und mehr erweitert und Alles versucht wurde, dem Satan das Spiel, das man ihm zuschrieb, nicht zu verderben, sein Recht ihm nicht zu verkümmern. Im Märzmonat des Jahres 1716 kam ein „Fernerer Verfolg derer Nachrichten von der pp. Beschwörung des Satans pp. zu Jena“ an's Licht der Welt, „wobei ein kurzgefaßter, aktenmäßiger Bericht, wie auch die bei denen Delinquenten gefundene magische Sigillen, ingleichen die auf Hochfürstl. Befehl am hellen Tage geschehene Ausschleiffung derer unter den Galgen verscharrten Körper der beiden Bauern in Kupffer befindlich,“ woraus man zur Vervollständigung der mit den todten Bauern vorgenommenen Procedur beispielsweise mit höchst diplomatischer Genauigkeit noch den Umstand erfährt, daß sie „nackend auf eine Schleiffe gelegt und mit ihren alten Lumpen etwas bedeckt gewesen, da der eine die bei ihnen gefundene und auf dem Tisch stehende Laterne

in Armen gehabt, dem andern aber bei der Section der Kopf abgeschnitten und solcher in seinen Leib gesteckt gewesen" ꝛc. Außerdem, daß in Zeit von etwa fünf Wochen die über den Fall geführten Untersuchungsacten zu nicht mehr als vier starken Bänden anschwallen, welche auf Befehl des Hochfürstl. Hofes zu Eisenach auf eine „benachbarte churfürstlich sächsische Akademie (Leipzig) zum Verspruch Rechtens eingeschickt" und sämmtlichen dasigen Facultäten im Monat Februar 1716 „zum Versprechen," nebst einer Schachtel, worin die magischen Siegel, Manuscripte, neben anderen Sachen, die sich neben ihnen gefunden, überlassen worden sind, erging sich, wie angedeutet, die gelehrte und ungelehrte Discussion in Flugblättern, Zeit- und Einzelschriften mit einem unerhörten Bombast und einer fabelhaften Schwülstigkeit über den, von der Fama in alle Weltgegenden verbreiteten Gegenstand, den man zu einem in seiner Art fast einzigen Falle stempelte. Den Tod der beiden Bauern und des Wächters Beyer, sowie des Studenten Weber Betäubung und erlittenen Leibesschaden konnte man sich nicht anders erklären, denn als Werk des Teufels, der diesen Bauern und dem Wächter die Hälse umgedreht, dem Studenten aber seine Krallen auf- und eingedrückt habe, wofür sich auch das Gutachten der Leipziger theologischen Facultät aussprach, laut „Bedenken derer drei hohen Facultäten zu Leipzig und respective Urthel." Anders urtheilten die beiden andern Facultäten, indem sie hellern Blicks die Kohlendämpfe für die Ursache des Todes der beiden Bauern und die Verletzungen des Studenten hielten. Das Sectionszeugniß des Dr. Wedel scheint wenig beachtet worden zu sein; es kam vielmehr unter anderen Absurditäten ein neuer Bericht zum Vorschein mit dem Titel: „Die sonderbaren Gerichte Gottes, welche sich Anno MDCCXV in der heil. Christ-Nacht zwischen 24. und 25. December stylo novo in einem Weinberge der weltberühmten Stadt Jena an einem Studioso Medicinae, und zwo andern Bauern ereignet," der den Gottseibeiuns zum alleinigen Urheber des tragischen Vorfalles machte und namentlich auf den Umstand seinen Beweis: daß der Teufel den zwei Bauern die Hälse gebrochen und mit dem Studenten so unsäuberlich verfahren, stützte, „weil des Geßner's Kopf hin und her gewogen werden konnte, des Zenner's aber allezeit sich auf eine Seite zog." Ohnehin, meint der Verfasser, sei es ja auch ganz unglaublich, „daß der sonst dienstfertige Teufel auf das sehnliche Begehren seiner Beschwörer nicht sollte erschienen sein, in Ansehung, da der noch lebende Studiosus auf Befragen nichts gestanden." Zu allem Guten wünscht und beantragt er, daß über den Studiosus „noch eine schärfere Anfrage verhängt," d. h. auf gut Deutsch, gegen ihn die Tortur in Anwendung komme, wogegen Andere, humaner Gesinnte, zu bedenken gaben, daß derselbe gemartert genug wäre, überdies sein Beginnen keine Sache sei, womit er Andern, sondern sich nur selbst geschadet hätte. Auf eben so schlagende, zum Theil ironisch-satirische und witzige Manier weist eine Gegenschrift: „Der aller Orten wegen des in der Christnacht 1715 zu Jena geschehenen magischen Casus mit magischen Grillen beschäftigte Mercurius, oder ohnpartheiische Eröffnung derjenigen Räsonnements, welche dieses Casus wegen hin und wieder sind gefället worden, der curiosen Welt vor Augen geleget und herausgegeben von einem, der die Wahrheit zu erfahren in Allem wahrhafte Mittel sucht. An einem Orte, wo man die Wahrheit zu wissen verlanget" (1716), den Verfasser zurecht, indem sie z. B. auf dessen Behauptung: der citirte Teufel habe unmöglich sein Erscheinen versagen können, entgegnet: es sei doch aber sonderbar, daß, wenn dies der Fall, er nicht jährlich, täglich und stündlich zu thun finden sollte, seine Macht an den Menschenkindern auszuüben, inmaßen ja derselbe von ihnen so inbrünstig gerufen würde, daß es unmöglich schien, wie er ihren Willen zu erfüllen, oder seine Macht an ihnen auszuüben, lassen sollte, bei welchem Zustande es dem armen Teufel sauer genug werden würde, bis er herum käme, weil es nicht bei Jena allein, sondern aller Orten genug dergleichen Schüler würde gegeben haben. Ingleichen drückt sie ihre Verwunderung darüber aus, daß der Teufel, der in des Studenten Arm seine Klauen geschlagen haben solle, dergleichen Instrumente in seiner halsbrechenden Arbeit nicht auch bei den Bauern gebraucht? Es müßte denn sein, setzt sie hinzu, daß sie fest gewesen und von den Tappsen die blauen Flecken hergekommen wären. Alles Ernstes hatte der Teu-

felsanwalt auch behauptet: „Gleichwie der Satan ohne Zweifel seinen Betrug an den Bauern ausgeübt, so habe er auch in dem Pestilenzhause seine Spukerei getrieben. Bald hörte man das Brummen eines Bäres, bald den Schall eines einfallenden Hauses, bald etwas Erschrecklicheres. Die Mäuse in diesem Hause griffen ihrer Gewohnheit nach die Leichname an, und möchten die beiden Bauern wohl wünschen, lieber mit ihren Leibern und Seelen diese Mäuse, als den unersättlichen Höllenrachen sättigen zu können." Wie nun aber, wirft der schelmische Gegner ein, wenn dem unschuldigen Teufel aufgebürdet worden wäre, was die Mäuse, die sich bei den Todten im Pestilenzhause lustig gemacht und Hochzeit gehalten, die Katzen aber durch ihre annehmliche und holdselige Stimme musicirt und den Mausetanz angefangen, mit ihrem Gepolter verursacht und den besten Braten davon getragen haben?!

Das, was gegenwärtig jedes Kind begreift und weiß, hat, in Uebereinstimmung mit der Ansicht der Leipziger juristischen und medicinischen Facultät, mit allen nur erdenklichen, der Natur und der Wissenschaft entnommenen Gründen ein gelehrter Arzt in Halle, Dr. Hofmann, der Welt vor Augen zu legen sich bemüht in seinen „Gründlichen Bedenken und physikalischen Anmerkungen von dem tödtlichen Dampfe der Holzkohle, auf Veranlassung der in Jena beim Ausgang des 1715ten Jahres vorgefallenen traurigen Begebenheit aufgesetzt und nun zum gemeinen Nutzen dem Druck überlassen. Halle A. 1716." Der Mann, einer der wenigen Einsichtsvollen und Vernünftigen unter einer Masse von Narren und Dummköpfen seiner Zeit, gibt gleich von vornherein die einzig richtige und zutreffende Erklärung ab: wie er nach gründlicher Prüfung der ganzen Geschichte befinde, daß alle diese tödtlichen Zufälle von natürlichen Ursachen entsprungen sind, durch das „heftige Gift" nämlich, das im Dampfe der Holzkohlen verborgen sei. — Gegen diese Darlegungen des Halle'schen Arztes erhob nun ein „berühmter" Jena'scher College desselben, Namens Erdmann Friedrich Andreä, seine Stimme, trat, mit dem Harnisch und Schwerte orthodoxester Gläubigkeit gerüstet, auf die Seite des Teufels und sprach ihm die alleinige Urheberschaft des Todes und der tödtlichen Verletzung jener Schatzgräbergesellen in einem „Gründlichen Gegensatze auf das ohnlängst in Halle im Magdeburgischen ausgegebene gründliche Bedenken pp." eines Langen und Breiten zu. Zuvörderst belegt der Dr. Andreä seinen Gegner mit dem Namen eines Cartesianers, was damals in gewissen gelehrten Kreisen so ziemlich gleichbedeutend war mit: Ungläubiger, Gottesleugner, Ketzer, weil Cartesius leugne, daß ein Geist auf einen Körper einwirken, also der böse Geist, der Teufel, einen Menschen erwürgen könne. Nach unserem Andreä verbleibt es dabei, „daß der Teufel auf göttliche Zulassung eine Gewalt über die Gottlosen habe," und vergleicht ihn mit einem Kettenhunde, „welcher noch dazu gleichsam einen Beißkorb anhat und nicht weiter gehen und zulangen kann, als der Beißkorb es zuläßt, wenn er aber von der Kette losgelassen und der Beißkorb ihm abgenommen wird, zerreißen und zerbeißen kann." Die Ketten und der Beißkorb ist „die göttliche Allmachtshand, die den Satan hindert, nach seiner Bosheit zu procediren; wenn aber die Bosheit der Menschen zu groß wird und Gott ein Straferempel statuiren will, so läßt er dem Satan freien Willen, welcher dann ohne Verzug seine Mordklauen anlegt pp." Die an dem Leibe eines der Erstickten befindlich gewesenen „blauen, gleich als von Pulver geschossenen Flecke, die rothen Striche auf der Brust, einer Federkielen breit, als ob es stark gekratzt wäre," mag der gelehrte Mann ebensowenig des Teufels Einfluß absprechen, als er die über der Brust und am linken Arm des Studenten bemerkbar gewesenen „vielen Krellen (?)" für Anzeichen eines von dem Fürsten der Finsterniß empfangenen „üblen Tractaments" zu halten sich gemüßigt sieht. — Es hat nun zwar ein Vertheidiger der Ansichten des Halle'schen Arztes, ein gewisser Schultz, Candidat der Medicin, unter Mehrerem den ganz richtigen Einwurf gemacht, daß, wenn man auch zugeben wolle, der Teufel sei auf Gottes Zulassen die Ursache des Todes zweier jener Schatzgräber gewesen, der Student, welcher allen Umständen nach den Director und die Hauptperson dieser bösen Gesellschaft vorgestellt habe, von Rechtswegen „eher als die andern daran gemußt hätte, sintemal derjenige, welcher Andern vorgeht, mehr Sünden hat, auch er als eine den Studien gewidmete und da-

bei aufgezogene Person mehr Gelegenheit gehabt, die Abscheulichkeit solcher Sünden aus Gottes Wort und einer gesunden Vernunft kennen zu lernen" — umsonst! Eine Widerlegung, die den Dr. Andreä in Schutz nahm, blieb nicht aus, und sie ging in ihrer riesenhaften Verkehrtheit selbst so weit, den klaren Schultze'schen Einwand gegen Andreä's hirnlose Behauptung: daß der Bauer Zenner als Brauknecht an den Brodem und die feuchten, wässerigen Dünste im Brauhause gewöhnt gewesen, also unmöglich an den Dämpfen der Holzkohle habe sterben können — den Einwand: daß zwischen feuchten, wässerigen Dünsten und schwefelichten, feurigen Dämpfen ein großer Unterschied sei, alles Ernstes zu bestreiten. — Uebrigens wurde der Student Weber für immer, der Schneider Heuchler aber auf zehn Jahre des Landes verwiesen, jenem auch das akademische Bürgerrecht entzogen.

Literarisches.

Zu Shakespeare's Leben und Schaffen. Altes und Neues von Hermann Kurz. München, Carl Merhoff.

Diese kleine Schrift giebt höchst wichtige Aufschlüsse über einige bisher unerklärte Stellen bei Shakespeare. Anknüpfend an eine Reise, welche Graf Friedrich von Mömpelgart, Herzog von Wirtemberg, im Jahre 1592 an den Hof der Königin Elisabeth unternahm, beweist der Verfasser, daß ein Herzog, von dem in den „lustigen Weibern von Windsor" die Rede ist, und der Herzogsneffe im „Kaufmann von Venedig" Anspielungen auf jenen deutschen Fürsten sind, der sich mit seinem Gefolge in England ein wenig lächerlich gemacht hatte. Er strebte nämlich nach der Ehre des Hosenbandordens und kam, trotz wiederholter höflicher Abweisung, immer wieder auf diesen Herzenswunsch zurück, wobei ihm und seinen Vertretern mehrere Ungeschicklichkeiten passirten, die dem englischen Bewußtsein höchst komisch erscheinen mußten. Die ganze Reise des Herzogs, von dem gleichzeitigen Berichterstatter „Die Badenfahrt" genannt, ist nach dessen aufbewahrter Relation sehr anschaulich geschildert. Der Hof Elisabeth's, welche, nach der Mittheilung des höflichen Berichterstatters, „ungeachtet sie damalen siebenundsechzig Jahre alt war, doch einem Jungfräulein von sechzehn Jahren nicht viel nachgegeben," einige Persönlichkeiten ihrer Umgebung, wie der Graf „Excees," u. A., die Empfangsfeierlichkeiten, bei welchen sogar das Costüm der Königin geschildert und einmal erzählt wird, daß „sie eins auf ihrem Instrument, dessen Saiten von Gold und Silber, sehr lieblich und kunstreich geschlagen," alles dies giebt ein treffendes Bild des englischen Hofes der damaligen Zeit, der als mustergültig dastand, und man muß dem Verfasser zugestehen, daß es ihm gelungen ist, seine Arbeit nicht nur sehr gründlich, sondern auch anziehend durchzuführen. Fast unumstößlich für den Zusammenhang der vorher erwähnten Erklärung aus den „lustigen Weibern" zeugt der in den alten Ausgaben vorkommende Ausdruck „Garmombels," als Unname, der aus Mömpelgart entstanden ist. Weiter kommt Kurz auf die so höchst bedeutende Gestalt des Falstaff, in welcher ursprünglich ein verkannter, grausam hingemordeter Märtyrer, Sir John Oldcastle, Lord Cobham, lächerlich gemacht war, und giebt auch über diesen Punkt sehr schätzenswerthe Aufschlüsse. Shakespeare war eben ein Kind seiner Zeit und stand nicht ganz über den Vorurtheilen derselben, wie dies ja auch die Art beweist, in welcher er die Jungfrau von Orleans auffaßte. Bei Gelegenheit des Oldcastle nahm jedoch das Publikum Partei für den Verunglimpften. Der Dichter gab darauf seiner komischen Figur den Namen John Fastolf, womit er abermals einen ehrenvollen Namen brandmarkte. Später wurde Falstaff eingeführt. — Die genaueste Kenntniß aller vorhandenen Shakespeare-Ausgaben und ein von Vorurtheilen freier Forschersinn spricht aus der ganzen Arbeit.

Von der bei Gelegenheit des ersten Bandes von uns erwähnten Monographie **„Holbein und seine Zeit"** von Dr. Alfred Woltmann (Leipzig bei Seemann) ist der abschließende zweite Band ausgegeben worden. Unsere Kunstliteratur ist dadurch um ein Werk reicher, das mit der vollständigen Kenntniß des Gegenstandes gewissenhafte Ausführung vereint, und da auch die Ausstattung, welche die in dieser Richtung renommirte Verlagshandlung demselben zugewendet hat, die anerkennenswertheste Sorgfalt zeigt, so können wir nur wünschen, daß diesem Bestreben der allgemeinste Antheil entsprechen möge. Die Illustrationen sind in diesem zweiten Bande noch viel werthvoller als im ersten, besonders interessant ist das Titelblatt „Erasmus im Gehäus," welches von der noch zu Basel bewahrten Originalplatte gedruckt ist. Auch finden sich mehrere unedirte Werke Holbein's darin. Der Herr Verfasser, welcher mit dieser Arbeit so glücklich debütirte, wird sich hoffentlich auch für die Zukunft als eine rechte Stütze der deutschen Kunstgeschichte bewähren.



Georg Friedrich Wilhelm von Struve.

Von

J. H. von Mädler.

Die flachen und großentheils moorigen Gegenden des nordwestlichen Deutschland, deren Himmel so häufig umwölkt, deren Horizont nie dunstfrei ist, und die so sehr zurückstehen gegen den europäischen Osten und Südosten, können sich gleichwohl großer Himmelsforscher rühmen, wie kaum eine andere Gegend unserer Erde von gleichem Umfange. Schon die beiden Ostfriesen, Fabricius Vater und Sohn, eröffnen den Reigen, allein die neuere Zeit beschenkte uns mit zwei Hamburgern, Bode und Encke, dem in Minden geborenen und in Bremen herangereiften Bessel, sowie mit Olbers, geboren in Arbergen bei Bremen. Und auch W. Struve gehört hierher, er ist in Altona am 15. April 1793 geboren.

Was es auch immer sein mag, das diese Gegenden so bevorzugt — wir wünschen aufrichtig, daß es auch in Zukunft fortbestehen möge. Die Himmelskunde, wie sorglich sie auch gepflegt, wie sehr auch die Zahl ihrer gegenwärtigen Bearbeiter alles, was frühere Zeiten aufzuweisen hatten, hinter sich zurückläßt — wir haben noch lange nicht genug Arbeiter auf dem Felde der Himmelsforschung. Wohl wähnen Einzelne, sie sei nun so ziemlich fertig und es bedürfe so großer Anstrengungen, so kostspieliger Instrumente und Einrichtungen nicht mehr. Wir fürchten keinen Widerspruch von Fachkennern, wenn wir behaupten, die Astronomie fange jetzt erst recht an. Die Vorzeit hat den riesigen Umfang der Aufgaben, die sie sich stellen muß, gar nicht gekannt und war auch gar nicht im Stande, ihn zu begreifen. Erst jetzt liegt klar vor Augen, wie wenig bisher geschehen ist, und wie unermeßlich die Arbeit der Zukunft sich gestaltet. Hunderttausende von Jahren werden vergehen, bevor wir daran denken können, die Bahn eines Fixsterns im Weltenraum durch einigermaßen genügende Elemente darzustellen.

Um so erfreulicher ist es, wenn die, welche berufen und in den Stand gesetzt sind, die Wissenschaft zu fördern, eine so rege, so ununterbrochene Thätigkeit entfalten und ihre ganze Kraft daran setzen, wie dies im vollsten Maße der Fall ist bei dem Manne, den wir hier zu schildern versuchen.

Jakob Struve, sein Vater, bekleidete das Directorat einer öffentlichen Schule in Altona. Seine Mutter, eine Tochter des Pastors Steinde, der zur Zeit Peter III. nach Rußland gegangen war, veranlaßte, daß der Sohn Wilhelm 1808 nebst einem jüngeren Bruder nach Rußland (Dorpat) gesandt wurde, wo ein älterer Bruder Karl

ihm schon vorausgegangen war. Hauptsächlich veranlaßte ihn zu diesem Schritte die drohende französische Conscription.

Der väterlichen Bestimmung zufolge sollte sein Sohn Philologie studiren; dies that er mit Eifer, gewann einen Preis durch seine Abhandlung „De systemate metrico apud Alexandrinos" und erhielt den Doctorgrad 1811. Nun aber wandte er sich zu den mit großem Eifer betriebenen mathematischen Studien, und um seinen wenig bemittelten Eltern nicht länger zur Last zu fallen, nahm er die Stelle eines Hauslehrers in der Familie des Gutsbesitzers von Berg an, und schon hier begann er, obgleich mit sehr unvollkommenen Mitteln, Messungen in der Nachbarschaft des Gutes. Es war dies während des Krieges, den Napoleon I. gegen Rußland führte. Einige russische Officiere, die ihn bei dieser Beschäftigung antrafen, hielten ihn für einen feindlichen Spion, bemächtigten sich seiner und er war gezwungen, von Sagnitz nach Riga in's Hauptquartier mitzugehen. Nicht ohne Mühe gelang es ihm, sich hier zu rechtfertigen, aber bei seiner Freilassung ermahnte der General ihn ernstlich, während der Dauer des Krieges sich solcher Beschäftigungen gänzlich zu enthalten, um sich nicht einer ähnlichen Gefahr, die ein böses Ende nehmen könnte, auf's Neue auszusetzen. — Erst nach dem Pariser Frieden konnte er es ohne Bedenken wagen, diese Arbeiten wieder aufzunehmen.

Die Universität wie das Gymnasium Dorpats waren untergegangen in den Stürmen der Zeit, und alle Mühe, die sich die Herrscher und insbesondere Catharina II. gegeben, war fast ein volles Jahrhundert hindurch erfolglos gewesen. Ueberhaupt stand es mit der Bildung im russischen Reiche nicht so gut, als dies häufig angenommen wird. Von den ohnehin wenig zahlreichen Gymnasien bestanden manche nur dem Namen nach; mit den Schulen ging es um nichts besser und die einzige Universität war das 1755 gegründete Moskau, wenngleich noch einige andere Institute diesen Namen führten, ihn aber durch die That nicht zu rechtfertigen vermochten.

Alexander I. ist es, der hier gründlich half, so viel er helfen konnte. Wir übergehen hier, als unserm Gegenstande ferner liegend, seine Wirksamkeit für das gesammte Reich, und bemerken, daß die Wiederherstellung des Dorpater Gymnasiums sein erstes, und die der Universität Dorpat das zweite Jahr seiner Regierung bezeichnet. So konnten Jakob Struve's Söhne auf dieser emporblühenden Anstalt die Kenntnisse sammeln, durch welche sie sich später so verdient machten. Der jüngere Bruder widmete sich dem Studium der Medicin und ist in Dorpat als ordentlicher Professor der Anatomie gestorben. Der ältere hatte sich der Philologie gewidmet, daneben aber auch unter Bartels' Leitung sich mit den mathematischen Wissenschaften vertraut gemacht.

Eine Sternwarte war gleich anfangs beabsichtigt, doch fand die Errichtung einer solchen in Dorpat manche Schwierigkeiten. Der Domberg, jetzt eine Zierde der Stadt, war damals ein Schutthügel, noch vom Brande von 1775 her; er war der Universität übergeben worden, aber in seinem damaligen Zustande ein ziemlich werthloser Besitz. Durch die unablässigen Bemühungen Parrot's und Krause's ward er zu einem Park umgeschaffen und auf einem seiner höchsten Rücken, an der Stelle, wo einst das bischöfliche Schloß gestanden hatte und in noch früheren Zeiten die hölzerne Esthenburg, welche im zwölften Jahrhundert von Buxhövden's Kriegern erstürmt ward, sollte die Sternwarte errichtet werden. Schon besaß man einige Instrumente, mit denen Knorre aus seiner Amtswohnung in den alten Schulhäusern beobachtet, und so gut er konnte, die geographische Länge und Breite Dorpat's bestimmt hatte. Diese Instrumente standen unter der Aufsicht des Professors der Mathematik Pfaff und nach dessen Abgange unter Huth, der 1811 mit ihnen Beobachtungen des großen Kometen angestellt hat, die jedoch nicht in die Oeffentlichkeit getreten sind.

Man war jetzt endlich so weit, mit dem Bau der Sternwarte beginnen zu können. Unter Parrot's Leitung ausgeführt, hatte man sie in sehr einfacher, jedoch zweckmäßiger Art entworfen und den bereits genannten Knorre zum Observator designirt, als dieser plötzlich am 1. December 1810 starb.

Nun richtete Parrot sein Augenmerk auf den kaum achtzehnjährigen W. Struve und bestimmte ihn, sich ganz der Astronomie zu widmen mit der Aussicht, nach Beendigung des Baues Observator zu werden. Im

Sommer 1813 war das Gebäude fertig, die Beschaffung und Aufstellung der Instrumente begann und damit Struve's Wirksamkeit an der Warte, wo ihm Alles überlassen wurde, da Huth nur selten auf die Warte kam. Mit dem Januar 1814 fing er seine Beobachtungen an, die anfangs hauptsächlich die Berichtigung der Instrumente, die genaue Untersuchung ihrer Theilung u. dergl. zum Zwecke hatten. Von größeren Instrumenten war nur ein Dollond'sches Durchgangsfernrohr vorhanden, sodaß hauptsächlich nur Rectascensionen bestimmt werden konnten. In demselben Jahre ward Struve zum außerordentlichen Professor ernannt, die Direction der Sternwarte blieb jedoch in Huth's Händen; erst nach seinem Abgange 1817 ward eine besondere Professur der Astronomie, getrennt von der Mathematik, errichtet und Struve ordentlicher Professor, sowie bald darauf auch Mitglied der Petersburger Akademie.

Die wenigen Hilfsmittel, die ihm anfangs nur zu Gebote standen, wandte er auch zu einer Untersuchung der Parallaxen der Fixsterne an. Er beobachtete Circumpolarsterne in beiden Culminationen und combinirte diese so, daß er Summen von Parallaxen je zweier Sterne erhielt. Konnten nun hieraus gleich die einzelnen Parallaxen nicht hervorgehen, so gelangte er doch zu der Ueberzeugung, daß diese, obwohl äußerst klein, doch zum Theil meßbare Größen sein könnten, sobald kräftigere und zu diesen Beobachtungen geeignete Instrumente in consequente Anwendung gebracht würden. Man hatte nicht das Gesuchte gefunden, aber die Hoffnung, es einst zu finden, war neu belebt und gestärkt worden; gewiß ein Verdienst um die Wissenschaft. Der damalige Curator der Universität, Fürst Lieven, erkannte bald, welch' ein Talent hier für die Universität gewonnen sei, und seinen Berichten über Struve ist es hauptsächlich zu danken, daß die russische Regierung so bereitwillig war, die Mittel zu bewilligen, welche zu einer bessern und würdigern Ausrüstung der Sternwarte erforderlich waren. Der erste Etat (800 Rubel) reichte wohl zur Erhaltung, nicht aber zur Vermehrung des Instrumentenvorraths; er ward auf 2000 jährlich erhöht.

In Rußland selbst waren Instrumente, wie eine gute Sternwarte sie bedurfte und Struve sie wünschen mußte, nicht zu erlangen. Repsold in Hamburg und Reichenbach in München mußten sie liefern, aber der Transport hatte seine Schwierigkeiten. Die Straße von Hamburg nach Lübeck war vor fünfzig Jahren in einem Zustande, den man jetzt kaum für möglich halten wird. Die herrlichen Arbeiten Repsold's kamen fast nie unbeschädigt in Lübeck an, von wo sie nach Riga verschifft und dann zu Lande nach Dorpat transportirt wurden. Der dortige Mechanikus Brücker hatte sie wieder herzustellen, was dem geschickten Künstler nicht immer nach Wunsch gelang.

Für die Sternwarte war seit 1818 ein sechsfüßiger Refractor mit Fadenmikrometer beschafft worden und Struve begann sogleich, Doppelsternmessungen daran auszuführen. Seit 1804, von wo W. Herschel's letzte derartigen Messungen datiren, hatte dies reiche Feld brach gelegen, außer daß Bessel in Königsberg bei seinen Zonenbeobachtungen auch einige noch nicht bekannte Doppelsterne notirte. In Frankreich galt noch immer Lalande's: „Nous ne croyons pas à de telles choses," und in Deutschland, selbst wenn man die Mittel dazu besessen hätte, hatte in jener traurigen Zeit Niemand Muße zu solchen Beobachtungen. Struve setzte diese Arbeiten fort, bis er 1825 den großen Refractor benutzen konnte.

Inzwischen hatte sich noch ein anderes, reiches Feld der Thätigkeit für ihn dargeboten. Livland und die Ostseeprovinzen überhaupt ermangelten sehr einer guten Karte. Für Livland hatte man nur die alte Mellin'sche, die zwar in der Namengebung meistens zuverläßig, desto fehlerhafter aber in den Ortslagen war. Diese Unrichtigkeiten wurden immer unerträglicher, und deshalb beschlossen die livländischen Stände, das ganze Land systematisch vermessen zu lassen. Struve, damit beauftragt, vermaß ein Dreiecksnetz, das sich von der esthnischen Grenze bis zur Düna erstreckt, und die Küstengegenden von Riga nach Pernau noch besonders, da die weiten und unbebauten Sumpfwaldungen, die den Küstenstrich vom inneren Lande trennen, nicht mit in das allgemeine Dreiecksnetz gezogen werden konnten. So entstand eine Karte in sechs großen Blättern, jedes einzelne Gehöft nach seiner richtigen Lage darstellend; und jede Gutsverwaltung des Landes erhielt ein Exemplar derselben. Auch die Höhenverhältnisse wurden berücksichtigt

und später besonders veröffentlicht. Als höchsten Punkt des Landes ergab sich der Munnamäggi (Eierberg) von 998 Fuß Höhe, und der Besitzer hat auf dem Gipfel eine kleine Pyramide errichten lassen, um einen Punkt zu haben, der 1000 Fuß Seehöhe überschreitet.

Nach Beendigung dieser Arbeiten schlug Struve vor, eine die gesammten Ostseeprovinzen umfassende Gradmessung zu unternehmen, welcher Plan von der Regierung genehmigt ward. Von der Insel Hochland im finnischen Meerbusen bis Belin, dem südlichsten Punkte Kurlands an der litthauischen Grenze, wurden die Meridiandistanzen gemessen.

Da hierzu eine möglichst scharfe Bestimmung der geographischen Coordinaten Dorpats erforderlich war, so ward von München ein Reichenbach'scher Meridiankreis 1822 bezogen und an ihm diese Bestimmung ausgeführt. Davon zog auch die Landmessung Gewinn, denn die in die Meridianrichtung fallenden Punkte derselben konnten jetzt noch genauer berichtigt werden. In einem besonderen Werke: „Gradmessung in den Ostseeprovinzen," hat Struve alle diese Messungen nebst den daraus abgeleiteten Resultaten detaillirt mitgetheilt.

Der Reichenbach'sche Meridiankreis ward nun das Instrument, an welchem Struve vorzugsweise beobachtete. Bald auch traten ihm Gehilfen zur Seite. W. Preuß begann seine Beobachtungen und gewann bald eine große Uebung und Gewandtheit. Er ist der gelehrten Welt auch durch seine Reise nach Californien bekannt, wo er mit sehr mäßigen Hilfsmitteln (namentlich zeigte sich das mitgenommene Niveau dort ganz unbrauchbar) dennoch durch eine sinnreiche Einrichtung und Anwendung gute und scharfe Beobachtungen zu erhalten wußte. Er starb 1839.

Auf einer seiner Münchener Reisen hatte er bei Fraunhofer das in Arbeit befindliche große Instrument (einen vierzehnfüßigen Refractor) gesehen und es entstand in ihm der lebhafte Wunsch, es zu besitzen. Da die Sternwarte, wie sie bis dahin bestand, keinen Raum für zweckmäßige Aufstellung darbot, so mußte ein Drehthurm aufgeführt werden an Stelle der bisherigen niedrigen Kuppel. Es handelte sich nicht allein um den Ankauf des Instruments, sondern auch um den sicheren Transport desselben von München nach Dorpat und um den Aufbau eines gemauerten Thurmes zur Aufstellung des Fernrohrs. Dennoch wußte Struve es dahin zu bringen, daß die Regierung Alles bewilligte. Der Etat der Sternwarte ward sehr bedeutend erhöht und die für alles Genannte erforderliche Summe einstweilen aus den Ersparnissen der Universität entnommen, mit der Verpflichtung des Sternwartenetats, sie in bestimmten jährlichen Raten zurückzuzahlen. Im Jahre 1824 war der Refractor fertig geworden, es ist der einzige größere von Fraunhofer's eigener Hand, da dieser große Optiker schon 1826 starb.*

Im November 1824 kam dies Instrument, dem damals kein anderes ähnlicher Art an die Seite gesetzt werden konnte, in sechsundzwanzig Kisten verpackt in Dorpat an, und so energisch ward Alles gefördert, daß noch vor Ablauf des Jahres die ersten Beobachtungen beginnen konnten. Anfänglich war es Struve's Absicht, die vier- bis fünfhundert Herschel'schen Doppelsterne innerhalb zweiunddreißig Secunden Distanz wiederholt zu messen und ihnen diejenigen hinzuzufügen, die sich im Verlaufe der Arbeit noch finden würden. Sehr bald jedoch gelangte er zu der Ueberzeugung, daß hier nicht blos eine Nachlese zu halten, sondern die volle Ernte erst zu beginnen sei. Dabei beschränkte er, die Lage Dorpats berücksichtigend, seine Untersuchungen auf die nördliche Himmelshalbkugel und denjenigen Theil der südlichen, der zwischen dem Aequator und fünfzehnten Grade liegt. Etwas über ein Drittel des Himmels ward somit ausgeschlossen, da dessen Sterne in Dorpat entweder gar nicht sichtbar sind oder doch sich zu wenig über den Horizont erheben, um genaue Messungen zu gestatten.

Vom 11. Februar 1825 bis 11. Februar 1827 dauerte die Durchmusterung, und das Ergebniß waren 3112 Doppel-

---

* Auf dem Friedhofe Münchens liest man auf dem Grabsteine: Joseph Fraunhofer. Sidera approximavit. Darüber ein Relief, das Dorpater Fernrohr in verjüngter Nachbildung darstellend. — Das Fernrohr hat der Verfasser, als Nachfolger Struve's, von 1840 bis zum 24. September 1864 benutzt, wo Augenschwäche ihn zum Einstellen der Beobachtnng nöthigten. Es hat in vierzig Jahren starken Gebrauchs noch nicht das Geringste von seiner optischen Kraft verloren.

sterne, mithin etwa die sechsfache Zahl der früher bekannten. Sollten nun alle diese auch durchmessen werden, so mußte ein Beobachter eine beträchtliche Reihe von Jahren sich damit beschäftigen. Es wurden deshalb von denen, welche über sechzehn Secunden Distanz hatten, hauptsächlich nur die helleren ausgewählt, so daß gegen 600 dieser Sternenpaare ausfielen. Doch auch so konnte Struve sich nicht verhehlen, daß er, um hier ein Ende abzusehen, im Allgemeinen auf jede andere größere Arbeit werde verzichten müssen. Er trug deshalb auf Anstellung eines besonderen Observators an, und auf seinen Vorschlag wurde Preuß dazu erwählt. Diesem übertrug er nun die Beobachtungen am Meridiankreise und behielt sich selbst den Refractor vor. Bei diesem Instrument waren außerdem Sabler, Pahnsch, Pohrt und schließlich sein Sohn Otto thätig, die theils Handreichung leisteten, theils bei den Beobachtungen selbst, besonders in schwierigeren Fällen, mit Antheil nahmen.

Das neuerbaute und mit der Sternwarte durch einen Corridor verbundene Wohnhaus konnte Struve 1828 beziehen und das bisher von ihm benutzte Wohnzimmer auf der Sternwarte selbst ward nun von einem Gehilfen eingenommen, der ein Dorpater Student sein und hier zugleich seine praktische Ausbildung zum Astronomen erhalten sollte. Zu diesen Uebungen waren im Corridor noch zwei kleinere Instrumente aufgestellt.

Neben der erwähnten Hauptarbeit wurde noch manche andere ausgeführt: Messungen des Saturn und seines Ringes, des Jupiter und seiner Monde, mehrerer Kometen, namentlich des Encke'schen, Biela'schen und Halley'schen, Sternbedeckungen und eine Untersuchung der Parallaxe von α Lyrae. Das Resultat der letztern fiel nahe gleichzeitig mit zwei ähnlichen Untersuchungen: Bessel's über 61 Cygni und Henderson's über α Centauri. Unter diesen drei Sternen, den ersten, von denen wir die Entfernung annähernd kennen lernten, ist α Lyrae der am weitesten entfernte, und deshalb am schwierigsten zu bestimmen. Struve gab anfangs 0,125 Secunden, später 0,2613 Secunden, gegenwärtig wird, unter Zuziehung der Pulkowaer Beobachter, 0,155 Secunden angenommen.

Aber wir haben noch einer Unternehmung zu gedenken, an der Struve Theil nahm und die er hauptsächlich leitete: eine maritime Chronometerexpedition 1833 zur Bestimmung der geographischen Lage einer Reihe von Küstenpunkten der Ostseegestade. Hier concurrirten Preußen, Schweden, Dänemark und Lübeck mit Rußland; auch Altona ward mit in diesen Kreis gezogen durch eine Landreise von Lübeck aus. Die Expedition sollte gleichzeitig benutzt werden zur Prüfung einer größeren Anzahl von Chronometern, zu denen jetzt auch russische (von Hauth in Petersburg) hinzukamen. Die russische Regierung hatte das schöne Dampfschiff Hercules für diese Expedition bestimmt, und die genannten Staaten hatten Beobachter an die betreffenden Küstenpunkte gesandt (Verfasser dieses Aufsatzes war nach Arcona auf der Insel Rügen gegangen). Des sehr stürmischen Sommers, der auch mehrere Beschädigungen und Aufenthalte herbeiführte, ungeachtet, wurde der Zweck dieser Expedition dennoch in zufriedenstellender Weise erreicht. Struve befand sich persönlich auf dem Schiffe und leitete das Ganze.

Mittlerweile ging die erwähnte Durchmessung der Doppelsterne ihren Gang fort und 1837 erschien in Petersburg das ausführliche größere Werk über diese Messungen. Es waren gegen 11000 vollständige Bestimmungen (Distanz, Positionswinkel, Größe der Sterne, Sternfarbe) erhalten worden und für jeden Stern in ein besonderes Mittel vereinigt. Der Titel ist: „Stellarum duplicium et multiplicium mensurae micrometricae, per magnum Fraunhoferi tubum annis 1824 ad 1837 in Specula Dorpatensi institutae. Auctore F. G. W. Struve. CLXXX.“ 334 Seiten Großfolio.

Für die meisten der darin vorkommenden Doppelsterne bildet das in diesem Werke gegebene Resultat die erste Epoche, nur von einigen wenigen sind so zahlreiche und über einen so großen Zeitraum sich erstreckende Beobachtungen gegeben, daß der Berechner Veranlassung hat, mehrere Normalörter aus denselben zu bilden. Vor Struve hatte man nur die Beobachtungen des ältern Herschel; gleichzeitig mit Struve hatte J. Herschel und South in Passy bei Paris, South allein, endlich Dawes in Ormskirk Messungen angestellt. Auch Bessel in Königsberg hatte mit Struve eine

Verabredung über achtunddreißig Doppelsterne getroffen, die beide Astronomen so oft als möglich beobachten und hernach vergleichen wollten, um zu ermitteln, ob zwischen ihnen constante Unterschiede (persönliche Differenzen) stattfänden. Es ergab sich allerdings ein solcher Unterschied von 0,2 Secunden für die Distanzen, welcher in Betracht der großen Schärfe und Genauigkeit beider Beobachter nicht unbedeutend genannt werden kann. Für die Positionswinkel dagegen ergab sich eine befriedigende Uebereinstimmung.

Alle diese Verhältnisse, sowie eine genaue Untersuchung sämmtlicher Correctionen und Berichtigungen des Fernrohrs findet man auf den 180 Seiten der Vorrede des Werkes, die noch manche andere sehr werthvolle Notizen, z. B. über die extinctio luminis, enthielt. Bei einer dieser Untersuchungen, in Beziehung auf welche wir nicht verhehlen wollen abweichender Meinung zu sein, werden wir etwas länger verweilen.

Struve wollte prüfen, ob seine Doppelsterndistanzen mit einem constanten Fehler behaftet seien oder nicht. Für die früher mit dem kleinen Refractor gemessenen Distanzen war die Antwort schon gegeben, sie bedurften, um auf die des großen reducirt zu werden, allerdings einer, und zwar negativen Correction. Um jedoch die letzteren zu prüfen, setzte Struve weiße Punkte auf schwarze hölzerne Stangen, bestimmte deren gegenseitige Distanz durch genaue Zirkelmessungen und stellte sie horizontal in einer genau bestimmten Entfernung von der Sternwarte auf. Der Winkel, den sie von hier gesehen bilden mußten, ließ sich also streng berechnen. Jetzt maß er diese Winkel mit dem Mikrometer seines Fernrohrs, und fand so nahe dieselben Werthe, daß er sich für überzeugt hielt, anzunehmen, seine Messungen seien frei von constanten Differenzen.

Es kommt Alles darauf an, ob das hier miteinander Verglichene auch wirklich vergleichbar sei. Es wurden weiße, glanzlose Punkte (oder runde Scheibchen) in völlig ruhiger Lage, aber abhängig von der am Horizonte sehr beträchtlichen terrestrischen Refraction, gemessen, bei ruhiger und fester Stellung des Fernrohrs wie des mikrometrischen Apparates.

Am Himmel dagegen messen wir glänzende Punkte, oft von sehr verschiedener Farbe und Größe; Punkte, welche sich bewegen, und deren Bewegung das Fernrohr durch das daran angebrachte Uhrwerk folgen muß. Hier ergeben sich mehrere Quellen möglicher Differenzen, welche uns hindern, den obigen Schluß ohne Weiteres gelten zu lassen. Wir glauben vielmehr, daß es am besten sei, den Himmel nicht terrestrisch, sondern gleichfalls am Himmel zu prüfen, wie es Bessel that, der dadurch gleichfalls die Ueberzeugung erhielt, daß seine Königsberger Distanzen richtig seien. Nur einer von Beiden aber kann mit seiner Behauptung Recht haben.

Früher schon, bald nach Beendigung der Chronometerexpedition, war der Beschluß gefaßt worden, in der Umgegend Petersburgs eine großartige Sternwarte zu errichten und Kaiser Nicolaus hatte sehr beträchtliche Summen dazu angewiesen. Sie sollte eine Dependenz der Petersburger Akademie sein, und Struve, das astronomische Mitglied der Akademie, war somit selbstverständlich zum Director designirt. Es handelte sich zunächst um den Ort derselben. Die alte Petersburger Sternwarte, deren unzweckmäßige Localität schon Grischow 1750 bemerkt hatte, und deren Uebelstände durch die fortwährende Vergrößerung der Stadt nur wachsen konnten, kam natürlich nicht in Betracht. Graf Kuschelew-Besborodko bot ein Terrain von drei Dessätinen im Norden der Stadt als Geschenk für die Sternwarte an, eine nähere Prüfung zeigte jedoch, daß man auch hier noch dem hauptstädtischen Treiben viel zu nahe sei und es noch mehr sein würde, wenn die Stadt sich nach Norden vergrößere. Nun entschloß sich der Kaiser, den ihm als Domäne gehörenden Berg von Pulkowa, drei Meilen südlich von Petersburg, zu schenken. Er war bis dahin an Bauern verpachtet, die hier eine sehr einträgliche Obstcultur trieben. Rechtzeitig aufgekündigt, hätten sie keinen weitern Anspruch erheben können; Nicolaus aber hielt es gleichwohl für billig, sie noch durch eine Geldsumme besonders zu entschädigen. Auf dem einundzwanzig Dessätinen großen Berge begannen nun die Vorbereitungen zum Baue nach dem von Brüllow entworfenen Plane.

Inzwischen ward Struve nach München und Hamburg gesandt, um hier die Instrumente zu bestellen, welche für das neue

Institut bestimmt waren. Unter ihnen ein Refractor von zweiundzwanzig Fuß Brennweite und vierzehn und einen halben Zoll Objectivöffnung aus der Fabrik von Merz & Mahler, der Fortsetzung des Utzschneider-Fraunhofer'schen Instituts. Alles ging nach Wunsch; Struve überzeugte sich, daß Deutschlands Werkstätten für sämmtliche Instrumente aufkommen konnten und er also nicht nöthig haben werde, die Mitwirkung französischer oder englischer Künstler hinzuzuziehen. In München wie in Hamburg war man längst gewohnt, Bestellungen aus Rußland zu erhalten und diese Arbeiten hatten sich trefflich bewährt.

Den Beweis kaiserlicher Zufriedenheit erhielt Struve nicht allein durch vollständige Genehmigung seiner Bestellungen, sondern auch durch Ernennung zum wirklichen Staatsrath (vierter Rangclasse), mit welcher in Rußland der erbliche Adel und das Prädicat Excellenz verbunden ist. Schon 1826 hatte er von der British Royal Astronomical Society die goldene Medaille in Anerkennung seiner Untersuchungen über die Doppelsterne erhalten. Später (1857) ward Struve zum Geheimenrath ernannt.

Der Bau auf dem Berge von Pulkowa schritt vor; Georg von Fuß machte hier die erste Polhöhenbestimmung, und die einzelnen Instrumente langten nach und nach an. Die gesammte Fronte, von Osten nach Westen sich erstreckend, beträgt 840 Fuß; alles liegt symmetrisch um die eigentliche Sternwarte, die 240 Fuß einnimmt, herum. Hier befinden sich die Wohn- und Wirthschaftsräume für den Director und die übrigen Astronomen, ferner des gesammten Dienstpersonals, überhaupt 102 Personen. Auch eine sehr vollständig ausgerüstete mechanische Werkstätte, sowie eine Tischlerwerkstatt finden sich hier, ferner mehrere isolirte Nebenobservatorien zu speciellen Zwecken. Eins derselben ist bestimmt, die Marineofficiere in der nautischen Astronomie praktisch zu unterrichten; es steht unter der Leitung von W. Döllen, der bereits in Dorpat Gehilfe der Sternwarte war.

Gartenanlagen umgeben das Ganze; von der Terrasse der Sternwarte ab überblickt man die ganze vollkommen schnurgrade Chaussee bis in's Innere der Hauptstadt hinein.

Struve, dessen fünfundzwanzigjährige Dienstzeit an der Universität mit dem Anfange 1839 abgelaufen war, machte hier im März 1839 noch eine Beobachtung der Plejadenbedeckung (seine letzte in Dorpat) und reiste dann nach seinem neuen Bestimmungsorte ab.

Ueber die Zweckmäßigkeit der Einrichtung des Ganzen herrscht nur eine Stimme, die der unbedingten Anerkennung, und Struve hat sich in dieser Himmelswarte ein bleibendes Denkmal gesetzt. Am Frontispice liest man nur die Jahrszahl der Erbauung; so wollte es Nicolaus. — Weniger jedoch harmoniren die Urtheile in Beziehung auf die gewählte Localität, denn es ist gewiß, daß ein Punkt am Schwarzen Meere oder in Transkaukasien Vortheile gewähren würde, die ein so nördlicher Ort als Pulkowa nothwendig entbehrt. Andererseits aber kam in Betracht, daß eine so ausgedehnte Anstalt der Mitwirkung von Mechanikern, Optikern, Uhrmachern u. a. nicht entbehren kann, und diese in den eben bezeichneten Gegenden noch nicht zu finden sind, sondern nur in der Hauptstadt des Reiches.

Hier begann der Director mit einer Reihe von Beobachtungen an einem Instrumente im ersten Vertical zur Bestimmung der Aberrationsconstante, für 20,445 Secunden gefunden wurde mit einer bis dahin beispiellosen Sicherheit. Sie ist 0,19 Secunden größer als die im Anfange dieses Jahrhunderts von Delambre aus den Verfinsterungen der Jupitersmonde gefundene. Beide Resultate sind innerlich so gut verbürgt, daß der Gedanke natürlich ist, es handle sich hier um zwei wesentlich verschiedene Gegenstände. Delambre's Resultat ist aus der Verspätung der Verfinsterungen des ersten Jupitertrabanten hergeleitet, es ward also ein Zeitunterschied erhalten, darstellend die Dauer des Weges eines Lichtstrahls (oder der Fortpflanzung einer Lichtwelle von der Sonne zur Erde). Struve hatte (ähnlich wie Bradley, der Entdecker der Aberration) einen Ortsunterschied beobachtet und aus ihm den gleichen Schluß abgeleitet. Es war gestattet, den Unterschied der Methode als Erklärungsgrund anzunehmen, um die Differenz von 0,19 Secunden im Orte, der einem solchen von 4,6 Secunden in Zeit entspricht, darzustellen, und dies haben Klinkerfues und Hoek versucht.

Ersterer glaubt gefunden zu haben, daß

jedes Objectiv noch eine besondere, von seinen Dimensionen abhängige Aberration habe, die sich der eigentlich astronomischen anfüge. Man werde also mit verschiedenen Objectivlinsen auch verschiedene Aberrationsconstanten erhalten; und hiernach repräsentire Delambre's Zahl den wahren, Struve's aber den durch Einwirkung des Objectivs vergrößerten Werth.

Hoek dagegen sucht die Quelle des Unterschiedes bei Delambre. Die Verschwindung des Trabanten im Jupitersschatten müsse, wenn der Trabant heller erscheint (also in der Erdnähe Jupiters) scheinbar später erfolgen, als wenn er in der Erdferne im schwächeren Lichte gesehen wird. Dadurch verkürze sich der wahre Zeitunterschied; Delambre's Zahl sei also zu klein und Struve's die wahre.

Wir gestehen, einige Zweifel an der Zulässigkeit der letztern Erklärung zu haben. Der Unterschied des Glanzes ist keineswegs so merklich, besonders wenn man bedenkt, daß die Extreme der Entfernung ohnehin ganz ausfallen, und die Distanzen, in denen Trabantenfinsternisse beobachtet werden können, nur zwischen 4,4 und 5,9 liegen. Ich habe bei Beobachtungen von Trabantenfinsternissen die Verschwindung des ersten Trabanten fast immer als eine ziemlich plötzliche wahrgenommen. Auch muß sich, wenn etwa eben so viele Ein- wie Austritte beobachtet werden, die Wirkung im Mittel ausgleichen.

Die Entscheidung kann herbeigeführt werden, wenn man die Bradley-Struve'sche Methode mit sehr verschiedenen Objectiven zur Anwendung bringt. Fände sich Klinkerfues' Erklärung bestätigt, so müßte jeder Astronom mit seinem Fernrohr die Aberration unabhängig und selbständig bestimmen, und die so gefundene dann zur Reduction seiner eigenen Beobachtungen anwenden.

Uebrigens hat Struve in Pulkowa persönlich viel weniger beobachtet als in Dorpat, was seine genügende Erklärung findet in der weit complicirteren Leitung eines so ausgedehnten Instituts und des starken Personals. Fortwährend waren hier junge Eleven thätig, die zu den Arbeiten angeleitet und deren Beobachtungen und Rechnungen controlirt werden mußten. Dazu kam, daß Geschäfte der verschiedensten Art dieser Sternwarte übertragen wurden. Zahlreiche Berichte von erheblichem Umfange über andere Sternwarten und deren Arbeiten, Gutachten über neue Vorschläge, Prüfung der Chronometer für Land- und Seereisen, Untersuchungen über den Ausdehnungscoefficienten verschiedener Körper, wie über die vorgeschlagenen Beobachtungsmethoden, Vermessungen, sowohl geodätische als topographische (die Gradmessung in den Ostseeprovinzen wurde nördlich wie südlich bis an die Grenzen des Reiches und selbst noch darüber hinaus fortgesetzt); Untersuchung der Niveaudifferenz des Caspischen und Schwarzen Meeres und wie vieles Andere! was Alles von ihm fortwährend geleitet wurde. Wohl fehlte es nicht an den äußeren Mitteln. Das Personal wurde noch mehr verstärkt, der schon anfangs sehr ansehnliche Etat noch bedeutend erhöht. Dennoch stellte sich bald heraus, daß man zu viel von einer Anstalt erwartet hatte. Die anfängliche Bestimmung des Statuts, daß die gesammte astronomische Thätigkeit des Reiches in Pulkowa centralisirt und unter die einheitliche Leitung des Directors gestellt werden sollte, ward wieder aufgegeben und auf besondere Fälle beschränkt.

Auch noch andere Arbeiten waren zu erledigen. Viele Beobachtungen Struve's und seiner Gehilfen in Dorpat waren noch nicht reducirt und warteten des Berechnens. Und Struve nahm es, wie mit den Beobachtungen, so auch mit den Berechnungen sehr genau und scheute kein Opfer an Zeit und Mühe, um Alles in möglichster Schärfe darzustellen. Die Reihe dieser Beobachtungen war 1839 bei Struve's Abgang von Dorpat noch nicht beendet, sie wurden es in den nächsten Jahren unter der Direction des Verfassers durch W. Döllen, und umfassen insgesammt einen Zeitraum von einundzwanzig Jahren, von 1822 bis 1843. — 1852 erschien das lange erwartete Werk: „Stellarum fixarum, imprimis duplicium et multiplicium positiones mediae.“ Der Hauptsache nach eine Reduction der Dorpater Beobachtungen von Struve, Preuß und Döllen, enthält es gleichwohl Manches, was erst auf Pulkowaer Observationen gegründet ist, sowie Reflexionen über die Greenwicher Beobachtungen Bradley's, die zum Ausgangspunkte der Vergleichungen gedient hatten.

Schon vorher war eine Description de Pulkowa erschienen mit einem Situations-

plane, Abbildungen der Gebäude wie der Instrumente und einem geschichtlichen Abriß, der sich nicht blos über die Pulkowaer, sondern auch die Petersburger verbreitet. Noch mancher anderer kleinern Schriften Struve's und seiner Mitarbeiter wäre hier zu gedenken, doch sie sind zu zahlreich, und mit einer trockenen Aufzählung allein wäre den Lesern nicht gedient. Die spätern finden sich fast sämmtlich in den Memoiren der Petersburger Akademie.

Wiederholt besuchte er andere Sternwarten Rußlands wie des Auslandes; auch den Ort seiner früheren Wirksamkeit, zuletzt im Jahre 1852 auf Veranlassung der Feier des fünfzigjährigen Bestehens dieser Universität, wobei er als Abgesandter der Petersburger Akademie eine begrüßende Ansprache beim Empfange und außerdem noch einige Reden hielt.

Doch der kräftige bis dahin einer fast nie erschütterten Gesundheit sich erfreuende Mann, der 1827 im Stande war, bei einer Kälte von einundzwanzig Grad R. acht Stunden hindurch zu beobachten und der die größten Anstrengungen niemals scheute, wenn es eine wichtige Arbeit galt, fühlte das allmälige Herannahen des Alters. Zu seiner Unterstützung bildete er aus den ältern und erfahrenern Gehilfen (seinem Sohne Otto Struve, Wagner und Döllen, wozu später noch der aus Bonn berufene Winnecke kam) eine Art berathenden Conseil, das je länger desto mehr die Leitung der verschiedenartigen Geschäfte in die Hand nahm. Noch blieb eine wichtige Publication zu bewirken — die nun vollendete russisch-norwegische Gradmessung von Fuglenäs unter siebenzig Grad vierzig Minuten nördlicher Breite bis Nekrasofka an der untern Donau unter fünfundvierzig Grad zwanzig Minuten, ein großes Werk, begonnen mit der livländischen Gradmessung, die er selbst ausgeführt, und fortgesetzt unter seiner Leitung von Andern, meistens seinen Schülern. Es ist dies die ausgedehnteste aller bis jetzt ausgeführten Meridiangradmessungen, auch nachdem die ostindischen von Lambton und Everest ausgeführten zu einem einzigen Bogen vereinigt sind. Auch ist alles diese große dreißigjährige Arbeit Betreffende erschienen, und zwar unter seinem Namen, doch nur zum Theil von ihm selbst.

Denn im Jahre 1858 trat eine beklagenswerthe Veränderung ein. Eine schwere Krankheit ergriff ihn und erschütterte nicht seine körperliche Gesundheit allein. Sein Gedächtniß zeigte sich erheblich geschwächt, insbesondere für Alles, was in neuerer Zeit sich ereignet hatte, während ältere Erinnerungen sich treuer erhielten. Immer schwerer wurden ihm wissenschaftliche Arbeiten, und selbst als die körperliche Heilung erfolgt war, trat in geistiger Beziehung keine Besserung ein. Er sah sich genöthigt, die Directionsgeschäfte seinem Sohne zu übertragen, noch immer hoffend, sie wieder in die Hand nehmen zu können, und durch einen unbesiegbaren Thätigkeitstrieb fortwährend zu Versuchen veranlaßt, wissenschaftlich zu arbeiten. Mit größter Anstrengung nahm er noch Theil an der Feier des fünfundzwanzigjährigen Bestehens der Sternwarte Pulkowa (oder wie sie amtlich genannt wird, die Nicolai-Sternwarte). Aber schon im December 1861 kam er, nun nichts mehr hoffend, mit schwerem Herzen um seine Entlassung ein. Sie ward ihm in ehrenvollster Weise und unter Zuerkennung einer sehr ansehnlichen Pension bewilligt; er nahm nun Wohnung in Petersburg, und hier machte der 23. November 1864 seinem thatenvollen Leben ein Ende. Er ruht auf dem Gottesacker der Sternwarte, der nun schon gegen dreißig Grabhügel zählte.

Die Lücke auszufüllen, welche seine lange Krankheit und Tod veranlaßt haben, wird nicht leicht sein; um so mehr, als sein Sohn und Nachfolger Otto sich keines kräftigen Wohlseins erfreut, und Winnecke, auf den große Hoffnungen gesetzt wurden, nur wenige Jahre dort thätig sein konnte, da seine schwer erschütterte Gesundheit ihm den Aufenthalt in diesem Klima nicht länger gestattete.

Werfen wir einen Rückblick auf die lange Wirksamkeit Struve's, so müssen wir ihn als den bezeichnen, der unter Allen am meisten und erfolgreichsten dahin gewirkt hat, die Himmelskunde in Rußland auf eine hohe Stufe zu heben, ja auch die verwandten Wissenschaften, die mehr oder minder mit ihr zusammenhängen, zur Geltung zu bringen. Denn obgleich schon Olearius 1643 auf seiner Reise durch Rußland nach Persien in Dorpat einen Professor der Astronomie, Jakob Schomer, antraf, so hat doch die Wissenschaft keine Veranlassung

gefunden, seinen Namen in ihre Tafeln einzutragen, und Petersburgs Sternwarte — wenn man ihr anders diesen Namen zugestehen will, zählt zwar manche Männer, die unter bessern Umständen auch wohl Besseres geleistet hätten, aber keinen, der auch nur einigermaßen Struve an die Seite verschiedenen Orten ihres weiten Reiches beobachten zu lassen, ließ sie sich etwas kosten; auch große Sonnenfinsternisse wurden nicht versäumt, aber eine gründliche Abhülfe erlangten die Rumowsky, Braun, Inochodzoff ebensowenig als jene oben Genannten. Zuletzt stand der alte verdiente



Georg Friedrich Wilhelm von Struve.

zu stellen wäre. Peter I., der auf der Sternwarte Greenwich selbst eine Beobachtung ausführte, erlebte die Stiftung, die er beabsichtigte, nicht, und unter den nachfolgenden schwachen und unruhigen Regierungen richteten die Vorstellungen von de l'Isle, Heinsius, Grischow nichts aus. Aber auch unter der kräftigen Catharina II. ward es nicht besser, oder doch nur in einzelnen Fällen. Den Venusdurchgang an

Wisniewsky als Director der Petersburger Sternwarte vor. Doch nicht hier, sondern in New-Tscherkask am Schwarzen Meere hatte er Gelegenheit, sich einen geachteten Namen in der Wissenschaft zu machen durch seine Beobachtungen des Kometen von 1811 noch im August 1812 und in einer Entfernung, wie noch nie ein Komet beobachtet worden. In der Hauptstadt leisteten die kleineren, nur für beschränkte

Zwecke eingerichteten Warten des Generalstabes und des Cadettencorps mehr als die der Akademie.

In Moskau konnte Goldbach es nicht dahin bringen, daß irgend etwas für praktische Astronomie geschah, und in Kiew, Charkow und einigen anderen Orten besaß man zwar Instrumente, konnte sie jedoch nicht aufstellen und gebrauchen.

Erst unter Alexander I. Regierung ward es besser, und eine der ersten unter seiner Regierung entstandenen Warten war Dorpat, dem Struve bald einen Ruf zu verschaffen wußte. Fortan konnte Niemand mehr urtheilen, wie noch Lalande gethan: man gibt in Rußland viel Geld dafür aus, aber es geschieht nichts. Struve verstand es, sich würdige Aufgaben zu setzen und sie beharrlich zu verfolgen: er verstand es nicht minder, sein Talent geltend zu machen, sich die großen und kostspieligen Instrumente zu verschaffen und den ganzen und vollen Nutzen aus ihnen zu ziehen. Die Gabe der Rede stand ihm wie Wenigen zu Gebote und die Wissenschaft muß es ihm danken, daß er an der rechten Stelle und in rechter Weise ihre Interessen zu vertreten verstand. Welche Mittel man auch bewilligte — bei einem Struve konnte man sicher sein, daß sie in guten und treuen Händen waren und zweckmäßig angewendet wurden. Er ist vorzugsweise praktischer Astronom; wenige kommen ihm gleich an Zahl seiner Beobachtungen, obgleich er Alles auf's Sorgfältigste vorbereitete und verarbeitete. Nichts wurde übereilt, nichts obenhin gemacht. Dieselbe Gewissenhaftigkeit forderte er aber auch von seinen Mitarbeitern, und er forderte diese Gewissenhaftigkeit mit Recht.

Daß er in theoretischer Beziehung nicht auf gleicher Höhe stand, daß er hierin mit einem Gauß und Bessel nicht rivalisiren könne, war ihm nicht unbekannt. Wir besitzen von ihm selbst keine Bahnberechnung, noch irgend eine andere rein theoretische Schrift. Mit richtigem Tacte blieb er auf demjenigen Felde, wo er seine Stärke vollkommen fühlte und wo er vollberechtigt war.

So hat er gewirkt, so lange ihm zu wirken vergönnt war. Und daß er sein gesammtes Wirken niederlegte in ausführlichen Schriften, die über Alles, Großes wie Kleines, was er geleistet, genau Auskunft geben, ist gewiß nicht das geringste seiner Verdienste.

Um mit wenigen Worten die großen Verdienste dieses Mannes zu bezeichnen, fragen wir nur: was war die russische Astronomie, als er zuerst auftrat, und was ist sie gegenwärtig?

Rußland, das bis zu Alexander I. Thronbesteigung keine einzige Sternwarte besaß, die sich den besseren des Auslandes zur Seite stellen konnte, zählt gegenwärtig Dorpat, Helsingfors, Moskau, Kasan, Nicolajew, Kiew, Pulkowa, Warschau, sämmtlich Staatsanstalten und mit Ausnahme von Nicolajew und Pulkowa mit Universitäten verbunden, sodaß die Directoren dieser Anstalten gleichzeitig Professoren der Astronomie sind, sowie an kleineren und Privatanstalten Abo und Reval, Navigationsschulen mit kleineren transportabeln Instrumenten; Petersburg I., die Sternwarte des Seecadettencorps, Petersburg II., die Sternwarte des großen Generalstabes, Mitau, mit dem Gymnasium verbunden (Director Napiersky), außerdem mehrere kleinere im Privatbesitz.

Alle diese Sternwarten sind gleichzeitig zu geodätischen Arbeiten thätig gewesen. Rußland kann bei seinen ausgedehnten Grenzen nicht, wie etwa Sachsen oder Belgien, von einem gut bestimmten Punkte aus alle übrigen des gesammten Landes bestimmen; nicht nur müssen alle festen Observatorien hinzugezogen, sondern auch noch temporäre und Hülfssternwarten eingerichtet werden, wenn man dahin gelangen will, das ganze Reich in guten Kartenbildern dargestellt zu sehen. Bis jetzt ist dies Ziel noch bei weitem nicht erreicht, selbst nicht für das europäische Rußland, dessen größere Hälfte theils noch gar nicht, theils sehr unvollkommen vermessen ist. Noch weniger ist in Sibirien geschehen, wo die Arbeiten von Schwarz, von Irkutsk bis zum Amurlande sich erstreckend, nur den ersten Anfang bilden und mehr als neunzehntel des Ganzen zu bestimmen bleibt.

Führt gleich Th. von Schubert's Exposé des travaux géographiques en Russie gegen 16000 einzelne Ortsbestimmungen von Punkten in Rußland und einigen jenseits seiner Grenzen belegenen auf, so zählt doch eben diese Schrift die Arbeiten auf, welche noch auszuführen sind, und bei

dieser Ueberschau wird sich Jeder sagen, daß das neunzehnte Jahrhundert auch beim größten und beharrlichsten Eifer nicht ausreichen kann, wenn man, wie es doch beabsichtigt ist, das Ganze umfassen will. Noch besitzt das russische Asien keine einzige feste Sternwarte, man müßte denn Tiflis, auf dessen meteorologischer Hauptstation sich auch einige astronomische Instrumente befinden, als Sternwarte aufführen wollen. Die wahre Gestaltung Asiens, des größten und Hauptcontinents unseres Planeten, wird und muß uns hauptsächlich durch die Arbeiten russischer Gelehrten aufgeschlossen werden. Vorderindien ist durch die Engländer vollständig vermessen, den Arbeiten der Briten im Norden werden die russischen entgegenkommen und dann bleiben nur noch einzelne, meist getrennte Landschaften im Osten und Westen übrig, die sicher nachfolgen werden, sobald das mittlere Gros des Continents mit einem Dreiecksnetz überdeckt ist. Hier liegen die Hauptaufgaben künftiger Geographen.

Struve aber gebührt das Verdienst, das Werk angebahnt, in wissenschaftlichem Geiste begonnen und den Weg gezeigt zu haben, auf dem rüstig fortzuschreiten und das Ganze einst als vollendete Errungenschaft hinzustellen, seinen Nachfolgern überlassen bleibt.

Ein solches den Nachfolgern zu überlassende Werk hat Struve gleichwohl angebahnt und entworfen — die jetzt in Ausführung begriffene Längengradmessung. Soll sie den möglichst größten Bogen in Europa umfassen, so muß sie in der Bretagne beginnen und bis zum Ural fortgeführt werden. Er brachte das in Paris zur Sprache, und es handelte sich um eine Linie, an der Frankreich, Deutschland und Rußland participiren. Durch diese Messung soll die Frage entschieden werden, ob die Meridiane unseres Erdkörpers gleiche oder ungleiche Krümmung haben: mit andern Worten, ob unser Planet ein zweiaxiger oder dreiaxiger Körper sei. Durch Breitengradmessungen läßt sich die Sache nicht definitiv entscheiden, obgleich auch dies von Borenius und Th. von Schubert versucht worden ist.

Die erwähnte Längengradmessung läßt sich, wenn sie bis an die Ostgrenzen Europa's durchgeführt ist, leicht nach Osten durch das südliche Sibirien und das Amurland fortsetzen und kommt dann noch eine Messung quer durch den amerikanischen Continent, von New-York bis Californien, hinzu, so werden wir zu einer in allen Beziehungen sichern Kenntniß über die wahre Gestalt des Erdkörpers gelangen.

Schlußbemerkung.

Den unleugbar großen Verdiensten Struve's kann es keinen Eintrag thun, daß manche seiner Schlüsse in späteren Untersuchungen sich nicht bewährt haben. Wir führen hier nur zwei derselben an, die wir den Études d'astronomie stellaire entnehmen.

Bei Veröffentlichung des Theiles der Weiße'schen Reduction Bessel'scher Beobachtungen, der den Raum von +15 Grad bis —15 Grad, also den vierten Theil des Himmelsgewölbes, umfaßte, schloß Struve aus der Häufigkeit des Vorkommens dieser Sterne, daß die Milchstraße nichts weiter sei als die äußerste Kante der linsenförmigen Sternschicht, die unsern Fixsternhimmel bildet. Schon anfangs erregte diese Behauptung gewichtige Bedenken; jetzt wissen wir aus J. Herschel's Untersuchungen der gesammten Milchstraße mit Gewißheit, daß Struve's Behauptung unhaltbar ist.

Als Bessel gefunden hatte, daß Sirius' und Procyon's Eigenbewegungen sich nicht durch einen größten Kreis des Himmelsgewölbes darstellen ließen und deshalb Massen angenommen werden müßten, um welche jene Fixsterne eine besondere Bewegung hätten, trat Struve dieser Behauptung entgegen und suchte zu zeigen, daß diejenigen Oerter, die nicht in einen größten Kreis paßten, durch Reductionsfehler entstellt sein müßten. Schon Peters zeigte bald darauf, daß alle noch als möglich anzunehmenden Fehler nicht den zehnten Theil dieser Abweichungen erklären könnten, und jetzt wissen wir durch Safford's und Auwer's ausführliche Rechnungen, daß Bessel's Annahme vollkommen begründet war, und die Bahn des Sirius wie die des Procyon um einen in ihrer Nähe befindlichen Schwerpunkt wird jetzt von keinem Astronomen mehr bezweifelt.

Eine
Reise durch das innere Arabien.

Während der Jahre 1862 bis 1863 machte der Engländer William Gifford Palgrave auf Kosten des Kaisers Napoleon III. eine Reise zur Erforschung des innern Arabiens, auf welcher er Gelegenheit hatte, Landstriche, über welche in Europa bisher noch sehr wenig bekannt war, genauer kennen zu lernen. Sein Weg führte ihn von Gaza am Mittelländischen Meere in südöstlicher Richtung über Maan nach dem Djauf und von da nach Hajel, der Hauptstadt des Sultans von Schomer. Dieses Reich wird gegenwärtig von Telal-ebn-Raschid beherrscht, zählt 430,000 Seelen, darunter 160,000 Beduinen, und stellt eine Kriegsmacht von 30,000 Mann. Mehr jedoch als durch diese Kriegsmacht wird das Reich der Schomer durch die furchtbaren Sandwüsten (Nefud) geschützt, welche dasselbe nach allen Seiten hin umgeben.

Von Hajel wandte sich Palgrave weiter südöstlich nach dem Reiche der fanatischen Wahabiten, durchschnitt zunächst das Nieder-Nedjed, und erreichte dann das Hochplateau des inneren Arabiens, das eigentliche Nedjed mit seiner Hauptstadt Riad, wo er Gelegenheit hatte, den Sultan der Wahabiten, Fejsal, kennen zu lernen. Auch dieses Reich ist rings von Sandwüsten umgeben, zählt gegenwärtig 316 Städte und Dörfer, 1,295,000 Seelen, darunter 76,500 Beduinen, und stellt eine Heeresmacht von 55,700 Mann.

Von Riad setzte Palgrave seine Reise in östlicher Richtung nach dem Hasan, der östlichsten Provinz des Reiches der Wahabiten, fort, erreichte den persischen Meerbusen bei Katif, und schiffte sich hier ein, um die Inseln des persischen Meerbusens kennen zu lernen. Nachdem er die Straße von Ormus passirt, wandte er sich nach Süden, und lernte die paradiesische Küste des Reiches Oman mit seinen wunderbaren weiblichen Schönheiten kennen. Dieses Reich im Südosten Arabiens zählt etwa 500 Städte und Dörfer und 2,280,000 Seelen, stellt eine Heeresmacht von 112,000 Mann und hat über sieben Millionen Thaler Jahreseinkünfte. — Auf seiner Weiterfahrt hatte Palgrave das Unglück, bei den Sowadahinseln im März des Jahres 1863 zu scheitern, und nur mit knapper Noth sein Leben zu retten. Er kam zu Lande nach Maskat, fuhr von hier zu Schiffe durch den persischen Meerbusen bis Bassora, von da den Tigris aufwärts bis Bagdad, und gelangte endlich über Mosul und Aleppo wieder nach Syrien.

Palgrave wurde auf dem größten Theil seiner Reise von einem zuverlässigen Freunde, einem Christen aus Cölesyrien, Namens Barakat, begleitet. Er trug zwar das orientalische Costüm, machte aber kein Geheimniß daraus, daß er ein Christ sei, obwohl er sich hütete, dies offen zur Schau zu tragen. Den wahren Zweck seiner Reise verhehlte er, und gab sich für einen Arzt aus Damaskus aus. Seine ärztlichen Kenntnisse reichten so weit, daß er sich in Wirklichkeit auf die Behandlung von Kranken einlassen konnte. Bei dem Mißtrauen, welches in jenen Gegenden Centralarabiens gegen Europäer herrscht, mußte er sich wohl hüten, sich für einen Europäer auszugeben; dagegen wurde ihm selbst in Riad, der Hauptstadt der fanatischen Wahabiten, aus seinem Christenthum kein Vorwurf gemacht.

Einige Zeit vor Palgrave hatte ein Europäer es versucht, als Derwisch verkleidet, eine Reise vom persischen Meerbusen durch das Reich der Wahabiten nach Mekka zu machen. Aber schon in Hofhuf, in der Provinz Kasa am Persischen Meerbusen, erregte er durch den Aufwand, welchen er machte, Verdacht; man lockte ihn jedoch durch falsche Freundlichkeit bis nach Riad, der Hauptstadt der Wahabiten. Dort wurde er durch Fejsal ausgewiesen, „da man im Lande der Wahabiten keine Derwische brauche." Es wurden ihm zwei Führer gegeben, um ihn nach dem nächsten Orte zu geleiten. Dieselben machten den Einwohnern dieses Ortes davon Mittheilung, daß unter der Verkleidung eines Derwisches ein europäischer Spion versteckt sei; einige Minuten später lag der Reisende, von mehreren Flintenkugeln durchbohrt, todt unter den Palmen des Nedjed.

Eine Gefahr, durch das Innere Arabiens zu reisen, ist nur für den Europäer, nicht für den Christen vorhanden. Ein asiatischer Christ kann ungehindert selbst durch das Land der fanatischen Wahabiten reisen, ohne belästigt zu werden. Denn es ist ein Hauptgrundsatz der Araber: „Die

Religion geht Gott allein an." In Centralarabien wissen überhaupt nur Wenige, was die Christen sind. Einige halten sie für eine besondere Secte der Mohamedaner, Andere für Ungläubige.

Da nach der arabischen Tradition die Arzneikunst ein ausschließliches Erbtheil der christlichen Nationen ist, so handelte Palgrave sehr klug daran, daß er als Arzt durch Arabien reiste. Wegen der Hilfe, die er als Heilkünstler brachte, war er allenthalben wohl angesehen, seine Hilfe wurde von den hochstehendsten Personen in Anspruch genommen, und kein Mensch dachte daran, den „großen Arzt aus Damaskus" wegen seines Christenthums anzufeinden. Natürlich durfte Palgrave, um nicht Verdacht zu erregen, auch keine physikalischen oder andere Beobachtungsinstrumente mit sich führen, so daß er allerdings naturwissenschaftliche Beobachtungen nicht anstellen konnte; selbst seine Notizen über dasjenige, was er gesehen, konnte er nur im Geheimen machen. Er beschränkte sich darauf, den Culturzustand Arabiens und des arabischen Volkes kennen zu lernen, und dazu war er vorzüglich befähigt, da er die arabische Sprache vollkommen beherrschte.

Als Arzt wies Palgrave bei seinen geringen ärztlichen Kenntnissen alle diejenigen Kranken, welche seiner Ansicht nach nicht so bald genesen würden, unter irgend einem Vorwande zurück, indem er z. B. bei bald bevorstehendem Tode erklärte, daß von Gott allein ein Aufschub oder eine Erleichterung zu erwarten sei, oder indem er sogleich vor der Behandlung eine so riesig hohe Summe forderte, daß der Kranke erst gar nicht wiederkam. Es ist nämlich in Arabien Sitte, daß der Arzt sogleich vor Behandlung der Krankheit den Preis festsetzt; gelingt die Cur nicht, so erhält er keine Bezahlung. Auf ärztliche Behandlung von Frauen und kleinen Kindern ließ sich Palgrave prinzipiell nicht ein, da seine ärztlichen Kenntnisse dazu nicht ausreichten. — Da die Araber von der Arznei, welche sie meistens für ein Zaubermittel halten, eine Wirkung verlangen, die bereits in höchstens zwei Tagen eintreten muß, so sah sich Palgrave genöthigt, in den meisten Fällen sogleich von Anfang an eine energische Behandlung der Krankheit anzuwenden, um so mehr, da die zähe Natur der Araber Dosen verlangt, welche in Europa beinahe tödtlich sein würden. Diese zähe Natur der Araber zeigt sich auch im Ertragen der heftigsten Schmerzen; Palgrave hatte öfter Gelegenheit, bei Operationen, welche er vornahm, diese scheinbare Unempfindlichkeit arabischer Nerven zu bewundern.

Oft hatte Palgrave die größte Mühe, herauszubekommen, was denn eigentlich seinen Patienten fehle. So besuchte ihn einst, als er sich in Hazel aufhielt, ein herkulischer stämmiger Bursche, welcher klagte, daß es ihm überall weh thue. Da diese Angabe denn doch eine zu allgemeine war, so fragte ihn Palgrave weiter: „Thut Dir Dein Kopf weh?"

„Nein."

„Schmerzt Dir Brust oder Rücken?"

„Nein."

„Der Leib?"

„Nein."

„Die Arme?"

„Nein."

„Die Beine?"

„Nein."

„Aber wenn Du selbst sagst, daß Dir weder Kopf, noch Rücken oder Brust, oder Arme und Beine schmerzen, wie kannst Du denn dann überall Schmerzen empfinden?"

„Ja, Doctor, es thut mir überall weh!"

Endlich nach langem Forschen und Untersuchen stellte sich heraus, daß der Bursche an einem chronischen Rheumatismus litt. Palgrave fragte nun weiter: „Was war die Ursache Deiner Krankheit?"

„Die Ursache war Gott."

„Unzweifelhaft! denn alle Dinge kommen von Gott; was war aber die besondere und unmittelbare Veranlassung?"

„Ich sage, Doctor, die Ursache war Gott; dann aber habe ich Kamelfleisch gegessen, als ich kalt war."

„War das die einzige Ursache? Konnte es nicht auch etwas Anderes sein?"

„Ja, Doctor, ich habe auch Kamelmilch getrunken, es war aber Alles von Gott."

Als Belohnung für eine glückliche Behandlung seiner Krankheit bot der stämmige Bursche ein fettes Kamel, und als Palgrave erklärte, er könne davon nicht Gebrauch machen, Butter, Mehl, Datteln u. s. w.

So sah sich Palgrave häufig genöthigt, Nahrungsmittel an Zahlungs Statt anzu-

nehmen. — Ueber die gebräuchlichen Nahrungsmittel Arabiens wollen wir hier dasjenige anführen, was Palgrave darüber in seiner Reisebeschreibung mittheilt. — Es ist unglaublich, welche Stelle die Dattel als tägliches Nahrungsmittel der Araber einnimmt; sie ist das eigentliche tägliche Brot des Landes und der wichtigste Handelsartikel. Darum sagte auch Mohamed zu seinen Anhängern: „Ehret die Dattelpalme, denn sie ist eure Mutter.“ Doch scheint es, als wenn die Dattel, abgesehen von ihrer außerordentlichen Süßigkeit, welche sie zuletzt denn doch als andauerndes Nahrungsmittel dem Europäer widerlich macht, getrocknet auch zu erhitzend wirkt, sodaß die chronische Magenentzündung, welche man bei den Arabern häufig genug findet, wohl der beständigen Dattelkost zuzuschreiben ist. — Die vorzüglichsten Datteln gedeihen im Niedernedjed und im Hasan am Persischen Meerbusen. Wer in Europa die Datteln nur im getrockneten Zustande genossen hat, macht sich keine Vorstellung von dem köstlichen Wohlgeschmack frischer Datteln in Centralarabien. Dieselben sind dabei nicht erhitzend, wie die getrockneten, und zum Erstaunen wohlfeil; es kostete z. B. im Niedernedjed ein dreiviertel Ellen im Gevierte großes Tuch, bis zum Bersten mit Datteln gefüllt, nicht mehr als sechs Pfennige. Als dieses Tuch mit den Datteln an der Decke aufgehängt wurde, um dieselben vor Ameisen zu schützen, tropfte fortdauernd eine süße Flüssigkeit auf den Fußboden. — Die Dattelpalme hat für die ländliche Bevölkerung Arabiens eine so hohe Bedeutung, daß zu Kriegszeiten das Niederhauen derselben von Seiten des Feindes zu erfolgen pflegt, da die Dattel für jene Gegenden denselben Werth hat, wie in Europa das Brot.

Der beste Kaffee der Welt wächst im südwestlichen Arabien, im Jemen, und wird nach dem Hafen, aus welchem er gewöhnlich ausgeführt wird, Mokhakaffee genannt. Da aber Arabien selbst nebst Syrien und Aegypten zweidrittel dieses Kaffees consumiren, und das Uebrige fast ausschließlich nach der Türkei und Armenien geht, so findet nur sehr wenig echter Mokha-Kaffee seinen Weg westlich über Konstantinopel hinaus. Ehe aber jener Kaffee nach der Türkei und Armenien geht, wird er vorher ausgelesen, d. h. die runden, harten, halbdurchsichtigen, grünlich-braunen Bohnen, welche die vorzüglichsten sind, bleiben in Arabien, während nur die geringeren, undurchsichtigen, weißlichen Bohnen in's Ausland gehen. Am nächsten dem Jemenkaffee steht in der Güte der abessinische Kaffee, sodann der indische; der schlechteste dagegen ist der amerikanische.

Der Kaffee wird in Arabien in folgender Weise als Getränk zubereitet: nachdem die schlechten Bohnen und sonstigen Unreinigkeiten sorgfältig ausgelesen sind, werden die guten Bohnen in einem großen eisernen Löffel über einem Kohlenfeuer leicht gebrannt, so daß sie sich röthen, aber nicht schwarz werden; sodann werden sie ein wenig abgekühlt, und in einem Mörser zu grobem Pulver zerstoßen. Dieses Pulver wird sofort in heißes Wasser geschüttet und kurze Zeit damit gekocht; um den Wohlgeschmack zu erhöhen, wird etwas Saffran, Gewürznelke oder andere aromatische Stoffe zu dem Kaffee hinzugethan. Sodann wird der Kaffee durch Palmenbast filtrirt; Zucker wird zu demselben nicht hinzugesetzt. Den stärksten Kaffee trinkt man im Nedjed, wo sich die Wahabiten auf diese Weise einen Ersatz für das durch ihre Religion verbotene Tabackrauchen verschaffen.

Im Allgemeinen hat keine Nation so wenig eine Vorstellung von der Kochkunst, wie die Araber, denen in dieser Kunst Türken, Perser und Indier weit zuvorgekommen sind. Reis und gekochtes Schaffleisch, in einer großen Schüssel zusammengehäuft, dazu ein Stück Brot, Datteln, ein paar hartgesottene Eier nebst Wassermelonen, diese frugale Mahlzeit fand Palgrave selbst auf der Tafel des Sultans von Schomer.

Nicht minder weltbekannt als die arabischen Datteln und der Mokhakaffee sind die herrlichen Rosse Arabiens, deren eigentliche Heimath das Nedjed ist. Palgrave hatte Gelegenheit, in Riad den Marstall Fejsal's kennen zu lernen. Derselbe bildet einen großen viereckigen Platz, etwa zweihundert Schritt im Gevierte, rings umgeben von Schuppen. Die dreihundert Pferde, welche sich hier befanden, konnten am Tage frei umherlaufen, wurden dagegen Nachts angebunden. Außer diesen dreihundert Pferden befanden sich noch dreihundert andere Pferde Fejsals auf der Weide. Die Thiere werden meistens in der Art angebunden, daß um die Fessel

des einen Hinterbeins ein leichter eiserner Ring gelegt wird, der mit einem Vorlegeschlosse versehen ist; das Seil, welches an diesen Ring geknüpft ist, wird an einen Pflock gebunden. Da die Pferde in Arabien weit weniger boshaft oder widerspenstig sind, als in Europa, so findet ein Verschneiden derselben sehr selten statt.

Palgrave erzählt, daß er niemals eine so vortreffliche Sammlung von Pferden gesehen, als in dem Marstalle Feissal's. Der Wuchs derselben war etwas niedrig, etwa vierzehn bis fünfzehn Handbreiten hoch; die Schenkel waren voll, die Schultern zierlich geschweift, der Rücken ganz wenig satteltief, der Kopf oben breit, nach der Nase spitz zulaufend; der Blick klug und dabei sanft, das Ohr scharf zugespitzt, die Beine hinten und vorn wie aus Eisen getrieben, so rein und schön mit Sehnen durchflochten, der Huf schön rund, der Schweif in einem vollkommenen Bogen geworfen, das Fell glatt und glänzend; die Mähne lang, aber nicht übermäßig voll, Haltung und Schritt stolz und graziös; die vorherrschende Farbe ist grau oder kastanienbraun.

Pferde der echten nedjed'schen Race sind nur im Besitze von Häuptlingen und reichen Leuten und werden niemals verkauft; man gelangt in deren Besitz nur durch „Krieg, Vermächtniß oder Geschenk." Die Zahl sämmtlicher Pferde in Nedjed mag etwa fünftausend betragen. — Das arabische Pferd wächst von seiner Jugend mit dem Menschen zusammen auf und wird gehalten und gepflegt wie ein Kind; durch dieses enge Zusammenleben mit dem Menschen wird es bei weitem sanfter und klüger, als das in Ställen aufgezogene europäische Pferd. Die Hauptvorzüge des arabischen Pferdes aus dem Nedjed bestehen hauptsächlich in seiner vorzüglichen Schnelligkeit und Ausdauer; es ist im Stande, vierundzwanzig bis achtundvierzig Stunden unterwegs zu sein, ohne zu trinken und zu erschlaffen. Man reitet dasselbe ohne Gebiß und Zaum, da es einfach dem Drucke des Knies und Schenkels, sowie der Stimme des Reiters gehorcht.

Einen wahren Gegensatz zu diesem herrlichen arabischen Rosse bildet das **Kamel**, das „Schiff der Wüste." Palgrave ist wenig erbaut von den geistigen Eigenschaften dieses Thieres; er nennt es dumm und macht ihm zum Vorwurfe, daß es wenig Interesse für seinen Reiter hege; es wird nie versuchen, denselben abzuwerfen, dagegen aber auch ruhig weitergehen, wenn derselbe herabgefallen ist. Palgrave nennt das Kamel ein ungelehriges und dabei boshaftes, rachsüchtiges Thier.

Sehr lästig werden für den Reisenden in Arabien oft die **Skorpione** der Wüste. Dieselben sind etwa einviertel Zoll lang, rothbraun, anscheinend nur Kralle und Schwanz und außerordentlich beweglich. Am Tage halten sie sich verborgen, kommen dagegen Nachts hervor, um die kühlere Luft zu genießen. Ihr Stich schmerzt ganz so, als ob eine weißglühende eiserne Spitze fest auf die Haut gedrückt wird. Als Palgrave einst auf einer Reise von einem Skorpion in die Stirn gestochen wurde, fürchtete er, er würde, wie der Volksglaube behauptet, volle vierundzwanzig Stunden leiden müssen; aber schon nach einer Stunde war die durch den Stich entstandene Geschwulst verschwunden.

Als eine der meteorologischen Eigenthümlichkeiten Arabiens führt Palgrave die ganz außerordentliche Trockenheit der Luft an. Dieselbe bedingt jene wunderbaren Luftspiegelungen, welche den verschmachtenden Reisenden in der Wüste glauben lassen, er habe vor sich die ersehnte Wasserfläche; sie ist so bedeutend, daß z. B. große todte Thiere, wie Kamele, bereits nach drei bis vier Tagen vollkommen geruchlos sind. In Bezug auf diese Trockenheit der Luft, die gewaltigen sandigen Wüstenflächen, welche etwa ein Drittel von ganz Arabien einnehmen, ebenso die Vegetation und Thierwelt, bildet Arabien den Uebergang von Asien zu Afrika, wo sich alle jene Eigenthümlichkeiten in noch höherem Maaße entwickelt vorfinden.

Ein Ausflug nach Peschiera.

Von

W. von Metzerich.

Die Italiener sind in der Regel keine Freunde von Landpartien. Der Begüterte zieht sich bei Beginn des Frühlings in die Einsamkeit seiner Campagna zurück, um daselbst dem dolce far niente oder, wenn's

hoch kommt, der Seidenzucht obzuliegen; und die dem Mittel- und Arbeiterstande Angehörigen pflegen ihre Mußestunden lieber auf bequemere Weise in den Wein- und Kaffeebottegen zu verbringen oder auf den Stufen von Palästen, sowie an Strom- und Seeufern herumzulungern. Die Wochenersparnisse wandern dort Sonntags lieber in die Kassen der Arenen- und Lottokollecturen, als in die Beutel der Vetturini. Daher kommt es, daß man Sonntags gewöhnlich mehr Leute in die Stadt hinein- als herauswandern sieht, daß die schönsten Umgebungen der letzteren unbesucht und, da auch die Feldarbeit feiert, alles Lebens beraubt scheinen, so daß dem Fremden in dieser Verlassenheit bei allem Reize der Landschaft oft recht unheimlich zu Muthe wird. — Lockender als die Ausflüge zu Fuß und zu Wagen erschienen uns dagegen immer die Eisenbahnfahrten; das Leben, welches sich an ihren Knotenpunkten munter zu concentriren pflegt, weckte in uns zugleich das Gefühl von Sicherheit und behaglicher Zusammengehörigkeit. Dies empfanden wir besonders lebhaft während eines längeren Aufenthalts in Verona, bevor das schöne Land noch für Oesterreich verloren gegangen war. Wir pflegten daselbst im Frühjahre häufig Ausflüge in die nächsten Gegenden zu machen, Partien, die nur einen Tag erforderten und, jede für sich, als unvergängliche Perlen der Erinnerung erglänzen. In erster Reihe stehen da die Eisenbahnexcursionen nach Mantua, Vicenza und Peschiera an dem Gardasee; nach den zwei erstgenannten Städten lockten uns vor allem die Kunstschätze, nach letzterer die Naturschönheit. Wir folgen diesem Zuge, dem Zuge nach den Bergen, welche die Grenze Südtirols, die Pforte Deutschlands, bilden. Hier entrollen sich nach der durchwanderten einförmigen Ebene des „Gartens von Italien“ die großartigsten Naturscenen: die schauerliche Chiusa, der Paß von Rivoli, die Majestät des Monte Baldo, die Slavini di Marco u. s. w., Scenen, welche durch geschichtliche Erinnerungen einen unsäglichen Reiz gewinnen.

Es war an einem heitern, schon ziemlich heißen Maimorgen, als wir, eine Gesellschaft von vier Personen, vom Bahnhofe zu Porta Vescova abfuhren. Vor dem historisch denkwürdigen Friedhofe des Dorfes Santa Lucia zweigt die centralitalienische Eisenbahn dicht über dem Erdwalle des verschanzten Lagers von Verona in drei Radien ab, links in den kurzen Mantuanerflügel, rechts in die Tiroler- und mitten zwischen beiden in die Mailänderstrecke. Die Gegend, die wir in letzterer Richtung durcheilten, hatte zwar bereits einen großen Reiz dadurch eingebüßt, daß die allenthalben den Maisfeldern entragenden Maulbeerbäume schon zu Gunsten der gefräßigen Seidenwürmer ihres Laubschmuckes beraubt dastanden, gleichwohl bot sie noch immer in dem lachenden Grün ihrer sanftgewölbten Hügel und friedlich feiernden Felder einen eigenthümlichen Gegensatz zu den kriegerischen Erinnerungen, an denen dieser Boden seit den Cimbern- und Gothenschlachten so reich ist. Wir nennen hier nur die in neueren Kriegen berühmt gewordenen Dörfer San Massimo und Crocebianca, die Hügel von Sommacampagna, Sona, Solferino und Custozza.

Der erste Anblick des Gardasees, den wir nach einer kaum einstündigen Fahrt hinter dem alten Schlosse von Castelnuovo gewannen, macht zwar nicht jenen bewältigenden Eindruck, den wir früher auf der Höhe des Opczina bei Anblick der endlosen Meeresfläche erfuhren; er überrascht nicht, doch weilt das Auge mit milder Lust auf dem von dunklen Bergwänden traulich eingerahmten Silberspiegel des classischen Gewässers, dessen Klarheit nur durch einen düsteren Streif, der weit vorspringenden Landenge von Sermione, etwas gestört wird. An der Stelle, wo der Sage nach Papst Leo der Große den wilden Attila durch die bloße Majestät seiner Erscheinung und die wunderbare Macht seiner Rede zur Rückkehr von dem verheerenden Vordringen in Italien bewogen hatte, verließen wir die Schienenstraße und näherten uns auf der nur selten von Soldaten und Fischern begangenen Landstraße den grasbewachsenen Wällen Peschiera's. Alsbald belebte sich das Bild, als der Hafen mit seinen Segelschiffen und Fischerbarken, dann die Zugbrücke, hervortraten, unter welcher der Mincio, nachdem er sich, als Sarca von Tirol herbrausend, in den See ergossen, sanft hingleitet, um nach kurzer Wanderung durch heitere Ebenen, wieder in einen See gesammelt, die Schwesterfestung Mantua zu umarmen.

Das Innere Peschiera's vermochte uns

nicht lange aufzuhalten. Die düstere Physiognomie des Ortes, die schmutzigen, unansehnlichen Häuser und Gäßchen entsprachen ganz den tristen Gestalten der Bevölkerung, zumeist armen Fischern und Schiffsleuten, deren Anblick an nichts weniger als an den Ruf erinnerte, den im Alterthum die Bewohner des blühenden Städtchens Ardelica genossen. Das meiste Leben und der Hauptverkehr concentrirt sich auf dem vor dem Veroneserthor gelegenen großen Platze, der mit seinen militärischen Etablissements und dem mächtig aufgehäuften Kriegsmaterial der ernsten Bestimmung des Ortes entsprach. Ein Wasserkanal durchschneidet diesen Platz und erweitert sich allmälig zu dem geräumigen Hafen, in welchem bei mächtigen Dampfern kleine Fischerbarken ruhen, während an den Ufern riesige Netze zum Trocknen ausgespannt und viele hundert Hände an den Geschäften, die das muntere Seeleben mit sich bringt, betheiligt sind. Während wir außerhalb des Brescianerthores die Blicke über die malerischen Punkte der jenseitigen Küste hinschwärmen ließen, waren wir auf der Heerstraße, die nach Desenzano führt, schweigend fortgewandert; bald aber scholl uns ein rauhes „Bis hieher und nicht weiter!" entgegen und wir mußten, da wir hart an den Grenzposten stießen, Kehrt machen. Mißmuthig über diese Störung eilten wir dem verlassenen Thore zu, beschlossen uns aber dafür durch einen sofort auszuführenden Besuch der bewunderten Küstenregion zu entschädigen und daselbst die Seelandschaft in ihrer ganzen Großartigkeit genießen zu wollen. Zuvor erlabten wir uns jedoch in der Trattoria an den köstlichen Produkten des Sees, an dem zarten, röthlichen Fleische der Trutta, einer Lachsart, und an den ebenso schmackhaften als billigen Sardinen, welche das wegen seines Fischreichthums schon zur Römerzeit vielgepriesene Gewässer in Fülle liefert.

Peschiera, das arme Hafenstädtchen, hat nicht jenen Zauber von Alterthums- und Kunstschätzen aufzuweisen, welcher die andern Städte Venetiens verherrlicht; wir forschten vergeblich nach alten Monumenten, großartigen Palästen und Kirchen, nach Museen, Kunstsammlungen u. dgl.; Nichts verräth hier den ehemaligen Wohlstand; auch von den in neuerer Zeit am See aufgefundenen Pfahlbauten entdeckten wir keine Spur und wußte man uns weder von der Lage dieser uralten Ansiedlungen Andeutung zu geben, noch auch einige von den ausgegrabenen Objecten zu zeigen; man hatte diese Ausbeute bereits nach Wien und in anderer Städte Museen versendet.

Auch das strategische Interesse, das der Ort mit seinen mächtigen Werken einzuflößen geeignet schien, beschäftigte nicht lange unsere Gedanken. Die wichtige Lage der alten Festung an der Straße, welche, von den Tirolerbergen niedersteigend, sich hier nach Brescia und Mantua, dort nach Verona verzweigt, die breiten Wassergräben und mächtigen Wälle, die imposante Citadelle, das detachirte Fort und das verschanzte Lager, welches durch eine von zwei Brückenköpfen vertheidigte schmale Straße mit der Stadt zusammenhängt, ferner die lange Kette der umliegenden, meist in neuester Zeit von den Oesterreichern mit ungeheuren Kosten aufgeführten Werke, die sich jenseits des Sees über Val Caprino bis nach Rivoli erstrecken — alles dies konnte schon damals von uns keine Würdigung finden. Die Majestät solcher Werke hat heutzutage ihren Nimbus gänzlich verloren.

Dagegen lockte uns der sanfte, wohlthuende Anblick der jenseitigen, in leichten Duft gehüllten Küste, die Ortschaften Lazise, Bardolino, Garda, mit ihren alten Schlössern und cypressenumschatteten Villen, mit ihren Citronenhainen und allen Reizen der südlichen Vegetation, unwiderstehlich hinüber; wir verließen nach kurzer Rast den Hafen und mietheten eine Barke, die uns sofort nach dem erstgenannten, nächstgelegenen Orte bringen sollte. Unsere Führer, zwei braune, wildaussehende Barcajuoli, hatten zwar in ihrer Erscheinung wenig Vertrauen Einflößendes; sie zeigten sich jedoch bei Festsetzung des Fahrlohnes ziemlich fügsam, indem sie von der geforderten Summe von zehn Lire allmälig auf die Hälfte herabgegangen waren und uns später auf alle erdenkliche Art gefällig zu sein suchten. So sangen sie uns, während sie kräftig das Ruder handhabten, ein fröhliches venetianisches Liedlein vor und leisteten uns darauf treffliche Dienste als Ciceroni, indem sie unsere Wißbegierde durch eine Menge interessanter Mittheilungen über Natur und Geschichte der Umgegend befriedigten. Hier war es Sermione, Catull's

Tusculum, dort die liebliche Insel Lecchi, welche Dante gefeiert, weiter drüben die alte Warte der Longobarden, Garda, wo Berengar die unglückliche Adelheid von Italien in einem finstern Kerkerthurm schmachten ließ — Punkte, die sie nach einander im Vorüberfahren schilderten. Noch gedenken wir der geheimnißvollen Geberde, mit welcher die Beiden auf den glatten Wasserspiegel vor uns hinwiesen und auf eine Weise, die uns eben nicht sehr ermuthigte, bemerkten, daß die wunderbar klare Fläche oft urplötzlich aufgewühlt und die so sanftschmeichelnde Miene zur todbringenden Furienfratze verzerrt werde; dann wiesen sie uns hier und dort Ausläufer einer, aus unnahbaren Tiefen aufschimmernden seltsamen Vegetation und fügten bei, daß nicht allein den Gestaden und dem inmitten des Gewässers thronenden Musensitze, sondern auch dem Schooße des classischen Benaco ein tiefer Zauber innewohne. Wie drüben jenseits des Montebaldo, bei San Marco, vor einem Jahrtausend ein ungeheurer Bergsturz riesige Felstrümmer meilenweit geschleudert und der Sage zufolge eine ganze Ortschaft verschüttet hatte, so erzähle auch hier eine Fischersage von einer längst untergegangenen Stadt, deren Thurmspitzen und Palastzinnen bisweilen bei ganz ruhiger Luft an die glatte Oberfläche des tiefgeheimen Lago emporstreben zu wollen scheinen. — Wir wollten nicht untersuchen, inwiefern mit dieser allgemein verbreiteten Sage von der versunkenen Stadt die Entdeckung der vorerwähnten Pfahlbauten zusammenhänge; immerhin starrten wir mit hohem Interesse in die grünliche Tiefe hinab und fühlten dabei kaum die drückende Last der Mittagshitze. Darauf schweiften unsere Blicke mit Entzücken die brescianische Küste entlang, nach Desenzano und nach den, in dem bläulichen Dunstflor der Ferne verschwimmenden Orten Malcesine, Limone u. a., nach jener Stelle hin, wo im Jahre 1810 der Tirolerheld Andreas Hofer ausgeschifft wurde, um von da längs des Mincio nach Mantua überführt zu werden, in dessen Citadelle sein treues deutsches Herz verblutete. Die allenthalben am Ufer zerstreuten Villen und Schlösser, die duftenden Orangenwälder und Wasserfälle, düstere epheuumrankte Burgruinen und malerische Thürmchen bildeten für unser Auge hier ein ebenso reizendes Landschaftsgemälde, als die reiche Geschichte dieser Orte unsern Geist anregte.

Dem poetischen Momente der Seefahrt folgte jedoch ein ganz prosaischer Aufenthalt in Lazise. Erst beim Landen daselbst fühlten wir die Einwirkung der fast tropischen Hitze auf unsere daran nicht gewöhnten deutschen Nerven: der Kopf brannte und die Kehle lechzte nach Labung. Statt uns in der schmucken, wohlbefestigten Ortschaft zu ergehen und, wie wir anfangs wollten, von einem Hügel aus eine Ueberschau des Sees und der Umgebung zu gewinnen, eilten wir nun schnurstracks in die nächstgelegene Trattoria, ohne weiter einen Blick vor- oder rückwärts zu thun. Da saßen wir denn bald in einem niedrigen, kühlen Gemache, dessen Betten mit ihren hochgethürmten Kissen beinahe die Decke berührten, an einem langen blankgehobelten Tische; die daran hinlaufenden Bänke waren hart, doch hätten wir auf Sammtpolstern nicht besser geruht, und das Mahl, welches darauf servirt wurde, vor allem der rothe Nostrano schienen uns eine königliche Bewirthung zu sein. Wir erinnern uns noch der Heißgier, mit der wir den dicken Risotto, der in einer ungeheuren Schüssel aufgetragen wurde, dann die saftigen Stücke Indio verschlangen.

Nach der Siesta wurde beschlossen, die Rückfahrt zu See aufzugeben; wir hatten es auch mit den Barcajuoli gründlich verdorben, da sie außer der „buona mano“ (Trinkgeld) für ihr Ciceroneamt noch die Regalirung mit einem reichlichen Mahle beansprucht hatten und wir uns zu letzterm nicht verstehen wollten. Der Landweg nach Peschiera erforderte jedoch mehr Zeit und daher den schleunigsten Aufbruch, um rechtzeitig, zugleich mit dem von Ponti herbrausenden Train nach dem Bahnhofe zu gelangen, der von den Wällen Peschiera's noch eine ziemliche Strecke weit entfernt liegt. Eine vorbeifahrende leere Miethskutsche riß uns trotz ihres erbärmlichen Aussehens aus der Verlegenheit; wir unterhandelten rasch um den Preis und pferchten uns dann in dem Fond des Wägelchens zusammen. Unser Kutscher mochte aber zuviel getrunken haben — oder war es Absicht, vielleicht ein Einverständniß mit den rachsüchtigen Barkeführern — genug, nach einer Weile, als wir schon der Mauern Peschiera's ansichtig wurden, fuhr unser

Gefährt so hart an einen Grenzstein auf, daß wir uns sofort sammt und sonders im Straßengraben wälzten. Diese Niederlage, die wir unmittelbar vor den Thoren Peschiera's zu erleiden hatten, zog jedoch keine übeln Folgen für unser Wohlbefinden nach sich; es verursachte nur, daß wir den letzten Train versäumten, der nach Verona abging. Die Grenzvisitation, welcher sich derselbe in der letzten lombardischen Station hatte unterziehen müssen, war diesmal wider Erwarten schnell geendigt, und so zu sagen vor der Nase schnaubte die unerbittliche Locomotive an uns vorüber. Nun hatten wir Muße, uns nach einem andern, etwas solider construirten Wagen umzusehen, fanden bald einen solchen und langten nach etwa dreistündiger Fahrt unversehrt vor der Porta San Zeno in Verona an. Es war bereits tiefe Nacht, und wir athmeten frei auf, als wir lächelnd der Furcht gedachten, mit der wir die Umgebung von Castelnuovo passirt hatten, wo, wie man uns früher bedeutet hatte, eine Anzahl Briganti ihr Unwesen treiben sollte. Dieses Gerücht erwies sich wenigstens an uns als unbegründet, denn auf der ganzen Fahrt war uns nicht das mindeste Verdachterregende begegnet; wir hörten nirgends die unheimlichen Pfiffe, mit denen sich die Räuber signalisiren sollen; dagegen vernahmen wir zuweilen den Schlag einer Nachtigall und die Klänge eines fröhlichen Liedchens, das von einer ländlichen Hütte her erscholl.

Schlafende Thiere.

Von

Alfred Brehm.

Wer in dem Thiere, gegenüber dem geistig thätigen Menschen, nur eine wohlangelegte Maschine sieht, welche einzig und allein arbeitet in Folge verschiedener, von außen einwirkender Befehle, überzeugt sich wahrscheinlich eines Bessern, wenn er gedachte Maschine beobachtet während des Zustandes, welchen wir Schlaf nennen. Die Lehre von der Geist- oder Gedankenlosigkeit des Thieres — erfunden und ausgebaut, wie ich argwöhne, um den „Hund“ des alten bekannten Kirchenliedes, welcher „beim Ohre genommen“ und mit „Gnadenbrocken“ abgespeist werden soll, einigermaßen zu entschädigen und zu trösten, erleidet durch die Wahrnehmung, daß das Thier ebensogut schläft wie der Mensch, empfindlichen Abbruch. Ist das Thier wirklich eine geistlose Maschine, so läßt es sich schwer oder nicht begreifen, warum auch bei ihm ein Zustand eintreten muß, während dessen die Aeußerungen des Bewußtseins zurücktreten oder aufgehoben werden, bezüglich, warum eine Ruhe derjenigen Hirntheile, an welche das Bewußtsein gebunden ist, nothwendig wird. Von gewisser Seite wird uns versichert, daß sich das Thier vom Menschen hauptsächlich durch den Nichtbesitz alles und jedes Selbstbewußtseins unterscheide, daß es nichts mehr sei als ein Spielzeug in höherer Hand, daß der ihm fehlende Geist durch einen höheren Verstand ersetzt, ja, mehr als ersetzt werde — und dennoch schläft dieses des Bewußtseins bare Wesen; dennoch bedarf das Werkzeug, welches Bewußtsein vermittelt, auch bei ihm der Ruhe?

Die Art und Weise, in welcher die Thiere schlafen, kann sehr verschieden sein, hat mit dem Schlafen des Menschen aber doch immer eine gewisse Aehnlichkeit, namentlich insofern, als bei ihnen wie bei dem Menschen das Bewußtsein mehr oder weniger zurücktritt.

Von vornherein dürfen wir annehmen, daß alle Thiere schlafen. Beweisen läßt sich diese Annahme freilich nicht, weil bei sehr vielen Thieren der Beobachtung schwer zu überwindende Hindernisse entgegentreten. Ganz abgesehen davon, daß man nicht im Stande ist, einem Fische, so wie man wünscht, im Wasser nachzuspüren, sind auch bei ununterbrochener Beobachtung eines dieser Klasse angehörigen Gefangenen Täuschungen der verschiedensten Art möglich, ja, wahrscheinlich oder gewiß. Und ein Fisch bietet noch immer der Beobachtung einen Spielraum wie wenige andere Wasserthiere, ist immer noch ein verhältnißmäßig ergiebiger Gegenstand einer Beobachtung, bekundet noch Absichten, eine überlegte Thätigkeit, während solche bei niedereren Thieren schwer oder nicht zu erkennen ist.

Unter den niederen Thieren, worunter ich hier die Unterreiche oder Kreise und Klassen der wirbellosen verstanden haben will, ist Schlafen wahrscheinlich gleichbedeu-

tend mit Ruhen. Bei sehr vielen haben wir einen Zustand der Ruhe noch nicht einmal erkannt: es ist auch kaum denkbar, daß es jemals gelingen wird, zu bestimmen, wann ein formloses Thier thätig oder unthätig ist. Hinsichtlich der Strahlthiere läßt sich schon eher eine Schlußfolgerung für unsere Aufgabe ziehen. Sie erscheinen uns thätig oder wach, während sie ihren Fühlerkranz entfaltet haben, unthätig oder ruhend, vielleicht schlafend, während sie die Fangarme eingezogen haben. Annähernd dasselbe gilt für die Würmer, welche wir uns wach denken können, während sie sich bewegen, oder umgekehrt ruhend, während ihre Bewegungen minder bemerklich werden. Die Gliederthiere lassen deutlicher als alle bisher genannten einen Zustand der Ruhe und einen solchen der Bewegung erkennen. Ersterer ist mit fast erweislicher Bestimmtheit als gleichbedeutend mit dem Schlafe anzusehen. Im Gegensatze zu den tiefer stehenden Thieren, halten fast alle Gliederthiere bestimmte Zeiten für die beiden regelmäßig wechselnden Zustände des Wachseins und Schlafens ein: während die einen den Tag zu ihrer Thätigkeit benutzen, verbringen ihn andere ruhend und beginnen ihre Thätigkeit erst mit oder nach Eintritt der Dämmerung. Ausnahmen von dieser Regel bilden viele von den im Wasser lebenden und athmenden Gliederthieren, obgleich auch sie eine bestimmte Tageszeit zu bevorzugen scheinen. Unter den luftathmenden Gliederthieren geht der Schlaf nicht selten in Erstarrung über, welche meist so lange anhält, als die Kälte währt, deren Folge sie war. Während einer derartigen Erstarrung ist von einer, dem Bewußtsein zu vergleichenden Fähigkeit Nichts mehr wahrzunehmen; das Thier ist scheintodt, regt und bewegt sich nicht, bekundet kein Gefühl für äußere Einflüsse und erholt sich langsam, lebt allmälig wieder auf, wie man zu sagen pflegt. Anders erscheint uns der Zustand, welchen wir als Schlaf bezeichneten. Ein Kerbthier, welches während seiner tiefsten Ruhe aufgeschreckt wird, bedarf zwar einiger Zeit, um sich — ich will mich so ausdrücken — zu fassen, taumelt anfänglich willenlos hin und her, fällt zu Boden herab, ohne seine Flügel zu gebrauchen, gewinnt aber doch bald Bewußtsein und Willen wieder, und flüchtet oder wehrt sich in der ihm entsprechenden Weise. Kein Kerbthierkundiger wird sich bedenken, derartige Zustände als Schlafen und Erwachen zu bezeichnen, keiner sich besinnen, ob er den Zustand des im Strahl der Sonne von Blume zu Blume gaukelnden Tagfalters oder des nach Einbruch der Dunkelheit umherschwärmenden Nachtschmetterlings als Wachsein deuten dürfe. Damit aber spricht er, möge er es wollen oder nicht, selbst der Fliege ein gewisses Maß von Bewußtsein, also von geistiger Thätigkeit zu.

Die Wirbelthiere scheiden sich ganz allgemein in Tag- und Nachtthiere, d. h. sie wachen und schlafen zu bestimmten Zeiten. Es läßt sich dies, wie bereits bemerkt, nicht von allen nachweisen, wohl aber mit großer Wahrscheinlichkeit annehmen. Daß die meisten Fische bei Nacht thätiger sind als bei Tage, ist eine allbekannte Sache; daß sie auch bei Tage sich thätig zeigen, verstößt nicht im Geringsten gegen meine eben ausgesprochene Behauptung: denn es ist gar nicht nöthig, daß ein Thier, um Nachtthier zu heißen, den ganzen Tag verschlafen muß und umgekehrt.

Mit dem Schlafen der Fische hat es nun freilich seine eigene Bewandtniß. Einen regelmäßigen Tageslauf führen diese Wirbelthiere nicht. Sie gehen, so scheint es, auf Raub oder doch auf Nahrung aus, wenn sich ihnen eine günstige Gelegenheit zum Futtererwerbe bietet, ruhen dazwischen und fressen sodann von neuem. An einzelnen Gefangenen will man beobachtet haben, daß sie sich zu gewissen Zeiten mit der Oberseite gegen die Unterkanten vorspringender Steine stemmen und in dieser Lage regungslos, anscheinend auch bewußtlos, verharren; andere, insbesondere die sogenannten Mondfische (Orthragoriscus) sind wiederholt in Lagen betroffen worden, welche auf ziemlich festen Schlaf deuten: auf der Oberfläche der See mehr treibend als schwimmend, auf einer Seite liegend, ohne eine der Flossen zu bewegen, so theilnahmlos gegen die Außenwelt, daß ein vorsichtig gerudertes Boot sich bis zum Greifen nähern, ja, ein einigermaßen geschickter Matrose sich des Thieres bemächtigen konnte; andere, z. B. alle Grundfische, als da sind Scheibenbäuche, Schollen, Rochen u. s. w., oder diejenigen, welche sich im Schlamme, unter Steinen verbergen: Schmerlen, Trüschen und dergl.

ruhen, während sie regungslos verharren: — ob, wie, wann, wie lange sie aber schlafen, das wissen wir noch nicht. Und schwer läßt es sich begreifen, wann z. B. ein Haifisch die Zeit zum Schlafen findet, weil es erwiesen, daß er Schiffen tage- und wochenlang folgt, sich durch sie verleiten läßt, das Weltmeer zu überschwimmen, fremde Meere zu besuchen, in Häfen einzulaufen, welche Tausende von Seemeilen jenseits der eigentlichen Grenze seines Verbreitungskreises liegen rc. Bewegt er sich mechanisch weiter oder schläft er wenige Minuten auf einmal und holt dann das Schiff wieder ein? Es läßt sich hierüber so viel phantasiren, daß ich meinestheils es vorziehe, zu schweigen.

Dagegen scheint es mir der Erwähnung zu bedürfen, daß es unter den Fischen eine sehr große Anzahl von Winterschläfern giebt — weit mehr, als man gewöhnlich annimmt — welche, eingebettet in mehr oder minder feuchten Schlamm, Monate in träger Ruhe und halber Erstarrung verbringen, ohne jedoch in jenen todähnlichen Zustand, welchen die winterschlafenden Lurche, Kriech- und Säugethiere bekunden, zu verfallen. Daß unsere Karpfen, Schleihen und andere Angehörige derselben Familie sich in den Schlamm einwühlen und hier einen guten Theil des Winters verbringen, weiß jeder Fischer, jeder Teichbesitzer; daß in den heißen Ländern die Zeit der Dürre Fische zu entsprechenden Vorkehrungen veranlaßt, war zwar schon den Alten, ist jedoch wenigen unserer Zeitgenossen bekannt. Fälschlich vergleicht man die Zeit der Regen in den Ländern zwischen den Wendekreisen mit dem Winter, da sie doch nur mit dem lebenweckenden Frühling verglichen werden darf, und mit Unrecht spricht man von einem Sommer der Tropen, da es hier, streng genommen, keine Jahreszeit giebt, welche unserem Sommer entspricht. Zwei Abschnitte scheiden das Jahr: die Zeit der Regen, welche lebensweckender Frühling, zeitigender Sommer und fruchtbringender Herbst in Einem ist, und die Zeit der Dürre, welche zu vernichten droht, was jene erzeugt, deren Gluth ebenso wirkt wie die Kälte des nordischen Winters, deren Wirkungen das fallende Laub, die dörrende Pflanze, der auswandernde Vogel, der sich bergende Winterschläfer bekunden. Zu letzteren nun zählen viele, sehr viele Fische, dieselben, welche Gewässer beleben, so lange letztere Wasser enthalten und in den Grund der Wasserbecken sich einbohren, wenn der flüssige Inhalt derselben verdunstete. Im Alterthume konnte man solches nur von indischen Fischen berichten; gegenwärtig wissen wir, daß sich alle Binnenseen, Brüche und Sümpfe des Innern von Afrika und Südamerika, welche während der Zeit der Dürre eintrocknen, weil sie blos von Regengüssen, nicht aber von Zuflüssen gespeist werden, mit Eintritt der Regenzeit durch die erwachenden und von ihrem Winterlager sich erhebenden Fische wieder bevölkert werden. Seneca's spottende Bemerkung, daß man in den Gegenden, von denen Theophrast berichtet, anstatt mit dem Hamen mit der Hacke zum Fischfange ausziehen müsse, hat die Angaben des letztern vielleicht in den Augen der Alten lächerlich erscheinen lassen können, in den unsrigen jedoch alle Schärfe verloren: denn wirklich und wahrhaftig zieht man in Indien mit der Hacke zum Fischfange aus und könnte dasselbe thun in Afrika, Südamerika und möglicherweise ebenso in Australien.

Obwohl man auch bei den Lurchen zweifelhaft sein kann, wann und in welcher Weise sie schlafen, darf man doch mit Bestimmtheit behaupten, daß sie es thun. Sämmtliche Arten dieser Klasse müssen zu den Nachtthieren gezählt werden. Mit Sonnenuntergang beginnt ihre Thätigkeit, nach Sonnenaufgang ihre Ruhezeit. Das beweisen die Concerte der Frösche, dies bekundet das Gebahren der Salamander und Molche zur Genüge. Abgesehen vom Winterschlafe, ist bei vielen von ihnen Sichsonnen und Schlafen ein und dasselbe. Behaglich sitzen die Frösche in der Gluth des Mittags auf Blättern, zwischen dem Grase der Wiesen, am Rande der Gewässer; vergnüglich erheben sich die Wassermolche um dieselbe Zeit in die oberen Schichten ihrer Wohngewässer: es handelt sich für sie darum, die Wohlthat der Wärme zu genießen. Ihre Augen sind zwar geöffnet, und das sich durch diese dem Gehirn überbrachte Bild einer Beute verfehlt selten oder nie seine Wirkung: aber sie schlafen dabei doch, nur minder tief als höhere Wirbelthiere. Abweichend von ihnen verkriechen sich diejenigen Lurche, deren Haut klebrigen Schleim in Menge absondert, um

sich zu schützen vor den unmittelbaren Einwirkungen der Sonne, welche jenen Schleim verhärtet, in Löcher und anderweitige Schlupfwinkel und ruhen und schlafen hier. Anhaltende Dürre schadet übrigens auch jenen und zwingt sie ebenso wie die Kälte, da, wo die eine oder die andere zeitweilig den Winter bringt, Winterschlaf zu halten, während sie da, wo eine glückliche Lage ihres Wohnortes es gestattet, jahraus jahrein einen gleichmäßigen Lebenslauf führen, bei Tage ruhend, des Nachts ihren Geschäften nachgehend. Ihr Winterschlaf unterscheidet sich von dem der Fische insofern, als bei ihnen die Erstarrung nachhaltiger ist, und sie einer längeren Zeit als jene bedürfen, bevor sie sich ermuntern.

Mannigfaltiger als bei den Lurchen gestaltet sich das tägliche Leben bei den Kriechthieren und ebenso tritt bei ihnen der Gegensatz zwischen Wachsein und Schlafen deutlicher hervor als bei jenen. Die Mehrzahl der Kriechthiere, insoweit es sich um Familien, nicht also auch um die einzelnen Arten handelt, zählt ebenfalls zu den Nachtthieren; es giebt jedoch unter ihnen auch viele entschiedene Tagthiere. Diese wie jene pflegen ihre Zeit ziemlich genau einzuhalten, d. h. ihren Tageslauf mehr oder weniger genau nach den Tageszeiten zu regeln. Nachtthiere sind die Schildkröten, die Krokodile, die Haftzeher oder Gekos, die Riesenschlangen und die Vipern im weitesten Sinne, Tagthiere die meisten Echsen, die giftlosen Schlangen und die Furchenzähner oder Giftnattern und Seeschlangen. Erstere verschlafen den größten Theil des Tages, letztere erscheinen und verschwinden mit der Sonne. Mit der Sonne erscheinen und verschwinden nun allerdings auch viele von den nächtlich lebenden Kriechthieren, nicht aber, weil sie ihren Schlaf unterbrechen, sondern im Gegentheile, weil sie sich allen Wonnen desselben hingeben wollen. Wer die Kreuzotter als Tagthier bezeichnet, weil er sie in den Mittagsstunden auf dem sonnendurchglühten Boden liegen sah, irrt sich: er hat nur das schlafende und sich sonnende Nachtthier vor sich gehabt. In der Gluth des Mittags entsteigt das Krokodil den Fluthen des Stromes, um auf einer Sandbank zu schlafen; in der größten Sonnenhitze zeigt sich der Geko außerhalb seiner Schlupfwinkel, um die Wohlthat der Besonnung sich zu verschaffen; um dieselbe Zeit und unter denselben Umständen läßt sich die Schildkröte ihren Panzer derartig durchheizen, daß man sich auf ihm, wie auf einem heißen Steine, die Hand verbrennen kann. Sie alle schlafen in der Sonne, genau ebenso wie die Tagthiere des Nachts in ihren Verstecken. Aber freilich, ihr Schlaf ist niemals so tief wie der höherer Wirbelthiere, und wenn er es wirklich zu sein scheint, macht sich bereits ein gewisser Grad von Erstarrung geltend. Dem Bewußtsein kann nur ein sehr kleiner Theil des Hirns eingeräumt sein, weil dieses Hirn ohnehin hinter dem der höheren Wirbelthiere außerordentlich weit zurücksteht und seine Wirkung auf das Leben und Gebahren, seine Arbeit also, viel unbedeutender ist als bei den Säugethieren und Vögeln. Ein Thier, welches noch Monate lang leben bleibt, nachdem man es seines Gehirns beraubte, kann mit höherstehenden wohl verglichen, nicht aber ihnen gleichgestellt werden, insofern es sich um Fragen handelt, wie sie hier in Betracht kommen. Im Vergleiche zum Säugethiere und Vogel führt das Kriechthier ein halbes Traumleben. Damit soll natürlich nicht gesagt sein, daß es niemals zum Bewußtsein seiner selbst gelange — denn eines derartigen Unsinns wird sich kein Beobachter schuldig machen können — sondern nur soviel, daß sich bei ihm, wie die geistige Kraft überhaupt, auch das Bewußtsein minder deutlich ausspricht als bei den Säugethieren und Vögeln. Sein Hirn ist einer Arbeit, wie sie das Hirn jener Thiere leisten kann, nicht gewachsen, die Arbeit desselben und der Verbrauch an Kraft gering, die Ruhe derjenigen Hirntheile, welche während des Wachseins ununterbrochen arbeiten müssen, dem entsprechend genügend, auch wenn sie nicht mehrere Stunden währte und minder tief, bezüglich vollkommen, eintrat, als dies bei den höheren Wirbelthieren der Fall. Die schlafende Giftschlange ist kaum weniger gefährlich als die wachende; denn das lidlose Auge arbeitet während des Schlafes ebensogut als während des Wachseins, und auf den äußeren Reiz folgt halb mechanisch die Wirkung, der Biß. Dennoch währt es geraume Zeit, bis sich die Schlange wirklich ermuntert und das ausführt, was sie des Nachts unfehlbar thut, nämlich sich flüchtet vor dem stärkeren Feinde. Auch

das Nilkrokodil, welches sich tagsüber so eilig als möglich in's Wasser zurückzog, wenn sein „Wächter," ein niedlicher Strandvogel, durch lebhaftes Geschrei es erweckte, ist einige Secunden lang vollständig verblüfft, wenn es während seines Schlafes plötzlich durch ein lautes Getön, einen Flintenschuß z. B. aufgeschreckt wurde, während es des Nachts, in den Abend- oder Frühstunden, zur Zeit seines Wachseins, blitzschnell unter den Wellen verschwindet, wenn es den Knall der Büchse vernimmt oder das Aufleuchten des Schusses gewahrt. Ueber ein wechselndes Schlafen und Wachen der Kriechthiere kann kein Zweifel herrschen.

Von Fischen und Lurchen läßt sich über die Lagen und Stellungen, welche sie während des Schlafens einnehmen, wenig sagen, von den Kriechthieren dagegen schon eher etwas hierauf Bezügliches mittheilen. Die Schildkröten legen sich, Kopf und Beine von sich gestreckt, mit dem Brustschilde auf den Boden, ein treibendes Holzstück, ein schwimmendes Blatt u. dergl. oder erheben sich in die höchsten Wasserschichten und treiben mit den Wellen, ohne eines ihrer Glieder zu regen, schließen die Augen zur Hälfte oder gänzlich und verharren so längere Zeit. Die Krokodile verlassen, um zu schlafen, regelmäßig ihr Wohngewässer, begeben sich an das Ufer oder, und lieber noch, auf eine Sandbank inmitten des Wassers, werfen sich schwer auf Brust und Bauch, wenden den Leib meist so, daß Schnauzen- und Schwanzspitze der Wasserfläche zugekehrt sind, schließen die Augen und reißen den Rachen bis zu Fußweite auf. In solcher Lage fühlen sie sich anscheinend überaus behaglich, gestatten es wenigstens den kleinen Strandvögeln, auf ihren Rücken hin und her zu laufen, wie auf einem Baumstamme oder Rasenstücke, lassen sich ungern stören und kehren, falls dies doch geschah, bald wieder zu derselben Stelle zurück; ja, eine allen Anforderungen entsprechende Lager- und Schlafstätte bedingt größtentheils die Wahl eines Wohngebietes überhaupt: greise Subahensen haben mir versichert, daß sie ein und dasselbe Nilkrokodil seit den Tagen ihrer Kindheit auf einer und derselben Sandbank beobachtet, und es hat für mich kein Grund vorgelegen, ihre Angabe zu bezweifeln. Aehnlich den Krokodilen benehmen sich die Wasserechsen, beispielsweise die Warans beim Schlafen, nur daß sie verstecktere Ruheplätze vorziehen und eine anmuthigere, der Biegsamkeit ihres Leibes entsprechende Stellung annehmen. Die Landeidechsen ziehen sich, um zu ruhen, gewöhnlich in Erd-, Fels- oder Baumhöhlen zurück; die Baumechsen überlassen sich, auf irgend einem Aste festgeklammert, hier dem Schlafe. Bei ihnen, insbesondere bei dem Chamäleon, tritt mit dem Zustande der Ruhe oft eine sehr merkliche Aenderung der Färbung ein, die Herabstimmung des Nervensystems bekundend. Die Haftzeher schlafen, wie bemerkt, gern in der Sonne und zwar, wie bei ihnen überhaupt die Regel, an senkrechten Flächen angeklebt, indem sie sich auf die bei ihren Blätterfingern in vorzüglicher Weise zur Geltung kommende Wirkung des Luftdruckes unbesorgt verlassen. Schleichen und ähnliche Schuppenechsen wühlen sich vor dem Ruhen in Sand und Moos ein, suchen auch wohl in einer Erdhöhle rc. Schutz. Die Schlangen endlich ruhen auf dem Boden, in Höhlen, im Astwerke der Bäume, im Sande, im Wasser lagernd und mehr oder weniger zusammengeringelt, die Giftschlangen oft im sog. „Teller" liegend, d. h. den Kopf inmitten eines aus dem übrigen Leibe gebildeten enggeschlossenen Schraubenganges haltend. Auch die Schlangen hängen an einer einmal gefundenen Schlafstelle, selbst an einer solchen, welche von ihrem eigentlichen Wohnhause, dem Schlupfwinkel, entfernt sein kann. Die Schlafstätten der Seeschlangen entsprechen selbstverständlich deren Aufenthalte im Meere, scheinen jedoch, je nach den Umständen, verschieden gewählt zu werden. Bei ruhigem Wetter sieht der Schiffer in den Meerengen und Straßen zwischen den Sundainseln Hunderte dieser Schlangen, in den höchsten Wasserschichten regungslos treibend, und manchmal geschieht es, daß das vorübersegelnde Schiff sie kaum oder nicht aus ihrem Lager aufstört: sie schlafen. Bei höherem Wogengange hingegen versenken sie sich in größere Tiefen, verbergen sich auch wohl zwischen dem Gefelse und ringeln sich hier in Höhlen auf passenden Lagerplätzen in den Teller. Im ersteren Falle können sie regelmäßig athmen, beweisen auch nach dem Aufstören durch Entleerung ihrer Lungen, daß sie es thun; beim Ruhen in der Tiefe aber können sie doch jedenfalls nur so lange aushalten, als die zwar lang-



Schlafende Vögel.



Schlafende Löwen.

same, immerhin jedoch stattfindende Athmung es gestattet und müssen, wenn das Bedürfniß nach Luftwechsel sich einstellt, zu den oberen Schichten des Wassers emporsteigen. Es läßt sich demnach wohl schließen, daß sie blos dann wirklich schlafen, wenn sie sich in der ersterwähnten Lage befinden.

Winterschlaf ist etwas sehr Gewöhnliches unter den Kriechthieren. Es hängt im Wesentlichen von der Gegend ab, in welcher eine Art lebt, ob sie einen Theil des Jahres ein Traumleben führt oder nicht. Land- und Sumpfschildkröten, welche in den wasserreichen Waldungen Südamerika's jederzeit rege und thätig sind, verkriechen sich mit Beginn der Kälte in Nordamerika wie in Südeuropa; das Krokodil oder die Riesenschlange, welche in feuchten Gegenden jahraus jahrein annähernd dieselbe Lebensweise führen, vergraben sich in trockenen Gegenden derselben Länder in Schlamm und Letten, wenn das Wohngewässer vertrocknet, und es ihnen unmöglich ist, in der Nähe einen behaglicheren Aufenthalt zu finden. Dies gilt für Amerika wie für Südasien oder Mittelafrika. Das Winterlager selbst wird auch von den meisten Kriechthieren nicht besonders hergerichtet, vielmehr wie bei den Fischen und Lurchen einfach durch Einbetten in den feuchten, später verhärtenden Schlamm gewonnen; mehrere Arten und Familien der Klasse aber wählen sich hierzu Erdlöcher oder Felsenspalten, versammeln sich in ihnen dutzendweise und in noch größerer Anzahl, schließen durch Vorschieben von Gras, Laub, Erde 2c. den Eingang einigermaßen und fallen in Erstarrung, sobald die Abnahme der Wärme auch innerhalb des Lagerraumes bis zu einem gewissen Grade sich bemerklich macht: so hat man unsere Blindschleiche, so unsere Kreuzotter, so die Klapperschlange gefunden; so werden wohl auch andere Mitglieder der Echsen- und Schlangenordnung den Winter verbringen. Alle Winterschläfer dieser Klasse liegen mehr oder weniger zusammengebogen regungslos da, fühlen sich kalt an, weil die Wärme ihres Leibes in der That die der Schlafstätte kaum übersteigt, haben die Lider, falls solche vorhanden, fest geschlossen, ermuntern sich, höheren Wärmegraden ausgesetzt, langsam und schwer, fallen auch, in die frühere Lage zurückversetzt, rasch wieder in den vorigen Zustand. Andauernde Kälte, d. h. eine um vier bis fünf Grade geringere Wärme, als sie während der kältesten Winterzeit in ihrem Schlafraume herrscht, tödtet sie sicher; wiederholtes Erwachen und Erstarren schadet ihnen ebenfalls, führt auch schließlich den Tod herbei. In kalten Gegenden scheint der Winterschlaf tiefer zu sein als in den heißtrockenen; denn das eben erst ausgegrabene Krokodil flüchtet sofort nach dem gewaltsamen Erwecken, während die nordische Giftschlange zwar von dem Augenblicke der ersten Bewegung an beißt, aber doch so unbeholfen und traumhaft sich bewegt, daß es scheint, als wäre ihr Beißen rein mechanisch geschehen, gewissermaßen nur in Folge einer alten, vielgeübten Gewohnheit, welche die ursprüngliche Bedeutung verloren, als wäre es auch nicht mehr denn jede andere Muskelthätigkeit des sich neu belebenden Leibes. Hiermit im Einklange scheint mir zu stehen das langsame Erwachen, bezüglich das allmälige Wiedererscheinen unserer Kriechthiere im Frühlinge, und das urplötzliche Wiederauftreten der durch die trockene Gluth der Wendekreisländer in die erhaltende Tiefe der Erde getriebenen Klassenverwandten unmittelbar nach dem ersten Regen, welcher die Wende des dortigen Winters und Frühlings anzeigt.

Leichter als bei allen bisher genannten Thieren lassen sich Beobachtungen anstellen über das Schlafen der Vögel; die Ergebnisse der Forschung sind hier auch ungleich sicherer. Unter den Vögeln, diesen gleichsam begünstigten Kindern des Lichtes, giebt es verhältnißmäßig die wenigsten Nachtthiere: in mehreren Ordnungen kennt man kein einziges. Daher denn auch das Erleben des Waldes am Morgen, das Verstummen der fröhlichen Sänger in den späteren Abendstunden. Alle Vögel halten eine bestimmte Zeit der Ruhe, des Schlafens ein; diese Zeit aber ist sehr verschieden, und ihre Dauer richtet sich nicht allein nach den Abschnitten des Jahres, sondern auch nach dem Breitengürtel, in denen die eine oder die andere Art lebt. Am regelmäßigsten gestaltet sich der Tageslauf in den Ländern zwischen den Wendekreisen. Hier erweckt der erste Schimmer im Osten die Vögel des Tages, der letzte im Westen die Vögel der Nacht. In den gemäßigten Gürteln, in denen eine längere Dämme-

rung dem Morgenroth vorausgeht, beginnt das Tagleben der Vögel, noch ehe das Nachtleben geendet, und währt fort, nachdem dieses bereits wieder begonnen. Im nördlichen kalten Gürtel endlich macht sich ein scharf ausgesprochener Unterschied zwischen dem Tag- und Nachtleben gar nicht mehr bemerklich: in den Waldungen Lapplands balzt der Birkhahn, ruft der Kuckuck, singt das Blaukehlchen um Mitternacht und jagt die Schneeeule in den Stunden des Mittags mit dem Jagdfalken um die Wette.

Alle Vögel schlafen verhältnißmäßig kurze Zeit, viele nur wenige Stunden; sie sind aber auch nicht ununterbrochen in Thätigkeit, sondern ruhen, schlummern vielleicht, viertel, halbe, ganze Stunden im Laufe des Tages oder der Nacht. Daher die Mittagsstille im Walde, daher die Lautlosigkeit der Nachtvögel in den Stunden um Mitternacht. Allgemeine Erregung kürzt die Ruhe, kürzt den Schlaf, wandelt sogar die gewohnte Lebensweise vollständig um. Viele unserer unzweifelhaften Tagvögel, alle schwachen und nicht besonders behenden namentlich, wandern während der Nacht und ruhen dann kaum halbe Stunden lang über Tages; viele unserer Singvögel schlafen während der ersten Liebesgluth zur Zeit der Paarung kaum über vier Stunden: nicht umsonst trägt die Nachtigall ihren Namen. Auch die Sorge für die sich entwickelnde Brut läßt gewohnte Lebensweise vergessen: bis gegen zehn Uhr Abends durchjagt der Mauersegler sein Luftgebiet und bald nach zwei Uhr Morgens beginnt er bereits wieder, seine nimmer ermüdenden Schwingen in Thätigkeit zu setzen. Aehnlich wirkt heller Mondschein, wenn auch nicht auf alle, so doch auf viele Vögel: in Sümpfen und Brüchen des gemäßigten Gürtels trillert und pfeift und krächzt es in Vollmondnächten wie in den Mooren Lapplands, wenn „Mitternachtssonn' auf den Bergen liegt, blutroth anzuschauen."

Im Allgemeinen halten die Vögel übrigens doch eine bestimmte Zeit zum Schlafen fest. Auf geeigneten Ruheplätzen darf man sie erwarten: sie treffen ein zur bestimmten Zeit, fast zur bestimmten Minute. Ebenso verlassen sie die Schlafstätte wieder an einem Tage zur selben Zeit wie an einem anderen; man spricht nicht mit Unrecht von einer Vogeluhr, welche die Stunden des Morgens anzeigt.

Abgesehen von der Brut- und Wanderzeit schlafen die Vögel auf bestimmten Stellen. Diese können und müssen selbstverständlich sehr verschiedene sein, dem Wesen und der Eigenart des Vogels entsprechend; eine und dieselbe Art aber pflegt, zeitweilig wenigstens, immer einen und denselben Schlafplatz aufzusuchen und hier die der vollkommensten Ruhe gewidmeten Stunden zu verbringen. Ebenso giebt es Schlummerstätten, auf denen der Vogel sich putzt, verdaut, lagert, ausruht, ein wenig nickt. Der Raubvogel wählt dazu die sichere Höhe, einen Felsenvorsprung, den höchsten Wipfel eines Baumes, der kleinere Baumvogel eine bestimmte Stelle im Gezweige, der Specht eine Höhlung, der Sumpfvogel eine Sandbank, oder wenn er zu denen gehört, welche bäumen, einen Wipfel, der Schwimmvogel den Uferrand, eine Sandbank, einen Felsen, eine freie weite Wasserfläche. Bei manchen, jedoch keineswegs bei allen, ist der Platz für die Mittagsruhe auch der Schlafplatz, bei vielen dieser von jenen verschieden: ein Geier, ein Adler, ein Reiher verträumt, nachdem er sich gesättigt und geputzt, gern ein Stündchen und mehr auf einer Sandbank am Ufer, inmitten des Wassers; sie alle aber würden eine solche Stelle nimmermehr zur Nachtruhe wählen.

Die Meisten schlafen gesellig, diejenigen, welche engeren Verkehr mit anderen ihrer Art meiden, wenigstens paarweise, vorausgesetzt natürlich, daß dem Männchen bereits das Glück wurde, ein Weibchen sich zu erwerben. Gesellige pflegen schaarenweise zur Schlafstelle aufzubrechen; die meisten thun dies erst nach längeren Vorkehrungen, die Klugen unter besondern Vorberathungen. Sehr regelmäßig sind Vorversammlungen, anscheinend dem Zwecke dienend, des Tages Leid und Freude zur allgemeinen Kunde zu bringen, die Erlebnisse auszutauschen. Dabei wird geschwatzt, gekost, gesungen, eine kleine Eifersüchtelei zum Austrage gebracht, mindestens das Gefieder noch geordnet und geputzt. Von weither treffen die Züge ein, in immer mehr sich kürzenden Zwischenräumen, aus der Ferne schon erspäht von der Aufmerksamkeit der bereits Versammelten, begrüßt und bewillkommt, wenn sie sich nahen. In wechselvollem Gewimmel kreisen Geier, Milane und andere Schwebevögel über oder in der Nähe der Schlafstätten; in dichten Schaaren bedecken

Raben und Krähen einzeln stehende Bäume oder hochgelegene Theile der Felder, Hügelkuppen, Felsenwände; eng gedrängt besetzen Staaren die höchsten Spitzen der Bäume, schwatzen singend und treiben Scherze nach ihrer Gewohnheit; reihenweise ordnen sich, Söldlingen vergleichbar, Scharben und Pelekane auf Inseln und Schären, Reiher, Möven, Gänse und Enten auf sandigen Eilanden oder Bänken: dann endlich bricht die Gesammtheit nach dem altgewohnten Schlafplatze auf.

Hier nun wird bald nach dem Einfallen der Schlafgäste ein mannigfach verschiedenes Treiben bemerkbar. Alle vorsichtigen Vögel senden vor dem Aufbruche vom Versammlungsorte Späher aus, welche sich von der ungestörten Sicherheit des Schlafplatzes zu überzeugen haben. Diesen Aeltesten und Weisesten des Vereines fliegt letzterer nur in Ausnahmefällen blindlings nach; in der Regel folgen den ersten Spähern andere Kundschafter, meist in verstärkter Anzahl, sei es freiwillig, sei es als Abgesandte der gesammten Menge, und erst, wenn auch diese zurückgekehrt, ohne einen warnenden Laut auszustoßen, erheben sich alle. Ist der Schlafplatz zugänglich, d. h. begehbar, so erfolgt das Aufbäumen fast immer ohne jeglichen Laut, und nur der Flügelschlag oder das Anstreifen der Schwingen im Geäste der Bäume verräth dem lauschenden Ohre die Ankunft der Schlafgäste; umgiebt, schützt ihn dagegen Wasser, Sumpf und Morast, eine weite, pflanzenlose Ebene 2c., läßt ihn alte Gewohnheit als unverletzlich erscheinen, so wird auch hier noch gepfiffen, getrillert, gelärmt, geschwatzt, geplärrt, gekrächzt, oft bis tief in die Nacht. Erst allmälig wird es stiller; das Geplärr sinkt zum Geplauder, das Gekrächz zum Geflüster herab: die größere Menge der Versammelten ist eingeschlafen. Ob wirklich alle Mitglieder eines derartigen Vereines gleichzeitig der Ruhe pflegen, oder ob einzelne, wie man ihnen nachsagt, für die Sicherheit der andern sorgen, steht dahin: der leise, leichte Schlaf der Vögel scheint für ersteres, manches aber auch für letzteres zu sprechen. Gewiß ist das Eine, daß es sehr schwer hält, wo nicht unmöglich ist, einen schlafenden Vogel zu greifen, schwer, unbemerkt sich ihm zu nähern, schwer, ihn zu überraschen. Ein gewisses kurzes Verdutztsein des gewaltsam, d. h. zu unrechter Zeit erweckten Vogels, eine gewisse Unbehülflichkeit in den ersten Augenblicken nach dem Erwecken, kann nicht in Abrede gestellt werden.

Von geistig so hochstehenden Thieren, wie die Vögel es sind, kann es nicht überraschen, daß sie träumen. Ihr thätiges Gehirn verarbeitet auch während der Ruhe gewisser Theile desselben empfangene Eindrücke, bereits gehegte oder keimende Gedanken. So läßt die Beobachtung der Gefangenen mit aller Sicherheit schließen. Man vernimmt von ihnen abgebrochene Laute, bemerkt, daß sie ohne jegliche vernehmbare Ursache, zeitweilig plötzlich aufflattern und dann sich zu fassen suchen, ängstlich thun u. s. w.

Mannigfaltiger, wechselreicher, als bei irgend einer andern Klasse ersichtlich wird, sind die Stellungen, welche die Vögel beim Ruhen und Schlafen annehmen. Das schlafende Säugethier steht oder liegt, der ruhende und schlafende Vogel steht auf einem oder zwei Beinen, sitzt, hockt, hängt, liegt. Ein einziger Blick auf die treffliche Abbildung unseres Leutemann bestätigt, mindestens theilweise, meine Worte, veranschaulicht gleichzeitig auch den Unterschied zwischen Ruhen und Schlafen, wie er sich in der Stellung des Vogels bekundet: die kanadische Schwanengans, die beiden Fuchsenten im Vordergrunde, der hockende Marabu, der Schwan im Hintergrunde ruhen, die Uebrigen schlafen! Um mehr zu sagen, will ich noch die Art und Weise des Ruhens und Schlafens einiger anderen Vögel in Kürze zu schildern versuchen und dazu auch einige Worte aus meinem „Leben der Vögel“ hier einschalten.

„Der durch Speise und Trank gesättigte Vogel fliegt langsam einem Ruheorte zu, setzt sich hier zurecht, ordnet die Federn, lüftet die Flügel, entleert sich, setzt sich gerade, aufrecht, stellt sich zuweilen auf ein Bein, schließt die Augen ganz oder halb und läßt nun Kopf und Magen ihr Werk verrichten. Man muß die Fleisch- und Körnerfresser, also diejenigen, welche die Speise im Kropfe zur Verdauung vorbereiten, beobachten, um die Behaglichkeit der Ruhe nach genossener Mahlzeit kennen zu lernen. Nur ein Wiederkäuer kann so stillvergnügt, obschon gedankenlos, daliegen, wie es der Vogel thut. Er denkt jetzt an gar Nichts mehr“ und nickt häufig vollends

ein. Dann zieht der Falk, der Reiher seinen Hals noch mehr ein, verbirgt der stelzende Flamingo, der Schwan, die Gans, die Möve neben dem einen Beine auch den Kopf zwischen den Federn, legt sich der Geier, der Adler, der Milan, der Pelekan platt auf den Bauch, das Huhn, halb im Staube vergraben, halb auf die Seite und „duselt,“ „dämmert,“ „schlummert,“ oder wie man sonst es nennen will. Echte Schwimmvögel begeben sich zu gleichem Zwecke auf den freien Wasserspiegel, strecken wohl ein Bein gerade von sich und erhalten sich, mit dem andern anscheinend bewußtlos rudernd, auf einer und derselben Stelle; Taucher treiben so wie ein Schaumballen auf den Wellen; Scharben, Schlangenhalsvögel setzen sich auf ein Bein, legen das andere auf oder unter den gebreiteten Schwanz und versuchen, den langen Hals passend zu verkröpfen, oder aber, sie setzen sich auf beiden Ständern fest, breiten die Flügel und fächeln mit ihnen langsam und leise; Spechte rutschen auf einem schiefstehenden Aste umher, hacken sich ein, stemmen den Schwanz fest und erhalten sich darauf in ihrer Lage; kurz, ein jeder hat so seine Weise.

Anders gebahren sich die meisten der Erwähnten, wenn sie sich zum Nacht- oder Tagesschlafe anschicken. Anstatt der Sandbank, auf welcher Adler und Geier sich sonnten, wählen sie sich zum Schlafen einen überragenden Baumwipfel, ein Felsengesims, unbekümmert um den Wind, welcher sie auf der sicheren Höhe umweht, sollte derselbe auch zum Sturme anwachsen, und während sie bei vollgefülltem Kropfe manchmal so sorglos sind, daß sie sich mit Händen greifen lassen, nahen sie sich jetzt mit Vorsicht, lassen sich auch, nachdem sie gebäumt oder gefußt, schwer beschleichen. Edelfalken, Milane, Bussarde setzen sich ebenso frei wie sie, Habichte, Sperber, Weihen versteckt in's Gezweige, in's Geröhricht, zwischen die Halmen, die Eulen, welche nicht in Baumlöchern schlafen, dicht an den Stamm, an's Gefelse, an's Gemäuer gedrückt. Höhlenbrüter suchen auch zum Schlafen meist ähnliche Orte auf, wie sie solche für ihr Nest erwählen. Papageien schlafen gern, Spechte stets in Höhlen, letztere an den senkrechten Wandungen derselben angehängt, erstere wenigstens mit Kopf und Leib in ihnen verborgen, während der lange Schwanz zuweilen schlaff nach außen herabhängt; Zwergpapageien drängen sich, auf Aesten sitzend, so dicht aneinander, daß eine einzige ununterbrochene Reihe entsteht. Die Staaren schlafen während des Frühlings im Gezweige der Bäume, die Schwalben ebenda oder unter vorspringenden Haus- und Felsgesimsen, während die einen wie die anderen im Herbste im Röhricht der Teiche übernachten; der Hausspatz gefällt sich im Sommer in dichten Baumkronen und baut sich im Winter unter Umständen ein warmes Nest, ein förmliches Federbett, zurecht. Mauer- und Felssegler kriechen Nachts in Stein- oder Baumhöhlen; die Nachtschwalbe setzt sich tagsüber der Länge nach und platt auf den Bauch gedrückt auf einen Ast, ein Felsengesims, die Erde; der ihr verwandte Schwalm sucht eine Baumhöhle, der Guacharo die grausigen Klüfte der Andes. Mäusevögel hängen sich, die Aeste mit ihren Füßen umklammernd, an letztere mehr, als sie auf ihnen sitzen. Ein Herabfallen im Schlafe hat kein bäumender Vogel zu befürchten; denn jede Biegung des Beines, auch die durch die Last des Leibes bewirkte, spannt die Sehnen, welche die den Zweig umklammernden Zehen zusammenziehen. Tauben schlafen auf Felsengesimsen und in Felsenhöhlen, im Gezweige und in Baumlöchern, immer sitzend, nicht liegend, Hühner auf Felsen, Bäumen, dem Boden sitzend, hockend oder liegend, Sumpfvögel auf Bäumen oder im Wasser stehend, am Ufer stelzend, auf dem Wasserspiegel schwimmend, auf schwankendem Aste oder Schilfhalme sich wiegend. Unter den Schwimmvögeln suchen die besseren Läufer zum Schlafen den Strand, die wasserumgebene Sandbank, die Watschler und Rutscher dagegen die Kronen der Bäume, den Gipfel der Schäre, die steil abstürzende Felsenwand oder aber die freie Wasserfläche.

Wesentlich dieselben oder doch sehr ähnliche Erscheinungen, wie das Schlafen der Menschen, machen sich bei den übrigen Säugern bemerklich, abgesehen selbstredend von denen, welche Winterschlaf halten, und ebenso von den Walthieren, welche auch in dieser Hinsicht an die Fische erinnern. Der Artenzahl nach gehört weitaus die größere Menge der Säuger zu den Nachtthieren; wenige von ihnen aber sind so entschiedene Feinde des Lichtes, wie die nächtlich leben-

den Mitglieder der bisher erwähnten Klassen. Streng genommen zählen zu den Nachtthieren die Halbaffen oder Aeffer, die Flatterthiere, die Raubthiere, mehr als die Hälfte der Beutelthiere, der größte Theil der Nager, die meisten Zwei- und alle Vielhufer; selbst die Ordnung der Affen stellt eine oder mehrere sich sehr nahe verwandte Arten zu dem Heere der tagsüber schlafenden Säuger. Der aufdämmernde Morgen ist für sie die Zeit des Zubettgehens; aber die einbrechende Nacht findet die meisten schon wach. Bereits in den mittleren Nachmittagsstunden hat der Schlaf dieser geendet, das eine oder das andere erhebt sich vom Lager, putzt leckend das Fell, kämmt es mittels der rauhen Zunge oder der Zähne, reckt und dehnt sich und beginnt endlich, in der Nähe des Lagers umherzugehen, mehr schleichend und bummelnd als laufend, ein bestimmtes Ziel verfolgend. Um die mittlere Zeit des Sonnenunterganges, auch wohl etwas früher oder später, fängt das nächtliche Säugethier an, seinen Tagesgeschäften nachzugehen, d. h. zunächst und hauptsächlich die benöthigte Nahrung sich zu verschaffen. Nach glücklich gewonnener Mahlzeit tritt entweder Ruhe ein, oder es wird eine Spanne Zeit dem Vergnügen, dem Spiel, dem Geschäker mit dem anderen Geschlecht gewidmet, falls nicht gerade die Brunstzeit, welche die Lebensweise in der Regel vollständig umgestaltet, eingetreten ist. In den Morgenstunden wird nochmals gejagt, geweidet, gefressen; dann geht es langsam der Lagerstätte zu. Hier legt sich das Thier zurecht, nicht ohne vorher noch an dem Lager gewühlt, gescharrt, gegraben, gebessert zu haben, und bald darauf ist es eingeschlummert. In den Frühstunden schläft es meist sehr leise, in den Mittagsstunden am tiefsten; in den Nachmittagsstunden schlummert es eben noch. So etwa läßt sich die allgemeine Regel in Worte fassen.

Aus der Angabe der nächtlich lebenden Säugethiere wird ersichtlich geworden sein, daß es den meisten nicht eben schwer fällt, ihre Schlafzeit zu verlegen, oder was dasselbe sagen will, die Lebensweise den Umständen entsprechend abzuändern. Wenn man festhält, daß fast alle Raubthiere, fast alle Wiederkäuer und alle Dickhäuter Nachtthiere sind, muß man sich billig wundern, den Hund, die Hauskatze, das Rind, die Ziege, das Schwein vom Morgen bis zum Abend thätig zu sehen. Sie alle haben sich den durch ihre Zähmung veränderten Umständen gefügt und sich eine andere Lebensweise angewöhnt, genau ebenso wie Menschen, welche durch Beruf gezwungen oder durch Neigung veranlaßt werden, die Nacht zum Tage zu machen. Daß es so und nicht anders ist, beweisen die halbwilden Hunde im Süden Europa's, in Asien, in Afrika, die verwilderten Katzen, die in Thierparks ausgesetzten Schweine, die Rinder der Pampas &c., welche ausnahmslos in kürzester Zeit zu der natürlichen Lebensweise zurückkehren; es beweisen dies ebenso die Hirsche und Wildschweine der Wildgärten, welche sich gewöhnen, mehrere Stunden vor ihrer Ausgangszeit auf den Futterplätzen sich einzufinden.

Angesichts solcher Thatsachen liegt die Frage nahe: „Lassen sich alle Säugethiere an einen derartig veränderten Tageslauf gewöhnen?“ Ich glaube antworten zu dürfen: „Die höherstehenden gewiß, die tieferstehenden schwerlich.“ Erwecken und künstlich wachhalten kann man jedes Thier, zu jeder Zeit, gewöhnen aber an das Gegentheil des Gewohnten nur durch fortdauernde Beeinflussung von Geschlecht zu Geschlecht.“ Derselbe Jagdhund, welcher mit bewußtem Eifer seinen Herrn begleitet, vom Morgen bis zum Abend, in Ausübung seines Berufes kaum zu ermatten scheint, selbst niederdrückende Ermüdung freudig überwindet: derselbe Jagdhund nimmt außer Dienst jede Minute wahr, um zu schlafen, zu derselben Zeit zu schlafen, welche seine Urahnen als die hierzu geeignete betrachteten. Und dann gehören sicherlich bestimmte, verhältnißmäßig hoch entwickelte geistige Fähigkeiten dazu, eine solche Angewöhnung zu einer dauernden zu gestalten; wenigstens glaube ich, daß es kaum gelingen würde, aus einem Nachtaffen, einem Galago, einer Fledermaus, einem schlafsüchtigen Nager u. s. w. ein entschiedenes Tagthier zu machen: allen diesen Thieren fehlt, so möchte man wähnen, die geistige Spannkraft, die Fähigkeit des Willens zum Ertragen des Ungewohnten. Sie wachen auf, wenn sie gewaltsam gestört werden und schlafen baldmöglichst wieder ein.

Entschiedene Tagthiere, als da sind Affen, mit Ausnahme der Nachtaffen, Mangu-

sten, Kängurus, Eichhörnchen, Pferde, Kamele ꝛc., verlassen mit Tagesanbruch ihr Lager, gehen in den Morgenstunden ihrer Nahrung nach, ruhen um die Mittagszeit, halten auch wohl ein Mittagsschläfchen, werden Nachmittags wieder munter und begeben sich gegen Abend an den Ort ihrer Nachtruhe.

Außerdem giebt es nun noch einzelne, welche weder zu den eigentlichen Nachtthieren noch zu den eigentlichen Tagthieren gezählt werden können, weil sie ebenso vor als nach Sonnenauf- und Untergang ihren Tagesgeschäften nachgehen. Sie schlafen wahrscheinlich mehrere Male im Laufe des Tages, theilweise während der hellen, theilweise während der dunkeln Stunden desselben. Hierher gehören namentlich mehrere Wiederkäuer, die Girafe, Schafe, Ziegen, Antilopen und andere.

Sehr verschieden, immer jedoch möglichst bequem, sind die Stellungen, welche die schlafenden Säugethiere einnehmen. Die meisten legen sich auf den Boden nieder; die Lage aber, welche sie hier einnehmen, ändert, je nach Familie und Art, wesentlich ab. Wie Löwen (und andere große Katzen) schlafen, lehrt ein Blick auf Leutemann's dem Leben abgelauschte, treffliche Abbildung besser, als Worte dies zu thun im Stande sind; die Stellungen, welche die Familiengenossen des Hundes beim Schlafen einnehmen, lernt man durch Beobachtung dieses treuen Hausfreundes kennen, und will ich nur noch bemerken, daß die zur Hundefamilie zählenden Füchse in der Regel in stark gekrümmter Lage schlafen und die buschige Ruthe derart über den Kopf biegen, daß die Augen, nicht aber auch Ohren und Nase bedeckt werden. Ebenso wie sie schlafen Schleichkatzen und langschwänzige Marder, ebenso auch die kleinen Mitglieder der Bärenfamilie: Wasch-, Rüssel-, Wickelbären und Verwandte, während die plumpen Bären auch schlafend ihr Wesen nicht verleugnen und sich schwerfällig auf den Boden werfen. Kurzbeinige Raubthiere wälzen sich während des Schlafes gern auf dem Rücken, strecken alle vier Beine von sich und geben sich damit den Anschein unsäglicher Faulheit. Alle den Raubthieren ähnlichen Beutelthiere schlafen wie diese, langschwänzige Nager meist wie die Marder. Der Ameisenbär legt sich auf die Seite, rollt sich ein und deckt seinen Kopf vollständig mit dem Schwanze zu; Schuppen- und Gürtelthiere rollen sich soweit als möglich kugelförmig zusammen. Die Einhufer legen sich auf die Seite, die Wiederkäuer fast ausnahmslos auf die zusamengebogenen Beine; Vielhufer schlafen auf dem Bauche oder der Seite, Robben flach auf dem Bauche liegend.

Eine andere, Eigenthümlichkeiten der Gestalt und Lebensweise vieler Säuger besser als das Liegen entsprechende Stellung, die sitzende, wird angenommen von schlafenden Affen, gewissen Spitzmäusen, Beutelthieren, Nagern und Zahnarmen. Dabei stützt sich das Thier auf das Gesäß und die Sohlen der beiden Hinterfüße, biegt den Kopf tief auf die Brust herab, sodaß er mehr oder weniger zwischen den Vorderbeinen verborgen wird und nimmt demgemäß eine fast kugelige Gestalt an. Dies gilt insbesondere für Schlaf- und Springmäuse, Biber, Kletterstachler und andere Nager, welche schlafend einen haarigen Ball darstellen.

Nun giebt es jedoch noch einige Säugethiere des Festlandes, denen weder die liegende noch die sitzende Stellung die Schlafruhe gewährt und welche sich deshalb aufhängen. Alle mit Greifhänden ausgerüsteten Säuger, namentlich also südamerikanische Affen, Wickelbären, Kusus, Beutelratten und andere Beutelthiere, Greifstachler u. s. w. hängen sich während ihres Wachseins oft längere Zeit vermittelst ihres Greifschwanzes auf, schlafen aber nicht in dieser Lage, sondern nehmen die sitzende Stellung ein und benutzen den Greifschwanz höchstens, um sich in dieser Stellung noch besonders zu versichern. Ebensowenig verschmäht es das Faulthier, welches fast sein ganzes Leben in hängender Stellung verbringt, den Leib wie einen Sack an den vier mit Sichelkrallen ausgerüsteten Beinen angehängt, ein sich ihm darbietendes Lager zu benutzen und auf ihm sich zu strecken. Dagegen nehmen alle Flatterthiere oder Fledermäuse im weitesten Sinne des Wortes beim Ruhen wie beim Schlafen die hängende Stellung an, indem sie mit den einzigen Gliedern, welche wenig oder nicht umgebildet erscheinen, den Hinterfüßen einen Ast oder Steinvorsprung umklammern und den Leib kopfabwärts hängen lassen.

Alle Landthiere schließen während des Schlafes die Augen. Dies thut auch der Hase, von welchem das Gegentheil behauptet wird, weil es im Freien unmöglich ist, einem schlafenden Hasen sich unbemerkt soweit zu nähern, daß man ihn genau beobachten kann. Abwehr gegen das Licht genügt jedoch keineswegs allen Schläfern aus dieser Klasse: viele versichern sich auch gegen Störung durch Geräusch und knittern zu diesem Zwecke ihre häutigen Ohrmuscheln derartig ein, daß der Gehörgang genügend geschlossen wird. Ich nenne als Belege die glatthautöhrigen Fledermäuse und die Galagos, bemerke aber ausdrücklich, daß ein ähnliches Verschließen des Gehörganges auch bei andern Säugern vorkommt. Selbst die Robbe klemmt beim Schlafen auf festem Lande die Ohrspalte zusammen, wie sie es vom Schlafen im Wasser gewohnt.

Schlafen im Wasser kommt nämlich nicht allein unter den Sirenen und Walen, sondern auch unter den Flossenfüßern vor und geschieht oder wird bewerkstelligt in höchst eigenthümlicher Weise. Die schlafende Robbe ist, streng genommen, zum Schwimmen durchaus unfähig und sinkt wie Blei in die Tiefe, gleichwohl ist sie im Stande zu schlafen, mindestens zu schlummern. Nachdem sie Luft geschöpft, schließt sie außer Augen und Ohren auch noch die Nasenöffnungen, sinkt langsam bis auf den Grund des Wassers hinab, verharrt hier drei, dreieinhalb, vier Minuten regungslos, erhebt sich, von Athemnoth getrieben, plötzlich wieder zur Höhe, schöpft wiederum Luft und verfährt wie vorher. Dies habe ich an Gefangenen beobachtet, und halte ich es für wahrscheinlich, daß auch Delphine und Wale in ähnlicher Weise schlafen. Daß sie letzteres thun, unterliegt keinem Zweifel: man hat sie bewegungslos auf der Oberfläche des Meeres liegen sehen, die Spritz- oder Athemlöcher über Wasser, den Leib bis auf einen schmalen Rückenstreifen eingetaucht, treibend mit den Wellen.

Höchst verschieden ist die Tiefe des Schlafes bei den Säugethieren, nicht blos je nach Ordnung, Familie und Art, sondern auch nach Tages- oder Nachtzeit und zufälligen Umständen, und selbstverständlich abgesehen von dem Zustande der Erstarrung und Halblebigkeit, in welchen die unserer Klasse angehörigen Winterschläfer versinken. Es giebt unter den Säugethieren einzelne, welche durch das geringste Geschehniß in der Nähe ihrer Schlafstelle sofort erweckt werden, einzelne, welche jedes ungewöhnliche Geräusch, jeder ungewohnte Laut, jeder absonderliche Geruch sofort wachruft; es giebt unter ihnen andere, welche so fest schlafen, daß sie ein wahrhaft klägliches Bild unbeholfener Schlaftrunkenheit darstellen. Letzteres gilt insbesondere, vielleicht ausschließlich für gewisse Tagschläfer, namentlich für Nachtaffen, Galagos, Fledermäuse, Schlaf-, Spring- und Wollmäuse, gewisse Beutelthiere und andere mehr; selbst einige langsame Raubthiere lassen sich zu jenen zählen. Alle diese Thiere sind, was mir beachtenswerth scheint, mehr oder minder geistesschwache Geschöpfe, bei denen jede Wandelung der Hirnthätigkeit einer geraumen Zeit bedarf. Aber auch hochgeistige Säugethiere werden zuweilen in unbegreiflicher Weise vom Schlafe befangen; ich kenne einen verbürgten Fall, daß sich ein Fuchs im Lager beschleichen ließ und im Schlafe erlegt wurde.

An unserem Hunde können wir beobachten, daß die Säugethiere träumen. Wir bemerken an ihm dasselbe Gebahren, welches uns ein lebhaft träumender Mensch erkennen läßt. Er bewegt sich in bewußtlos unbehülflicher Weise, bellt oder kläfft, wimmert rc. Je klüger, unterrichteter der Hund, je reicher er an aufregenden Erlebnissen, um so lebhafter der Traum. Dachshunde, die leidenschaftlichsten von allen, Jagdhunde und Pudel träumen am lebhaftesten. Andere Säugethiere, beispielsweise Affen, Füchse, Marder rc. werden ebenso wie jene von lebhaften Träumen erregt und beunruhigt, und wahrscheinlich erscheinen ebenso den übrigen geistreicheren Mitgliedern der Klasse, wenn auch nicht Engel und Dämonen, wie den hochgläubigen Menschen, so doch verwandte Traumgestalten, und könnten auch sie, besäßen sie die rege Einbildungskraft der Menschen, von „übernatürlichen“ Erscheinungen erzählen.

Neben den regelmäßigen Schläfern haben wir schließlich noch der unregelmäßigen, der Winterschläfer, zu gedenken. Winterschläfer giebt es in allen Gürteln, in denen sich die Jahreszeiten wesentlich un-

terscheiden, bei uns im Norden wie innerhalb der Wendekreise, wo eine scharf getrennte Zeit der Regen und eine Zeit der Dürre von örtlichen Verhältnissen bedingt wird. Im Norden zählen zu ihnen: Fledermäuse, Dachs, Bär, Igel, Ziesel, Murmelthier, Bilche oder Schlafmäuse, Hamster, in den Wendekreisländern einzelne Nagethiere. Nordamerika und Asien besitzen ähnliche Winterschläfer als wir; der äußerste Süden Amerika's wird ihrer ebenfalls beherbergen. Die Erscheinungen sind bei allen mehr oder weniger dieselben. Nachdem sie sich in Höhlen verborgen und deren Ausgänge sorgfältig verstopft haben, verfallen sie in eine schlafähnliche Erstarrung, ihr Pulsschlag und mit ihm die Blutwärme sinkt auf weniger als die Hälfte der frühern Höhe herab, sie werden steif, zeigen sich in hohem Grade gefühl- und empfindungslos und lassen sich weder durch Rütteln, noch durch Einwirkungen kräftiger Gase, wohl aber durch allmälige Erwärmung aufwecken. Einzelne schlafen ununterbrochen, so lange die äußere Kälte währt, andere wachen im Laufe des Winters auf, fressen von den aufgespeicherten Vorräthen und schlafen wieder ein. Bei jenen wird das angesammelte Fett allmälig verzehrt, diese müssen für Verbrennungsstoff sorgen. Echte Winterschläfer lassen sich zur entsprechenden Zeit auch in einem geheizten Raume nicht wach erhalten, fressen jedoch oft während ihres absonderlichen Zustandes. Dessenungeachtet muß man sagen, daß sich die Dauer des Winterschlafes wirklich nach dem Winter richtet, also so lange währt wie dieser.

Bemerkungen zu dem Aufsatze über

Meteorsteine und Sternschnuppen,

Bd. 24, S. 276.

Von

J. H. von Mädler.

In diesem Aufsatze wird eine kleine Schrift des verstorbenen Benzenberg vom Jahre 1834 erwähnt, in welcher die Behauptung ausgesprochen war, die Meteorsteine kämen aus den Mondvulcanen. Unseres Wissens ist diese Schrift die letzte, in welcher diese Behauptung vorkommt, während früher die dort genannten Mathematiker die Frage untersucht hatten, welche Geschwindigkeit ein solcher Auswürfling haben müßte, um die Erde zu erreichen. Je nachdem man hier einen größeren oder geringeren Werth für die Masse des Mondes annimmt, gelangt man zu verschiedenen Resultaten, indeß ist auch das geringste von Poisson, der 7525 Fuß Geschwindigkeit pro Secunde findet, noch immer eine ungeheuer große, denn nicht allein kein Vulcan unserer Erde, sondern auch keine unserer Schußwaffen ist im Stande, einen Körper so rasch fortzutreiben, und Seite 277 findet sich der sehr richtige Schluß, die Aerolithen müßten aus einer größern Entfernung, als der unseres Mondes, herkommen. Gleichwohl wird die Benzenberg'sche Darstellung hier in aller Ausführlichkeit wiederholt, und diese Meteore fortwährend als Mondsteine bezeichnet.

Schon mehrmals hat der Verfasser dieses Aufsatzes sich veranlaßt gefunden, als Advocat unseres Trabanten aufzutreten und ihn gegen die mancherlei Beschuldigungen in Schutz zu nehmen, die ihm von Zeit zu Zeit gemacht wurden. Indeß glaubte ich schon längst, dieses Mandat niederlegen zu können, denn wie gesagt, seit Benzenberg, also seit 34 Jahren, hatte Niemand mehr von Mondsteinen gesprochen, und meine Behauptung, daß der Mond keine Vulcane habe, ist nie widerlegt worden.

Man sieht allerdings auf dem Monde nicht nur 1200, sondern vielleicht 30000 bis 40000 Krateröffnungen von allen Größen, und die von uns abgewendete Seite, die nach Allem, was wir von ihr wissen, in ähnlicher Weise wie die uns sichtbare organisirt ist, könnte leicht eben so viele aufweisen. Aber Krater sind deshalb noch keine Vulcane, wenn man auch zugeben kann, daß die erste Entstehung aller dieser Mondgebilde eine ähnliche war, wie die unserer Vulcane. Wo kein Wasser und keine Luft ist, da ist auch kein Feuer, und somit fällt die hauptsächlichste Analogie zwischen Mondkratern und Erdvulcanen zu Boden.

Ob bei der Entstehung der Mondvulcane auch Steine mit ausgeworfen wurden, bleibt hier außer Frage, denn soll irgend etwas vom Monde Herkommendes die Erde erreichen, so muß es in wenigen Tagen

geschehen (die Rechnung ergiebt für die längste mögliche Zeit 4 Tage 21 Stunden). Eine Eruption aber, und noch dazu eine so ungeheuer gewaltsame, daß sie einen Stein über 7500 Fuß in einer Secunde fortbewegen könnte, müßte von der Erde aus gesehen werden.

Indeß wäre es ein Anachronismus, jetzt noch eine Meinung widerlegen zu wollen, die seit langer Zeit keinen namhaften Vertheidiger mehr findet. Vielmehr wollen wir das, was die neuere Zeit über den Ursprung der Meteorsteine ermittelt hat, hier zusammenstellen.

Chladni, ein in Berlin privatisirender Naturforscher, war der erste, der sich (schon im Jahre 1801) für den kosmischen Ursprung der Meteorsteine aussprach. Früher hatte man sie für Auswürflinge von Erdvulcanen, ja selbst für Produkte der Hochöfen gehalten; die metallischen Dünste der letzteren sollten sich in den oberen Lufträumen condensiren und so auf die Erde zurückfallen. Die Widerlegung solcher Dinge konnte einem gründlichen Forscher nicht schwer werden, aber auch den lunarischen Ursprung nahm er nicht an, da sich schon damals gewichtige Gründe dagegen geltend machen ließen. Er glaubte vielmehr, daß es kleine Massen seien, die sich im freien Weltenraume befänden und bewegten, und bei diesen Bewegungen andern Körpern und so auch unserer Erde nahe kommen, von ihnen angezogen und auf ihnen niedergeschlagen werden könnten. — Nicht blos im Anfange, sondern eine längere Reihe von Jahren hindurch, stand Chladni ganz allein mit dieser Ansicht; die Zahl derer, welche in der Erde die Welt erblickten und von allem Kosmischen, als auch von einem Weltenraum, nichts hören mochten, war damals noch nicht so verschwindend klein als jetzt; dazu gesellten sich andere Gegner und so erschien das Ganze als eine Hypothese, um die man sich weiter nicht zu kümmern habe. Und heute giebt es keinen Astronomen, der nicht Chladni's Meinung beipflichtete.

Durch Humboldt und Quetelet war man mit der Thatsache bekannt geworden, daß in den Nächten, die zunächst um den 10. August und 11. November herum liegen, eine ungewöhnlich große Zahl von Sternschnuppen gesehen wurden. Sie befanden sich also an denjenigen Punkten der Erdbahn, den diese an den genannten Tagen passirte. Damit war der lunarische Ursprung entschieden beseitigt, denn was hat der Mond mit einzelnen bestimmten Jahresdaten zu thun? Ein anderer Ursprung mußte nothwendig stattfinden.

Boguslawsky in Breslau vermuthete, daß zwei Meteorschwärme dieselbe Umlaufszeit wie die Erde hätten und gleichzeitig in dem Knotenpunkt ihrer Bahn mit der Erdbahn in der gleichen Entfernung von der Sonne ständen. Adolf Erman in Berlin nahm dagegen an, daß der gesammte Umfang einer elliptischen Bahn mit solchen Meteorkörpern erfüllt sei und also, die Umlaufszeit sei, welche sie wolle, am Durchschnittspunkte ihrer Bahn mit der Erdbahn das Phänomen stets an diesen Tagen zeigen müßten. Seine Erklärung empfiehlt sich mehr als die erste, schon weil sie weniger Voraussetzungen macht, und die nachfolgenden Untersuchungen stehen ebenfalls mit ihr in besserer Uebereinstimmung.

Bald zeigte sich, daß das Phänomen, wenn gleich an bestimmte Tage des Jahres geknüpft, doch nicht in allen Jahren eine gleiche Frequenz zeige. Humboldt hatte 1799 und Olmstedt 1833 eine solche Fülle von Meteoren bemerkt, daß an eine Zählung nicht zu denken war; sie konnten eher mit Schneeflocken verglichen werden, und Aehnliches hatte sich 1866 wiederholt. Es mußte also eine Stelle des Ringes geben, in welcher die Meteore viel dichter als in anderen standen, und gleichzeitig gaben diese Wahrnehmungen eine annähernde Umschwungszeit. Daß übrigens auch zu andern Zeiten des Jahres einzelne Sternschnuppen erschienen, stand längst fest; daß sie unter besonderen Umständen auch am Tage sichtbar werden können, bewies die Erscheinung 1864 zu Buschhof in Livland* und ihre Identität mit Meteorsteinen war gleichfalls außer Zweifel gesetzt. Daß die Zahl der Meteorsteine ungleich geringer als die der Sternschnuppen sei, wird Niemanden wundern, wenn man bedenkt:

1) daß wir die Sternschnuppen nicht blos dann sehen, wenn sie sich an der Erde niederschlagen, sondern auch wenn sie nahe genug an ihr vorbeistreifen;

* Viermal habe ich im Laufe von 25 Jahren leuchtende Punkte rasch durch das Feld des Dorpater Refractors streichen sehen; also entferntere Meteore.

2) daß die meisten Meteorsteine in's Meer oder andere Gewässer stürzen, da der größte Theil der Erdkugel mit Wasser bedeckt ist;

3) daß die wirkliche Auffindung eines Meteorsteines stets ein verhältnißmäßig sehr seltener Zufall bleibt, zumal die große Heftigkeit des Falles meistens bewirkt, daß sie tief in die Erde einschlagen, wodurch ein nachheriges Auffinden also kaum denkbar ist.

Schon A. Erman hatte versucht, die Bahnen der Schwärme zu berechnen, welche sich in der ersten Hälfte des August zeigen. Man hatte bemerkt, daß sie vorherrschend von einem Punkte im Sternbilde des Löwen ausgingen; die Richtung der Bewegung war folglich gegeben, und der Ort für die Erscheinungszeit ergab sich durch den Erdort. Hätte die Geschwindigkeit der Bewegung gleichfalls mit erträglicher Genauigkeit beobachtet werden können, so hätte man hinreichende Data zur Berechnung gehabt, allein dies war nicht möglich gewesen und eine annähernde Umlaufszeit war damals (1835) noch nicht bekannt. Erman konnte also noch nichts Vollständiges ermitteln, indeß ergab sich, daß die Bahn elliptisch sein müsse und die Sonnenferne weit über die Erdbahn hinaus liegt.

Die beharrlich fortgesetzten Beobachtungen haben uns schließlich einen in der That unerwarteten Aufschluß gegeben.

Schiaparelli, Director der Mailänder Sternwarte, benutzte die in neuester Zeit zahlreichen Beobachtungen der Meteorschwärme, und indem er die Periode von 33 Jahren damit verband, erhielt er die Bahnelemente. Adams, Leverrier und Oppolzer schlossen sich diesen Bemühungen an, und es ward erhalten:

1) für die Novembermeteore.

	Jahre.	
Umlaufszeit	33,25	
Halbe große Axe	10,3402	
Excentricität	0,9047	
Kleinster Abstand	0,9855	
Neigung	16°	46′
Länge des Perihels	6	51
Aufsteigender Knoten	51	28
Richtung der Bewegung rückläufig.		

In höchst auffallender Weise harmonirt diese Bahn mit der folgenden:

Erster Komet von 1866.

	Jahre.	
Umlaufszeit	33,18	
Halbe große Axe	10,3248	
Excentricität	0,9054	
Kleinster Abstand	0,9765	
Neigung	17°	18′
Länge des Perihels	9	2
Aufsteigender Knoten	51	26
Richtung der Bewegung rückläufig.		

Da die Beobachtungsdata bei einem Kometen ohne allen Vergleich genauer sind als die eines Meteorschwarmes, so sind die kleinen Abweichungen, die sich bei Vergleichung beider Bahnelemente zeigen, auf Seiten der ersten Berechnung zu suchen. Schiaparelli schließt hieraus:

Der Meteorschwarm des November und speciell derjenige Theil desselben, der sich 1866 zeigte, ist mit dem Schweife des genannten Kometen eins und dasselbe.

Die weiteren Untersuchungen haben nun für die Augustmeteore gleichfalls einen Kometen finden lassen, bei welchem jedoch die Umlaufszeit und halbe große Axe noch nicht bestimmt werden kann.

2) Augustmeteore.

Kleinster Abstand	0,9643	
Neigung	64°	3′
Länge des Perihels	343	28
Aufsteigender Knoten	138	16
Richtung der Bewegung rückläufig.		

Zweiter Komet von 1862.

Kleinster Abstand	0,9626	
Neigung	66°	25′
Länge des Perihels	344	41
Aufsteigender Knoten	137	27
Richtung der Bewegung rückläufig.		

Wir kommen auch hier zu dem Schlusse: der Meteorschwarm des August und der Schweif des zweiten Kometen von 1862 sind eins und dasselbe.

Wir wollen hier den weiteren Untersuchungen nicht vorgreifen, sondern nur bemerken, daß manches bisher Unerklärte hier seine Deutung zu finden scheint. Was uns in der Nähe in seinen einzelnen Partikeln (Sternschnuppen) sichtbar ist, wird in größerer Entfernung nur als Gesammtmasse (Kometenschweif) gesehen. Auch der Kometenkern scheint nichts Anderes zu sein, als der am dichtesten gedrängte Schwarm

von Meteoriten. Denn an einen festen Weltkörper, wie etwa Planeten und Monde, ist hier nicht zu denken, die rapiden Veränderungen, die gerade am Kern so auffallend hervortreten, die Zu- und Abnahme der Größe und noch manches Andere stehen einer solchen Annahme zu entschieden entgegen. Die so auffallende Theilung des Biela'schen Kometen und sein nunmehr wahrscheinlich gänzliches Verschwinden erklären sich nun so, daß die einzelnen Partikeln nicht mehr Zusammenhalt genug hatten und jeder Theil und jedes Theilchen fortan seinen eigenen Weg ging.

Doch wollen wir nicht zu rasch in unseren weiteren Schlüssen sein. Viele Kometen, wie beispielsweise der Halley'sche, können ihre Existenz seit 2000 Jahren documentiren und kommen überdies keinem der bekannten Planeten nahe genug, um sie mit dem Schweife zu berühren; andere verlieren sich in so weite Fernen und unter so starker Neigung der Bahn, daß an ein Zusammentreffen mit einem Planeten nicht wohl zu denken ist. Nicht wenige erwartete Kometen haben sich nicht wieder gezeigt, aber es wäre voreilig, ohne Weiteres ein wirkliches Verschwinden oder ein Aufgehen in einen Meteorschwarm anzunehmen; die Ursache kann auch in einer Umgestaltung der Bahn liegen und jeder einzelne Fall dieser Art muß besonders untersucht werden. Die Arbeiten der oben genannten Astronomen sind noch von zu neuem Datum und was sie beweisen, betrifft zunächst nur die beiden Kometen 1862 II und 1866 I, und auch von diesen steht keineswegs fest, daß der ganze Komet sich in einen Meteorring umgestaltet habe, da es gar wohl möglich bleibt, daß nur ein Theil sich vom Ganzen abgelöst, und das Uebrige in seinem früheren Bestande geblieben sei. Warten wir ruhig die weiteren Untersuchungen ab.

Bedauern aber müssen wir, daß der Name des verdienten Benzenberg, der nun schon gegen 30 Jahre in seinem Grabe ruht, nicht lieber in einem seiner gelungenen Werke, statt in diesem verfehlten, dem Publikum vorgeführt worden, und daß der Verfasser sich genöthigt gesehen hat, auf's Neue die Vertheidigung unseres an diesen Vorgängen gewiß sehr unschuldigen Satelliten zu übernehmen.

Alexander Herschel, Sohn John's und Enkel William's, scheint der dritte in dieser glänzenden Reihe werden zu wollen. Er hat seine astronomische Thätigkeit hauptsächlich diesen Meteoren zugewandt und wir verdanken ihm bereits wichtige Resultate. Ueberhaupt lassen die veröffentlichten Berichte erkennen, mit welchem Eifer dieser so neue Gegenstand namentlich in England und Nordamerika verfolgt wird. Da wir nun auch schon dahin gelangt sind, die gefundenen Meteorsteine in eigenen Cabineten zu sammeln (London und Wien besitzen die vorzüglichsten) und es keine Schwierigkeit hat, sie chemisch zu untersuchen und mit Erdgesteinen zu vergleichen, so sind wichtige Aufschlüsse mit Sicherheit vorherzusehen.

Literarisches.

Der erste Band der „**Geschichte der deutschen Einwanderung in Amerika,**“ von Friedr. Kapp (Leipzig, Quandt & Händel), giebt die Geschichte der ältern deutschen Einwanderung, die einen Zeitraum von zweihundert Jahren umfaßt, vom dreißigjährigen Kriege bis zum Anfang dieses Jahrhunderts. In der ersten Zeit treten einzelne bedeutende Männer in den Vordergrund, später nimmt das Schicksal der Massen fast ausschließlich die Aufmerksamkeit in Anspruch. Die Ursachen der Auswanderungen, namentlich die deutsche Kleinstaaterei im vorigen Jahrhundert, sind treffend geschildert, und der Standpunkt des Verfassers, der sich besonders im Schlußworte dieses Bandes zu erkennen giebt, ist, trotz seiner Doppelstellung als Deutsch-Amerikaner, ein so hoffnungsreicher für die Zukunft des Vaterlandes, daß man gerade diese Zuversicht des erfahrungsreichen Geschichtsforschers mit frohem Muthe aufnimmt. Das interessante Werk ist vorzüglich geschrieben, sehr eingehend, und reiht sich den bereits früher von Kapp veröffentlichten historischen Arbeiten über amerikanische Verhältnisse würdig an. Namentlich treten die einzelnen Charakterbilder durch die Klarheit und genaue Kenntniß der einwirkenden Umstände in das beste Licht. Es zeigen sich uns in anschaulichen Schilderungen die Bilder einfacher Männer von kernhaftem Gepräge und gesinnungstüchtiger Würde, deren Einfluß auf die Zustände der Auswanderung und die Entwicklung der neuen Heimath klar und treffend dargelegt wird.



In der Fremde.

Dem Holländischen nacherzählt

von

Adolf Glaser.

(Fortsetzung.)

Einundzwanzigstes Capitel.

Philipp's erster Ausgang am andern Morgen war nach dem Badehause. Er ließ sich bei Nummer siebenunddreißig melden und erhielt die Antwort, der Herr werde sogleich herunter kommen. Er setzte sich inzwischen im Frühstückssaal an das Fenster und sah in die regnigte Luft hinaus, während im Zimmer selbst einige Herren frühstückten und der Oberkellner die Rechnungen für die Abreisenden ausschrieb.

Philipp machte soeben bei sich die Bemerkung, daß Nummer siebenunddreißig lange auf sich warten ließ, da wurde seine Aufmerksamkeit plötzlich durch etwas Anderes in Anspruch genommen.

Hermine Degeling kam nämlich mit den beiden ältesten Töchtern des Herrn von Schrenk in den Saal. Sie wollte die Mädchen zum Baden führen und hatte vorher einen Auftrag an den Oberkellner auszurichten. Während sie sprach, schweifte ihr Blick zur Seite und sie erkannte Philipp, der durch diese plötzliche Begegnung jedenfalls überrascht war.

Bevor er sich noch entschließen konnte, auf sie zuzugehen, verließ sie den Saal. Aber kaum war sie draußen, als sie sich bei ihrem Namen rufen hörte. Sie drehte sich rasch um und fragte: „Was wünschen Sie, Herr Erlen?"

„Eine Unterredung," sagte er bittend, „wenn auch noch so kurz."

„Jetzt nicht," erwiderte sie, „ich habe die Kinder bei mir."

„Wann denn?"

„Niemals."

„Ich flehe Sie darum an."

„Das ist unnöthig, suchen Sie Trost bei Madame Bosquet."

„Fräulein Degeling, wollen Sie besonders auf Marie Acht haben, die ist so wild," klang hier plötzlich die Stimme der Frau von Schrenk vom Balcon herab.

„Gehen Sie und bringen Sie mich nicht auf's Neue in's Gerede," sagte Hermine zu Philipp.

„Hermine," sprach er bittend, aber das Mädchen hörte ihn nicht mehr; sie verfolgte mit den beiden Kindern den Weg nach dem Meeresstrande, und Philipp wagte nicht, ihr zu folgen.

Er starrte ihr eine Weile nach und ging dann wieder hinein in den Saal, wo Nummer siebenunddreißig soeben erschienen war. Die beiden Männer sahen sich einen Augenblick gegenseitig an und Philipp erkannte nach einigem Nachdenken jenen Reisenden, den er mit Everard auf dem Dampfboot

getroffen hatte und der ihm damals erzählte, daß er auf Reizenort eine Zeit lang im Fastemann'schen Geschäfte thätig gewesen sei.

Das Verlangen, etwas von Münster zu vernehmen, war bei Philipp durch die Begegnung mit Hermine einigermaßen in den Hintergrund gedrängt und Herr Schluck fühlte sich sehr überrascht, als er den kraftvollen jungen Mann erblickte, da er nur einen verkommenen Kaffeehaussänger erwartet hatte.

Der Bewohner von Nummer siebenunddreißig gab sich jedoch eine sehr wichtige Miene, versicherte, daß er eine Sache von höchster Bedeutung mitzutheilen habe und forderte Philipp auf, ihm eine Unterredung unter vier Augen auf seinem Zimmer zu gestatten. Philipp ging darauf ein. Herr Schluck sagte ihm noch, daß im Augenblick das Mädchen das Zimmer reinige und sie daher zusammen frühstücken könnten, aber Philipp zog es vor, von dieser Aufforderung keinen Gebrauch zu machen. Er versprach vielmehr, in einer Stunde wieder zu kommen und entfernte sich.

Ohne bestimmten Plan trieb er sich im Freien umher, halb und halb in der Hoffnung, Hermine zu begegnen. Er wollte sie sprechen, sich bei ihr entschuldigen, ihr Aufklärung geben, damit sie ihn nicht falsch beurtheilen möge. Er dachte nicht daran, daß Herr und Frau von Schrenk ihn vom Gasthause beobachten konnten und dies auch wirklich thaten, wobei sie überlegten, auf welche Weise sie Hermine von dieser lästigen Verfolgung befreien könnten.

Frau von Schrenk war der Meinung, daß Hermine selbst die Ursache dieser Verfolgung sei, da ein anständiges Mädchen wohl die Mittel kenne, sich vor Zudringlichkeiten zu schützen. Herr von Schrenk stimmte seiner Frau nicht ganz bei und obgleich sie Beide zu verständig waren, um sich über diese Frage zu erzürnen, so faßte Frau von Schrenk doch den unwiderruflichen Entschluß, Hermine bei der nächsten Gelegenheit zu sagen, daß sie sich nach einer andern Stelle umsehen könne, weil die Kinder zeichnen lernen müßten, was Hermine nicht verstand. Sie versuchten einen andern Gegenstand des Gespräches anzuregen, aber sie behielten Beide Philipp genau im Auge.

Da sahen sie Hermine mit den Kindern vom Seebade zurückkommen und Frau von Schrenk sagte eilig zu ihrem Gemahl: „Willst Du ihr nicht entgegen gehen?"

„Warum?" entgegnete er, „ich kann doch nicht verhindern, daß er sie anredet."

„Ich dächte doch," meinte seine Frau, „es schickt sich nicht, daß die Gouvernante unserer Kinder mit einem Kaffeehaussänger plaudert."

„Wer weiß, ob sie miteinander sprechen," entgegnete Herr von Schrenk, aber seine Frau sagte mit Entschiedenheit: „Das werden sie jedenfalls."

„Sieh nur!" rief Herr von Schrenk triumphirend, denn Hermine war soeben an Philipp vorbeigegangen und hatte kaum seinen Gruß erwidert; aber Frau von Schrenk rief gleich darauf: „Sieh nur jetzt, das ist noch schlimmer," und Beide sahen vom Balcon aus, wie Hermine irgend etwas fallen ließ, was sie nicht erkennen konnten, das aber sofort von Philipp aufgehoben wurde.

Herr von Schrenk sah die Sache noch immer nicht so schlimm an wie seine Frau. Er meinte, Hermine werde dem jungen Menschen wohl einen Brief geschrieben haben, worin sie ihm ein für alle Mal jede Annäherung untersage und er fand die Art und Weise, wie sie ihm diesen Brief zugestellt, ziemlich belustigend. Frau von Schrenk aber wurde über diese leichtfertige Auffassung der Sache noch mehr aufgebracht, sie entschloß sich daher, sofort mit Hermine zu reden und begab sich auf deren Zimmer, um scheinbar zufällig die Sache dort zu erledigen, während sie unterwegs bei sich dachte: niemals nehme ich wieder eine hübsche Erzieherin.

Bald darauf befand sich Philipp auf Schluck's Zimmer. Es war ein sehr einfaches Gemach, wie es sich für den Reisenden geziemte, dessen ganzes Gepäck aus einer alten Reisetasche bestand. Philipp fand die Luft in dem Zimmer drückend und wollte sofort die Fenster öffnen, aber Schluck sagte: „Ich glaube nicht, daß die Fenster sich öffnen lassen und überdies braucht man draußen nicht zu hören, was wir miteinander zu reden haben. Ich komme in Angelegenheiten Münster's."

„Welche Angelegenheiten?"

„Sie werden doch wissen, welcher Art Ihre Angelegenheiten mit Münster in Reizenort waren? Aber freilich, vielleicht hat-

ten Sie verschiedene Geschäfte zusammen. Es ist nur schade, daß Sie zu früh von dort weggingen und Münster dadurch in's Unglück gebracht haben."

Philipp entgegnete hierauf nur ganz kurz: „Ich sehe keine Veranlassung, mich Ihren Redensarten länger auszusetzen;" worauf er sich erhob, um fortzugehen.

Aber Schluck rief ihm nach: „Sie wollen also Münster in Mangel umkommen lassen?"

„In Mangel umkommen lassen?" fragte Philipp stehen bleibend.

„Sehen Sie wohl, daß unser Gespräch nicht so ganz ohne Interesse für Sie ist! Münster kommt um aus Mangel, Niemand will den entlassenen Zuchthaussträfling in Dienst nehmen, namentlich nicht, nachdem auch Fastemann ihn fortgejagt hat. Er will trotzdem ein ehrlicher Mann bleiben und darum wendet er sich an Sie."

„Aber ich kann ihm doch keine Anstellung geben?"

„Eine Anstellung, woran denken Sie? Der Mann ist krank und schwach und kommt seit Jahr und Tag nicht mehr aus dem Hause."

„Was will er denn von mir? Geld habe ich doch auch nicht."

„Er will Ihnen Papiere verkaufen."

„Welche Papiere?"

„Um die es sich wohl der Mühe lohnt, wenn man den alten Fastemann beerben will. Es wird Ihnen wohl bekannt sein, daß dieser Alles an Münster vermacht hat, daß darüber eine richtige Schenkungsacte aufgenommen und notariell beglaubigt ist, kurzum, daß Münster, wenn der Alte sterben sollte, mit gültigen Erbansprüchen auftreten wird."

„Sie erzählen mir da einen hübschen Roman," sagte Philipp, ungläubig die Achseln zuckend.

„Kein Roman," entgegnete Schluck, „denn die Papiere existiren, die Alles beweisen."

„Nun," meinte Philipp, „so muß Münster eben warten, bis der alte Fastemann todt ist."

„Das ist leicht gesagt," erwiderte Schluck, „aber es kann lange dauern, bis der Alte stirbt und inzwischen kommt mein Freund Münster vor Elend und Mangel um."

„So strecken Sie ihm doch Geld darauf vor."

„Was können mir die Papiere helfen; ich kann damit nicht gegen die rechtmäßigen Erben auftreten."

„Und ich," versetzte Philipp, „werde auf keinen Fall für ein derartiges Geschäft Geld hergeben."

„Sie wollen also lieber den armen Münster verhungern lassen? Das wäre sehr edel von Ihnen gedacht, Herr Erlen, da Sie doch die Ursache seines Unglücks sind."

„Ich?"

„Gewiß, das weiß in Reizenort Jedermann und es war nur eine Rücksicht für Ihren Großvater, daß die Sache niedergeschlagen wurde. Ich würde Ihnen deshalb auch nicht rathen, in Ihre Heimath zurückzukehren. Nun, wie ist es? Weshalb sehen Sie mich so verwundert an?"

„Sie kommen gar nicht von Münster," sagte Philipp, Schluck starr ansehend, auf dessen Gesicht einen Augenblick lang ein Ausdruck des Erschreckens zu lesen war. Aber er erholte sich augenblicklich und fuhr fort: „Wie sollte ich denn zu den Papieren gekommen sein?"

„Also haben Sie die Papiere?" entgegnete Philipp. „Lassen Sie mich sie sehen, dann will ich Ihnen glauben."

„So dumm bin ich nicht," erwiderte der Andere, „ich kann Ihnen die Papiere zeigen und kann sie auch ausliefern, aber zuvor müssen wir über den Preis einig sein. Jemand, der seinen Großvater bestiehlt —"

Bei dieser frechen Beschuldigung sprang Philipp heftig auf, aber er begriff noch zur rechten Zeit, daß seine Heftigkeit ihm nichts helfen könne und er fragte daher: „Wie viel Geld verlangen Sie denn für die Papiere?"

„Fünfundzwanzighundert Gulden, sie sind zehn- und hundertmal so viel werth, aber Münster ist nicht habgierig."

„Der Preis ist zu niedrig," sagte Philipp zornglühend, und abermals zeigte sich ein erschreckter Zug in Schluck's Gesichte, der jedoch auch jetzt wieder sich faßte und erwiderte: „Er ist auch zu niedrig, aber um Ihnen die Wahrheit zu sagen, will Münster gern die Sache vom Halse haben. Er ist bange, daß man ihm nicht glauben wird, wenn er mit seiner Schenkungsacte ankommt. Mit einer Reputation wie die seinige würde das auch kein Wunder sein."

„Herr Schluck," sagte Philipp hierauf, „ich nenne Sie Herr, weil Sie ungefähr

so aussehen, aber Sie sind ein sehr gewöhnlicher alltäglicher Schurke, so einer, den ich mit Vergnügen der Polizei ausliefern werde."

„So, Freundchen," sagte Schluck, „das sollten Sie denn doch einmal thun, aber Sie dürfen nicht vergessen, daß ich einen Paß und Papiere bei mir habe, die mehr gelten, als die Papiere eines gewissen Erlen, der sich Bosquet nennt, aus seiner Heimath entfliehen mußte und hier mit einer Sängerin lebt, und von dem man Dinge mittheilen könnte, welche die Polizei wohl veranlassen dürften, ihn an Schluck's Stelle in Verwahrung zu nehmen. Sehen Sie wohl, es war sehr richtig von mir, daß ich eine Unterredung auf meinem Zimmer verlangte," setzte er mit höhnischem Lachen hinzu, „in Ihrem Falle würde ich die Papiere kaufen, denn es ist ein sehr gutes Geschäft dabei zu machen."

„Ich mache keine Geschäfte mit Schelmen," erwiderte Philipp.

„Still, still! Wenn man so viel auf dem Gewissen hat, wie Sie, darf man Andern keine Vorwürfe machen. Uebrigens nehme ich auch Wechsel, wenn die Zinsen richtig bezahlt werden, und in diesem Falle könnte ich Ihrem Freunde Münster wohl etwas vorschießen."

„Es ist genug," sagte Philipp, „ich werde von Ihren Anerbietungen keinen Gebrauch machen und wenn mir auch jetzt das Recht und die Gelegenheit fehlen, Sie arretiren zu lassen —"

„Was für große Redensarten! Geben Sie Acht, daß ich Sie nicht arretiren lasse."

Philipp gab keine Antwort mehr und verließ das Zimmer, wo Schluck sehr enttäuscht zurückblieb. Der Mann scheint für solch' ein Geschäft nicht zu taugen, brummte er, und das Märchen von Münster glaubt er auch nicht. Hätte ich das vorher gewußt, so würde ich die Sache anders angefaßt haben, ich muß sehen, daß ich wenigstens meine Reisekosten herausschlage. Fünfundzwanzig Gulden werden sich doch wohl am Ende herauspressen lassen.

Als Philipp Schluck's Stube verließ, wurde die Thür von dem Gemache nebenan geöffnet und Hermine Degeling stand vor ihm.

„Hermine!" rief er.

„Still, Philipp," entgegnete sie, „hier kann ich Sie nicht sprechen, aber ich habe Alles gehört. Heute Nachmittag gegen fünf Uhr werde ich Sie auf der Straße erwarten, hier darf man uns nicht zusammen sehen, denn Frau von Schrenk hat mir bereits allerlei harte Dinge gesagt. Ach, wir sind recht unglücklich!"

„Sie auch, Hermine?"

„Still," sagte diese, „dort kommt Frau von Schrenk."

Rasch zog sie sich zurück, und es gelang auch Philipp, aus der Nähe zu enteilen, bevor Hermine's strenge Gebieterin ihn bemerkt hatte. Im andern Falle würde diese schon jetzt einen Entschluß gefaßt haben, der doch nicht mehr lange ausbleiben konnte. Das Blättchen Papier, welches Hermine vorher am Meeresstrande hatte fallen lassen, damit es Philipp aufnehme, hatte ebenfalls die Bemerkung enthalten, daß sie Nachmittags um fünf Uhr auf der Straße für ihn zu sprechen sei, und Philipp war jetzt durch die Wiederholung dieser Zusage so erfüllt von Freude, daß er auf einige Augenblicke die Unterredung, welche er mit Schluck gehabt hatte, ganz vergaß. Nach und nach aber fielen ihm die Einzelheiten wieder ein und er empfand mit tiefer Beschämung, daß jener Schurke es wagen durfte, ihn wie Seinesgleichen zu behandeln. Er überlegte, ob es nicht besser sei, wenn er sich selbst dem Gerichte stelle und auf eine genaue Untersuchung des Vorfalls in Reizenort bringe, aber er kam zu keinem bestimmten Entschlusse und erwartete vorderhand mit Ungeduld die Unterredung mit Hermine, welcher er sein ganzes Herz ausschütten wollte.

Nachdenkend gelangte er in seine Wohnung und die Zeit verging ihm entsetzlich langsam. Er überlegte alle Einzelheiten, die er mit Hermine besprechen wollte, und war eben tief in seinen Erinnerungen an frühere Zeiten versunken, als die Thür aufging und Rosa Everard bei ihm eintrat.

„Wie geht es, Herr Bosquet?" sagte sie in so heiterm, aufgeräumtem Tone, wie er ihn selten von ihr gehört hatte. „Haben Sie diesen Menschen Namens Schluck gesprochen?"

Bei dieser Frage stieg in Philipp ein Gedanke auf, der ihm noch nicht in den Sinn gekommen war. Wenn er Rosa's Hilfe in Anspruch nahm, um Schluck das Geheimniß zu entlocken?

„Ich habe ihn gesprochen,“ sagte er, „aber was ich verlangte und woran mir viel gelegen ist, konnte ich nicht erreichen.“

„Was ist das?“ fragte Rosa neugierig.

„Er wollte mir Papiere verkaufen, wofür er fünfundzwanzighundert Gulden verlangte.“

„Nun, diese Summe —“ begann Rosa heiter, aber als Philipp sie ganz erstaunt ansah, besann sie sich und sagte: „Diese Summe ist für Menschen unseres Schlages nicht aufzubringen.“

„So ist es,“ sagte Philipp, „und obendrein fürchte ich, daß er zwei Menschen, jenen Münster und mich, betrügen will. Wenn ich wenigstens genaue Auskunft erlangen könnte, wo dieser Schluck zu Hause ist.“

„Wollte er Ihnen seine Adresse nicht sagen?“ fragte Rosa.

„Nein,“ sagte Philipp und setzte rasch entschlossen hinzu: „Sollten Sie nicht im Stande sein, ihn auszuforschen?“

„Warum nicht?“ meinte Rosa leichthin. „Er wird nach dem Diner seinen Kaffee auf der Terrasse trinken, dort trete ich ihm in den Weg und beginne das Gespräch damit, daß ich ihn um Entschuldigung bitte wegen meines unhöflichen Benehmens von diesem Morgen. Dann sage ich ihm, daß Sie mir Alles erzählt hätten und daß ich sehr ungehalten über Ihre Ansicht von der Sache sei. Zum Schlusse gebe ich ihm die Zusicherung, daß ich jedenfalls dahin wirken würde, Sie zur Annahme seines Vorschlages zu veranlassen und dann verlange ich seine Adresse, um die weitern Verhandlungen mit ihm führen zu können.“

„Wahrhaftig, Rosa,“ sagte Philipp, „ich entdecke in Ihnen ein Talent zur Intrigue, das ich niemals bei Ihnen vermuthet hätte.“

Rosa lachte verschmitzt und sagte: „Wir kennen einander noch nicht, wie es scheint, schade nur, daß wir von unserer näheren Bekanntschaft nicht lange Vortheil ziehen werden.“

„Wie meinen Sie das?“

„Nun,“ entgegnete sie, „wer solche Aussichten hat wie Sie, wird doch nicht Kaffeehaussänger bleiben. Aber,“ setzte sie auf einmal mit ernsthaftem Tone hinzu, „ich muß Ihnen eine offenherzige, sonderbare Frage vorlegen. Wollen Sie mir dieselbe ohne Rücksicht beantworten?“

Philipp versprach dies zu thun und Rosa fuhr fort: „Sagen Sie mir, ob Sie jemals daran gedacht haben, mich zu Ihrer Frau zu machen?“

Philipp blickte die Sängerin mit verlegenem Erstaunen an.

Diese sprach weiter: „Mein Bruder ist nämlich der Ansicht, daß Sie etwas Derartiges beabsichtigten und er drängt mich zu einer Erklärung, obgleich ich ihm die Versicherung gegeben habe, daß Sie Ihrerseits noch keine solche von mir verlangt haben.“

Philipp erinnerte sich in diesem Augenblicke des Briefes, in welchen Rosa damals ihren Fächer eingewickelt hatte; er antwortete daher: „Ihr Bruder ist ganz irriger Ansicht.“

Rosa zögerte eine Weile und sagte dann: „Das habe ich ihm auch geschrieben, aber er verharrt in seinem Irrthum, und ich weiß nur ein Mittel, um mich ihm gegenüber zu rechtfertigen. Ich bitte Sie, mir schriftlich zu erklären, daß es Ihnen niemals eingefallen ist, mich um meine Hand zu bitten.“

Philipp fand dies Verlangen etwas seltsam, aber die Sängerin erbat die Erfüllung desselben als eine besondere Gefälligkeit, die sie als Dank für die Besorgung von Schluck's Adresse von ihm fordere, und es blieb ihm daher nichts Anderes übrig, als ihr zu willfahren.

Er schrieb daher folgende Zeilen:

„Mein Fräulein!

Herr Fromman hat mir mitgetheilt, daß Ihr Bruder Sie in einer Angelegenheit behelligt habe, die zu zarter Natur ist, um von uns mündlich besprochen zu werden. Ich gebe Ihnen daher schriftlich die Versicherung, daß, wie hoch auch die Achtung ist, die ich für Ihre Person und Ihre Talente hege, doch persönliche Verhältnisse bestehen, welche mich jetzt und für allezeit verhindern werden, Ihnen meine Hand anzubieten.“

Nachdem er dies geschrieben und vorgelesen hatte, fragte er, ob Rosa damit zufrieden sei. Sie wünschte, daß er noch darunter setze: Madame Bosquet kann niemals Frau Erlen werden.

Dann ersuchte sie ihn, das Schriftstück mit Philipp Erlen genannt Bosquet zu unterzeichnen und außerdem ihre deutliche Adresse an den Rand zu setzen.

Nachdem dies Alles geschehen war, erklärte sie sich zufrieden und plauderte noch eine Weile mit ihm, bis sie ihn verließ, um auf ihr Zimmer zurückzukehren. Beim Abschiede zeigte sie dieselbe aufgeräumte Stimmung, mit welcher sie eingetreten war. Kaum hatte sie jedoch die Thür hinter sich zugemacht, so verschwand der fröhliche Ausdruck ihrer Züge, und als sie auf ihr Zimmer gekommen war, überlas sie mehrmals die schriftliche Erklärung Philipp's und seufzte dann die Worte vor sich hin: „Erlen wäre doch besser als von Stahl."

Inzwischen nahte die Stunde der Table d'hôte im großen Saale des Badehauses. Dort ging es sehr vornehm und auserwählt her und nur wenige Personen, außer den Durchreisenden, erschienen in einfacher Toilette. Zu diesen Wenigen gehörte die Gouvernante der Familie von Schrenk. Trotzdem erregte sie mehr Aufsehen, als manche Dame in Seide und Spitzen. Gern hätte Frau von Schrenk sie ganz an's untere Ende der Tafel setzen lassen, aber dann hätte man nicht gewußt, wem die hübschen Kinderchen gehörten, und so kam es, daß Frau von Schrenk gar oft zu ihrem größten Verdruß die nächste Zeugin der Aufmerksamkeiten sein mußte, welche viele Herren der hübschen Erzieherin zuwendeten.

Hermine war immer im lebhaften Gespräch mit ihren Nachbarn. Heute saß ein Hauptmann der Garde neben ihr, derselbe, der sie vor einigen Tagen im Café chantant angetroffen hatte und der heute durch den seltsamsten und angenehmsten Zufall von der Welt — der vielleicht nur durch die fünf Franken für den Kellner aufzuklären war — den Platz neben ihr an der Table d'hôte erhalten hatte.

Selbstverständlich richtete er das Wort sofort an Hermine und da Frau von Schrenk ihrem Gemahl einen Wink gab, sich in die Unterhaltung zu mischen, geschah es, daß die beiden Herren eine Weile miteinander sprachen. Mit einem Male aber zog der Hauptmann die Erzieherin wiederum in das Gespräch, indem er sie laut fragte, ob sie nicht auch gefunden habe, daß Madame Bosquet nicht das geringste Talent besitze.

Hermine gab eine ausweichende Antwort, aber der Hauptmann ließ sich nicht irre machen, und nicht lange, so war es für Jedermann, also auch für Frau von Schrenk, klar geworden, daß ihr Gemahl mit der Erzieherin im Café chantant gewesen war.

Frau von Schrenk besaß genug Weltklugheit, um nicht merken zu lassen, was bei dieser Entdeckung in ihr vorging. Kaum war das Diner abgelaufen, so gab sie Herminen den gewöhnlichen Wink, aber diesmal so kühl und gebieterisch, daß das Mädchen erröthete und der erstaunte Hauptmann bei sich selbst dachte, die Erzieherin habe ganz gewiß keine beneidenswerthe Stellung.

Hermine war so verlegen, daß sie vergaß, ihren Nachbar zu grüßen, und dieser versank darauf in tiefes Nachdenken, drehte die Spitzen seines Schnurrbarts und trommelte auf dem Tische, ohne weiter auf Jemand zu achten, nicht einmal auf Herrn und Frau von Schrenk, die bald nach der Gouvernante den Saal verließen.

Vergeblich versuchte Herr von Schrenk seiner Frau Aufklärungen zu geben, jede Silbe, die er sprach, gab ihr neue Veranlassung zum Argwohn und sie beschuldigte Hermine und ihn der schändlichsten Handlungen.

Es war eines jener Fieber, aus Eifersucht, verkannter Liebe und entflohenem Eheglück zusammengesetzt, was die arme leidende Frau beherrschte, und es dauerte lange, bis sie so weit zur Ruhe gekommen war, um ihn wenigstens einigermaßen zu Worte gelangen zu lassen.

Das Erste und Einzige, was er erklären konnte, war seine Bereitwilligkeit, Hermine auf der Stelle fortzuschicken, und es wurde beschlossen, daß er sofort zu ihr gehen und ihr diese Entscheidung mittheilen solle.

Er ging denn auch rasch hinaus und begab sich einen Augenblick in die nahe gelegenen Gartenanlagen, um zu überlegen, auf welche Weise er dem Mädchen die bittere Pille vergolden könne. So war er eine kurze Strecke weit gegangen, da zeigte sich ihm ein Anblick, der sein Herz, das Herz des reichen und hoch angesehenen Herrn von Schrenk mit tiefer Entrüstung erfüllte, denn er sah die Erzieherin seiner Kinder mit dem Kaffeehaussänger Bosquet im vertraulichen Gespräche wandeln, mit diesem Menschen, der mit einer Sängerin verheirathet war. Sie, die Tochter eines Bürgermeisters, der man die Erziehung von

Kindern anvertraut hatte und die er wie ein Kind des Hauses behandelte, schreckte nicht zurück, sich von einem verheiratheten Manne den Hof machen zu lassen. Der letztere Umstand war es ganz besonders, welcher Herrn von Schrenk in sittliche Entrüstung versetzte; er entschloß sich, diesem Scandal sofort ein Ende zu machen, und wenn er vorher noch zögerte und überlegte, auf welche Weise er Herminen ihre Entlassung mittheilen solle, so bedachte er sich jetzt, im Gefühle seines Rechtes, nicht mehr länger und folgte ihr sofort auf ihr Zimmer. Dort hielt er ihr eine lange Rede, welcher Hermine geduldig zuhörte.

Als er ausgesprochen hatte, sagte sie: „Herr von Schrenk, ich bin die Erzieherin Ihrer Kinder, aber ich stehe zu hoch, um durch Sie beleidigt werden zu können. Was ich gethan habe, kann ich vor Gott, vor meinem Gewissen, vor meinem Vater und vor der Welt verantworten, und ich ziehe daher vor, mich gegen Ihre Verweise nicht zu vertheidigen. Ich wünsche keinen Augenblick länger, als durchaus nöthig ist, bei Ihnen zu bleiben. Diesen Abend jedoch reise ich nicht ab. Ich werde mir ein anderes Zimmer geben lassen, und morgen früh trete ich meine Reise an, wobei ich voraussetze, daß Sie mir dazu die Gelegenheit verschaffen werden.“

„Natürlich, natürlich,“ sagte Herr von Schrenk, dessen sittliche Entrüstung bei Herminens würdiger Haltung etwas in's Wanken gekommen war.

Er zog dabei seine Brieftasche und indem er zwischen zwei Cassenscheinen von hundert und hundertfünfzig Gulden wählte, nahm er beide und reichte sie mit den Worten hin: „Mit Ihrem Unterrichte war ich sehr zufrieden und da Sie einige außergewöhnliche Unkosten gehabt haben, soll es mir angenehm sein, Ihnen ein kleines Geschenk zu machen.“

„Ich danke Ihnen,“ entgegnete Hermine, „mein Honorar für drei Monate beträgt fünfundsiebzig Gulden, meine Reise wird ungefähr fünfundzwanzig Gulden kosten, ich nehme daher diesen Cassenschein von hundert Gulden ohne Zögerung an, weil mir das Geld zukommt, aber ein Geschenk verlange ich nicht von Ihnen, denn Ihre Handlungsweise wird mir doch im Gedächtniß bleiben. Kann ich jetzt die gnädige Frau sprechen?“

Herr von Schrenk suchte Herminen auf jede Weise von einem nochmaligen Zusammentreffen mit seiner Frau abzuhalten, aber Hermine ließ sich nicht irre machen. Sie war entschlossen, ganz offen gegen Frau von Schrenk sich auszusprechen, und indem sie Herrn von Schrenk mit einem Blick der Verachtung entließ, begab sie sich nach dem Zimmer der Familie, wo sie nicht ohne einiges Herzklopfen an die Thür pochte. Die Stimme, welche Herein rief, war so fest und ruhig, daß sie ihre Fassung wiedergewann.

Sie trat in das Zimmer — die gnädige Frau war nicht allein. Zwei Damen befanden sich bei ihr zum Besuche und bevor Hermine noch ein Wort sagen konnte, sprach jene in ruhigem Tone: „Sie kommen wohl, um Abschied zu nehmen, Fräulein Degeling. Mit Bedauern habe ich von meinem Manne vernommen, daß Sie beunruhigende Nachrichten von den Ihrigen erhalten haben. Hoffentlich wird sich Alles zum Besten wenden. Ich gebe Ihnen volle Freiheit, bei Ihrer Familie so lange zu bleiben, als Sie es für nöthig halten.“

Die beiden Damen, welche zum Besuche waren, blickten mitleidig auf die arme Erzieherin, die solche traurige Nachrichten von zu Hause empfangen hatte, und Hermine hatte augenblicklich nicht so viel Geistesgegenwart, um ein Wort der Rechtfertigung sagen zu können.

„Ich danke Ihnen, gnädige Frau,“ war Alles, was sie sagen konnte und damit ging sie fort, nachdem Frau von Schrenk ihr nochmals mit Theilnahme in Blick und Stimme das Beste zugewünscht und die beiden Damen sie ebenfalls mitleidig gegrüßt hatten.

Erst als sie außerhalb des Zimmers war, fiel ihr ein, was sie hätte sagen sollen, aber nun war es zu spät, sie war in die Schlinge gefallen, die Frau von Schrenk so überraschend gelegt hatte, sie hatte ohne Wissen und Willen in der Komödie mitgespielt. Noch einmal zurückzukehren ging nicht an und eine bessere Gelegenheit bot sich jedenfalls nicht wieder. Die gnädige Frau würde schon gesorgt haben, daß sie nicht mehr allein zu sprechen war.

Mit dieser Ueberzeugung ging Hermine auf ihr Zimmer, packte alle ihre Habseligkeiten in einen Koffer und ließ diesen nach dem Zimmer bringen, welches Herr von

Schrenk für sie genommen hatte, unter dem Vorwande, daß das Fräulein am andern Morgen sehr früh abreisen müsse und die Kinder davon wach werden könnten.

Dem Kellner war es ganz egal, es war ein Zimmer extra, mit extra Bougies, die Hermine sofort anzündete, um einen Brief an ihre Schwester zu schreiben.

Sie schilderte dieser in ergreifenden Worten die Trostlosigkeit ihrer Lage, theilte ihr mit, daß durch das unglückselige Zusammentreffen mit Philipp Erlen ihre Stellung untergraben worden und sie jetzt auf verletzende Weise entlassen sei; sie schrieb ihr auch, daß Philipp Erlen so tief gesunken sei, um in einer Art von Komödie, die zugleich Kaffeehaus sei, als Sänger zu wirken, und doch, setzte sie bei, sei er mehr zu beklagen, als zu verurtheilen, denn der Verdacht, welcher von Reizenort auf ihm laste, sei unbegründet und er wolle Alles beweisen. Zum Schlusse kündigte sie ihrer Schwester Leonie an, daß sie den Eltern nicht zur Last fallen wolle und daher einige Tage bei ihr ein Unterkommen erbitte. Sie möge den Pastor Stein darum fragen und diesem würdigen alten Freunde überhaupt Alles mittheilen, was sie ihr in diesem Briefe gemeldet habe.

Nachdem Hermine diesen Brief geschrieben hatte, fühlte sie sich sehr beruhigt; sie verließ noch einmal ihr Zimmer, um von den Kindern der Familie Schrenk Abschied zu nehmen, aber sie fand die Thür verschlossen und als sie leise anklopfte, öffnete das Kindermädchen ein wenig und flüsterte heraus: die gnädige Frau lasse freundlich bitten, daß sie die Kinder nicht mehr stören möge; dieselben wären in dem Glauben, daß sie bereits abgereist sei, was die gnädige Frau für das Zweckmäßigste gehalten habe.

Zweiundzwanzigstes Capitel.

Madame Bosquet ist fort!

Das war die große Neuigkeit, die den andern Tag ganz Ostende erfüllte. Madame Bosquet, die hübsche Sängerin aus dem Fromman'schen Café chantant, war plötzlich, ohne Mitwissen des Directors, ja ohne Mitwissen des Herrn Bosquet nach Amsterdam gereist. Der Vorfall wurde natürlicherweise mit den verschiedenartigsten Einzelheiten vermehrt und ausgeschmückt, obgleich eigentlich Niemand den wahren Sachverhalt kannte.

Fromman betrachtete die Angelegenheit einfach vom geschäftlichen Standpunkt und hatte gar nicht die Absicht, die Sache ruhen zu lassen. Philipp glaubte, seine letzte Unterredung könne zu dem plötzlichen Entschlusse der Sängerin mitgewirkt haben. Die Mitglieder der Gesellschaft waren der Ansicht, daß der Baron von Stahl mit dem Vorfall in Verbindung stehe, obgleich derselbe bereits mehrere Tage vorher abgereist war. Im Publicum meinte man, sie sei mit der Behandlung ihres Gatten unzufrieden gewesen. So sehr nun auch die Meinungen über den Grund ihrer Abreise auseinander gingen, wurde dieselbe doch durch Niemand bezweifelt und Fromman befand sich in großer Verlegenheit. Da er selbst zufällig sich nicht ganz wohl befand, war er nicht im Stande, die Flüchtige zu verfolgen, und als er die Polizei zu Hilfe rufen wollte, machte diese große Schwierigkeiten, weil seine Contracte, ebenso wie das Verhältniß zwischen Herrn und Madame Bosquet, gerichtlich nicht viel Geltung hatten und man daher nicht wußte, wie die Sache angefaßt werden sollte. Das Einzige, was der Polizeicommissär zu thun versprach, war, daß er sofort nach Rotterdam telegraphiren und die dortige Polizeidirection ersuchen ließ, die ankommende Dame einige Tage aufzuhalten. Der Commissär rieth sodann, Fromman möge der Flüchtigen nachreisen, und da der Impresario in Folge eines Falles nicht im Stande war, die Reise selbst zu unternehmen, so gab ihm der Commissär den Rath, jedenfalls sofort einen Stellvertreter zu schicken, da die Umstände durchaus nicht gestatteten, irgend etwas Weiteres gegen Rosa Everard zu unternehmen. Fromman erklärte sich damit einverstanden und begab sich wieder nach seiner Wohnung.

Inzwischen fuhr das Dampfboot von Antwerpen nach Rotterdam und die Passagiere hielten sich des kalten und nebligen Wetters wegen in der Cajüte auf. Es war einer jener widrigen Regentage, an welchen Alles schmutzig aussieht und welche in jenen Gegenden selbst im hohen Sommer mitunter vorkommen.

Erst nachdem die Passagiere sich mit ihren Reisetaschen und dem kleinen Handgepäck unten wohnlich eingerichtet hatten,

besahen sie sich gegenseitig und manche waren nicht wenig erstaunt oder verwundert über die Gesellschaft, die sie gefunden hatten.

Mehr jedoch wie Hermine Degeling konnte Niemand unter den anwesenden Passagieren verwundert sein, denn sie bemerkte plötzlich, daß sie sich in der Gesellschaft von mehreren Personen befand, die sie gern auf hundert Schritt entfernt gewünscht hätte. An ihrer linken Seite, mitten auf der Bank, saß Niemand anders, als die reiche Waise, Frau Duval, von einer Menge Schachteln und Päckchen umringt, die mit Geschenken aus Paris für ihre Bekannten angefüllt waren. An der Seite der Frau Duval saß deren Gemahl, an dem Alles, von der Mütze bis zum Stiefel, nach der neuesten Pariser Façon war.

Etwas entfernt davon zog eine Dame Herminens Aufmerksamkeit auf sich, die sich in eine Ecke zurückgezogen hatte. Die Kleidung derselben war derart, daß man sie für eine Prinzessin hätte halten können, wenn nicht hier und da einige Einzelheiten derselben, namentlich aber Haltung und Blick der Dame, eine andere Vermuthung hätten aufkommen lassen. Auch das Körbchen, welches sie mit sich führte, und das übrige kleine Gepäck verrieth, daß sie keine Dame der großen Welt sei.

Hermine befand sich einigermaßen in Verlegenheit und blickte deshalb eifrig in das vor ihr liegende Buch, in welchem sie allerdings die Buchstaben nur gedankenlos anstarrte. Als sie zufällig wieder einmal den Kopf nach der Dame rechts wendete, erkannte sie Madame Bosquet, die vermeintliche Gattin Philipp's. Auch Rosa erkannte Hermine sofort und die beiden Mädchen sahen sich einen Augenblick mit sehr verschiedenen Empfindungen in die Augen. Rosa blickte lauernd, als sei sie bei irgend einem Unrecht ertappt, auf Hermine, während letztere sich wiederholt die Frage stellte, ob es wohl möglich sei, daß diese Frau den guten und offenherzigen Philipp bestricken konnte und sie wünschte sehnlich ihre Zweifel durch directe Fragen lösen zu können.

Vielleicht hätten die beiden Mädchen es beim gegenseitigen Anstarren bis zum Ende der Reise bewenden lassen, denn Hermine würde es kaum über sich gewonnen haben, mit einer Kaffeehaussängerin ein Gespräch anzuknüpfen, wäre ihnen nicht ein Zufall zu Hilfe gekommen, den Herr Duval herbeiführte.

Dieser hatte nämlich kaum die prächtig gekleidete Dame mit den ungezwungenen Manieren bemerkt, als er sofort überzeugt war, eine echte Pariserin vor sich zu sehen, und da er neuerdings keine Gelegenheit vorübergehen ließ, um sich in französischer Sprache über die Herrlichkeiten der Weltstadt zu unterhalten, so beeilte er sich auch jetzt, die Dame anzureden. Rosa war jedoch durchaus nicht in der Stimmung, auf ein derartiges Gespräch einzugehen; sie gab daher nur einige kurze und wenig höfliche Antworten und da dies den zudringlichen Enthusiasmus Victor Duval's nicht abschreckte, so ertheilte sie ihm endlich eine so dreiste und ungezogene Antwort, daß er sich sofort zurückzog und seine Meinung über die Dame gänzlich änderte. Nachdem sie jene Antwort gegeben hatte, wendete Rosa das Gesicht ab und traf zufällig mit Herminens Blick zusammen, welche unwillkürlich Zeugin des seltsamen Zwiegesprächs gewesen war und ein Lächeln nicht unterdrücken konnte.

Die gutmüthige Rosa fühlte sich hierdurch angezogen, und da sie ohnehin wünschte, aus dem Bereiche der Pariser Erinnerungen des Herrn Duval zu kommen, so rückte sie näher zu Hermine und wendete sich an diese mit der Frage: „Wenn ich nicht irre, haben wir uns in Ostende gesehen?“

Hermine erröthete, einmal wegen des Charakters der Person, die mit ihr ein Gespräch anknüpfte, und dann auch wegen der Erinnerung, die in ihr wachgerufen wurde.

„Ja,“ entgegnete sie, „aber nur sehr flüchtig.“

„Gott sei Dank!“ sagte nun Rosa aufathmend, indem sie mit den Augen auf Duval deutete, der sich wieder an der Seite seiner Frau niedersetzte und dieser die Bemerkung zuflüsterte, daß die Dame nichts Besonderes zu sein scheine.

„Wozu brauchtest Du sie anzureden!“ sagte verdrießlich die reiche Waise und zog den Shawl etwas höher, wobei sie unfreundlicher als je aussah.

„Ich dachte, ich hätte sie in Paris gesehen,“ entgegnete Victor.

„Hast Du denn noch nicht genug von Paris?“ erwiderte seine Frau. „Mit wem

plaudert sie denn jetzt? Ist das nicht die Gouvernante der Familie, mit der wir gereist sind?"

„Das ist möglich; sie scheinen miteinander bekannt zu sein. Wahrscheinlich einerlei Sorte," meinte Victor Duval und zog sein Pariser Reisehandbuch hervor, um nachzulesen, wie hoch die Julisäule sei.

Nach einem unbedeutenden Gespräche hatten sowohl Rosa wie Hermine wieder geschwiegen. Nachdem die Sängerin ihre Reisegefährtin noch eine Weile aufmerksam betrachtet hatte, kam ihr der Gedanke, daß diese vielleicht um Philipp Erlen's Willen nach Ostende gereist sei, und da sie gewohnt war, die gesellschaftlichen Verhältnisse aus einem ganz andern Gesichtspunkte zu betrachten wie andere Menschen, so nahm sie keinen Anstand, eine Frage an Hermine zu richten, die im Munde jeder andern Dame rücksichtslos gewesen wäre. Sie sagte: „Philipp Erlen scheint Sie sehr zu interessiren?"

Hermine erröthete bis an den Hals, indem sie erwiderte: „Ich kenne seine Familie sehr gut und er die meinige."

„Ist das Alles?" entgegnete Rosa ungläubig, „und woher kam denn die außerordentliche Erregung, die er bei Ihrem Anblicke gar nicht verbergen konnte. Anfänglich wollte er an jenem Abende gar nicht auftreten und ich merkte sogleich, daß Ihre Gegenwart dies Alles bewirkte. Eine bloße Bekanntschaft aus früherer Zeit würde ihn wohl kaum so verwirrt haben. Oder halten Sie den Beruf eines Sängers für so unehrenhaft?"

„Seine ganze Stellung ist zweideutig," sagte Hermine zögernd.

„Inwiefern?"

Hermine antwortete anfänglich nicht. Nach einigen Augenblicken jedoch sagte sie sehr verlegen: „Man erzählt, daß er verheirathet sei."

„Die Ankündigungszettel sagten es," versetzte Rosa, „aber das Papier ist geduldig. An der ganzen Heirath ist kein wahres Wort, und es war nichts weiter, als eine Speculation des Herrn Fromman, daß wir als Herr und Madame Bosquet auftraten. Daß es nur eine Komödienheirath war, geht schon daraus hervor, daß ich die Gesellschaft allein verlassen habe."

„Sie haben die Gesellschaft verlassen?" rief Hermine verwundert aus.

„Ja," entgegnete Rosa, „ich habe ein besseres Engagement in London erhalten, und darum ging ich fort."

„Und Philipp Erlen?"

„Nun, ich denke, er wird auch nicht mehr lange bleiben, denn Fromman ist ein Intriguant, der seine Mitglieder ausnutzt, und da ich vor meiner Abreise meine Schulden bezahlt habe, so wird Herr Bosquet nicht lange mehr zum Bleiben verpflichtet sein."

„Und Sie reisen ganz allein?" fragte nun Hermine.

„Ganz allein," versetzte Rosa, aber in demselben Augenblicke wechselte sie mit einem Herrn am andern Ende der Cajüte einen vielsagenden Blick, und da sie gleich darauf bemerkte, daß dieser Blick von Herminen entdeckt war, glaubte sie, eine Erklärung geben zu müssen, indem sie sagte: „Dieser Herr war auch in Ostende und kam fast jeden Abend zu Fromman; daher kenne ich ihn."

Die beiden Mädchen schwiegen darauf eine Weile, aber Rosa fand dies langweilig und sie begann das Gespräch wieder mit der Frage: „Sind Sie denn ganz allein seinetwegen nach Ostende gereist?"

Hermine entgegnete, daß sie keineswegs gewußt habe, wo Philipp Erlen sich aufhalte und ganz zufällig mit ihm in Ostende zusammengetroffen sei. Im weiteren Verlaufe des Gespräches konnte Rosa an der Wahrheit dieser Mittheilung nicht zweifeln und sie mußte den Roman, den sie sich ausgedacht hatte, wieder aufgeben. Nichtsdestoweniger setzte sie die Unterhaltung über Philipp Erlen fort und erkundigte sich, ob es wahr sei, daß derselbe einen steinreichen Großvater zu beerben habe. Sie erzählte dann, ihr Bruder habe sehr gewünscht, sie mit Erlen verheirathet zu sehen, daß jedoch weder Herr Bosquet noch sie selbst daran gedacht hätten, diesen Plan auszuführen. „Wären wir hier nicht von allen Seiten beobachtet, so würde ich Ihnen den Beweis dieser Behauptung durch ein Schriftstück von seiner Hand geben können," sagte sie später; „sobald das Wetter sich etwas aufgeklärt hat, kann ich Ihnen dasselbe oben zeigen."

Hermine meinte plötzlich, daß sie es nicht lange mehr in der dumpfigen Cajüte aushalten könne, und in der That bedurfte sie etwas frischer Luft, um ihre nervöse Aufregung abzukühlen. Ein paar Herren brach-

ten die Nachricht, daß es oben trocken sei und Hermine ging, von Rosa gefolgt, hinauf.

Die frische Luft that ihr gut und sie fühlte überhaupt, daß ihre Stimmung sich bedeutend aufheiterte.

„Wollen Sie den Beweis sehen?" begann die sprechlustige Rosa, indem sie das Briefchen hervorzog und, während Hermine las, mit einer gewissen Spannung beobachtete, welchen Eindruck dasselbe auf diese hervorbrachte.

„Und wozu schrieb er Ihnen einen solchen Brief?" fragte Hermine mit einigem Mißtrauen.

„Ich verlangte es von ihm, weil mein Bruder der Ansicht war, daß ich die Heirath nicht wollte. Uebrigens hat das Briefchen für mich auch noch eine andere Bedeutung, denn ich habe nun Schwarz auf Weiß, daß ich nicht Frau Bosquet bin, was mir unter Umständen sehr zu statten kommen kann. Denken Sie sich zum Beispiel, daß Fromman mich durch Vermittelung Bosquet's zurückverlangen wollte, so kann ich ganz einfach beweisen, daß er dazu kein Recht hat. Aber wahrhaftig," unterbrach sich die gesprächige Sängerin, „ich erzähle Ihnen viel zu viel."

Allerdings war Rosa von einer seltenen Offenherzigkeit und ohne daß Hermine sie fragte, berichtete sie ihr nach und nach so viele Einzelheiten über Philipp und dessen Verkehr mit ihr, daß hinlänglich daraus hervorging, wie falsch die Vermuthungen Herminens in Bezug auf das ganze Verhältniß waren.

Mit wachsender Verwunderung hörte Hermine die vertraulichen Mittheilungen Rosa's, deren Erlebnisse durchaus verschieden von dem waren, was ihr bisher nahe getreten war. Sie konnte zwar noch immer kein besonderes Interesse für die Sängerin fassen, aber ihre Geringschätzung verminderte sich doch, als sie erkannte, daß jene sich nur darin von anderen Frauen unterschied, daß sie nichts nach der Meinung der Welt fragte und so viel als möglich die Lichtseite des Lebens aufsuchte. Freiheit und Unabhängigkeit gingen Rosa über Alles, und Hermine, die soeben erst die Bitterkeiten der Abhängigkeit kennen gelernt hatte, fühlte fast eine Art Neid, als sie die sorglose heitere Sängerin beobachtete.

„Bevor wir scheiden," sagte Rosa mit einemmale, „und da Sie Bosquet doch besser kennen als ich und ihn vielleicht früher wiedersehen werden —"

„Das glaube ich nicht," warf Hermine ein.

„Nun dann haben Sie doch Gelegenheit, ihm zu schreiben; wollen Sie einen Auftrag an ihn übernehmen?"

„Es fragt sich, welcher Art?"

„Die Sache ist sehr einfach. Hier ist ein Blatt Papier, auf dem eine Adresse steht, an welcher ihm gelegen ist. Wollen Sie ihm dasselbe geben oder zusenden? Ich glaube, daß Sie ihm dadurch einen großen Gefallen erzeigen werden."

Hermine zögerte, da sie glaubte, daß es sich um Rosa's Adresse handelte, aber sie konnte ihr doch den kleinen Dienst nicht abschlagen und nahm das Blatt Papier aus Rosa's Händen, die sofort wieder über andere Dinge sprach.

Vor der Ankunft des Bootes kam Rosa noch einmal auf diesen Gegenstand zurück.

„Wenn Sie an Erlen schreiben," sagte sie, „so theilen Sie ihm mit, daß ich meine Schuld an Fromman bezahlt habe, sonst betrügt dieser ihn noch."

„Aber ich versichere Ihnen," wendete Hermine ein, „daß ich ihn vielleicht niemals wiedersehen und auch niemals ihm schreiben werde."

„Mein bestes Fräulein," entgegnete Rosa, „dann werden Sie gerade durch meine Aufträge eine prächtige Veranlassung dazu haben. Wirklich, Bosquet fühlte mehr für Sie, als Sie glauben, und er ist ein guter Mensch; ich möchte einen solchen Mann wohl haben."

Hermine erröthete wieder und gab keine Antwort.

Endlich kam das Boot in Rotterdam an. Die Passagiere eilten hin und her und bekümmerten sich um ihr Gepäck. Auch Rosa that dies und Hermine sah zu ihrer Verwunderung, daß dieselbe mit dem Herrn aus Ostende einige Worte wechselte. Aber noch viel höher stieg ihr Erstaunen, als die Sängerin, nachdem sie von ihr herzlichen Abschied genommen und ihr nochmals Grüße an Erlen aufgetragen hatte, in Begleitung dieses Herrn das Boot verließ und mit ihm in einen Wagen stieg, auf welchem bereits das beiderseitige Gepäck aufgeladen war.

Hermine war inzwischen mit den andern Passagieren an's Land gestiegen und es war ihr weiter nicht aufgefallen, daß ein Polizeidiener hier und da einige Fragen an die Ankommenden richtete. Als er fragte, woher sie komme, erwiderte sie: „Von Ostende," und obgleich die weitere Frage, wo sie logiren werde, ihr einigermaßen befremdend vorkam, so gab sie doch rasch die Antwort: „Im Berliner Hof," und freute sich, als sie endlich ohne weitere Belästigung mit dem Gepäckträger auf dem Wege nach dem Gasthofe war.

Dort angekommen, verlangte sie ein Zimmer und wünschte sich bald zur Ruhe zu begeben. Vorher jedoch legte ihr der Kellner die Fremdenliste vor und bat sie, doch ja alle Rubriken darin auszufüllen. Sie that dies mit Ausnahme des Zieles ihrer Reise, und als der Kellner wiederholt darauf aufmerksam machte, daß sie auch diese Rubrik ausfüllen müsse, antwortete sie ungeduldig: „Es hängt ganz von Umständen ab, wohin ich von hier reise."

Der Kellner verließ sie hierauf etwas zögernd, aber eine halbe Stunde nachher kehrte er mit einem Polizeiinspector zurück, der ihr mittheilte, daß die Polizei das Ziel ihrer Reise kennen müsse, da sie im andern Falle verpflichtet sei, irgend Jemand zu nennen, der für sie bürge.

So ungerechtfertigt alle diese Maßregeln schienen, waren sie doch nur das Ergebniß einer Verwechslung, und da die Polizeidirection zu Rotterdam in ihr die einzige Dame gefunden hatte, die ohne Begleiter mit dem Dampfboote von Antwerpen und weiter von Ostende angekommen war, so bereitete man ihr alle diese Schwierigkeiten, um sie für einige Tage aufzuhalten.

Hermine war nicht wenig über diese Maßregeln aufgebracht. Da sie sich nicht gern auf ihren Vater berufen wollte, so gab sie den Pastor Stein zu Wimpfen als Bürgen an und der Polizeiinspector verließ sie mit der sehr höflichen Bemerkung, daß sie sich ruhig in Rotterdam aufhalten könne, bis die Polizei die Antwort des Pastors Stein empfangen habe. Hermine setzte sich sofort nieder und schrieb einen Brief an Leonie, worin sie dieser das Vorgefallene mittheilte und die dringende Bitte aussprach, daß Pastor Stein nach Rotterdam kommen und ihr aus aller Verlegenheit helfen möge.

Dreiundzwanzigstes Capitel.

Im Pfarrhause zu Wimpfen hatten sich inzwischen ernsthafte Ereignisse zugetragen. Der Pastor hatte eines Tages einen Besuch bekommen und nachdem er einen Augenblick mit demselben lateinisch geredet hatte, ersuchte er Leonie, was sonst niemals geschah, ihn und den Fremden allein zu lassen, und als dieser, der ein Studienfreund des Pastors und jetzt Professor in Utrecht war, fortging, vergaß der sonst so höfliche Stein, seinen Gast zu begleiten; der Professor zog die Thüre des Pfarrhauses selbst hinter sich zu und war fast eben so ergriffen wie dieser selbst über die Dinge, die er ihm hatte sagen müssen. Der alte Mann weinte wie ein Kind. Daß Karl sein Leben lustig verbrachte, wußte er längst, denn er hatte zu viel Menschenkenntniß, um dies nicht zu bemerken oder sich allzusehr darüber zu wundern, aber daß Karl so lebte, wie er nun gehört hatte, hatte er sich doch nicht gedacht. Sein Sohn stand auf dem Punkte, relegirt zu werden, und der Professor hatte es räthlich gefunden, den alten Freund zu warnen, damit dieser den Sohn vor der Katastrophe nach Hause kommen lasse, da Karl vielleicht dann später seine Studien wieder beginnen konnte.

Der Pastor war sogleich entschlossen, den Rath des Freundes zu erfüllen, obgleich er noch nicht recht wußte, auf welche Weise er seinen Sohn zu einem andern Leben führen könne. Junge Männer von zweiundzwanzig Jahren sind keine Kinder mehr und daher war es eine gewagte Sache, den verdorbenen Studenten unter strenger Aufsicht auf dem Lande zu halten. Ihn sich selbst zu überlassen, ging auch nicht, eine Stellung war für ihn schwer zu finden, denn wer nimmt einen jungen Mann mit einer solchen Vergangenheit.

Stein hatte mit seinem alten Studienfreunde alle möglichen Mittel erwogen und endlich war er zu dem Entschluß gekommen, daß es das Beste sei, wenn Karl nach Wimpfen käme, wo dann der tägliche Einfluß seine verkehrten Neigungen bekämpfen solle, eine Hoffnung, die der Vater seinem Sohne gegenüber so gern aufrecht erhielt.

Stein blieb noch lange Zeit, nachdem sein Freund fortgegangen war, was Leonie gar nicht bemerkt hatte, eine Beute düsterer Betrachtungen über sein verlorenes Le-

bensglück. Alle seine Hoffnungen in Bezug auf seinen einzigen Sohn waren plötzlich vernichtet und die Befürchtungen, die er bisher nicht wollte aufkommen lassen, zeigten sich als traurige Wirklichkeit. Sein Sohn war ihm als einer der verdorbensten jungen Leute auf der Universität geschildert worden, und wenn er der Katastrophe nicht zuvorkam, konnte er erleben, daß derselbe schimpflich relegirt wurde. Nun erst fühlte Stein die ganze Hülfslosigkeit seines unglücklichen Zustandes; Predigten verfassen und vortragen, seinen gesellschaftlichen Umgang aufrecht erhalten, ja selbst seine Studien fortsetzen, war ihm bisher, wenn auch mit gebrechlichen Hülfsmitteln, geglückt, aber seinen Sohn von dem Wege des Verderbens zurückleiten, ihn zur Besserung zu führen, dazu konnte er keine fremde Hülfe anrufen, das mußte er selbst übernehmen. Er war ein alter blinder Mann, der seinem Sohne nicht ernsthaft in das Gesicht sehen konnte, um zu prüfen, welchen Eindruck seine ermahnenden Worte ausübten. Nun fühlte er, was er niemals in dieser Weise eingesehen hatte, daß die Aufgabe, eine Gemeinde zu erbauen, leichter ist, als diejenige, ein einzelnes Herz für das Gute zu gewinnen, daß die Erziehung eines Kindes schwieriger ist, als die Seelsorge für eine ganze Gemeinde, und es machte sich ein Gefühl der Reue bei ihm geltend über all die Sorge, die er für Andere verwendet hatte, während er dasjenige, was seiner Sorge am nächsten anvertraut war, verwahrlost hatte.

Eine Stunde war vergangen und Leonie, welche unruhig wurde über den lange währenden Besuch, wagte es, an der Thüre des Studirzimmers zu lauschen. Alles war todtenstill, und da sie erwartet hatte, ein lebhaftes Gespräch zu hören, so glaubte sie nun, die beiden Herren seien vielleicht in den Garten gegangen und wollte eben die Thüre öffnen, als sie den Pastor Stein mit einem tiefen Seufzer sagen hörte: „O Gott, o Gott, warum prüfst Du mich so hart! Hättest Du mir lieber mein Kind genommen, als daß es mir so erhalten blieb!“

Leonie begriff Alles. Sie hatte es bereits vermuthet, als der Professor sich angemeldet hatte und sie ersucht worden war, ihn mit dem Pastor allein zu lassen. Endlich war also der Kelch übergelaufen und es war geschehen, was sie lange erwartet hatte. Man hatte den Pastor gewarnt. Den vollen Umfang der traurigen Nachricht kannte sie noch nicht; sie vernahm ihn erst, nachdem sie in das Studirzimmer eingetreten war, was dem Pastor Gelegenheit gab, sein Herz auszuschütten. Der alte Mann bedurfte eines theilnehmenden Herzens in seinem Leide und er fand dies nicht nur bei Leonie, sondern sie gab ihm auch Trost und Hoffnung wieder. Ohne Karl's Handlungsweise zu beschönigen, wußte sie dem Vater die Aussicht zu eröffnen, daß er zum Guten zurückkehren und daß Alles sich wieder zum Bessern wenden werde. Sie berief sich auf das Beispiel vom verlorenen Sohne und da sie Welt und Menschen wenig kannte, trug sie ihre Ansichten mit so viel Ueberzeugung vor, daß Stein wirklich die Meinung gewann, er habe die Sache etwas zu schwarz gesehen. Bei sich selbst war Leonie allerdings noch immer etwas zweifelhaft in Bezug auf Karl's Besserung. Die einzige That: daß er seinen blinden Vater betrügen wollte, galt ihr als Beweis, daß er unrettbar verloren sei. Aber wozu sollte sie den Greis noch mehr betrüben, und da es einmal beschlossen war, daß Karl in das Pfarrhaus zurückkehren solle, so war es jedenfalls das Beste, wenn man den Muth nicht sinken ließ, und Leonie vergaß alle Sorgen und Unannehmlichkeiten, die ihr bevorstanden und dachte nur daran, wie sie dem alten Herrn Hoffnung machen solle, daß sein Einfluß von günstiger Wirkung auf Karl sein werde.

Als letzterer anlangte, war die Begegnung zwischen Vater und Sohn natürlich nicht sehr angenehm. Der Pastor war zu verständig, um sogleich mit der Thüre in's Haus zu fallen, und Karl hatte sich vorgenommen, abzuwarten, bis sein Vater die Angelegenheit zur Sprache bringe. Der erstere beschränkte sich daher darauf, seinem Sohne zu sagen, daß er ihn seines Lebenswandels wegen für's erste im Hause behalten wolle, und nachdem er ihn auf diese Weise ernsthaft und ruhig empfangen hatte, verließ er das Zimmer und ließ seinen Sohn mit der Haushälterin allein.

Diese saß am Fenster und war so eifrig mit einer Handarbeit beschäftigt, daß sie von der ganzen Unterredung nichts gehört zu haben schien. Karl ärgerte sich über sich selbst, er trommelte an den Fenster-

scheiben, betrachtete die Bilder an der Wand, rückte hier und da etwas zurecht, goß sich ein Glas Wasser ein und suchte auf alle mögliche Weise den Hauptgegenstand seiner Gedanken durch allerlei alltägliche Bemühungen zu vergessen oder wenigstens zu verbergen.

Ein kleiner Zank wäre ihm in diesem Augenblicke willkommen gewesen, um seinem Verdruß als Ableitung zu dienen, und vielleicht mit der Absicht hierzu begann er das Gespräch, indem er Leonie fragte: „Wo bewahrt der Alte seine Cigarren auf?"

Es erfolgte keine Antwort.

„Antwortet man hier nicht, wenn etwas gefragt wird?"

Dasselbe Stillschweigen.

„Wenn ich hier meine Zeit mit einem Blinden und einer Taubstummen zubringen soll, wird es eine sehr angenehme Partie werden. Hören Sie einmal, Fräulein Leonie."

„Herr Karl?"

„Wir müssen einander das Leben etwas angenehmer zu machen suchen."

„Wenn das Ihre Absicht ist, werden Sie gewiß Ihren Vater sehr glücklich machen."

„Warum hat er mich auch nach Hause kommen lassen? Was gewinnt er dabei? Nichts. Wer hat ihm den hübschen Plan an die Hand gegeben? Waren Sie das, Fräulein Leonie?"

„Sie wissen wohl, daß ich mich mit solchen Dingen nicht befasse."

„Ich weiß gerade das Gegentheil, aber sie sollen keine Freude an Ihrem Plane haben. Daß ich hierbleibe, ist für die Dauer unmöglich, aber einstweilen werde ich mir hier das Leben so angenehm wie möglich machen."

„Ich dachte, Sie hätten gesagt, daß wir uns gegenseitig das Leben angenehm machen wollten."

Karl sah die Haushälterin mit einiger Verwunderung an. Gegenseitig? Aber sofort begriff er den wahren Sinn der Worte, die er anfänglich unrichtig auffaßte und frug spottend: „Und was wird Fräulein Leonie Degeling thun, um mir das Leben angenehm zu machen?"

„Zuvor möchte ich wissen, was Herr Karl Stein thun will?"

„Sie anbeten," sagte Karl.

„Von mir ist keine Rede; ich meine, wie Sie es anfangen wollen, um Ihrem Vater, der doch bereits so unglücklich ist, sein einziges Lebensglück wiederzugeben?"

„Ich denke, ich werde ihn in Ruhe lassen, so lange er mir nicht lästig fällt."

„Das ist ein edles Betragen von einem Sohne seinem Vater gegenüber. Ich dachte, es bestehe ein Band der Liebe und Dankbarkeit."

„Sie moralisiren nicht schlecht, aber ich mache Sie darauf aufmerksam, daß es mir nicht einfällt, mich hier als Schuljungen behandeln zu lassen; es war eine verfluchte Albernheit von dem Alten, mich nach Hause zu holen, und wenn er denkt, daß ich ihm hier noch viel Vergnügen machen und den gehorsamen Sohn spielen soll, irrt er sich gewaltig. Ich werde ihm und Ihnen das Leben so sauer machen, daß Sie die Tage herbeisehnen sollen, an welchen Sie mich wieder los werden. Sie mögen meinetwegen in Ohnmacht fallen und der Alte einen Schlaganfall kriegen, so bleibt es dabei und ich habe mein letztes Wort gesagt."

Anstatt zu antworten, wie Karl gedacht und gehofft hatte, gab Leonie nicht das geringste Zeichen, daß sie über seine Rede in Ohnmacht fallen wolle; sie bewahrte völlig die Ruhe, welche sein Ausfall verdiente, und Karl, der heftig im Zimmer auf- und abging, beruhigte sich ebenfalls von selbst wieder.

„Sagen Sie mir nun, wo die Cigarren sind," sagte er in ganz anderem Tone.

„Ihr Vater hat sie in seinem Studirzimmer."

„So holen Sie ein Päckchen oder bringen Sie ein ganzes Kästchen voll mit."

Leonie stand auf und verließ das Zimmer.

Wenn sie so anfängt, dachte Karl, will ich sie schon laufen lassen, bis sie müde wird; sie soll doch zuletzt die Geduld verlieren.

Einige Augenblicke später kam Leonie mit fünf Cigarren zurück.

„Ihr Vater sagt, daß Sie täglich fünf Cigarren erhalten können," sagte sie.

„Das werde ich ihm schon anders beibringen. Holen sie einmal meine Pantoffeln aus dem Koffer. Hier ist der Schlüssel."

Karl warf ihr mit diesen Worten den

Schlüssel zu, der vor Leonie auf den Boden fiel; aber sie zeigte nicht die geringste Absicht, ihn aufzuheben.

„Sie werden mich verbinden, wenn Sie das, was ich von Ihnen verlange, sofort thun."

„Ich werde es gar nicht thun. Die Cigarren habe ich geholt, um Ihren Vater vor Ihrem Besuche zu bewahren, denn in Ihrer jetzigen Stimmung würde dieses vielleicht keine guten Folgen gehabt haben, aber glauben Sie deshalb nicht, daß ich Ihr Dienstbote bin."

„Wozu sind Sie denn sonst hier, als um uns zu bedienen, oder bilden Sie sich vielleicht ein, daß Sie hier zum Vergnügen in Condition sind?"

Leonie schwieg wieder. Es war ein kritischer Augenblick für Karl. Gab er den Streit auf, so war es auch für die Zukunft ausgemacht, daß Leonie ihm zu stark war, aber um seinen Willen durchzusetzen, hätte er ein Mittel haben müssen und dies gebrach ihm. Wie sollte er sich aus der falschen Stellung ziehen? Leonie schien gar nicht einmal daran zu denken. Ruhig setzte sie ihre Arbeit fort und würdigte Karl weder eines Wortes noch eines Blickes.

„Fräulein Degeling," sagte Karl nach einer Pause des Stillschweigens, „Sie scheinen ganz und gar zu vergessen, daß unser Verhältniß ein vollständig anderes geworden ist, als da wir Kinder waren. Damals spielten wir zusammen und waren gleich, jetzt sind Sie die Haushälterin."

„Ihres Vaters, Herr Stein," entgegnete Leonie.

„Ganz recht, und da ich der Sohn meines Vaters bin, so habe ich das Recht, Dienste von Ihnen zu fordern. Ich wünsche, ich befehle, daß Sie meine Pantoffeln holen. So lange ich außer dem Hause wohnte, war es mir gleichgültig, welche Rolle Sie hier beliebten zu spielen, aber da ich nun hier bin und vorderhand hierbleiben muß, habe ich nicht die Absicht, mich unter Ihre Curatel zu stellen. Ich verlange, daß meine Rechte respectirt werden."

Leonie rührte sich nicht; sie fand Karl Stein mit seinen schönen Redensarten lächerlich, aber sie behielt diese Bemerkung für sich, um die Sache nicht zu verschlimmern.

„Bin ich Ihnen keiner Antwort mehr werth?" fragte Karl.

Die Arbeit, welche Leonie in den Händen hatte, schien beendet, wenigstens stand sie auf, faltete das Oberhemd, welches sie ausgebessert hatte, sorgfältig zusammen und verließ das Zimmer, indem sie Karl allein ließ mit seinem Kofferschlüssel, der noch immer auf demselben Platze am Boden lag, wo er ihn hingeworfen hatte.

Dieses Fortgehen war zwar nicht schmeichelhaft für Karl und zeigte wenig Gehorsam für seine Befehle, aber es half ihm doch aus seiner falschen Stellung. Leonie hatte das Feld geräumt und mit diesem Gedanken hob er den Schlüssel auf und setzte sich mit dem Ausdruck zurückgehaltener Verbissenheit auf das Sopha.

So viel Karl Stein auch wissen mochte und so wüst er auch in Utrecht gelebt hatte, eigentlich war er noch ein Kind. So lange er in Rothenburg lebte, war er als der Pastorensohn mit Nachsicht behandelt worden. Sein Vater hatte ihn in allen möglichen classischen Gegenständen unterrichtet, aber niemals daran gedacht, ihn zu einem Menschen zu erziehen. Daher kam es, daß der junge Student niemals daran gedacht hatte, dem Leben auch eine ernsthafte Seite abzugewinnen. So bewies auch sein Betragen Leonien gegenüber, daß er weder von gesellschaftlichen Zuständen, noch von den Rechten der Frau einen Begriff hatte. Er war ungezogen gewesen wie ein Schuljunge und jetzt erwachte in ihm die Ueberzeugung, daß er Leonien nicht gewachsen sei und wie ein Knabe ihr gegenüber gestanden habe.

Diese Ansicht wurde von Tag zu Tag lebendiger bei ihm, denn trotzdem, daß er eine sehr hohe Meinung von sich hatte und den alten Prediger mit seiner Haushälterin tief unter sich achtete, gelang es ihm doch nicht, ihnen gegenüber eine Haltung zu finden. Sein Zorn machte auf keines von beiden die geringste Wirkung und sobald er sich abgekühlt hatte, und ein Gespräch anfangen wollte, behandelte man ihn mit milder Freundlichkeit, als habe er seine Schuld eingestanden und um Vergebung gebeten.

Er wollte sich zerstreuen und fand keine Gelegenheit dazu. Die Familien zu Wimpfen waren nicht sehr bereit, ihn zu empfangen, Credit besaß er nicht und Geld zu Zerstreuungen noch weniger; immerfort spazieren zu gehen, gefiel ihm auch nicht. Mehrmals versuchte er es mit der Fische-

rei, aber zu seiner Ehre sei es gesagt, daß auch dies Vergnügen ihm bald widerstand und so kam er doch zuletzt wieder nach Hause, lief im Garten umher, stierte durch die Fenster oder versuchte in der Küche ein Gespräch anzuknüpfen, wo man ihn jedoch auch nicht besonders gern sah. Acht Tage, vierzehn Tage, ein Monat gingen auf diese Weise hin.

Pastor Stein setzte, durch Leonie unterstützt, sein Leben scheinbar ruhig fort, indem letztere seine Predigten aufschrieb und ihm die Zeit dadurch hinbringen half, daß sie ihm seine Lieblingsschriftsteller vorlas. Aus Langerweile wohnte Karl mitunter diesen Abendunterhaltungen bei und hörte zu oder blätterte in einem Buche aus der Bibliothek seines Vaters. Mit sich selbst im Widerstreite begann er sogar einige Achtung für dieses Mädchen zu empfinden, welches seinen Vater so treu verpflegte, aber dies bessere Gefühl mußte stets den Ausbrüchen von Wuth und Zorn weichen, die sich zwar verminderten, aber durchaus noch nicht ganz verschwunden waren.

Dieser ganze Zustand war für Karl unhaltbar, und um demselben ein Ende zu machen, trat er eines Tages in seines Vaters Studirstube und sagte: „Darf ich endlich einmal wissen, wie lange dieser Scherz noch dauern soll?"

„Welcher Scherz?"

„Mich hier gefangen zu halten. Ich bin nun zweiundzwanzig Jahre alt und muß etwas werden in der menschlichen Gesellschaft; ich will Dir hier nicht ewig in Wimpfen Gesellschaft leisten."

„Es ist auch gar nicht meine Absicht, das von Dir zu verlangen."

„Wie lange soll ich denn noch hier bleiben?"

„So lange es Dir gefällt."

„Aber es gefällt mir hier durchaus nicht.'

„Die Thüre steht immer offen."

„Was meinst Du damit?"

„Was ich sage. Ich will mein Kind nicht zwingen, in Dienste zu treten, ich will Dich nicht außer Landes schicken und verstoßen, ich lasse Dir vollkommene Freiheit zu gehen, wohin Du willst."

„Eine schöne Geschichte. Ich habe keinen Gulden in der Tasche. Wohin soll ich gehen?"

„Gesetzt, daß ich Dir Geld gebe, was würdest Du damit thun?"

„Nun, was Andere damit thun."

„Du hast bewiesen, daß Du ebensowenig den Werth davon kennst, wie den Werth des Lebens, der Gesundheit, der Kenntnisse und aller Vortheile, die Du vor Anderen voraus hast. Ich wollte Dir Gelegenheit geben, darüber ein wenig nachzudenken, aber wie mir scheint, hast Du dazu noch nicht genug Zeit gehabt."

„Und wenn ich fortlaufe?"

„Ich habe Dir schon gesagt, daß Dir dies ganz freisteht."

„So gieb mir nur Geld."

„Laß uns nicht weiter von Geld mit einander reden, Du findest hier Alles, was zum Leben nöthig ist, gefällt Dir dies nicht, so magst Du selbst auf andere Weise für Deinen Unterhalt sorgen, und ich bin überzeugt, daß Du mit dem, was Du verdienst, weniger ruchlos bist, als mit dem, was Dir geschenkt wird."

„Ich erhalte also niemals etwas?"

„Niemals ist vielleicht zu viel gesagt. Wenn ich einsehe oder Beweise habe, daß Du auf andere Gedanken gekommen bist, wollen wir weiter darüber reden."

Karl ging fort und sprach an diesem Tage kein Wort mehr. Da er nun die Ansichten seines Vaters kannte, sah er ein, daß er in anderer Weise Rath schaffen müsse.

Wer in den nächsten Tagen in dem Pfarrhause zu Wimpfen gewesen wäre, hätte bemerken können, daß Karl Stein seine Blicke häufig lange auf der Haushälterin ruhen ließ. In diesen Blicken lag weder Liebe noch Haß, sie hatten etwas Lauerndes, Berechnendes, und dem verständigen Mädchen entging dieser Ausdruck nicht.

Karl wußte, daß sein Vater Geld im Hause hatte und er war zu dem Entschlusse gekommen, entweder mit Leonie's Beihülfe oder durch deren gänzliche Entfernung sich den Zugang zu der väterlichen Kasse zu bahnen. Das Beste schien ihm, daß er sie zu seiner Bundesgenossin machte. Alle Frauen sind gleich, dachte er, und wenn er dem Mädchen Reue zeigte, Besserung gelobte und die Aussicht eröffnete, daß sie dereinst seine Frau werden solle, hoffte er, sie für sich zu gewinnen. Wenn Leonie erst gewonnen war, so machte sich alles Uebrige von selbst und zwischen Verlobung und Trauung lag so viel Zeit, daß Karl sich weiter keine Sorgen machte.

Eines Tages, es war ein herrlicher Sommertag, begann er die Ausführung seines Planes und brachte fast den ganzen Tag im Garten mit Lesen zu, ebenso die folgenden Tage; heimlich hatte er sich einige Bändchen Romane mitgenommen, welche er las, zum Schein aber nahm er mehrere wissenschaftliche Werke mit, als ob er eifrig beim Studiren wäre. Leonie war über diese Veränderung einigermaßen verwundert; sie that jedoch keine Aeußerung deshalb, da sie überzeugt war, daß Karl selbst ihr die Ursache mittheilen werde, und wirklich sagte er am dritten Abend, als er sie allein im Zimmer traf, wie halb zu sich selbst: „Ich glaube, daß mir solch ein Leben für die Dauer doch besser gefallen würde.“

„Sie arbeiten?“ fragte Leonie, welcher die ganze Umänderung etwas verdächtig vorkam.

„Ja,“ versetzte er, „ich habe mit meinem Vater gesprochen und sehe nun ein, daß dies Leben nicht immer dauern kann. Ich will ihn zu bewegen suchen, daß er mich meine Studien fortsetzen läßt, und ich hoffe, daß Sie mir behülflich sein werden, ihn dazu zu bestimmen.“

„Wenn es Ihr Ernst ist, ganz gewiß.“

„Ich glaube, Sie haben an meiner Besserung mehr Antheil, als Sie es vielleicht denken.“

Leonie schien diese Worte nicht zu hören, wenigstens sie nicht richtig aufzufassen, und Karl hielt es daher für nöthig, ihr dieselben ein wenig näher zu erklären.

„Wenn man sieht,“ sagte er, „mit welcher Liebe und Sorgfalt Sie meinen Vater verpflegen, müßte man sehr gefühllos sein, sollte man in Ihnen nicht etwas mehr sehen, als in den meisten andern Frauen und Mädchen.“

„Ich würde meine Pflicht versäumen, wenn ich anders handelte als ich thue,“ antwortete Leonie sehr kühl und ließ sofort darauf folgen: „Es ist schon spät und Ihr Vater wird nicht wissen, was ich thue; ich werde zu ihm gehen.“

Mit diesen Worten verließ sie das Zimmer. Karl merkte zwar, daß die Sache nicht so rasch vorwärts ging, als er gehofft hatte, aber es war doch nun eingeleitet und er erwartete das Beste von dem Erfolg.

Während des Abendessens wußte Karl einen Gegenstand des Gesprächs anzuregen, der seinen Vater interessirte und so entstand diesmal eine allgemeine Unterhaltung.

„Ich bin etwas müde,“ sagte Karl später, „und will deshalb zu Bett gehen.“

„Müde?“ fragte der Prediger. „Wo bist Du denn gewesen?“

„Nicht weit,“ entgegnete Karl gleichgültig und wünschte seinem Vater und Leonie „Gute Nacht.“ Er sah ein, daß es eine bessere Wirkung machen werde, wenn er die Erklärung der Haushälterin überließ.

„Was hat Karl gethan?“ fragte der Pastor, nachdem sein Sohn hinaufgegangen war.

„Er hat beinahe den ganzen Tag mit seinen Büchern in der Laube zugebracht.“

„Sollte er wirklich zur Einsicht kommen!“ sagte Stein mit einem Seufzer.

„Wenigstens sagte er vorhin, daß er sein Leben ändern wolle.“

„Du sagst dies so ungläubig, Leonie.“

„Ach, Herr Pastor, mit guten Vorsätzen ist der Weg zur Hölle gepflastert.“

„Ja Kind, so ist es, aber wir wollen von unserm Nebenmenschen nicht das Schlimmste denken, vielleicht meint es Karl ernsthaft mit der Besserung.“

„Ich will es von Herzen hoffen,“ entgegnete Leonie, indem sie bei sich selbst die Bemerkung machte, daß der Pastor in diesem Falle mehr Vater als Menschenkenner war.

An diesem Abende schüttete der Pastor Stein sein Herz in einem inbrünstigen Gebete zu Gott für seinen Sohn aus und zu derselben Zeit dachte Leonie an die Anspielungen, welche Karl heute gemacht hatte, und sie brachte dieselben in Verbindung mit dem Gedanken an den Entschluß, den sie in Bezug auf Pastor Stein's Antrag fassen wollte, wenn derselbe nach seiner Wiederherstellung auf denselben zurückkommen würde. Sie hatte zwar versprochen, sich ganz dem Rathe ihrer Mutter zu unterwerfen, aber sie fühlte jetzt doch, daß der rechte Entschluß nur von ihr selbst ausgehen konnte.

Da Leonie ihre Gedanken über diese wichtige Angelegenheit Niemand mittheilen konnte, so hatte sie sich ein Tagebuch angelegt, wohinein sie des Abends mit wenigen Worten ihre Gedanken schrieb, um sie später mit neuen Einfällen und Ueberlegungen vergleichen zu können.

Gewöhnlich brachte sie des Abends noch eine Stunde mit dieser Beschäftigung zu und an diesem Abende mußte sie erst eine Zeit lang an ihrem Schreibtische sitzen, um die Eindrücke kurz zusammenzufassen. Auch Karl Stein bekam darin seinen Platz. Ich glaube, schrieb Leonie, daß Karl sich in den Kopf gesetzt hat, mir den Hof zu machen. Wenn er es ernsthaft meint, ist er thöricht, denn er muß doch einsehen, daß ein Mädchen mit gesundem Verstande für ein Wesen wie er ist, keine Liebe fassen kann. Meint er es nicht ernsthaft, so ist er noch thörichter, weil er alsdann zu denken scheint, er sei im Stande, mich zu betrügen und mir vielleicht Liebe einzuflößen. Wahrscheinlich ist es ein Versuch, mich für ihn einzunehmen, oder mir Mitleid für ihn einzuflößen. Zu welchem Zwecke? Gewiß zu keinem guten. Zu etwas Gutem ist er nicht im Stande und seine ganze Bekehrung ist sonst nichts als Heuchelei. Ich mag ihn trotzdem nicht zu rauh zurückstoßen, ich will ihm keine Ursache geben zu einem bleibenden Bruch, weil eine Zeit kommen könnte, wo unser Zusammenleben unmöglich würde. Das Beste wird sein, wenn ich ihn bei Zeiten merken lasse, daß ich weder so albern bin, mich von ihm betrügen zu lassen, noch so thöricht ihn zu lieben. Wenn ich ihm vorsichtig beibringe, daß ich eine andere Heirath in Aussicht habe, so wird er vielleicht bei Zeiten aufhören, mir den Hof zu machen.

Drei Tage später schrieb Leonie in ihr Tagebuch: Karl hat mir eine Liebeserklärung in aller Form gemacht, er scheint nicht begriffen zu haben, was ich ihm nicht undeutlich zu verstehen gab, daß meine Hand bereits versagt sei. Fast möchte ich meinen, daß er es wohl begriffen hat, aber darin kein Hinderniß für seine Absichten erkennt. Ich könnte dadurch auf Vermuthungen kommen, die für ihn schändlich und für mich beleidigend sind, lieber nehme ich an, daß er meinen Worten keinen Glauben schenkt. Uebrigens legt es der arme Junge so ungeschickt wie möglich an; er meint, daß man mit Complimenten über Schönheit, Talente und Kenntnisse das Herz einer Frau erobern könne; wir mögen dafür zwar nicht unempfindlich sein, zuerst fragen wir aber doch, wer der Mann ist, der uns schmeichelt, und wenn derselbe Karl Stein heißt, so ist die Gefahr nicht sehr groß. Und doch fürchte ich, daß ich noch zu freundlich und wohlwollend gegen ihn gewesen bin. Anstatt ihm meine Hand sofort zu entziehen, ließ ich sie so lange in der seinigen, bis er ausgesprochen hatte. Ich weiß nicht mehr genau, was ich ihm dann antwortete; ich weiß nur, daß er darauf die unsinnige Bemerkung machte, es habe nichts zu sagen, ob ich frei sei oder nicht. Welche Meinung hat dieser junge Mann von Welt und Menschen, daß er so im Sturm eine Frau untreu machen zu können glaubt. Ich will nicht mehr an ihn denken, denn er ist entweder ein thörichter Knabe oder ein charakterloser Mann; sein Name soll nicht mehr in mein Tagebuch geschrieben werden, denn er wird nie eine Rolle in meinem Leben spielen können.

Karl Stein ließ seinen Vorsatz jedoch nicht fallen. Leonie war zu gutmüthig, um Jemand schroff entgegenzutreten und da sie noch immer nicht wußte, ob sie nicht durch die Verheirathung mit Pastor Stein in ein enges verwandtschaftliches Verhältniß mit dessen Sohn treten werde, so zögerte sie, ihn gradezu zurückzustoßen. Mit den halben Andeutungen, daß ihre Hand bereits versagt sei, war Karl nicht geradezu abzuschrecken. Wenn er nur gewußt hätte, wer dieser andere Freier war! Es kam Niemand in das Pfarrhaus zu Wimpfen und es mußte daher wohl ein Bekannter aus früherer Zeit sein. Nach längerer Ueberlegung kam er zu der Vermuthung, Philipp Erlen müsse der Bevorzugte sein, und da er nun die Ueberzeugung hatte, daß dieser nie wieder zurückkehren werde, so tröstete er sich mit der Hoffnung, seinen Plan doch noch durchzusetzen und Leonie zur Bundesgenossin für seine Pläne gegen den alten Pastor zu machen.

Mehr und mehr schien es jedoch, daß Leonie durchaus nicht geneigt war, diese Bundesgenossin zu werden. Alle seine Heuchelei führte zu Nichts, und da er der Rolle müde wurde, die er nun schon so lange ohne Erfolg gespielt hatte, so beschloß er, den Zustand der Dinge mit Gewalt zu ändern und einen Gewaltstreich zu wagen, bei welchem er Alles auf's Spiel setzte.

Vierundzwanzigstes Capitel.

Leonie schrieb in ihrem Tagebuche. Es war heute der Geburtstag ihres Vaters.

Den ganzen Tag über hatte sie in Gedanken in dem häuslichen Kreise, wie er früher in Rothenburg bestand, zugebracht; sie hatte sich so lebendig in diese Erinnerung vertieft, daß sie das Bedürfniß fühlte, ihrem Herzen Luft zu machen und sie schrieb eine Seite nach der andern, sodaß es bereits sehr spät geworden war, als die Thüre zu ihrem Zimmer ohne Geräusch geöffnet wurde und Karl Stein hereintrat.

„Herr Stein! Was verlangen Sie? Was wollen Sie hier?“ fragte sie aufstehend, und in ihrem Tone klang sowohl Angst als Zorn hindurch.

„Ich will ungestört mit Ihnen einen Augenblick sprechen,“ entgegnete er.

„Sie wissen sehr gut, daß dazu hier der Ort nicht ist; ich ersuche Sie, sogleich fortzugehen oder ich rufe die Dienstboten.“

„Sie werden verständiger sein, denn Sie sehen wohl ein, daß ich nicht mit einer bösen Absicht hierher komme, sondern weil ich ein ernstes Gespräch mit Ihnen wünsche.“

„Morgen.“

„Morgen wird vielleicht keine Gelegenheit mehr dazu sein, ich bitte Sie darum, mich jetzt zu hören; ich habe absichtlich bereits eine Stunde in dem Zimmer hier nebenan zugebracht, um sicher zu sein, daß Niemand von unserem Gespräche etwas wisse.“

„So sagen Sie denn sogleich, was Sie zu sagen haben,“ fiel Leonie ihm rasch in die Rede, während sie neben dem Tische stehen blieb, augenscheinlich, um diese nachtheilige Zusammenkunft nicht länger als durchaus nöthig dauern zu lassen.

„Leonie,“ sagte Karl, „ich gehe fort, ich kann es nicht länger hier im Hause aushalten, ich gehe in die weite Welt.“

„Morgen werde ich Ihnen darauf antworten.“

„Nein, diese Nacht noch verlasse ich dieses Haus; ich wollte aber nicht fortgehen, ohne Sie aus zwei Gründen gesprochen zu haben. Der erste ist, daß ich Ihretwegen fortgehe; ich liebe Sie aufrichtig, Leonie.“

„Herr Stein!“

„Ich will jetzt darüber nichts sagen; ich wollte nur, daß Sie wüßten, warum ich fortgehe. Aber um fortzugehen und nicht als Bettler umherzuschweifen, bedarf ich einer kleinen Summe Geldes. Ich habe Ihrem Vater einmal dreihundert Gulden geliehen und bedarf jetzt dieses Geldes. Hier ist der Schuldschein und Sie können es vorstrecken.“

„Sie vergessen die Bedingung, die mein Vater dabei gemacht hat, überlesen Sie den Schuldschein noch einmal genau.“

„Daß ich darauf einging, geschah aus Zartgefühl, ich begriff damals, daß Ihr Vater das Geld sehr nöthig hatte und wollte ihm aus der Verlegenheit helfen; jetzt muß ich das Geld zurückhaben und morgen ist es zu spät. Sie haben die Schlüssel meines Vaters in Verwahrung, und wenn Sie selbst bange sind, das Geld zu holen, so geben Sie mir nur die Schlüssel, ich werde sie Ihnen wieder zustellen.“

„Also kommen Sie mitten in der Nacht zu mir, um sich der Schlüssel Ihres Vaters zu bemeistern? Das ist edel und muthig. Vielleicht haben Sie gar Waffen bei sich für den Fall, daß ich Ihr Verlangen verweigere!“

„Spotten Sie nicht, Leonie, was ich thue, geht auch mir gegen das Gefühl, aber ich muß fort, ich kann nicht täglich in der Nähe eines Wesens leben, das ich liebe und das meine Liebe nicht erwiedert, ich muß fort in die Welt, aber mein Vater verweigert mir das nothwendigste Geld; stehen Sie mir bei, daß ich mein Vorhaben ausführen kann und ich will ein besserer Mensch werden, um dereinst eines Herzens wie das Ihrige werth zu sein.“

Leonie zögerte, aber nur einen Augenblick, denn wenn sie sich auch hätte entschließen können, ihm das Geld zu geben, so konnte sie ihm doch nicht zur Flucht behülflich sein.

„Sprechen Sie morgen mit Ihrem Vater darüber,“ sagte sie.

„Morgen ist es zu spät und mein Vater wird meine Bitte abschlagen; jetzt, in diesem Augenblick muß ich das Geld haben, das ich Ihrem Vater geliehen habe und welches mir zukommt.“

„Welches Ihnen zukommt?“ wiederholte Leonie mit höchster Verwunderung; „wie dürfen Sie nur wagen, von diesem Gelde zu sprechen?“

„Ich glaube wohl, daß Sie und Ihr Vater wünschen möchten, von diesem Gelde, welches Sie mir abgeschwindelt haben, sei nie mehr die Rede!“ rief Karl, der seine Rolle als unglücklich Liebender plötzlich vergaß.

„So höre ich Sie lieber,“ antwortete

Leonie, „denn das ist Ihre wahre Natur. Sie sind hierher gekommen, um mir das Geld abzupressen, oder es vielleicht zu stehlen, aber nun verlange ich, daß Sie augenblicklich fortgehen, oder — " Leonie eilte nach der Klingel, aber die Schnur war abgeschnitten.

„Geben Sie sich keine Mühe, Fräulein Degeling," höhnte Karl, „dafür ist gesorgt und Sie würden verständiger thun, sich in das zu fügen, was ich verlange, anstatt Aufsehen machen zu wollen. Wir können die Sache in aller Stille zusammen abmachen: Sie geben mir die dreihundert Gulden, die Sie von Ihrem Vater oder vom Pastor, der Ihnen ja doch nichts abschlägt, wohl zurückverlangen können — mir ist dies einerlei, wenn ich nur Geld habe."

„Sie sind ein verächtlicher Mensch!"

„Schelten Sie soviel Sie wollen. Morgen können Sie die ganze Welt zusammenrufen, in diesem Augenblick aber muß ich Geld haben."

„Von mir erhalten Sie niemals welches."

Karl that einen Schritt vorwärts, ein schriller Angstschrei tönte durch das Zimmer, aber Karl lachte darüber und sagte: „Sie wissen sehr wohl, daß Niemand Sie hören kann. Der Alte hätte ihnen kein so abgelegenes Zimmer geben sollen. Seien Sie also verständig und geben Sie, was ich verlange, oder ich gebrauche Gewalt."

„Schurke!"

Karl sprang nach dem Schreibtische, den Leonie noch nicht geschlossen hatte.

Sie wollte ihm zuvorkommen, aber er hatte bereits seine Hand auf die Platte gelegt und suchte mit der andern ein Fach zu öffnen.

Leonie versuchte mit verzweifelndem Muthe seine Hände wegzudrängen und es entstand ein Ringen, wobei Karl zu seiner Verwunderung erkannte, daß er es nicht mit einem schwachen Mädchen zu thun hatte, denn die Töchter des Bürgermeisters Degeling waren von Jugend an in allen Leibesübungen auferzogen, worüber man in Rothenburg oft genug die Achseln gezuckt hatte.

Als Karl ihre Uebermacht empfand, gerieth er in die höchste Wuth und fiel wie ein Rasender über das junge Mädchen her.

Leonie schleuderte ihn mit Gewalt von sich, er strauchelte und griff im Fallen nach dem Secretär, welcher in's Wanken gerieth und endlich mit einem schweren Schlage zu Boden fiel, wobei alles, was darauf stand, mit der Lampe herabgeschleudert wurde.

Die Kammer war plötzlich dunkel geworden. Leonie, halb außer sich vor Schreck und Angst, erwartete einen neuen Ueberfall, aber sie hörte nur das Fluchen und Stöhnen des jungen Stein, der vergeblich versuchte, unter dem Secretär hervorzukommen.

„Mein Bein, mein Bein," stöhnte er, „o Gott, mein Kopf!"

Diese wenigen Worte erklärten Leonie sofort die Lage der Dinge. Beim Scheine des Mondes suchte sie nach einem Mittel, um Licht zu machen, und nachdem sie eine Kerze angezündet hatte, entdeckte sie die gräßliche Unordnung, welche Karl durch seinen Fall verursacht hatte. Ihn selbst sah sie unter dem Schreibtische liegen und unfähig, sich zu rühren. Mit großer Anstrengung glückte es ihr, ihn aus der peinlichen Lage zu befreien und ihm behülflich zu sein, sich niederzusetzen.

Zorn und Angst waren aus ihrer Seele gewichen und die Gefühle der Reue und des Mitleids beseelten sie. Sie suchte Karl Muth einzusprechen. Sie erkannte jedoch bald, daß sein Fall schlimmere Folgen gehabt hatte, als sie anfänglich vermuthet, und so unangenehm es ihr auch war, mußte sie sich doch entschließen, die Dienstboten herbeizurufen.

Bald waren sämmtliche Bewohner des Pfarrhauses auf den Beinen; es wurde sogleich nach dem Arzte geschickt und dieser fand, daß eins von Karl's Beinen gebrochen und das andere stark beschädigt war; die Verletzung am Kopfe hatte nicht viel zu bedeuten. Er mußte jedoch äußerst behutsam behandelt werden, und Leonie willigte daher sofort ein, daß ihre Stube dem jungen Stein überlassen wurde, wo man ihn sorgfältig auf das Bett legte. Wie die Sache sich zugetragen, was vorhergegangen war, weshalb Karl in nächtlicher Stunde auf Leonie's Zimmer kam, konnte Niemand begreifen. Die Unordnung, welche durch seinen Fall entstanden war, hatte Leonie zwar rasch einigermaßen beseitigt, aber man hatte sie doch bemerkt und die Dienstboten dachten bei sich selbst, sie wüßten wohl, was sie davon zu halten hätten. Nur der Pastor begriff Nichts

davon; man hatte es nicht für nöthig gehalten, dem alten blinden Manne die Einzelheiten genau mitzutheilen und noch viel weniger, ihn herbeizuholen. Er erfuhr nur, daß Karl gefallen sei und sich so schwer beschädigt habe, daß man fürchte, sein Bein sei gebrochen. Als er die näheren Umstände wissen wollte, hieß es, sein Sohn sei sehr früh aufgestanden, um zum Fischen zu gehen und in der Dunkelheit sei er gefallen. Dasselbe erzählte man auch im Dorfe und Jeder glaubte davon, was ihm gut dünkte.

* * *

So vergingen sechs Wochen. Im Dorfe hatte man den ganzen Vorfall bereits vergessen und das Abbrennen einer Mühle gab zuletzt einen willkommenen neuen Stoff her für das gesellige Gespräch.

Im Pfarrhause allerdings bildeten die Folgen des Ereignisses noch immer den Hauptgegenstand des Interesses und jede Spur von Besserwerden in Karl's Zustande wurde mit großer Genugthuung als ein wichtiges Ereigniß besprochen.

„Für das erste Mal geht es wirklich gar nicht schlecht," sagte Leonie, nachdem sie Karl beigestanden hatte, auf Krücken in das Wohnzimmer zu kommen, wo er sich langsam auf ein Sopha niederließ. Der Pastor wendete den Kopf nach der Seite, wo sein Sohn lag, um sich so viel als möglich aus dem, was er hörte, eine Vorstellung über das zu bilden, was er nicht sehen konnte.

„Wie geht es, Karl?" fragte er theilnehmend, indem er langsam auf seinen Sohn zuging und mit der Hand über dessen Stirne strich; „es war eine förmliche Gefangenschaft, nicht wahr, mein Sohn?"

„Ja, Vater," antwortete Karl mit einer Stimme, die ganz anders klang, wie vor ein paar Monaten. Das Krankenlager, die ausgestandenen Schmerzen, die geistige Ruhe und der völlig veränderte Umgang hatten Karl zu einem ganz anderen Menschen gemacht, nicht allein in seinem äußeren Erscheinen, sondern auch inwendig, dies bewies schon der Ton, in welchem er sprach. Die ganze Art und Weise, wie er mit seinem Vater und Leonie umging, zeugte von einem gesunden Zustande des Herzens.

„Liegen Sie gut so," fragte Leonie, indem sie ihm noch ein Kissen unterschob.

„Vortrefflich, Leonie, vortrefflich, ich fühle mich ganz wohl und die Sonne scheint auch so schön!"

„Ja," erwiderte der Pastor, als Karl plötzlich abbrach, „danach sehne ich mich auch recht. Der Professor sagt, daß die Zeit für die Operation noch nicht vorbei ist, obgleich es besser gewesen wäre, wenn ich sie im vergangenen Monat hätte vornehmen lassen, aber das konnte doch nicht sein; ich hoffe, daß es nun in vierzehn Tagen geschehen soll, wenn Deine Besserung so fortschreitet. Die arme Leonie wird dann aus einer Krankenstube in die andere wandern können."

„Bedauern Sie mich nur nicht," sagte hierauf Leonie, „ich bin doch noch am Besten daran, denn ich bin gesund, und da Alles so glücklich abgelaufen ist, danke ich Gott, daß ich wenigstens etwas dazu thun kann, um —" um das wieder gut zu machen, was ich schlimm gemacht hatte, wollte sie beifügen, aber sie bedachte, daß sie nach einem langen und ernsthaften Gespräch mit Karl diesem versprochen hatte, niemals auf die Ereignisse jener unglückseligen Nacht zurückzukommen. Auch seinen Vater hatte er gebeten, jenes Ereigniß nicht zu berühren und, obgleich der alte Herr wohl merkte, daß irgend etwas Besonderes vorgefallen sein mußte, so beschloß er doch, abzuwarten, bis er gelegentlich einmal die Wahrheit entdecken würde.

Karl sprach den Wunsch aus, daß Leonie etwas vorlesen möge; sie that dies gern, aber sie unterbrach sich doch von Zeit zu Zeit, um dem Patienten kleine Dienste zu leisten, die Kissen zurechtzulegen, Feuer für seine Cigarren zu reichen u. dergl. Sie betrachtete Karl ganz anders als früher; die Verachtung, die sie für ihn gehabt hatte, war gewichen, und da sie sich bei dem Vorfalle mit dem Secretär selbst mehr Schuld zuschrieb als sie hatte, so suchte sie durch liebreiche Verpflegung und Aufopferung wieder gut zu machen, was sie ihrer Meinung nach damals im Zorne verbrochen hatte.

Nach und nach sah sie Karl mit ganz anderen Augen an, und da jede Frau ohne Unterschied alle anderen Gefühle dem Mitleiden unterordnet, so betrachtete sich bald dieselbe Leonie Degeling, die von ihrer frühesten Kindheit an eine Abneigung gegen Karl Stein gefühlt hatte, als dessen Schwester, die den Leidenden nicht ansehen konnte,

ohne ihn zu bedauern und sich selbst Vorwürfe zu machen, und Karl, der früher nur Liebe für sie geheuchelt hatte, um sein Ziel zu erreichen, sah sie jetzt gleichfalls mit ganz anderen Augen an. Ihre Hülfe war ihm unentbehrlich und nachdem sie fast sechs Wochen lang seine einzige Gesellschaft gewesen war, hatte er sich auch bereits an ihre Gegenwart so gewöhnt, daß er sie nicht mehr entbehren zu können glaubte.

Der alte Pastor hatte sich so viel wie möglich eingeschränkt, um dem Sohne seine Pflege nicht zu entziehen; stundenlang saß er an dessen Bette und belauschte den Athem des Schlafenden, um Leonie, die ihre häuslichen Geschäfte besorgte, sogleich zu benachrichtigen, wenn er erwachte.

Seit Karl im Pfarrhause eingezogen war, hatten sich noch weniger Besucher dort eingefunden als früher; man fand den blinden Pastor etwas langweilig, aber doch kam sonst Einer oder der Andere zuweilen, um ein Stündchen mit ihm zu plaudern. Nun aber kam fast Niemand mehr.

Als die Zeit heranrückte, daß die Operation geschehen sollte, hatte der Pastor um Entbindung von seinen Amtspflichten auf einige Zeit nachgesucht und sein Gesuch war ihm sofort bewilligt worden. Dadurch gerieth er immer mehr in Vergessenheit, namentlich, da auch der Hülfsprediger alle Gaben besaß, um ihn in Schatten zu stellen. Das Einzige, was Pastor Stein Vortheil gebracht hatte, war seine Blindheit, denn der bloße Gedanke daran bewirkte bei vielen Frauen schon, daß sie vor Rührung bei seinen Predigten weinten.

Bald sollte Stein auch diesen letzten Vortheil verlieren, denn da Karl's Genesung gute Fortschritte machte, beschloß der Professor, der ihn vom Staar befreien sollte, die Operation nicht länger zu verschieben.

Karl's Aufenthalt im Wohnzimmer war der Vorbote dafür, daß der Pastor in kurzer Zeit die Kankenstube beziehen sollte. Vorerst blieben sie allerdings noch einige Tage zusammen, und trotz der unglücklichen Lage, in der sich Beide befanden, fühlten sie sich doch sehr erfreut durch die neue Wendung ihres gegenseitigen Verhältnisses und Leonie verstand es, die Annäherung durch alle Mittel zu befördern. Während sie sich beeiferte, Beide zu versöhnen und den Keim zu legen, aus dem eine glückliche Zukunft entsprießen sollte, stieg sie selbst in Beider Achtung und Liebe. Pastor Stein fühlte mehr und mehr, daß er die Sorge und Anwesenheit Leoniens nicht mehr entbehren könne, und sein früherer Entschluß, sie zur Frau zu nehmen, befestigte sich mehr als je, während Karl das weibliche Herz von einer andern Seite kennen lernte als zur Zeit seines Studentenlebens, und da Achtung die Grundlage aller Liebe ist, so entstand in ihm eine aufrichtige Liebe für die verständige, gutherzige, liebreiche und unermüdliche Leonie. Erst wollte er vollständig wieder hergestellt sein und dann durch Thaten beweisen, daß es ihm mit der Umkehr Ernst sei; er wußte, daß sein Vater jetzt keine Schwierigkeiten machen werde, ihn zur Universität zurückkehren zu lassen, aber zuvor wollte er ernsthaft und wohlmeinend Leonien das wiederholen, was er früher versucht hatte, sie fälschlich glauben zu lassen.

Der große Tag war da. Der Professor war mit ein paar Aerzten hinaufgegangen und Karl saß allein im Gartenzimmer, wo er in gespannter Erwartung auf Leonie wartete, die der Operation beiwohnte. Mit der einen Hand sich auf einen Stuhl stützend, mit der anderen an der Wand sich festhaltend, denn die Krücken waren bereits bei Seite gebracht, stand er an der geöffneten Thüre und lauschte auf jedes Zeichen, welches ihm verkündigen konnte, daß die Operation vorüber sei. Endlich hörte er die Thüre von seines Vaters Zimmer öffnen. Es war geschehen. Aber wie? Die Thür ging wieder auf, dann wieder; man lief hin und her. Ob es mißglückt war? Da kam Jemand die Treppe herab. Er hörte Leonie's rasche Fußtritte. Wenn es mißglückt wäre, würde sie so schnell nicht laufen.

„Gott sei Dank, er sieht!“ rief Leonie aus, indem sie Karl beinahe vor Freude um den Hals fiel, und in der Aufregung des Augenblicks gab sie ihm den Kuß, den sie vielleicht dem Pastor zugedacht hatte, und Karl erwiderte denselben.

„Ich weiß nicht was ich thue,“ sagte sie erröthend, und wirklich wußte sie nicht, was sie that, bis sie es gethan hatte.

„Was Sie thun, ist wohlgethan,“ sagte Karl.

„Ich wollte nur — ich wünsche Ihnen von Herzen Glück für den guten Verlauf,“

sagte sie, denn sie dachte, es sei besser, über die erste Aufwallung nicht weiter zu reden.

„Ich habe Sie richtig verstanden,“ antwortete Karl; „und er sieht also?“

„Er hat mich auf der Stelle erkannt, aber nun darf er in den ersten Wochen durchaus nicht sehen. Der Professor sagt, die Operation sei vollkommen geglückt; das wird ihm den Muth geben, diese traurige Zeit zu überstehen; ich werde unterdessen fortwährend bei ihm sein, weshalb Sie inzwischen sich ohne mich behelfen müssen.“

„Das werde ich wohl nicht können. Aber das ist das wenigste; ich bemitleide Sie, Leonie; was für ein Leben führen Sie hier bei uns! Es ist nicht zu ertragen.“

„Denken Sie doch an die barmherzigen Schwestern.“

„Aber Sie werden doch keine barmherzige Schwester werden wollen?“

„Warum nicht? Fehlen mir etwa die Fähigkeiten dazu?“

„Im Gegentheil; aber Sie besitzen andere Eigenschaften, die mehr werth sind als diese.“

„Ich muß nun wieder hinauf,“ sagte sie rasch, „ich bin nur gekommen, um Ihnen den Verlauf zu melden. Heute Mittag müssen Sie allein essen; ich habe Alles dafür angeordnet.“

Karl hatte Leonie's Hand ergriffen und schien sie nicht wieder loslassen zu wollen. Endlich mußte sie ihn bitten, daß er sie gehen lasse, denn mit Gewalt durfte sie sich nicht losmachen, weil ein kleiner Ruck ihn hätte fallen machen können.

„Sie haben recht; später können wir oft genug zusammen sein,“ sagte Karl, indem er die Hand losließ. Leonie gab keine Antwort mehr und ging eilig zur Thüre hinaus.

In demselben Augenblicke kam das Dienstmädchen herein und brachte einen Brief.

„Ich habe jetzt keine Zeit,“ rief Leonie, „lege ihn nur auf den Tisch,“ und sie beeilte sich, ihre Pflicht als Krankenpflegerin wieder zu erfüllen.

Karl war zu sehr mit dem kurzen Gespräch beschäftigt, welches er soeben geführt hatte, um auf den Brief zu achten; später kam das Mädchen, um den Tisch zu decken und legte den Brief auf den Schreibtisch des Pastors, weil ihr gesagt war, daß sie dort alle Papiere hinlegen solle. Dort lag er denn und Niemand dachte in diesen Tagen großer Aufregung im Pfarrhause an diesen Brief, mit Ausnahme der Schreiberin, die keine Antwort empfing.

Fünfundzwanzigstes Capitel.

Wer die Schreiberin war, hat der Leser bereits errathen; der Brief kam aus Rotterdam und war von Hermine geschrieben, die nun vergeblich auf Leonie's Antwort wartete, um aus ihrer mißlichen Lage herauszukommen.

Den ersten Tag, nachdem sie den Brief abgesendet hatte, konnte die Antwort nicht gut kommen, aber den zweiten Tag hoffte sie mit Sicherheit, daß der gute Pastor vielleicht mit Leonie in Rotterdam ankommen werde. Sie blieb daher den ersten Tag ruhig auf ihrem Zimmer, wo sie sich mit Lesen beschäftigte; der Mann, welcher den Auftrag hatte, alle ihre Ausgänge zu überwachen, hatte eine leichte Aufgabe und sie würde noch leichter gewesen sein, wenn er gewußt hätte, daß sie nicht die geringste Absicht hatte, auszugehen. Des Mittags dinirte sie auf ihrem Zimmer und der Kellner war beim Abräumen doppelt vorsichtig, weil er die Ueberzeugung hatte, daß nicht alles in Richtigkeit sei und sich erinnerte, daß man in der letzten Zeit viel von Betrügereien in Gasthöfen gehört hatte. Am zweiten Morgen, nachdem Hermine gefrühstückt hatte und eben überlegte, wie sie sich die Zeit bis zur Ankunft des Pastors Stein vertreiben solle, wurde stark an der Thüre geklopft, die darauf weit geöffnet wurde, um den Kellner hereinzulassen, der ankündigte, daß ein Herr da sei, um sie zu sprechen. Ein freudiges Erröthen überflog Herminens Gesicht; sie stand auf und wollte dem Besucher entgegen. Philipp Erlen stand vor ihr.

„Philipp!“

„Hermine, was thun Sie hier?“

„Was suchen Sie hier?“

„Ich suche Rosa — aber ich begreife nicht, Rosa wohnt doch hier.“

„Die französische Sängerin? Die ist gleich nach London durchgereist, soviel ich weiß.“

„Und Fromman sagte mir doch, daß sie hier wohne: Zimmer Nr. 17 in diesem Hotel. Hat man ihn, mich, oder Sie hintergangen?“

„Mich nicht, ich bin ganz freiwillig hier-

her gekommen und erwarte einen Brief aus Wimpfen, um zu erfahren, ob Leonie mich auf einige Tage logiren kann, denn ich bin nicht mehr bei der Familie von Schrenk."

„Davon bin ich wohl die Ursache."

„Das glaube ich nicht," antwortete Hermine gleichgültig, „obgleich das auch nichts an der Sache ändern würde. Aber erzählen Sie mir nun, wie Sie hierher kommen."

„Ich komme mit dem Dampfboote von Antwerpen. Denken Sie sich, Rosa ist weggelaufen."

„Das wird Sie verdrossen haben."

„Hermine!"

„Warum sind Sie ihr denn nachgereist?"

„In Fromman's Auftrag, der um jeden Preis seine erste Sängerin zurückhaben will, und da er selbst durch einen Unfall verhindert ist, so beauftragte er mich, die Sache auszuführen; ich würde dies verweigert haben, wenn ich nicht selbst fürchtete, daß das arme Geschöpf einen dummen Streich macht. Ich hatte zwar kein Recht, sie zurückzuhalten, aber wie Sie wissen, nannte sie sich meine Frau."

„Daraufhin konnten Sie nichts unternehmen, da Sie ihr ausdrücklich geschrieben haben, daß Sie sie nicht zur Frau verlangten."

„Woher wissen Sie das?"

„Ich bin mit ihr gereist und sie hat mir den Brief gezeigt."

„Jetzt begreife ich auch, wozu sie diesen Brief nöthig hatte."

„Gerade um alle Schwierigkeiten, die Sie oder Fromman ihr in den Weg legen könnten, hinwegzuräumen."

Philipp dachte einen Augenblick nach. „Das Mädchen ist schlauer, als ich dachte," sagte er. „Und ist sie allein durchgereist?"

„Sie stieg mit einem Herrn, mit dem sie während der Reise nur einige Blicke wechselte, in einen Wagen."

„Und nun hat man wahrscheinlich Sie, da Sie allein waren, an ihrer Stelle aufgehalten."

„Mein Gott," rief Hermine, „so hat man mich für diese — Sängerin gehalten? Dann begreife ich auch, weshalb die Polizei sich um mich bekümmert hat."

„Ich werde das Mißverständniß sofort aufklären," entgegnete Philipp, „Sie wären ohne dasselbe vielleicht schon längst abgereist."

„Doch nicht," meinte Hermine, „ich erwarte Antwort von Leonie. Vorgestern habe ich geschrieben und ich denke mir, daß Pastor Stein heute kommen wird, um mich abzuholen. Aber da vergesse ich fast, daß die Sängerin mir etwas für Sie gegeben hat."

„Doch keine Adresse?"

„Gerade eine Adresse."

„Sie hat also doch Wort gehalten: Amsterdam, Bahnstraße B 122," las Philipp, nachdem er das Papier von Hermine angenommen hatte.

„Was ist das für eine Adresse?"

„Sie steht in Verbindung mit dem Buchhalter des Herrn Fastemann. Da ich diese Adresse habe, hätte ich große Lust, nach Amsterdam zu reisen, anstatt zu Herrn Fromman zurückzukehren."

„Sie sind wohl noch in Fromman's Schuld?"

„Ich nicht, aber Rosa's Schuld geht auf meine Rechnung."

„Sie hat mir gesagt, daß sie ihre Schuld bezahlt habe."

„Dann bin ich frei und nun, da Sie mir die Adresse gegeben haben, hoffe ich Ihnen — doch davon später; erzählen Sie mir nun, durch welche Umstände Sie hierher gekommen sind."

Hermine theilte ihm eine erdichtete Erzählung mit über die Ursache, weshalb sie die Familie von Schrenk verlassen mußte. Philipp gab kaum Antwort darauf; er fühlte sehr wohl, daß die Sache einen andern Grund habe, aber da sie ihm denselben verschwieg, fragte er nicht weiter danach.

Sie plauderten noch eine geraume Zeit und es wurde Mittag, ohne daß Leonie ankam.

Hermine wagte nicht, den Gasthof zu verlassen, da sie fürchtete, daß inzwischen ihre Schwester ankommen könne.

Philipp ging nach dem Polizeibureau und nachdem er dort Aufklärungen gegeben, telegraphirte er an Fromman, Fräulein Rosa Everard sei spurlos verschwunden und die Polizei habe sich in der Person geirrt. Zugleich kündigte er an, daß er in Familienangelegenheiten eine Reise antreten müsse; drohte Fromman ihm mit Verfolgung, so stand es immer noch bei ihm, in seine Stellung zurückzukehren.

Je weiter der Tag vorrückte, um so geringer wurde die Aussicht, etwas aus Wimpfen zu vernehmen. Hermine wurde still und traurig, und Philipp versuchte alles Mögliche, um ihr Muth einzusprechen und sie aufzuheitern. Zu ihren Eltern wagte sie nicht zurückzukehren, denn aus den letzten Briefen, welche sie von dort empfangen hatte, ging deutlich hervor, daß der Erbürgermeister sich in einer sehr bedrängten Lage befand. Was sollte sie anfangen, wenn sie nicht schnell wieder eine Stellung fand? Wo sollte sie in der Zwischenzeit bleiben? Wenn Pastor Stein sich nicht über sie erbarmte, stand ihr kein Haus offen. Aber weder er noch Leonie ließen etwas von sich hören. Sie hatte doch deutlich geschrieben, daß die Schwester ihre letzte Zuflucht sei. War Leonie unzufrieden über die Ursache, weshalb sie die Familie von Schrenk verlassen hatte und mißtraute ihr selbst die eigene Schwester?

Als am folgenden Tage noch immer keine Nachricht aus Wimpfen anlangte, machte Philipp, welcher Hermine nicht sich selbst überlassen wollte, ihr den Vorschlag, noch einen Tag zu warten, alsdann wolle er sie, wenn keine Nachricht käme, nach Wimpfen bringen.

Vergeblich warteten sie auch den folgenden Tag und da weder Leonie noch Pastor Stein sich einstellte, begaben sie sich zusammen auf die Reise nach Wimpfen.

* * *

Im Pfarrhause zu Wimpfen war Alles todtenstill, als die Beiden ankamen. Die Klingel war mit einem Tuche umwunden, damit der Klang den Pastor nicht erschrecken könne, die Dienstboten hatten den besondern Auftrag, vorsichtig und leise aufzutreten; kurzum das ganze Haus war wie ein Krankenzimmer. Allen diesen Maßregeln, in Verbindung mit der wohlgelungenen Operation und dem kräftigen Organismus des Pastors war es zuzuschreiben, daß sein Zustand nicht die mindeste Besorgniß mehr einflößte und seine Genesung als gesichert betrachtet werden durfte.

Hermine war allein nach dem Pfarrhause gegangen. Philipp erwartete im Wirthshause den Erfolg ihres Besuches und war überzeugt, daß er sehr bald die Aufforderung erhalten würde, ihr nachzufolgen.

Hermine war in das Besuchszimmer gelassen worden und man hatte Leonie benachrichtigt, daß eine Dame sie zu sprechen wünsche.

Durch die Umstände der letzten Zeit war die jugendliche Haushälterin so sehr in Anspruch genommen, daß Besuche ihr nicht immer angenehm waren. Sie ließ daher auch jetzt ziemlich lange auf sich warten und verfügte sich nicht eher hinunter, als bis sie alle ihre Obliegenheiten besorgt hatte. Dann trat sie mit einem ernsthaften und bekümmerten Gesichte in das Zimmer, um die Besucherin sofort fühlen zu lassen, daß sie nicht besonders willkommen sei.

Mit einemmale aber verschwand dieser Ausdruck und machte einem ganz andern Platz, als sie ihre Schwester erkannte, welche sie hundert Stunden von sich entfernt glaubte und welcher sie erst vor einigen Tagen einen ausführlichen Brief geschrieben hatte, worin sie zwar sehr viel von den Sorgen und Lasten der letzten Zeit geredet, aber doch nicht gerade den Wunsch ausgesprochen hatte, daß Hermine ihr zur Hülfe kommen möge.

„Aber liebe, beste Hermine, das ist zu freundlich von Dir, das hättest Du nicht thun sollen. Hat Frau von Schrenk denn sofort eingewilligt?“ rief sie aus, nachdem beide einander um den Hals gefallen waren, ohne daß sie zuvor an Aufklärungen gedacht hatten.

„Frau von Schrenk?“ fragte Hermine. „Aber hast Du denn meinen Brief nicht bekommen?“

„Deinen Brief?“ entgegnete Leonie. „Wie kann ich jetzt schon einen Brief von Dir haben, da ich erst vorgestern schrieb?“

„An mich? So ist Dein Brief nicht richtig angekommen; gerade dieser Brief, nach dem ich so sehr verlangte. Du kannst Dir nicht denken, was in mir vorging, als ich so ganz verlassen in Rotterdam saß.“

„In Rotterdam?“

„Ja; Gott im Himmel, habe ich denn vergessen, dies obenan zu schreiben, aber es ging doch aus meinem ganzen Briefe hervor.“

In diesem Augenblicke wurde geklingelt und da Leonie hörte, daß es in dem Zimmer des Pastors war, so eilte sie rasch hinaus. Es kostete ihr nicht geringe Mühe, ihre Aufregung zu verbergen und sich ruhig

zu verhalten. Glücklicherweise handelte es sich nur um einige Kleinigkeiten, die sie jedoch durchaus selbst besorgen mußte und erst nach Verlauf einer halben Stunde kam sie zu Herminen zurück.

Das Mißverständniß klärte sich bald auf, aber damit waren die Schwierigkeiten nicht beseitigt.

Im Pfarrhause konnte Hermine nicht bleiben und zu ihren Eltern konnte sie noch viel weniger gehen, denn diese waren so gänzlich herabgekommen, daß Leonie kaum wußte, ob die nothwendigsten Bedürfnisse dort anzutreffen waren. Leonie sann und überlegte, aber sie wußte keinen Rath, bis endlich Hermine sie bat, sich weiter keine Mühe zu geben und sie ihrem Schicksale zu überlassen. „Philipp Erlen," setzte sie hinzu, „hat mir versprochen, für mich zu sorgen und durch ihn werde ich wohl in irgend einer Weise ein Unterkommen finden."

„Philipp Erlen!" rief Leonie, „Du wirst doch in solch einen Mann kein Vertrauen setzen!"

„Du kennst ihn nicht, Leonie," erwiderte Hermine, „man hat ihn sehr verleumbet und wird auch mich in Zukunft ebenso verleumden."

„Dazu wäre auch alle Ursache," entgegnete Leonie ernsthaft und kühl, „wenn Du ihn für Dich sorgen läßt."

„Du verstehst mich nicht, Leonie," erwiderte Hermine, „Philipp Erlen soll mir ein Engagement besorgen, vielleicht kann ich als Sängerin etwas leisten, denn ich muß doch daran denken, meinen Lebensunterhalt zu gewinnen."

Leonie wußte nicht, auf welche Weise sie ihre Schwester von diesen abenteuerlichen Plänen abbringen solle. Vielleicht schon in einigen Wochen, meinte sie, würde sie ganz anders reden können, jetzt seien ihre Hände gebunden und sie habe keine Mittel, der Schwester zu helfen. „Wenn Du einige Monate warten wolltest," sagte sie.

„Und was dann?" entgegnete Hermine, „dann wird der Pastor besser sein, aber Du bleibst ebenso abhängig."

„Weißt Du das so gewiß?" versetzte Leonie mit eigenthümlicher Betonung.

„Du wirst doch nicht —?" fragte Hermine überrascht.

„Ja, wenigstens hängt es von mir ab. Pastor Stein hat mir bereits vor einigen Monaten den Antrag gemacht, seine Frau zu werden."

Trotz der Stimmung, in welcher sich Hermine befand, und des Ernstes der Sache, konnte sie doch ein Lächeln nicht verbergen bei dem Gedanken, daß ihre Schwester Leonie, die jünger war als sie selbst, die Frau des greisen Predigers werden wollte.

„Findest Du das so albern, Hermine?" fragte Leonie einigermaßen gekränkt, und gerade aus dem Grunde, weil sie Widerstand fand, mehr geneigt, den Antrag anzunehmen.

„Albern? Jeder muß wissen, was er thut," antwortete die ältere Schwester; „ich meinestheils würde mich nicht dazu entschließen können."

„Auch dann nicht, wenn Du nicht nur Dir selbst, sondern auch unsern Eltern und Deiner Schwester ein sorgenloses Leben verbürgen könntest. Wahrhaftig, wenn ich den Pastor Stein zum Manne nehme, thue ich es allein ihret- und Deinetwegen."

„Nun, ich werde Dich nicht tadeln und auch nicht beneiden," sagte Hermine in etwas spöttischem Tone, „aber für den Augenblick ändert es meine Umstände gar nicht, ob Du den Pastor Stein heirathest oder nicht. Ich sehe eben nur, daß Du mir nicht helfen kannst und wir wollen daher in Freundschaft und Liebe scheiden. Verurtheile mich aber auch nicht und hoffen wir auf bessere Zeiten."

„Nein," rief Leonie überwältigt aus, „ich kann und mag Dich nicht gehen lassen, ich bin zwar nur Haushälterin im Pfarrhause, aber bei solchen außergewöhnlichen Umständen will ich mir einmal ein Recht anmaßen, das mir sonst nicht zukommt. Du bleibst hier, mag daraus werden, was da will. Warte einen Augenblick, ich will mit Karl darüber sprechen."

„Karl? Ist der denn hier?"

„Er ist im Gartenzimmer. Komm nur mit, ich will ihm die Sache so vorstellen, daß er sogleich gutfinden wird, wenn Du hier bleibst. Aber erzähle ihm nur Deine Erlebnisse nicht, die ihn nichts angehen."

„Und Philipp Erlen?"

„Mit dem kann ich mich nicht befassen, es ist jedenfalls das Beste, wenn er sich hier gar nicht zeigt."

„Ich muß ihn aber doch benachrichtigen, da er im Wirthshause auf mich wartet."

„Schreibe ihm sofort ein Briefchen."

„Nein, ich will selbst zu ihm gehen. Ich kann ihn auf diese Weise nicht fortschicken. Er ist gut gegen mich gewesen und hat mir in Rotterdam fortgeholfen."

„Das war doch nicht mehr als recht und billig, da er überdies gut zu machen hatte, daß Du durch seine Schuld Deine Stelle verloren hast, und dann solch ein Mann aus einem Café chantant, der überdies so viel auf seinem Gewissen hat!"

„Ich weiß nicht, was er auf seinem Gewissen hat."

„Die Geschichte bei seinem Großvater!"

„Aber davon weiß doch Niemand den wahren Sachverhalt."

„Meinst Du, daß das für ihn spricht? Du weißt aber nicht, was die Versmalen mit eigenen Augen gesehen und in Rothenburg ausgebreitet haben."

„Ach, die Versmalen!" sagte Hermine verächtlich.

„Es scheint, daß Erlen in Deinen Augen unfehlbar ist."

„Ich vertheidige ihn nur gegen Verleumdung."

„Wirklich, Hermine, Du nimmst zu viel Partei für ihn; er ist ein mauvais sujet durch und durch und hat Dir vielleicht seine Hülfe nicht ohne Nebenabsichten aufgedrungen."

„Aber Leonie!"

„Er scheint seinen Zweck besser erreicht zu haben, als Du selbst glaubst, denn Du kannst schon jetzt nichts Uebles mehr von ihm hören; glaube mir, je eher Du Dich von ihm losmachst, um so besser für Dich. Wer Pech angreift, besudelt sich."

„Ich muß gestehen, daß Du sehr christlich in Deinen Urtheilen geworden bist; das kommt sicher von Deinem Umgange mit dem Pastor," sagte Hermine.

„Ich thue meine Pflicht als Schwester," entgegnete Leonie, „ich warne Dich vor einem Uebel, das Du selbst nicht zu sehen scheinst. Komm, fasse einen muthigen und guten Entschluß, bleibe hier bei uns, laß Erlen seinen eigenen Weg suchen, oder besser gesagt, laß ihn wieder straucheln, aber strauchele Du nicht mit ihm."

Hermine stand noch einen Augenblick rathlos, als man in dem Hausflur den schweren Tritt Karl's hörte, der langsam, auf seinen Stock gestützt, herbeikam.

„Still, da ist Karl Stein!" sagte Leonie, und bevor ihre Schwester noch antworten konnte, ging die Thür auf und Karl trat herein.

„Entschuldigen Sie, ich wußte nicht, daß Sie hier waren und Gesellschaft hatten," sagte er und wollte sich wieder entfernen.

„Es ist meine Schwester Hermine," sagte Leonie.

„Ei, Fräulein Degeling, ich hätte Sie kaum wieder erkannt, und Sie mich wohl auch nicht," sagte er mit einem wehmüthigen Lächeln; „ich habe einen schweren Fall gethan, aber wir bessern uns, nicht wahr, Leonie? Wollen Sie den Vater einmal besuchen? Das ist schön von Ihnen. Ja, Ihre Schwester hat eine schwere Aufgabe. Zuerst hat sie mich verpflegt wie ein hülfloses Kind und nun wieder den Vater."

Hermine, die von Karl's Zufall nichts wußte, war von der Erscheinung des bleichen Mannes, dem kränklichen Aussehen und der gebogenen Haltung so überrascht, daß sie anfänglich keine Worte finden konnte, um ihm zu antworten. Aber besonders überrascht war sie durch seinen Ton. Die Stimme mochte schärfer klingen, die Worte aber, die er sprach, waren gutherzig und ganz verschieden von denen, welche sie in Rothenburg gewohnt war von ihm zu hören.

„Allerdings sind Sie verändert, Herr Stein," sagte sie, „aber ich freue mich, daß es besser geht und daß Sie bald wieder der Alte sein werden."

„Nein, der werde ich nicht wieder; nicht wahr, Leonie?"

„Meine Schwester ist augenblicklich ohne Stellung und sie fragt, ob sie hier vielleicht etwas helfen könne?" sagte Leonie.

„Das müssen Sie besser wissen; ich habe oft genug gesagt, daß Sie solch ein Leben nicht aushalten können, aber Sie haben mir immer widersprochen."

„Ich wußte nicht, daß Hermine frei war —"

„Da sie nun hier ist, geht sie nicht wieder fort," ergänzte Karl, „es ist zwar eine traurige Aufgabe, Kranke zu verpflegen und besonders ein paar so lästige Kranke wie wir, aber Sie thun ein gutes Werk und was wir jetzt versäumen, werden wir später durch Dankbarkeit —"

„O, Hermine thut es gern, nicht wahr, Hermine? Komm nur sogleich mit, ich werde Dich rasch in Alles einweihen."

„Zuvor muß ich nach dem Wirthshause gehen wegen meiner Sachen.“

„Dafür soll schon gesorgt werden, überlassen Sie das mir,“ sagte Karl Stein.

„Ich habe dort noch etwas in Ordnung zu bringen,“ begann Hermine.

„Das kann ich Alles besorgen; ich selbst will hingehen, es ist für mich eine gute Gelegenheit, mich einmal auf die Straße zu wagen, es wird das erste Mal sein, daß ich herauskomme.“

„Ich kann es nicht von Ihnen annehmen.“

„Beruhigen Sie sich, die Gelegenheit ist mir sehr willkommen, ich hatte bisher gar keine Veranlassung, um auszugehen und die ist nun gefunden.“

Hermine schwieg in diesem Augenblicke, aber sie nahm sich fest vor, selbst nach dem Gasthause zu gehen, und folgte einstweilen Leonie nach dem Gartenzimmer, während Karl in den Garten ging. Hermine wußte nicht, daß der Garten sich bis nahe an das Wirthshaus hinzog und dort ebenfalls einen Ausgang hatte, den Karl benutzte, während sie sich bemühte, ihrer Schwester klar zu machen, daß die einfachste Pflicht der Dankbarkeit und Höflichkeit es von ihr verlange, noch einmal mit Philipp Erlen zu sprechen und ihm ihre Erkenntlichkeit für die Bemühungen auszudrücken, die er für sie gehabt hatte.

Philipp saß inzwischen bereits über eine Stunde und erwartete Herminens Zurückkunft. Da er nicht wußte, wie man im Pfarrhause über ihn denken werde, vermied er es, sich dem Wirthe gegenüber zu erkennen zu geben, aber seine Ungeduld wuchs von Minute zu Minute und er fand keine Erklärung für Herminens Ausbleiben.

Endlich wurde die Thür der Gaststube geöffnet und Philipp wendete sich rasch um, in der Ueberzeugung, daß Hermine eintreten werde. Ein Herr, der sich auf einen Stock stützte, näherte sich mit Mühe dem Buffet und setzte sich dort auf einen Stuhl nieder. Es begann ein Gespräch zwischen dem Wirthe und dem jungen Herrn, auf welches Philipp weiter nicht achtete. Er wurde erst aufmerksam, als er die Worte hörte: „Das Gepäck des Fräuleins können Sie ja wohl nach dem Pfarrhause schaffen lassen, nicht wahr?“

Diese Worte überraschten ihn so sehr, daß er ohne Ueberlegung aufstand und an den jungen Mann die Frage richtete: „Welches Fräuleins?“

„Fräulein Degeling, die ihr Gepäck hier gelassen hat.“

„Kommt Fräulein Degeling nicht zurück?“ fragte Philipp weiter.

„Nein,“ antwortete Stein, indem er kaum einen Blick auf den Fremden warf, der sich so unberufen in seine Angelegenheiten mischte.

„Und hat sie Ihnen keinen Auftrag gegeben?“

„Daß ich nicht wüßte,“ antwortete Karl, die Achseln zuckend, worauf er flüsternd den Wirth fragte, wer der Herr sei.

„Ich weiß es nicht,“ entgegnete dieser; „wie mir scheint, ist er ein Geschäftsreisender.“

„Nun, ich dächte doch,“ sagte nun Philipp, „daß Fräulein Degeling Jemand, der bereits eine Stunde auf sie wartet, irgend eine Mittheilung könnte zugehen lassen.“

„Sie mögen warten, so lange Sie wollen,“ entgegnete Karl Stein, „aber ich glaube, daß Sie lange warten können, wenn Sie Fräulein Degeling hier wieder zu sehen hoffen.“

„Sie bleibt also im Pfarrhause?“

„Sie bleibt, wo sie es für gut findet, und ich glaube nicht, daß sie irgend Jemand darüber Rechenschaft zu geben hat.“

„Haben Sie Fräulein Degeling gesprochen?“ fragte Philipp so gelassen wie möglich.

„Ja,“ antwortete Karl Stein barsch.

„Und Sie haben keine Mittheilung für mich?“

„Wenn ich Ihnen etwas zu sagen hätte, würde ich Gelegenheit genug gehabt haben, wie mir scheint,“ entgegnete Karl, und indem er sich zum Wirth wendete, sagte er: „Was meinen Sie dazu?“

„Es wird wohl so sein, wie Sie sagen, Herr Stein,“ entgegnete der Wirth mit dem Lächeln eines Herbergsvaters.

Als Philipp Erlen den Namen Stein vernahm, betrachtete er den gebrechlichen Mann etwas genauer und erkannte wirklich die Züge seines frühern Spielgefährten. Sollte er sich ihm zu erkennen geben? Er erinnerte sich an Karl's Charakter und dies hielt ihn schon zurück, aber überdies, was sollte es helfen! Hermine

war so lange im Pfarrhause gewesen, daß sie jedenfalls über ihn gesprochen haben mußte und da Karl ihn nicht erkennen wollte, so blieb kein Zweifel übrig, daß man Hermine gegen ihn eingenommen hatte und daß sie, da sie nun einen Zufluchtsort gefunden hatte, ihn aufopferte und Karl Stein beauftragt hatte, die Sache in Ordnung zu bringen.

Philipp brauchte an der Wahrheit dieser Voraussetzung nicht zu zweifeln, er stand auf, bezahlte, was er verzehrt hatte, und ging, ohne von Stein weiter Notiz zu nehmen, zur Thür hinaus.

(Schluß folgt.)

Klopstock und Fanny.*

Wohl manche unserer Leser haben in den letzten Monaten das unten angeführte Buch in den Händen gehabt. Es enthält über zweihundert Briefe von und an Klopstock, von dem auch sonst um politische und literarische Geschichte hochverdienten Herausgeber, der freilich selbst die schließliche Vollendung des Buches leider nicht mehr erlebte, mit liebevoller Hingabe und langjährigem, umsichtigem Fleiße gesammelt. Manche auch mögen vielleicht aus Vorurtheil theils gegen solche Briefwechsel überhaupt, theils gegen die Hauptperson des vorliegenden diese Briefe ungelesen aus den Händen gelegt haben. Und doch gehören sie zu dem Werthvollsten und Interessantesten, was in dieser Art als Beitrag zur Literaturgeschichte des achtzehnten Jahrhunderts veröffentlicht werden konnte: vorausgesetzt freilich das Eine, daß wir Klopstock selbst zu den bedeutendsten und hervorragendsten Erscheinungen des erwähnten Jahrhunderts rechnen. Wir wollen hier an dem schon oft erwähnten Widerspruch, wie viel dieser Dichter genannt und wie wenig er gekannt wird, zunächst vorübergehen, um vielleicht später mit ein paar Worten darauf zurückzukommen, und wenden uns zu dem Interesse, das uns seine Persönlichkeit einflößt. Es ist das Vorrecht der Dichter, daß uns ihre Person und demgemäß ihre Biographie mehr fesselt, als die anderer Denker. Es liegt das wohl an der verschiedenen Art der verschiedenen geistigen Gebiete. Der Naturforscher, der Historiker, in unserem Zusammenhange selbst der Philosoph haben ihren Stoff außer sich. Der wahre Dichter schafft und schöpft im Grunde nur aus sich selbst: seine Anschauungen und Empfindungen, sein Lieben und Leiden, zuletzt seine ganze geistige Entwicklung legt er in seinen Werken nieder; jedes seiner Gedichte (das Wort im weitesten Sinne genommen) ist dann nach einer bekannten Vorschrift Goethe's ein Gelegenheitsgedicht; oft ist es sein Herzblut, mit dem er seine Nation nährt.

Daher also suchen wir in den bedeutenden Dichtern mit Recht auch immer bedeutende Menschen, und daher unser wohlberechtigtes Interesse an ihren Persönlichkeiten. Fast alle bieten sie uns ein psychologisches Problem, oft ein Räthsel: den Schlüssel dazu aber geben — nicht ihre Werke (diese selbst sind ja das Problem), sondern eine geschichtliche Betrachtung und Darstellung ihres Lebens, des äußeren wie des inneren; und so sind es denn wiederum die Dichter, deren Biographie, auch wenn sie äußerlich wenig Abwechslung bietet, einestheils unser ganzes Interesse in Anspruch nimmt, anderntheils zu einem vollen Verständniß ihrer Werke ganz unentbehrlich ist. Die Biographie aber, als ein Zweig der Geschichte, muß auf möglichst sicheren, oder, um den technischen Ausdruck zu gebrauchen, auf möglichst urkundlichen Quellen beruhen und solche Quellen ersten Ranges sind eben die Briefsammlungen.

Mehr oder weniger bewußt durchdrungen von dieser Wahrheit hat man denn, um von früheren Jahrhunderten ganz abzusehen, auch für das achtzehnte solche Sammlungen in umfassendster Weise angelegt. Und kein Jahrhundert war solchem Unternehmen günstiger, als das hier in Rede stehende, denn nie sind wohl verhältnißmäßig mehr Briefe geschrieben worden, als in diesem schreibelustigen achtzehnten; der Goethe'sche Briefwechsel allein würde fast eine Bibliothek ausmachen. Uebrigens auch ohne Beziehung auf die einzelnen Persönlichkeiten sind diese Briefe ein höchst schätzenswerther Beitrag zur Culturgeschichte des betreffenden Zeitraums: wir sehen hier

* Briefe von und an Klopstock. Ein Beitrag zur Literaturgeschichte seiner Zeit. Mit erläuternden Anmerkungen herausgegeben von J. M. Lappenberg. Braunschweig 1867, George Westermann.

die großen Männer und Dichter auch einmal nicht auf dem hohen Kothurn ihrer tragischen Mühe oder in der leidenschaftlichen Erregung ihrer Oden und Gedichte, sondern wir thun einen Einblick in ihr alltägliches Leben, wir sehen: sie sind im Grunde doch auch ganz so Menschen wie wir, mit unseren Interessen, mit unseren Vorurtheilen, oft auch mit unseren Fehlern und Leidenschaften, wenn auch gerade oft in der Art zu empfinden und diese Empfindungen auszusprechen (wenigstens bei den Männern), jedes Jahrhundert seine eigene Signatur hat.

Doch, wie gesagt, in erster Linie steht uns dieser Zweig der Literaturgeschichte durch seine Bedeutung für die Darstellung und das Verständniß des Lebens und der Werke der Dichter. Welch reichen Einblick in Schiller's geistiges Schaffen gewährt uns sein Briefwechsel mit Körner! Für Goethe's „Leiden des jungen Werther," jenes Büchlein von wenig über hundert Seiten, das aber epochemachend war für seine Zeit, wie kaum ein anderes, ist uns das volle und vollendete Verständniß erst erschlossen durch seinen in den fünfziger Jahren erschienenen Briefwechsel mit Charlotte Kästner selbst. Freilich laufen in solchen Briefen auch manche Trivialitäten mit unter, die ohne Nachtheil für die Literaturgeschichte der Vergessenheit anheimfallen dürfen, wie wenn Goethe z. B. seinen Freund Zelter bittet, er solle ihm doch bald wieder so gute Teltower Rübchen schicken, u. dergl. Doch das kann natürlich die Wichtigkeit solcher Briefe im Wesentlichen nicht beeinträchtigen: es wird höchstens ein größerer oder kleinerer Leserkreis dadurch bedingt, die minder interessanten bleiben dem Literarhistoriker überlassen, um sich der dankenswerthen Mühe zu unterziehen, die darin aufgefundenen Notizen in fesselnder Darstellung zu verwerthen; die interessanteren bilden die Lectüre des größeren gebildeten Publikums. Aus dem reichen Briefwechsel Goethe's finden sich für diese beiden Arten Belege genug.

So sind wir denn theils schon in den Stand gesetzt, das Leben der bedeutendsten Dichter des achtzehnten Jahrhunderts fast auf Schritt und Tritt zu verfolgen, theils werden wir da, wo dies bisher noch nicht der Fall war, jeden neu entdeckten Weg mit Freuden begrüßen.

Den Reigen nun jener hervorragenden Persönlichkeiten des achtzehnten Jahrhunderts eröffnet ohne Frage Klopstock. Alles, was hinter ihm liegt, kommt für die Literaturgeschichte seines und des folgenden Jahrhunderts kaum mehr in Frage; dagegen überall, wo wir das achtzehnte Jahrhundert in seinem literarischen Zusammenhange begreifen wollen, da müssen wir in letzter Instanz bis auf Klopstock zurückgehen. Und hier wäre wohl der geignete Ort, um wenigstens im Vorübergehen auf den oben erwähnten scheinbaren Widerspruch zurückzukommen, der zwischen der literarischen Berühmtheit und zwischen dem speciellen Bekanntsein dieses Dichters besteht.

Klopstock gehört noch heute zu den deutschen Classikern, jedoch wohl nur so, daß wir das Wort in seiner weitern Bedeutung verstehen. Man darf nämlich den Begriff „classisch," der ursprünglich nur „auserwählt" heißt, in doppeltem Sinne nehmen: im engern kann man nur diejenigen literarischen Erzeugnisse so nennen, die nach Form und Inhalt so vollendet sind, daß sie, unserem heutigen Ermessen nach, voraussichtlich von allen kommenden Zeiten und Geschlechtern zu den Besten gezählt werden, daß sie schon an und für sich, als bloßes vor uns liegendes literarisches Werk, ohne jegliche äußere Erläuterung und Erklärung aus sich selbst heraus ein genügendes, so zu sagen *sättigendes* Verständniß ermöglichen, kurz daß sie für alle Zeiten als mustergültig aufgestellt werden können. In diesem engen und strengen Sinne ist von Lessing, die Jugendversuche natürlich ausgenommen, fast jede Zeile classisch, schon weniger von Schiller, noch weniger von Goethe, von dem freilich bei der enormen Reichhaltigkeit seines Geistes und der begnadigten Dauer seines Lebens doch immer noch genug übrig bleibt, um ihn auf die Höhe der Classicität überhaupt zu stellen.

Dem gegenüber dürfen wir aber im weiteren Sinne auch diejenigen Dichter und Schriftsteller classisch nennen, die das, was *jene* für *alle* Zeiten sind, wenigstens für *ihre* Zeit waren: bahnbrechend, maßgebend, epochemachend; die ihre Zeit von dem auf ihr lastenden Alp irgend welcher durchgehenden, principiellen Verkehrtheit wie mit *einem* Schlage befreiten, den geistigen

Fortschritt um einen guten Ruck weiter brachten und so die Vorläufer wurden für die nachfolgenden höheren Geister, die ohne sie nicht das geworden wären, was sie in der That sind.

In diesem zweiten Sinne classisch ist nun Klopstock. Seine hohe Bedeutung ermißt sich nur an seinem Verhältniß zur unmittelbar vorhergehenden und unmittelbar nachfolgenden Literatur. Das Verständniß seines Wortes ist vor allem bedingt von dieser unserer Kenntniß der literarischen Zustände vor und nach ihm; man muß ziemlich genau wissen, wie ungemein kläglich es vor Klopstock in der deutschen Literatur stand, um sein großes Verdienst würdigen zu können. Und daher kommt nun eben jener oben berührte Widerspruch zwischen unserem Lobe und unserer Kenntniß des Dichters. „Wer wird nicht einen Klopstock loben?“ sagt Lessing, damals erst vierundzwanzig Jahre alt, als Motto zu seinen Epigrammen:

„Wer wird nicht einen Klopstock loben?
Doch wird ihn jeder lesen? Nein!
Wir wollen weniger erhoben,
Doch desto mehr gelesen sein!“

und trifft damit, wie gewöhnlich, den Nagel auf den Kopf. Schon im vorigen Jahrhundert war das Verhältniß ziemlich geradeso wie heutzutage. Nachdem Klopstock's bahnbrechendes Auftreten sein Ziel erreicht, nachdem auf den Johannes der Messias, ja, man möchte sagen, mehr denn ein Messias gefolgt war, war die dichterische Schöpferkraft und die Wahrheit der Empfindung wieder in ihr Recht eingesetzt worden, war der Fortschritt, die Aufeinanderfolge der begabtesten Geister so reißend schnell, daß in den wenigen Jahrzehnten der Dichter, der seiner Zeit Allen voran ein Führer auf neuen Wegen gewesen, bereits vergessen und antiquirt erschien; alle Welt erinnerte sich wohl noch des bedeutenden Aufsehens, das seine ersten Oden, seine ersten Gesänge des Messias gemacht hatten, alle Welt lobte und bewunderte ihn, führte ihn als großen Dichter im Munde (man vergleiche nur, welch bedeutsames Zeugniß ihm Goethe in Dichtung und Wahrheit ausstellt), aber gelesen hatten ihn die wenigsten, eben ganz wie heutzutage, obschon kein geringer Theil seiner Gedichte noch immer höchst lesenswerth ist.

Es ist daher auch ganz begreiflich, daß das biographische Interesse sich vorzugsweise oder ganz der Jugend Klopstock's zuwendet. Von der Mitte der fünfziger Jahre an, also von der Zeit, wo Klopstock in Kopenhagen und Hamburg nur langsam und mit immer mehr abnehmender Theilnahme des damals geistig so schnelllebigen Publikums seinen Messias vollendete, dessen erste Gesänge mit hoher Begeisterung und noch höheren Erwartungen begrüßt worden waren; von dieser Zeit an tritt in seinem dichterischen Schaffen ein gewisser Stillstand ein, und eine Biographie, die blos seinen Zusammenhang mit der Literaturgeschichte der damaligen Zeit betrachtet, hat seitdem über ihn nichts Erhebliches weiter hinzuzufügen.

Desto bedeutsamer dagegen ist seine Jugendzeit; da ist er noch der bahnbrechende, himmelanstrebende, jugendliche Dichter, der, kaum über die Studentenzeit hinaus, wie mit einem Schlage einen fast zwanzigjährigen theoretischen Streit zwischen dem Leipziger Professor Gottsched und den Schweizer Professoren Bodmer und Breitinger durch die goldene Praxis zu Gunsten der beiden letzteren entschied; da ist er noch jener Chorführer eines kleinen reformatorischen Kreises von Dichtern, die sich schon damals Jungdeutschland oder Jungsachsen hätten nennen können; da begründet er durch einige wenige Oden und durch die ersten Gesänge seiner Messiade seinen Dichterruhm, sodaß er in seiner Nähe Aller Blicke auf sich richtet, im fernen Süden von seinem theoretischen Freunde Bodmer fast vergöttert und schleunigst nach Zürich zu Gaste geladen, und gleich darauf im hohen Norden von Friedrich V. von Dänemark, dessen Könige sich damals noch eins fühlten mit deutschem Geist und deutschem Wesen, mit einem für die damalige Zeit wenigstens nicht unbedeutenden Jahrgehalt von 400 Thalern * nach Dänemark berufen wird, und das alles in dem kurzen Zeitraume von zwei bis drei Jahren. Es hat etwas Hinreißendes die Betrachtung dieses unerhört schnell wachsenden Ruhmes, wie er selbst Goethe und Schiller kaum so rasch und leicht zu Theil wurde; eben wie-

* Sein Freund Schmidt freilich macht in einem Briefe an Gleim vom 12. September 1750 die für den wohlhabenden Kaufmannssohn charakteristische Bemerkung, Klopstock werde doch hoffentlich diese „Kleinigkeit“ verzehren dürfen, wo er wolle.

der nur erklärlich aus der hinter Klopstock liegenden, zum größten Theile höchst kläglichen Epoche deutscher Poesie und Literatur.

Und doch sollte dieser in den weitesten Kreisen hochverehrte junge Dichter selbst in der Zeit, wo er auf dem höchsten Gipfel seines Ruhmes stand, stets daran erinnert sein, daß er sterblich sei, daß es auch für ihn, der schon so viel erreicht, doch ein Ziel gebe, das er nicht erreichen sollte. Dies ist nun eben seine Liebe zu Fanny.

Jeder, der den von Lappenberg herausgegebenen Briefwechsel in die Hände bekommt, wird zunächst nach den Briefen greifen, die zwischen ihm und Fanny gewechselt sind, und wird reichliche Ausbeute finden. Die von Klopstock bilden bei weitem die Mehrzahl; sie waren im Besitz von Fanny's Familie geblieben und auf ihre Kinder und Kindeskinder fortgeerbt, bis sie von dem Herrn Julius von Eichel-Streiber in Eisenach,* einem Urenkel Fanny's, dem verdienten Herausgeber abschriftlich übermittelt wurden, in dessen Sammlung sie nun einen, wenn auch kleinen, doch sehr schätzenswerthen Beitrag bilden.

Auf Klopstock's Jugendgeschichte vor seiner Universitätszeit einzugehen, ist hier nicht der Ort, obwohl auch sie, namentlich seine Schulzeit in Schulpforta, ein bemerkenswerthes Moment zur psychologischen Ergründung des ganzen Menschen und seiner Entwicklung giebt. Michaelis 1745 verließ er als Abiturient Schulpforta, nachdem er in seiner lateinischen Abschiedsrede, die uns noch erhalten ist, mit kühnem, prophetischem Blick seiner Poesie ihr hohes Ziel gesteckt hatte. Er ging zunächst nach Jena; doch da ihm das dortige Leben nicht zusagte, ihm weder die Professoren, noch die wilden Jäger an der Saale, wie Goethe die Jenenser Studenten nennt, gefielen, so wandte er sich Ostern 1746 nach Leipzig, und wohnte dort zusammen mit einem nahen Verwandten, Johann Christoph** Schmidt aus Langensalz. Hier in Leipzig nun befand er sich bald in einem Kreise von gleichgesinnten, edlen Freunden, meist noch Studenten, wie er in solcher Weise bisher noch in keiner Literatur der Welt sich zusammengefunden hatte, und der speciell für die deutsche Literatur jener Jahre von außerordentlicher Wichtigkeit und hohem Interesse ist. Dort entstanden außer einigen Oden auch die ersten Gesänge des Messias, die in kürzester Zeit aus dem unscheinbaren und unbekannten Studenten einen berühmten Dichter machten, den die anderen jungen Freunde, obwohl zum Theil selbst hoch begabt, sofort als ihren Meister anerkannten.

Doch auch hier dürfen wir nicht verweilen; die Sachen selbst sind ohnehin bekannt genug. Ostern 1748, nachdem er nicht ganz drei Jahre studirt hatte, mußte Klopstock, da sich unterdessen die Verhältnisse seines Vaters wegen kostspieliger Processe und dauernder Kränklichkeit verschlechtert hatten, eine Hauslehrerstelle annehmen, und zwar in Langensalz, der Heimath seines oben erwähnten Vetters Schmidt, in der ihm durch diesen ebenfalls verwandten Familie des Kaufmanns Weiß.

Hier nun in Langensalz war es, wo Klopstock seine Cousine, die Schwester seines Leipziger Stubengenossen, wiedersah, Marie Sophie Schmidt, weit bekannter unter dem Namen Fanny, den ihr Klopstock wegen „seiner Verehrung für englische Charaktere" in seinen Oden und Briefen beilegt. Klopstock hatte sie, wie oben angedeutet, schon früher, wohl bei gelegentlichen Besuchen in Langensalz, das nicht gar zu weit von seiner Vaterstadt entfernt liegt, kennen gelernt, auch schon von Leipzig aus einige Briefe mit ihr gewechselt (die Sammlung von Lappenberg enthält deren zwei, Nr. 1 und 2), in denen schon, trotz des steifen mademoiselle ma très chère cousine an der Spitze, ein zärtlicher Ton angeschlagen wird. Jetzt bei diesem Wiedersehen, bei diesem wohl fast täglichen Zusammensein mit einem reizenden jungen Mädchen (was immer entweder höchst langweilig oder höchst gefährlich sein soll) wurde des jungen Dichters ohnehin so freundschafts- und liebebedürftiges Herz so schnell und so vollständig eingenommen,

* Er wird in den dem Buche beigegebenen, sehr reichhaltigen genealogischen Notizen fälschlich Besitzer des sogenannten Röse'schen Hölzchens genannt, was auf einer Verwechslung mit Pflugens- (oder Eichels-) berg beruht; ein unbedeutender und vielleicht der einzige Irrthum im ganzen Buche, aber gerade ein solcher, der von der halben Touristenwelt Deutschlands berichtigt werden kann.

** Aus Lappenberg's genealogischen Notizen geht von neuem hervor, daß dies und nicht Achatius der richtige Vorname ist.

daß diese rasch emporkeimende Liebe sein ganzes Wesen erfüllte, daß er fast Allem, was er dachte und dichtete, nur den einen angebeteten Namen gab. Sämmtliche Oden aus dem Jahre 1747 werden von diesen Empfindungen getragen, namentlich die Oden: „Petrarka und Laura,“ „An Fanny,“ „Bardale“ (ein mythologischer Name für Nachtigall), „Der Abschied“ und die Ode: „An Gott;“ und da einmal diese Leidenschaft auch mit seinem heiligsten Dichten und Denken sich verschlang, so trug er sie auch auf den vierten Gesang des Messias, den er damals bearbeitete, über in der Episode von Semida und Cidli, in die er seine eigene Liebessehnsucht hineinträgt.

Man muß übrigens wohl sich erinnern, daß Klopstock bei der Abfassung dieser Oden nicht im Entferntesten daran dachte, sie drucken zu lassen; sie waren eben nur der momentane, in dichterisches Gewand gefaßte Erguß seiner leidenschaftlich erregten Seele; wenn sie doch kurz darauf im Druck, einzeln oder meist in den sogenannten „Bremer Beiträgen,“ erschienen, so war dies eine, wenn auch wohlgemeinte Indiscretion seiner Freunde, denen er im Vertrauen, wie dies der Leipziger Freundeskreis auch sonst gewohnt war, die Oden mitgetheilt hatte, eine Indiscretion, die in späteren Jahren und heutzutage schärfer empfunden und schärfer geahndet werden würde, als dies Klopstock that, der sich damit begnügte, sich brieflich zu beschweren (vergl. z. B. Lappenberg, Seite 20), und der sich obenein noch genöthigt sah, um sein Recht und seine Ehre als Autor zu wahren, nach einigen Jahren selbst einen correcten Abdruck zu besorgen. So in Betreff der berühmten Ode „An Gott.“ In dem letzten Briefe, der uns aus dem Anfange der fünfziger Jahre an Fanny erhalten ist (bei Lappenberg, Nr. 50), schreibt er: „Man hat in Hamburg, ohne mich im Geringsten darum zu fragen, eine Ode von mir, die sich anfängt: „Ein stiller Schauer deiner Allgegenwart,“ drucken lassen. Ich bin recht böse darüber geworden. Nun besorge ich, daß sie sehr verstümmelt und voll Druckfehler wird erschienen sein. Ich habe zwar noch nicht das Herz gehabt, sie mir von Hamburg schicken zu lassen, aber ich werde es thun müssen, um zu sehen, ob sie verdorben ist, daß ich sie muß umdrucken lassen.“ Die Ode erschien dann auch 1752 in Hamburg in verbessertem Druck und mit der Vorbemerkung: „Man hat diese Ode nach einer sehr unrichtigen Abschrift gedruckt, ohne den Verfasser auch nur im Geringsten zu veranlassen, es zu erlauben. Sie war weder ehemals für das Publikum geschrieben, noch hernach demselben bestimmt. Man schreibt oft für sein eigenes Herz und für wenige Freunde, und Arbeiten dieser Art haben so wenig die Miene öffentlich zu erscheinen, als das berühmte kleine Haus des Sokrates für ganz Athen gebaut war. Da aber die Ode nun einmal bekannt gemacht ist, so hat sie der Verfasser nach seiner Handschrift herausgegeben, und einige vielleicht zu vergeßliche Leser an jenes kleine Haus erinnern wollen. Dieses gilt auch von einigen anderen Oden, die, wer hiervon urtheilen kann, leicht bemerken wird.“

In anderer Weise freilich war Klopstock selbst nicht ohne Schuld, daß bald alle Welt, die sich für den begeisterten Sänger des Messias interessirte, um das Geheimniß seines Herzens wußte. Er vermochte es nicht, und bei dem vertrauten Verhältniß, das ihn mit den schon oft erwähnten Freunden verband, brauchte er es auch nicht zu verschweigen, was ihm in jener Zeit sein ganzes Herz erfüllte. Doch sind es neben Bodmer, der ihm begreiflicherweise am meisten Anspruch darauf zu haben schien, doch nur zwei oder drei, J. A. Schlegel, Gieseke und Hagedorn, denen er anfangs in Andeutungen, später auch in vollstem Ergusse sein Lieben und Leiden mittheilt. So schreibt er in einem Briefe vom 8. October 1748 aus Langensalz an Schlegel (Lappenberg, Seite 10): „Diese Schmerzen sind itzo zu einer Höhe gestiegen, daß es mir vorkommt, als wenn ich sie geruhiger ertrage, weil sie durch ihre Größe meiner würdig geworden sind. Vielleicht sind diese Gedanken mehr eine Frucht meiner Betäubung als meiner Beruhigung.“ Seite 12: „Das ist etwas recht verwundersames und ehrwürdiges, eine Seele, die die Schmerzen einer so zärtlichen Liebe liebt. O, mein Gott, was hat sie da für Gedanken! und welche Empfindung, die die Stimme des Menschen nicht sagen kann. — — Ich habe noch keine Hoffnung, durch diese Liebe glücklich zu sein. Aber in manchen Stunden, wenn ich recht süß träume, bezeugt mir mein Herz, daß ich geliebt

werde. Meine göttliche Daphne versteht die kleinsten Wendungen meines Herzens, auch da, wenn sie kaum zu Stimmen werden. Mich deucht, da ich einmal an ihrer Hand weinte, habe ich sie zittern gesehen. Sie empfindet den Messias, wie Sie ihn empfinden. Eine Stelle aus dem fünften Gesange, die sie mich etliche mal hintereinander lesen ließ und bei der sie mir die Hand sanft drückte und seufzte, ist mir noch immer heilig und unvergeßlich." Seite 13: „Ihrem Bruder, den Sie noch nicht kennen und der Sie, mein Schlegel, liebt, der mein zärtlicher und der liebe Freund meiner Jugend ist, habe ich mein ganzes Herz eröffnet. Er hat sehr viele, mir unvergeßliche Zeilen an mich geschrieben, unter Anderm auch, daß diese Liebe dasjenige sei, was er längst gewünscht. Er sagt:

Freund, ich kannte Dein Herz, des Mädchens Zärtlichkeit kannt' ich;
Sieh', drum bat ich sie Dir heimlich vom Himmel herab.

Gleichwohl kommen so viel unheilige Umstände (ich mag sie wohl so nennen, da sie weder ihr, noch mein Herz angehen), wider mich zusammen, daß ich fast ganz ohne Hoffnung bin. Ich fühle einen unwiderstehlichen Hang und eine gewisse Gewissenhaftigkeit meines Herzens, dieses göttliche Mädchen ewig zu lieben, auch wenn sie mich nicht wieder liebt. Und entweder ein unaussprechliches Glück oder eine immerwährende Wehmuth wird mein ganzes Leben beschäftigen."

Dieses Schwanken und Zweifeln, dieses Hangen und Bangen ist der Grundton, der sich durch alle diese Freundschaftsbriefe hindurchzieht. Er selbst ist sich seiner „zu großen Empfindlichkeit wohl bewußt" (Lappenberg, Seite 20); mehreren Freunden, die ihn um die auf Fanny bezüglichen Oden gebeten hatten, schlägt er dies ab: „Es ist zu meiner Ruhe schlechterdings nöthig, daß ich Ihnen einige, vielleicht zu melancholische Oden nicht abschreibe;" und in einem Briefe an Cramer: „Meinen Sie, daß meine Oden so wenig aus dem Herzen geschrieben sind, daß es in meinem Vermögen steht, sie ohne die heftigsten Empfindungen so oft abzuschreiben?"

Am ausführlichsten und rührendsten aber sind die Ergüsse seiner Klagen an seinen ältern Freund Bodmer in der Schweiz. Wenn Einer, so schien dieser ein Recht zu haben auf dieses Vertrauen. Er war es gewesen, der Klopstock's Messias durch ein höchst günstiges Urtheil aus seiner damals sehr viel geltenden kritischen Feder in die literarische Welt eingeführt und ihn, den Neuling, auf die Schwelle des Parnaß gesetzt hatte, der dann in brieflichen Verkehr mit Klopstock getreten war, den weit jüngern Dichter hoch verehrte, ja ihn schließlich zu sich in die Schweiz nach Zürich einlud und ihm zu dieser damals sehr kostspieligen Reise mehrere hundert Thaler vorschoß. Mit aller Hingebung seiner offenen und edlen Natur hatte sich Klopstock, der seinerseits wieder das kritische Talent und den Geschmack seines Gönners hochschätzte, ihm hingegeben und schüttete nun ihm zuerst von allen seinen Freunden sein Herz in den rührendsten Klagen aus. Bodmer, damals bereits fünfzig Jahre alt und umsomehr bereit zu trösten und zu helfen, je weniger er von Herzensangelegenheiten verstanden zu haben scheint, suchte nicht nur Klopstock zu beruhigen, sondern er richtete sogar in zwar wohlgemeinter, aber doch sehr übel angebrachter und im Grunde etwas geschmackloser Absicht einen Brief an Fanny, durch den er sie bewegen will, des Dichters „irdische Muse" zu werden: „Sie sollen den Poeten mit den zärtlichsten Empfindungen von himmlischer Unschuld, Sanftmuth und Liebe beseelen. — — Sie sollen seine Seele mit großen Gedanken anfüllen. — — Dadurch bekommen Sie an dem Werke der Erlösung Antheil. Die Nachwelt wird den Messias nie lesen, ohne mit dem zweiten Gedanken auf Sie zu fallen, und dieser Gedanke wird allemal ein Segen sein. — — Nationen werden Ihnen dann nicht das Gedicht auf den Messias allein, sondern auch die Seligkeit mit danken, welche sie durch das Gedicht gefunden haben." *

Indessen hoben sich auch dadurch die Aussichten Klopstock's nicht. Er selbst fühlt es wohl, trotz der Befangenheit seines Ur-

* Ob Fanny diesen Brief je gelesen hat? Klopstock schreibt den 5. November 1748 an Bodmer, er habe nicht gewagt, ihn zu übergeben, sondern ihn an ihren Bruder geschickt. Dieser wolle an seine Schwester ohne Hülle schreiben und ihr den Brief schicken. Und in einem kurz darauf geschriebenen Briefe Bodmer's heißt es: „Klopstock ist ein sonderbarer Liebhaber, er hat nicht das Herz gehabt, meinen Brief an seine Geliebte derselben zuzustellen, obgleich ihr Bruder, der sein Vertrauter ist, es ihm gerathen."

theils, und läßt es auch in seinen Briefen durchblicken, daß die Verhältnisse Beider zu ungleich waren und daß er, der mittellose junge Poet, trotz des unverwelklichen Kranzes, der bereits die junge Dichterstirn krönte, nicht im Stande sei, der Geliebten eine sichere Zukunft zu bieten. Auch Fanny's Betragen mochte sich danach einrichten; sehr entgegenkommend war sie nie gegen ihn gewesen, das ersieht man aus den Briefen Klopstock's selbst; anfangs wohl mochten auf das siebenzehnjährige, fein empfindende und urtheilende Mädchen die schwärmerische Begeisterung des jungen Dichters ihren romantischen Eindruck nicht verfehlt haben, aber sie war, wie sich dies später immer mehr zeigt, doch schwerlich je von tieferer Neigung zu dem Dichter erfüllt, hatte auch klaren Blick, Verstand und Selbstbeherrschung genug, um nicht Hoffnungen zu erwecken, die sie nicht erfüllen konnte oder durfte. Klopstock selbst spricht davon in einem spätern Briefe an Fanny, (Halberstadt, den 13. Juni 1750. Lappenberg, Seite 36): „Denken Sie nicht, daß ich die ganze Reihe von tödtenden Kaltsinnigkeiten, die ich von Ihnen ganze zwei Jahre für so viel Freundschaft erfahren habe, immer von neuem empfinde, so oft ich an Sie denke? Fallen Sie nicht darauf, daß mir Ihr Herz ein Labyrinth sein müsse, aus dem ich mich nicht finden kann?" Zudem war der eigene Wille der Kinder in Herzens- und Heirathsangelegenheiten damals weit beschränkter, als in den späteren freieren Jahrzehnten, und gerade hier ist es wahrscheinlich, daß die Eltern, namentlich die Mutter, ein starkes Gegengewicht geltend machten. Fanny's Bruder, Klopstock's Freund, schreibt ihm (August 1750) nach Zürich: „Neulich hatten wir eine Weile von Ihnen gesprochen, und einige Augenblicke darauf fing meine Mama nach ihren Maximen vom Heirathen an zu sprechen, und siehe, da flossen meiner Schwester einige Thränen aus den Augen." (Auf die „einigen Thränen" lege ich dabei wenig Gewicht, es macht, wie nicht selten in den Briefen von Schmidt, nicht den Eindruck der Aufrichtigkeit.)

Kurz, Klopstock selbst fühlte die Unhaltbarkeit seiner Aussichten unter den jetzigen Umständen und seine Briefe aus jener Zeit sprechen viel von dem Wunsche und den Bemühungen um eine feste, auskömmliche Stellung. So faßte er, wenn auch mit schwerem Herzen, den Entschluß der Trennung; es mochte ihm in mancher Faser zucken, aber es bleibt ein rühmliches Zeichen von Klopstock's Art und Wesen, daß er, so wie er niemals mit seinem Herzen kokettirt hat, gleich so Manchen in der Wertherperiode oder in den Zeiten des affectirten Weltschmerzes unseres jungen Deutschlands, so auch trotz seiner leidenschaftlichen, fast auf's Höchste gespannten Gluth und Erregtheit, weder jetzt noch später eine gewaltsamere Lösung suchte. Auch sonst sehen wir ihn an Festigkeit gewachsen; seit seiner Trennung von Fanny werden die Klagen in den Briefen an seine Freunde weit seltener; sie concentriren sich nur in den Briefen an Fanny selbst.

Da nun Klopstock einstweilen noch durch kein festes Amt gebunden war, so rüstete er sich (Mai 1750) zu der für jene Zeit sehr umständlichen Reise nach Zürich zu seinem Freunde Bodmer. Es war zum Theil eine Triumphreise. Der an seinem bisherigen Aufenthaltsorte, wie es scheint, nur wenig geltende Prophet lebte, reiste und verkehrte jetzt nur mit geistesverwandten, literarisch bedeutenden Männern, die dem von ihnen bewunderten Dichter alle Gerechtigkeit widerfahren ließen; so vor Allen Gleim, der bekannte liebenswürdige Gönner junger Dichtertalente, dann der Abt Jerusalem in Braunschweig, ferner Sulzer, der spätere Professor und Director der philosophischen Classe der Akademie der Wissenschaften zu Berlin, und Andere. Und mehr noch: der von dem Gegenstande seiner Leidenschaft mit „tödtender Kaltsinnigkeit" Behandelte — er wurde, wo er in einen Kreis gleichgesinnter Freunde und Freundinnen trat, von den jungen Mädchen und Frauen förmlich überschüttet mit Anerkennungen und Liebkosungen. Sie alle kannten den Messias, kannten des Dichters unglückliche Liebe, kannten seine Oden an Fanny, die ihnen zum ersten Male eine Aufrichtigkeit des Gefühls, eine Innigkeit und Erhabenheit des Ausdrucks und eine Gluth der Sprache vorführten, wie sie sie bisher noch nicht gelesen: kein Wunder, daß sie (und dies ist heute wie damals der richtige Ausdruck) für Klopstock „schwärmten." „Ich will Ihnen nur sagen," schreibt er in einem schönen Briefe an Fanny vom 10. Juli 1750, „daß es eine ungemein süße Sache ist (denn ich

habe sie recht sehr und recht oft erfahren), wenn man von liebenswürdigen Leserinnen zugleich geliebkost und zugleich verehrt wird. Ich habe von Lazarus und Eidli oft vorlesen müssen mitten in einem Ringe von Mädchen, die entfernter wieder von Männern eingeschlossen wurden. Man hat mich mit Thränen belohnt. Wie glücklich war ich, und ach! wie viel glücklicher würde ich sein!" — Kein Wunder, wenn Klopstock durch solche Anerkennung und Verehrung, die er auch ferner fand, in seinem ganzen Wesen gekräftigt und gehoben erscheint und wenn sich diese Stimmung in den zahlreichen Briefen von der Reise nach der Schweiz und aus Zürich selbst wiederspiegelt, namentlich in der berühmten Ode und dem dazu gehörigen Briefe über die Spazierfahrt auf dem Züricher See.

Aber alle diese verschwenderischen Huldigungen vermochten nicht das Bild der fernen Fanny zu verwischen. „Man sucht hier um die Wette mir so viel Vergnügen zu machen, daß mir nicht selten die Wahl schwer wird. Sie, liebste Cousine, hätten durch einen einzigen kleinen freundschaftlichen Brief machen können, daß ich unendlich viel mehr Antheil an diesen Vergnügen genommen hätte, als ich daran habe nehmen können, und, wenn Sie immer so fortfahren, mich zu verlassen, daran nehmen werde." — Im Gegentheil, er denkt unter all jener heitern Geselligkeit und Jugendfreude ebenso ernst wie früher an die Möglichkeit, ihr eine ihrer würdige Stellung bieten zu können, und verfällt dabei auf Pläne, die uns geradezu ein wenig abenteuerlich klingen. Das Einkommen nämlich von vierhundert Thalern, das ihm der König von Dänemark ausgesetzt hatte, um in Muße den Messias vollenden zu können, hoffte Klopstock noch vermehren zu können durch ein Eingehen seinerseits auf ein höchst uneigennütziges Anerbieten eines seiner Züricher Freunde, Namens Rahn. Dieser hatte, wie Klopstock an Fanny in demselben Briefe schreibt,* eine neue Art auf weiße Seide zu drucken erfunden, und wollte Klopstock an dem, wie er hoffte, reichen Gewinn theilnehmen lassen, ohne daß dieser erhebliche Gegenleistungen zu machen brauchte; und, setzt Klopstock sehr bezeichnend hinzu: „Er kennt mein wahres Glück zu sehr, als daß er mich für so viel Freundschaft bei sich behalten wollte." Und so fest glaubt und hofft der Dichter, daß dies beabsichtigte Geschäft gelingen werde (was in der That nicht eintraf), daß er zum ersten Male mit einem förmlichen Antrage hervortritt. „Ich weiß, es ist Ihnen nicht zu ernsthaft, wenn ich hier mit Dankbarkeit an die göttliche Vorsehung zurückdenke. — Aber gütige Vorsehung! darf ich Dich auch um das Größte bitten, was ich in dieser und jener Welt bitten kann; darf ich Dich bitten, daß Fanny meine Fanny werde? O, angebetete Vorsehung! darf ich Dich um dieses himmlische Geschenk anflehen?" — Und die Antwort? — war ein ebenso hartnäckiges als beredtes Schweigen von Seiten Fanny's sowohl als ihres Bruders. Hätte Klopstock dies als endgültige Entscheidung angesehen und auch seinerseits jede Verbindung abgebrochen, jeden weitern Versuch unterlassen, er wäre eben nicht Klopstock gewesen, so aber richtet er aus der Schweiz noch einen Brief (vom 20. November 1750, bei Lappenberg, Nr. 33) an Fanny, in dem er seine Klagen und Zweifel mit derselben Unermüdlichkeit schreibt, wie vorher und nachher.

Man würde kein günstiges Urtheil über Klopstock's Charakter bekommen, wollte man ihn allein nach diesen Briefen beurtheilen, denn dem kältern und unparteiischen Leser scheint es geradezu unwürdig, daß er nicht endlich sich ermannt und losreißt; und man muß andere Briefe von ihm lesen, z. B. die, in denen er Bodmer seine Freundschaft aufkündigt (Lappenberg, Nr. 30 und 36, der letztere freilich ist auf Vermittlung Breitinger's nicht an seine Adresse abgesandt worden), um wohl zu merken, daß er da, wo seine blinde Leidenschaft nicht mit in's Spiel kommt, recht wohl einer männ-

* Dieser Brief, vom 10. September 1750, ist schon in älteren Sammlungen gedruckt, von Lappenberg aber mit Recht wiederholt, nicht blos, wie noch einige andere Briefe, des Zusammenhanges wegen, sondern mehr noch, weil er hier zum ersten Male in genauer Uebereinstimmung mit dem Originale gegeben wird. So wird man unter anderen unwesentlicheren Abweichungen und Auslassungen die eine nicht ohne Lächeln bemerken, daß es in dem neuesten, dem Originale gleichkommenden Abdrucke heißt: „Ich habe bisher zween Freunde gefunden, den König von Dänemark und einen hiesigen jungen Kaufmann, den ich über den König setze," während charakteristisch genug, die hier im Drucke hervorgehobenen Worte in älteren Sammlungen fehlen.

lich-kräftigen Sprache fähig ist. Und doch zeigte er auch damals in seinen Entschlüssen und Thaten eine größere Selbstüberwindung, als man ihm nach seinen Worten und Briefen zutrauen sollte. Er verließ im Februar 1751 die Schweiz, war Anfang März im elterlichen Hause in Quedlinburg, aber — er überwand sich und kam nicht nach Langensalz. „Nur eine Zeile von Ihnen," schreibt er den 24. Juli 1751 von Friedensburg an den Bruder Fanny's (bei Klamer Schmidt, Seite 272), „nur eine Zeile vor den letzten Tagen meiner Abreise von Zürich hätte mir Flügel gegeben, zu Ihnen zu fliegen," und in einem Briefe an Fanny selbst vom 14. März 1751 (Lappenberg, Nr. 38) spricht er von einem „Befehl, den sie ihm durch ihr halbjähriges Stillschweigen gegeben." Man sieht, es sind die Anfänge der Resignation.

Aber ganz und vollständig zu brechen mit dieser Seite seiner Vergangenheit vermochte er doch noch nicht; es ist, als ob es für ihn Bedürfniß gewesen wäre, sich noch länger zu täuschen, so bestürmt er immer noch in Briefen seine Fanny um Entscheidung längst stillschweigend beantworteter Fragen. Schwerlich hat ihn erst ein Brief Fanny's hierin von neuem bestärkt, den diese ihm endlich, freilich erst, als er bereits weit genug entfernt war, nach Kopenhagen nachsandte, ein Brief, höflich, fein, sogar geistvoll, wenn man will (sie führt den einmal begonnenen Vergleich ihres Briefes mit einer anakreontischen Taube sehr geschickt durch, worauf übrigens Klopstock eine nicht minder geistvolle Antwort ertheilt), aber jener Brief Fanny's ist doch im Grunde förmlich, kalt und abwehrend, und mit der charakteristischen Unterschrift: „Ihre ergebene Dienerin." *

Klopstock war Ende März von Quedlinburg abgereist, Anfang April nach Hamburg gekommen und von da nach Kopenhagen weiter gereist, nachdem er selbst auf dem Schiffe nicht hatte unterlassen können, einen kurzen Gruß an Fanny zu schreiben. Klopstock wohnte meist auf dem Schlosse Friedensburg, vier Meilen von Kopenhagen; die Ruhe und Einsamkeit seines Aufenthalts, der idyllische Park und seine ganze Umgebung mußte für sein schwärmerisches, liebebedürftiges Herz insofern keinen wohlthätigen Einfluß üben, als er in der Neigung, seinem Unglück in seinen Gedanken nachzuhängen, dadurch nur zu sehr unterstützt wurde. Aber auch hier erwähnt er in den zahlreichen Briefen an die andern Freunde nichts mehr, sondern hatte nur einen Vertrauten, dessen er nun einmal nicht entbehren konnte, nämlich seinen Freund Gleim, der ihm ganz besonders dazu geeignet scheinen mochte, da er mit Klopstock's Verwandten in Langensalz persönlich bekannt und von diesen hoch verehrt war. „Da mir Kopenhagen," schreibt er an Gleim den 1. März 1751 von da (Klamer Schmidt, Seite 233), „schon so angenehm geworden ist, ach! liebster Gleim, wie traurig bin ich da nicht, daß ich von Fanny gar keine Briefe bekomme. Was soll ich nun, da ich in den Umständen bin, Verschiedenes, was mein Glück angehet, zu thun, was soll ich thun und was soll ich nicht thun? Denn ganz anders würde ich handeln, wenn Fanny mich liebte, und ganz anders, wenn sie (welches wohl nur gar zu gewiß ist!) mich nicht liebt. Nun sind es beinahe drei Jahre, daß ich sie das erste Mal in Langensalz wiedersah. Mein Gleim! ich schwöre bei unserer Freundschaft, und wie kann ich Ihnen und mir was Theureres nennen? bei dieser schwöre ich, so wird sie nie wieder geliebt werden!" Und ähnlich in fast allen Briefen. Er hätte wohl Gleim gern als Vermittler in Langensalz gehabt, dieser aber sah deutlicher die Lage der Verhältnisse und erhielt wohl auch von Fanny selbst und deren Bruder klare Auskunft, mochte aber selbst nicht das harte Wort an Klopstock schreiben, und schrieb daher eine Zeit lang gar nicht, worüber sich Klopstock wiederum bitter beklagt. Gleim's Antwort vom 8. September 1751 (Klamer Schmidt, Seite 284 f.) redet für den unbefangenen Leser deutlich genug: „Daß er ihm seit seiner Reise nach Langensalz nicht habe schreiben können, habe seinen Grund blos in seiner aufrichtigen Liebe zu Klopstock; er habe Andere bitten wollen, es zu thun; auch dies sei ihm zuerst unmöglich gewesen, endlich habe Fanny's Bruder ihm versprochen, an Klopstock zu schreiben." Schmidt that es nicht; wohl aber und zum letzten Male

* Klopstock empfindet das Steife dieser Wendung sehr wohl. Er sagt am Schlusse eines seiner letzten Briefe an Fanny (bei Lappenberg, Seite 104): „ich bin — etwa Ihr ergebener Diener? Nein! Ihr aufrichtiger Freund" u. s. w.

Fanny, in einem Briefe, der meines Wissens nicht mehr vorhanden ist, auf den sich aber Klopstock in seiner eigenen Antwort vom 14. September 1751 (Lappenberg, Nr. 48) und in einem umgehend geschriebenen Briefe an Gleim (Klamer Schmidt, Seite 290) bezieht. Gleim mochte doch kein schlechter Sachwalter Klopstock's gewesen sein; denn Fanny schrieb in dem eben erwähnten, nicht mehr vorhandenen Briefe, „daß ihr Bruder ihr von Halberstadt aus gemeldet, daß er und Gleim an Klopstock geschrieben hätten (was freilich nicht wahr war), daß Gleim ihr gedroht, er wolle sie bei Klopstock verklagen, daß aber Klopstock ihn nicht, ohne sie zu hören, vernehmen solle."

Obwohl aber Klopstock Gleim's Brief recht gut verstanden hatte, so ist er doch noch immer nicht zur vollen Entsagung bereit. Seine Antwort an Fanny (Lappenberg, Nr. 48) bezeugt es und namentlich der Schluß leistet das Stärkste in Klopstock'scher Ueberschwenglichkeit, die sich geradezu zur Vision steigert; und doch wieder sonderbar, daß er gerade diese Stelle fast wörtlich an Gleim mittheilt (Lappenberg, Seite 99, und Klamer Schmidt, Seite 291): „Den Abend, als ich Ihren Brief erhielt, riß ich mich endlich von meiner tiefen Traurigkeit los, und sah gen Himmel: Warum bin ich so lange, so sehr und auf diese Weise unglücklich? — Ich erschrak über meine Frage und sah vom Himmel nieder. Darauf hatte ich einige Gedanken auf eine mir so neue Art der Empfindung, daß ich beinahe darauf fiel, sie nicht völlig für meine Gedanken zu halten. Sie waren: Und du fragst so frühzeitig? — Thut einen Blick, so weit ihr ihn thun könnt, einen Blick von menschlicher Aussicht, ein paar Schritte über's Grab! — Deine Bestimmung? — Kennst du sie nicht? Sie war: Vielen die Menschlichkeit Desjenigen, der eurer ganzen Anbetung und Nachahmung würdig ist, zu zeigen. Dein Herz mußte deswegen völlig von dir entwickelt werden. Wehmuth und Thränen mußten es ausbilden. Und wenn du zugleich hierbei zeigtest, daß dir tiefe Unterwerfung und Anbetung der Vorsehung theurer sind, als eine Glückseligkeit, deren Dauer dir so unbekannt war — so ist für dich Lohn da. — Geh' nur und frage nicht weiter. Es ist jenseit dem Grabe viel Seligkeit und in den ewigen Hütten wohnt die Liebe viel himmlischer, als du sie empfunden hast. — Geh' und bete an, dieses Lohnes werth zu sein." — Ebensowenig konnte es für seine Ruhe vortheilhaft sein, daß er während seiner Friedensburger Muße und Einsamkeit, die ihn ohnehin zu sehr seinen Gedanken nachhängen ließ, auch noch damit beschäftigt war, seinen Briefwechsel mit Fanny's Bruder (derselbe hatte an Klopstock einen großen Theil von dessen Briefen an ihn zurückgegeben) abzuschreiben (Klamer Schmidt, Seite 266, 270, 277), und so gewissermaßen seinen ganzen Schmerz von neuem aufzuregen. Doch auch dagegen versucht er sich zu wappnen; wie er dies that, erzählt er harmlos genug Fanny selbst in dem letzten Briefe an sie, der jedoch einen Anflug von Witz und Humor zeigt, aus dem wir wohl auf eine allmälig wiederkehrende Ruhe des Herzens und Herrschaft des Verstandes schließen dürfen. Um sich zur Ruhe zu zwingen, habe er gewisse Oden und Briefe dreifach verschlossen und alle drei Schlüssel weggeworfen; und er nehme seine anderen Schlüssel sorgfältig in Acht, um ja nicht den Schlosser kommen lassen zu müssen. „Schwaches Herz, werden Sie sagen ... Ja, freilich schwach; aber was kann ich dafür, daß ich es habe? Ja, wenn ich es gegen ein starkes, gesetztes Herz vertauschen könnte, so wüßte ich schon, mit wem ich tauschen wollte!" Nun aber sei er jetzt in großer Verlegenheit; in Hamburg sei ein sehr fehlerhafter Druck einer der miteingeschlossenen Oden erschienen, die er werde umdrucken lassen müssen. „Wenn das geschehen soll, so müssen meine drei Schlösser eröffnet werden, damit ich mein Manuscript herausnehmen kann. Und ach, dann, wenn die Schlösser einmal offen sind! —" Dann wieder eine schlecht versteckte Bitte, ihm doch zu schreiben, und schließlich: „Doch ich muß hier abbrechen. Mein Herz fängt an, etwas zu fühlen, als wenn ich alle meine Schlösser aufgemacht und recht viel gelesen hätte. Und ich fürchte mich vor meinem Herzen, wenn es so anfängt!"

So schreibt er in den letzten Tagen des Jahres 1751 an Fanny, und — bereits im April 1752 kann er an Gleim schreiben, daß er „ganz und gar nicht mehr unglücklich" ist; er verlobt sich kurz darauf mit der Hamburgerin Margarethe Moller,

mit der er sich dann den 10. Juni 1754 verheirathete.

So plötzlich freilich, wie wir es hier schreiben, kam dies in Wirklichkeit bekanntlich nicht; an Einleitung und Vorbereitung dazu hatte es so wenig gefehlt, daß man sich eher darüber wundern könnte, daß es nicht schon eher so gekommen. Und dieser Entwicklung zu folgen ist weit erquicklicher, denn die herzlichen und innigen, oft naiven Briefe von Meta an Klopstock und Giseke gehören zum Reizendsten, was man überhaupt von solchen und ähnlichen Briefen lesen mag. Doch ist jedenfalls das frühere Verhältniß zu Fanny interessanter, weil die Entwicklung des Dichters in jene Zeit hineinfällt, ja, zum Theil gerade dadurch bedingt wird, überhaupt sein Wesen und Charakter sich am deutlichsten darin offenbart.

Klopstock war nun einmal eine Natur, die vorzugsweise nach der Seite des Gefühls hin sich neigte und entwickelte und, da er mit dieser Excentricität wirkliches poetisches Genie verband, nicht blos seinen engern Freundesbund mit sich fortriß, sondern auch in den weitesten Kreisen damit dominirte und trotz der vielen Widersacher, die ihm jedoch weder schöpferisch noch kritisch gewachsen waren, noch ferner dominirt hätte, wenn nicht sofort Lessing sich, um einen seiner eigenen Ausdrücke zu gebrauchen, „auf die andere Seite des Brettes gestellt“ und den kritischen Verstand wieder in sein Recht eingesetzt hätte. Wir haben genug Mittheilungen aus Klopstock's Jugendzeit und namentlich über die Entstehung der Messiade, um die Grundzüge von Klopstock's späterem Wesen daraus erkennen zu können. Aber auch ohne dies — aus den Oden allein ließe es sich erschließen.

Wer, wie er, eine so schwärmerische Ode an seine Freunde dichten, wer darin nicht blos der gegenwärtigen Freunde gedenken konnte, sondern auch der zukünftigen:

„Und du, o Freundin, die du mich lieben wirst,
Wo bist du? Dich sucht, Beste, mein einsames,
Mein fühlend Herz in dunkler Zukunft —“

wer an diese „künftige“ Geliebte eine lange schwärmerische Ode richten und in der Ode „An Gott“ ausrufen konnte:

„Ach, gieb sie mir, dir leicht zu geben,
Gieb sie dem bebenden, bangen Herzen!“ —

dem konnte man noch vor der Erfüllung seiner Geschicke, gleichwie Mephisto in der Hexenküche dem Faust zuruft:

„Glaub' nur, du siehst mit diesem Trunk im Leibe
Bald Helena in jedem Weibe —“

so ihm zurufen: mit dieser Sehnsucht nach Freundschaft und Liebe, mit diesem lebendigen Feuer der Leidenschaft in deinen Adern und deinem Herzen wirst du Jeden, der dir, in Wahrheit oder nur deiner Meinung nach, gleichgesinnt erscheint, zu deinem Freunde und das erste reizende Mädchen, das dir begegnet, zur Göttin deines Herzens machen. Und so geschah es; Klopstock übersah bei manchem seiner Freunde lange Zeit die Schwächen, und in Sachen des Herzens gab er dem Verstande keine Stimme. Dabei aber ehrt es ihn hoch, daß er nicht, wie die meisten ihm ähnlichen Gefühlsnaturen, der Unbeständigkeit verfiel; und am allerwenigsten in seinem Verhältnisse zu Fanny möchten wir, wie neulich ein Beurtheiler des Klopstock'schen Briefwechsels, was Klopstock in seinem bekannten langen Absagebriefe an Bodmer von dessen Freundschaft sagt, dasselbe von Klopstock's Liebe sagen: sie sei mehr Einbildungskraft, als Herz gewesen.

Literarisches.

Die von uns wiederholt mit großer Anerkennung genannte „Leipziger Illustrirte Zeitung“ hat soeben nach fünfundzwanzigjährigem Bestehen ihren fünfzigsten Band geschlossen und es gereicht uns zur Freude, bei dieser Gelegenheit auf das bewährte und längst allgemein eingebürgerte Journalunternehmen wieder einmal hinzuweisen. Das Publicum kann unmöglich beurtheilen, welche Anforderungen ein so vielseitiges und stets auf der Höhe der Zeit gehaltenes Blatt an die Betheiligten stellt. Der große Kreis mitwirkender Kräfte, der für den artistischen wie literarischen Theil nothwendig ist, muß stets angeregt und auf das Geeignete hingeleitet werden. Da soll keine Seite des öffentlichen Lebens übergangen und doch auch keine zu sehr in den Vordergrund gestellt sein. Allen diesen Bedingungen bestrebt sich die „Leipziger Illustrirte Zeitung“ wirklich mit befriedigender Sicherheit gerecht zu werden, und man muß den Herausgeber, sowie der auch nach anderen Seiten hin erfolgreich thätigen Verlagshandlung von J. J. Weber das Zeugniß geben, daß sie mit hingebendem Eifer ihre Aufgabe erfüllen.



Ueber totale Sonnenfinsternisse,

mit besonderer Beziehung auf die am 18. August 1868 bevorstehende.

Von

J. H. von Mädler.

In demselben Maße wie außergewöhnliche Himmelsbegebenheiten aufgehört haben, Gegenstände der Furcht und des Schreckens für die Masse zu sein, haben sie angefangen, eine Bedeutung für die Wissenschaft zu gewinnen, die sie früher ganz entbehrten. Man schlägt keine Juden mehr todt und fürchtet nicht mehr das vom Himmel fallende Gift, welches die Brunnen verderbe; selbst der Chinese peitscht seine Hunde nicht mehr, wenn der große schwarze Drache die Sonne verschlingen will (er sollte nämlich durch das Hundegebell daran verhindert werden), aber man beachtet dafür desto aufmerksamer die Phänomene, welche sich bei diesen Gelegenheiten, und größtentheils nur bei diesen, unseren Blicken darstellen. — So gewahren wir, daß im letzten Halbjahrhundert Beobachter nach den Gegenden gesandt werden, über denen, der Vorausberechnung nach, eine Sonnenfinsterniß total oder annular erscheinen wird, und diese Beobachter begnügen sich nicht, wie früher, nur die Zeitmomente des Anfangs und Endes wahrzunehmen, sondern sie achten sorgfältig auf alle Erscheinungen, erwartete wie unerwartete, und geben darüber ausführlichen Bericht.

Die größte Schwierigkeit bei diesen Wahrnehmungen ist die Kürze der Zeit, in der sie zur Anschauung kommen. Bei der 1860 in Spanien beobachteten Totalfinsterniß war diese Dauer 2 Minuten 43 Secunden, bei der am 31. December 1861 blieb sie unter einer Minute. Und gleichwohl ist die Fülle der Gegenstände, die sich dem Forscher darbietet, eine so große, daß man sich einen ganzen Tag Zeit wünschte, um Alles zu vermessen und abzuzeichnen.

Dazu kommt, daß die Himmelsforscher von Profession nur selten gewandte Zeichner sind, auch eine so wunderbar rasche Auffassung, wie sie dem verstorbenen Goldschmidt eigen war, sich so leicht nicht wieder finden wird. Goldschmidt konnte das, was er in diesen 2 Minuten 43 Secunden wahrgenommen, nicht allein in Moigno's Kosmos genau beschreiben, sondern auch der französischen Akademie 3 auch künstlerisch schöne Tableaus überreichen: Anfang, Mitte und Ende darstellend.

Wohl kommen gegenwärtig dem bewaffneten Auge zwei wichtige Erfindungen zu Hülfe, die Photographie, die ungleich rascher zeichnet, als das Auge beobachtet, und deren Production man nachher mit aller Muße beschauen und bearbeiten kann; und die noch neuere Spectralanalyse,

eine deutsche Erfindung, wie jene eine französische. Immer aber bleibt der unmittelbaren Beobachtung noch ein weites Feld: und wir erinnern hier nur an die verschiedenen Farben, die keine Photographie wiedergeben kann, an die Polarisationsversuche und an so manches Andere, was sich ganz gut wahrnehmen ließe, wenn dazu nur Zeit gegeben wäre.

Und dies ist der Punkt, durch welchen sich die zunächst bevorstehende Totalfinsterniß nicht allein vor allen bisherigen, sondern auch auf lange Jahrhunderte hinaus vor allen künftigen auszeichnet. Der Mond steht in größtmöglichster Erdnähe, die Sonne in einer dem Maximo nahen Entfernung und die Finsterniß wird mehreren Gegenden im Zenith oder doch diesem ganz nahe zur Erscheinung kommen. So vereinigt sich Alles, um die Dauer möglichst lang zu machen, und in der That wird sie an nicht wenigen Orten 6 Minuten erreichen oder übersteigen; am günstigsten Orte währt die Totalität 6 Minuten 43 Secunden.

Europa wird nichts von ihr erblicken; nicht allein stehen wir zu weit nördlich, sondern die Finsterniß ist schon vorbei, wenn bei uns der Tag anfängt, und Amerika ist im gleichen Falle. Die Totalfinsterniß beginnt im östlichen Abessinien, durchschneidet Arabiens Südspitze, darauf den persischen Meerbusen und Vorderindien ziemlich in der Mitte. Bei Masulipatam tritt sie in den bengalischen Meerbusen ein, durchschneidet Hinterindien, den Norden Borneo's und Neuguinea, und endet an Australiens Nordküste.

Ueber diese Zone hin werden sich also die Beobachter vertheilen, die Europa dorthin entsendet, und man darf hoffen, daß diese Tropenlandschaften alsdann eines heitern Klimas sich erfreuen werden. Einzelne Punkte werden ihre Regenzeit haben, da man dies jedoch im Voraus weiß, so wird man auf der gegen 800 Meilen Land durchschneidenden Zone es verhältnißmäßig leicht finden, günstigere Punkte auszuwählen. Die glühende Hitze des östlichen Theiles von Dekan wird gleichfalls vermieden werden können; die kühlere Malabarküste bietet Beobachtungspunkte genug. Und auch für das früher so gefürchtete Borneo darf man hoffen, daß der nun schon eine geraume Zeit wirkende britische Einfluß, namentlich aber die Statthalterschaft des trefflichen Brooke, der Civilisation so weit Bahn gebrochen hat, daß man hier ungefährdet astronomische Beobachtungen wird machen können.

Einst waren die Landschaften Indiens, die von dieser Totalfinsterniß getroffen werden, ein Sitz hoher Cultur. Hier bildete sich die Sanskritsprache, die Mutter zahlreicher jetzt blühender Töchter. Hier erfreute man sich einer reichen poetischen Literatur, die man jetzt in die abendländischen Sprachen zu übertragen beginnt. Ihr großer Umfang — das Gedicht Mahabharatta zählt nach Bopp's Angabe 400,000 Verse — wird allerdings eine geraume Zeit bedingen. Hier besaß man schon vor Alexander des Maceboniers Zeit alte in Verse gefaßte Regeln zur Berechnung von Sonnen- und Mondfinsternissen, wie zur Auflösung algebraischer Formeln; hier entstand im 8. Jahrhundert unserer Zeitrechnung das Decimalsystem, das unser Rechnen so leicht und bequem gemacht hat. Jetzt ist alles dieses bis auf wenige schwache Spuren verschwunden, und es ist nun Sache Europa's, an Indien den Dank abzutragen, den wir ihm in so hohem Maße schulden.

Aber ist gleich die wissenschaftliche Bildung hier tief gesunken, so fehlt es diesem Volke doch nicht an empfänglichem Sinn. Unter den Sternwarten, die Indien heute zählt, sind zwei zu nennen, welche von Hindufürsten gegründet worden sind. Der Radschah von Travancore hat eine sehr gut ausgerüstete Sternwarte in Trevandrum auf Indiens Südspitze errichtet, die von einem britischen Director geleitet, eingeborne Hindus zu Beobachtern und Berechnern ausbildet.

Eine ähnliche Anstalt besaß Lucknow im nördlichen Indien, die jedoch nach dem Tode des Directors Wilcox eingegangen ist, da der Nachfolger des Herrschers, der sie gegründet, den Eifer seines Vorgängers für Wissenschaft nicht ererbt hatte. Und in Madras, das seit fast einem Jahrhundert unter britischer Herrschaft steht, arbeitet als erster Gehülfe der Hindu Ragoonatha Chary, dessen Talent und Eifer sein europäischer Director nicht genug rühmen kann, und der sich durch wichtige mathematische Untersuchungen auch in Europa einen Namen gemacht hat. Er ist schon für diese Finsterniß thätig gewesen, indem er 12 Sternbedeckungen, die sich vom 2. bis 25. August

ereignen, für Madras und noch drei andere Punkte vollständig berechnet und durch die Male Asylum Press in Madras veröffentlicht hat. Diese Berechnungen werden ein treffliches Hülfsmittel zur Zeit- und Ortsbestimmung darbieten in Gegenden, wo bisher noch nichts dafür geschehen ist.

Die Sternwarte Cairo unter ihrem thätigen Director Mahmud Ismail, Effendi, wird sicher nicht weniger für diese Finsterniß thun, als sie gethan hat für die von 1860, wo der Genannte mit zwei Gehülfen, Ahmed und Hussein, nach Dongola ging, und dort treffliche Beobachtungen machte. Und die Sternwarte Paramatta in Australien, eine Stiftung des Gouverneurs Brisbane, wird sicher nicht zurückbleiben und für Beobachter in Neuguinea und Nordaustralien sorgen. So werden die deutschen, britischen, französischen und italienischen Astronomen, die sich in beträchtlicher Zahl diesen Regionen zuwenden, dort nicht blos rohe Wilde antreffen, sondern an Ort und Stelle eine Unterstützung finden, die ihnen höchst willkommen sein muß.

Aber — wird Mancher fragen — was ist denn zu erwarten von diesen Zurüstungen, die jetzt alle Zeitungen anfüllen und zu denen die preußische Regierung 15,000 Thaler bewilligt hat? Ist denn nach Allem, was seit Jahrhunderten in so reichem Maße geschehen ist, noch immer so viel zu erörtern und zu erforschen? Wir antworten: allerdings! Wer sich mit der Geschichte der Himmelskunde einigermaßen bekannt gemacht hat, wird wissen, daß man noch im Anfange dieses Jahrhunderts Fragen, die man jetzt zu beantworten versucht, noch gar nicht stellen konnte. Namentlich für die, welche sich auf die eigenthümliche Natur der Weltkörper beziehen, war so gut als nichts geschehen. Hier müssen wir uns auf das beschränken, was totale Sonnenfinsternisse betrifft.

Man erblickt um die verfinsterte Sonne, also optisch genommen um die schwarze verdeckende Mondscheibe, einen weißen hellen Ring, der jedoch, namentlich im Fernrohr, keineswegs einem sogenannten Heiligenscheine gleicht, sondern eine auf's mannigfachste gegliederte Fläche darstellt. Lichte Linien und Bögen ziehen hindurch und zum Theil weit darüber hinaus, das Ganze ist nicht kreisförmig, vielmehr an Breite beträchtlich ungleich.

An der innern Seite dieses Ringes erblickt man rothe Gebilde, meist auf dem Rande aufsitzend, zuweilen aber auch frei darüber schwebend. Obgleich sie schon, wie bestimmt nachgewiesen werden kann, Vassenius in Gothenburg 1733 wahrgenommen, so haben sie doch erst seit 1842, wo Schumacher und Littrow sie erblickten, die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich gezogen. Sie sind seitdem in jeder Totalfinsterniß und selbst in einer blos ringförmigen (in Dalmatien von Riha) wahrgenommen und so genau als möglich gezeichnet, 1860 auch photographirt worden, aber auf eine vollständige und unzweifelhafte Erklärung warten wir noch immer, denn selbst die Frage, ob sie der Sonne oder dem Monde angehören, ist bis jetzt nicht so entschieden, daß alle Zweifel gehoben wären. Dies wird aber möglich sein, wenn man 6 Minuten Zeit hat zur Beurtheilung, ob sie mit dem Monde fortrücken oder nicht, denn in dieser Zeit ist einem geübten Beobachter die Verschiebung des Mondes gegen die Sonne schon merklich.

Noch Tycho de Brahe behauptete, totale Sonnenfinsternisse seien unmöglich. Später stellte sich heraus, daß man den leuchtenden Ring, oder doch den inneren hellern Theil desselben, für einen unbedeckt gebliebenen Theil des Sonnenkörpers angesehen habe. Wir wissen nun freilich, was der Ring **nicht** ist, sind aber noch weit entfernt zu wissen, **was** er ist. Jedenfalls wird die bevorstehende Finsterniß, auch wenn sie die Endentscheidung noch nicht herbeiführt, genauere Darstellungen liefern, als bisher möglich waren, und so eine künftige Entscheidung vorbereiten.

Noch manche andere Fragen werden zu erörtern sein. So hat sich in zwei Finsternissen, 1820 und 1860, eine eigenthümliche, noch ganz unerklärte Erscheinung gezeigt. Vom östlichen und westlichen Rande der verfinsterten Sonne gingen glänzende Punkte, wie Perlenreihen, aus und entfernten sich nach Osten und Westen hin. 1820 wurde dies vom Präsidenten de Serres zu Embrun im südlichen Frankreich, 1860 von Paolo Bouvir auf den Balearen, Arndt in Castellon und meiner Gattin in Vitoria mit freiem Auge wahrgenommen. Was war dies, und wie wird es sich bei dieser Veranlassung zeigen?

Auch wird hoffentlich Zeit gegeben sein,

sich nach den während der Finsterniß sichtbaren Fixsternen und Planeten umzusehen, falls sich ein Astronom findet, der es über sich gewinnen kann, diesen Gegenstand zu seiner Hauptaufgabe zu machen und auf eine eingehende Beobachtung der Finsterniß selbst zu verzichten.

Die Färbung des Himmels sowie der umgebenden Landschaft an den Orten, wo der Mond gleichmäßig an allen Punkten des Randes übergreift; das Fortrücken des Mondschattens über die Erd- oder Meeresfläche, die mehrmals wahrgenommenen farbigen Schatten und vieles Andere wird man hier, wo verhältnißmäßig so viel Zeit gegeben ist, sicherlich nicht versäumen, und wir wollen hoffen, daß der Fanatismus nirgend (wie noch 1861 im innern Afrika geschehen) die Arbeiten der Beobachter gefährden oder ganz vereiteln werde. (Auf den Beistand der Herren Knak und Genossen wird Jeder gern im Voraus verzichten.)

So wird denn diese Finsterniß mit allen den Hülfsmitteln, welche die neuere Wissenschaft darbieten kann, beobachtet werden. Namentlich wird England, wo Privaten und gelehrte Gesellschaften über reichere Geldmittel als irgendwo sonst gebieten, es sicher an nichts fehlen lassen. Fernröhre, eigends für Sonnenfinsternisse eingerichtet, wird man dort aufstellen; die durch Warren de la Rue auf eine hohe Stufe gehobene Photographie wird die mannigfachste Anwendung finden; wir hoffen insbesondere Photographien der Corona zu erhalten. Da wir jetzt Reagentien kennen, die es möglich machen, den Blitzstrahl und die Sternschnuppen auf der photographischen Platte sichtbar zu machen, und man jetzt in einer Sekunde mehr erhält, als anfangs in 5 bis 10 Minuten, so wird es ganz gut möglich sein, nicht ein Bild, sondern eine ganze Reihe von Bildern der Lichtkrone, und jedes derselben für eine genau bestimmte Zeit, zu erhalten, und die Frage zu lösen, ob wahrnehmbare Veränderungen in ihr sich ereignen oder nicht. Die gleiche Frage schwebt auch noch in Beziehung auf die Protuberanzen, denn was bisher darüber wahrgenommen ist, erklärt sich rein optisch durch den Vorübergang des Mondes.* — Man wird mit Nicol'schen Prismen und ähnlichen Apparaten die Polarisation sowohl der Corona als der Protuberanzen untersuchen, um das, was selbst leuchtet, von dem zu unterscheiden, was blos erleuchtet wird. Man wird die spectroscopischen Untersuchungen, die bisher blos die Sonne selbst zum Gegenstande hatten, auch auf diese Erscheinungen ausdehnen, da man jetzt gelernt hat, das Spectrum auch von schwächer leuchtenden Gegenständen, ja selbst von Nebelflecken, zu erhalten und in ihm die Frauenhofer'schen Linien zu erkennen. Man wird die Sonnenfläche selbst vor und nach der Finsterniß rücksichtlich ihrer Flecke und Fackeln beobachten, um zu unterscheiden, ob ein Zusammenhang zwischen dieser und den Protuberanzen besteht, wie es nach dem, was man 1860 gesehen, nicht unwahrscheinlich ist. Doch wird man diese letztern Wahrnehmungen am besten in Europa machen, da anzunehmen ist, daß die auf der Centrallinie vertheilten Astronomen ohnehin alle Hände voll zu thun haben werden, und Sonnenbeobachtungen in heißen Klimaten sehr angreifend für die Augen sind. Man wird den Grad der Dunkelheit zu bestimmen versuchen und sich dabei fernhalten von den Uebertreibungen früherer Zeiten, indem man durch bestimmte Merkmale (z. B. die Letterngröße der noch lesbaren Schrift; die Entfernung, in der man gewisse Gegenstände noch erkennt) diesen Grad angiebt. Da der Mond diesmal so weit über den Sonnenrand übergreift, so ist eine weit größere Dunkelheit zu erwarten, als z. B. 1860 in Vitoria stattfand, wo man einen Thermometer noch ohne Licht ablesen konnte. Zu Brest-Litowsk 1851 wäre dies schon nicht mehr möglich gewesen.

Doch wir leben der Hoffnung, daß diese Schilderung sich sehr ungenügend erweisen und sie durch das, was uns die wirkliche Beobachtung darbieten wird, sich ganz in den Schatten gestellt sehen werde. Gewiß aber wird Niemand, für den eine nähere Kenntniß des Hauptkörpers unseres Systems wichtig genug erscheint, die Anstrengungen zu groß finden, die man gegenwärtig macht. — Bonn insbesondere sendet den Gehülfen der Sternwarte, Tiele, nach Aden, nahe dem Anfangspunkte der Total-

* Leider erfahren wir soeben, daß Secchi, Direktor der jesuitischen Sternwarte Rom, einer der tüchtigsten und kundigsten astronomischen Photographen, seinen Wunsch, nach Indien zu gehen, nicht erfüllen kann, weil — die päpstliche Regierung kein Geld für Sonnenfinsternisse hat.

finsterniß auf der Erde. Zwar wird hier die Finsterniß weder so lange dauern, noch in solcher Höhe beobachtet werden können als in Indien, dafür aber wird hier ein Bild erhalten, beträchtlich früher als das indische, wie die Beobachtungen in Neuguinea und der australischen Nordküste ein späteres liefern. Der Zeitunterschied beider Bilder, der gegen 2 Stunden (absoluter) Zeit beträgt, wird eine gute Vergleichung gestatten, und man wird sicher entscheiden können, ob die zu erwartenden Phänomene sich inzwischen gleich geblieben sind oder nicht.

Wir glauben nicht zu irren, wenn wir annehmen, daß die dorthin gesandten Himmelsforscher ein anderes, nach Verlauf von 6 Jahren zu erwartendes wichtiges Phänomen in Betracht ziehen und soweit dies thunlich, seine Beobachtung vorbereiten werden; wir meinen den Venusdurchgang vom December 1874. Nicht weniger als 105½ Jahr werden verflossen sein seit dem letzten Venusdurchgange (Juni 1769). Damals sparten die Beobachter keine Mühe und die Könige keine Kosten, um das so überaus seltene Phänomen (im Jahrtausend 16 Mal) für die Wissenschaft so ergiebig als möglich zu machen. Allerdings ward der Zweck erreicht, doch bei weitem nicht in dem Maße, als man gehofft hatte. Aber man hat Erfahrungen gesammelt, die diesmal sicher nicht unbeachtet bleiben werden; man weiß viel besser als damals, worauf es ankommt; wir rechnen auf die in mehrfacher Beziehung besseren Instrumente, aber weit mehr noch rechnen wir auf ihren bessern und zweckmäßigern Gebrauch. Doch wollen wir nicht in Einzelheiten eingehen, für welche die Zeit schon kommen wird; wir erinnern nur, daß, wenn der Hauptgewinn, eine genaue Kenntniß der Sonnenentfernung, gehofft werden soll, die voneinander entferntesten Gegenden der Erde daran participiren müssen. Wenig kann unser Norden dabei thun; die äquatornalen und die antarktischen Landschaften sind es, auf die hier das Meiste ankommt. Indien hauptsächlich ist hier zur Mitwirkung berufen und dieselben Punkte, welche jetzt für die Sonnenfinsterniß ausgewählt werden, können 1874 abermals dienen, um eines der wichtigsten Elemente unserer Sternkunde genauer zu erforschen. Denn, daß die von Encke mit aller Sorgfalt und nach bewährten Methoden durchgeführte Berechnung der Beobachtungen von 1769 die Sonnenentfernung etwa um ihren dreißigsten Theil, oder um nahezu dreiviertel Millionen Meilen zu groß giebt, wissen wir schon jetzt, aber wir wollen Alles aufbieten, um eine für das ganze Universum so einflußreiche Zahl so scharf und so zuverlässig als möglich zu ermitteln.

Literarisches.

Ceylon, Skizzen seiner Bewohner, seines Thier- und Pflanzenlebens und Untersuchungen des Meeresgrundes nahe der Küste. Von Baron Eugen von Ransonnet-Villez. Mit 26 Illustrationen in Schwarz- und Farbendruck. Braunschweig 1868, George Westermann.

Ceylon, die „grüne Insel" des Ostens hat in den letzten Jahren große Anziehung auf Reisende und Naturforscher ausgeübt. Der außerordentliche Reichthum an Naturmerkwürdigkeiten giebt dort noch immer Gelegenheit zu neuen Entdeckungen und der eigenthümliche Reiz der prachtvollen Gegenden verleiht den Schilderungen ganz besondere Anziehung. Eine werthvolle Bereicherung und Ergänzung zu vielen bereits vorhandenen Werken über Ceylon bietet Baron Ransonnet in den vorliegenden Bildern, zu denen er erklärenden Text gegeben hat. Wie die Abbildungen in Bezug auf Pflanzenformen und submarine Gegenstände von photographischer Genauigkeit sind, so trägt auch der Text das Gepräge der Wiedergabe unmittelbarer Eindrücke, die der Verfasser selbst an Ort und Stelle gesammelt hat. Ganz besonders interessant sind die unterseeischen Ansichten, welche der Herausgeber selbst nach seinen in der Taucherglocke gezeichneten Skizzen und mit Benutzung von Studien nach lebenden Korallengebilden ausgeführt hat. Dem Leser wird damit ein Blick auf den wirklichen Meeresgrund eröffnet, wie man ihn an der Südküste Ceylons findet. Es ist in diesen Abbildungen etwas ganz Neues geboten, was von erstaunlicher Wirkung und bis in die Einzelheiten äußerst naturgetreu gehalten ist. Bei den Pflanzenformen sind nur besonders charakteristische Gruppen gewählt, denen vereinzelt Thiere beigegeben sind. Auch die einzelnen Abbildungen von Bewohnern Ceylons sind vortrefflich. Die Ausstattung des Werkes macht dasselbe geeignet, als Zierde jedes Salons zu dienen.



Neuestes aus der Ferne.

Indische Volksstämme.

Wie wenig die Völker, von denen das große Ostindien wimmelt, selbst den Engländern bekannt sind, ergiebt sich aufs neue aus den beiden ersten Bänden eines großen photographischen Werkes: The people of India, das J. Larbes und John William Kaye auf Kosten der ostindischen Regierung herausgeben. Der begleitende Text der Photographien erzählt von Stämmen, die wir kaum dem Namen nach kennen. Um so freudiger ist dieses Werk willkommen zu heißen, das in acht Quartbänden die sämmtlichen Völker Indiens vorführen wird. In den beiden ersten Bänden werden neunundsiebzig Stämme beschrieben. Den Reigen eröffnen die Santals, von denen die Engländer so gut wie nichts wußten, bis der Santalaufstand von 1855 ausbrach. Hier werden die Santals furchtsam genannt, aber auch als ruhig, gefällig, gutmüthig und intelligent beschrieben. Ihre Körperkraft muß größer als bei den bengalischen Hindu sein, denn ihre Frauen gehen mit Schmucksachen umher, die nicht weniger als vierunddreißig Pfund wiegen. Sie sind ein abstoßend häßlicher Volksstamm und stehen auf einer sehr tiefen Culturstufe. Sie haben nur wenige Religionsgebräuche und vollziehen sie nicht anders, als nachdem sie sich berauscht haben. Die Doms, die in Bisar wohnen, gehören zu den ostindischen Parias. Ihre Lage ist eine wahrhaft beklagenswerthe und sollte unter der Herrschaft eines Culturvolks nicht vorkommen. Die Doms neigen zu Ausschweifungen und geben ihr weniges Geld blos für berauschende Getränke aus. Ihre natürliche Lebenskraft ist aber so groß, daß sie ein Alter von achtzig und neunzig Jahren erreichen. Vor dem sechzigsten Jahre wird ihr Haar nicht weiß. Auf dem Tiefpunkte menschlicher Entwürdigung stehen die Aghoris oder Aghor Pants. Nach dem letztern Namen zu urtheilen, werden sie von den Hindu als Lehrer betrachtet, und in der That sind nicht selten Brahmanen unter ihnen. In Benares trifft man sie häufig, aber auch in andern Theilen Indiens, und selbst in Assam begegnet man ihnen. Sie haben eine eigenthümliche Philosophie, nach der kein Unterschied zwischen den Dingen besteht. Unsere Begriffe von Angenehmem und Unangenehmem gehen blos aus der Phantasie hervor, thatsächlich ist ein Schlag und eine Umarmung, Milch und Arak dasselbe. Zur Nahrung wählen sie das erste, was ihnen in die Hand fällt und schrecken selbst vor Menschenfleisch nicht zurück. Die Aehnlichkeit ihres Stammnamens Aghori mit Ogre, dem romanischen Namen für Menschenfresser, ist vielleicht bemerkenswerth. Mit wirrem Haar, blutrothen Augen und keiner andern Kleidung als dem Schmutz, der sie über und über bedeckt, gehen sie umher und tragen in der Hand einen Menschenschädel, der ihr Trinkbecher ist. Jeder Aghori ist ein Gegenstand des Schreckens und des Ekels. Nicht wie ein Mensch sieht er aus, sondern wie ein Wolf, der seine Beute

zerreißt und verschlingt. Die Hindu betrachten diese Elenden mit Verehrung und leiden nicht, daß man sie von ihrer Thür verjagt. Sie gehören zu den schlimmsten der vielen unbotmäßigen und gewaltthätigen Einwohner von Benares, und es giebt kaum ein Verbrechen, das man ihnen nicht zur Last legte. In dem Drama Malati und Mahdava, das aus dem achten Jahrhundert stammt, werden die Aghoris schon erwähnt.

Gleichzeitig mit diesem photographischen Werke ist, ebenfalls in englischer Sprache, der Anfang der Arbeit eines deutschen Gelehrten über die sehr unbekannten Volksstämme des westlichen Himalaya erschienen. Leitner's: The Races and Languages of Dardistan, füllt einen bis jetzt beinahe völlig leeren Raum in der Sprach- und Völkerkunde aus. Auch dieses Werk wird ein umfangreiches werden, da es auf vier Quartbände berechnet ist. Dardistan liegt nordwestlich von Kaschmir und wird von verschiedenen Stämmen bewohnt. Der Name der Darder war indessen schon den alten Griechen bekannt, und Dardistan, das in der That sehr goldreich sein soll, ist die Heimath der Goldameisen Herodots. Leitner, der Dardistan bereist hat, weist bei vier der dortigen Sprachen einen Ursprung aus dem Sanskrit nach. Nur die fünfte Sprache, die von den Kadschunis gesprochen wird, gehört einem ganz verschiedenen Sprachstamme an.

Chinesische Fortschritte.

In den seit 1860 verflossenen Jahren ist in China eine Wendung zum Bessern eingetreten, die sich freilich erst jetzt bemerklich zu machen anfängt. Seit jenem Jahre sind die Vertreter der europäischen Mächte in persönlichen Verkehr mit den Leitern der öffentlichen Angelegenheiten des chinesischen Reichs getreten. Das alte System der Gewaltthätigkeitspolitik ist aufgegeben worden, und China fühlt sich jetzt in seinem Länderbesitz und in der Entwicklung seiner eigenen Civilisation nicht mehr bedroht. Sich selbst überlassen, hat es Fremde zu Hunderten in seinen Civildienst aufgenommen. Arsenale und Leuchtthürme sind errichtet worden, die Zahl der Dampfschiffe hat sich bedeutend vermehrt. Der Umsatz im Handel mit dem Auslande hat sich in dieser Zeit von zweiundachtzig auf dreihundert Millionen Dollars gehoben. In Peking hat die Gründung einer großen Hochschule für den Unterricht in modernen Sprachen und Wissenschaften stattgefunden, bei der unter anderm Wheaton's Völkerrecht als Lehrbuch eingeführt worden ist. Diese Hochschule muß einen bedeutenden Einfluß üben, da alle drei Jahre elftausend Studenten nach Peking ziehen, um dort ihre Staatsprüfung zu bestehen. Vielleicht der größte Fortschritt von allen ist die chinesische Gesandtschaft, die gegenwärtig in den Vereinigten Staaten von Nordamerika weilt. Der Chef, Anson Burlingame, ist ein Nordamerikaner, die beiden andern Gesandten sind Mandarinen höchsten Ranges, und außerdem wird die Mission von zwei jungen vornehmen Chinesen begleitet, die sich mit der üblichen diplomatischen Verkehrsweise bekannt machen wollen. Seit dem fünfzehnten Jahrhundert, in dem zwei Kaiser einen diplomatischen Verkehr mit Ostindien und Arabien unterhalten haben, ist dies die erste chinesische Gesandtschaft, die in's Ausland gegangen ist. Wie Burlingame bei einem Festmahle in San Francisco erklärte, ist der Hauptzweck der jetzigen Gesandtschaft der, einen Umtausch nicht von Waaren, sondern von Gedanken einzuleiten und der Welt zu beweisen, „daß der Geist der Erfindung und des Fortschritts in dem Lande des Confucius noch nicht gänzlich ausgestorben ist, und daß die Flammen dieses Geistes sich über den Gräbern der Erfinder des Porzellans und des Schießpulvers, des Papiers und der Buchdruckerkunst von neuem entzünden und erheben werden."

Das Siebenstromland.

Jenseits der Irtyschsteppe und im Norden der Lepsa beginnt ein merkwürdiger Landstrich, der von den Russen zum Theil besiedelt wird. Die sieben Flüsse, nach dem er benannt wird, streben alle dem Balchasch zu, aber nur zwei erreichen den See immer, ein dritter nur bei Hochwasser und die übrigen versiegen im Sande. Ein Hochgebirge, der Alatau, und Steppen verleihen dem Siebenstromlande seinen Charakter. Der Hauptkamm des Alatau besteht aus Granit und Syenit, und ist durchschnittlich sechstausend Fuß hoch, während einige Gipfel zwölftausend Fuß er-

reichen. Von den Pässen, die der Handel benutzt, hat der niedrigste noch immer eine Meerhöhe von dreitausendsechshundert Fuß. Die Flüsse, die der Alatau nährt, sind in ihrem Oberlauf echte Gebirgsströme, aber kaum haben sie die Steppe erreicht, so schleichen sie träge dahin. Unten in der Steppe, wo kein Baum wächst und das Wasser selten wird, tummeln sich Nomaden. In dem Uebergangsgebiet zwischen der Steppe und dem Hochgebirge, in einer Höhe von fünfzehnhundert bis viertausend Fuß, liegen strichweise die Stellen, wo ein reicher Boden, Wasserfälle und Wald zum Ackerbau und zu festen Sitzen einladen. Unter diesen noch spärlichen Ansiedlern, in einer Höhe von fünfhundert bis fünfzehnhundert Fuß, haben die Nomaden ihre Winterweiden. Dieses Gebiet ist baumlos und hat denselben Pflanzencharakter, wie die Niederungen am Kaspischen Meere und am Aral. Die krautartigen Gewächse des Culturgebiets haben mit denen des westsibirischen Tieflandes Aehnlichkeit. Von viertausend bis zu siebentausendsechshundert Fuß reicht das Waldgebiet, in dem besonders Fichten und sibirische Lärchen auftreten. Während im Steppengebiet Tiger leben, sind im Waldgebiet Edelhirsche und Bären die hervorragendsten Repräsentanten des Thiergeschlechts. Im Gebiet der Alpenwiesen, zwischen siebentausendsechshundert und neuntausend Fuß Meerhöhe, haben die Nomaden ihre futterreichen und gesunden Sommerweiden. In dieser Region und in den beiden höhern der Hochalpen und des Schnees, kommen Archars oder Argalis, Alpenwölfe, Murmelthiere und einige Antilopenarten vor. Die jetzigen Ansiedler dieses Gebietes haben gute Ernten, treiben Viehzucht und Fischfang, und stehen mit Chinesen und Kirgisen in Handelsverbindungen. Hier und da ließen sich Goldwäschereien anlegen, wenn die Regierung ihre Erlaubniß dazu ertheilte. In den niederen Theilen des Alatau und in den Seitengebirgen lagern Blei- und Kupfererze, an dem südöstlichen Gebirgshange hat man verschiedene Kohlenlager entdeckt.

Die Insel Oparo.

Die Ausdehnung der Dampferlinie, die seit 1866 eine Verbindung rings um die Erde bildet, verleiht Gegenden eine Wichtigkeit, die früher nicht beachtet wurden. Wo eine Besiedlung nicht lohnt, da kann wenigstens eine Kohlenstation errichtet werden. Zu dem letzteren Zwecke eignet sich die Insel Oparo, die im Großen Ocean unter 27 Grad 38 Minuten südlicher Breite, und 146 Grad 30 Minuten westlicher Länge liegt, und die Panama-Neuseeland- und Australienlinie hat sie auch dazu benutzt. Die Souveränetät über das nur acht englische Meilen lange und etwa sechs Meilen breite vulkanische Eiland hat sich Frankreich angeeignet. Der König der Insel hat seine Herrschaft über seine zweihundert Unterthanen für eine Gallone Rum und einige abgetragene Kleider verkauft. Der Werth der Insel liegt in ihrem Hafen, der sich zwei englische Meilen weit in's Land hineinzieht, und durch Korallenriffe gegen den Wogenschwall geschützt wird. Der Grund ist schlecht, da er aus Korallen besteht, an denen die Ankertaue sich zerreiben. Die Insel enthält über siebentausend Acker, die in Wiesen verwandelt werden könnten. Jetzt ist das Gras grob und dürftig und wird blos von den wilden Gänsen abgeweidet. Die Thäler tragen ein dichtes Gebüsch, in dem prachtvolle Baumfarren vorkommen. Unter den hohen Gipfeln ist einer, der wie Säulen aussieht, die mit Mörtel zusammengefügt sind. Durch die ungeheure Felsmasse führt ein natürlicher Tunnel. Auf den Gipfeln anderer Höhen bemerkt man Reste alter Befestigungen, die aus geglätteten und wohlgefügten Steinen bestehen. Die heutigen Bewohner sind ein einfaches und harmloses Völkchen, und reden eine Sprache, welche der der Maoris auf Neuseeland sehr ähnlich ist. Sie bauen Bananen, Yams, Taro und Kohl, und leben außerdem von Fischen und Krebsen. Ihren Feuerungsbedarf holen sie von einem nicht besonders guten Kohlenlager, das in einem schwer zugänglichen Theile der Insel zu Tage tritt. Die Kokospalmen sind an einer eigenthümlichen Krankheit zu Grunde gegangen und die Pflanzungen sollen jetzt durch Nüsse von Tahiti erneuert werden.

Fruchtbarkeit in Sicilien.

Die längst sprüchwörtlich gewordene Fruchtbarkeit Siciliens zeigt sich vielleicht nirgends so auffallend als in der Gegend von Catania. Wo die Lava nur ein wenig

verwittert ist, hat sich die Cactusart, welche hier indische Feige genannt wird, festgesetzt, deren fleischige Blätter im Frühjahr schon von Früchten strotzen. Soll ein Lavafeld für die Cultur gewonnen werden, so steckt man nur Cactusblätter in ein wenig Erdreich, und bald erhebt sich der üppig fortwuchernde unförmliche Stamm. Unter ihm sammelt sich dann allmälig fruchtbares Erdreich, und bei dessen ungemeiner Vegetationskraft genügt schon ein Weniges dazu, um nach einigen Jahren einen Weinstock zu ernähren. Wo nur einige Fuß breit Ackerkrume sich findet, wird zwischen die Steine Weizen gesäet, der saftig grün emporsproßt. Die stattlichsten knorrigen Olivenbäume, deren silbergraues Laub sich mit den dunkelgrünen schwerfälligen Blättern des Johannisbrotbaumes mischt, erheben sich zwischen schwarzen Lavablöcken; in Reihen zwischen dem Weizen wachsen die Weinstöcke, und wo die Orangenbäume nicht alles beschatten, stehen große rothe Zwiebeln, saftreiche Lattichstengel und zarte Oberkohlrabi, welche die Sicilianer so gern roh verspeisen. An die höheren Lavafelsen hat sich der Granatbaum angelehnt, dessen Zweige von schwellenden rothen Knospen prangen, und in sanftem Lufthauche schüttelt der Mandelbaum sein zartes hellgrünes Laub, biegt der Feigenbaum seine schweren Aeste. Auch in den Lavaströmen, deren Masse hart und spröde ist wie Glas, hat der Fleiß schon manche Oase geschaffen, und da die Ausfuhr des Weines in den letzten Jahren, in Folge der Traubenkrankheit in anderen Ländern, sich steigert, so bemühen die Bewohner sich immer mehr um die Cultur der Rebe. So zeigt sich hier das üppigste vegetabilische Leben in nächster Nähe der todbringenden vulcanischen Gegend.

Schiras.

Wer nur einigermaßen mit der persischen Poesie vertraut ist, hat gewiß den Namen der Stadt Schiras oft genug gehört. Die Gründe, weshalb diese Stadt so ganz besonders gefeiert ist, finden sich in deren reizender Lage und den Annehmlichkeiten des Klimas. Aus einer wüsten Gegend gelangt der Reisende an ein weites Kesselthal, in dessen Mitte die Stadt Schiras, umringt von Cypressenbäumen, liegt. Die Stadt hat einen förmlichen Kranz von Cypressengärten, und das Auge, welches vorher nur eine öde Ebene sah, ergötzt sich an der Frische des Anblicks. Ein breiter Bach schlängelt sich durch das üppige Grün. Sowohl vor den Mauern als auch im Innern erheben sich stolze Gebäude, und namentlich ist es die Kuppel der Moschee Schah Tschirag, die sich aus der Ferne sehr imposant ausnimmt. Weit im Hintergrunde der Ebene erhebt sich die hohe Gebirgskette, welche über Kazerun bis an die Ufer des Persischen Golfes sich erstreckt. Das Thal ist daher von Norden sowohl als von Süden mit einer natürlichen Felsenmauer umschlungen, und daß es auch hinsichtlich seines Klimas, des Reichthums seiner Producte und der Klarheit seiner Luft, sich von anderen gleichgelegenen Orten auszeichnet, muß sogleich wahrgenommen werden. Schiras hat durch die Fülle seiner Gewässer eine derartige üppige Cultur, daß jeden Monat in dem dortigen Boden frische Rosen und andere Blumen gedeihen. Grünes Gras bedeckt weit und breit die Felder, und die Viehzucht ist deshalb auch gedeihlicher als an anderen Orten in Persien. Die allerreinste Luft, die sich denken läßt, und die dunkelblaue Azurfarbe des Horizontes wirken bezaubernd auf das Gemüth, und es giebt keine Stadt der Welt, wo eine Heiterkeit herrscht, wie in dem lebenslustigen Schiras, wo der arme Tagelöhner, der Handwerker, der Beamte, ja selbst die fromme Schaar der Priester allabendlich zum Becher greift, um den berühmten Schiraser Wein, der dem Tokaier gleicht, zu trinken.

Verantwortlicher Herausgeber George Westermann.

Redacteur Dr. Adolf Glaser.

Druck und Verlag von George Westermann in Braunschweig.

ro. 48 der zweiten Folge. September 1868. Der ganzen Reihe Nro. 144.

Westermann's illustrirte deutsche Monats-Hefte

für das gesammte geistige Leben der Gegenwart.



Braunschweig. George Westermann. | New-York, 440 Broadway. B. Westermann & Co.

Preis für die Vereinigten Staaten $ 4. 40 Gold per Jahr. — Einzelne Hefte 60 Cents Currency inclusive Porto.

September 1868.

Nro. 48 der zweiten Folge. — Der ganzen Reihe Nro. 144.

Inhalt.

Nro. 48 der zweiten Folge. Der ganzen Reihe **Nro. 144.**

Westermann's

Illustrirte Deutsche Monatshefte.

September 1868.



Auf Goyen.

Von

Ida von Düringsfeld.

„Schön, sehr schön!" sagte der Antwerpner mit einer vlamischen Vocalisirung des Deutschen.

„Sehr schön!" stimmte der Thüringer ein, der sich in Leipzig ein klein wenig Sprachgesang angewöhnt hatte.

„Ja, es ist recht schön hier," bestätigte der Vintschgauer mit den Gutturallauten, welche die Nähe der Schweiz verrathen.

Der Antwerpner war ein Landschaftsmaler, der außerhalb seiner Heimath Bilderstoffe aufsuchte, der Thüringer war ein Zeichner von Illustrationen, der Vintschgauer war Buchhändler in Meran. Alle drei waren junge Männer, alle drei standen vor der kleinen St. Valentinskirche, und alle drei hatten Recht, wenn sie es „hier" sowohl „sehr" wie „recht" schön fanden.

St. Valentin ist ein allerliebstes Erdenwinkelchen in der reichen Umgegend von Meran, des Tiroler Spaa. Eine Bucht im Saabersberg wird links von einer hohen Rebenleite, im Hintergrunde und rechts von prächtigen Laubwänden gebildet. Wo diese mit einem Vorsprung aufhören, liegt neu hergestellt das alte Schloß Neuberg, nach einem spätern Besitzergeschlecht Trautmannsdorf genannt. Ueber die Rebenleite herab blicken die Gipfel des Schennerberges und des Ifingers, der eine waldig, der andere Granit. In der Mitte der Bucht, aber auf dem Teppich der Wiese, erhebt sich das Kirchlein des heiligen Bischofs von Passau, welcher als Verjagter hier lehrte und starb. Sein Leichnam ist fortgeführt worden, sein Gedächtniß geblieben; wo einst sein Grab war, steht jetzt sein Tempel. Eine Frau, deren Mann und Sohn beide Valentin hießen, Marianna Gräfin Esterhazy, geborne Gräfin Weißenwolf, hat vor unge-

fähr zehn Jahren das Kirchlein von außen und von innen so zierlich restauriren lassen, wie wir es jetzt sehen; das Kloster Stanis, dem St. Valentin gehört, hat Nichts dazu gegeben, als Stufen und Ballustrade am Altar und den neuen Fußboden. Das erzählte der Meraner gewordene Vintschgauer dem Vlaming und dem Mitteldeutschen, denen er als Cicerone diente, weil sie beide ihm von Leipzig aus empfohlen waren. Bei dem Sängerfeste in Dresden, wo die Tiroler als „urwüchsige Natursöhne" empfangen wurden, befand sich als Mitglied der Meraner Liedertafel auch der junge Buchhändler, dessen Name, Fridolin Moll, dem Landesgebrauch nach durchgängig in Mollfriedel abgewandelt wurde. Während er nach dem Feste einige Tage in Leipzig verweilt hatte, um sich von der Dresdner Nationalkost der Kalteschaale und der Butterbemmchen zu erholen, war er unter andern Tirolerenthusiasten auch dem Verleger in die Arme gerathen, welcher Reinhold Feinding als Illustrator beschäftigte. Der Leipziger Verleger hatte seinen Meraner Collegen, mit welchem er als Süddeutscher noch besonders gut übereinstimmte, umarmt, umhergeführt, gespeist und getränkt, und ihm dabei schon viel von seinem „Malermeester" erzählt, der augenblicklich noch in Dresden herumdusele, um nachzuschwärmen. Jetzt schickte er ihm „den Menschen" mit einem großen Empfehlungsbriefe zu. „Da man sich in Tirol wieder erinnert, daß Hofer vor hundert Jahren geboren wurde, um zu sterben," schrieb er, „so will ich auch hier in Leipzig etwas für ihn thun, er soll auf den nächsten Weihnachtstisch kommen. Mein Malermeester soll sich die Passeirer ansehen, um sie nach der Natur zeichnen zu können. Behufs des Landschaftlichen, Gegendlichen, Häuslichen, welches auch nothwendig sein dürfte, schicke ich einen Belgier mit, oder vielmehr einen Flamländer, denn mein Malermeester kann nur Menschen abmalen. Der Flamländer dagegen macht Bäume ganz hübsch, wie ich in Connewitz zu bemerken Gelegenheit fand, allwo dieser Fremdling sich deutschen Eichenstudien hingab. Stellen Sie, lieber College, ihn also den nöthigen Bäumen, Felsen und Wohnungen gegenüber — er wird Alles zu Papier bringen. Wegen meines Malermeesters bitte ich Sie dringendst und ergebenst, für zweierlei zu sorgen: erstens, daß der Mensch nicht jeden Tag bis um elf Uhr Morgens im Bett liegen bleibe; zweitens, daß er nicht etwa auf der Spitze irgend eines schrecklichen Felsens einschlafe und so in einen gräulichen Abgrund hinabrutsche, der nur darauf warten würde, ihn zu verschlingen. Womit ich zu allen collegialischen Gegendiensten freundwilligst bereit mich unterzeichne als u. s. w."

Wie es fast jedem Empfehlungsschreiben ergeht, so erging es auch diesem, es kam dem Empfänger äußerst ungelegen. Meran hatte sich grade in diesem Spätjahr unvermuthet rasch und bis zu einem Maße gefüllt, welches man wohl als ein Uebermaß bezeichnen durfte. Da die Cholera sowohl in Italien wie in der Schweiz herrschte, so kam Alles, was in die inficirten Gegenden nicht wollte, nach Südtirol, das will sagen, nach Meran, denn Bozen und Gries haben zwar den besten Willen, der Hauptstadt des alten Burggrafenamtes als Winteraufenthalt Concurrenz zu machen, aber sie vermochten es bis jetzt noch nicht. Alles Gute kann indessen unter gewissen Verhältnissen zu viel und dadurch zu einem Uebel werden, und das war in diesem Herbst mit den Fremden in Meran der Fall. So gern die Meraner sie sonst kommen sehen, jetzt seufzten sie förmlich, wenn sie einen neuen, schwerbepackten Wagen von Bozen herauf oder von der Töll, d. h. aus dem Vintschgau herunter schwanken sahen. Sie fragten sich: „Wo sollen wir die noch unterbringen?" Mollfriedel fragte sich noch speciell: „Wenn auch die zu mir kommen, wo soll ich noch eine Wohnung ausfindig machen?" Er hatte nämlich ein Adreßbüreau errichtet und sollte nun täglich für so und so viele elegante Heimathlose Raum schaffen, wo es keinen mehr gab. Und nicht nur für Wohnungen hatte er zu sorgen, auch für die hundert und hundert Bedürfnisse der verschiedenartigsten Nationalitäten, die es sämmtlich in Meran haben wollten, wie zu Hause, und meistens Dinge begehrten, welche in dem immer doch nur kleinstädtischen Orte gradezu unerlangbar waren. Man konnte also buchstäblich sagen, daß der arme junge Mann, welcher als echter Tyroler eine gewisse vernünftige Ruhe liebte, nicht mehr wußte, wo ihm der Kopf stand, und grade in dieser Zeit schickte ihm der Leipziger College die beiden Künstler zu, die wegen ihrer völligen Unbekannt-

schaft mit dem Tiroler Idiom ganz auf ihn allein angewiesen waren.

Ihr Unterkommen machte ihm die wenigste Mühe, er betrachtete sie als persönlich Bekannte und verschaffte ihnen bei seinem Bruder, der ein Geschäft an der Bergseite der Laubengasse besaß, eine Stube mit der Aussicht auf die Reben des Küchlberges.

„Sie haben hier," sagte er zu dem Vlaming, „einen bedeutenden Schauplatz aus jener Zeit fortwährend vor Augen und können sich recht hineinstudiren."

Der Vlaming wußte zwar nicht, was in Hofer's Tagen grade auf dem Küchlberg Besonderes geschehen sei, aber er glaubte es Mollfriedel auf's Wort, daß der Berg eine bedeutende Rolle als Local gespielt habe und sah ihn sich daher mit seinen großen dunklen Augen sehr genau und bedächtig an. Reinhold Feinding, dessen Studiumspflichten in der menschlichen Sphäre lagen, begnügte sich damit, sein blondes Haupt auf die rechte Schulter zu neigen und so, wie sein Patron gesagt haben würde, in die Rebengänge hinaufzudämmern.

Zufrieden waren alle Beide und für die ersten Tage auch vollauf beschäftigt. Sie stiegen unaufhörlich auf den Küchlberg hinauf, fanden die Saltner oder Weinbergshüter mit ihren dreieckigen Hüten voll Fuchsschwänze „ungeheuer malerisch," zahlten ihnen die für freie Circulation unerläßlichen Zepsl oder Zehnkreuzerscheine mit einem wahren Enthusiasmus und aßen ebenso enthusiastisch Trauben, Pfirsich und Feigen, welche sie bei den Obstfrauen unter den Lauben gekauft und mitgenommen hatten. Im Kurgarten trieben sie dasselbe Geschäft, nur daß sie dort die Früchte bei den Obstfrauen kauften, welche auf der Bank neben dem Eingang saßen.

Die beiden Künstler, der eine so groß, so kräftig, so brünett, der andere so klein, so fein, so blond, die fortwährend herumspazierten, die Berge, Bauern und Bäuerinnen schwärmerisch prüfend schauten und dabei unablässig Obst speisten, fielen bald auf, obgleich man um diese Zeit auf den Meraner Promenaden die wunderlichsten Erscheinungen wahrhaft wimmeln sah.

„Der Schwarze ist ein vorzüglich schöner Mann," sagten einige Russinnen.

„Der Blonde sieht künstlerisch interessant aus," äußerten mehrere Deutsche.

Man bemerkte sie häufig in Mollfriedel's Buchhandlung, und erkundigte sich bei ihm. Er gab bereitwillig Auskunft, theilte dann seinen Schutzbefohlenen die nach ihnen ergangenen Anfragen mit, und schlug ihnen vor, sie gelegentlich in seinem Laden mit einigen Damen bekannt zu machen. Das lehnten jedoch Beide ab.

„Gibt's," sprach Reinhold Feinding schmachtend, „gibt's mir mein Herz zu lieben ein, soll's Eine aus Passeier sein."

„Ich will jetzt gar nicht lieben," sagte der sanfte, große Antwerpner, der nebenbei Peter vulgo Piet Van Arendonck hieß. „Mein Herz möge wollen oder nicht, ich will nicht, ich will in meiner italienischen Reise nicht gestört werden. Und dabei fällt mir ein, daß wir hier noch nichts Anderes gethan haben, als essen und spazierengehen. Man vergißt sich hier, es ist so schön, aber das muß anders werden. Wenn Ihr," Piet gebrauchte gern die gewohnte vlamische Anredeweise, „wenn Ihr Eure Zeit versäumen könnt," wandte er sich zu Feinding, „gut für Euch — ich kann's nicht."

„Ich sollt's eigentlich auch nicht können," erwiderte Feinding nachdenklich.

„Haben Sie denn schon den Küchlberg ganz gezeichnet?" fragte Fridolin, der bekümmert neue Ansprüche auf seine Zeit voraussah.

Der Vlaming neigte lächelnd den schönen dunklen Kopf, nahm seine Mappe, die er grade bei sich hatte, und legte dem Buchhändler mehrere Blätter vor. Es blieb ihm an dem Berge, wo die Tiroler 1809 ihren letzten Sieg über die Franzosen erfochten, wirklich nichts mehr zu thun übrig. Mollfriedel mußte sich zu neuer Zeitaufopferung entschließen. Er that's mit einer gutmüthigen Verdrossenheit.

„Morgen will ich mich Ihnen einmal ganz widmen," sprach er. „Sie müssen den Sinnichkopf sehen — dahin kann ich Sie nicht führen, aber ich werde Ihnen zeigen, wohin Sie gehen müssen."

„Was war denn auf dem Sinnichkopf?" fragte Reinhold träumerisch.

„Auf dem Sinnichkopf," erläuterte Fridolin, „versteckten sich damals unsere Scharfschützen, um den General Rusca, der auf dem Küchlberg geschlagen worden war, den Rückzug nach Bozen abzuschneiden."

„Schön, da müßte ich einen Ueberfall zeichnen," meinte Reinhold mit einer so

sanften Stimme, als sagt' er: ich muß zwei Turteltäubchen zeichnen.

„Es kam zu keinem Ueberfall," belehrte ihn Fridolin, „der General täuschte die Wachsamkeit der Schützen, indem er bei Nachtzeit und ganz geräuschlos vorbeizog. Er hatte die Hufe der Pferde und die Räder der Kanonen mit Fetzen und Hadern umwickeln lassen."

„Das war sehr gescheidt von ihm," sprach Reinhold billigend. „Da werde ich also bloß die Schützen am Wachtfeuer zeichnen."

„Da sie im Hinterhalt lagen, werden sie schwerlich Feuer angezündet haben," wandte Fridolin ein.

„Das ist auch wahr," gab Reinhold zu. „Was soll ich denn aber auf dem Sinnichkopf zeichnen?"

„Schützen ohne Wachtfeuer," schlug Piet vor.

„Nein, um ohne Feuer irgend etwas bei Nacht sehen zu können, ist's bei uns zu dunkel, besonders im Winter," entschied Fridolin. „Der Sinnichkopf ist ganz einfach als Localität durch Herrn Van Arendonck zu zeichnen."

„Wohl," sprach Van Arendonck, der Alles arbeitete, was man ihm auftrug.

„Und wenn Sie uns gezeigt haben, wie wir an einem andern Tage nach dem Sinnichkopf gelangen können, was dann?" fragte Reinhold.

„Dann führe ich Sie über die Naifbrücke und die Naif hinauf bis nach St. Valentin."

„Was ist die Naif?"

„Die Naif ist ein Bach, der aus dem Naifthale unter dem Ifinger herabkommt und wunderbare Versteinerungen mit sich führt."

Die Künstler sahen theilnahmlos aus. Versteinerungen standen nicht auf ihrem Programm.

Reinhold fragte nur wieder: „Und dann?"

„Und dann essen wir zu Mittag in Goyen," antwortete Fridolin Moll mit einem Lächeln, welches glänzende Zähne offenbarte. „Sollen Sie nicht Tiroler und Tirolerinnen aus dem Burggrafenamt zeichnen? Nun, da zeichnen Sie auf Goyen Hans und Trinele."

„Hans und Trinele? Wer sind sie."

„Bruder und Schwester und Besitzer und Wirthe auf Goyen. Sie werden sie ja sehen. Haben wir mit ihnen zu Mittag gegessen, so gehen wir weiter nach Schenna, und ich zeige Ihnen auf dem Schlosse eine kleine in Holz geschnitzte und bemalte Figur von Hofer. Wenn Ihr Patron in Leipzig einen schwarzen Bart hätte, so könnte man denken, er hätte leibhaftig zu dem Bildchen gesessen."

„Ich bin sehr neugierig," sprach Reinhold, „es geschehe, wie Sie wollen."

Van Arendonck sagte gar nichts; es verstand sich von selbst, daß er mitging. Und so kam es, daß an diesem hellen, warmen Octobermorgen die drei jungen Männer von so verschiedenen germanischen Stämmen vor dem St. Valentinkirchlein bei Meran standen.

Die heilige Cäcilie auf Goyen.

Bisher waren sie an dem kleinen Gitter stehen geblieben, welches auf den länglich runden Kiesplatz führt, der, eingehegt von immergrünen Sträuchern und Monatrosen, mit einem gleichen niedrigen Massiv in der Mitte, sich vor dem Kirchlein ausdehnt. Das reizend Idyllische dieses lebenden Bildes fesselte sie. Das glatte Rindvieh weidete und läutete auf der blendenden Wiese. Die Weinstöcke an der Rebenleite waren lichtgelb, ebenso die Lerchenbäume oben im Walde. Alles war friedlich, heiter, und Alles war still und einsam. Nur der braungebrannte Hütebube saß unter seinen fahlen jungen Stieren, und den Weg, der an der Rebenleite emporlief, klimmten langsam und nachlässig zwei Reiter, ein junger Mann und eine reizende Frau, von der Gesellschaft aus Trautmannsdorf, hinan.

Genug, unsere jungen Künstler standen, schauten, athmeten und schwärmten, bis endlich Mollfriedel mit dem Phlegma der Gewohnheit sagte: „Wir möchten nun doch wohl endlich in das Kirchlein gehen."

Sie gingen, betrachteten erst noch an der äußern Mauer rechts von der Thür den Löwen der Esterhazy und den Wolf der Weißenwolf, und traten dann ein. Feinding hatte von dem Massiv mit zierlichen Fingern drei knospende Rosen gebrochen und zwei seinen Gefährten gereicht, während er die dritte in's Knopfloch steckte. Der Tiroler besah sich die Blume, als wüßt' er nicht gleich, was er damit machen solle, dann steckt' er sie auf seinen Hut neben ein Sträußchen aus Edelweiß und Jochraute, welches er sich im Juli vom Schnee-

berg geholt hatte. Van Arendonck behielt seine Knospe in der linken Hand und wollte die duftige Gabe durch das Anbieten von Weihwasser erwidern, da fiel es ihm auf einmal ein, daß Feinding nicht Katholik sei, und er wandte sich daher an Fridolin. Der nahm allerdings das Weihwasser, sah jedoch etwas erstaunt aus und noch erstaunter, als der Antwerpner auf den weißen Marmorstufen vor dem Altar niederkniete und mit großer Inbrunst betete. Feinding lächelte nachsichtig; freilich war er über alle „gläubige Schwachheiten" erhaben, indessen sah er sie dem Vlaming nach, weil es „ein so gar guter Junge war." Piet dachte gar nicht daran, daß seine Gefährten seine Andacht kritisiren könnten. Vetter des bedeutenden Bildhauers Jan Van Arendonck, welcher so schöne heilige Statuen für die belgischen Kirchen macht, war er fromm bis zur Kindlichkeit und gänzlich unbefangen im Bezeigen seiner Frömmigkeit. Als er sein Gebet beendet hatte, stand er ohne alle Feierlichkeit auf, besah sich die Kirche, beurtheilte Alles mit der Sachkenntniß eines Belgiers und fragte dann schwärmerisch vergnügt: „Gehen wir nun weiter?" Er roch dabei an seiner Rose und hielt sie so leicht zwischen den Fingerspitzen, daß sie nicht verwelken konnte.

Um den Fuß der Rebenleite biegend, kamen sie nach dem Gehöft von St. Valentin, dem alten Sitz des gleichnamigen Geschlechtes, welches schon unter Heinrich von Böhmen vorkommt. Jetzt ist es eine dem Stift Stams gehörende Wirthschaft, wo Meraner und Fremde, je nach der Jahreszeit, Kaffee trinken und Trauben essen. Bisweilen thun sie auch beides, unsere drei Gefährten begnügten sich indessen mit dem letzteren.

Von Fridolin's Seite war es reine Gefälligkeit, er machte sich wenig aus Trauben, aber wer hätte Piet's sehnsüchtigem Tone widerstehen können, als er fragte: „Die Trauben sind wohl vortrefflich hier?" Sie waren's, weiß, oder vielmehr goldgrün durchsichtig, ganz köstlich von Duft und Geschmack. Man fängt jetzt mehr und mehr an, die Reben einzeln an Stöcken zu ziehen, auch in St. Valentin geschieht es. Der Wein, welchen man aus diesen Trauben gewinnt, heißt Stöckelewein und ist ungemein schwer und feurig.

„Wir werden in Goyen davon trinken," sprach Fridolin, welcher seinen Begleitern diese Specialität erzählte.

„In Goyen," wiederholte Van Arendonck lächelnd. „Wo Hans und Trinele sind. Wann kommen wir denn nach Goyen?"

„Wenn wir hier sitzen bleiben, schwerlich jemals," entgegnete Fridolin mit einem Anfluge humoristischen Verdrusses.

Die Maler standen von dem weißen Brettertische auf, wo sie in der Herbstsonne auf dem grünen Rasen gesessen, und alle drei schlugen den Weg ein, welcher an Rametz vorüber nach Goyen und Schenna führt.

Friedel bog indessen bald in einen kürzern rechts ab, welcher am Naifthale hinaufging. Gut war er nicht.

„Für Maulthiere wäre er zu schlecht," meinte Friedel.

„Aber für uns ist er gut genug," sagte ironisch der kleine Feinding, welcher mit seinen empfindlichen Füßen jeden Stein wie ein Marterinstrument fühlte.

Van Arendonck stieg wie ein Riese, der er war, gelassen über die losen Steine fort. Er war bessere Wege gewöhnt, aber er nahm auch mit diesem vorlieb.

Zum Glück brauchten sie nicht allzu lange zu steigen, nicht bis Reinhold's Geduld völlig erschöpft und sein Fußwerk ganz „zu Marmelade" geworden war. Ungefähr in einer halben Stunde hatten sie den gelinden Abhang erreicht, wo Goyen die Vorhut auf dem Gebiete von Schenna hält. Goyen ist ein wirkliches Schloß, kein bloßer Edelsitz; im Jahre 1423 wurde es als Eigenthum der Starkenberger auf Schenna von Friedrich mit der leeren Tasche förmlich berannt. Festgefügt steigt aus einem gezinnten Mauerviereck der große, gleichfalls viereckige Thurm in die Höhe. Kein Stein hat sich aus seinen Wänden gelockert und gelöst, nur das Innere ist zerfallen und dadurch unzugänglich geworden. An diesem starken Halt der Feste vorbei gelangt man, ihn rechts lassend, zwischen Rebengeländen durch das tiefgewölbte Thor in den großen Hof, wo man gegenüber eine Zinnenmauer und links und rechts Wohngebäude sieht. An dem rechts geht eine steile Stiege zu einer Galerie, auf welche Thüren münden. Hier stand ein großes stattliches Mädchen in gewöhnlicher bäuerlicher Alltagstracht, der Mittagswärme we-

gen hatte sie die herbstliche Jacke abgelegt und war in Hemdsärmeln. Sie schien eben aus der Küche gekommen, wo sie geschafft hatte, denn sie trocknete sich die Hände leicht an der Schürze ab. Es waren bräunliche Hände, durchaus nicht geschont, aber ungewöhnlich klein. Auch die Arme waren, obwohl nicht voll, was bei den Tirolerinnen fast nie der Fall ist, edel geformt und eigenthümlich graziös in der Bewegung. Diese Arme und Hände fielen beiden Künstlern zuerst an dem Mädchen auf.

Sie rief ein helles, heiteres: „Grüß Dich Gott, Friedel!“ herab, während sie einige Stufen der Stiege herunterkam.

„Grüß' Dich Gott, Trinele,“ antwortete Fridolin Moll, dessen ruhiges, regelmäßiges Gesicht sich beim Erblicken des Mädchens auf das Freundlichste belebt hatte. „Ich bring' Dir Fremde, Künstler, Maler aus Leipzig. Kannst Du uns zu essen geben?“

Trinele war auf die Galerie zurückgelaufen und bei Seite getreten, um den Heraufsteigenden Raum zu lassen. Sie gab Friedel die Hand, sah aber aufrichtig bekümmert aus. „Warum hast Du mir's nicht sagen lassen, daß Du mit den Herren zum Essen kämest?“ sagte sie. „Da hätt' ich was anschaffen können — jetzt hab' ich kein Fleisch.“

„Das thut nichts,“ erwiderte der philosophische Tiroler; „Du kochst uns ein Rahmmus.“

„Damit werden die Herren nicht sehr zufrieden sein,“ antwortete sie lächelnd und zeigte so in einem feingeschnittenen Munde die reizendsten kleinen Zähne.

Van Arendonck bat um Aufklärung über das Rahmmus. Als er hörte, daß es ein Brei von Milch und Mehl sei, sprach er freudig: „O, Brei! das ist doch so gut!“

Reinhold Feinding sah weniger entzückt aus; er neigte sein Haupt auf die Schulter und blinzelte Trinele melancholisch an. Das Mädchen war ein prächtiges Geschöpf, aber Milchbrei aß Reinhold nicht gern. Die Enttäuschung des Magens überwog bei ihm die Befriedigung des Auges, und niedergeschlagen schlich er der jungen Wirthin und seinen Gefährten in die Küche nach.

Dort stand am Herde eine ältere Schwester Trinele's, welche Häuserin, d. h. Haushälterin in einem der Obermaiser Schlösser, und wegen ihrer frühern Schönheit berühmt war. Fridolin begrüßte auch sie sehr herzlich, Trinele zog sie über die Speisung der unerwarteten Gäste zu Rathe. Maria schlug Eierkuchen mit Himbeeren gefüllt vor; Piet erklärte, er äße nichts lieber. Fridolin lächelte, ihm kam's vor, als müsse der Antwerpner vom Anschauen Trinele's schon satt werden — er verschlang sie buchstäblich mit den Augen. Trinele war zu sehr an den Eindruck gewöhnt, den sie auf junge Männer zu machen pflegte, als daß sie viel auf den Antwerpner geachtet hätte — das Mittagessen, welches sie nicht zusammensetzen konnte, wie sie wollte, beschäftigte sie viel mehr. Endlich kam sie zögernd damit heraus: G'strauns hätte sie.

„Nun, wenn Du G'strauns hast, was willst Du da weiter?“ sagte Fridolin lachend.

Van Arendonck bat abermals um Erklärung, empfing sie und sagte ganz verklärt: „O, Hammelgebrat mit Erdäpfeln — ich weiß mir nichts Besseres.“

„Mir scheint, Sie finden hier lauter Lieblingsspeisen,“ bemerkte der Buchhändler nicht ohne Bosheit. Die merkte jedoch der ehrliche Vlaming nicht, sondern sagte unschuldig: „Ja, ich bin sehr glücklich.“

Feinding war unterdessen durch einige offene Thüren in ein Nebenzimmer auf einen kleinen Flur und endlich in ein größeres Gemach gelockt worden, welches für die vornehmeren Gäste bestimmt war. Zu seinem größten Erstaunen sah er hier, ganz wie in den verlassenen Märchenschlössern, in welche ein verirrter und verhungerter Prinz hineingeräth, eine Tafel, die für sechs Personen gedeckt und vortrefflich besetzt war. Reinhold besah mit lüsternen Augen nacheinander einen kalten Indian oder Truthahn, einen farcirten Braten, eine Schüssel mit Mayonnaise, Teller mit Sardellenbutter, abgeschälten Kastanien, Salat, Käse, frischer Butter, Aepfeln, Birnen, Nüssen, Alles zierlich und einladend angerichtet. Dem armen Feinding lief das Wasser im Munde zusammen, er begab sich geräuschlos in die Küche zurück, zupfte den Buchhändler am Aermel und führte ihn hinüber in's große Zimmer.

„Ich dächte, da wäre ein Mittagessen,“ sagte er und die Eßlust blickte aus seinen Augen.

„Trinele!“ rief Fridolin in die Küche zurück, „für wen ist denn das hier?“

Statt Trinele's kam Maria. Trinele hantirte bereits in der Küche, um die unerwarteten Gäste baldmöglichst speisen zu können. Aber nicht etwa mit der Geschäftigkeit einer alltäglichen Wirthin, nein, mit einer freien, anmuthigen Thätigkeit, welche den Eindruck machte, als wäre die Arbeit, die sie verrichtete, nicht ihre Pflicht, sondern nur ihr Vergnügen. Sie schien eine Prinzessin, welche aus Scherz einmal versuchen wollte, Köchin zu spielen.

Maria erklärte unterdessen dem Buchhändler die festliche Anrichtung. Es war ein Frühstück, welches sechs Jäger erwartete, die schon mit frühem Morgen in's Gebirg hinaufgezogen waren. „Unsere jungen Herren sind auch dabei,“ sagte sie; „deswegen bin ich seit gestern Abend hier, um Trinele etwas zu helfen.“

Der Buchhändler sah den „Malermeester,“ der äußerst trübselig wurde, mit einiger Ironie an und sprach: „Da läßt sich nicht helfen; die Herren werden uns nicht einladen, also müssen wir warten, bis Trinele für uns gekocht hat.“

Damit ging er gelassen in die Küche zurück und vergnügte sich sehr an Van Arenbonck, welcher mit großer Geschicklichkeit Kartoffeln schälte. „Du hast vornehme Hilfe, Trinele,“ sagte er, indem er sein Pfeifchen hervorholte und zurecht machte. Trinele lachte. Es hatten ihr wohl schon öfter besuchende Herren als Küchenadjutanten gedient, Fridolin nicht ausgenommen. Heute aber war er vornehm, setzte sich und rauchte, zog den gewaltigen Haushund am Fell und fragte nach Hans. Hans war auf dem nahen Felde, man erwartete ihn zum Essen, welches sich heute des Jagdfrühstücks wegen ungewöhnlich verspätete. Endlich trat er ein, groß, kräftig, ruhig, ein gebildeter Mensch in Bauerntracht. Trinele hatte doch etwas an sich, wodurch sie aus der bäuerlichen Ueberlieferung in das Artistisch-moderne überging: ihr Haar, welches sie nicht wie die übrigen Etschländerinnen regelrecht gescheitelt, geflochten und mit einem Kamme aufgesteckt, sondern in leichtem Wellenschlag von der Stirn zurückgestrichen und tief im Nacken aufgenestelt trug. Hans war im Aeußern ganz Bauer, dabei in der vollsten Männerjugend, sechsundzwanzig Jahre alt und positiv schön. Das war Trinele nicht, obwohl sie in Stirn, Nase und hauptsächlich im Munde ganz dem Bruder glich. Im Fall einer großen Aehnlichkeit zwischen beiden Geschlechtern ist der Mann immer schöner. Dennoch schenkten die beiden Maler trotz ihrer Künstlerverpflichtungen, welche ihnen eine unparteiische Würdigung der Schönheit auferlegten, dem Bruder nur eine sehr kühle Aufmerksamkeit; ihre Bewunderung, besonders die Van Arenbonck's, wurde gänzlich von der Schwester in Anspruch genommen. Sie war gar zu reizend am Herde. Ein tiroler Herd ist ein geschickter Bundesgenosse für die weibliche Koketterie. Da Braten, Gemüse, Suppe, Mehlspeisen, kurz, was nur vorkommt, ohne Ausnahme in kupfernen oder eisernen Kasserolen und Pfannen zubereitet wird, so hat eine Tirolerin, um diese an den langen Handhaben zu regieren, nur Gewandtheit nöthig, nicht wie die Deutsche bei ihren schweren irdenen Töpfen eine ungraziöse Anspannung der Kraft. Man nehme doch einmal einen Topf, der überlaufen will, mit Zierlichkeit vom Feuer, oder eine siedendheiße Bratpfanne mit Leichtigkeit aus dem Ofen. Dazu kommt, daß irdenes Geschirr unfehlbar schwarz wird und schwarz macht, während kupfernes sich mit leichter Mühe blank erhalten läßt. Bei Trinele funkelte alles Geräth, als wäre es eben gescheuert worden, und sie selbst hatte nicht ein Fleckchen an ihrer Kleidung oder auf ihren Händen. Van Arenbonck glaubte weibliche Anmuth noch nie so gesehen zu haben, wie hier an dem Herd der ländlichen Küche in dem alten tiroler Schlosse.

Trinele machte jedoch seiner Extase, während welcher er unablässig Kartoffeln geschält hatte, vorläufig ein Ende. „Wenn die Herren kommen, wär's wohl nicht recht schicklich, daß sie die Fremden hier in der Küche träfen,“ raunte sie Fridolin zu, indem sie den Tisch abräumte und zum Familienmahle herrichtete. „Unsertwegen ist's nicht, aber Du weißt, wie die Herren manchmal sind.“

„Etwas herrisch,“ meinte Fridolin. „Du hast Recht.“

Er stand auf und schlug seinen Gefährten noch einen kleinen Spaziergang vor.

„Noch einen?“ fragte Reinhold und zog im Vorausgefühl anderer Steine schmerzhaft die Füße in die Höhe.

Fridolin beruhigte ihn. „Der Weg wird besser sein," sagte er, „und wir hindern die Familie am Essen."

Van Arendonck seufzte; wie gern hätte er sich an Trinele's Seite gesetzt und ihr Mahl getheilt! Aber er mußte so gut fort, wie der arme Feinding.

Fridolin Moll konnte zu Zeiten sehr imperatorisch sein. Er führte seine widerwilligen Opfer ohne Umstände mit sich nach dem Naifthale zu, zeigte ihnen die Einsiedelei d'rinnen, die sie sehr uninteressant fanden, und erzählte tauben Ohren von dem Messner, der das Kirchlein dort versah und allgemein der Küblmilchseppl hieß, weil er nie Wein trank, sondern bei den Bauern immer um Kübl-, d. h. um Buttermilch bat. Weiter ermüdete Mollfriedel sich unnütz mit dem Erzählen von dem Norg oder Alpenkobold, welchen ein Geistlicher ganz oben hinauf in's Naifthal gebannt, von den Norgen überhaupt, von den Ausbrüchen des Naifbaches. Er verschwendete eine wahre Fülle von Traditionsgelehrsamkeit, wofür, leider, ihm nicht die mindeste Erkenntlichkeit zu Theil wurde. Warum hatte er die Künstler früher zu Trinele gebracht, bevor er sie mit Localerinnerungen regalirte? Nun stiegen sie allerdings leiblich neben ihm her, waren geistig aber nach wie vor in der Küche auf Goyen, sahen Trinele essen, die vornehmen Jäger zurückkommen, galant gegen das Mädchen sein — sie rauchten äußerst melancholisch, Van Arendonck sein vlamisches weißes Thonpfeifchen, Feinding seine Cigarre, welche irgend einen Blumennamen hatte und deshalb nicht besser roch.

Endlich zeigte sich in einiger Entfernung die stille Maria, und der kolossale Hund, Harras mit Namen, kam schwerfällig vor ihr hergetrabt, und steckte seine Schnauze in Fridolin's Hand. „Harras ruft uns," sagte der, und so war es; die Herren Jäger hatten ihr Frühstück verzehrt und waren mit ihrer Beute, einem unglücklichen Steinhuhn, triumphirend nach Obermais zurückgekehrt. Statt ihrer ließen sich nun die schlichten Wanderer nieder, aber nicht im großen Zimmer — in der Küche; Van Arendonck hatte, bevor Fridolin ihn fortführte, beweglich darum gebeten.

Das war eine höchst erquickliche Mahlzeit und eine sehr angenehme Stunde; Hans war schon wieder draußen, aber die Schwestern leisteten den Hungrigen Gesellschaft, und bedienten sie mit freundlichem Eifer, Trinele freilich rühriger als Maria, die doch immer nur Gast bei den Geschwistern war. Zum Kaffee kam Hans wieder und nahm ihn nebst den Schwestern gemeinschaftlich mit den Besuchern ein. Van Arendonck stieß einen Seufzer des Behagens aus; so wirklich guten Kaffee hatte er in Tirol noch nicht getrunken. Reinhold Feinding stimmte ihm süß lispelnd bei.

Fridolin sagte: „Ich glaube, man trinkt in ganz Tirol den Kaffee nicht so gut wie hier bei Trinele." Fridolin that sich mit einer Art von Papastolz auf Trinele sichtlich etwas zu Gute; es war, als gehöre sie ihm und er hätte die Ehre von ihren Vorzügen. Als der Kaffee vorüber war, sprach er: „Trinele, jetzt mußt Du uns etwas spielen."

Sie holte die Zither, Hans stimmte sie ihr, und sie setzte sich an den Tisch, wo das Instrument lag. Als sie die Hände auf die Saiten legte, sahen die Künstler wiederum recht deutlich die feine, vornehme Bildung der Finger. Gleich darauf indessen wurden ihre Blicke magisch an das Antlitz gefesselt, welches leicht auf das Instrument geneigt mit den gesenkten Augen, dem ernst geschlossenen Munde und dem Ausdruck des stillen Aufmerkens in einer wahrhaften Verklärung von musikalischer Andacht erschien. Reinhold legte die Hand auf den Arm des Antwerpners. „Die heilige Cäcilia von Carlo Dolce auf der Dresdner Galerie," murmelte er. „Ist sie's nicht ganz und gar?"

Van Arendonck neigte bejahend den Kopf; sprechen mochte er nicht, um keinen Ton zu verlieren. Fridolin beobachtete mit Genugthuung das Entzücken, in welches Trinele die Künstler versetzte; Hans rauchte mit Gemüthsruhe seine Pfeife und Harras lag und schlief, aber ohne zu schnarchen.

Nach Schenna wurde es an diesem Tage zu spät, und Reinhold Feinding konnte nicht entscheiden, ob sein Patron wirklich aussehe, wie der geschnitzte Andreas Hofer. Van Arendonck hatte Trinele seine Rose gegeben — hatte er nur die Blume auf Goyen zurückgelassen?

Die Zirbelnußkiefern.

Das artistische Element in Meran äußert sich hauptsächlich in der Musik und

wiederum specifisch in Chorgesang und Zitherspiel. Das Piano, diese moderne Höllenqual, durch welche so und so viele unglückliche Nervenreizbare schon auf Erden ihre Sünden abbüßen, wird an der Passer noch weniger hörbar, die Zither dagegen ertönt immer häufiger: es ist unter den jungen Damen, welche Meran besuchen, am Rennweg, welcher als Künstler halb Europa durchzogen und sich ein hübsches Vermögen gemacht hatte, welches er nun mit jovialer Ruhe in seinem alterthümlichen Wirthshause, unterstützt von seiner netten Frau aus Partschins, genoß und vermehrte. Außer ihm wurde noch der Gastwirth in Obermais als guter Spieler



Die St. Valentinkirche bei Meran.

Mode geworden, sie zu lernen, und es dürfte bald nicht mehr an einem Lehrer dieses nationalen und poetischen Instrumentes genug sein. Für den Augenblick gab es indessen noch keinen zweiten. Der Zithersеppl, wie er dem Landesgebrauch gemäß getauft worden war, hatte noch das Privilegium der Stunden. Er war eigentlich ein Naturalist, der es durch Fleiß recht weit gebracht hatte, der Meister auf der Zither aber blieb immer der Engelwirth genannt, und endlich der Hans auf Goyen, dem sogar die jetzt leider schon geschichtliche Ehre widerfahren war, vor dem spätern Kaiser von Mexico zu spielen, als er mit seiner Gemahlin in Kuglweg oder Villa Pittel gewohnt hatte. Maximilian hatte den jungen ländlichen Virtuosen mit einer schönen Uhr beschenkt, Trinele war leer ausgegangen, obgleich sie den Bruder begleitet. Vielleicht spielte sie damals noch nicht so gut. Für eine Virtuosin galt sie

auch jetzt noch nicht, wohl aber schätzte selbst Holzeisen der Engelwirth, die ganz eigenthümliche Zartheit ihres Spiels.

Oeffentlich, wie der Engelwirth und der Zitherseppl es bei der Liedertafel wohl thaten, ließen die Geschwister sich nie hören; wer sich an ihrem Spiel erfreuen wollte, mußte zu ihnen nach Goyen kommen. Das versäumten denn auch wenige Fremde, besonders wurde, was von Literaten und Künstlern nach Meran kam, bald heimisch draußen. Wie hätten unser Vlaming und unser „Malermeester" es nicht werden sollen?

Sie wurden es auch und zwar in einem Grade, daß man sie bald zu den Hausthieren zählen konnte. Es war wirklich merkwürdig, wie sie's immer anstellten, um nach Goyen zu gelangen. Allerdings führten von Meran nicht weniger als neun verschiedene Wege nach diesem magnetischen Schlosse, und sie hatten folglich die Wahl, aber sie kamen auch hin, wenn sie nach ganz entgegenliegenden Richtungen auswanderten. Besonders komisch war es, daß sie bisweilen sich für den Tag trennten und dann unvermuthet in Goyen zusammentrafen. Wie oft sie, bald einzeln, bald beide am Familientische in Goyen saßen, ließe sich schwer zählen; freilich versammeln die Tiroler sich häufig um den Familientisch. Eine gescheidte junge Dame sagte einst vom Visitenmachen in Berlin: „Es ist wirklich unangenehm, man mag kommen zu welcher Stunde man will, immer fällt man einer Familie in die Suppe." So mag man in Tirol, im Burggrafenamt wenigstens, kommen, zu welcher Tageszeit es sei, stets ist irgend eine Mahlzeit im Gange. Früh Suppe und Muß, um neun Halbmittag von Wein und Brot, im Herbst wohl auch von Kartoffeln, um elf das Mittagessen, Selchfleisch, d. h. gesalzenes und zuweilen grünes oder frisches Fleisch und die unentbehrlichen Knödl, mit Speck und Brot, um ein Uhr der Einser, ein sogenannter Schluck Wein, um drei Uhr die Marende, Wein, Brot, im Herbst Kastanien, Abends endlich Gersten mit Fleisch, Salat und bei irgend strenger Arbeit Küchel oder Rübl, der südtirolische Schmarren aus Schwarzplente oder Buchweizenmehl, das ist die Art, wie außer an Fasttagen um Meran herum die Bauern sich nähren und wie mit geringen Abweichungen, wie Kaffee oder dergleichen auch in Goyen gelebt wurde. Es war also für die Maler nicht schwer, zu einer von diesen Mahlzeiten zu kommen, schwerer wäre es gewesen, sie alle zu vermeiden.

Und warum hätten sie das auch thun sollen? Die Zeche war in Goyen immer so niedrig, daß sie ersparten, wenn sie dort aßen. Es saß und speiste sich nirgends traulicher, als in Trinele's Küche, und dabei war der Empfang der Geschwister immer so gleichmäßig freundlich, daß die Gäste nie argwöhnen konnten, sie kämen ungelegen. Anfangs hatten sie, Feinding zierlich und Van Arendonck aufrichtig, diese Besorgniß geäußert, aber Trinele hatte mit ihrem lieblichen Lächeln geantwortet: „Kommen Sie so oft Sie wollen — wir werden Sie immer gern sehen." Trinele sprach wunderhübsch hochdeutsch, dem ein gelegentliches leises Hineinklingen des heimischen Dialektes nur einen Reiz mehr verlieh; sie hatte sich, ebenso wie Hans, durch die vielen Fremden, welche in Goyen jahraus, jahrein verkehrten, die Schriftsprache zu eigen gemacht. Der Vlaming, dessen angestammtes Niederdeutsch von dem tirolischen Oberdeutsch so verschieden war, wie die Völker der Dünen von denen der Alpen sind, der schon in Deutschland Schwierigkeiten genug gefunden hatte, um zu verstehen oder sich verständlich zu machen, der Vlaming empfand höchst wohlthuend die Bequemlichkeit einer leichten Mittheilung und ebenso ging es Reinhold Feinding, welcher aus natürlicher Ungeschicktheit zu Sprachstudien dem Tirolischen nicht minder fremd blieb, als der Antwerpner. So hatten denn Beide die allertriftigsten Gründe, täglich in Goyen einzusprechen, um so mehr, da Trinele die Bedingung eingegangen war, nicht länger Umstände mit ihnen zu machen, sondern ihnen blos vorzusetzen, was grade fertig war. Die Wahrheit zu sagen, fühlte nur Van Arendonck sich dabei wohl, Reinhold bekannte bisweilen dem Buchhändler mit einiger Beschämung: „Daß die Knödl und der Rübl ihn schrecklich im Magen drückten." Aber trotzdem kam er doch wieder und wieder nach Goyen, und es hatte ganz den Anschein, als ob sämmtliche Tiroler und Tirolerinnen in dem zu illustrirenden Buche eine überraschende Familienähnlichkeit mit Hans und Trinele haben würden.

Obgleich Goyen von den jungen Meranern zu keiner Zeit vernachlässigt wurde, so war es doch seit lange nicht so häufig besucht worden, wie jetzt. Es geschieht oft, daß Fremde die Einheimischen in solcher Art anfeuern; gewiß wenigstens war es, daß man fast täglich in den Nachmittagstunden einige aus der männlichen Jugend der Stadt im Schlosse sehen konnte, hauptsächlich Mitglieder der Liedertafel. Selbst Holzeisen und der Zitherseppl wußten sich mehr als einmal von ihren Beschäftigungen los und für ein kleines improvisirtes Concert in Goyen frei zu machen. Es schien, als wolle man die letzten schönen Tage, bevor der alte Bau in den Novembernebeln verschwinden mußte, noch recht genießen; vielleicht auch gönnte man mit localpatriotischer Eifersucht die junge Wirthin nicht so ausschließlich den fremden Künstlern.

Dieses letztere Gefühl verrieth besonders der Hies, der einzige Sohn und Erbe des englischen Müllers. Daß man hierbei an keinen Engländer denke: der englische Müller, wohl auch kurzweg der Englische, trug diesen Namen lediglich als Pächter einer Mühle, welche dem Kloster der Englischen Fräulein gehörte. Diese Klosterfrauen leiten in Meran den weiblichen Unterricht, auch Trinele war bei ihnen in die Schule gegangen. Zu dieser Zeit hatte sie den Hies oder Matthias als kleinen hübschen Jungen oft vor der Hofthür der Mühle gesehen und freundlich gestreichelt, denn Trinele war schon damals mütterlich gegen kleine Kinder, und Hies zählte gewiß drei oder vier Jahr weniger als sie. Als ihr Schulbesuch aufhörte, hatte sie ihn aus den Augen und aus dem Gedächtniß verloren, und ihm war es vermuthlich nicht anders ergangen. Es herrscht in Südtirol eine Sitte, welche bei Stämmen, die mit verschiedener Sprache in einem Lande wohnen, ebenso natürlich, wie vernünftig ist. Die Wälschtiroler schicken ihre Kinder nach Deutschtirol und die Deutschtiroler die ihrigen in die wälschen Gegenden. So lernt jeder Südtiroler von einiger Ausbildung die beiden Landessprachen und dem unvermeidlichen Verkehr wird die Verständigung gebahnt. Auch Hans war ein Jahr auswärts gewesen, und zwar in Italien selbst, in Villafranca. Hies war nicht so weit gekommen; die deutschen Südtiroler mögen mit den eigentlichen Italienern seit der piemontesischen Aera nicht gern zu thun haben. So war also Hies im Frühjahr nur ganz bescheiden aus Trient heimgekehrt, und zwar ein wenig als Elegant. Hans hatte sich in Italien auch als Herr getragen, aber sogleich nach seiner Rückkunft die Bauerntracht wieder angelegt, die allerdings in ihrer malerischen Alterthümlichkeit seinen prächtig gewaltigen Wuchs besser hervorhob, als das feinste Kostüm es vermocht hätte. Hies brauchte das nicht zu thun, das Gewerbe seines Vaters war ein bürgerliches und er selbst ein Städter, folglich hatte er Anspruch auf städtische Tracht. Zum Glück begnügte er sich mit der, in welcher man die jungen Meraner meistens sieht, mit der einfach grauen, halb studentischen, halb ländlichen, welche zu seiner jugendlich schlanken Gestalt ebenso vollkommen paßte, wie die Landsknechtkleidung zu dem mächtigen Hans. Hies war mit seinem regelmäßigen, blaßen, feinen Gesicht, mit seinen etwas melancholischen dunklen Augen, mit dem üppigen dunkelbraunen Haar und dem keimenden Bärtchen auf der Oberlippe in diesem Augenblick vielleicht der hübscheste junge Mensch in ganz Meran. Van Arendonck bemerkte das eines Tages gegen Fridolin Moll:

Fridolin sagte mit einer Gönnermiene: „Ja, er ist nicht übel."

„Und er singt sehr gut," sprach Piet weiter.

„Er ist bei der Liedertafel, dieses Frühjahr eingetreten. Holzeisen hat ihn zu seinem Quartett genommen. Ja, er singt gut."

„Trinele singt gern mit ihm."

„Ein Mädchen singt immer gern mit einem guten Sänger."

„Kommt er nicht sehr oft her?"

„Doch nicht öfter als Sie, mein' ich?" fragte, sich unschuldig stellend, der boshafte Fridolin.

Der ehrliche Vlaming wurde roth und stotterte verlegen: „Nein, öfter nicht, aber — ich bin ein Fremder, ich bleibe nicht lange hier, ich — "

Er blieb stecken. Fridolin wartete eine halbe Minute, ob er weiter reden werde, und argumentirte dann: „Und er bleibt wahrscheinlich für immer hier und ist ein Landsmann, ja sogar ein Kindheitsgespiele von Trinele." Fridolin faßte die Sache mit Willen unnütz gefühlvoll auf, ihn be-

lustigte der Antwerpner mit seiner uneingestandenen eifersüchtigen Pein, und feierlich fragte er nun: „Kann man es ihm verdenken, wenn er Trinele's Freundschaft sucht? Hat er kein Recht darauf?"

„Trinele's Freundschaft!" wiederholte Van Arendonck ärgerlich. „Eine schöne Freundschaft! Verliebt ist er auf sie, schmählich verliebt!" Wenn er in Eifer gerieth, handhabte der Antwerpner das Deutsch leicht auf vlamische Sprachart.

Fridolin blickte philosophisch nach der Gruppe hin, welche Trinele und Hies, der Engelwirth und Hans bildeten. Diese letztern begleiteten auf der Zither den Gesang des jungen Paares. Trinele's Gesicht zeigte den schönen, reinen Ausdruck, welchen die Ausübung der Musik ihm immer verlieh; Hies, dessen hübscher Kopf sich über einem nachlässig umgeschlungenen blauseidenen Halstuch äußerst vortheilhaft emporhob, sang offenbar mit Schwärmerei für seine Mitsängerin. Fridolin wandte die Augen von ihm auf die erregten Züge des Antwerpner's zurück und sagte: „Ja, es scheint mir, daß jetzt an ihm die Reihe gekommen ist, ein Zirm zu sein."

„Ein Zirm? Was ist ein Zirm?" fragte Van Arendonck.

„Ein Zirm," erklärte Fridolin gelassen, „ein Zirm ist in unserer Mundart buchstäblich eine Zirbelnußkiefer, figürlich ein Thor. Wer recht verliebt in ein Mädchen ist, der ist, wenigstens meiner Meinung nach, immer ein Thor, folglich ein Zirm, und bei Trinele ist's noch ein Jeder geworden, der nach Goyen gekommen ist. Ich war's, mein Bruder war's, der Seppl war's — wer war's nicht? Jeder, Fremder oder Meraner, vornehm oder gering, jung oder alt, verheirathet oder ledig, kurz, wer nur je hier war. Wenn jeder Anbeter Trinele's in einen wirklichen Zirm verwandelt worden wäre, sie hätte einen ganzen Wald von Zirbelnußkiefern um Goyen herstehen. Jetzt spielt der Hies Zirbelnußkiefer, nehmen Sie sich nur in Acht, daß es Ihnen nicht auch so gehe."

Katharinenzauber.

Wenn man Einen, welcher mitten in der Strömung fortgetrieben würde, höflich warnend zuriefe: „Ich bitte, fallen Sie nicht etwa in's Wasser!" so würde diese Warnung ungefähr der gleichkommen, welche der heillose Tiroler an den unglücklichen Vlaming richtete.

Im Uebrigen hatte er Recht, wer nach Goyen kam, verliebte sich in Trinele.

Es war wirklich belustigend, ihr photographisches Album zu durchblättern. Einige Frauen, welche den guten Geschmack der Männer getheilt und Trinele allerliebst gefunden hatten, befanden sich auch darinnen, bei weitem die meisten Bilder aber trugen Bärte oder hätten sie doch tragen können, und jedes dieser Bilder, welches Standes, Namens oder Alters das Original auch sein mochte, stellte einen mehr oder minder leidenschaftlichen Anbeter Trinele's vor.

Der bekannte Reisende, welcher Tirol gepachtet hat und den Ertrag davon jeden Herbst auf den Markt bringt, hatte Trinele in eines seiner Bücher genommen und seiner Art nach ganz idealisch hingestellt. Wenn diese Art einigen Lesern nicht ganz zusagen wollte, so war das nicht seine Schuld, er hatte es gut gemeint und das Mädchen wirklich verherrlichen wollen. Ein anderer Schriftsteller, der Professor, berühmt und äußerst gelehrt war, hatte gleichfalls Trinele gewählt, um an ihr irgend ein System über irgend welche Race in Südtirol darzuthun. Man weiß, daß Südtirol einigen Ethnologen große Bekümmerniß verursacht, daß sie durchaus nicht darüber in's Reine gelangen können, welchen Stammes oder welcher Stämme die jetzigen Bewohner dieser von so vielen Völkerschaften bewohnten und durchzogenen Landstriche eigentlich angehören. Der Professor nun wollte es endgültig entdeckt haben und führte mit äußerst schmeichelhaften Phrasen Trinele als schönen Beweis für seine Behauptung an.

Wenn ältere Bekannte von Goyen sprechen, so bedauern sie noch immer die Zeit, wo die Geschwister im Vorderhause wohnten und dort mitunter so wunderhübsche Hausbälle stattfanden. Jetzt war das Vorderhaus schon seit Jahren an ein englisches Ehepaar vermiethet, welches, mit seinem Arzt zu dreien, sich dort dermaßen ein- und abgeschlossen hatte, daß es mit consequenter Unliberalität sogar die Aussicht in's Thal für sich behielt. So lange die Insulaner in ihrer Klausur hausten, war es noch nie einem Fremden gestattet worden, auch nur

auf Secunden aus einem Fenster des Vorderhauses blicken zu dürfen. Wohl, diese starrköpfigen Einsiedler waren für Trinele die liebenswürdigsten Menschen, wahre Freunde.

Ihre Dienstboten beteten sie an. Sie sorgte für sie wie eine junge Mutter für ihre unmündigen Kinder, aber sie beherrschte sie auch als unumschränkte Gebieterin. Ohne nur je die Stimme zu erheben, wußte sie sich durch Anhänglichkeit einen unbedingten Gehorsam zu sichern.

Ja, selbst in ihrer Kindheit schon hatte man ihr nicht widerstehen können. Das jüngste von elf Geschwistern, war sie der Liebling, das Spielzeug, der Verzug von allen. Ihre guten Tage begannen erst abzunehmen, als die Geschwister eines nach dem andern das mütterliche Haus verließen, um in der Welt des Burggrafenamtes ihre Selbständigkeit zu suchen. Endlich blieben nur noch die vier kleinern daheim, und die mußten nach und nach in die Schule. Als auch Lise, Trinele's nächst ältere Schwester den Weg des Wissens wanderte, da litt es Trinele nicht länger mehr im großen Gasthaus zu Schenna, welches damals der Mutter gehörte. Sie wollte nicht allein sein, sie wollte in die Schule, wie Lise, Hans und Maria, und sie erschien dort eines schönen Morgens, ohne daß Jemand sie verlangt hätte. Da sie noch viel zu tief unter dem gesetzmäßigen Schulalter stand, schickte der Schulmeister sie nach Hause, aber dafür wußte Trinele Rath, sie rannte heim, schleppte ein Seidel Wein fort und überreichte es triumphirend dem Schulmeister, um ihn dadurch zu bestechen. Es war nicht möglich, gegenüber dieser naiven Naturverderbniß pflichtgetreu ernsthaft zu bleiben — der Schulmeister lachte, trank das Seidel Wein und ließ das kleine Ding da. Nun kam der Cooperator, um Religionsunterricht zu ertheilen. Die erste Frage lautete: „Wie haben die ersten Menschen geheißen?“ Trinele wußte das natürlich, war aber zu klein, um sich bemerklich zu machen. Indessen sie half sich abermals, kletterte geschwind auf eine Bank und streckte ihre kleine Hand hoch empor. Wen konnte der Cooperator anders befragen, als sie? Er that's. Trinele blickte ihm hell und stolz in das freundliche Gesicht und verkündete klar und laut: „Adam und Genoveva.“ Der würdige Mann freute sich noch jetzt, nach zwanzig Jahren, wenn er die Geschichte erzählen konnte.

Die Männer begeistern sich gern in der Reihenfolge. Wo einer liebt, da lieben mehrere, wo mehrere anbeten, da thun es viele. Es ist das, was die Gewalt der Künstlerinnen ausmacht, was einer Classe von Frauen, die am besten namenlos bleibt, ihre Erfolge verschafft, was Schuld ist, daß manches schöne und liebenswürdige Mädchen unbewundert altert, weil ihm der erste Verehrer, gleichsam der Entdecker, gefehlt hat. Wollen wir also auch annehmen, daß es unter den jungen Leuten von Meran und den männlichen Besuchern der Stadt allmälig zum guten Ton geworden sei, sich in Trinele zu verlieben, die Engländer und ihr Arzt, die Dienstboten und die Geschwister, der Schulmeister und der Cooperator waren keine junge Männer und mußten doch sämmtlich der Anziehung des Kindes und des Mädchens nachgeben. Und so konnte man, wie man in Belgien ehemals an die St. Gertrautsminne glaubte, hier immerhin von einem Katharinenzauber sprechen.

In Trinele's Stube.

Trinele's Stube lag in dem ersten Stock des zweiten kleinern Thurmes über dem großen Gastzimmer, wo Reinhold Feinding das vortreffliche Frühstück aufgetragen fand, von dem er nichts bekommen sollte.

Trinele's Stube war nicht etwa das „weiße jungfräuliche Nest,“ in welches die Franzosen ihr Täubchen von Heldin so gern einquartieren. Wände und Decke waren allerdings weiß, aber nur prosaisch weiß von ordinärem Kalkbewurf, die Thür und die Fensterrahmen waren braun, Vorhänge fehlten. Das Sopha war grün überzogen; auf den beiden Betten — Trinele hielt immer ein Bett für eine Schwester bereit — lagen blau und weiß gewürfelte Federdeckbetten. Einige Holzstühle, ein großer alter Wäschschrank und drei Kommoden machten das übrige Mobiliar aus. An der Thür hing der kleine Weihwasserkessel, über dem Sopha eine Photographie, Trinele mit ihren drei rechten Geschwistern. Auf der einen Kommode lagen Erbauungsbücher, unter andern Thomas a Kempis. Das Zimmer war, von Fenster zu Fenster gerechnet, lang, im Verhältniß dazu niedrig und ohne Ofen.

Der Werth des Gemaches lag in der Aussicht. Aus dem Südfenster sah man freilich nichts als einen kleinen Hof, nur durch die Luken in der Zimmermauer rechts erhaschte man einzelne Blicke in die Berge jenseits des Etschthales. Dann kam die Seitenwand des Vorderhauses und endlich die innere Mauer, welche den kleinen Hof von dem großen vor der Küche schied. Von dieser führte eine Treppe in den kleinen Hof und über diesen in den Keller unter dem Vorderhause.

Aber wenn man an's Nordfenster kam, da sah es anders aus. An der äußersten Linken erhob sich die Alpenmauer, die Meran im Norden schützt, mit der Tschigatspitze, den beiden Röthelspitzen und dem Muttgebirg. Unter diesem lag die Landesfeste Tirol und weiterhin ihr Vasallenschloß, Aur, über der Schlucht von Finele. Zur Seite von dieser lief das Jochgebirg landeinwärts und ihm schlossen sich die Berge des Passeierthals an. Alle diese Spitzen waren jetzt schon weiß vom ersten Schnee, am hellsten glänzte der Laufen, über welchen man nach Sterzing kommt. Unmittelbar unter dem Fenster führte an Kastanienbäumen vorbei der Weg nach Schenna, jenseits desselben stand ein großes mit Stroh gedecktes Gebäude, das Stall und Scheuer zugleich war. Hinter ihm breitete sich ein schöner Abhang des Schenner Berges aus mit grünen Kastanien- und gelben Nußbäumen, mit frischen Wiesen und bräunlichen Rebenleiten, mit einzelnen Höfen und der alten Kirche von St. Georg zu Schenna, deren spitzer Thurm, dem Fenster grade gegenüber, aus Kastanienwipfeln hervorstach.

So selten reich dieses Bild auch war, so können wir doch nicht sagen, daß Trinele sehr oft davor gestanden hätte. Sie war, getreu ihrem Stande, keine Schwärmerin für Naturschönheiten; wenn es wo hübsch war, gefiel es ihr, damit gut. Ebensowenig hatte die Einsamkeit besondere Anziehung für sie, im Gegentheil, sie liebte Leben und Bewegung. Sie benutzte folglich ihr Zimmer meistens nur zum Schlafen und zum Ankleiden.

Mit dem letztern war sie an einem der ersten Novemberabende beschäftigt, etwa drei Wochen nach ihrer Bekanntschaft mit dem Antwerpner. Sie dachte an ihn, während sie sich sonntäglich putzte, um in's Theater nach Meran zu gehen, wo sie ihn treffen sollte. Sie hatte sich nebst dem Bruder am Tage vorher mit ihm und Feinding verabredet. An Reinhold dachte sie indessen nicht. Sie mochte ihn nicht besonders leiden, er war ihr zu klein, zu weidlich, zu süßlich, mit einem Worte, er mißfiel ihr. Darum vergaß sie ihn, so oft sie konnte, d. h. so oft er nicht anwesend oder nicht Gegenstand des Gespräches war, und von selbst machte sie ihn nie dazu.

Freilich sprach sie auch unveranlaßt nicht von Piet Van Arendonck, aber das hatte einen andern Grund, den einer mädchenhaften Scheu, welche Trinele jetzt zum ersten Male empfand. Sonst pflegte sie, gewöhnt an ein cameradschaftliches Verhältniß mit so vielen jungen Männern wie sie war, ungezwungen über den einen zu den andern zu reden und nicht minder eine gelegentliche Bevorzugung unbefangen einzugestehen. Ja, sogar aus einem ernstern Verhältniß, welches sie eine Zeit lang gefesselt, hatte sie kein Hehl gemacht. Aber der Name Van Arendonck's mochte nicht über ihre Lippen. Fragte der oder jener sie, wie der Vlaming ihr gefalle, so sagte sie freimüthig das Beste von ihm, suchte jedoch möglichst bald einen andern Gesprächstoff herbeizuziehen. Auf Neckereien wegen Piet, die natürlich nicht ausblieben, antwortete sie leicht ein wenig gereizt, und wollte von einer ernstlichen Huldigung des Malers nichts wissen. Wurde sie dagegen mit Feinding geneckt, so lachte sie, wenngleich ein wenig geringschätzig, vertheidigte sich nicht gegen die Annahme, er komme nur ihretwegen, meinte aber, es habe durchaus nichts zu bedeuten.

Gegen Piet selbst betrug sie sich mit der ihr eigenen unveränderlichen Freundlichkeit, aber zugleich mit einer unwillkürlichen Zurückhaltung, die im Allgemeinen nicht eben auffallend, für Piet jedoch sehr fühlbar war. Der gute Mensch betrübte sich im Stillen darüber. „Mit Allen ist sie vertraulicher, als mit mir," dachte er. „Was hab' ich ihr nur zu Leide gethan? Wodurch hab' ich ihr mißfallen? Ich habe es doch gewiß nicht an Ehrerbietung gegen sie fehlen lassen — ich halte sie ja so werth, schätze sie so hoch —" Er setzte nicht hinzu: „Ich sehe sie so gern!" jenen einfachen innigen Ausdruck, welchen die Vlaminger der Liebe geben. Piet gestand es sich nicht

ein, daß er Trinele „doch so gern sähe,“ er wollte sich ja in seinem italienischen Reiseplan nicht stören lassen. Darum hielt er sein Herz gleichsam mit der Hand zu, damit nicht unversehens die Liebe daraus hervorschlüpfe, wie ein Vogel aus einem offengelassenen Bauer. Wenn er gehofft hätte, Trinele könne ihn „auch gern sehen,“ so würde er sich vielleicht erlaubt haben, hier und da von Möglichkeiten zu flüstern, die auf seine Rückkehr folgen könnten. Ungewiß aber wie er über Trinele's Gesinnung war, oder vielmehr ganz überzeugt, daß sie für ihn nur die alleralltäglichste freundschaftliche hege, versagte er sich jedes bedeutungsvolle Wort. Nur das gewann er nicht über sich, sie nicht so oft zu sehen, wie es ihm irgend vergönnt war, und seinen ehrlichen dunkeln Augen vermochte er nicht zu gebieten, sie verriethen ihn unaufhörlich. Bei Niemand hieß es je mit größerm Recht: „Die Liebe sieht ihm zu den Augen heraus.“ Auch war sein Geheimniß längst ein allgemeines, und wurde von den jungen Männern, die sich meistens in Friedel's Buchladen zusammenfanden, um Zeitungen zu lesen, zu rauchen und zu plaudern, häufig auf das Lebhafteste discutirt. Ueber die Hauptsache waren sie sämmtlich einig, aber in Nebensachen differirten sie. Hatte er ernstliche Absichten? Hatte er Trinele schon ein Geständniß gethan? Wenn er wirklich abreiste, würde er wiederkommen? Hierauf erwiderte Reinhold Feinding mit einem bestimmten Nein. Er wußte gar nichts von Piete's Vorsätzen, selbst über seine Gefühle hatte der Antwerpner nie ein Wort zu dem kleinen Gefährten geäußert, der ihm je länger je unbequemer und selbst bisweilen unheimlich wurde. Der Vlaming hatte auch nicht Unrecht, dem Thüringer zu mißtrauen. — Reinhold war nicht eifersüchtig, aber neidisch auf ihn. Es ärgerte ihn, daß von seinen absichtlich auffallenden Huldigungen gegen Trinele gar nicht gesprochen wurde, daß man sie für das erkannte, was sie waren, halb gemachte sinnliche Schwärmerei, daß Trinele sie so gelassen hinnahm, als verständen sie sich von selbst und wären ohne jegliche Gefahr für sie. Die „guten Meraner“ behandelten ihn sämmtlich, als wäre er „ein völlig unschädliches Subject, ein gänzlich harmloser Mensch.“ Er war's, und eine gutherzige Seele dabei, aber er wollte es nicht sein. Wer will's am Ende sein? Am allerwenigsten ein kleiner Mann; kleine Männer haben immer die stärksten Ansprüche auf recht große Verruchtheit, noch dazu wenn sie zugleich Künstler sind. Um seine Ehre zu retten, mußte Reinhold irgend „eine kleine Infamie loslassen.“ Mit größter Ungeduld wartete er auf eine Gelegenheit dazu, die sich immer nicht darbieten wollte: „es ging Alles so verzweifelt honnet zu.“ Endlich schien seine Stunde geschlagen zu haben, denn er kam mit einem wahren Triumphschein auf seinem blonden Antlitz in den Laden, welchen Fridolin eben schließen lassen wollte, um auf einen Augenblick nach Hause und dann in's Theater zu gehen. Er sah, noch mit einigen Anweisungen für seinen Gehilfen beschäftigt, nur flüchtig über die Schulter, um Reinhold zuzunicken.

„Störe ich?“ fragte dieser sanft.

„Nein,“ antwortete Fridolin, „ich bin gleich fertig — wir schließen.“ Er sprach noch einige Worte mit dem jungen Menschen und kam dann zu Feinding. „Wollen Sie mich schon abholen?“ fragte er. „Es ist noch zu früh.“

„O, ich kam nur eben hier vorbei,“ entgegnete Feinding, „ich will in das Kaffeehaus und Sie dort erwarten.“

Meran hat nämlich noch kein besonderes Theater, die Bühne, welche sich für die Wintersaison öffnet, wird im Saale des Kaffeehauses zum Rosengarten aufgeschlagen.

Fridolin stimmte bei und sie gingen die Lauben hinunter. Die Lauben durchschneiden die Stadt Meran der ganzen Länge nach und machen die einzige große Straße aus. Auf der südlichen Seite liegen sie nach der Passer, auf der nördlichen nach dem Küchlberg zu. Der Rosengarten befindet sich auf der Bergseite, ungefähr in der Mitte; etwas weiter unten wohnte Fridolin.

Sie hatten fast das Haus erreicht, in dessen Tiefe Kaffee und Schauspielsaal sich auf den Garten öffnen, da fragte Fridolin gleichgiltig: „Und Piet — ist er noch zu Hause oder schon im Kaffeehause?“

„Weder dort noch hier,“ antwortete Reinhold sanft, das Haupt auf die rechte Schulter neigend.

„Aha, da ist er nach Goyen, Trinele entgegengegangen,“ sagte Mollfriedel la-

chend. „Der versteht's. Ja, stille Wasser sind tief."

„Verzeihen Sie," sprach Reinhold noch sanfter, „Herr Van Arendonck ist nicht nach Goyen gegangen."

„Ja, wo ist er denn da?" frug Friedel, aufmerksam werdend.

„In Bozen."

„Seit wann denn?"

„Er ist mit einem Wagen diesen Nachmittag hingefahren."

„Aber er wollte doch mit uns und mit Trinele in's Theater?"

„Ja, er wollte allerdings."

„Was hat er denn auf einmal in Bozen zu thun bekommen?"

Reinhold neigte das Haupt auf die Schulter und zuckte als Zeichen von Unwissenheit die Achseln.

„Hat er denn nichts für uns hinterlassen, Ihnen nichts aufgetragen?"

Reinhold wiederholte seine Geberde.

„Können Sie denn nichts als die Achseln zucken?" fragte Fridolin, endlich einmal durch Ungeduld aus seinem Phlegma gebracht.

„Ja, was soll ich Ihnen denn sagen?" fragte Reinhold.

„Was Sie von dieser plötzlichen Abreise denken! Ist er ganz fort?"

„Kann ich's wissen?"

„Aber er muß Ihnen doch etwas gesagt haben!" rief Fridolin jetzt wirklich ärgerlich.

Reinhold stand sanft lächelnd vor ihm und schwieg.

„Sind seine Sachen noch hier?"

„Ja, aber die könnte ich ihm nachschicken," antwortete Reinhold. „Und seine Rechnung könnte ich bezahlen," setzte er hinzu.

An die Rechnung hatte Fridolin gar nicht gedacht, nur an Trinele. Unter andern Künsten verstand das Mädchen auch die, frühere Anbeter in treue Freunde zu verwandeln. Fridolin war es ihr mit ganzer Seele. Sein erster Gedanke bei Reinhold's überraschender Mittheilung war daher an sie. Reinhold errieth ihn und sagte halb zu ihm, halb vor sich hin: „Was wird Trinele dazu sagen?"

Mit spöttischem Lachen erwiderte Fridolin: „Trinele? Trinele wird gar nichts dazu sagen, als daß es nicht höflich von dem Herrn Van Arendonck ist, so ohne jeden Abschied fortzureisen, gewissermaßen durchzubrennen."

„O, Sie glauben doch nicht, daß er in Goyen etwas schuldig geblieben ist?" fragte unschuldig erschrocken Reinhold Feinding.

Jetzt zuckte Fridolin die Achseln. „Wenn er auch ein paar Kreuzer vergessen hätte, deswegen würde Hans ihn nicht polizeilich verfolgen lassen. Aber beruhigen Sie sich — so viel ich gesehen, hat er seine Zeche jedesmal berichtigt. Nur höflich wär's nicht und freundschaftlich auch nicht, da wir Alle wie gute Cameraden mit ihm umgegangen sind."

„Und Sie glauben nicht, daß unser schönes Trinele diese — unmotivirte, unvorhergesehene Abreise unangenehm empfinden — ich wollte sagen, daß sie schmerzlich dadurch überrascht werden könnte, weil — weil sie vielleicht ein wärmeres Interesse — "

„Sie meinen, daß Trinele sich vielleicht in den Herrn Van Arendonck verliebt haben könnte?" übersetzte Fridolin die abgebrochenen Andeutungen Reinhold's. „Nein, das glaube ich nicht. Ich will Ihnen sagen, was ich glaube: ich glaube, Trinele kann gar nicht lieben."

„O, um so besser für sie!" lispelte Reinhold, neigte das Haupt abermals auf die rechte Schulter und trat in den langen gewölbten Gang, welcher durch das Haus oder vielmehr durch die Häuser, denn unter den Lauben hat jedes Haus zwei oder drei Hintergebäude, in den Garten des Kaffeehauses führte.

Fridolin ging seines Weges weiter und war sehr grämlich. „Das kommt davon her, wenn man Fremde so zutraulich aufnimmt," brummte er. „Wenn Trinele es nun ernsthaft genommen hat — aber ich glaub's nicht. So weit, wie mit dem Stamm kann's noch nicht gewesen sein, und wie rasch ist sie eigentlich darüber hinweggekommen. Ich glaub's in allem Ernste: Trinele kann nicht lieben."

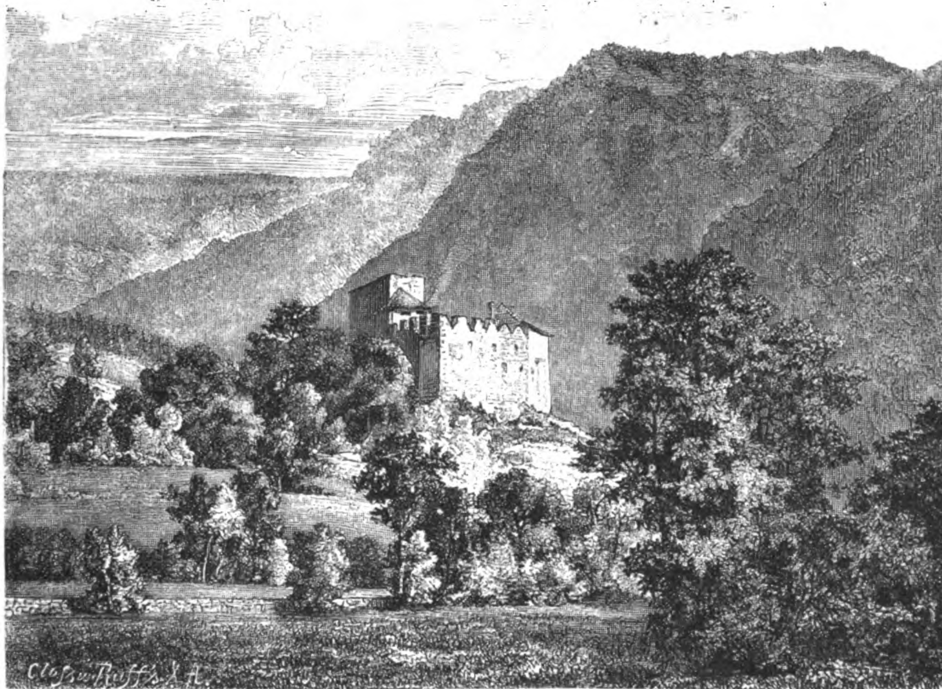
Fast in demselben Augenblicke machte Trinele auf Goyen ihre Stube zu und sagte, indem sie über Harras wegstieg, um auf die Treppe zu gelangen: „Ich muß mich wirklich vorsehen, daß er mich nicht einfadle." Ein Mädchen einfadeln heißt, es mit Liebe bethören. Nach Trinele's Selbstverwarnung schien ihr das Gemisch von Riese, Künstler und Kind, welches Piet Van Arendonck genannt wurde und

nach Meran gekommen war, um Staffage zu einem Andreas Hofer mehr zu zeichnen, durchaus nicht so ungefährlich zu sein, wie Fridolin es sich selbst und dem Thüringer einzureden versucht hatte.

Einige Stunden später war sie mit Hans aus dem Theater zurück und wieder in ihrer Stube. Sie wolle sich recht schnell zu Bette legen, hatte sie gesagt.

Aber sie legte sich nicht zu Bette, sie einmal schüttelte sie leise den Kopf, als wollte sie eine Last abwerfen und murmelte: „Ich hätte nicht gedacht, daß es so weh thäte. Das ist doch etwas anderes."

Sie meinte damit ihr Verhältniß zu Heinrich Stamm, einem jungen Rheinländer aus einer höhern Beamtenfamilie. Er war zweimal in Meran oder eigentlich in Goyen gewesen, hatte sich gleich anfangs für Trinele entflammt, und mit aufdring-



Schloß Goyen.

kleidete sich sogar nicht aus. Still saß sie in dem kalten Gemach auf dem Sopha, die Hände auf den Knien verschränkt, die Augen gesenkt, die Stellung regungslos.

Trinele war kein weichliches Wesen, sie weinte nicht. Sie war auch keine stürmische Natur: sie zürnte nicht und klagte nicht an, weder den Himmel, noch Van Arenbonck. Sie wiederholte einige Male mit kalten, bebenden Lippen: „Er hat mir nichts gesagt — ich darf nichts sagen."

Dann saß sie wieder schweigend da. Der erste große Liebessturm ihres Lebens ging über sie hin. Sie hielt ihm still. Nur lichen Bewerbungen nicht eher geruht, als bis er ihr das Versprechen abgedrungen, die Seinige zu werden. Trinele hatte zwar immer wie ein Buch darüber gesprochen, daß eine Heirath zwischen einem „Herrn" und einer Bäuerin nicht glücklich ausschlagen könne, daß ein „Herr" andere geistige Ansprüche mache, als die Bäuerin, d. h. Trinele, zu erfüllen im Stande sei, und was dergleichen schöne und kluge Reden mehr waren. Aber in der Praxis war sie ihrer Theorie gern untreu geworden, als der erste „Herr" ernstlich um sie warb. Es war nicht, um vornehmer zu werden —

sie fühlte sich ihm ebenbürtig. Auch nicht um mehr zu haben — was sie brauchte, hatte sie. Es war, um sich hinausführen zu lassen in die Welt, die jenseits der vaterländischen Alpen lag. Das Tiroler Leben hat nothwendigerweise etwas Einförmiges und Unveränderliches; Trinele war zu kräftig, um es nicht leicht zu ertragen, zu frisch, um darin zu verkümmern, aber sie konnte ein anderes, farbiger bewegtes begreifen, und als es ihr geboten wurde, freudig annehmen. Leider war es ihr nur geboten worden, um ihr wieder entzogen zu werden. Mit den bestimmtesten Versprechungen, im Herbst zurückzukommen, reiste Stamm ab, schrieb noch einige Male und verstummte dann plötzlich. Trinele hörte durch Bekannte von einer adeligen Heirath seiner Schwester, von dem maßlosen Hochmuth seiner Mutter — Alles erklärte sich. Vielleicht, ja höchst wahrscheinlich war es zu Trinele's Glück, daß sie von der Familie zu gering befunden worden war, die Frau des Sohnes zu werden. Nirgends wird Standesgleichheit unbeugsamer gefordert, als in der Beamtenaristokratie, überhaupt in der Classe, welche sich gern vorzugsweise die der Intelligenz nennt. Trinele erkannte das auch an. „Es ist gewiß gut für mich," sagte sie, „es schmerzt nur, wenn ein Mensch, auf den man vertraut, sich so falsch zeigen kann." Das war ihre ganze Klage; sie benahm sich vollkommen ihrer selbst würdig.

Jetzt hatte sie über keine Falschheit, keine Täuschung zu klagen. Van Arendonck war ihr gegenüber völlig frei. Aber es hatte sie zu unvermuthet getroffen, daß er so ohne Abschied fortgekonnt hatte. Als er das erste Mal in's Passeier gegangen war und ebenso als er mit Fridolin sich hineinbegeben hatte, um die Hoferfeier pflichtmäßig verregnen zu sehen, da hatte er sich so höflich, so herzlich auf Goyen empfohlen; weder Fridolin noch Feinding hatten daran gedacht, wohl aber Van Arendonck. Und jetzt verließ er Meran auf immer und sandte nicht einmal ein armes, kaltes Lebewohl, und sie erfuhr es eben, als sie ihn zu treffen hoffte!

Sie gedachte des Abends, wo sie Stamm zuletzt gesehen. Es war im Juli gewesen, bei der Liedertafel, im Garten des Café Paris. Sie erinnerte sich der tiefen, warmen Nachtstille, der plaudernden und trinkenden Gruppen, welche im Schein der Lampen und der Sterne umhergesessen, des erhellten Tisches, an welchem im Kreise der Sänger der Engelwirth und der Zitherseppl ein Dur gespielt. Er, den sie als ihren Verlobten betrachtete, hatte den Platz neben ihr inne, aber sie hatte gewußt, daß er am nächsten Morgen abreisen sollte — es war ihr bang, beklommen, betrübt zu Muth gewesen.

Jetzt machte der Winter, welcher auch am Fuße der Meraner Alpen nicht ausbleibt, sich Morgens und Abends schon recht unheimlich fühlbar, die Wolken und Nebel waren bereits häufige Gäste auf Goyen, die Sonne kam so spät und verschwand so früh, daß man kaum sechs wirklich helle Stunden hatte, und Trinele saß allein in ihrer kalten Stube, wußte, daß sie zum ersten Male wahrhaft liebte, und ihr war, als wolle das Herz ihr brechen.

Harras.

Der folgende Tag war ein Sonntag und bald nach Tische langte ein ganzer Trupp auf Goyen an. Fridolin Moll und der Zitherseppl, Hies und Reinhold Feinding und noch Einige, deren Namen zu nennen überflüssig wäre, kamen auf einige Stunden, wie sie sagten, um sich zu unterhalten, eigentlich aber, um zu sehen, wie Trinele das Verschwinden des Antwerpners aufgenommen habe. Am Abend vorher hatte sie die Mittheilung darüber, welche Fridolin ihr theilnehmend zugeflüstert, sehr ruhig angehört, zu ruhig, als daß es hätte natürlich erscheinen können, denn sie äußerte nicht die geringste Verwunderung. Auch als Reinhold angeschlichen kam und sie fragte: „Nun, was sagen Sie zu unserm Freund in Bozen?" antwortete sie blos: „Ich wünsche ihm eine gute Reise." Zu sehen, ob diese Standhaftigkeit die Nacht über ausgehalten habe, war die geheime Neugierde jedes Einzelnen, und so geschah es, daß ohne Verabredung die Gewohnheitsgäste, wie wir habitués übersetzen wollen, sich sämmtlich auf dem Wege nach Goyen trafen.

Trinele fühlte recht gut, weshalb sie kamen. Wäre sie nicht so unglücklich gewesen, sie hätte ihnen bitter gegrollt. Aber es blieb ihr nicht Kraft genug zum Zorn, sie brauchte alle, die sie zusammenzuraffen vermochte, um sich aufrecht zu halten und

mit mechanischer Aufmerksamkeit ihre Pflichten als Wirthin zu erfüllen.

Für einen Mann, welcher weibliche Natur verstanden hätte, wäre Trinele, wie sie ihr Leid unter ihrem Stolz zu verhüllen suchte, ein interessantes Studium gewesen, vielleicht sogar ein Gegenstand ehrerbietigen Mitleids. Aber keiner von ihren heutigen Gästen fühlte, daß sie litt. Sie kannten, besonders bei Frauen, nur den Schmerz, welcher weint, oder doch wenigstens die Augenlider roth und das Gesicht bleich macht. Der, welcher aus klaren Augen blickt, und um einen lächelnden Mund leise zuckt, war ihnen bisher fremd geblieben. Jetzt sahen sie ihn, aber sie begriffen ihn nicht. Reinhold Feinding allein traute nicht ganz der Heiterkeit, mit welcher Trinele zwischen ihnen saß. Er bemerkte so etwas wie Selbstbeherrschung an dem Mädchen, aber auch er glaubte, daß sie nichts zu verbergen habe, als eine kleine Demüthigung ihrer Eigenliebe. „Sie hat ein bischen dépit,“ flüsterte er Hies zu, der neben ihm saß.

Der junge Müller, der nur Wälsch verstand, nicht Französisch, blickte den Thüringer fragend an.

„Ich meine, sie verbirgt einen kleinen Aerger über die Abwesenheit meines Freundes Van Arendonck,“ erklärte Reinhold.

„Warum sollte sie das ärgern?“ fragte Hies ernsthaft, fast etwas herausfordernd.

Hies liebte die Fremden nicht. Van Arendonck hatte er sogar gehaßt, wie man in Südtirol eben haßt, still, verborgen, abwartend, bis sich eine Gelegenheit bietet, es zu zeigen. Seit gestern war ihm mit dem Verschwinden des Antwerpners eine solche Last von Kopf und Brust weggenommen, daß sein ganzes Wesen elastisch in die Höhe geschnellt war. In einem solchen Befreiungstaumel von langem Druck ist gewöhnlich der Wein gefährlich, ein tückischer Freund, der einem gern Streiche spielt. Hies hatte bereits zu viel getrunken, und verlangte jetzt noch mehr Wein. Hans, der ihn beobachtet hatte, stand auf, ging um den Tisch herum und sagte, sich über den jungen Müller beugend: „Hies, Du solltest nicht mehr trinken.“

„Warum sollte ich nicht mehr trinken?“ fragte Hies und schaute unter seinen feinen zusammengezogenen Augenbrauen finster zu Hans in die Höhe.

„Herr Hies frägt heute fortwährend Warum?“ lachte Reinhold leise.

„Warum soll ich nicht Warum fragen?“ Hies hatte sich drohend wieder zu seinem Nachbar gewandt.

„O, ich habe nichts dagegen,“ erwiderte Reinhold höflich und rückte seinen Stuhl etwas weg.

Hies rückte ihm nach und sah ihn fest an. Trinele wurde ängstlich. Eine Rauschrauferei wäre ihr in ihrer gespannten Stimmung unerträglich gewesen. Sie hatte nicht umsonst die ganze Nacht durchwacht; sie empfand zum ersten Male etwas wie Nervenaufregung. „Hol' ihm doch Wein, Hans,“ sagte sie.

Hies sah sie dankbar gerührt an. „Du bist doch gut, Trinele,“ sagte er, „Du willst mich nicht dursten lassen. Ich weiß nicht, was der Hans will.“

„Der Hans ist manchmal faul,“ sagte sie lachend. „Du kennst ihn ja.“

„Ja, ich kenne ihn lange,“ sprach er feierlich, „und Dich kenn' ich noch länger. Weißt Du noch?“ Er sah leidenschaftlich nach ihr hinüber, denn der Tisch war zwischen ihnen.

Sie nickte ihm zu und sagte dann hastig zum Zitherseppl: „Seppl, willst Du nicht etwas spielen?“

„Ja, das dürfte am besten sein,“ meinte Fridolin und stand auf, um die Zither zu suchen. Hies griff nach seiner Hand und hielt ihn fest. „Warum soll Seppl spielen?“ fragte er. „Wir haben ihn oft genug gehört. Ich will keine Musik, ich will ganz still sitzen und Trinele anschauen.“

„Nun, so sitz' und schaue sie an — mir verschlägt's nichts,“ entgegnete Fridolin phlegmatisch und setzte sich wieder.

Eine Stille entstand; Jeder war begierig darauf, was Hies weiter angeben würde. Er that gar nichts, er legte nur die Arme auf den Tisch und blickte so, sich ausruhend, das Mädchen an. Seine völlige Trunkenheit war offenbar, aber sie entstellte ihn nicht, weil sie nicht aus Uebermaß von materiellem Genuß, sondern aus Ueberreizung der Nerven entsprungen war. Darum betrachteten ihn auch die Uebrigen mit gutmüthiger Theilnahme, während sie sich zugleich an Trinele's immer sichtbarer werdenden Ungeduld ergötzten. Das Mädchen war an die verschiedenartigsten Huldigungen gewöhnt, indessen

fand sie diese doch ungewöhnlich unangenehm und würde längst aufgestanden sein, hätte sie nicht gefürchtet, Hies zu reizen. Auch hoffte sie, wenn Hans mit dem Wein käme, würde Hies seine lächerliche Stellung aufgeben. Darin täuschte sie sich; Hies goß ein, ohne die Augen von ihr abzuwenden. Dann ging ein helles Lächeln über sein träumerisch schweres Antlitz, er schob ihr das Glas über den Tisch hin zu und machte ihr ein Zeichen, ihm zuzutrinken.

Aber Trinele war zu Ende mit Kraft und Selbstbeherrschung, mit Geduld und Klugheit. Es ist das bei Frauen leicht der Fall, sie halten bis zu einem gewissen Augenblick unglaublich aus, und dann schleudern sie auf einmal alle Rücksichten von sich und schreien, daß sie nicht mehr können. So ging es hier. Anstatt die Höflichkeit, die sich in Südtirol ganz von selbst versteht, anzunehmen und zu erwidern, stieß Trinele das Glas so heftig zurück, daß der Wein herausflog, und indem sie aufsprang, ersuchte sie in einigen scharfen nationalen Ausdrücken den unglücklichen Hies, kein solcher Narr zu sein und sie in Ruhe zu lassen.

Hies blieb sitzen und blieb ruhig, nur daß seine Augen drohend finster wurden. Sie fest auf Trinele richtend, fragte er: „Du willst nicht trinken?“

„Nein!“ antwortete sie, trotzig schmollend.

Hans ging zu ihr und redete ihr zu. Sie wandte sich eigensinnig ab; Hans erkannte seine Schwester gar nicht mehr. Hies sagte mit dem drolligen Ernst der Trunkenheit: „Er ist es also doch.“ Er sprach hochdeutsch, was man Reinhold's wegen den ganzen Nachmittag gethan hatte, eine Rücksicht, welche die Tiroler, sofern sie es nur können, gern für Fremde nehmen. Auch war es Allen bisher ganz natürlich vorgekommen, aber jetzt von der schweren Zunge des jungen Müllers langsam hervorgebracht, gewannen die unheimischen Laute auf einmal etwas höchst Komisches und der ganze Tisch brach in ein lautes Gelächter aus. Hies sah Einen nach dem Andern an, schüttelte würdevoll, mißvergnügt den Kopf, trank, wischte sich den Mund, wandte sich zu Reinhold, der noch immer sehr beunruhigt neben ihm saß und murmelte vertraulich: „Sie können's mir glauben, es ist der Antwerpner.“

„Ja, mein lieber Herr Hies, ich glaube Ihnen gern,“ entgegnete Reinhold mit ängstlicher Freundlichkeit. „Aber was wollen Sie von Herrn Van Arendonck eigentlich sagen?“

„Sind Sie sein Freund?“ erkundigte Hies sich mit großem Interesse.

„Eh — “ meinte Reinhold, ganz bereit, den Antwerpner zu verleugnen, im Falle der bedrohliche Matthias es verlangen sollte. Hies begehrte jedoch keinen solchen Abfall von ihm, er versicherte ihm nur: „Wenn's der Antwerpner ihr angeboten hätte, so würde sie ihm ganz gewiß Bescheid gethan haben.“

„Sie meinen?“ fragte Reinhold, ungewiß, was für eine Antwort Hies von ihm verlange.

„Ganz gewiß,“ bekräftigte Hies, und darauf erhob er die Stimme und fragte zu Trinele hinüber: „Nicht wahr, Trinele, wenn der Antwerpner es Dir angeboten hätte, würdest Du getrunken haben?“

Trinele, welche mit Hans und Fridolin an einem Fenster gestanden und sich weinerlich beschwert hatte, daß sie sich die Unverschämtheit jedes dummen betrunkenen Jungen gefallen lassen müsse, Trinele fuhr auf und schien, mit Zorn in den Augen und Gluth auf der Wange, scharf und heftig antworten zu wollen. Sie besann sich indessen, schloß den schon geöffneten Mund wieder, ging aber mit dem Anstand einer beleidigten Dame langsam auf die Thür zu. Hies, der seiner Füße sicherer war, als seiner Zunge, sprang vom Tisch auf und ihr entgegen. Beide Hände ausstreckend, wollte er sie aufhalten — sie trat rasch und heftig athmend zurück, Hans und Fridolin kamen ebenso rasch herbei. In diesem Augenblick erhob Harras, der quer vor der Thür lag, den gewaltigen Kopf und ließ ein lautes drohendes Knurren hören. Das kolossale Thier war von unbestimmter Race, hatte aber höchst bestimmte Sympathien und Antipathien. Man wußte nicht, zu welchem Hundegeschlecht seine Großeltern gehört hatten, aber man wußte sehr gut, wen er leiden konnte und wenn er am liebsten gebissen hätte. Fridolin gehörte zu den erstern, unter den letztern befanden sich die beiden Künstler. Besonders wenn Van Arendonck gekommen war, hatte Harras ihm auf das Unzweideutigste seine Abneigung zu erkennen ge-

geben, ohne daß der Antwerpner dem Thiere je zu nahe getreten wäre. Man hätte fast denken sollen, Harras sei eifersüchtig auf Alle, die sich zu liebenswürdig bei seiner jungen Herrin machten, denn auch Hies war seit einiger Zeit unter denen, bei deren Annäherung Harras unwillig knurrte. So feindlich wie heute jedoch hatte er es noch nie gethan, er mußte in besonders gereizter Stimmung oder erbitterter, als gewöhnlich auf Hies sein. Hans glaubte das letztere und rief: „Hies, hüte Dich vor dem Hunde!“

Trinele wurde von einem Gedanken ergriffen, den sie als unsinnig gleich wieder verwarf. So hatte der Hund stets nur dann gegrollt, wenn er Van Arendonck's Schritt erkannt hatte.

Jetzt schlug er an. Dann knurrte er abermals und hörte nicht wieder auf. „Es muß Jemand kommen,“ sprach Hans und ging, Hies mit der linken Hand leicht zur Seite schiebend, auf die Thür zu. Doch bevor er sie erreichte, wurde sie von außen geöffnet, und heiter, ruhig, nur vom Gange ein klein wenig erhitzt, stand Van Arendonck vor dem erstaunten Kreise.

„Guten Tag!“ sagte er mit einer Stimme, welcher man die Freude des Wiederdaseins anhörte. „Sitzt Ihr heute hier?“

Er hatte noch nicht ausgeredet, als Trinele schon auf Harras zugeflogen war und ihn bei Seite zerrte. Harras, der langsam aufgestanden war, widersetzte sich nicht, aber seine Augen glühten und er zeigte jetzt als Zugabe seines Knurrens die furchtbaren weißen Zähne. Trinele hielt ihn mit der einen Hand fest am Fell im Genick, die andere gab sie Van Arendonck, als er ihr die seine bot. Er fühlte, daß ihre Hand kalt war und zitterte.

„Was ist Euch?“ fragte er besorgt, ohne auf einen der übrigen Anwesenden zu achten.

Trinele hatte kaum Athem genug, um zu antworten. „Es ist der Hund,“ stammelte sie, „er ist so böse.“

„Wird er Euch nicht beißen?“

„Mir thut er nichts, aber nach Ihnen könnt' er schnappen — ich bitte, gehen Sie rasch dort hinter den Tisch.“

Van Arendonck lächelte. Es belustigte ihn, daß Trinele ihn hinter den Tisch in Sicherheit schicken wollte. Indessen that er, um sie zu beruhigen, einige Schritte in die Stube hinein — es war die große, unter der Trinele's.

Hans stand vor ihm und besah ihn sich.

„Guten Tag, Hans,“ sagte der Vlaming herzlich. „Was beseht Ihr mich so? Bin ich seit gestern ein Anderer geworden?“

„Das nicht,“ entgegnete Hans gelassen, humoristisch, „Sie sind derselbe, aber mich wundert's, daß Sie hier sind.“

„Warum sollte ich nicht hier sein?“ fragte Van Arendonck erstaunt. „Die Andern sind ja auch alle da.“ Er grüßte gutmüthig nach den am Tische Sitzenden hinüber.

„Aber wir waren auch nicht auf dem Wege nach Italien,“ rief ihm Seppl zu.

„Auf dem Wege nach Italien?“ wiederholte Piet noch erstaunter.

„Nun ja,“ antwortete Fridolin, der herangetreten war. „Waren Sie nicht schon in Bozen?“

„In Bozen bin ich gewesen,“ erwiderte friedfertig Van Arendonck. „Ein Landsmann von mir kam gestern früh vom Stelvio hier an. Er konnte sich nur wenige Stunden aufhalten, sonst hätte ich ihn nach Goyen gebracht. Wir sind nur auf Schloß Tirol gewesen, dann haben wir gegessen und sind mit einem Wagen nach Bozen gefahren. Dort habe ich ihn heute auf die Eisenbahn gebracht, bin zurückgefahren und gleich hierhergekommen. Haben Sie denn das Alles nicht erzählt?“ wandte er sich an Feinding, der hinter dem Tische saß und lachte.

„Kein Wort hat er gesagt, außer daß Sie in Bozen wären,“ antwortete Fridolin.

„Aber nicht, daß er nicht wiederkommen würde,“ rief Reinhold.

„Sie haben's uns doch glauben lassen,“ erwiderte Friedel.

„Ja, das haben Sie gethan,“ bekräftigte Hans.

„Es war ein so guter Spaß,“ kicherte Reinhold.

„Daß Sie mich als einen undankbaren, unhöflichen Menschen erscheinen ließen?“ fragte der ehrliche Piet gekränkt und bekümmert. „Ich finde den Spaß sehr schlecht. Und Sie haben es auch geglaubt?“ sagte er zärtlich traurig zu Trinele, welche mit niedergeschlagenen Augen dastand und Harras noch immer am Genick hielt.

„Die Herren sagten's alle," antwortete sie demüthig, und wollte noch etwas von Entschuldigen und Verzeihen hinzufügen, aber sie konnte es nicht. Hies, der mit stieren, wilden Blicken alle Bewegungen des Vlamings verfolgt hatte, schrie plötzlich gellend: „Du sollst sie nicht so anschauen!" und sprang mit einem Satz auf Van Arenbonck ein. Unvorbereitet wie er war, taumelte dieser einige Schritte zurück, faßte jedoch gleich wieder festen Fuß und suchte Hies, dessen Zustand er wahrnahm, gutmüthig beschwichtigend von sich abzuwehren. Hies aber ließ sich nicht abwehren, er war wie toll vor Wuth und Van Arenbonck, welcher bei den Kirmeßfesten seiner Heimath seine Künstlerhände auch als Fäuste zu gebrauchen gelernt hatte, verlor die Geduld und griff zu schlagenden Gründen. Einige von den Gästen waren genauere Cameraden des jungen Müllers; sie wollten ihn nicht züchtigen lassen, sprangen herbei und suchten Van Arenbonck zurückzureißen. Erbittert über ihre Einmischung kehrte dieser sich gegen sie und wurde seinerseits zum Angreifer, nachdem er durch einen letzten gewichtigern Schlag Hies für den Augenblick kampfunfähig gemacht hatte. Umsonst suchte Hans mit der Gewalt seiner Lungen und seiner Hände die Streitenden zu trennen, er wurde von allen Seiten zurückgestoßen und das Handgemenge wurde immer wilder, da riß Harras sich von Trinele's krampfhaftem Griff los und fuhr mitten hinein und auf den Vlaming zu. Aufkreischend stürzte das Mädchen ihm nach, es war schon zu spät, das Thier hatte die Hand, mit welcher Van Arenbonck es zurückzuschleudern versuchte, mit gewaltigen Zähnen gepackt — ein Finger hing blutend, fast gänzlich abgebissen, herab.

„Laßt ab von ihm — der Hund hat ihn gebissen!" schrie Trinele außer sich; dann verlor sie die Kraft, sank in die Knie und wußte nur noch dunkel, wo sie war.

Stiller Brautstand.

„Es ist doch gut, wenn man einen Doctor im Hause hat," bemerkte Fridolin weise, als der englische Arzt, von Hans herbeigeholt, den Finger schiente und verband, während Trinele so verzweiflungsvoll schluchzte, „als hätte," wie Reinhold murmelte, „der Harras den ganzen Van Arenbonck verschlungen."

Das Mädchen war wieder auf die Füße gekommen, aber noch immer außer Fassung. „Wird der Finger heilen, Herr Doctor?" fragte sie jammernd.

Der Doctor, welcher sich bloß von Pflanzenkost nährte und davon ungemein wohlgenährt aussah, nickte gutmüthig phlegmatisch mit dem Kopf. Dann fragte er: „Ist noch Einer gebissen oder erschlagen?"

Hans führte ihn zu Hies, der auf einige Stühle gelegt worden war und schwer athmete. Er besah und befühlte ihn, sagte lakonisch: „Ausschlafen lassen," und begab sich in die Festung des Vorderhauses zurück. Bevor er jedoch die Thür erreicht hatte, stand er still, rief nach Hans und sagte, als der auf die Galerie kam: „Der Maler soll den Arm in einer Schlinge tragen," und damit verschwand er wirklich.

Hans kam wieder in die Stube und sagte der Schwester, was der Doctor noch befohlen habe. Sie ging so schnell wie möglich hinauf — laufen, wie gewöhnlich, konnte sie nicht, der Schreck war ihr zu sehr in die Füße geschlagen. Oben nahm sie hastig ihr größtes Tuch heraus, aber bevor sie es hinunterbrachte, faltete sie erst die Hände und sprach ein Vaterunser. Sollte sie Gott nicht danken? Er war ja wieder da, und wenn er später doch ging, so würde es, das wußte sie jetzt, wenigstens nicht ohne Abschied sein.

Ebenso glücklich wie sie saß Van Arenbonck unten in der Mitte derjenigen, die für wenige Augenblicke seine Feinde gewesen waren. Er hatte ziemlich derbe Schläge und Stöße empfangen, Arme, Brust und Rücken thaten ihm weh und der Biß schmerzte nicht wenig, aber der Künstler war innerlich selig — er wußte seinerseits, daß Trinele ihn gern sehe, daß er aus Italien über Meran zurückkommen und nicht allein nach Antwerpen heimkehren dürfe. Als Trinele mit dem Tuche kam und es ihm ängstlich sorgsam als Schlinge für die verletzte Hand zurechtmachte, sagte Van Arenbonck mit leuchtenden Augen zu ihr: „Wo ist denn der gute Hund, der mich so schön gebissen hat?"

Trinele verstand ihn nicht gleich. Als sie den Sinn seiner zärtlichen Erkundigung nach Harras erst faßte, wurde sie rosig roth und dankte ihm durch ihr lieblichstes Lä-

cheln. Aber auf den Hund war sie anders zu sprechen, als er. Der sollte morgen gleich aus dem Hause, vorläufig zu ihrer Schwester, die oben im Naifthale das letzte Gehöft bewohnte. Dann wollten sie ihn verkaufen. Ein Herr aus Mecklenburg hatte ihnen ganz kürzlich eine gute Summe für das Thier geboten, die sie damals jedoch ausgeschlagen hatten. Jetzt sollte der Herr den Hund haben und ihn zu Weihnachten, wo er abreiste, mit sich nehmen.

Van Arendonck machte nur schwache Einwendungen. In dem Zorn der Geliebten gegen das Thier, welches ihr so anhänglich war, erkannte er mit Entzücken auf's neue ihre Gegenliebe.

Eine eigentliche Erklärung fand zwischen beiden nicht statt, weder jetzt noch später; dieser ereignißvolle Nachmittag hatte sie überflüssig gemacht. Es verstand sich von selbst, daß Beider Zukunft eine gemeinschaftliche sein sollte. Niemand sprach es aus und Jedermann wußt es. Darein zu reden, fand sich auch Niemand berufen, die Gewohnheitsgäste schickten sich in das Unabänderliche. Hies allein blieb fort, sah trotzig und finster aus, wenn er Van Arendonck begegnete und ging andere Wege, welche ihm, dem hübschen Menschen, nach allen Seiten hin offen lagen. Seine Abwesenheit wurde gleichfalls nicht bemerkt oder wenigstens nicht besprochen; es verstand sich aber auch von selbst, daß er nicht mehr nach Goyen kam. Und als Van Arendonck nach einer nicht grade freundlichen Trennung von Reinhold Feinding, welcher nach Leipzig zurückging, das Quartier bei Friedel's Bruder aufgab und ganz nach Goyen hinauszog, so verstand sich das nicht minder von selbst. Sein Finger bedurfte noch der ärztlichen Behandlung, und wenngleich der Doctor ein Pferd besaß, welches seinen großen Kopf melancholisch aus einem Privatstall im Schloßhofe hervorzustecken pflegte, so konnte ihm doch nicht zugemuthet werden, daß er in die Stadt kommen solle, um nach dem Patienten zu sehen, welchen er blos aus Gefälligkeit für die Geschwister behandelte. Andererseits wäre die Anstrengung eines täglichen Ganges nach Goyen für die Heilung nicht günstig gewesen, und so war es um Vieles vernünftiger, daß Van Arendonck draußen wohnte, wo der Doctor ihn ohne jede Mühe regelmäßig verbinden konnte.

Es war eine schöne, stille Zeit, wo Van Arendonck mit Hans dessen Stube theilte und nicht länger nur Gast, sondern Hausgenosse auf Goyen war. Obgleich der zerbissene Finger an der linken Hand war, hinderte er den Maler doch am Arbeiten, und so bestand Piet's ganze Beschäftigung vorläufig darin, daß er den lieben langen Tag bei Trinele in der Küche oder im anstoßenden Gastzimmer saß. Gelegentlich schneiten sie ein und waren ganz allein, aber dann dünkte es Van Arendonck erst recht schön. Er war nicht eifersüchtig, wie Hies es gewesen war, er hatte ein großes, ruhiges Vertrauen zu seinem Mädchen, aber es that ihm doch recht wohl, wenn er bisweilen Trinele völlig ungestört für sich haben konnte. „Als wenn Ihr schon meine Frau wärt," sagte er dann mit einer tiefen Vorfreude jenes höchsten Glückes, welches er sich aneignen wollte, wenn er aus Italien nach Meran zurückgekehrt sein würde.

Trinele ihrerseits war unruhig glücklich. Sie konnte nicht vergessen, daß sie schon einmal sich Braut geglaubt und sich dann so schmählich getäuscht gesehen hatte. Wenn sie an die Reise dachte, welche noch zwischen der Vereinigung mit dem Liebsten lag, so konnte ihr manchmal der Athem vergehen. Warum sollte Van Arendonck sie nicht auch vergessen, wie Stamm sie vergessen hatte? Freilich, er ging nicht „zu seinen Leuten" zurück, sondern unter Fremde, die nichts von ihr wußten und folglich auch nichts wider sie reden konnten.

Und dann hatte er keine stolze Mutter. Seine Eltern waren, wie man in Vlamisch-Belgien sagt, „von der kleinen Bürgerei." Von seinen Schwestern war eine an einen Handwerker, die andere an einen bescheidenen Pachter verheirathet. „Ihr seid viel mehr Dame, als ich Herr bin," hatte Van Arendonck lächelnd gesagt, als Trinele einst ihre gewohnten Bescheidenheitsbedenklichkeiten über seine Herrenschaft vorgebracht hatte. „Meine Eltern wohnen nur zur Miethe in einem kleinen Häuschen, und Euer Bruder ist Herr auf Goyen, was wir propriétaire nennen, und wenn er es einst verkauft und seinen Preis bekommt, so werdet Ihr auch viel reicher sein, als ich für jetzt noch bin. Wenn also Eines von uns zu dem Andern herabsteigt, so seid Ihr es, die Ihr aus einem Ritterschloß unter

das niedrige Dach eines armen Künstlers ziehen werdet."

Trinele hatte dieser zärtlich scherzhaften Rede halb überzeugt zugehorcht; sie lächelte, ließ sich vom Verlobten küssen und versuchte, sich ganz ungetrübt glücklich zu fühlen, aber sie vermochte es nicht — wie ein Gewitter mit unheilvollem Dunkel drohte der Abschied am Horizont ihrer Liebe.

Trien lief!

Und er kam heran. Es war Van Arendonck's letzter Abend auf Goyen, der des 11. Decembers. Der Maler wollte gern zu Weihnachten in Rom sein.

Das Wetter war auf einmal mild geworden. „Du wirst eine gute Reise haben," sagte Hans zu Van Arendonck. Sie saßen in der Küche, um noch einmal gemeinschaftlich Abendbrot zu essen. Dann wollte Van Arendonck noch nach Meran gehen, um am Morgen in aller Frühe nach Bozen und von dort mit Dampf weiter südwärts zu fahren. Sein Gepäck war durch einen Knecht bereits in die Post nach Meran gebracht worden.

Trinele schaffte am Herde. Das Gesinde war schon abgespeist und schlafen geschickt worden — bei der letzten Mahlzeit wollten die Drei ungestört sein. Hans hatte von seinem besten Wein heraufgeholt.

Die Flammen loderten lustig; in ihrem Schein sah Trinele rosig aus. In Wahrheit aber lag eine tödtliche Blässe auf ihren Wangen und auch ihre Lippen waren bleich und so gespannt, daß man alle die kleinen Zähne darunter sehen konnte.

Van Arendonck seinerseits war ernst, gerührt, aber nicht schmerzlich ergriffen, im Gegentheil freudig aufgeregt. Der Maler überwog in ihm für den Augenblick den Liebenden. Es wird den vlamischen Künstlern, besonders den Antwerpnern, von ihren Landsleuten eigentlich nicht gestattet, sich nach Italien zu sehnen — man sieht das gleichsam als einen Seelenverrath an der Heimath an. Indessen nehmen Einige sich hier und da doch die Freiheit es zu thun, und unter ihnen war schon seit Jahren Van Arendonck gewesen. Alles, was er durch seine bisherigen Arbeiten erworben hatte, war von ihm für diese Reise aufgespart worden, und nun lag sie vor ihm, sollte sich mit dem Morgen verwirklichen, nachdem sie so lange ein Traum gewesen, und was das Herrlichste war: er trat sie mit einem Herzen voll Liebesseligkeit an. War es da zu verwundern, daß er weniger an die bevorstehende Trennung, als an den Tag des künftigen Wiedersehens dachte?

Trinele kam und trug den beiden Männern die Cotelettes auf, die sie gebraten hatte. Sie selbst wollte sich noch nicht setzen. „Ich stelle mir eins warm," sagte sie, „ich muß erst die Omelette backen." Sie wollte Himbeereingemachtes „hineingeben," das aß Van Arendonck so gern, und wie jedes gescheidte Frauenzimmer, wußte Trinele sehr gut, daß es mit einer Lieblingsschüssel am sichersten den Weg zum Herzen des Geliebten findet.

Die Männer aßen. Der Mann kann in den Augenblicken vor einem Abschied essen, eine Frau kann's schwerlich. Trinele wenigstens vermochte, als sie ihre vortrefflich gerathene Omelette aufgetragen und vorgelegt hatte, keinen Bissen davon zu genießen. Auch das warmgestellte Cotelette erwies sich als eine Erfindung. „Ich kann nicht," sagte sie bittend, als Van Arendonck ihr zuredete, „ich kann Nichts hinunterbringen — mir ist die Kehle wie zugeschnürt."

„Trinele," sagte Van Arendonck, der den Appetit verlor und den Löffel hinlegte, „sei doch nicht so traurig."

„Soll ich vergnügt sein?" fragte sie bitter.

„Ich komme ja wieder, Trinele, in einem Jahr komme ich wieder."

Sie warf leicht den Kopf auf, als wollte sie sagen: „Das kennt man."

„Gewiß, Trinele," fuhr er ernstlich fort, „auf mich kannst Du bauen. Ich habe noch Jedem mein Wort gehalten, ich werd' es nicht bei Dir zum ersten Male brechen. Ueber's Jahr um Weihnachten bin ich wieder hier, wenn Gott mir das Leben läßt," setzte er fromm hinzu.

Trinele sagte nicht: Und wenn Du stirbst, oder, wenn ich bis dahin gestorben bin? aber sie dachte es und blickte in herber Trostlosigkeit vor sich hin.

Hans nahm das Wort. „Vielleicht sind wir nicht mehr in Goyen, wenn Du zurückkommst. Ich möchte es gern verkaufen, um die Schwestern endlich auszahlen zu können."

„Nicht mehr in Goyen?" fragte Van Arendonck träumerisch. „Das würde mir sehr leid sein. Hier habe ich Trinele ken-

nen gelernt, hier bin ich glücklich gewesen, wie noch nie. Nein, Hans, verkauft Goyen nicht. Ich möchte mich hier verheirathen. Trinele's Geld brauchen wir nicht; wenn ich aus Italien zurückkomme, werde ich ein so wackerer Künstler sein, daß ich verdienen kann, so viel ich nur will. O, Trinele, was soll ich Euch für schöne Schilderung mitbringen!" setzte er in dem Vlamisch-Deutsch hinzu, in welches er leicht verfiel, wenn er irgendwie erregt wurde.

„Nicht nach zwölf Monaten," sagte Trinele kurz.

Van Arendonck dachte nach. „Die Zeit ist kurz," sprach er, „aber ich werde so fleißig sein."

„Und wenn Du noch so fleißig wärest," entgegnete Trinele, unfähig ihr Schweigen und ihre Selbstbeherrschung länger zu behaupten, „wenn Du Tag und Nacht arbeitest — ganz Italien sehen, Dich ausbilden, selbst Bilder malen, die fertig sein sollen — es ist nicht möglich, Du kannst nicht wiederkommen."

„Da nehm' ich die Bilder unfertig mit."

„Das thust Du nicht. Ein rechter Maler — ich hab' doch auch schon von Künstlern gehört — wenn er ein Bild vorhat, er kann nicht davon ablassen, Du wirst's auch nicht thun — Du kannst über's Jahr nicht wieder hier sein."

„So bleibt er zwei Jahre fort," schlug Hans gelassen vor und wollte hinzusetzen: „Was ist da für ein Unglück," aber Trinele brach in Verzweiflung los:

„Zwei Jahre? Drei, vier Jahre — die Ewigkeit! Und ich — halt's nicht aus — ich kann's nicht — ich muß vergehen — mich siehst Du nicht wieder!"

Wenn Trinele einmal ihrer innersten leidenschaftlichen Natur nachgab, so wirkte es um so mehr, weil man gewöhnt war, sie immer so harmonisch ruhig zu sehen. Van Arendonck war tief erschüttert; er wurde blaß und beugte sich zu ihr.

„Trinele, bist Du so sehr unglücklich über meine Abreise?" fragte er eindringlich. „Du hast mir immer so viel Muth gezeigt."

„Ich wollte Muth haben, ich wollte nicht reden, ich wollte Dich reisen lassen," wehklagte sie, „ich will's auch noch, ich will Dich nicht halten, geh, geh! aber still bleiben kann ich nicht, weinen muß ich, jammern — o Gott, o Gott — ich habe jetzt schon keine Nacht mehr geschlafen, meine Kraft ist hin — mir ist, als sollt' ich irre werden — laß mich nur weinen!"

Sie wand die Arme, sprang auf und stürzte, laut schreiend, in das anstoßende Zimmer.

Dort warf sie sich sogleich auf einen Stuhl, Arme und Kopf auf den Tisch und so lag sie und wimmerte in dem nicht zu bändigenden Trennungsschmerz.

Van Arendonck stützte den rechten Arm auf den Tisch und senkte die Stirn in die Hand; so saß er einige Minuten.

Im Nebenzimmer wurde indessen des armen Trinele Klage leiser und leiser, endlich weinte sie nur noch unhörbar. Hans, der bis jetzt verblüfft stillgesessen hatte, stand auf, um nach ihr zu sehen.

Sie hörte ihn, kam ihm entgegen, und trat dann mit ihm in die Küche zurück. Indem sie sich wie ein Kind mit den Händen die Thränen aus den Augen trocknete, kam sie zu Van Arendonck, lehnte sich an ihn und bat schüchtern: „Sei mir nicht bös — ich hab' nichts dafür gekonnt."

Er blickte lächelnd zu ihr auf und legte den Arm um sie. Eine Erleuchtung der Liebe strahlte auf seinem Antlitz. „Ich bleibe hier, Trinele," sagte er zärtlich.

Sie zuckte vor freudigem Schrecken zusammen — dann wollte sie einreden, seine Großmuth ablehnen.

Zum ersten Male gebrauchte er das Ansehen des Mannes und sagte gebieterisch: „Still!" Sie schwieg. Er stand auf und zog sie fest an sich.

„Ich kann auch in Deiner Heimath schöne Bilder malen," sagte er liebreich. „Wir heirathen jetzt bald, und bleiben hier, bis Hans Goyen verkauft, oder bis Du selbst mir die Erlaubniß gibst, nach Italien zu reisen. Wer weiß — vielleicht thust Du es schon in einem Jahre."

Sie verstand ihn und wurde lieblich roth. Er sah sie mit der tiefen Zärtlichkeit an, welche in starken männlichen Herzen wohnt.

„Warum hast Du mir nicht gesagt, bleib?" fragte er. „Och, Trien lief!" setzte er, ganz Vlaming geworden, hinzu, „Alles, Alles, aber niet Eure Thranen sien!"

Anton Rubinstein.

Von

Louis Köhler.

Unter allen gegenwärtig concertirenden Künstlern, welche man mit Recht als „Componist-Pianisten" bezeichnen darf, ist Anton Rubinstein eine ganz eigenartige Erscheinung; der Grund dazu ist in seiner reichbegabten und besonders gearteten Künstlernatur zu finden, die wir in diesem Momente „einzig" nennen müssen, weil sie, in einer vorwiegend reflectirend schaffenden und einstudirt reproducirenden Künstlergeneration lebend, aus freiem Impulse heraus gleichsam phantasirt. Bei der Betrachtung dieser Natur kann man nicht umhin, dem Grund und Boden, auf welchem sie erwuchs, eine besondere Bedeutung beizulegen. Anton Rubinstein ist in einem Dorfe der Wallachei, zu Wechwotinetz, unfern der südrussischen Grenzstadt Jassy, 1829 am 18. November russischen Stils, nach dem unsern also am 30. selbigen Monats geboren. Die Eltern Rubinstein's besaßen große Güter in der Wallachei und lebten in großartigen Verhältnissen; leider ging das Besitzthum in unglücklichen Processen gegen die Domaine nach und nach verloren. Aus diesem Unglück entsprang jedoch das Glück, daß Anton genöthigt war, sich eine fruchtbare Bildung anzueignen, die ihn befähigte, sich selbst eine Existenz zu gründen. Die Mutter, selbst eine ungewöhnlich gebildete Frau, ertheilte Anton nebst dessen jüngerm Bruder Nicolaus den ersten Schul- und Clavierunterricht, und zwar mit einem Erfolge, der die Uebersiedelung der Familie nach Moskau anregte und endlich auch bewirkte. Hier fand die Mutter selbst eine Anstellung als Lehrerin an dem kaiserlichen Erziehungsinstitut, die Knaben aber erhielten einen tüchtigen Lehrer in Alexander Willoing, unter dessen methodischer Leitung beide auffallende Fortschritte machten. Nicolaus stand im Punkte der Technik seinem Bruder kaum nach, doch machte sich bei Anton schon damals ein mehr innerlicher Hang zur Musik und ein besonders consequentes Streben nach einem festen Ziele hin bemerkbar. Praktisch äußerte sich dieser reine Musiktrieb im Hervorbringen verschiedener Compositionen, welche mit den Opuszahlen von 1 bis 10 im Druck erschienen, nämlich L'Ondine (eine Clavieretüde), mehrere Lieder zu russischen Texten für eine Stimme mit Clavierbegleitung, eine Romanze mit Gesang, Transscription eines schwedischen Liedes für Clavier, Voix intérieures, Trois morceaux pour piano, Trois morceaux à quatre mains, Deux nocturnes pour piano.

Diese Compositionen aus seiner Knabenzeit hat Anton später desavouirt, indem er die Reihe seiner reiferen Werke auf's neue mit Opus 1 begann; nicht ganz mit Recht, meiner Meinung nach, denn was ich von jenen Stücken kenne, ist von natürlichem Reiz und nicht übel gesetzt. Opus 10 z. B., die beiden Nocturnes, werden sich bei richtigem Vortrage noch über heute hinaus als lebensfähig erweisen, weil sie offenbar aus lebendiger Empfindung heraus entstanden sind. Ich gestehe, daß ich nichts Knabenhaftes in den erwähnten Stücken wahrgenommen habe und finde dies auch natürlich, denn wohin die Sonne des Genies scheint, reift der Geist schnell und macht aus einem zwölfjährigen Knaben einen Jüngling. Wie früh unserm jungen Löwen die Mähne wuchs, zeigt sich daran, daß er, der mit sechs Jahren das Clavierspielen begonnen hatte, bereits nach seinem achten ein eigenes Concert zu Moskau gab, in welchem er ungeheueres Aufsehen und sich zum gefeierten Lieblinge des dortigen Publicums machte.

Im August des Jahres 1839, als Anton zehn Jahre alt war, konnte er bereits eine Reise nach Paris antreten, wo er in einem Concerte lebhafte Sensation erregte. Solche Erfolge pflegen die Eltern kopflos zu machen und sie zu bestimmen, ihre Kinder zur „Carrière" anzuhetzen; der alte Gregor Rubinstein betrachtete jedoch die Situation so kühl, daß er sich noch nicht einmal entschließen wollte, seinen Sohn Künstler von Fach werden zu lassen, obwohl er's nach innerm Berufe längst war. Es fügte sich aber, daß in dem zweiten Concerte Anton's auch Franz Liszt (damals achtundzwanzig Jahre alt und im Zenith seines Ruhmes stehend) zugegen war; von innerstem Wesen wahrer Menschen- und Künstlerfreund, hörte der Meister das Spiel des Knaben mit herzlichem Interesse an, das schließlich zu freudigem Enthusiasmus auf-

flammte; in lebhafter Erregung eilte er nach beendigtem Stücke zu dem Kleinen hin, hob ihn zu sich empor und rief, ihn vor der gesammten Zuhörerschaft küssend: „Das wird der Erbe meines Spiels!“ Das Publicum brach darob in lauten Jubel aus und ganz Paris sprach von der Scene.

Die Privatstudien wurden indessen während des anderthalb Jahre langen Pariser Aufenthalts nicht vernachlässigt und von Liszt thätig gefördert, so daß nach abermaligen Fortschritten 1840 im December die erste längere Kunstreise unternommen werden durfte; sie führte zuerst nach London, woselbst eben Mendelssohn anwesend war, der dem Knaben sofort seine Sympathie zuwandte und ihm auch in der Kirche sein herrliches Orgelspiel zu hören gab. Nach weitern Excursionen in England ging die Reise, welche drei Jahre dauerte, über Holland und Schweden nach Deutschland.

Der weise Vater drang nun auf Heimkehr, um in den wissenschaftlichen wie Musikstudien (die auch auf der Reise nicht aus den Augen verloren waren) wieder einmal etwas Gründliches vor sich zu bringen. Nach einjährigem Aufenthalt in Rußland erkannte man aber, daß die wahre Bildungsquelle anderswo liege und so zog denn die Mutter 1844 mit beiden Söhnen nach Berlin, woselbst sie bei dem „alten Dehn“ das eigentliche Handwerk der Compositionskunst, die contrapunctistischen und die musikalisch-architektonischen Formen studirten. Während des zweijährigen Aufenthaltes in Berlin traten die Brüder in nähere Beziehung zu Mendelssohn, der dort als Generalmusikdirector angestellt war und auf den Wunsch seines königlichen Mäcens Friedrich Wilhelm IV. die Partituren zu den griechischen Tragödien componirte oder, wenn man will, experimentirte. Begann jetzt überhaupt Anton, der „wilde Knabe,“ im übercivilisirten Spree-Athen ein „Unserer“ zu werden, so mußte grade ein Dehn auf der einen und ein Mendelssohn auf der andern Seite als das richtigste Kunstelternpaar für ihn erscheinen: die contrapunctistische Candare und der weise andeutende Führer in der Freiheit waren bei dem jugendlichen Steppenrenner gewiß von nachhaltigstem Einfluß. Will man diesen weiter analysiren und mit der Individualität des Schülers in Beziehung setzen, so ist zu sagen, daß Rubinstein von Dehn das conservative Element in Bau und Satz, von Mendelssohn die Zähmung des Ausdrucks und die Elemente für weiche, passive Stimmungsschilderung erhielt, womit sich dann die ureigene Ausdrucksweise activer Geisteszustände verbindet, die sich hin und wieder bis zu wildem Trotzen gegen die Cultur eines handlichen Claviersatzes versteigen. In diesem Punkte blickt noch zuweilen jener Zug asiatisch-großherrlicher Natur aus dem Componisten und Virtuosen Anton Rubinstein heraus, wo er, momentan mit wildwuchernden Tonmassen agirend, in genialer Selbstvergessenheit über die Schnur haut.

Die nächste Frucht der Berliner Studien war eine Claviersonate in E-moll, Opus 13 (etwa 1846); sie zeigt eine geistige Gebundenheit und zugleich ein freies Schaffen aus unmittelbar treibendem Impuls, wie es bei Rubinstein immer charakteristisch geblieben ist. Die Sonate wurde übrigens noch zu dem desavouirten Cyclus gezählt, denn es beginnt in den letzten vierziger Jahren der nunmehr zum Jüngling herangereifte Künstler auf's neue mit Liedern, Opus 1; es folgt eine Reihe von kleinen und großen Compositionen für Clavier und andere Instrumente, welche allgemeine Aufmerksamkeit auf sich zogen. Ein neues Moment in diesen Schöpfungen macht sich als Resultat Schumann'scher Einflüsse geltend, die mit Mendelssohn'schen sich verschmelzen und sich äußerlich in der Behandlung der aus freien Stimmencombinationen hervorgehenden sensitiven Dissonanzen bemerkbar machen.

Noch während seines Aufenthaltes zu Berlin erfolgte der Tod des Vaters, der die Mutter auf die Dauer nach Rußland zog, um dort als Lehrerin für den Lebensunterhalt der Kinder zu wirken; so blieb Anton denn zunächst, zumal auch sein beschützender Freund Mendelssohn die Stadt verlassen hatte, auf sich allein angewiesen. Da er in Berlin nur als jugendlicher „Schüler“ bekannt war, konnte er dort als Lehrer nicht wohl auf Erfolg rechnen und so übersiedelte der bedrängte siebzehnjährige Künstler auf den Rath des Professor Dehn 1846 nach Wien, wo er sich durch Musikunterricht forthelfen mußte und wo ihm nur die Mußestunden zum Componiren blieben.

Gar zu schlimm war denn auch Rubin-

stein nicht situirt: seine Virtuosität schützte ihn schließlich vor aller Noth, wie dies eine gemeinschaftliche Reise mit dem berühmten Flötisten Heindl durch Ungarn 1847 beweist und wie nicht minder eine Reihe neuer Compositionen, etwa von Opus 25 bis 39, darthut. Unter diesen sind mehrere von Bedeutung und bleibendem Werth, wie sein erstes und zweites Concert, seine persischen Lieder und so manche kleinere, reizende und dabei energisch empfundene Sachen für den Salon.

Entwürfe zu später auszuführenden Werken entstanden um diese Zeit zu Preßburg, woselbst Anton während längerer Zeit in einem kunstsinnigen Hause als Gast weilte. Zurückkehrend von dort verlebte der Künstler eine Zeitspanne innerer Ermüdung und Unzufriedenheit mit sich und dem Bestehenden — eine Stimmung, die wohl Ansatzmomente zum Componiren, doch nicht die innere Sammlung zum Hegen und Pflegen der Motive, zu ihrer Reife und logischen Durchführung, mit sich zu bringen pflegt; in solcher Zeit entstehen gar leicht hohle Werke, deren leitende Ideen in lichten Momenten frisch hervorquellen, die sich aber weiterhin im Sande der unfruchtbaren Mache verlieren, wie wir solche auch in Rubinstein's Productionen finden. Jene Episode war aber nicht nur für unsern, sondern für alle Künstler eine dem Schaffen ungünstige: die Zeit von 1847 bis 1848. Bei mangelnden guten Aussichten für die Zukunft, ging Anton über Berlin, wo er 1847 Mendelssohn zu Grabe geleitete, nach Rußland, und zwar nach Petersburg. Auf der Grenze traf ihn ein herbes Mißgeschick: es verschwanden ihm seine sämmtlichen, in eine Kiste verpackten Manuscripte, die er später noch einmal zu schreiben, beziehungsweise zum zweiten Male zu schaffen unternahm. Da aber mit jener Kiste auch sein Paß abhanden gekommen war, wurde der persönlich unbekannte Künstler in so verdachtschwangerer Zeit als gute Prise der russischen Polizei erachtet und — für Sibirien bestimmt! Da bat er, den Gewaltigen seine Identität am Clavier darthun zu dürfen; es geschah, und man erkannte auch wirklich in ihm einen Gewaltigen — doch nur im Sinne geheimer politischer Missionen; selbst die gewonnene Bürgschaft des Grafen M. Wielhorski half nicht. Zum Glück fügte sich's, daß Letzterer mit der Großfürstin Helene über Rubinstein sprach; die kunstsinnige Dame erinnerte sich des einst bewunderten Knaben und wünschte ihn wieder zu sehen und zu hören; sein Spiel war diesmal von besserem Erfolge begleitet als auf der Polizei. Rubinstein war sofort frei und bald Kammervirtuose der Großfürstin; zu dieser Auszeichnung kam später auch noch die Charge eines kaiserlichen Capellmeisters.

Um diese Zeit entstanden einige russisch-nationale Opern: „Dimitri“ in drei Acten, 1850 aufgeführt; im nächsten Jahre „Die sibirischen Jäger“ in einem Act (1855 auch in Weimar aufgeführt); „Toms der Narr“ in einem Act und „Die Rache“ in einem Act, beide 1851 aufgeführt.

Rubinstein's Ansehen bei Hofe und dem Publicum war mit seiner Kunstleistungsfähigkeit während einiger Jahre so bedeutend gestiegen, daß es der Großfürstin wie auch seinen sonstigen Protectoren unter den Großen des Reiches als wünschenswerth erschien, daß der Künstler auch in weitern Kreisen sein nunmehr vollreifes Talent kundgeben möchte und ausgebreiteteren Ruhm gewönne. Man regte ihn nicht nur dazu an, sondern stattete ihn auch sogar aus mit reichen Geschenken, zu welchen allein Graf Wielhorski einige tausend Rubel fügte. Diese Reise wurde 1854 unternommen, wiederum durch Deutschland, Frankreich und England geführt, woselbst der Erfolg sich überall als ein in jeder Hinsicht großartiger gestaltete.

Diese und die nächsten Jahre brachten eine Reihe von Compositionen, unter welchen sich die bedeutendsten bisherigen Leistungen Rubinstein's befanden. Es ist als dahingehörig besonders die schwungvolle Claviersonate in F, Opus 41, zu rechnen; eine andere für Clavier und Cello; die „Oceansymphonie,“ deren erster Satz zu den hervorragendsten Productionen unserer Zeit auf symphonischem Gebiete gehört; ferner entstanden die drei vortrefflichen Streichquartetts, Opus 47, ein- und mehrstimmige Lieder, mehrere Sammlungen kürzerer Salonstücke voll Reiz und Charakter, wie z. B. Opus 51, Six Morceaux; weiterhin seine herrlichen Trios in G-moll und B-dur, auch Fugen für Clavier, Opus 53. Ein beachtenswerthes Werk ist sein Oratorium „Das verlorene Paradies,“ das die Muse Mendelssohn's und Rubinstein's in

ihrer innersten wahlverwandtschaftlichen Beziehung erkennen läßt; nicht minder anziehend ist seine Oper „Feramors“ (der Stoff aus „Lalla Rookh“), die von Seiten der Bühnenvorstände jedenfalls Beachtung verdient. Von neuesten Productionen Rubinstein's sind als bedeutend zu nennen sein Charakterbild „Faust“ und sein Quartett für Clavier und drei Streichinstrumente.

Nur von verschiedenen Ausflügen unterbrochen, war Rubinstein's Aufenthalt in Petersburg ein dauernder; es fesselte ihn dort nicht nur seine Stellung als Concertdirigent, sondern auch seine großartige organisatorische Schöpfung: ein Conservatorium der Musik, an welchem die ersten Künstler als Lehrer mitwirkten und das, von weitgreifendem Einfluß auf die Musikzustände des Reichs, den Namen Anton Rubinstein geschichtlich verewigen dürfte.

Seit Gründung des Conservatoriums hat Rubinstein so viel in Leitung und Lehre zu thun gehabt, daß er, zumal auch noch häufigeres Spielen bei Hofe und in Concerten dazu kam, wenig productiv war. Ist der Aufenthalt in dem fernen Petersburg für Künstler überhaupt nachtheilig befunden worden, so erkennen wir darin auch das Motiv, das Rubinstein jetzt endlich wieder nach Deutschland trieb, wo er mit seiner Familie wahrscheinlich für immer weilen und so bethätigen wird, daß er nunmehr mit Leib und Seele als Künstler ersten Ranges zu den Unsern gehört.

* * *

Wurde bis hierher hauptsächlich der äußern Lebensumstände Rubinstein's gedacht und sein inneres Wesen nur insoweit momentan beleuchtet, als es von jenen in seinem Werden beeinflußt wurde, so bleibt jetzt noch übrig, die Künstlerindividualität Rubinstein's zu skizziren, um so ein Gesammtbild des genialen Menschen zu gewinnen. Was diesen, den Menschen im Künstler betrifft, so ist darüber kurz zu sagen: Rubinstein ist ein Mensch, der Vertrauen erweckt, an dessen Liebe zur Wahrheit man glauben darf, der mehr das Schweigen als das Schwatzen liebt, der gern einfach lebt und der, wie es mir oft schien, von seiner großen Künstlerschaft nicht weiß und innerhalb derselben sich so natürlich fühlt, wie ein Fisch im Wasser. Der Ernst ist Grundzug seiner Stimmung; eine milde durchblickende Melancholie — das Erbtheil des Genies, das, als eine mikrokosmische Weltseele, auch von der Welt Wehe einen eingeborenen Gefühlszug mitzubekommen pflegt, fällt erst bei öfterem Zusammensein auf, ohne sich jedoch zu accentuiren. Rubinstein fühlt offenbar stark, lebhaft und tief; wünschen wir ihm Freiheit, Sammlung und Muße.

In Mendelssohn und Schumann gibt sich ein gegensätzliches Verhältniß zu erkennen. Mendelssohn hatte mit dem alten Gehalte noch das Musikalisch-Gedankliche und Ton-Sprachliche vereint in sich, er hat es in seiner schöpferischen Individualität nur in neuem Lichte hingestellt, modern verjüngt, beziehungsweise „umgeboren.“ Schumann's eigenartigerer Geist und in ihm das Ueberlieferte vollzogen einen so gründlichen, geistig-chemischen Umwandlungsproceß, daß ein Neues entstand, in welchem man die frühern Stoffe nicht mehr als solche wiedererkannte. Gingen diese beiden Meister von dem Ideellen aus — fand Mendelssohn Gehalt und Form in harmonischen Constellationen in den classischen Meistern vor (wodurch ihm ein leichtes Schaffen ermöglicht wurde), schuf Schumann durch die Kraft neuer Gedanklichkeit sich eine eigene neue technische Tonsprache: so ging Liszt von einer Technik aus, welcher ursprünglich lebendiges Geistesfluidum als allgemeines, in eigenartigen Klangformen noch latentes Element eingeboren war; beides wuchs und bildete sich, während der Blüthezeit Mendelssohn's und Schumann's, in und mit dem Geiste Liszt's, um endlich ein neues compositorisches Material aus sich heraus zu entwickeln. So repräsentirt sich in Mendelssohn vorzüglich das Gefühl, in Schumann die Phantasie, in Liszt die schöpferisch bestimmte Technik.

Alle drei Meister treffen, wie die Seiten einer Pyramide, auf dem Höhepunkte ihrer Zeit zusammen. Die Nachfolger entspringen nun ebenfalls aus den drei Fundamentseiten, und wie diese gemeinsam verbunden sind, so haben auch die Nachfolger unter einander Verwandtschaft, doch so, daß Jeder einen ihn speciell kennzeichnenden Grundzug bewahrt.

Es schlossen sich z. B. Gade, Hiller u. A. an Mendelssohn; Bargiel, Ritter u. A. an Schumann, während Liszt auf H. v. Bü-

low, Dräseke u. A., besonders nach Seite der harmonischen Behandlung hin, insinuirte. Schon in Brahms zeigte sich eine Individualität, welche durch eigene Fonds an Phantasie sich, so zu sagen, ihr besonderes Piedestal fundirte, indem er gegen Schumann und Mendelssohn ebenso als Neugeborener steht, wie z. B. Mendelssohn zu Händel-Beethoven, Schumann zu Bach-Schubert. Nur ist hinzuzufügen, daß von diesen Meistern jeder auf der Höhe seiner Zeit stand, während Brahms, zur gleichen Zeit mit seinen Progonen lebend, selbstverständlich einen untergeordneten Rang zu ihnen einnahm.

Wie Brahms, so etwa steht auch Raff da, und ähnlich wie sie beide, auch Anton Rubinstein. Sie sind Selbständigkeiten geworden, nachdem sie aus Abhängigkeit hervorgingen. Brahms repräsentirt die Phantasie, Raff die Reflexion, Rubinstein das Gefühl; alle drei aber haben ein Moment Liszt'scher Clavier- und Harmonietechnik, das sich mit dem individuellen Ganzen verschmolz.

Wie die Vorgänger dieser Künstler innere Verwandtschaft mit einander hatten, so auch Brahms, Raff, Rubinstein. Jeder hat auch des Andern Talentseite neben seiner Hauptseite. So ist Rubinstein die vorwiegend ausgeprägte Gefühlsnatur, seine Phantasie-, Reflexions- und technisch-formelle Thätigkeit haben immer jenen Grundzug, sie entstehen aus und über dem Stimmungselemente. Rubinstein's Eigenthümlichkeit ist die Unmittelbarkeit des Schaffens, bei dem sich keine Reflexion zwischen Gefühlstrieb und Phantasie stellt. Auf diesem Wege entstehen Schöpfungen von einer natürlichen Wirkungskraft auf das Gefühl des Zuhörers. Der warme Impuls, der den Antrieb zum Entstehen der Musik gab, schlägt fort und fort weiter und verleiht ihr jene Lebensfrische, die nur der Jugend eigen und alle Zeit ihr schönster Zauber ist. Die sichtbaren Merkmale von „Arbeit" fehlen da, man genießt solche Musik wie die reine Natur. So steht es um den Grundzug der Rubinstein'schen Künstlernatur und zwar in günstigster Constellation der Schaffenskräfte gedacht, wo der Gedanke in Begeisterung gleich fertig und so brauchbar geboren wird, daß er gleichsam als getreues Phantasiedaguerreotyp sofort notirt werden kann, wo dann der Reflexion eine nur nachfolgende, formelle, nicht mitschaffende Thätigkeit zuertheilt wird.

Immer kann es aber so, selbst bei dem einseitigsten Gefühlsmenschen, nicht sein, und so muß auch in Rubinstein die Reflexion zum öftern mitwirken. Aber die Natur verleugnet sich nicht: ist sie einmal Gefühlsnatur, so richtet sie auch nur als solche ihr Bedeutendstes aus, denn im Gefühl allein steckt dann ihre eigentliche Kraft; tritt hier die Reflexion hinzu, so muß dort momentane Schwäche sein und das Resultat ist ein weniger lebenskräftiges Schaffen. Ganz anders ist es bei Künstlern, wie z. B. Raff, denen die Reflexion ein eingeborener Geisteszug ist, der zu ihnen gehört, wie zu einer andern (z. B. der Rubinstein'schen) Natur nicht, da beruht eben in der vorwaltenden Reflexion die besondere Kraft, deren Werke durch hinzutretende Gefühlsthätigkeit geschwächt werden können. Freilich wird jede Natur Kunstwerke von größester Verschiedenheit in Art und Wirkung hervorbringen. Raff fesselt uns in seinen besten Werken bis zum höchst gespannten Interesse; Rubinstein reißt uns gewaltsam mit sich fort; freudige Bewunderung zollen wir Raff's, enthusiastische Schwärmerei Rubinstein's schönsten Momenten.

Das Gefühl allein ist immer nur eine Kraft, die hinzutretende Reflexion macht eine zweite aus, und wo beide richtig zusammenwirken, kann natürlich Stärkeres geleistet werden. Es muß aber zwischen beiden schaffenden Kräften ursprünglich innere Zusammengehörigkeit walten, sie müssen so in einander verwebt sein, daß man von reflectirendem Gefühl und fühlender Reflexion sprechen kann, indem nämlich die Reflexion nur im Sinne des rechten Gefühlszuges, das Gefühl ganz im Sinne der verständig ordnenden Reflexion verfährt. In solchem Verhältnisse, in welchem das natürliche innere Getrennt- und Verbundensein zugleich besteht, kann aber die Reflexion noch eine besondere Wirkung ausüben, indem sie nämlich dem Geschaffenen einen innern Kraftgehalt gibt, der ihm geistig und formell größere Dauer verleiht. Die Reflexion macht das Gefühl stärker und befähigt dies zu einer Ausdrucksform, in welcher man gleichsam ein festes, systematisch gegliedertes Knochengerippe fühlt, das den Körperformen bestimmtere Umrisse und charaktervollere Haltung gibt. Zudem

wirkt sie ähnlich jenen ätherischen Ingredienzen, welche den von ihnen durchdrungenen Stoffen eine zeittrotzende Haltbarkeit zu geben vermag.

Ein derartig begabtes Talent wie Rubinstein braucht sich aber nur mit einer Hingebung in die Kunst zu versenken, und seine Natur sich aus sich selbst bilden zu lassen. Denn sich eine Reflexion „machen," wo sie nicht von selbst schon vorhanden ist, sie aus ihrem Schlummer, der eben Zeugniß ihrer Schwäche ist, aufscheuchen und zur Thätigkeit anstacheln, würde nur das Gefühl in seiner graden Richtung stören und schließlich zu leerem Raffinement führen — ein Zug, der Rubinstein am wenigsten naturgemäß sein dürfte. Er wird, selbst wenn er der rein Unmittelbare bleibt, bei rechter Vertiefung des Gefühls und bei ruhigem Schaffen immer Bedeutendes, Schönes und dabei Eigenartiges hervorbringen, denn seine Phantasie ist so bestimmt eine neugeartete, d. h. sie hat das von den neuen Meistern hinzugebrachte ideelle Phantasiefluidum, welches doch schon die historische Frucht früher vollzogener Reflexionsprocesse ist, so natureigen in sich aufgenommen, daß Rubinstein's künstlerischen Gebilden, auch ohne weitere persönliche Entwicklungsphasen, eine schöne Lebensfülle eingeboren werden kann, wenn nur der Künstler seine Kraft zu conserviren versteht. Der Bildungsgang Rubinstein's zeigt zuerst die Früchte einer künstlerischen Kindheit; an Claviersachen waren darunter Opus 1, 7, 8, 9, 10, sämmtlich salongemäßer Art. Hieran ist sogleich die Bemerkung zu knüpfen, daß der Zug einer solchen gesellschaftlichen Musiksprache sich auch durch fast sämmtliche Compositionen Rubinstein's zieht und daß er diesen Zug, ähnlich wie Chopin, charakteristisch verwendet. Die Kunst ist eben in dem großen östlichen Reiche hauptsächlich Eigenthum der „höhern" Gesellschaft, und die jungen Talente, deren künstlerische Welt nur dort zu finden ist, fallen derselben so früh anheim, daß sich die Neigungen und conventionellen Gewohnheiten in dem Novizen tief einleben und ihn instinctiv dazu anregen, im Sinne jener Kreise zu denken und zu schaffen. — Wo aber der künstlich gewordenen gesellschaftlichen (nur sogenannten) „Natur" eine künstlerisch urwüchsige (rein wirkliche) gegenübersteht, und wo sich beide in einander einleben, da können interessante Ergebnisse entstehen, und nicht nur Chopin, sondern auch Rubinstein dürfte eine solche sein. Das kräftig Natürliche geht eine Verbindung mit conventionellen Formen ein, es gibt ihnen eine Art geistiger vegetativer Kraft und läßt sie, im angeregten Wachsthum, sich dem frischen Inhalte fügen; freilich büßt gleichzeitig auch das Ideelle von seiner ursprünglichen Natur einen gewissen Theil ein, indem es seinerseits dem Formenwesen sich fügen muß. Es entsteht so eine Musik, die einerseits zu vollsaftig ist, als daß man sie bloße Salonmusik nennen könnte, die aber andererseits auch zu conventionelle Züge zeigt, als daß sie rein künstlerisches Product zu nennen wäre. Man fühlt den Unterschied recht, wenn man Beethoven'sche, charaktervolle Urmusik, d. h. von allem Gesellschaftlichen absehendes reines Phantasiegewächs, z. B. nur die mittlern Sonaten, Opus 13, 57, 90, in ihrer formellen Structur und ihrem innersten Wesen mit den Chopin'schen Sonaten, Opus 4, 35, 58, und denen Rubinstein's, Opus 20, 39, 41, vergleicht. In diesen letztern ist immer ein virtuoser Ueberschuß, der die wesentlichen Formen mit einer Art „brillanten" oder „eleganten" Faltenwurfs drapirt. Gibt Beethoven schlichtweg den reinen Menschen in seinem nach außen gekehrten Innenleben, so geben die spätern Componisten speciell den modernen Culturmenschen. Schumann gibt noch den reinen innern Menschen der schon „erzogenen" durchbildeten Lebensschicht, Mendelssohn bereits den mit modernen liebenswürdigen Umgangsformen angethanen; die virtuosen Charaktercomponisten Chopin, Liszt, Rubinstein u. A. geben den Menschen der specifischen höhern Gesellschaft mit seiner geschliffenen Tournure.

Man kann bei Beethoven's Sonaten nur an die menschliche Seele mit ihrem bald ruhig, bald aufgeregt geschilderten Leidenschaftselemente denken; bei Schumann und Mendelssohn gestaltet sich die Musik schon bestimmt persönlich-civilisirt; bei Chopin, Rubinstein denkt man sich den Menschen in feinem Gesellschaftscostüm. Man könnte so die Componisten nach ihrer musikalischen Ausdrucksweise als Repräsentanten bestimmter Daseinssphären bezeichnen: Beethoven, der Mensch in freier Natur; Schumann, wie Mendelssohn, der Mensch des

Stadtlebens mit seinem vielseitigen geistigen Getriebe; Chopin, wie Liszt und Rubinstein, der Mensch im feinen Gesellschaftsleben.

Man muß das Gesagte aber für die beiden letztgenannten Meister als lediglich auf deren Claviercompositionen bezüglich beschränken; ist Rubinstein in seinen besten Orchesterwerken, z. B. in seiner Oceansymphonie, von den Gesellschaftsformen nur wenig berührt und bewegt sich der Ausdruck auf rein künstlerischen Pfaden, so ist vollends Liszt in seinen symphonischen Werken, besonders in seiner Faustsymphonie, wo das volle, reine Menschenleben in mächtig breiter und tiefer Gefühlsströmung imposant und schön zum Ausdruck gelangt, ein ganz Anderer als in seinen Claviercompositionen, die nun einmal von Haus aus in der Gesellschaftssphäre entsprangen und deren Wesen auch ferner bewahrten.

Es muß hier aber bemerkt werden, daß man mit der Bezeichnung „Salonmenschen“ nicht schlechtweg nur äußerliche Modegeschöpfe sich zu denken habe! Wie hier der Begriff gefaßt wurde, schloß er das innerlich Menschliche mit ein, das Gesellschaftliche in seiner schönsten Specialität ist hier gemeint, wo unter Robe und Frack Gemüth und Charakter, freilich in sehr verschiedenen Abstufungen, leben, wo freilich viel des Glänzendnichtigen in schaalem Modeleben hinvegetirt, wo aber auch die bedeutendsten Persönlichkeiten eine Lebenssphäre bilden, deren Genuß zu den Glanzmomenten menschlicher gesellschaft-



Anton Rubinstein.

licher Gegenseitigkeit gehören kann. Nur giebt sich dies Alles nicht in unmittelbarer Wahrhaftigkeit, sondern das, was man den gesellschaftlichen „Ton" nennt, influirt das ganze Gebahren, das Sichgeben im Ausdruck, mit dem auch vielfach ein Sichnichtgeben verknüpft ist. Nicht, daß dies Leben in solchen Höhepunkten schlechtweg als „Komödie" zu bezeichnen wäre! nein, es sind dies innerlich gerade so gewordene Menschen, denen ein solches Wesen eigenste Natur ist.

Und diese Natur kann auch eine tiefe in Gemüth und Intelligenz sein. Wie sie in den besten modernen Romanen aus der Gesellschaftssphäre geschildert wird, mit ihren oft so gehaltvollen Charakteren und fesselnden Lebensbildern, so spiegelt sie sich auch in der Musik der bedeutenden Gesellschaftscharaktercomponisten in oft so tiefgefühlten, höchst geistvollen Zügen und in Kunstformen von eminenter Meisterschaft ab, während es für die weniger hohen und interessanten Schichten bis zu den schaalsten hinab die zugehörigen untergeordneten Componisten giebt.

Von solchem Gesichtspunkte aus sind nun auch Rubinstein's Compositionen für Clavier zu betrachten, um sie sowohl in dem angedeuteten Unterschiede zu den Compositionen vergangener großer Meister, wie auch für sich selbst richtig zu beurtheilen. Ist das Orchester als solches auch kein „Saloninstrument," so wird der eigentliche stärkste Kern eines schaffenden Musikers sich doch immer in Orchesterwerken, falls er sonst eine ausgeprägte Natur für das Symphonische hat, „verewigen," während das Clavier mehr von dem Kerne abzieht.

Um aber Rubinstein's Claviersachen recht zu erkennen, muß man sie von ihm selber vortragen hören. Man kann Musikstücke in sehr verschiedener Weise gut und doch nur in einer wirkungsvoll spielen.

Rubinstein hat eine künstlerische Ader, in welcher ein Tropfen Liszt'- und Beethoven'schen Blutes lebt, das den Künstler „genial" im vollen Sinne des Wortes macht. „Musik" ist mit Rubinstein's Spiel so innig verbunden, wie die Seele mit dem Körper, selbst in dem virtuosen Beiwerk wogt ein das Herz unwiderstehlich fesselndes Fluidum von Begeisterung und warmen Musikgefühls. Die Musik ist seine eigentliche Muttersprache, Finger und Clavier sind die Sprechmechanismen; und wie ein fester Redner, dem die Ideen wie vom Himmel herab zufließen, seine gewohnte Sprache vollkommen schön spricht und dabei nicht entfernt an grammatikalische Schwierigkeiten denkt, so spielt Rubinstein, ohne dabei an Technik zu denken, die bei ihm doch so eminent ist. Ebenso hört das Publicum sein Spiel und vergißt dabei den Virtuosen — oder doch dessen Fingerkunst; man denkt nicht an Mühe, Fleiß, Uebung u. dergl., man hört und fühlt nur in entzückendem Genusse, wie das Herz voller und voller wird und zuletzt überströmt in freudigem Danke für den — Spieler; für diesen allerdings wohl zunächst, aber er ist in diesem Falle so augenscheinlich und überzeugend ein Gottbegnadeter, daß der Dankesstrom einen Zug nimmt, wie man es beim Anhören von „Virtuosen" nicht gewohnt ist.

Rubinstein spielt die großen Meister von Bach bis auf die Gegenwart herrlich, gluthvoll in den leidenschaftlichen Zügen, charakteristisch in den psychologischen Details; die Phantasiegeburten stehen in warmer Lebensfülle vor uns; das sind nicht mehr Töne nach Noten, das ist lauter schöner Eindruck. Das Geistige ist in Rubinstein's Spiele so stark waltend und der sinnlich schöne Totaleffect zugleich so treffend, daß allerlei mit unterlaufende Spuren einer zeitweilig auftauchenden technischen Nonchalance, über welche der wenig übende Künstler in seinem innern Versunkensein und seiner äußeren Sorglosigkeit hinweggeht, kaum von dem „aufpassenden Kenner" bemerkt werden. Könnte man mit einem Gehörsmikroskop an derartige Vorträge gehen, die so rein begeisterte Gefühlsergüsse sind, man würde vielleicht allerlei zu „kritisiren" haben; aber wie die volle Wirkung des Vortrages ist, so hat der Künstler in Nichts gefehlt und in Allem wohlgethan.

Bülow und Rubinstein könnte man allenfalls zusammen „einen Liszt" nennen, ohne damit jenen Beiden zu wenig, oder diesem Einzigen zu viel zu sagen. Wer sie alle drei gehört und verstanden hat, wird den Vergleich so ziemlich „deckend" finden. Jeder der beiden jüngern Clavierhelden hat Gefühl und Intelligenz die Fülle, aber im künstlerischen Thun vorwaltend ist jenes bei Rubinstein, diese bei Bülow. Jeder von

ihnen hat seine erste und seine zweite Kraftseite, und so ist es ein interessanter Zug in der historischen Entwicklung, daß sich um die, an großen Virtuosenerscheinungen so reiche neuere Musikepoche von Liszt, Chopin, Henselt, Mendelssohn, Schumann ein schönes Doppelband verschiedener, einander ergänzender jüngerer Künstler schlingt, deren ideeller Schluß- und Festigungspunkt in Bülow-Rubinstein zu begreifen ist.

Eine besonders bemerkenswerthe Eigenschaft in Rubinstein's Spiel ist eine üppige Tonfülle, die zunächst durch eine vollkräftige Körperlichkeit des gedrungen-proportionirt und muskeltüchtig gebauten Künstlers, sodann durch natürliche Anschlagsbildsamkeit und ebenso häufigen als harmonisch angepaßten Pedalgebrauch ermöglicht und erzielt wird. Der Spieler erdenkt und fühlt seine Compositionen aber instinctiv im Sinne seiner Spielweise, sie sind in diesem Betracht subjectiv-einseitig, und wer davon nicht weiß, wer sich nicht hineindenken oder durch Hören eines richtig Nachspielenden darauf hinleiten lassen kann, wird denselben einen viel geringern Werth beilegen, als es gerecht ist.

Zwischen Kraft und Kraft ist ein Unterschied, wo es sich um ästhetische Wirkung handelt. Man denke nur an die Kraftäußerung einer von Natur großen und einer kleinen, einer weichen und einer harten Stimme; die Kraft der großen wirkt leicht, die der kleinen Stimme schwer, denn jener ist die größere Kraft Natur, dieser die geringere schon Anstrengung. So wirft eine volle Meereswelle das Schiff wie ein Spielzeug auf den Strand, das nur vieler Hände langes Mühen wieder in die Fluth trägt. Eine volle und dabei gebildete natürliche Kraft vermag selbst im Piano einen satten Farbengrund und von diesem aus ein so schönes zwanglos-wuchtiges Fortissimo zu geben, daß das Gehör sich schon an dem üppigquellenden, auf- und abwellenden bloßen Klangmaterial weiden muß; man merkt, hier wird aus dem Vollen herausgeschöpft, und auch bei anhaltendem Genießen in langen, großen Zügen wird Mangel nicht einkehren.

So schwimmen recht eigentlich in Rubinstein's Spiele die Melodien und Harmonien in einem wahren Klangmeere, das wie ein natürliches Element in Strömungen von Wärme und Kälte seine stete Lebendigkeit zeigt, je nachdem der schöpferische Geist der Musik die Wirkungen heischt. Bald wird es Ebbe, bald hohe Fluth, und freut Einen dort der klare, an zartem Leben reiche Grund, so berührt uns hier die Lust in der mächtigen Kraftbewegung, der Alles leicht wird. So klingt unter Rubinstein's Händen z. B. von seinen Deux Mélodies die in F-dur 4/4 Tact, in welcher die Cantilene fast ausschließlich von den beiden Daumen betont wird, so klangselig schön, so üppig in Harmonie und Melodie, daß man unwillkürlich das farbensaftige Bild eines von Meisterhand gemalten weiblichen Kopfes zu sehen meint, dessen sanfte Züge eben jene Liebesinbrunst athmen, wie jenes Stück; es hat eine Miene, die eine Art trunkenen Versunkenseins im Anschauen eines andern Antlitzes ausdrückt. Das Stück scheint „so in der Dämmerung“ wie von selbst entstanden zu sein, obschon seine technischen Formen so eigenthümlich — freilich auch wieder so natürlich — sind, in lauter Accordgriffen nämlich, deren in der Mitte, an den Daumenstellen, zusammentreffende Töne die Melodie bilden. Nur geschickte Accentuation vermag sie zusammenhängend und schön zu Gehör zu bringen.

In solcher üppigquellenden Klangweise muß man Rubinstein's Clavierstücke hören, von seinen Salonwerken z. B. seinen „Bal,“ Opus 14, eine Reihe zugleich so drastisch-realistischer als von poetischem Tanzgefühl angehauchter Stücke, die an interessanten Formenzügen reich sind; ferner seine „Barcarolle,“ in F-moll (mit den vielen accordischen Doppelgriffvorschlägen am Schlusse), die A-moll-Barcarolle, die Sarabande in der Suite Opus 38, die Gavotte ebenda, in den Six Morceaux, Opus 44, die seelenvolle Romanze in Es, deren Ausdruck so lebendig, bis zum Mimischen gesteigert, melodisch declamirt, ebenso die Preghiera in B voll Grazie und Innigkeit.

Daß Rubinstein vorwiegend Gefühlsnatur ist, kann zugleich als sein Glück und sein Verhängniß gedeutet werden; ist mit einem starken Gefühlszuge auch ein wahrhaft starker Wille im Dienste künstlerisch-reiner Triebkraft verbunden, dann wird das Gefühl in seinem machtvollen Drange heilsam geleitet werden und so zum Glücke ausschlagen. Anderenfalls kann der Erfolg ein mißlicher oder mindestens ein unent-

schiedener sein. Und so ist es denn auch bei Rubinstein wechselnd eingetroffen: seine menschliche Natur hält seinem Genius nicht immer stille, jene will oft Unruhe, wenn dieser Stetigkeit wünscht; so giebt's denn gar manche unausgetragene Stimmung in Compositionen, ohne die ihnen wünschenswerthe Abklärung, zerfahrene Satzbildungen, wilde Züge, unverarbeitete Formen, rohe Effecte. Der kunstneidische Weltteufel hat schon manchen Genius aus seiner warmen, seelischen Vertiefung an das profane Tageslicht gelockt und sein stilles Sinnen verstört; zieht auch die gute Kraft mit schöner Gewalt immer wieder in das tief drunten emsig webende Phantasienreich zurück — der Neidende hält einen unsichtbar gesponnenen Beziehungsfaden fest und weiß allerlei aufschreckende elektrische Zuckungen, Erinnerungen, welche die reine Schaffenskraft verscheuchen, in die Brust des Künstlers zu leiten.

Wo das Gefühl so geschwächt wird, pflegt ein Künstler wohl die Reflexion helfen zu lassen; sie ist aber nur stark als Reflexion, ohnmächtig dann, wenn sie das Gefühl ersetzen soll. In solchen Momenten entstanden bei Rubinstein verschiedene halb laue, halb kalte Sätze, in diesen aber doch auch immer wieder goldige Musikadern, so daß sie unter den rechten Händen dennoch Anziehungspunkte behalten.

Die eigentliche Tüchtigkeit Rubinstein's tritt also, wie schon früher gesagt, in seinen größern Werken für und mit Clavier, desgleichen in einzelnen Orchesterwerken, wie in seiner Oceansymphonie, seiner Faustmusik hervor.

In diesen Werken erkennt man den starken Fond, eine vollkräftige Phantasie, die in langathmigen Zügen und in anhaltendem Laufe zu schaffen vermag, ohne der Schwäche zu verfallen.

Von diesen charakteristischen Zügen geben unter seinen Clavierwerken namentlich seine Sonate in F-dur, Opus 41, die Sonate mit Violine, Opus 19, mit Bratsche, Opus 49, sein G-moll-Trio und andere dahingehörende Werke Zeugniß. Freie Selbständigkeit, Kühnheit und innige Verbindung von natürlicher und künstlerischer Bildung schaffen in günstigen Momenten Rubinstein's Werke, die wahre Silberblicke eines jugendlich auserwählten Genius sind.

Literarisches.

In Ferdinand Dümmler's Verlag in Berlin sind **„Neue Studien“** von Karl Frenzel erschienen, welche in der formgewandten Manier des Verfassers Gegenstände behandeln, die fast alle mehr oder weniger mit den Interessen der Gegenwart zusammenhängen. Solche Bücher begrüßen wir stets als erfreuliche Zeichen der Zeit, da sie die alten Vorurtheile und das Philisterthum der zünftigen gelehrten Kreise bekämpfen und widerlegen. Ob Frenzel einen historischen oder ästhetischen Gegenstand behandelt, überall sehen wir mit dem Ernste des Forschers die elegante Form des Weltmannes verbunden und werden durch letztere für die Sache gewonnen. Er schreibt über „das Moderne in der Kunst,“ den „historischen und politischen Roman,“ giebt Biographisches über „Edgar Allan Poe,“ Mittheilungen über die „Briefe des Junius,“ über „Renan's Apostel“ und vieles Andere. Ganz besonders hervorheben möchten wir die Aufsätze über „Victor Hugo's sociale Romane.“

Einen interessanten Beitrag zur französischen Sittengeschichte des vorigen Jahrhunderts giebt eine Schrift, welche Alfred Ritter von Arneth unter dem Titel **„Beaumarchais und Sonnenfels“** bei W. Braumüller in Wien herausgegeben hat. Es handelt sich darin um einen sehr scandalösen Proceß, den der geistvolle Verfasser pikanter Komödien hatte und durch welchen er mit dem österreichischen Juristen Sonnenfels, dem die Untersuchung anvertraut war, zusammentrifft. Der Gegensatz zwischen dem schwindelhaften, frivolen und sittenlosen Franzosen und dem kernhaften, von neuen Rechtsanschauungen durchdrungenen Sonnenfels ist sehr wirksam und charakteristisch für die damalige Zeit und kann nicht verfehlen, auch zu mancherlei Vergleichungen mit gegenwärtigen Verhältnissen zu veranlassen. Es handelte sich nämlich um das vorgebliche Vorhandensein eines Pamphlets gegen die Königin Marie Antoinette, zu dessen Herbeischaffung oder Vernichtung Beaumarchais Auftrag und enorme Mittel erhielt. Er machte Reisen, erlebte allerlei wirkliche und erdichtete Abenteuer und erwies sich in der ganzen Angelegenheit als ein abgefeimter Schwindler, dessen Begriffe von Recht und Sitte ganz mit der Corrumption des Versailler Hofes übereinstimmten. Sonnenfels war aus einer getauften jüdischen Familie, ein unermüdlich strebsamer Geist, der sich durch eigene Kraft emporarbeitete und bei der Affaire Beaumarchais die ersten Sporen erwarb.



Die Abchasen im Kaukasus.

Von

Adolf Bastian.

Während meines Aufenthaltes in Suchum-Kaleh an der Ostküste des Schwarzen Meeres, hatte ich durch freundliche Unterstützung der russischen Officiere Gelegenheit zu einigen Streifzügen unter den Abchasen, da es ohne zuverlässige Führer nicht gerathen sein würde, sich in die Berge dieses verrufenen Räubervolkes zu wagen. Besonders damals (1865) herrschte große Aufregung, durch die Vorbereitungen zur allgemeinen Emigration veranlaßt, die auf die der Tscherkessen folgen sollte, und einige Monate nach meinem Fortgange brach auch in der That ein Aufstand aus, in welchem das russische Fort in Suchum-Kaleh überfallen und die Besatzung niedergemetzelt wurde.

Manches der versteckten Thäler in diesem von jeher den Fremden schwer zugänglichen Gebirgslande birgt, unter einer Masse rankenden Epheus begraben, die verfallene Ruine einer Kirche oder Capelle, und obwohl das Volk längst in das Heidenthum zurückgesunken ist, so hat sich doch für jene einst geheiligte Stätte eine abergläubische Verehrung in der Erinnerung bewahrt. Wenn in einem besonders wichtigen Falle ein Eid abgelegt werden soll, so begeben sich die Parteien zum Schwur nach dem Gotteshause, wo in alten Zeiten angebetet wurde, während bei gewöhnlichen Fällen die Ceremonie in der Schmiede abgehalten wird. In metallreichen Ländern pflegt sich auf primitiver Culturstufe das Geschäft des Schmiedens mit dem Schleier magischer Geheimnisse zu umweben, und besonders ist dies der Fall im Kaukasus (wo Persiens Befreier von der Tyrannei Zohak's das Schurzfell als Banner vortrug), oder im kappadocischen Pontus der Chalybes, der Nachkommen Tubal's, am Berge Goucasals, unter dessen zauberischen Zwergen Wiland, der Wunderschmidt alter Heldenlieder, seine Knabenjahre verbringt, um ihnen ihre weitbeneidete Kunstfertigkeit abzulernen. In der Sage der minusinskischen Tataren schmieden die Götter den Helden Buidalei aus neun andern zusammen, während sonst die Menschen aus Thon geformt werden. Im Kalevala will sich Ilmarinen eine Gattin aus Gold und Silber schmieden.

Der abchasische Schmidt läßt den Eidesleister vor den Ambos treten, auf dem der Hammer seines Gewerkes liegt, und die Worte sprechen: „Wenn ich nicht die Wahrheit rede, so möge der Gott Tchasmu meinen Kopf auf diesem Ambos zerschmettern.“ Dann wird dreimal mit dem Hammer auf den Ambos geschlagen. Ist kein Schmidt in der Nähe, so steckt man zwei Pfosten in die Erde und bindet geladene

Gewehre daran. Der Eidesleister stellt sich dazwischen und ruft die Rache des Gottes Tchasmu-Abers-Nüchwa auf sich hernieder, daß er ihn mit diesen Gewehren erschießen möge, wenn er Unwahrheit reden sollte. So schwört der Ostjake bei dem Bären, der ihn fressen wird bei seiner nächsten Waldreise, wenn er gelogen haben sollte.

Eidesleistungen finden in Abchasien nur am Mittwoch und Freitag statt, indem der letztere Tag wahrscheinlich auf muhamedanische Reminiscenz zugefügt ist. Bei dem Verfalle des Christenthums faßte vorübergehend auch der Islam Fuß im Lande, bis die Ceremonien beider Religionen durch den nachwachsenden Jungle des Naturcultus überwuchert wurde, da die angelegten Missionen der Arbeiter ermangelten, um ihren Garten von Unkraut frei zu erhalten. Hat sich der Abchase eines Meineides schuldig gemacht, so glaubt er beim ersten Kopfschmerz, der ihn befallen sollte, daß der Gott Tchasmu jetzt anfange, ihm mit seinem Hammer den Kopf in Stücke zu schlagen und dieser Hammer ist ebenso gefürchtet, wie der Aijeke wetschera bei den Lappen. Man braucht auf diese Manifestation des Rachegottes gewöhnlich nicht lange zu warten, da die endemischen Fieberanfälle des Landes sich leicht mit Kopfweh compliciren. Der Unglückliche schickt dann spornstreichs einen seiner Verwandten zu dem Schmidt und fleht denselben um seine Verwendung bei dem Gotte an, indem zugleich die Einladung zu einem Hammelsfeste beigelegt wird, um ihn gnädig zu stimmen. Nach der Genesung des Kranken wird das Thier zum Dankopfer geschlachtet und der Schmidt trägt das gekochte Fleisch mit sich nach Hause. Außer Tchasmu, dem Gott der Künste, verehren die Abchasen noch Abschwenimaa, den Gott der Wälder und der Jagd, Aitar, den Gott des Viehes und der Landwirthschaft, Dschigspä, den Gott der Pflanzen und des Wachsthums, Afey, den Gott des Donners; der Gott Chachtu gilt als der Schöpfer der Welt. Die Jäger richten ihre Gebete vorzugsweise an Abschwenimaa oder Abschwebschaya-ana-inschwahn. Nach der Ernte der Weintrauben beginnt die Jagd und endet, wenn erfolgreich, um Neujahr, oft in schlechten Jahren schon im December. Vor dem Auszuge versammeln sich die Jäger des Dorfes an einem Orte im Walde und opfern dort einen Ziegenbock, indem jeder der Jäger etwas Weihrauch in das Feuer wirft und den Gott bittet, ihm eine reiche Jagd zu verleihen. Begegnet der Jäger Jemand auf seinem Wege und sollte ihm nachher das Glück nicht günstig sein, so wird er es der Hexerei jener Person zuschreiben. Er sucht dann ihr angehörige Haare, Kleidungsstücke oder andere Abfälle zu erhalten und wirft dieselben in ein Feuer, über welches er hin- und herspringt, um durch einen kräftigen Gegenzauber den bösen Einfluß zu brechen. In Hessen wird gewarnt, abgeschnittene Haare nicht zum Fenster hinauszuwerfen, weil sie die Hexen zu etwas gebrauchen könnten, und in der Mark würde man davon Kopfweh bekommen. In Franken kann man dagegen das Fieber abgraben, wenn man Haare und Nägel in die Erde verscharrt. Ebenso bekannt sind alle diese Sympathien auf den polynesischen Inseln und anderswo.

Der Gott Dschabschi erhält in Abchasien Opfer nach dem Einbringen der Getreideernte. Vor einem Tische, auf dem von allen Arten des Getreides etwas hingestellt ist, wird ein Dankgebet gesprochen, wenn die Ernte reichlich war, sonst bittet man um eine bessere für das künftige Jahr. Am Flusse Dschips wiederholt sich dieses Fest während der Fasten. Die Hirten bringen dem Aitar für seinen dem Hausvieh gewährten Schutz eine Milchgrütze dar an jedem Sonnabend Abend, außer wenn die Fasten es verbieten. Alle versammeln sich um den Kessel und bitten den Gott, ihr Vieh zu vermehren. Die Grütze wird dann gegessen zu Ehren und zum Andenken der Gottheit. Wünscht man den Hirten besonders fest an ein gegebenes Versprechen zu binden, so läßt man ihn beim Aitar schwören, denn da er diesen als seinen speciellen Schutzgott betrachtet, in dessen Hand sein ganzes Vermögen liegt, so würde er nicht wagen, gegen ihn zu sündigen. Für ihr Jahresfest ziehen die Hirten einen jungen Ochsen mit Milch auf und führen ihn dann zum Feuer des Altares, bei dem er angebunden wird. Der Aelteste der Hirten stellt sich dann daneben und seine Mütze abnehmend spricht er folgendermaßen: „O, Chachtu (Allerhöchster), o höre mich! Dir bringe ich dieses Kalb zum Opfer, nach altgeheiligtem Brauch, nach unserer Vorfahren Sitte. Gieb Du mir und meiner

Familie langes Leben, gieb langes Leben dem Fürsten und seiner Familie." Das Thier wird dann geschlachtet, das Fleisch verspeist, nachdem man Weihrauch auf das Feuer geworfen und einige Stücke Fleisch in demselben verbrannt hat.

Um vor Gewittern geschützt zu bleiben, opfern die Hirten einen Hammel dem Afey, dem Gotte des Gewitters, ehe sie im Frühjahre auf die Berge hinaufziehen oder wenn sie im Herbst mit ihren Heerden von denselben herabkommen. Ist ein Mensch vom Blitz erschlagen, so dürfen die Verwandten beim Leichenbegängniß nicht weinen und klagen, weil sonst alle Anwesenden vom Blitze getroffen werden würden. Nachdem der Leichnam auf ein Gerüst gelegt ist, werden die Knochen später unter Festgelagen begraben. Das durch den Blitz Getroffene ist von dem Herrn des Himmels als sein Eigenthum ausgewählt, und es ist deshalb für Andere unerlaubt, dasselbe zu berühren. Nur die von altersher überlieferten Gesänge und Tänze ermuthigen die Abchasen, an ein Stück Vieh oder einen Menschen heranzutreten, der vom Blitz erschlagen am Boden liegt, und erst nachdem sie sich durch religiöse Ceremonien entsühnt haben, mögen sie es wagen, den Cadaver aufzuheben und für die Bestattung fortzutragen. Wenn ein Thier in der Nähe des Dorfes vom Blitze niedergeschmettert wird, so versammeln sich alle Bewohner und nahen sich ihm tanzend, in zwei Chöre getheilt, deren einer Voi-tha, der andere Koi-tha singt. Der Carcaß wird dann auf ein hohes Gerüst gelegt und der Eigenthümer muß noch ein anderes Stück Vieh opfern, um der Gottheit für die Heimsuchung seiner Heerden zu danken, indem er zugleich die Gelegenheit für Gebete um Mehrung des Viehstandes benutzt. Aehnliche Reinigungen sind für solche Fälle den Mongolen auferlegt und in Yoruba gehört ein vom Blitze getroffenes Haus mit all seinem Mobiliar den Priestern des Donnergottes Schango, die es für denselben in Besitz nehmen. In Schlesien bleibt es verboten, Holz eines vom Blitze getroffenen Baumes zum Brennen oder Bauen zu verwenden, weil es sonst einschlagen wird (nach Wuttke), und in der Oberpfalz wird Ackergeräth, wohinein der Blitz gefahren, weggethan. Die Abchasen meinen, daß besonders Eichen vom Blitze getroffen werden, und alle solche Bäume, die sich in der Nähe von Dörfern finden, werden deshalb entwurzelt, während man im Norden die Donnereiche dem Thor weihte. Weil die Eiche den Blitz anzieht, war sie den Griechen Wahrzeichen des Zeus, und Forstmänner wollen es durch Erfahrung bestätigt gefunden haben, daß die Eiche unter allen Bäumen dem Blitze am meisten ausgesetzt sei (nach Friedreich). Im Lesachthal glaubt man sich unter einer Haselstaude gegen den Blitz gesichert und in Tirol steckt man Haselstauden in's Fenster, um das Haus zu schützen, wogegen es in Kärnthen gefährlich sein würde, Feuerlilien unter das Dach zu bringen. Die Abchasen schreiben der Weißbuche eine blitzabwehrende Kraft zu, und sie lieben deshalb diesen Baum in der Nähe der Ansiedlungen anzupflanzen. Auch ist es Vorschrift, daß sich in jedem Hause irgend ein Stück finden muß, das von dem Holze der Weißbuche gemacht ist. Während des Gewitters singen die Abchasen Lobverse zu Ehren der Göttin Anschwa-Nüchwa, der Muse der Dichtkunst, und sie preisen in ihren Liedern das schöne Wetter, mit dem sie jetzt der Gott des Donners zu erfreuen gedenkt. Nach sächsischem Volksglauben darf man während des Gewitters nur in lobenden Ausdrücken von demselben reden. Auch bei ihren Festgelagen pflegt einer der Aeltesten die Gäste daran zu erinnern, daß der Gottheit (Anschwa) für die guten Dinge, die sie gewährt, gedankt werden müsse, und einer der Anwesenden stimmt dann Lobeserhebungen an des großen Gottes, des erbarmenden Gottes, indem er ihn ruft mit den Worten: „Du, der Du mit dem Donner niederfährst, Du, o Herr, der Du mit dem Blitze Dich erhebst, Du, der die Sandkörner am Meere kennt!" Jeder Vers schließt mit den Worten: „Anschwa-nuh, großer Herr (oder Herrin)," und dieser Refrain wird vom Chore dreimal wiederholt. Anschwa oder Anutzwa ist der allgemeine Name für die Gottheit und Amtza ist Feuer. Die Milchstraße nennen die Abchasen den Weg der Hammel (Aoserume), die Mingreler den Weg der Sonnenmilch (Bijaschtzara). Gott heißt Chmerti auf Grusinisch, Choronti auf Mingrelisch. Die Mingrelier oder Abüsch bezeichnen die Kometen als Schweifsterne (Kudelami-moritschi), den großen Bär als Bärin (Dabuli-

Tunti), den Regenbogen als den Gürtel des Himmels (Tsaschi-orchab). In dem gekrümmten Sternbilde der Sichel unterscheiden die Abchasen den kleinen Stern als den Schnitter.

Ein besonderes Fest, an dem nur Schmiede und Schlosser theilnehmen dürfen, wird für die sieben Heiligen gefeiert oder für Tchasmu-Abisu-Macha (Tchasmu-Abers-Nücha), einen Gott, den sich die Abchasen als einen siebentheiligen vorstellen. In seiner Personification als jener hammerführende Gott, der den Kopf des Meineidigen zerschlägt, ist er in einer weit durch Asien verbreiteten Mythe eingewoben, deren buddhistische Version eine Menge siebenköpfiger Gottheiten geschaffen hat, und die Wurzel derselben liegt in Chondschim-Bodhisatwa, dem frommen Büßer Tibets, der auf die Gefahr hin, daß sein Kopf in sieben Stücke zerspringe, alle Menschen zu erlösen geschworen hatte. Als die Sündhaftigkeit dieser ihm die Erfüllung seines Versprechens unmöglich machte, hatte er die selbstauferlegte Strafe zu leiden, wurde aber zugleich zu dem in beständigen Wiedergeburten auf Erden incarnirten Heiland erhoben. Am Neujahrsabend tödten die Schmiede mit einem dafür besonders vorbereiteten Messer ein Stück Hornvieh und die Frauen schlachten für jedes männliche Mitglied der Familie einen Hahn, indem sie zugleich aus Mehl Kuchen backen. Sind diese fertig, so werden sie nach dem Ambos getragen, auf den der Schmidt alle seine Handwerksgeräthschaften niederlegt. Die ganze Familie versammelt sich dann in der Schmiede und kniet dort nieder. Der Schmidt zündet eine Kerze an, streut Weihrauch in das Feuer und bittet seinen Schutzgeist um langes Leben für sich und seine Familie. Nach dem Gebete schneidet er ein kleines Stückchen von der Leber und dem Herzen des geschlachteten Viehes ab, um es mit Theilen des Hahnes und Krumen der Kuchen zu verbrennen. Darauf werden so viele Bissen von dem Opferfleisch abgeschnitten, als Mitglieder der Familie vorhanden sind und jedem derselben der seinige zugetheilt, um ihn mit drei Schluck Wein zu verzehren. Nach Beendigung des Liebesmahles bringt man das Fleisch aus der Schmiede in das Haus, wo die Nachbarn eingeladen werden, zu Ehren des Tchasmu ein Festgelage zu halten.

Bei Annäherung des Neujahrs machen die Jungen in den abchasischen Dörfern den Alten ein Geschenk mit einer Drossel, der der Kopf abgeschossen ist, und erhalten dafür ein Gegengeschenk. Um Neujahr feiert man auch die Gupichwa genannte Ceremonie, indem durch einen aus der Familie so viele Kuchen verfertigt werden, als die Familie Mitglieder zählt. In jeden Kuchen wird ein abgeschältes Ei hineingebacken, der Aelteste hält dann Jedem den ihm zuertheilten Kuchen vor die Brust und bittet Gott, ihn vor dem Uebel des Herzens zu bewahren, weshalb diese Ceremonie auch Gupichwa (Herzensleid) heißt. In dem Districte Abschiw beobachtet man um dieselbe Zeit die Kalinda genannte Ceremonie. Am Tage vor Neujahr wird ein viereckiger Kuchen gebacken und beim Hahnekrähen am nächsten Morgen auf den Tisch gestellt. Nachdem ringsherum Lichter aufgeklebt sind, kniet die Familie um den Tisch herum und bittet Kalinda (Kalanda), Alles, was gut ist, im kommenden Jahre zu senden; der Kuchen wird dann verzehrt bis auf die letzten Reste, die verbrannt werden, und die Ceremonie muß vor Anbruch des Tages vollendet sein. In dem Namen der angerufenen Wesenheit scheint eine Personification des mit jedem Jahresanfange erneuten Kalenders zu liegen, wie Aehnliches vielfach in mythologischen Combinationen vorkommt. Im Districte Dap Dschiw begehen die Abchasen eine Ceremonie, die mit dem grusinischen Worte Gwutanu (das vor dem Tageslicht Gethane) bezeichnet wird. Es werden so viele Hühner getödtet, wie sich Personen in der Familie finden und für eine jede backt man vier Brötchen (Quaquari), aus Käse und Honig verfertigt. Vor dem ersten Tagesgrauen müssen die Hühner gar gebacken und die Kuchen bereitet sein. Mit dem Hahnekrähen erhebt sich Alles vom Lager und auf den Tisch werden vier Teller mit Hühnerfleisch und Kuchenschnitten hingestellt. Auf jedem Teller steckt eine Kerze, und nachdem die ganze Familie um den Tisch niedergekniet ist, nimmt das Haupt derselben seine Mütze ab und betet zu Gott, das Haus vor Krankheit zu bewahren. Im Besondern wird noch um Schutz gegen Ruhr nachgesucht, damit Magen und Verdauung in bester Ordnung bleiben möge. Nachdem die Versammlung dann den Tisch drei-

mal umkreist hat und sich nach Westen hin verbeugt, beginnt das Mahl, bei dem Alles aufgegessen werden muß und die übrig bleibenden Krumen zu verbrennen sind. Das Ganze muß vor Sonnenaufgang beendet sein. Früher soll diese Ceremonie auch in Mingrelien abgehalten, aber späterhin, als dem Christenthum zuwider, verboten worden sein.

Am ersten Tage der großen Fasten dürfen die heirathsfähigen Mädchen, oder die schon im Brautstande verlobten, Nichts essen und eine Jede hat vier Fastenkuchen zu backen. Sie tragen dieselben in der Dunkelheit zu einer kürzlich in den Ehestand eingetretenen Frau, die sie in einer, an abgelegenem Orte dafür besonders errichteten Wohnung empfängt. Wenn Alle zusammen sind, knien sie miteinander nieder, indem jede ihren Teller mit dem Brötchen vor sich hält. Die junge Frau spricht dann ein Gebet, in welchem um einen glücklichen Ehestand gebetet wird. Für Mädchen edler Herkunft sucht sie um einen schönen, klugen, tapfern und gastfreien Gatten nach, für Mädchen aus dem Volke um einen jungen, zärtlichen und arbeitsamen. Nachdem der künftige Ehemann beschworen ist, sich seiner Erwählten im Traume zu zeigen, giebt die Frau jedem der Mädchen etwas von den Bröten zu kosten. Das Uebrige wird dort gelassen, aber ein jedes Mädchen nimmt ein kleines Stückchen ihres Kuchens mit, um dasselbe unter das Kopfkissen zu legen. Wenn sie es dann am nächsten Morgen aufbrechen, so finden sie darin ein Haar von derjenigen Farbe, wie sie die Haare ihres Bräutigams zeigen werden. Im Harz beten die Mädchen zum heiligen Andreas, daß ihnen der Herzallerliebste im Traume erscheinen möge.

Bei andauernder Dürre im Sommer versammeln sich die Dorfbewohner Abchasiens in ihren besten Kleidern bei einem Flusse und theilen sich in drei Parteien. Die Einen hauen Zweige ab, um ein Floß zu bauen, die Andern sammeln trocknes Stroh, die dritte Abtheilung verfertigt eine Puppe in Frauengestalt. Ein Esel wird mit einem weißen Laken bedeckt und eines der Mädchen nimmt die Zügel in die Hand. Die Puppe wird auf den Sattel gesetzt und an jeder Seite gehen ein paar Männer nebenher, um sie aufrecht zu erhalten. Die Andern vertheilen sich gleichfalls in zwei Reihen, rechts und links, und die Procession bewegt sich dann langsam gegen den Fluß, im Chorus singend: „Wasser müssen wir haben, Wasser, ja Wasser! Wasser des Regens rausche herab, Regenwasser ist nöthig, ein rothes Gänseblümchen, o Söhne des Herrschers, etwas Wasser, ein wenig Wasser, ein kleines Wenig!“ Die Mädchen führen den Esel an das Floß heran und setzen die Puppe auf dasselbe. Das Stroh wird angezündet, und der Strom führt das Floß hinab. Die Mädchen jagen den Esel darauf in den Fluß und treiben ihn mit Stöcken im Wasser umher, um ihn trotz seines Widerstandes zu baden und naß zu spritzen. Der störrische Esel sucht zu entkommen, er springt in allerlei Capriolen umher und gelangt zuletzt an das jenseitige Ufer, wo er dann gewöhnlich zu schreien anfängt, und dies gilt für ein gutes Zeichen, daß der erwünschte Regen nicht mehr lange ausbleiben wird. Die Mädchen kehren unter Gesängen und Scherzen nach dem Dorfe zurück. Die Eselsprocessionen des Mittelalters wurden im christlichen Sinne mit dem Esel des Palmsonntags in Beziehung gebracht, der durch das Meer geschwommen und nach Verona gekommen. Schon den Aegyptern war der Esel röthlicher Farbe das Symbol des ausdörrenden und gluthsendenden Typhon (s. Schwenk). Wie oft katholische Heilige ein unfreiwilliges Bad haben nehmen müssen, um sie von der Nothwendigkeit des Regens zu überzeugen, ist bekannt genug. In Birma setzte man früher eine dazu bestimmte Buddhafigur der Sonnengluth aus, damit sie sich selbst von der Lästigkeit derselben überzeugen könne und den Wunsch des Volkes erfüllen möge. Erst wenn dies geschehen war, wurde ihr die Rückkehr nach der kühlen Capelle erlaubt. In Spanien trägt man in trockner Zeit ein Bild der Jungfrau durch die Dörfer. Sonst diente Bilsenkraut zum Regenzauber. Die auf ihren Alpentriften von den Dörfern getrennten Hirten (in Abchasien) beobachten eine andere Ceremonie, wenn der Regen zu lange ausbleibt. Sie führen einen Opferstier herbei und versammeln sich um ihren Aeltesten, der den um die Hörner gewundenen Strick in der Hand hält und zum Afey betet, ihm vorstellend, daß das Vieh zu Grunde gehe und Hungersnoth drohe, wenn sich nicht die Wolken

versammeln würden und Regen die Erde benetze. Das Fleisch wird nach dem Kochen mit einem Muß aus Hirsebrei gemengt und kleine Portionen dieses Gerichtes legt man auf einen um den Tisch gestellten Zaun umher. Dann wird das schon vorher gesprochene Gebet wiederholt und sein Ende bekräftigen Alle mit Amen! Nur Männer dürfen dabei zugegen sein.

Die regierende Fürstenfamilie in Abchasien nennt sich Schirwandschidje und führt ihre Genealogie auf den großen Perserkönig Nurschirwan zurück, den Erbauer oder doch den Wiederhersteller des eisernen Thores von Derbend, dessen Festungsmauer sich quer durch den Kaukasus bis nach Kilosura am Schwarzen Meere erstreckt haben soll. Die übrigen Fürstenfamilien führen häufig Namen, die in ihrem griechischen oder italienischen Klange auf ausländischen Ursprung hindeuten, wie Marschani (in Zebelda), Muchwari, Inal-ipa (Söhne des Inal, im Besitze der Ländereien bei Pitzunde, die früher Eigenthum der Kirche waren), Dschabel-irchwa, Antschebatse, Sabschipa. Unter den Edelleuten finden sich die Namen Baach, Laker-Bey, Akirtaa, Blab, Mikan, Tchörik, Djuan-Bey oder Schwanbey, welch' letztere Familie sich von einem Franzosen (Monsieur Jean) ableitet, der mit seinem Diener dorthin gekommen. Andere (gleich den Marschani) von den Kaufleuten oder Marchands. Die Fürsten in Abchasien führen den mingrelischen Titel Tawat, die Edeln heißen Amustatzewa, das Volk Oweh. In den Liedern der Abchasen werden unter den Helden (Chlatza) besonders die großen Helden (Abul-Chlatza) gefeiert. Mit Ausnahme der regierenden Fürstenfamilie, die sich nur mit den ebenbürtigen Dynastien in Mingrelien und Gurien verschwägert, mögen die übrigen Fürsten in die Familien der Edelleute hineinheirathen, aber bei ihren Nachkommen bleibt dann der Blutpreis ein höherer, als er für die Edelleute fixirt ist. Bei Verwundungen singen die Abchasen ein Trauerlied (Achchwroaschwa), das aber nur in dem Trällern einer schwermüthigen Melodie besteht, ohne dieselbe in Worten auszudrücken. Gleiches geschieht während der Leichenbegängnisse, bei denen sich die Leidtragenden mit Peitschen über den Nacken schlagen und Heulweiber miethen.

Perlen und Perlenfischerei.

Von

F. Lindau.

Ueber die Entstehung der Perle in der Auster sind die verschiedenartigsten Vermuthungen aufgestellt. Das nimmt man jetzt allgemein an, daß es eine Art von Krankheitszustand sei, in welchem die Auster die Perle erzeuge, und viel Wahrscheinlichkeit hat folgende Behauptung für sich. Die Auster öffnet sich bekanntlich von Zeit zu Zeit, und da kommt es denn auch vor, daß irgend eine fremde Substanz ihren Weg hineinfindet. Diese versucht die Auster zu entfernen, und wenn ihr dies nicht gelingt, so überzieht sie dieselbe mit einer glänzenden, sich allmälig verhärtenden Feuchtigkeit, welche sie aus dem sogenannten Bart absondert, eine Masse, welche nur aus Anhäufungen derselben Substanz besteht, wie sie die Perlmutter in den Perlmuscheln enthält. Mit dieser Substanz bedeckt die Auster den fremden Gegenstand so lange, bis derselbe so glatt geworden ist, daß er die Auster in ihrer Schale möglichst wenig genirt. Redi und de Bournon haben eine Menge von Perlen geöffnet und in allen einen fremdartigen Körper, meistens von der Größe eines Sandkorns, oft auch etwas größer, gefunden, und ebenso hat man auch deutlich unterscheiden können, daß die Perle aus lauter ganz dünnen Lagen, wie bei der Zwiebel, besteht, und daß ihre Farbe immer ganz gleich mit der der innern Seite der Schale ist.

Eine früher mehr verbreitet gewesene Ansicht war, daß die Perle durch eine Verletzung der Auster entstehe, und dies brachte Linné auf den Gedanken, den Versuch zu machen, auch in der Süßwassermuschel von Schweden Perlen zu erzeugen. Die schwedische Regierung unterstützte das Unternehmen, und es wurden in verschiedenen Flüssen künstliche Perlmuschelbänke angelegt. Es gelang auch wirklich, Perlen zu erzeugen, allein sie waren so klein, daß man sich bald überzeugte, die Kosten überstiegen den Werth der Perlen bei weitem, und die Sache wurde aufgegeben. Das eigentliche, von Linné angewandte Verfahren blieb Geheimniß; allein soviel

weiß man, daß in die Schale der lebenden Muschel ein kleines Loch gebohrt, und in dieses eine fremde Substanz hineingebracht wurde. — Auch in Ostindien ist ein ähnliches Verfahren bekannt, und man hat mehrfach große Austerschaalen gefunden mit einem feinen Messingdraht in ihrer ganzen Länge, und die Höhlungen im Innern der Schale zeigten deutlich, daß sich dort Perlen gebildet hatten.

Die Chinesen werfen in eine Art Muschel, die sogenannte Schwanmuschel (mytilus cigneus), wenn sie sich geöffnet hat, fünf oder sechs ganz kleine Perlkügelchen, welche durch eine Schnur verbunden sind, hinein und nach Verlauf eines Jahres sind sie mit einer Perlenkruste überzogen, welche sie der wirklichen Perle ganz gleich aussehend macht.

Die Perle wird in mehreren Arten von Muscheln gefunden, sogar auch in einigen Flußmuscheln, z. B. in der Elster im sächsischen Voigtlande, in einigen Flüssen Böhmens u. s. w., und diese werden occidentalische Perlen genannt. Sie kommen aber an Schönheit und an Werth den in den ost- und westindischen Gewässern gefischten — den orientalischen Perlen — nicht gleich.

Die Hauptperlenfischereien sind in der Nähe von Ceylon, der Küste von Coromandel, den Suluinseln, der Küste von Algerien, den Bahreininseln, Cap Dschulfar, St. Margarita, Cubagna, Camagole, la Hacha, Santa Marta u. m. a. O. Die schönsten Perlen kommen von den Bahreininseln und den in der Nähe der Inseln Karrak und Corgo belegenen Perlenfischereien. Diese zeichnen sich noch dadurch aus, daß die dortigen Perlen aus acht Plättchen oder Lagen gebildet sind, während die meisten übrigen nur fünf haben; sie werden aber nur wenig ausgebeutet, weil das Wasser zu tief ist und die Fischerei deshalb zu bedeutende Kosten verursacht. Von den Bahreininseln werden die meisten Perlen nach Bassora gebracht, und von hier aus gehen die größten und schönsten nach Europa und die kleinen nach China, woselbst sie zum Theil als Ingredienzien von Arzeneien gebraucht werden. Die Perlen werden nach ihrer Größe in drei Klassen getheilt. Die größten heißen Zahlperlen, die kleineren Lothperlen, die kleinsten Staubperlen. Die schönsten, größten und meisten Perlen findet man in der eigentlichen Perlauster, meleagrina margaritifera lamark, welche aber nur in der See lebt. Diese Auster gleicht in Form der gewöhnlichen englischen, ist aber bedeutend größer und hat acht bis zehn Zoll im Umfang. Der Körper des Thieres ist weiß, fleischig und klebrig, das Innere der Schale — die eigentliche Perlmutter — ist glänzender und schöner als die Perle selbst. Die Außenseite der Schale ist glatt und dunkel gefärbt. — Die Muschel in einigen europäischen Flüssen, in welcher man Perlen findet, ist die unio margaritifera, die zwar auch häufig in den Flüssen von Südamerika angetroffen wird, aber dort nie Perlen erzeugte.

Die Perle liegt entweder in dem Körper der Auster selbst, oder lose zwischen dem Thier und der Schale, oder sie ist durch eine Art von Band mit der Schale verbunden und leicht von dieser abzulösen. Sie besteht aus kohlensaurem Kalk und einer gallertartigen Masse, von letzterer ungefähr $^1/_{20}$. — In England wurden früher auch Perlen gefischt, die unter dem Namen der schottischen Perlen bekannt sind; allein diese Fischerei ist jetzt kaum noch nennenswerth. Man hat sie so wenig regelmäßig betrieben, daß die Bänke fast ganz zerstört sind. — Die sogenannten böhmischen Perlen, von denen einige sehr schön und vom reinsten Wasser sind, findet man in der Moldau von Kruman bis unterhalb Turenberg. Auch in einem andern kleinen böhmischen Flusse, Wattawa, werden Perlen gefunden. — Die Perlenfischerei in der Ilz bei Passau, welche früher nicht unbedeutend war, wird nicht mehr betrieben; die Bänke sind erschöpft.

Die runden Perlen sind die gesuchtesten, sie sind aber gewöhnlich kleiner als die ovalen oder birnenförmigen. Tavernier (Reisender und Juwelier, geb. 1605 zu Paris, gest. 1689 zu Moskau) erwähnt in seiner: Voyages en Turquie, en Perse et aux Indes einer solchen Perle, welche er die schönste, vollkommenste und fehlerfreieste Perle der Welt nennt, und welche für 1,400,000 Livres verkauft worden ist. Sie maß anderthalb Zoll in der Länge und einen Zoll in der Dicke. — Der große Fehler, den Perlen haben und ohne welchen sie viel werthvoller sein würden, ist, daß sie nicht, wie die Edelsteine, unveränderlich